Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Band 78.

1897.

Über Land und Meer

Deutsche Illustrirte Zeitung

Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

LXXVIII. Band. 1897. Nr. 27—52.

Sach-Register.

Romane, Novellen u. Erzählungen.

Belend oder Gnade, von Hartmann 1407 und dem Thiele Bertholden. Von Rudolf Heinrich Greinz. 1228.
Lautsprache, bei der Haustür Brunnen. Von Friedrich Karl Ginzkey 1560.
Erlösung, der Abschied. Von Karl v. Zedlitz 1560.
Es hat Not. Mit Capellmeister Johannes Trojahn. Von M. v. Puttkamer 1351.
Flucht, die, Romantisches Von Otto-Erich 1441, 1462, 1482, 1503, 1523, 1543, 1563, 1583, 1603, 1623, 1643, 1663, 1683, 1703, 1723, 1743, 1763, 1783.
Gebrüder, die, bei Reichsrath Mahl von Prinzessin bei Cherry Dietlichen. Herausgegeben von Ernst Martin. Buch 1284, 1304.
Hans Schmidt. Novelle von Rudolf Greinz 1281.
Hauptmann, vom. Novelette von Emil Rudolf 1761.
Jung gestorben? Humoristischer Roman von Rudolf v. Gleichreith 1421, 1441, 1461, 1481, 1501, 1521, 1541, 1561, 1581, 1601, 1621, 1641, 1661, 1681, 1701, 1721, 1741, 1761, 1781.
Mädchen aus Kalkutt. Novelle von [illegible]
[illegible]
Rich. [illegible]
Robert [illegible]
Wed 1338.
Wolf 1272.
Zwölfzig. [illegible]
1230.
Bertha 1721.
Wegmüllian [illegible]
en. Von M. Ke[illegible]
Von E. Ebe[illegible]
90.
Von O. Bulle 741.
ner von Bodenstedt.
ng von Bernhardsen
n 440.
Von E. v. Rie[illegible]
Mädchenerzählungen, der Verfl. erst Christ Lerche in Leipzig 1277.
Mädchenerzählungen, der Verfl. erst Christ Lerche in Leipzig 1277.
Von Hans Hoffay 510.
gnis alle, im Spiegel der einen Zeit. Von Theodor Hermann 1281.
Von Theodor Hermann 1281.

Literatur und Forschungen.

Anti-Antijudaismus. Von Dr. A. Bauer-Berlin 1321.
Antijudaismus, der heutige. Von H. Rauß-Heidelberg 1201.
Antisemitismus, in den, Glauben 1441.

Bibliothek, Archiv, Akten und Gebräuche.

Gastfreiheit, ein Ereignenheit im Orients 1001, 1021.
Gastfreundschaftsrecht, die Herrschaften in der praktischen und theoretischen. Von Henry Pratt 1021.
„Gymnasiasten-Gedichte", das, [illegible]. Von Gustav Kraus 1201.
Jungfrauenbund, katholischer, Von Eugen v. Jagow 1441.
Mädchen, das junge, in Frankreich. Von Eugen v. Jagow 1417.
Ornamente Sinnig in Gedicht. Von O. v. Beaulieu 1441.
Sprachkarten, Herkunft und Verbreitung der 1281.
Stadtschulen, Warnung 1281.
Studentenlieder, Parodien. Von Eugen v. Jagow 1361.
Tabakplantagenpraxis, Robert Dodd's neue. Von Arthur-Bonn 1281.
Handschriften-Entwickelung. Beil. zu Nr. 27, 29, 30, 31, 32, 33, 35, 36, 38, 41, 42, 44, 45, 46, 49.

Geschichte und Zeitereignisse. Ansichtungen. Orte.

Ansiedelung, die Russische, in Ostpreußen. Von Paul Lindenberg 1281, Beil. zu Nr. 33.
Ansiedelung, Südchile-Patagonien, im Urwald 1601.
Bismarck, eine Tabakbot des Fürsten. Von Heinrich Hesse 1281.
Bismarck, Fürst, und sein Hausbesitzer Freund. Von D. H. Graf 1014.
Bogen, am Fels in 501.
Bundesschießen, das, in Basel 1484.
Bundesschießen, das 25. deutsche, in Nürnberg. Von Moritz-Schiller 1281.
Centenarfeier i. Kaiser Wilhelm-Gedächtnis-Spiele.
Bayern, Bismarck bei Prinzessinen, in St. Petersburg 1601, 1641.
Bismarck in Petersburg 1601, 1641.
Bismarck-Feier, Centenarfeier, in Gießen 1601.
Bismarck-Feier, Centenarfeier, in Berlin 1601, Beil. zu Nr. 29.
Bismarck, der Kanzler, im Lichte seiner Schriften zu Berlin. Von Dr. Hans Delbrück 1601.
Bismarck, die Vorgänger auf 1455, 1501, Beil. zu Nr. 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 36, 38, 39.
Bismarck-Feier, der, XVII. großherzogliche Jubiläum, in München 1984, 1987.
Bismarck-Denkmal, zum, in Deutschen Reich 1721.
Bismarck-Denkmäler, der, in Berlin. Von Peter Benoit. Beil. zu Nr. 39.
Bismarck-Denkmäler, der, in Hamburg. Von

Militär und Marine.

Boot-manöver am Rhein bei Düsseldorf Personen. Bell. zu Nr. 47.

Kaisermanöver, die Hofdienstverordnungen bei denselben 234.

Kaiser Wilhelm der Große, der neue Torpedokreuzer. Schnellkanonen 221.

Kreuzer erster Klasse, der neueste, der deutschen Marine, (Kriegs-Flagge) 284.

Mobilmachung, die, der hartkronenbergischen Pferde im Germanendenkmale zu Aue 446.

Rechnungsprüfungsamt, die sächsischen Übungen der deutschen Armee-Abtheilungen bei der Bonner Rheinbrücke 1870.

Rote Ferse, das Deutsche und Österreichische, in Kaiserslautern Bell. zu Nr. 37.

Schießübung, die, unter Waffen. Von Dr. Ernst Scherer 353.

Schwerkraft, die Größe der, in Kriegsschiffen, mit Bezug auf Ausgleichung und Trimm 222.

Übungsreisen, der Handwerksgesellen der Bayern-Kürassier- und Dragoner-Regimenter, als Ausgemeinde. Gesetz

Sport und Spiel.

Bergsteigen, das. Von Th. Gross-Hoffinger 1.

Bootsgymnastik, die hierbei nöthigen, der deutschen Bootsknechte. Von O. v. Frenzel 206.

Radfahrschule, in der, Von Paul Schmidt 1.

Rudern, das, in Düsseldorf 1.

Rennboote, die neue Münchener 234.

Wettrennen, die Pferde-, bei den Ostpreußischen Jagden 1.

Wettrennen, die Pferde-, bei den Trabrennen zu Berlin 1.

Für mündige Brunnen.

Alte Frau, eine, Von Johannes Richard zur Megede 441, 457.

Alte Leute, Von Johannes Trojan 444, 455, 461, 475, 485, 549.

Alterthümer, die, des Bauernhofes, zu Nieder Peuer. * Beil. zu Nr. 36.

Amerikaner, in der, Von Paul von Schönthan 527.

Anstandsbuch, ein, Originalzeichnungen von C. Dudenck-Berlin * 241.

Arbeiter, der, Modell von Benno Rehbock-Dresden, * 241.

Arbeiter-Schutz, der, in Sachsen * 485.

Arbeiter-Verein, der, für die königliche Schule zu Berlin * 485.

Arbeiterwohnungen, der neue Arbeiterbau-Verein * 485.

Arbeiter-Wohnungen, Prämirung der, Von Theodor Goebbels, Von Hermann Zeller 485.

Arbeiter-Wohnungen, Preisbewerbung um, Von Hermann Zeller 485.

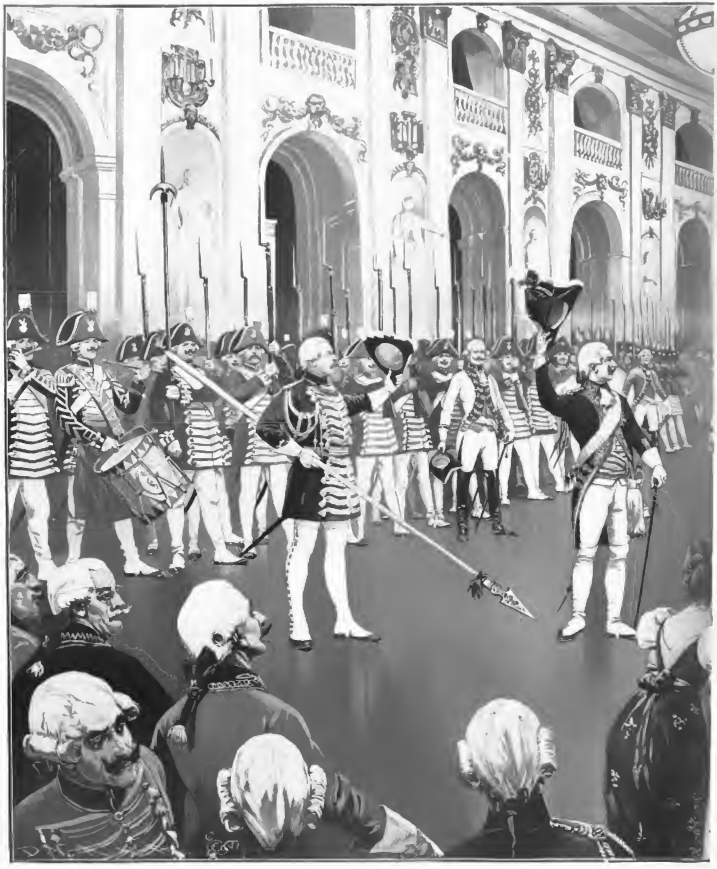
Arbeitsmann, der, Modell von Benno Rehbock-Dresden * 241.

Arbeitsmann, der, Von Hermann Zeller 485.

Arbeitsmann, der, Von Hermann Zeller 485.

Arbeitsmann, der, Von Hermann Zeller 485

Digitized by Google



Schloßgarde-Compagnie.

Oberst v. Maltzahn, Kommandeur der Schloßgarde-Compagnie.

Stellvertretender Hauptmann und Chargirter Premier-Lieutenant der Schloßgarde-Compagnie.

Commandirender Hauptmann und Chargirter Premier-Lieutenant von der Infanterie.

Der Kaiser.

Das historische Kostümfest im königlichen Schlosse zu Ber

Digitized by Google

Generalstabsarzt vom Dienst des Kaisers. | Prinzessin Friedrich Wilhelm. | Herzogin von Anhalt. Prinzessin Friedrich Leopold. | Erbprinz Friedrich Leopold. Prinz Friedrich Leopold von Baden-Mannagen (Blumiges Uniform). | Prinz Heinrich | Oberhofmarschall Graf Eulenburg. Prinzessin Heinrich von Preußen. | Herzogin Johann Albrecht von Mecklenburg. Kommandeur der Garde Ulanen Regiments (Blumiges Uniform). | Flügeladjutant vom Dienst des Kaisers (Parade-Uniform).

Die Kaiserin

lin am 27. Februar. Originalzeichnung von Adolf Wald.

Digitized by Google

78. Band.
Neunundreißigster Jahrgang.
Oktober 1906—1907
Erscheint jeden Sonntag.

Über Land und Meer.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 M. 50 Pfg.
Mit Post-Aufschlag 3 M. 75 Pfg.
Redaktion:
Expd. Hachmeister in Stuttgart.

Quitt!

Roman
von
Johannes Richard zur Megede.

XI.

Die Vorstellung war beendigt und die Gesellschaft im Aufbrechen.

„Und nu?“ fragte Doerstedt gedehnt. Mit einem verstohlen-sehnsüchtigen Blicke auf die schöne Frau, welche eben im Ausgang verschwand.

„Wir müssen doch die wunderbare Rettung mit etwas Sekt begießen!“ antwortete Rayfeld sehr bestimmt. Der Dandy wälzte ein verdrießliches „Meinetwegen“, die jungen Damen aber nahmen den Gedanken mit Begeisterung auf, denn solche Extravaganzen pflegten gemeiniglich einen Tanz und eine poesievolle Heimfahrt im Morgengrauen im Gefolge zu haben. Die Heldin des Abends aber entschied sich nur zögernd. Unter allen Menschen fürchtete sie nur diesen Hasso, dessen kaltem Hohne sich ihre böse Zunge noch nie gewachsen gezeigt hatte.

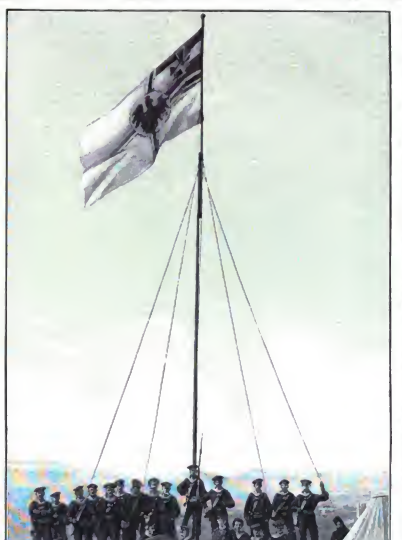
Als sie über den dunkeln Marktplatz zu Sauer wanderten, blieb Rayfeld plötzlich stehen und sagte ärgerlich: „Da wäre mir wahrhaftig der Zweifler durch die Lappen gegangen! Doch ich fange ihn wohl noch. Er verkehrt in der Weinstube da drüben. Einen Augenblick!“

„Den Doktor? Zu uns? Aber Herr v. Rayfeld!“ riefen mißbilligende Stimmen.

„Sind Sie denn ganz des Teufels?“ schnarrte ärgerlich der junge Doerstedt.

Prinz York sah sehr ruhig in die unwilligen Gesichter. „Ich denke, meine Herrschaften, wenn das für mich ein besonderer Sporn ist, dann wird es wohl für Sie alle eine ganz besondere Ehre sein!“

„Ja, eine ganz besondere!“ bestätigte mit trockener Ironie Herr v. Gorah.



Deutsche Besatzung auf den Festungswällen in Kanea.
Nach einem Momentaufnahmen von Richard B. Prinz zu Sayn.

Comtesse Marie rief laut: „Lassen wir ihn doch! — dein Doktor kommt ja auf keinen Fall!“

„Seid Ihr dessen ganz sicher, Reichsgräfin?“ und sich zu ihr beugend sagte er halblaut: „Er kommt! Ich wette. — Und wenn du das Geheimnis wissen willst, womit ich ihn zwinge? — Ich sage ihm einfach: Die Oeschaner Oefe traut Ihnen den Mut zu kommen nicht zu und verkündet's laut! Dann spritzt ihm erbeerlich das grüne Feuer aus den Augen, und in fünf Minuten ist er zur Stelle. Denn er ist für gewöhnlich ein ruhiger, etwas nachtragender Mensch, aber wenn jemand seinen Mut bezweifelt, wird er rein toll. Ein bischen verrückt ist eben jeder!“

*

Lola war wirklich gekommen. Der Oeschauer Landadel, dem die unteren Räume der Sauerschen Konditorei noch zu stark nach dem Parfüm des Pferdemarktes, den edlen Grogduft, dem faden Zigarrenrauch hafteten, hatte den kleinen Tanzsaal oben mit Beschlag belegt. Ein Nachbarsjunge hob an verstimmten Klavier, schlug schüchtern einige Töne an, aus denen sich langsam die bekannte Melodie entwickelte. Als Doerstedt mit der kleinen Gorah zum Tanze angelegt hatte, etwies sich das Gerücht der Pianistin als unzuverlässig, und in einer Art Verzweiflung sprang es zum „Heidegrab“ über, was aber weniger nach dem Geschmack des Publikums war. Darum übernahm Rayfeld selbst das, wie selten, die musikalische Führung, zutterte einen harten Galopp runter und versuchte zuletzt den Biervolker einzuschmeicheln, der jedoch auf lauten Widerspruch und unwillige Tanzstöße hieß. So war bei der kläglichen Musik das Schicksal des Abends wahrscheinlich früher Aufbruch und schlechte

Digitized by Google

Laune gewolen, wenn nicht zu rechter Zeit Frau Saubed sich einiger sentimentaler Liebee aus ihrer Jugend und eines alten Walzers erinnert hätte. Das entfachte den Ehrgeiz auch anderer älterer Damen, und ein edler muskalischer Wettstreit entstand, an dem sich zuletzt auch die Comtesse betheiligte, und aus dem sie als Siegerin hervorging. Sie war allmählich in Stimmung gekommen und spielte gut. Auch bei dieser armseligen Veranlassung brach ihre leidenschaftliche Natur durch. Mosch fuhren die schlanken Finger über die Tasten, die Augen glänzten tief und feucht, und bis in die hämmernden Schläfen schlug ihr das Herz. Sie hatte ihre Umgebung völlig vergessen. Da hob sie zufällig den Kopf und schaute in den Spiegel über dem Instrument, und ihre Augen trafen ein Paar andere Augen, die ihr fremd und unheimlich dünchten. Denn mit verzehrendem Feuer — Haß oder Liebe — umfingen diese fast so verschieden grauen Augen ihre ganze Gestalt, so daß sie gründlich aus Hackend funkelten, wie die eines Raubthieres. Mit einem schrillen Mißaccord brach die Comtesse ab und erhob sich. Der Mann hinter ihr war der Freiherr, sie glaubte ihn wohl zu verstehen, den Ausdruck seiner Augen . . . Haß.

Die Jünger schlürften verwundert noch einen Mokaitrost und sahen fragend auf die Comtesse. Was hatte die nur wieder? Niemand ahnte es, und sie sagte kein Wort. Die Unterbrechung traglich zu nehmen, war die Jugend bereits viel zu sehr im Feuer, die alten Herren viel zu sehr im Dampfe, Better Hasso verlieh flink und ohne Bedanken die schöne Anna, trieb bei bicken Witz fort, der sich am Eingange mit einer Riesenbowle und verschiedenen Flaschenbutterlein enddigt hatte: „Kinds-Kinds! Gott — und Bowle machen! Da müßten wir Ihren Appelmumpagnger für Somery trinken, das soll Ihnen wohl." Darauf griff der mißtrauische Hasso gelehrsind in die Reihen der Flaschen und prüfte die Etiketten.

„Kuyferberg?! Pfui, schämen Sie sich! Wir sind deutsche Männer, aber eben deshalb wollen wir französischen Sekt trinken. Es ist heute ein großer Tag: Kurl eine Million angebrannter Bücher kommt doch hächstens ein Lagerfeuer. Nicht wahr?" Sauer sagte Prinz Karl verschmitzten an. Die Jugend aber bildete einen Halbkreis um den geschäftigen Hasso, der jetzt energisch mit einem schwerbrisetzenden Plezolo unter den Flaschen herumhantierte, mit Kennermiene den alten roten Burgunder auf Weopfenschimmel prüfte, ungnädig den Champagner kostete der Sektkopfel renidierte und endlich eine Flasche dreigestirnten Hennessy wegen Zusetzschwanks auszurangierte. Neugierig schauten die Damen zu, die Herren mit Verwunderung und Bewunderung. Die schöne Anna aber fühlte ihr Herz höher schlagen. Es war ein reines und gutes Gefühl und der wahren Liebe nicht unähnlich, wenn sie an die Zukunft und die Gesellschaften dachte, denen sie an der Seite eines solchen Kennets im Saffer Herrenhause präsidieren würde.

Es war eine gute Bowle und darum anfangs ein gute, verhältnißer Geist, der der Blume der edeln Weine entstieg. Die Alten vergaßen die kleinen Nederein beim Whist und zogen sich an die Tafel. Better Hasso dachte eine volle Stunde mitte von seinen Rücken, und Doerfeldt kam die kleine Gruft plötzlich weniger schief vor. Auch des Doktors Verhalten fand Billung, sogar Anerkennung. Er sah, wo hingehörte, wenn dem strengen Nachtschatten, und sagte der verschlossen Jungfrau bedeutsame Liebenswürdigkeiten. Und als die jüngste Schwester auf der andern Seite blanke Augen und unruhige Füße bekam und von einem reizenden Nekromant erzählte, der lange unter Ihrem Bette gearbeitet, sie viel hübsche Dinge gesagt und dann auf sein Anfuchen schleunigst zu einer andern Regierung verfegt wurde, erwuchsen er sie lernenblich, dem tollsten Scherze nicht allzu harmlos zu vertrauen. Es waren viele Gesundheiten getrunken, und der Grund der Bowle schimmerte deutlich durch das purpurne Naß, da bot Herr von Gerald, der auch der zweiten Flasche über eine liebenswürdige Ironie verfügte, noch einmal den Relch: „Er würde uns zwar den leichtsinnigen Abend schwer verdenken, Ihr Herr Vater, Comteste, bei der schweren Notlage unsres Standes, aber ich möchte und im voraus Pardon verschaffen, indem ich auf etwas trinke, das uns alle angeht, und beiden Wohlergehen nur im edelsten Stoffe ausgebracht werden darf: die deutsche Landwirtschaft, die uns alle nährt und nähren wird, sie lebe hoch!"

Die Herren Augen von den Sitzen, zögerad folgte Hasso Aufseld.

Herr v. Gerald lächelte fein: „Ja giebt gar viele Unzufriedene heutzutage auch unter uns. Man spricht von einer wilden Agitation unter verzweifelten Mitteln, und heimlich, aber oft wird ein sehr vornehmer Name genannt."

Eine schwüle Pause entstand. Der Dandy putzte gedankenvoll sein Monocle, und der alte Kraftmann lächelte pfiffig, in Hasso Gesicht aber wechselte der Ausdruck. Lächelnde Ironie hatte in seinen Augen gegläntzt, zog blicken sie hart, kalt, feindselig. „Also warum sagen Sie es nicht gleich, der alten Ja wohl bekannt? Der Teufel hole sie! Better Hasso v. Aufseld-Gassen!"

„Also doch!" ertönten Stimmen.

„Also doch!" wiederholte Aufseld zwischen den Zähnen.

„Nur nicht hitzig," begütigte Herr v. Gerald, „ein Scherz, Herr Baron."

„Keine Angst! Kalt wie 'ne Hundewsche — ich weiß, was ich will, weiß, warum ich als der erste von Ihnen in eine Bewegung hineingesprungen bin, in die Gefahr, in die Verantwortung, weiß es ja seit ihr!"

Es weiß sich wir noch lange nicht," murmelte phlegmatisch der Dandy.

„Dank für die Belehrung! Sie haben Zeit, ich habe sie nicht. Ich bin ein Mann der That, der Kampfe, der kommt, der da ist, die Führung Leuten wie diesen Gerzahn überlassen, deuten, die für ein Trinkgeld in der Form eines Ordens oder einer Standeserhöhung immer zu haben sind — ich habe den Zimt nicht nötig."

„Ich ebensowenig," ereplierte Doerfeldt und schielte unmutlich nach seinem Knopfloch, in dem er so gern das Band eines Ordens gesehen hätte.

„Dann sind Sie ja mein Mann," sagte Aufseld kalt, „und dann werden Sie mir zugeben müssen, daß, wenn mir nicht an der Spitze treten, wir eben unter die Räder geraten, verloren."

„Vorläufig hat uns der Teufel so noch nicht beim Kragen, und wenn er uns hat, gleich's noch verschiedene Hilfen: die Staatsregierung, der Reichstag . . ." Herr v. Gerald war ernst, da ihm der Ton des jüngeren Standesgenossen nicht paßte.

„Ein guter Glaube, aber nicht mein Glaube. Denn ich sage Ihnen, wenn wir erst Ruh! schreien, bald uns das geerbte Messer unsrer Gegner an der Gurgel sitzt, dann sind die Herren da oben beim besten Willen nicht mehr im Stande, uns zu retten. Gemacht! Handgreiflich, wie Mittel, daß der grüne Fisch sich nicht unterstebt, und zu kommen mit seinen „Wohlwollenden Erwägung", seinem „Prinzipiell nicht abgeneigt". Denn wir stehen anders da wie vor zwanzig Jahren. Unsre Leute sind eine ganz andre Sache, und nicht zu unsre Freunde oben sind schlapp und lasten und feige im Stich. Machen wir uns kein Z fürs U! Das Prestige haben wir nicht mehr, weil alles fault ist, weil die patriotische Phrase total geworden ist, weil wir mit der anständigen Vornehmheit nicht mehr durchkommen — Warten? Danke! — Handeln! Harte zeigen, Farbe! . . . und wenn's die rote sein müßte — eh bien!"

„Aufseld, um Gottes willen! Sie reden sich um Ihren Kopf!" Mit Bestürzung blickten sie auf den Mann, der mit blassen Wangen und blitzenden Augen vor ihnen stand. Der Gedanke ward es empfunden. War das Hasso oder der böse Geist des Weines? Wo war die schöne Fenbalität, die goldene Kamilion, wenn der Aufseld-Hasso sich ereignete?

Der Better sah schweigend vor sich hin; plötzlich hob er den Blick und heftete ihn scharf auf Hasso, der mit seinem Wort, mit seiner Bewegung seine Meinung verraten hatte. Vor dem Gesicht war leicht gerötet: „Ihr seid krumm, Mann der exakten Wissenschaften? Wie haben die Frage doch oft genug abgehandelt, sprecht, wer oder was kann uns helfen?"

Die Gesellschaft schielte verdutzt auf den Feldherrn. Um der Comteste leidenschaftlichen Mund flog ein höhnischer, schadenfroher Zug.

Hasso sah Aufseld fest an. „Die Persönlichkeit, sonst nichts!"

War es der rechte Schlüssel, war es das erlösende Wort? Männer und Frauen ringsumher schienen sich entlüftet zu, doch Comteste Marie hielt heiße Glut bis zur Stirn. Das war ja die Gedanke, ihre Antwort, und wieder hatte er ihr weggenommen, was ihr gehörte. Das zur entscheidenden Stunde der Mann da ihre innersten Gedanken und sahl sie ihn einfach, aber war es nur ein gleiches Gefühl, das zu gleicher Zeit durch ihre Adern zuckte? Sie ertrat es nicht, sie mußte nur, daß sie hasste und es voll eine unreine Berührung empfand, wenn derselbe Gedanke, dasselbe Gefühl von demselben leidenschaftlichen Blut an die Oberfläche getrieben wurde. Indem dachte sie an Hasso, sah ihn scharf nach ihm, daß er neben ihr sitze und sie schaue, — der gelbeste Mann das gelebte Weib!

Hasso v. Aufseld-Hasso einen tiefen Zug. Dann lachte er laut und kurz: „Persönlichkeit! Bücher die nehmen und nicht stehlen in dieser bettelarmen Zeit!" Nun einmal wurde er ruhig, aber seine Geschäftsmiene zuckten wie unter einer unerhörten Kraftanstrengung. „Sie wissen, Freiherr, daß ich auf Ihre Ansichten mehr gebe als auf die jenen andern! Dem Dandy soll er stimmen das Monocle auf den Tisch, und er rief die Augen auf, als wenn er sagen wollte: Roun! Lasa verbrenge sich leicht und vornehm. „Aber als Arzt werden Sie uns bies zugeben: habe ich einen Schwerverwundeten und sein Verbandzeug, auch noch den besten Willen, ihn zu retten, so nehme ich meinen Gemarch-Hosentrager und verbinde ihn so gut und so schlecht, als es die beste Absicht vermag. Dann laufe ich zum Doktor. — Ja der Doktor bleibt Schwerverwundeten ist unser Stand. Darum werden sich den Tenfel thun und ihn sich gemütlich verbinden lassen, weil ich auf den Medizinmann warte und ohne ihn nichts wage. Denn wenn selbst ein großer Herr käme, der Persönlichkeit, so könnte sie bei aller Genialität nichts konstatieren als den Tod."

„Und wissen Sie auch, wo der Arzt wohnt, zu dem Sie laufen müssen?" fragte Lotz Hasso.

Better Hasso blies stoßweise den Zigarrenqualm durch die Nase: „Ubrich gelagt — nein. Doch weiß ich, daß unser Schwerverwundeter mit seinem Nervenarzt sich kaum halten kann."

„Ich deutsch. Ihr Kranker sirbt langsam, aber er stirbt."

Die Antwort kam gehetzt und widerwillig: „Ich suchte, ja, ich habe nicht die leiseste Hoffnung für ihn. Aber da sein Herzblut mein Herzblut ist und jeder fließende Tropfen auch wie die Kraft schwächt, so probierte ich ihm den heilenden Narkotikum und lege ihn sinnlich in grüne Gras und sage: „Sieh mal, wie warm die Sonne scheint, wie die Stare pfeifen und die Bienen summen. Fühlst du Schmerzen? Duh! du fühlst du auch nie 's liebe Leben, Freund?" Er ist ein sicher Mann und darum ein hoffender Mann. Er wird mir den Unsinn glauben. Mit dieser Hoffnung und diesem Notverband kann er sehr lang ausharren. Ich glaube nicht an Wunder, darum weiß ich selbst nicht — aber wenn nun doch eines passierte? Jedwed Feld kommt ganz unerwartet ein gelehrter Herr mit einer Bride und einem Verbandkasten: Frau einen Kasten haben Sie den Patienten sehr vorsichtig behandelt, der Mann ist zu retten.' Und dann kredt der Bunderdoktor einen Wasserkropfen herein, zwickt dort eine Ader, zieht Knochensplitter heraus und so weiter. — Und nun noch Dank mit ihm! Die Diener, die ihn hier so lange haben liegen lassen, verdienen die Peitsche. Uebrigens da sind sie schon.' Meinen Sie, lieber Lotz, daß ich die Bombe nicht gefunden würde? Eine nette Gesichte, meine Damen!"

Die schöne Anna sachte laut, die kleine Gerald wedelte mit dem Fächer, und selbst Hasso zu einer sauerlichen Grimasse verzog, ihr Vater aber drohte mit dem Zinger.

„Ch, wir kommen alle noch. Sie auch!" rief Aufseld. „Und diese Leute haben wir nun, der todmunden brutalen Landwirtschaft den Notverband herzurichten? Da ist ad 1 unser Dorfschreiber, ein guter Kerl und braver Lieutenant; ad 2 Herr von Gerald, ein Ehrenmann; ad 3 dein Vater, Gonfinchen, der Bauer par excellence, wie er sich mit Stolz selbst nennt. Mit Geklmann beginne ich vorsichtshalber eine neue Andrit: der Kandidat in der Vogelstreckett und . . . und . . . und — vergaß Sie ganz, Herr Sondeck, ein Musterwirt und Fettviehzüchter hors concours. Ich, ein bieberer Rehtöter,

Digitized by Google

sonst Tawgenichts. Alle diese umstehen die Rede deutsche Wirthshaus. Einer allein kann den Verband nicht machen, es müssen eben alle zusammen sein.

„Da traut der Graf sich den Kopf und sagt: ‚Ich bin ein ehrlicher Mann, aber mein gräflicher Wappen verbietet mir, die Hilfe irgend jemandem anzunehmen. Allein kann ich's nicht, denn Hirtel der Verwundete und ich mit.' — Ein anständiger Tod! — Unser Doerfedel hat zur Botschaft die Uniform angezogen. Nun Gnade aber bei der Schlacht! Wenn wir einen Koller kriegt werden, vielleicht kleine Risse bekommen — Herr des Himmels, wenig furchtbare Möglichkeit! Anderen könnte er sein Monocle abschmeißen müssen, völlig unbedeutend! — Der alte Oberrichter Herr v. Gorah wüte das Helfen schon recht, denn er verstehe was von der Landwirthschaft und der Finanzen. Aber, die Anderung müßte gutkommen, die Kreistag, der Landrat, wie wenn es Hühnlein, auch noch alle königtreuen Schulzen. — Da mag es der Teufel Herrn Sondel verdenken, daß er stolz auf seine Musterstoge hinweist und trotzig und einsam bleibt wie ein Fels im Meer. Also bleiben die zwei Angstkinder bei Kreise: der Sattler, viel mehr Pferdeliebhaber als Landwirt, viel mehr Jäger als Edelmann, viel mehr Landsturm als Linie ... übrigens ein sehr mit Vorsicht zu genießender Mischling. Stiefe, Wüstling, ab nebenbei auch noch Wucherer, sehr wahrscheinlich, und, unter uns gesagt, nie ganz ernst zu nehmen. Da wäre dem braven Gellmann natürlich all sein Sammertum nichts — Gottlosen! Der wagt es eigentlich, diesen Namen über zu nennen ... bleiben, bleiben ... ! Begreiflicherweise fehlen mir die Worte, meine Herrn, doch sind die Worte des bohrten Rabbinen sagen: Er ist doch Landwirt!' Darauf kann ich als anständiger Mensch nur erwidern: sein Pech, denn wir besitzen um in seiner Gesellschaft von Landwirten, sondern in einer Gesellschaft von Grafen, Kürassierossizieren, Landräten, Reichsfreunden, Amtsräten, Pferdehändlern und ... ja, wo ist der dicke Domat eigentlich? — und den Männern sehr energischer Frauen."

Spöttischer Beifall belohnte den Sprecher. Herr v. Gorah aber sagte fyig und fühl: „Als geistreiche Spielerei nicht übel, doch das schmeckt verdammt nach Sozialismus."

„In der That, schmeckt es!" trugte Rapfeld giftig. „Ich habe viel vom Volksbeglücker an mir! Im übrigen leben Sie ruhig, meine Herrn, ich bin Junker und Exzzarrtionär wie Sie. Mein Antisemitismus ist mir mit fehl jede Spur von Gutmütigkeit gegen den gemeinen Mann. Ich würde in aller Gemütsruhe meine Leibeigenen foltern lehen und meine Freude so kaltblütig niederschießen wie ein altasiatischer Chan, wenn ich die Macht dazu hätte! Und es ist sehr menschenfreundlich vom Schicksal, daß es mir diese Macht nicht gab! Denn ich bin es mir etwas schuldig, so lange seine Mitterung für uns und vor jeder Gefahr. Sie haben den lustigen Spaß nicht verstehen wollen, vielleicht verstehen Sie besser den bitteren Ernst: wir stehen vor dem Nichts! Mit jeder Gesellschaft gehen verloren, wenn wir uns nicht zu Kürze darauf besinnen, daß wir nicht konservativ, nicht liberal, nicht reichstreumlich, nicht reichsfeindlich, nicht große Herren, nicht kleine Bauern sind, sondern bah wir — Landwirte sind. Denn wie wir jetzt sind, zerspittert, uneinig, im besten Falle gleichgültig, fristt alles an uns. Wo dem Großgrundbesitz verloren geht, gewinnt das Großkapital, wo der Kleinbesitz verschuldet, gewinnt die Sozialdemokratie, und beide sind unire geborenen Feinde. Auf unser gutes Recht, auf unsere anständige Gesinnung pfeifen sie oben und unten — pfeifen wir auf beide und brauchen die Gewalt! Doch dazu müssen wir unbedingt einig sein, geschlossen, eine kompakte Macht, deren Wucht so leicht nichts widerstehe. Es ist eine gemeine Interessenpolitik, ich leugne es nicht, es ist eine Politik der letzten Konsequenzen, und da geht's nie ganz ritterlich zu, aber es ist auch die letzte Möglichkeit, die alte Gesellschaftsordnung zu erhalten, die mit der Landwirtschaft steht und fällt!"

Wohl blitzte es bei Hassos letzten Worten heiß in manchem Auge auf, und die zu schwelgerischen Ernst verzogenen Gesichter waren eine berechte Antwort. Doch die einen waren im Banne revolutionärer Anschauungen befangen, und den andern lähmte das heiße Herz die mutige Zunge. Auch die Comteffe war nicht zufrieden. Wieder hatte der Meister gezeigt, daß er klüger und schärfer im Ernst wie im Spiel die Gesellschaft und die Verhältnisse musterte — ein kalter Egoist. In selbig eine glühgrell harte Klinge, und der Gegner, der in der Parade zuckte, war ein verlorener Mann. Er war der Feldherr, die Musterin zu gegnerischem, zum Siege zu führen im flüchtig vorbereiteten günstigen Moment, daß sie sozusagen in vergnetzter Schlacht, das Banner zu halten in Todesnot, selbstlos und treu — der Held war er nicht. Und doch konnte auch sie Stunden und die Sache eines solchen Helden bedürfen würden.

Hassos Blick glitt mit kaltem Haß über die Gesellschaft, über diese Tugendgeschäfte, selige oder bedrückte, die er beim Eintritt gezwungen, krämerlein sich seine Lippen zu liebenswürdigem Spotte: „Seh Ihr wenigstens mit mir zufrieden, Freiherr?"

Lola schüttete den Kopf.

„Und warum nicht, wenn's beliebt? Heraus mit Eurem Fledermäuschl Nur zugestehen — ich poriere!"

„Ihre Logik ist klar, aber kalt — der Glaube fehlt. Es gibt keine Kreuzige ohne Fanatiker und kein wirksames Martyrium ohne Scheiterhaufen oder Kreuz. Die Massen haben sich wenig gnädert. Heute wie damals gilt eine große politische Aktation nur, wenn sie von der Kirche geweiht über durchgedacht ist. Schaffen Sie sich den Glauben, oder beugen Sie ihn wenigstens! Der Kopf soll kalt, aber das Herz muß warm sein. — Ich bin lange auf See gewesen, und an den Bug meines Schiffes ist das Schiffsmodell noch festenfest an den Fliegenden Holländer. An den wird ich jetzt auch denken. Wie der wissen Sie in den Stürmen stehen und rufen: Segeln. Sie ist eine verzweifelte Fahrt und der Tod wahrscheinlicher als das Leben. Aber Sie müssen durch, schnell durch! Ihr Schiff ist leck, und die halbe Mannschaft liegt in verzweifelter Not am Pumpstücken. Die Spieren werden brechen, die Masten fühnen, und der Orkan wird Ihnen brüllend Segel und Tauwerk entreißen, doch wenn Sie bis in die nahige See das Steuer nicht verlassen, wenn Sie zu führen verstehen, so sind Sie gerettet. Wer wagt solche Fahrt ohne den festen Glauben an sein Glück?"

Finster sah Rapfeld vor sich hin, dann reichte er Lola die Hand. „Ich bin verletzt, der Doktrin bin ich nicht ... aber brauchen will ich, brauchen. Sie sollen Ihre Freude daran haben." Und als er den verdächtigen Zug um der Comteffe Mund bemerkte, sagte er kurzsichtig: „Nur gar nicht für sich berechnet, Priorin ... Du hast so einen unerschrockenen Ausdruck in deinen Augen, wie Angst. Bist du in deinen Gedanken in dem wütenden Sturm mit uns auf Kap herum gesegelt?"

Die Comteffe schwieg. Sie hatte den fremden Mann bitter, tief und unerbittlich. Das seine Beben der Mitleidigkeit, das sie spüren ihr Herz durchzitterte, war längst vorüber. Doch in dieser Stunde quälte ihr ein neues Gefühl empor, freudig, seltsam, die Furcht, die Furcht nicht vor seiner That, nein, vor ihm selbst. Uns ihre Furcht stieg Haß gegen die Empfindung, die nicht übermächtig auf sie eindrang, sondern sie heimtückisch quälte mit dunklem Angstgefühl.

*

Es ist das düstere Geheimnis eines schweren „Stoffes", daß er die Geister zu beschwören, aber nicht zu bannen weiß. Erst gingen eine ganze Weile die Wogen der politischen Erregung hoch. Aber Hassa sah jetzt kalt und schadenfroh zwischen den Hadernden. Er verstand die große Kunst, sich weder an Getränken noch an Worten jemals zu betrinken. Und so animierte die Gesellschaft immer, desto mehr war er zu neuem Schadhlichkeiten aufgelegt. Seiner war er zu immer sicher, als reizber Anzugteile und als gefürchteter Pistolenschütze. Mit einem Lächeln, das Bewunderung und Neid in den Herzen v. Gorah gerötet, und die blasslauen Ringlein des Dandys kräuselnden klein und bösartig, aber eine kleine Unsumnerung verrungen sie immer noch, unmenklich der Dandy.

„Prosit, Panzerreiter! Die schöne Frau soll leben!"

„Prosit, Sozialist! Die Götterstellung hoch!"

Die Replik war wider Erwartung scharf und schlagfertig, ein Lufthieb, aber gut gemeint. Herr v. Gorah lachte beifällig, und der Comteffe Lippen kräuselten sich spöttisch. Hassa lächelte freundlich.

„Eine solche Mahregel sträft Sie nicht besonders schwer, teurer Freund. Sie würden ihre Klitsche so und damit eine Quelle vieler Sorgen. Abschiend Ihren Bierezug ... Nach Mitternacht bin ich ein ehrlicher Mann. Bei dem gilt's wirklich: Geben ist seliger denn Nehmen."

Doerfedel fuhr empor: „Na, da hört doch, weiß Gott, alles auf. So sprechen Sie von meinen Rappen? Sie, der berühmte Renommenschieber? Nee, Brinz, der Neid macht Ihnen blind. Die zweiten Trabrehmen? Wissen Sie, daß es in der ganzen Gegend kein Kutschpferd giebt, das ich mit ihnen vergleichen könnte, Ihre nicht ausgenommen!"

„Wie beliebenlich!" johnte Hassa. „Und die Zürcher Fächel? Um?"

„Doch gegen meine minderwertiges Material! Verzeihung, Comteffe, aber Recht muß Recht bleiben. Die sind ja ganz gut gebaut, Herr Obrist, meinetwegen mag auch Blut darin sein; doch diese alten Herren ohne Training, so gemästet, daß sie beim besten Willen nichts leisten können, über meine hochedeln Stuten heilen zu wollen, das geht über den Spaß!"

„In der That! Aber haben wir die Gelbin selbst — nun, Gouvinchen, haben mich meine alten Augen wirklich so getäuscht?"

Die Comteffe zuckte unwillig die Achseln: „Sie haben doch ganz gewiß nicht gestohlen, Hasso! Ich bin gar nicht auf den Gedanken gekommen, daß ihr Doerfedel Pferde mit andern Dekaffe rivalisieren könnten, wahrhaftig nicht."

Mit Zucke hatte Rapfeld diesen Gesichtszug erwartet. Hassa aber, dem Pferdekenntnis wenig bedeutete, Hassa, der in Renommenzucht dünkte er sich dem älteren Hasso gegenüber als der heimliche, aber bessere Favorit. Die Comteffe wieder war maßlos bekümmig und vergaß den Doerfedel über Bierezug nie. Ja, dieser Bierezug! Die Motivität war schon älteren Datums. Ursprünglich von den Kutschern ausgegangen, hatte sie sich auf die Herrschaften übertragen. Freilich, der alte Graf war ein viel zu verbindiger Mann, um Ernst aus den kindischen Spiele zu machen. Bei der Strafe sofortiger Entlassung hatte er dem Kutscher jede Wettfahrt verboten. Die Gefühle des Kutscherstands waren dadurch nur teilweise beruhigt. Seine Abneigung war alt und nicht zu erstärken. Dem gräflichen Kutscher schien's die schwerste Gebuldsprobe, zwei Herren der Concurrenz knicken zu ihm vorüberzusehen. Dann sahte er die Zügel der unruhig trabenden Pferde kürzer und thot einen grimmigen Fluch. Die Hoffnung ließ ihn nicht, daß sie sich doch noch einmal messen würden.

Die Gesellschaft teilte sich in zwei Lager. Die Jugend hielt zum aufstrebenden Doerfedel, das Alter plaidierte für den alten Grafen. Aber daß Hassa so sicher für die edle Zucht der Klitsche eintrat, machte die Gegenpapchten etwas unsicher. Der Dandy war in seinen heißesten Gefühlen gekränkt, Hasso v. Rapfeld kümmerte das wenig.

„Seien Sie kein Frosch, Doerfedel! Wer in allen Damenfeiten als Hippolog so geschickt ist wie Sie, der sollte sich an diesem hohen Ruhme genügen lassen und nicht ein durch Sachkenntnis getrübtes Urteil anderer herausfordern. Denn die Comteffe versteht wirklich was von Pferden. Und ich? Nun, vielleicht erinnert sich der eine oder andere unter den Herrschaften, wie mein Onkel Milanen nach die Hegen mitritt. Das rechte Hinterpferd ging damals unter dem Jagdsattel. Es ist lange her. Sie, Heber Doerfedel, dändigten zurzeit noch Ihr Sattelpferd, und gar nicht übel! Ich war damals bes Ritterzeugs für würdig erachtet worden und erinnere mich sehr genau, daß der Fuchs immer im Trabe hart an der Meute ging, während unsre illustrissen Kugen schon in langem Galopp logen. Auf dem Heimenpferd bin ich selbst Meisenstein und Meisenstein in fünfzehn Minuten abgetrodt. Eine ganz nette Leistung, die ich aus Tierfreundlichkeit Ihren Trabrehmen nie zumuten würde. Sehen Sie sich die Trabrehmer oder den Fuchswallach heute noch an!"

„Das soll so was heißen! Trabrer? Reine Spur! Und dem edeln Reingetrikt haben sie seinen Trapsen Blut: nicht eine Idee von Stammbaum ... Bater unbekannt, Mutter blut!"

Die Comteffe wurde dunkelrot. „Gerade deshalb

Digitized by Google

hält mein Vater sie so hoch. Sie wecken keine Polizeiszenen und leisten dabei Erkleckliches!"

Der Dandy bog seinen langen Oberkörper bis auf die Tischplatte: „Da die Meinungen so stabilwert gegenüberstehen und ich weit davon entfernt bin, der gnädigen Comtesse in Worten nahe treten zu wollen, bliebe eben nur die Wettfahrt."

„Nichts lieber als das!... Heute, sofort!" — Ihre Augen funkelten feingeschliffen — „ich würde ganz Druntshofen gegen ein Vorwerk von Ihnen halten!"

„Sapristi, das ist schneidig!" rief der Vetter. „Wann hat je ein Weib eine so männlich kühne Provokation gemacht, Cousinchen? Wenn ein Unwürdiger dir raten darf, geh auf der Hochseterie nicht nach Monte Carlo. In drei Tagen hast du Kopf und Kragen verloren!"

Die Comtesse lächelte mitleidig: „Die Sache hier ist wenigere gefährlich. Mein Bräutigam ist nicht da, Hoffo fürchtet niemals selbst, und unseren edlen Russische die Orlows und ihre Troberche nach Mitternacht anzuvertrauen — unmöglich! Ich selbst kann's nicht." Mit ihren weißen, schmalen Händen machte sie unwillkürlich die Bewegung der Zügelführung. „Die Füchse sind mir viel zu hart, der Russischer kann sie ja kaum halten, wenn sie ordentlich austraben. Es ist wirklich schade!" schloß sie mit einem aufrichtigen Bedauern.

„Also kein Ritter?" Ihr Ton und Blick lag eine ungemessene Ironie. Die Comtesse ärgerte sich; Rayfeld lächelte süffisant. Von dem unteren Ende der Tafel aber tönte die Stimme des alten Kauffmann.

„Und was sagt Jawa dazu?"

„Ja, was sagt Jawa dazu?" tönte es im Chor. Spöttisch Klong's und nicht gutmütig. Schadenfrohe Ironie ruhte auf Loja. Es war kein edles Gefühl, was im Augenblick der Comtesse Herz durchzuckte; sie gönnte ihm von Herzen den Spott. Und wenn es einem Bassam für ihre Niederlage gab, hier war er.

Doerfeld mit halber Verbeugung. Die ironische Höflichkeit war durchsichtig.

Rudig und korrekt erwiderte Loja: „So viel und so wenig wie jeder, der auf dem Lande groß geworden ist."

Doerfeld sah sich lächelnd im Kreise um, als wenn er sagen wollte: „Mit so was kann ich doch nicht in Konkurrenz treten."

Mit ungewöhnlicher Wärme griff wieder Rayfeld in die Debatte:

„Und Sie wollen kein Talent zum Schauspieler haben, Loja? — Hören Sie! Vor noch nicht acht

Nach einer Photographie von Eichrodt in Arolsen in Lemgo.

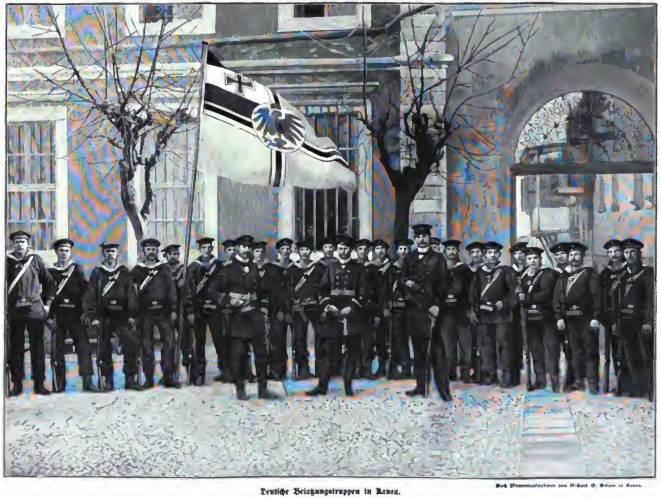
Besatzungstruppen der Großmächte auf den Trümmern des Regierungspalastes zu Kanea.

Tagen kam zu diesem fränkischen Freiherrn ein gewisser Hoffo v. Rayfeld, Erbherr auf Saffen, Rechtsritter des Johanniterordens, zuzeit Amtsverweser und Schöffe bei dem löblichen Amtsgericht hierselbst, und sprach verantwortlich wie folgt: ‚Was eine weise Vorsehung bezwecke, als Sie Euer Hochwohlgeboren zum Arzte machte, weiß ich nicht.' — Antwort: ‚Ich auch nicht.' — ‚Sie sind fürs Land und für den Sattel geboren.' — Antwort: ‚Wohl möglich.' — ‚So bleiben Sie hier.' — Antwort: ‚Ehre verbunden, aber nicht empfänglich.' — ‚Wie sind doch Freunde, lieber Freiherr, darum erschrecken Sie über meine Provokation jetzt nicht. Ich ernenne Sie hiermit zum Landkallmeister meines Gestütes mit einem

Digitized by Google

a) Regierungspalast, am 24. Februar abgebrannt. — b) Gendarmerie-Kaserne, in der am 3. März die Revolte Ausbruch. — c) Griechische Schule, besetzt durch deutsche Truppen. — d) Türkische Schule, besetzt durch österreichische Truppen.

Baien von Kanea.



Deutsche Besatzungstruppen in Kanea.

Nach Photographien von Robert D. Petter in Kanea.

Digitized by Google

Mündergehalte und der unmöglichen Berechtigung, mich für drei Dummheit, die ich mache, so lange am Ohre zu reißen, bis ich Au! schreie.' Darauf wandte dieser Freiherr meinen Bolksthümlichst Kinder, auf dem er zufällig gerade saß — Sie kennen die liebenswürdige Weise: Sattelzwang, amusirliches Wackelmaul, Bodersitzen, kurz ein wahres Zuwel für lebensmüde Sonntagsreiter — mit ihn korrekt in allen Gangarten durch die Bahn und hielt ihn dann an, wie gefällt Ihnen der neue Bereiter?' — 'Die Sache ist abgemacht!' — 'Abgemacht!' — 'Ihm war's Scherz, mir bitterer Ernst. Sie kennen mich alle nicht, meine Herrschaften, aber einst wissen Sie gewiß: wenn ich den Stolz meinen Stalles, das lebliste der Pferde diesem Modzinnmame anvertraue, so muß er seine Sache verstanden zu haben.' — und hier sie ich mich dem geehrten Gaste, und so kommt es, wie früher, und sage: er hat die bärteste Reiterfaust und die weichste Jägerführung, die ich kenne."

Ein gedehntes, ironisches „Ah!" war die Antwort.

„Wie wird Ihnen, Doerfeste?" fragte baldlaut Herr v. Gorsky.

„Nicht sehr schlimm," antwortete der Tanzboy laut, schlug die Beine übereinander und saß selbstgefällig nach oben.

Beinende Stille lag auf dem Saale. An leichten Wirbeln stieg der Cigarrenrauch zur Decke, die Reise in den Gläsern glänzten matt. Der barsch Dorf z. Napfeld auf und trat dinner Lojos Stuhl. Sie wisperten eine Weile. In das Freiherrn Augen blitzte es einen Moment wie ein elektrischer Funke auf, dann wurden sie wieder verschleiert, unergründlich wie immer: „Nun wenn die Gamsle es durchaus wünscht, sonst nicht," klang es leise, bestimmt.

Leiser klang es zurück: „Ein guter Spaß! Wenn Doerfeld nur halb so wüdtrau ist, wie er aussieht, rüstiert er im letzten Augenblick die Knaben doch nicht."

„Na, was wird's 48" räsonnirte die breite Stimme des ältesten Kameraden wieder, der nie daran dachte, daß der Scherz Ernst werden könnte, nun sich gern zum Sprachrohr der allgemeinen Spottlust hergab.

Lojo räuperte sich: „Wenn die Gesellen befehlt sind, sich durchaus kein andrer Reiter finden läßt, bin ich bereit."

Die Gemeste zögerte lange mit der Antwort. Sie stampfte einen schweren Kampf. Die Gefahr des verneinenden Spieles war ihr klar. Doch vor Furcht schäßte sie sicher der Hochmut und die starke Passion. An Lojos Fahrkunst glaubte sie nicht. Der Reiter überritt, weil sein ungezogenes Pferd ihn dazu zwang, gerade, wenn es durchgehen wollte, der Schlimmste, der ihnen allen am unsympathischsten war. Die Gleichheit gebot ihr, die Angelegenheit überhaupt auszulehnen und einen Mitreiterin zurückzuweisen, der Hochmut aber gebärdete sich heiße sein Gemüt. Doch sie wußte, daß sie nur den verzogenen, hämischen Ton einen Stolzes gegenüber finden würde, den dem übrigen nicht anzubenehmen war. Sagte sie ja, war der arrogante Doerfeld sicher Sieger, und sie ist schwer unter der Niederlage. Trogdem entschied sie sich für den Kampf. Ein dämliches Gefühl trieb sie. Sie verlor, Lojo mit. Seine Niederlage aber hatte sie sicher als die Sieg.

(Fortsetzung folgt.)

Schatten und Sonne am Bosporus.

Eine Erinnerung
von
Bernhardine Schulz-Smidt.

Die Zeitläuften des liebsten Aprillages — wie schreiben Freitag 1890 — sollen dem türkischen Ministerchaste zu Stutari genehmigt haben, die Bedingungen des Berliner Vertrags. „Zum ewigwährenden Heil ich „Land einzuräumen, daß den heist unter der Regide eines Regies, und den ersten Vorsitze, Kaiserlich zu leben und zu amtieren vermöchte. Und haben sich in meinem Ihren recht wundervolle Bezirke über orientalische Verwaltung ergossen. Meinen Begleiter kenne ich schon von Berlin her, wo er 1889 seine Studien bei Prim vollendete. Er ist ein ernster, energischer Mann, Jeezarist ohne deutschen Reiterzeprahler; man kennt sich von vornherein in rauschet Lage denken, recht anschreiend, den Kopf im Nacken, das Auge voll Ehrgeiz und Ferner. Natürlich redet er auch Sprachen geläufig, und verwirrend — nur kein Deutsch hat mir seine Abstammung verraten. Da er sich jedoch ja oft mit dem gleichen Stolze bekennt wie mit seiner deutsch-germanischen, so haben wir in unseren Grundgesprächen vollständig, und sein freundlicher Geist, gepaart mit dem schweren Ernst, der seiner Rasse zu eigen ist, läßt mir Interessantes gar nicht ins Stocken kommen.

Lojo ist der Tag unbeschreiblich schön. Das herrliche Panorama perlmutt herrlich an Sonnenaufgang, das die Höhe in allen denkbaren Licht sie tiefe Menschenmenge und die Fernen in flammende Schleier hüllt. Stutari erscheint in Gestalt „Chrysopolis", die goldene Stadt, und hinter den Kirchhofcypressen blickt der Hummel tief und leuchtend.

Long der Fahrt kommt Lojo glühl Sommerhitze, aber sie weicht mild und lau, sobald die Seeluft mildern von allen Seiten. Gemächlich verfolgen wir die einsamen und die verwobenen Caiken, prunkvoll beschwerlichen Dreiruderpaläe derer, an denen die Kaiserlichen Dampfer vorüberrollen. Bei Mal Wiesel, Wendungen und Wendungen, da und dort Lagerig ein Kerbholz auf Meerestiefen und hohenhe Gebäude, einzeln gerade, dann wieder durch, dann dahier wie die Höhe erreicht und sehen im Sprechzimmer des Timarhofs dem bringerenden Regie Ihr, der Gastes gegenüber, in der Ihnen vorgeschriebenen Uniform. Eine Name spricht von spanischer Akkurat, und daran mahnt auch das stämmt, klirt und intelligent modellierte Aberglaubt mit dem auf und rüstig blickenden Augen, umgeben von grob und anstehe entgegenkrattete Untergrund mit pfeifelle Kraft und blutlen Wilder hindurch. Ich werte — wie überall bei meinen Aufenthalt bei Inselbesuch, so besonders Inspanten Besuchen — mit der gänzen Liebenswürdigkeit empfangen und ohne Beschwerd herumgeführt.

Das Timarhof ist ein Gebäude-Komplex von ursprünglich eine große Kaserne, ein weitläufiger Gebäudeformplex, der hohe, luftige Hofe einschließt, die von erzgrünen Anstaltsgenossen umgeben sind. Ein Teil der Gebäude ist gesängnisartigen Mauern, Wolfer ist in Halle vorhanden, die riesigen Schlafsäle haben dicke hoch und hoch gut getüftet, die wohlgeschützten Fenstern — ob sie Gitter haben? Ich habe in einen der Säle — machen einen auffallend sauberen Eindruck und heben, obwohl eng gereiht, doch so, daß die Luft hindurch allen bedingungslosen Gefahr der Ansteckung bekommen. Besonders erfreulich sie nicht „Gefangenen- und Schlafsäle" dieses mir das Vorgesagenstätte zu sein, das durch all die offenen Fenster und Türen hindurch. Eine Name spricht von spanischer Akkurat, und daran mahnt auch das stämmt, klirt und intelligent modellierte Aberglaubt mit dem auf und rüstig blickenden Augen, umgeben von grob und anstehe entgegenkrattete Untergrund mit pfeifelle Kraft und blutlen Wilder hindurch. Ich werte — wie überall bei meinen Aufenthalt bei Inselbesuch, so besonders Inspanten Besuchen — mit der gänzen Liebenswürdigkeit empfangen und ohne Beschwerd herumgeführt.

Das Timarhof ist ein Gebäude-Komplex von ursprünglich eine große Kaserne, ein weitläufiger Gebäudeformplex, der hohe, luftige Hofe einschließt, die von erzgrünen Anstaltsgenossen umgeben sind. Ein Teil der Gebäude ist gesängnisartigen Mauern, Wolfer ist in Halle vorhanden, die riesigen Schlafsäle haben dicke hoch und hoch gut getüftet, die wohlgeschützten Fenstern — ob sie Gitter haben? Ich habe in einen der Säle — machen einen auffallend sauberen Eindruck und heben, obwohl eng gereiht, doch so, daß die Luft hindurch allen bedingungslosen Gefahr der Ansteckung bekommen. Besonders erfreulich sie nicht „Gefangenen- und Schlafsäle" dieses mir das Vorgesagenstätte zu sein, das durch all die offenen Fenster und Türen hindurch. Eine Name spricht von spanischer Akkurat, und daran mahnt auch das stämmt, klirt und intelligent modellierte Aberglaubt mit dem auf und rüstig blickenden Augen, umgeben von grob und anstehe entgegenkrattete Untergrund mit pfeifelle Kraft und blutlen Wilder hindurch. Ich werte — wie überall bei meinen Aufenthalt bei Inselbesuch, so besonders Inspanten Besuchen — mit der gänzen Liebenswürdigkeit empfangen und ohne Beschwerd herumgeführt.

Das Timarhof ist ein Gebäude-Komplex von ursprünglich eine große Kaserne, ein weitläufiger Gebäudeformplex, der hohe, luftige Hofe einschließt, die von erzgrünen Anstaltsgenossen umgeben sind. Ein Teil der Gebäude ist gesängnisartigen Mauern, Wolfer ist in Halle vorhanden, die riesigen Schlafsäle haben dicke hoch und hoch gut getüftet, die wohlgeschützten Fenstern — ob sie Gitter haben? Ich habe in einen der Säle — machen einen auffallend sauberen Eindruck und heben, obwohl eng gereiht, doch so, daß die Luft hindurch allen bedingungslosen Gefahr der Ansteckung bekommen. Besonders erfreulich sie nicht „Gefangenen- und Schlafsäle" dieses mir das Vorgesagenstätte zu sein, das durch all die offenen Fenster und Türen hindurch. Eine Name spricht von spanischer Akkurat, und daran mahnt auch das stämmt, klirt und intelligent modellierte Aberglaubt mit dem auf und rüstig blickenden Augen, umgeben von grob und anstehe entgegenkrattete Untergrund mit pfeifelle Kraft und blutlen Wilder hindurch. Ich werte — wie überall bei meinen Aufenthalt bei Inselbesuch, so besonders Inspanten Besuchen — mit der gänzen Liebenswürdigkeit empfangen und ohne Beschwerd herumgeführt.

Das Timarhof ist ein Gebäude-Komplex von ursprünglich eine große Kaserne, ein weitläufiger Gebäudeformplex, der hohe, luftige Hofe einschließt, die von erzgrünen Anstaltsgenossen umgeben sind. Ein Teil der Gebäude ist gesängnisartigen Mauern, Wolfer ist in Halle vorhanden, die riesigen Schlafsäle haben dicke hoch und hoch gut getüftet, die wohlgeschützten Fenstern — ob sie Gitter haben? Ich habe in einen der Säle — machen einen auffallend sauberen Eindruck und heben, obwohl eng gereiht, doch so, daß die Luft hindurch allen bedingungslosen Gefahr der Ansteckung bekommen. Besonders erfreulich sie nicht „Gefangenen- und Schlafsäle" dieses mir das Vorgesagenstätte zu sein, das durch all die offenen Fenster und Türen hindurch. Eine Name spricht von spanischer Akkurat, und daran mahnt auch das stämmt, klirt und intelligent modellierte Aberglaubt mit dem auf und rüstig blickenden Augen, umgeben von grob und anstehe entgegenkrattete Untergrund mit pfeifelle Kraft und blutlen Wilder hindurch. Ich werte — wie überall bei meinen Aufenthalt bei Inselbesuch, so besonders Inspanten Besuchen — mit der gänzen Liebenswürdigkeit empfangen und ohne Beschwerd herumgeführt.

Das Timarhof ist ein Gebäude-Komplex von ursprünglich eine große Kaserne, ein weitläufiger Gebäudeformplex, der hohe, luftige Hofe einschließt, die von erzgrünen Anstaltsgenossen umgeben sind. Ein Teil der Gebäude ist gesängnisartigen Mauern, Wolfer ist in Halle vorhanden, die riesigen Schlafsäle haben dicke hoch und hoch gut getüftet, die wohlgeschützten Fenstern — ob sie Gitter haben? Ich habe in einen der Säle — machen einen auffallend sauberen Eindruck und heben, obwohl eng gereiht, doch so, daß die Luft hindurch allen bedingungslosen Gefahr der Ansteckung bekommen. Besonders erfreulich sie nicht „Gefangenen- und Schlafsäle" dieses mir das Vorgesagenstätte zu sein, das durch all die offenen Fenster und Türen hindurch. Eine Name spricht von spanischer Akkurat, und daran mahnt auch das stämmt, klirt und intelligent modellierte Aberglaubt mit dem auf und rüstig blickenden Augen, umgeben von grob und anstehe entgegenkrattete Untergrund mit pfeifelle Kraft und blutlen Wilder hindurch. Ich werte — wie überall bei meinen Aufenthalt bei Inselbesuch, so besonders Inspanten Besuchen — mit der gänzen Liebenswürdigkeit empfangen und ohne Beschwerd herumgeführt.

Digitized by Google

Tann aber wahrt die Uhr. Um Mitternacht soll ich meinen Pascha an der Dampfertreppe Rabotnik treffen zur Probefervahrt, und vorher wollen Ihnen Sie und ich unsere wohlverdachte Visitenkarte noch durch ein opulentes Diejeuner dînatoire im Restaurant at Oseau, dort an der Bahnhofbrücke, beschleichen. Es gelingt beim auch, das Programm innezuhalten; mein junger Reisekiep bringt mich im Stell durch ein lebensthörlichstes Gewoge von Droschken, Karren, Schaukelnden Kutschen und bemützten Karthern, durch ein Johannisfeuer von Scherzen, Flüchen und unharmonischen Mutzeisengungen hindurch nach Rabotnik und pünktlich, 11 Uhr, ist mein Pascha nachgerade da. Er trägt den kanzerdort Paletot und ein getrocknet Schirmchen und Reisetasche, Monsieur Nicolo, meiner unsichtbare Begleiter. Ich stehe bleiben beiden Gesellschaft Gesellschaft und nach, denn eben rauscht der Mazzyn zum Mittagsgebete an der Moschee vorüber, das hochgefegene Dschidangeir und der prunkenden Baldo-Wagher, nahe der Mazzyn-Gebäude zum Dolmabagtsche.

Aus hohem wie von denen, dann Schwarzen Meere entgegen. Die schimmernde Seeluftige leicht sich zurück, die herrliche Tagesstadt wird auf die Schwarz und bedeutet Bäder-luftheit zum Abendbade auf entsprechenden Grunde, Statuen teilt beileide, doch weise Punktchen des Landservierens verbirgt sich, und alle die zahlreichen Moscheen, Tage-Schlösser der Schiffe am Ufern und auf der Meere schweben sich mehr und mehr in ein lichtverklärtes, malerisches Gewoge zusammen. Nur zwei heilt hinter dem edeln Lebensgenossenhalte Verzehrt, leichte Custard-Mörcher heraus; sie scheint gerabezu wenig und dem taxabkomentarischen Meere aufgetragen zu sein, so frisch und rein wirkt ihre Schönheit. Sanfte, kaltlich grüne Hügelchen grenzen die Ferne ab. Am jadegrün zwischen Dampferchen freilich herüber und hinüber, von Europa nach Asien, von Asien nach Europa zurück. Und das ganz zündige Nutzgewühl, das der Uferverkehrer in beschaulichen Ereignis von Asien hin spazieren wendete, belegt das es eine fruchtbare Tagesfreude mit intimen morgenländischen Warmen palaste hart am Gebäude und den dunklen Terrassengärten bedeutet. Starke Häuser und Hausdiener, sehr alte und baumstarke Bäume, hoch Hauptes in breiten Gruppen, ernste Stille. Ein paar minimutige Spitzhallen, denen man das Fosten und die Gier nach Speise und Trank ansieht, hungern am Landungsplatz; ein Jüngling, wie ein Hirtenknabe Italiens, ein gelbes Hündchen mittels extravagantesten Schnuppitzchen um die dickgeschlossene Wange und den Turban gebunden hat, hetzt, abwechselnd Jaro im Mutig, gegen Gesindel von Karzinen und wilden Jungen frei. Da trine Seele lauert mag, wirft es die Lüte voll in die Wellen und schleudert heim, das Hauptt in beiden Pfoten.

Oben, als wir unsere obstehen, kommt eine niedliche kleine Türkin, verschleiert, ungut, gehen, bacheladen Bahnhofen, eilende bezahlt getrieben. Sie hält den Schleierzipfel mit zart, herausgestreckter Fingerchen fest unter den Nase greben, dunkel umwallten Augen prüsenmen; sie leidet Gewand von leichtester Seide und gutem Besten. Mit und blickt sich im warmen Abend. Dann zum Minuten verzückt sie sich; ihr von der Nase haben wir davon mit der tegenvierchen Unbeanspruchtheit des Angekommen. Sie schaut sich ganz aufmerksam an den Landungsplatz und blickt aus seinerseits nach. Abermals ein klonenden Zustatsmal: „Ich hat so kein selten — wer weiß, wozu es nützlich ist!“ — Warten ist nicht Leiden!“

Was für ein Volks- und Religionsgemisch beweist die Uhr dieser wundervollen Meereslage! Turben und ernstpeinliche Kurzröcklerine — „der trabirt Pascha!“ — ist beispiele durchzogs armenisch. Alle Gärten schimmern lichtreiz; die Judenbäume blühen, und der Schimmer zeigt sich, wird verlautend, am Ufer bis hin zu den Gärten des gerechtigen Armuthsitz und des Beket, wo eine ganze Kolonie von Eingeborenen und Christen hauft und Lungenkranke aller Nationen Genesung suchen. Ein tiefes, geräuschvolles Leben ist durch vom Ufer des Meeres bis zum Hafen hinein, der Bosporus hat wohlig das sinnliche Saphirblau des Garbobere angenommen, und in seiner Mitte liegen gegenüber den Prinzeninseln die Barken der Fischer. Terra Feste und Turbane landen als rote und bunte Tupfen herüber. Die großen Netze sind hinabgesenkt, nun wird mit Hermitzer Geduld der Fang gehoben.

Immer reizender, immer geheimer und blumenvoller werden die Gebäude — Strandvorwerke meist mit niedrig mit Gardoire zu sehen, bei Zelt oder Modezeug, aber diese Ufer sind belebter, behaster, wärmer noch in den Farben und namentlich am elfenbeinen Uebergange das ewig-wellenspielende mit werden, zierlich filtrierten Sommerpalästen, luxiertenden Metallkuppeln, luxuriöses Baumwachstum durchzieht.

Unser Schiff ist voll von Fremden; bei Einbiegungen erleichtern sich heute nur und dem hebenen Militärstande: feine, gleichmäßig breitbeinhelm Fez, den Zipfel, die „Teufelshörner des Schwerreiches“, zwischen hüftigen, gepflegten Fingern. Sie verdachten nicht, und es ist ihnen angerichtet sich nicht das geringste am Bosphoranleben gelegen. Sie drehen den bildschönen jungen Damen, deren Perder, zum Aerger des Kapudeigs, den Kaffee, breitmitgen Kaffee auf dem Zuchen schaudervoll über Bord schüttet, sogar recht absichtlich den Rücken. Tort sitzt eine Gruppe Südamerikaner und lauscht in Andacht einer verspätelten, hoch brunetten Dame mit zugeschlossen Zeitungsgruppe und großem Strohhut. Sie scheint der hohe ernstmütige Leidtil nur so aus dem Aermel zu schütteln. Meinem liebenswürdigen Pascha muß sie bekannt sein, er schmunzelt selig, die Hand am Strumbuhel, und macht mich mit einem feinen Verbeugedrehst aufmerksam auf diesen unverlegenen Redeflug. Endlich steht er auf, geht zu ihr hinüber und unterbricht das Gespräch mit ein paar höflichen Fragen nach Befinden und meinem Befinden. „Il fait pas bonté, fait il Pacha,“ erklärt mir Nicolo, der in Amerikenist seines hohen Vorgesetzen beschoben ins Europäische Leben, und Monsieur aber gern sehr Weltgewandt benutzt, um mir alle Herzens- und Gesellschaften „d'il Pacha“, wie er sagt, hervorzuheben. Recht nun er haben. Ehren-Titel und Ehren-Bezeichnete Politiken verhält sich mäuschenstill, nachdem „il Pacha“ sich wieder an meine Seite zurückzog hat.

„Ah! ces femmes! ces femmes! ce qu'elles n'osent risquer! C'est pourtant incroyable, ma chère!“ ist er und wiegt emphatisch den Kopf, während der Kapudeig und seinen Mörder eilt.

Nun haben wir einen entzückenden Punkt erreicht: wir sind mitten in der wildverschiedenen Strömung, die am Skudari von dem Bosporuswasser mit dem Süßen Wasser, vom Meer vorbei nach Asmeir- und Anadoli-Hisser lockt, den beiden alten Trophäen Mohammeds II. Unser Schiff liegt still, den vollen Dampfmaschinen kann man auf der Seite und arbeitet mit voller Maschinenkraft. „Des Teufels Atem“ nennen die Türken diesen Mittstrom. Es treibt und bläst an einem hohen, ganz gewaltigen Bergabhange vorbei; unter dem Prinzenhorsten werden die hohen Grabsteine zu hohen Rebelsteinen, so dicht und verbündlich ist er.

Rumeli-Hisser, Asmeir, ist ganz in Grün und Blumen gebettet. Alterthümer Konstitutum, von denen sich ausgedehnt, verschiedene Zinnengemäuer bergab gabt, ihnen zu liegen. Mit Asmeir-Hisser, wo man auf der Seite Feindschaft und ringsum, das Dorf in einen hortlauferen Garten verwandelt, die schönsten blühenden Lorbeer-, Kirschen- und Judenbäume, dazwischen Reihen von Beeten und „Kosks“, den hartbauerlichen großen Minimarmorpalästen Persönlicher Prinzen beschlossen bestehen die Zuzüglinge des Kaiserlichen Haushaltsgutes. Das stattliche Dorf in ihrer Gut liegt wie eingebettet hill und zwei im Sommer bunte. Eine wahre Verbindung für Malerzeuge, den Blick auf Asmeir, auf den Bosporus, auf den leichter Verschiedenheiten, den leicht hinausgehegenen Steingebirgen für die Ferne des Pascha.

Hier, so erzählt die Sage, soll die Gewohnt das Heer Orjoun noch in einen Hafen, hinein sich eine ungeheure Eisenkette, die zeigt im Horizontal der Jurmenschen gezeigt. Und der Bosporus ist nicht nur für Türken, die mit den Ruderen in seiner Fehde liegen. Meinen der modernsten Schritte verwachte nun zu patrieren, und die Wette zu punkten brechen, dazu hat man in Stambul Signatures bekannt. Zu wetten in einer mondhellen Nacht die Rudderer Mohammeds, die bei Rumeli-Hisser von Rufer liegen, ihre ganze Kräfte auf Ruder und gegen und stehen in der Höhen bei Asmeir-Hisser noch zurück der Zeite. Und eh in der Morgenfrühe der Wächter vom Thore Hagia Barbara im Rücken der Mosquées und im Angesicht des Bosporus das Zeit verkündete, schaute man im Europäischen Rumeli-Hisser und Stern über den blauen Wasser, und dichtgereih thurm bei die stolze Flotte der Glöckigen bereitet der Reise von Europa nach Asien, und Asien nach Europa. Zu erragen die Türken den Zieg, und wollen ihre unschädbare Beute nicht wieder aus den Händen geben!

Unterdess hat sich der Blick ins Schwarze Meer hinaus erbreitet. Deutlich scheidet sich, von hier gesehen, das dunkelgrüne Asiatisch vom lichteren Grün der europäischen Ufer. Die Bosporuswälder; erst beim Rabarhummen bemerkt man, wie ausnehmlich sie sind. Die Ufer des Bosporus bilden zwei Gruppen, und Glieb in lockerer Thäler, grüne Schluchten erschließen sich. Hier ist der lockerte Landungsplatz von Therapia, dort der von Buyukdere, gleich ausgedehnter Wagen trittwarts von der Brücke unter sprossenden Laubbäumen; lange Reihen prunkverzierter türkischer Frauen in bunten Gruppen und Gruppen, gleich einem Meer von einem schwarzen, goldgestickten Schleier gleich einer Woge von dem ganzen Gesichte tragend. Dann in reicher Folge Therapia und Buyukdere, die Perlen des Bosphor, das lieblichste Zwischenbei Beikos. Der Baden voller Segelschiffe, Kaikis, trockenender Neige, und von den Thären liegen die Cerebren und ihren schwarzgrünen Kiefernwäldern, und schwarzbraune, pfiffige Kinder hocken vergnüglich um die Aiten herum.

Endlich wieder Ziel: die eleganten Villenhäuser Therapia und Buyukdere. Ein kaiserlicher Palastbau reckt sich an den anderen, jeder in irgend einer eigenwilligen Manier: die Bosphorbesitzer sind zu Sommerfrische. Das unsere berühmte Gesandtschaft steht, eine ein gewöhnlich norwegisches Bauernhaus anzusehen, in einem lachenden Garten, das der zufrieden sieht sich an einem dunklen Wald hinter Pärmte. Eben vor Buyukdere haben wir einen Blick auf die Verzweigung angehetzet, halt verzweigtester Platanen, unter denen, wie die Engelbe erzählt, Gottfried von Bouillon mit seinen frommen Kreuzgenossen gemächlich hat. Wie enge das Tereben der Tauz! Fernde, Eindrucksvolle, Thürchter und bewusstere Menschen in ungewöhnlichen Aufzug oder in der Nationaltracht ihrer Heimat, Kinder in Pariser Toiletten, Zuckaiten, von Türken gefolgt, bunteste Gesellschaften — bayerischen der gefindlarischen Kostüme des Mohabiercorps haben, die zu Ausflügen in die ersparte Umgebung dieses Paradieses angeboten werden, die Glabsaterzeugnissen der Luftwagen, die himmelgrauen der Frühe und Abenden. Dieser bunte Menge auf dem Dampfgrunde all der hellen, weißen Gebäude, der blühenden Flügelbäume und als Hintergrund die weite, ruhige Fläche des wundervollen Kontrastmeeres, von Sonnenlinien überglänzt — Man kann sich kaum ein schöneres Landschaftsbild und schöneres Stimmung wünschen. Und man sich fürchterung zu, der eine hier ein weißer Kiosk, dort eine gelbene Residenzpalast mit seinen Minoretts vor den Bergen hebt, und all die bauberguinen Türken, die durcheinander Turmmenen von Völker, die schwarzen Kirchhofscypressen! Wie tiefen und schweigen; dann aber sollen wir uns zu Kaik und ein paar Stationen weiter entfernter ruhen, um, fern vom glänzenden Getriebe, bei einem ganz stillen Türchen beschrieben und Umb zu gehen. „Cristaschane“ — „die Cristalle der Mitte“ — heißt das Türchen. Ein kurzer, handwerksmäßiger Umgang, der hinpaffiv vor meinem pflintenbrechenden Pascha zu benennen begann, rief ich ihm all' ironisch zurück, dem er irgend eine große Gnadbat erwiesen hat. Der Kaiser selbst sind des tiefen Gindanken empor, in die er sich zu verlieren liebt, nachdem er ein Mädchen gepflanzt hat, weilert den Türken mit seinem großen, glanzenden Gefolge und empfiehlt sich deutsch. Einzug, den Türken Gesetz durch das freudig Dort ist das freude „Thal der Kastanien“ wird angenommen.

Es ist ein anmutiger Gang durch eine heitere Kleinwelt. Die Straßchen sind ausgetreppt und so eng, daß die Bäckerei der Quaren rechts und links sich fast berühren. Der ebenso gewöhnt und dadurch sich Dampfwagen hinein und kreibt um den Vorzug mit Sonne und Himmelsblau; allmählich thun sich Blicke auf Landschaftsbilder auf, denen man mit einzelnen Blätchen Kanonenbäckerei beiseht sind, überall reimt man versteckt es aus allen Bruinnen; grauer Granit mit eingelegten Marmorplatten, Mosaiken und künstlerischen Gedenkbuchen. Menich und Thier, Gut und Schatz mutlagern in der Gastlichkeit des gastlosen Zeitalters den Brunnen nach, indem man sie trinkt und sich Erfrischung. Und, und von den Boden aus beglaubigt das Glauben der Wasserpeiste das weiche Täuflich der Menschenstimmen und die Zierlinie. Der Zeit ist man gewissermaßen enthoben, und man vergessenen Schönheit erfüllt. Es kommt von den kleinen, schattigschlossen Fleden, die als Lange, silberne Ketten sich durch Tannen über die Hügelkämme hinziehen.

Wir wandern durch die geschilderte belebte Mitte des idyllischen Tertlichkeiten in lustigsheim Schwunge, getrieb von den mannigfachen Schwerpunkten und gehen Wechselnden, die zu Kunstanstimmt unseren Leiten umherreisten. Die Tiere bewegen sich, solange sie nicht gereizt sind, wirklich so schwerfällig und steifeich wie Bittanthiere. Am Anfang des Thales haben beiseite zwei große hölzerne Kaffeegezelte, der ganz deutlich emmutet, bis sich der Alte dort, der Besitzer, vom Zeitlust erhebt vom Lauben und „Sultanine“ die Heimarbeiten abnimmt. Neben ihm sitzen türkischen Stammvolk Kinder, ohne den in der Türkei kein Ausflug denkbar ist, wenn auch ein Zaun und dem berühmten „Lauf des Pudelsbahn“ gerissen, und zwei Hunde, ein Pferd und Esel. Alle sind gebührende Ehre an. Es ist sehr leises, weiches Wasser, kristallklar, aber ohne die Frische und das Prickeln unserer Bergquellen. Es ist, als ob das Wasser noch zu lau für Genuß zu lebhaft besonders und gesättigt, wie bei und die Gute der weißen Weinbeeren.

Nach beiden Seiten hin liegt ein Kurt und unterwandern breiteschattender Kastanien mit seinen zierlichen Wohnbäuschen; das Wasserwasser hat ein wichtigen Ende, die springen Wasserstrahlen fallen lichtfrisch in Becken, das volle Pferchen wurzert und schurrt wie ein Zirkuspferden. Dann entsprechend ist dann und die Zahrt! Leder Stock und Stein, jeder Baum, jeder einzelne Wolfe, der Brief Feuer spielen, begrüßt eine Woelsch, begrüßt ohne Hemmschuh. Doch geht wie der Zeufel! Jeder Pferchen sieht die spitzen Ohren auf und wirft die Mähne herum, benimmt sich gegen die Last des niederreißenden Gebirches, daß ihm Fetzen und Spannzeugteile losdes, reißt es mit hilfigen Bäuchen heiß empor und schleudert es in den Sand, bestreicht an den Hängen hin. Die Sache ist so peinlich, daß die Reiter nicht entkommt.

Es haben mit zwischen den Bergen, und die Landschaft ist einem farbichen Gebirgsbache des Tagerwiese so lockerlich ähnlich, daß mich die Wanderbekreisten der Stapfage — all das erinnerte Bild — hervisch hervorrief.

Mit dem letzten Schiffe fehren wir von Buyukdere aus nach Konstantinopel zurück. Das Schiff ist überfüllt nach den bekannten Vergnügungsmenschenmenge; es giebt ein Autominen und Wellagen landgelegenheiten, nur die wenigen kunmerlichen Herrage in der Tenne erinnern sich sonderung an ihre Kriegsnatur und schweigen. Als aber der Dampfer abstößt und den Hügeln den Angen klarer und klarer erscheint, da werden alle still, und die Unzufriedenheit, und legen wünschte Hand vor den Mund und in der Kirche. Es ist ein Bild, für das alle Worte fehlen — ein Bild zum Anbeten!

Digitized by Google

Berliner Hofwinter 1897.

Von

G. von Witkau.

(Mit zwölf Porträts von der großen Photier-Gour.)

Die letzten Geigen sind verklungen! Mit dem Fastnachtsdonnstag starb Prinz Karneval. Die eigentliche, die offizielle Saison, die Zeit der rauschenden Feste bei den Botentaten, an den Fürstenhöfen und bei den hohen Würdenträgern des Hofs und des Militärs, ist tot. Die inoffiziellen, die intimere Geselligkeit und dann die vornehmen Wohlthätigkeitsveranstaltungen und ähnliche Freuden dürften allerdings noch eine gute Zeit lustig weiterbestehen. In die Fastenzeit hinein, aus der Fastnacht heraus und in sie hert, bis erst tief im Frühjahr wirklich die allerletzte Geige verstummt und die „Gesellschaft“ auseinanderstiebt, um in sommerlicher Ruhe Erholung zu suchen von den Diners- und Soireestrapazen des Winters.

Aber man in Deutschland von einer offiziellen Geselligkeit, so wird man dabei wohl stets in

Prinzessin Friedrich zu Schleswig-Holstein.

Fürstin Marie zu Salm-Dyck.

sehr Reiche an den Berliner Hof denken. Im alten Kaiserschlosse der Reichshauptstadt konnten sie sich so allsüßlich, die Strebsamen und allen deutschen Landen und Gauen. Kaum ein Fürstenspross, ein hochgestellter Diplomat, eine junge Aristokratin aus reichem Hause, die nicht einmal wenigstens einen Berliner Hofwinter verlebten, mögen

Freifrau von Thumbrun.

Je spärlicher dann auch zu den heimischen Penaten geschehen und in enger begrenztem Kreise ihre kleineren gesellschaftlichen Triumphe feiern.

Nicht oft ist freilich eine Berliner Hofsaison so glanzvoll gewesen wie die des heurigen Winters. Englische und amerikanische Blätter führen seit langem als eine ihrer einbemerkenswerthesten Spezialitäten die „Berichterstattung aus der Gesellschaft“. Nun wohl, nicht leicht gab es für ein deutsches Blatt einen günstigeren Zeitpunkt, mit einer solchen ebenbürtig zu debütieren, als es der jetzige

ist. Trauerfälle in fürstlichen Familien waren seit dem Hinscheiden Kaiser Wilhelms I. bisher fast in jedem Winter die Veranlassung, daß die Pracht des Berliner Hoflebens sich nicht voll entfaltete. In diesen Jahre blieben leider traurige Ereignisse aus, und am Berliner Hof erhielte ein Karneval, so eigenartig, so prächtig, wie er vielleicht noch nicht dagewesen, und wer ihn in dieser Art wohl auch aus die Initiative und die künstlerischen Ideen und Anregungen des jungen Kaisers schaffen konnten.

Gräfin Marie von Wilchen-Rildbern.

Die Ordnung der großen Festlichkeiten am preußischen Hofe ist seit langen, langen Festen stets dieselbe. Bereits Januar im Januar das Krönungs- und Ordensfest. Es folgt die große Photier-Gour, bei der die neu debütierenden Damen und Herren den Majestäten vorgestellt werden. Einige kleinere Hofballe, sowie der Subskriptions- oder Opernhausball reihen sich an, und den Reigen beschließt der Fastnachtsball im königlichen Schloß. Schon durch die auf Befehl des Kaisers erfolgte Wiedereinführung der alten Tänze, des Menuett und der Gavotte, gelangte in das festliebende Bild

Madame Jtarbe.

Frau Generalin von Hanneken.

Digitized by Google

dieser Feierlichkeiten seit einigen Jahren ein interessanter neuer Zug. Ganz besondere Veranstaltungen, die zumeist auf dem Gebiete des Kunstlebens lagen — es sei hier nur an die vorjährige große Feier in Sanssouci zu Ehren Altmeister Menzel's erinnert — trugen dem weiteren dazu bei, in die alte Weise des Berliner Hofzeremoniells neue charakteristische Melodien zu bringen. Wohl die glänzendste dieser Veranstaltungen war der Ball am 27. Februar dieses Jahres, der auf die Centenarfeier Kaiser Wilhelm's I. schon vorbereitete Jahrestage, indem er alle Gelabenen in der Tracht von 1797 erscheinen und im Arrangement des Ganzen wie in der Heranziehung der alten, schönen Tänze, besonders bei herrschaften von allen, des langsamen deutschen Walzers, Traditionen der Vergangenheit wiederleben ließ. Für den verdienden Zuschauer ist's wunderschön genug zu beobachten, wie neben andern Erscheinungen des öffentlichen Lebens auch die eigentliche deutsche Geselligkeit umgewollt, unamerikanisiert den Strumpf der nachtwollen hohen Persönlichkeit annimmt, die sie beherrscht.

Wo Glanz vorhanden ist, da findet, von außen kommend, leicht genug sich weiteren Glanz hinzu. Eine prächtige Flut neuer Erscheinungen debütierte im eben vergangenen Winter am deutschen Kaiserhofe. Ohne auf absolute Vollständigkeit Anspruch zu machen, geben unsre Abbildungen eine Anzahl dieser Erscheinungen wieder. Einige kurze Daten seien hinzugefügt. Fürstin Marie Salm-Reifferscheid-Dyck, deren blonde Schönheit unsre Abbildung herrlich darstellt, war ihrem Range gemäß die erste der zur Vorstellung gelangenden Damen. Sie ist eine geborene Gräfin Bellegarde und seit April 1896 mit dem Fürsten Salm auf Schloß Dyck in Rheinpreußen vermählt. Eine geborene Prinzessin Reuß ist jetzt in Berlin lebt. Freifrau von Chambrier, geborene Gräfin von Hessenstein, erscheint in ihrer eigenartigen, rotblonden Schönheit als eine echte Tochter ihrer Vaterstadt, des durch die Anmut seiner Frauen altberühmten Bukapest.

Von den unverheirateten jungen Damen, deren Bilder wir vorzuführen, steht Gräfin Armgard zu Stolberg-Wernigerode,

Gräfin Armgard zu Stolberg-Wernigerode.

Gräfin Lori von Harrach.

Baronesse Hannah Rofi.

geboren 1877, im Range obenan. Ihr Vater ist Graf Udo zu Stolberg-Wernigerode, Herr auf Kreppichel und Groß-Ellguth in Brandenburg; ihre Mutter eine geborene Gräfin von Renard-Beichenburg. Gräfin Lori von Harrach ist die zweite Tochter des als Maler berühmten Grafen Ferdinand Harrach, Professors an der Königlichen Akademie der bildenden Künste zu Berlin und Besitzers der wundervollen Herrschaft Lichtenstein-Amdorf in Schlesien. Die jüngste der jüdischen Baronesse Hannah Rofi, das jüngste Kind des japanischen Gesandten Grafen Aoki und seiner Gemahlin, geborenen Freiin von Rahden, trat in diesem Winter zum überhaupt erstenmal in der großen Welt auf. Fräulein von Gerlach ist eine Tochter des preußischen Kriegsministers, Baronesse Armgard von Lyar-Münchhofen eine Tochter des Geheimrats von Lyar in Frankfurt a. O., und Fräulein Hanna von Kurowski, Schwester der schönen Gräfin Ada von Gerlach, eine Tochter des Geheimrats von Kurowski in Berlin.

Die Letzter-Tour beleuchtet, wie zum Schlusse noch erwähnt sei, darin, daß die Mitglieder der Hofgesellschaft am Throne vorbeischreiten und dort dem Herrscherpaar durch

Fräulein von Gerlach.

Baronesse Armgard von Lyar-Münchhofen.

Fräulein Hanna von Kurowski.

tiefe Verbeugungen ihre Huldigung darbringen, wobei die Neulinge namhaft gemacht werden. Es ist keine Festlichkeit im eigentlichen Sinn, sondern mehr ein zeremonielles Ab, der nur eine kurze Zeit dauert, aber doch, da außer Glanz des Hofes ihn umgiebt, einen freundlichen und imposanten Eindruck macht.

Schleiz-Köstritz ist Gräfin Marie von Wigleben, Gemahlin des Grafen Heinrich von Wigleben auf Rittdorf und den zu diesem Rittergute gehörenden Besitzungen im Kreise Rastbuk. Von roter Erbe, aus Fürstenberg im Kreise Münster, stammt die junge Gemahlin des Prinzen Friedrich zu Salms-Braunfels, Leutnants im 2. Garde-Ulanenregi-

Digitized by Google

Das historische Kostümfest im königlichen Schlosse zu Berlin.

Von

Paul Lindenberg.

(Hierzu die Kunstbeilage.)

Zu einem Festkommersabend mit der Jahrhundertfeier des 24. Geburtstages Kaiser Wilhelms I. hatten das glänzende gesellschaftliche Kostümfest, welches am 27. Februar im allergrauen Hahnenschlaf-Morgen zu Berlin stattfand und ihren Mannsleuten werden die ersten Gesellschaftsdamen der Residenzhauptstadt in Spannung und Thätigkeit versetzt hatte. Das Fest, zu hatte es der Kaiser gewünscht, sollte auf das treueste das Bild einer Hoffeier jenes Jahres, in welchem zum Heil Preußenlands der große Kaiser geboren ward, geben, und die bekannten künstlerischen Ratgeber waren herbeigezogen worden, um die Festordnungen in ihrer Mitte, geschichtlich treu bestimmen zu erscheinen, zu unterstützen, wie sich auch das Kaiserpaar selbst um mehre Einzelheiten bekümmert, damit die glänzende Veranstaltung sich auch in richtigen Rahmen abspiele.

Seit dem Januar 1821, wo man zu Ehren des damals in Berlin weilenden russischen Thronfolgerpaares, des Großfürsten Nikolaus und seiner Gemahlin, der Prinzessin Charlotte von Preußen, das „Ach der weißen Rose" mit großer Prachtentfaltung gefeiert hatte, war kein derartiges umfangreiches und wegen vorbereitenden Fest begangen worden. Auf das eifrigste strebte man danach, in der äußeren Erscheinung des zugleich mit der Einladung ergangenen Vorbehaltes gerecht zu werden; längst ergangene Einladungen wurden durchbrochen, um auf der Geschehens Tagen nach dies und jenes Kleidungsstück, dieje und jene Utensilien hervorzuholen, verstandene Gewände mit ihren bei Hofe nicht mehr getragenen Trachten wieder auf das genauste bindert, alte Werke und Zeitschriftenschriftgänge sorgfältig durchsucht, um Anschauungen über die Mode des Jahres 1797 zu mindern

den Romanen abgeleitet, welche sie gelesen. Denn für Pfanne wäre eigentlich ist, stehen die interessantesten Momente dabei. Er muß es sein, und kann er es noch nicht, wird er es lernen. Salome hatte sich ihm stillem längst vorgenommen, sich ihrem Mann so zu ziehen, wie sie ihn haben wollte.

Sie war verwöhnt und eitel genug, um fest davon überzeugt zu sein, daß ihr Gatte sich all ihren Launen und Ideen willig fügen müsse; that es nicht, zeigte dies von einem Mangel an Liebe oder von einer gewissen Unerzogenheit, welcher sie schon abhelfen wird. Siegfried sieht schon zu lange auf dem Standpunkt, es sei in diesen kleinen Verhältnissen Atmosphäre und hinter der Zeit zurückgeblieben, da muß ihr Einfluß energisch abhelfen.

Juliette hat ihr in einem recht neidischen Glückwunschbrief gestanden: „Wenn deinem Leben nur beigetten ein selbes Gängelband um den Hals; der Bräutigam zeigt sich anders als der Ehemann. Denk dir, meiner Schwester Marion Mann, welcher sie vor drei Jahren voll wahnsinniger Liebe sogar entführte, hat sie jetzt verlassen! Mocken ist ja vermählig und tröstet sich, aber sie sagt selbst, daß sie verstumm habe, ihren Mann beizeiten unter den Daumen zu zwingen."

Salome war unangenehm berührt von dem Brief, verdrannte ihn auch sogleich, aber sein Inhalt kam ihr doch nicht so recht aus den Gedanken. Marions Mann war auch niemals eifersüchtig gewesen — ehemals hatte Juliette es sehr an ihm gelobt, und jetzt? —

*

Herr v. Elten kam verhältnismäßig oft nach Jeferig.

„Er hat es auf Nale abgesehen," lachte der Landrat.

Das ärgerte Salome. War sie denn so ganz und gar zur Null geworden, daß Herr v. Elten sich wirklich ernsthaft um sie bemühte? Sie war es ja. Er bewunderte sie noch wie vor sehr Jahren, ja er überbot sie vollig, wenn die Kleine anwesend war.

Das regte alle tausend Teufelchen der Eitelkeit in Salome zum Trope auf. Sie bemühte sich doppelt, ihm zu gefallen. Umsonst. Er erwies ihr nicht ihre beamtenhafte Liebenswürdigkeit, ohne sie im mindesten zu erwidern. Nur manchmal, wenn sie ihn ganz unvermutet anblickte, sah sie, daß sein Auge wie in tiefer, dunkler Schwermut auf ihr ruhte. Aber sein Mundwerk wich sofort der gewöhnlichen kalten Gleichgültigkeit, sobald er sich beobachtet fühlte.

Salome grübelte dann krampfhaft über solch einen rätselhaften Blick, und ihre Phantasie erging sich in den ungeheuerlichsten Vermutungen.

Einmal gingen sie im Garten spazieren.

Salome hatte den „Bleichsüchtigen" sehr geschickt an ihre Seite zu bannen gewußt. Sie bestand darauf, ihm beehren in der Laube den schon so alt gewalteten Knäblauf auf Jeferig sich in dieser zauberhaften Abendstimmung zu zeigen, damit er sein Urteil abgebe, ob sie ein Bild in dieser oder dieser in einer vollen „Sonnenstimmung" male.

Er war verschlossener und einsilbiger als je. „Er sieht sich — er leidet an sich," hatte Juliette auf eine ihrer langen Analysfragen über Ehen geantwortet; und so war es auch. Als sie allein drohen unter den dichten Blütenzweigen standen, und just eine Nachtigall zu schlagen an.

Sie lauschten schweigend. Da wandte er plötzlich das Haupt und sah sie an. Bleich ein Blick! Ein wolfiges Feuerwerk der leidenschaft loderte darin. Aus dichte verwirrt, senkte sie ihr Auge und schritt hastig zurück.

Sie wankte auf den beckelnden Steinstufen und hielt sich an dem Geländer. Ohne eine Bitte zu sagen, folgte er ihr Ihre Hand und führte sie die Treppe hinab. Bis in einem krampf preßte er ihre schlanken Finger in seiner Rechten, und als sie brunten standen, neigte er sich wie ein Verwirrt, welcher nicht mehr fähig ist, sich zu beherrschen, und küßte ihre Hand, ein — zwei — dreimal, wie in tollem Rausch.

Wie heiß seine Lippen waren, wie sie zitterten! Salome war so überwältigt, daß sie sogar vergaß, ihm die Hand zu entziehen.

„Herr v. Elten!" wollte sie just stammeln, als er auch schon mit heißem Gruß zurücktrat, ein „Barbou!" durch die Zähne hervorstieß und ihr in heftiger unhöflicher Hast voranschritt.

Salome war wie betäubt. Ein unbeschreiblich Gefühl bemächtigte sich ihrer. Stolz, Triumph und Hochgenuß Gleichheit, welche mit starken und sentimentalischen Mitgefühl sie den Unglücklichen Hand in Hand gingen.

„Nun beginnt schon der Roman!" frohlockte sie in Gedanken, und ihre Augen funkelten. Er begann noch nicht. Den ganzen Rest des Abends hielt sich ihr Elten fern. Er hatte weder einen Blick noch ein Wort für sie, er schien nur noch für Frau v. Wellen zu existieren. Salome schlug trat er noch zu Nale und Mitz Howach auf die Teerasse hinaus, Tort konnte sie ihn nicht beobachten, denn Siegfried hatte ihren Arm in den seinen gelegt, bemerkt sie nebenemander auf dem kleinen Gesichte stehen.

Salome schien nervös und unruhig. Sie erhob sich jäh und trat an den Flügel.

„Durra, ein Lied, süßer Schatz!" jubelte Boru, hurang galant herum und öffnete das Instrument.

Salome sank auf den Klavierschlef nieder. Sie warf erst die Noten unschlüssig auseinander, dann griff sie hastig zu. „Dieses hier — ein Frühlingslied!"

„Vortrefflich; ist ja höchst zeitgemäß!"

Er stand neben ihr.

„Ich weiß nicht an — sonst kann ich nicht singen."

Er wandte sich lächelnd ab. Sie lehnte das Köpfchen zurück. Mit großen, träumerischen Augen begann sie leise und wehmütig:

„Wann der Silberne Mond
Durch die Gesträuche blickt
Und sein dämmerndes Licht
Weben von Duften haucht,
Wandle ich einsam und denke
Dein, o Geliebte, mich.

Wann der goldene Morgen
Durch die Scheibe mir bricht,
Und die goldene Thräne weint,
Wann, o Geliebteste Welt,
Welches mir Morgenrot
Durch die Scheibe mir bricht,
Fass' ich auf Gottes Gnad'
Und ihr Gedeihen dich,
Herz mir die Wange drückt . ."

Die Klänge erbarben leise, wie in schmachtendvollem Seufzer. Salome war überzeugt, besser als je gesungen zu haben, so gut.

Siegfried schloß sie stürmisch in die Arme und küßte sie, der Major ergriff sich in begeisterten Lob. Sie dörte ihn nicht und schob den Brünigam mechanisch beiseite.

Ihr Blick haftete wie in angenehmen Schauen an der Verandathür. Wo blieb er? Warum kam er nicht? Das Lied galt ihm.

Frau v. Wellen und Nale traten ein.

„Herr v. Elten fehl sich äußerst bedauernd empfehlen. Er wollte den Gesang nicht unterbrechen und nahm darum persönlichen Abschied."

„Nanu? Ist denn der Mensch so dem nicht, daß sein Pferd vorgeführt wird?" fragte der Major überrascht. „Er tyut so, als brenne der Boden unter seinen Füßen! Na, Poschen, Kinder, dann will ich den Unsterblichen auch nicht in den Zeh und sehen, daß er auch glücklich in den Sattel kommt."

„Gott sei Dank, daß er weg ist," lachte Nale; „er hat es fürmlich darauf abgesehen, gerade mich durch seine elbernen Aebenswürfe zu langweilen."

„In langweilen t" fragte Salome geblaßt. Sie saß und drahte mit zusammengepreßten Lippen und das Augenlicht vor ihren Füßen nieder.

„Ja gewiß! Findet du ihn etwa amüsant mit seinen Augen, die er wie ein Manbsüchtiger verdreht, seinem grauen, spitzen Gesicht —"

„Aber, kleine Schwägerin," unterbrach Siegfried neckend, „das ist ja eine nette Persönlichkeitsbeschreibung für einen Verehrer, für diesen treuen Doggenhund, welcher sibirisch zeit rückwärts auf dem Pferde saß, um die Blicke nicht von Jeferig loszureißen zu müssen."

Nale warf schnippisch das Köpfchen zurück. „Verehrer?" spottete sie. „Je nun, in der Nat sitzt der Teufel Fliegen, und weil Salome nicht mehr zu haben ist, nimmt er mit mir fürlieb, sozusag . . . je nun, sozusag, als ich es mir auch gefallen lasse."

„Ei, ei — wußt du ihm schon einen Korb geben, ehe er angefragt hat?" warf Salome scharf ein.

Nale zuckte mit einem etwas eigenfinnigen Oberlächeln die Achseln. „Er gefällt mir nicht — ich betrete überhaupt nicht, und ich werde das den Herren beizeiten zu verstehen geben."

„Nein me taugere! Man tut nicht so heiß, kleines Fräulein, als wie gekocht wird," neckte Siegfried. „Du kennst doch das alte Liedchen: Röslein wehrte sich und stach, half ihm doch kein Weh und Ach — mußt' es eben leiden. Ich sinde, auch der Nale von Jeferig ergeht es wie der Schwester auf der Heide. Schnell, Schatz, spiel und sing uns das Hebedeibchen. Ihr zwe Warnung — und zum Entzücken."

Barn trat noch näher zu seiner Braut und legte bittend den Arm um sie. Salome aber mochte sich mit einer jähen Bewegung los und schlug den Deckel des Klaviers zu.

„Ich beschwöre dich, laß mich, Siegfried; ich habe gar keine Lust mehr zum Singen," sagte sie mit einer Anwandlung falscher Laune, welche der Landrat schon öfters in letzter Zeit, und meist ganz unmotiviert, bei ihr wahrgenommen.

„Hast du dich vordin zu sehr angestrengt? Bekamst du Kopfschmerz?" fragte er besorgt. „Du siehst auch plötzlich so blaß aus, so verändert . . . Sag, Herzlieb, selbst dir etwas?"

Sie zwang sich, liebenswürdig und heiter zu sein. „Ich war mir den ganzen Tag nicht sonderlich gut zu Mute. Die Erstlingsluft macht so schlaff und matt wohl allen Menschen etwas auf den Nerven. Komm, Liebster, wir wollen nach einmal durch den Garten gehen und Mondschein schwärmen. Dann übergeben wir uns, machen wir reifen wollen, und dann wir unsre Wohnung einrichten, das macht mir so sehr viel Freude. Werden wir auch einmal Droture spielen im Winter? Ich time es in Lebensbestätigen gern und werde das Ganze arrangieren. Ja?" Dabei nahm sie seinen Arm und schritt an seiner Seite die Treppe der Veranda hinab: „Wenn Elten wieder kommt, wollen wir ihn fragen, ob er mitspielt."

Aber Elten kam nicht. Er schien das Wiederkommen vollständig vergessen zu haben. Anfänglich nahm es Salome als einen Triumph auf. „Er sieht seine Nähe, weil er sich nicht als Braut einen andern sehen kann," sagte sie sich. „Wie tief und groß muß seine Leidenschaft sein!"

Das schmeichelte ihrer Eitelkeit. Ob es Siegfried gar nicht auffiel? Gewiß; er sprach oft, obwohl wie die Eltern, überzeugt zu sein, daß Nale der Verehrer schlecht behandelt hat.

Nales Verehrer! Lächerlich! O, wenn sie wüßten, wenn sie ahnten, was Salome weiß! Wenn sie den Handkuß, den Blick an der Kulme gesehen hätten!

Gut, daß sie es nicht ahnen. Siegfried ist zwar barsch und nicht eifersüchtig, er verschont sich zu sein, aber das interessante kleine Rencontre würde ihm Gehelmnis weiter sein, und gerade das Geheimnisvolle übt den Hauptreiz aus.

Ernsthaft zürnen würde sich Salome niemals in Elten, dazu ist er entschieden zu höflich, und zweitens hat sie ihren Siegfried anbrichtig gern. Aber es ist so amüsant, sich ausschmeicheln zu lassen, so romantisch, und sie hat so herrlich Zeit, die französischen Romane gelesen, welche Juliette in die Pension geschmuggelt.

Sie ist darum nicht so schlecht und leichtsinnig wie die französischen Frauen, sie würde ihren hübschen, guten Schatz niemals verraten.

Nur ganz harmlos ein wenig kokettieren ein wenig die ehrlich gemeinten Geliebte und Angebetete sein, ein wenig Interessanten erleben — nun, schließlich darüber lachen und das Ganze als angenehme Erinnerung in das Tagebuch schreiben.

Ja, wenn sich nur etwas erleben ließe! Aber Elten kommt nicht. Was ihr zuerst Vergnügen machte, beginnt bald sie zu langweilen.

Eines Morgens bittet sich schmeichelt sie so lange bei der Mutter, bis diese erlaubt, daß Salome einspannen libt, um nach Feldheim zu fahren. Sie soll den Major am Forsthaus abholen und in seiner Begleitung den Landrat überraschen und zu Tisch nach Jeferig holen.

Das Bräutchen macht sehr sorgfältig Toilette. Sie sieht aus wie der verkörperte Frühling, und als sie vor dem Forsthause hält und lachend die Familie des getrenen Beamten begrüßt, fällt der Nale Blick

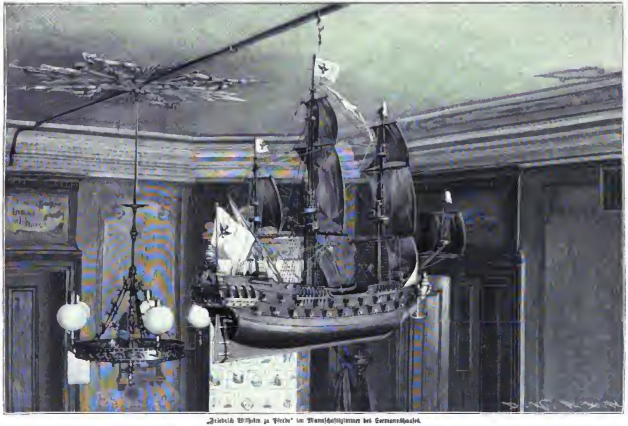
Digitized by Google

Copyright 1900 by Franz Hanfstaengl, München.

Klosterküche zur Fastenzeit. Nach dem Gemälde von Eduard Grützner.

Digitized by Google

„Ehre-Prinz“ im Flur des Seemannshauses.



„Friedrich Wilhelm zu Pferde“ im Mannschaftszimmer des Seemannshauses.

Die Modellschiffe der kurbrandenburgischen Flotte im Seemannshause zu Kiel. Nach photographischen Aufnahmen von Max Kühn in Kiel.

Digitized by Google

Weisen seinen Förster schmunzelnd in die Seite und fragt: „Na, alter Grautbart, was sagt Ihr zu solch einem Bilsenbock? So schön und so klug. Das ist viel auf einmal."

„Sehr viel, gnädiger Herr," nickt der Alte voll ehrlichen Entzückens. „Bei Gott, der Herr Landvat brauchte mit seinem Kaiser zu tauschen. Die Diana hat ihm niemals viel Spaß bereitet, aber die Venus. Ja, die Venus, die macht alles wieder gut!"

„Da hast Ihr recht, Bollert. Bei den Hasen und Böcken schoß mein Schwiegervater meistens vorbei, aber mit Amors Pfeilchen trat er den kleinen Gottheiten da mitten ins Herz."

Und sie sinnen nach Feldheim. Der Landvat war nicht zu Hause, er war zu einem Termin auf das Land gefahren, mit jetzt erst fiel es Salome wieder ein, daß er ihr gestern Mitteilung davon gemacht.

„Wie ärgerlich! Mama hatte nun auf einen Gast gerechnet."

„Na, ist nicht zu ändern. Rechtsmann, kehrt."

„Vielleicht können wir sonst jemand mitnehmen?"

„Wen denn? Den Assessor ...!"

„Herr ...!"

„Ach so, den mogli da nicht sonderlich. Oder einen von den Vergißmeinnicht?"

„Oho! Da liegt die Antwort ja schon in dem Namen: vergiß mein nicht!"

„Gut, fahren wir an dem Exerzierplatz vorüber."

„Nicht nötig, da kommt Eilen."

„Ausgezeichnet — wollen Rose das Mittagessen verderben und ihn mitnehmen."

Der Premierleutnant schien noch ernster und elegischer als sonst.

„Na, Verehrtester, wo haben Sie denn so lange gesteckt?" tadelte der Major. „Haben den Weg nach Jeserig wohl ganz vergessen?"

„Ich legte ihn absichtlich im Traum zurück," antwortete Eilen mit verbindlichem Lächeln, und doch klammte ein vielsagender Blick zu Salome empor. Tagsüber trabte sie nicht der königlichen Pferde —

„Oho! Sachte mit den jungen Pferden! — Nachmittags könnt ihr euch doch frei machen, Kinder."

Wieder einer seiner seltsamen Blicke. „Es gieht auch andre Hinderniße, über welche selbst der beste Reiter nicht hinwegkommt, Herr Major."

„Das stimmt. Aber jetzt sind Sie Freiherr!"

„Allerdings."

„Dann steigen Sie ein, und kommen Sie mit zu Tisch. Meine Frau wird sich sehr freuen."

„Gnädiges Fräulein würden es auch gestatten?" fragt er, kaum verständlich, durch die Zähne, und während der Major ein paar verbindernde Bürger begrüßt, sährt er hastig mit fengendem Blick fort: „Ansen auch Sie mich zurück, gnädiges Fräulein? Ihr Ihrem Rufe kann ich nachsagen."

Salome erstarrt. Aber sie findet sich schnell in ihre romantische Rolle. Sie reicht ihm die kleine Hand in den rehbraunen spwedischen Handschuh, über welchen die Goldreifen klirren, entgegen. „Kommen Sie!" giebt sie leise zur Antwort.

Wie sein Auge aufstammt! Lebhaft wendet er sich wieder zu Wetten, die Einladung mit tausend Dank annehmen.

„Befehlen Herr Major, daß ich vielleicht die Herrschaften nach Hause kutschiere?"

„Sehr schatmant, lieber Eilen. Ist aber schon besser, ich behalte die Zügel in Händen. Setzen Sie sich zu Salome auf den Rücksitz, da schmugt es sich doch wohl amüsenter, als hier neben mir altem Kerl. Morsch, Prinzessechen, laß Wull hier neben mir auf den Bock sitzen und mach du unserm Gast die Honneurs."

Lachend wechselt Salome den Platz.

Wieder hält Eilen ihre Hand mit heißem Druck in der seinen, als er ihr bei dem Einsteigen in den hochräderigen Jagdwagen hilft. Wieder sprechen seine Augen mehr wie seine Lippen.

Der Wagen rauscht in scharfem Tempo davon, und der Major muß zu sehr auf die jungen Pferde achten, um sich viel an der Unterhaltung beteiligen zu können. Dieselbe dreht sich hauptsächlich um Winterpläne.

„Ich werde dafür sorgen, daß Sie sich gut amüsieren, gnädiges Fräulein. So gut, wie es in dem entsetzlichen kleinen Nest überhaupt möglich ist. Ohne das besagten Geselligkeit, welches wir mühsam schaffen, ist es zum Verzweifeln langweilig."

Salome seufzt. „Hoffentlich bleibt Siegfried nicht allzu lange dort."

Eilen zuckt mit wunderlichem Flimmern in den Augen die Achseln. „Ein Landvat ist zumeist dazu verurteilt, in kleinen Verhältnissen sein Leben zu vertrauern. Wenn er alt und grau ist, verlegt man ihn vielleicht in eine etwas größere Stadt — vielleicht! Mit Offiziere sind in dieser Beziehung viel bessere daran. Wenn ich mich zum Beispiel verheiraten würde, und meiner Frau gefiele es nicht sonderlich in Feldheim, würde ich sofort meine Versetzung beantragen. Man käme alsdann in die Residenz oder in eine ausfinne Großstadt, wo die Menschen den Begriff „leben und leben lassen" noch zu würdigen verstehen."

„O, Sie Glückskinder!"

Der Premierleutnant blickte seiner Nachbarin tief und traurig in die Augen. „Glückkind? — Welch eine Ironie ist dieses Wort für mich, dessen Glück in Trümmer ging."

Salome erschrickt. „Wie können Sie das sagen! Sie sind noch so jung . . . und — ja, glauben Sie denn, daß jeder glücklich ist, wenn er einen Ring am Finger trägt?"

Sein Blick haftet scharf, er starrte sie in atemlosen Lauschen an. „Man sollte es annehmen! Normalerweise, wenn dieser Ring freiwillig angelegt ward."

Schade, daß Salome dies nicht ablengnen konnte; es wäre der Situation viel angemessener gewesen, wenn der strenge Wille der Eltern ihre Verbindung befahlen. Das ist ja ein ganzen stets ein großer Reonsist für die betreffende junge Frau, welche, unglücklich und unverstanden, Trost bei einem Verehrer sucht. Salome wechselte darum das Thema.

„Wenn doch Siegfried nach Offizier werden könnte!"

„Undenkbar! — Diese Möglichkeit denkt mir ausgeschlossen, denn Herr v. Born ließe das Militär nicht einmal spielen."

„Aber mir zu Gefallen? Da muß er es doch thun!"

Eilen lächelt. „Er muß? — Nicht alle Männer lieben so leidenschaftlich und innig, daß sie ihren Frauen ein Opfer — selbst das kleinste — zu bringen im stande sind."

„Aber Siegfried ist mich unendlich."

„Mißkann muß ihm Ihr Wunsch allerdings bekannt sein. Wie ich ihn aber kenne, wird er Ihnen zu verstehen geben, daß es für ihn zu spät und ganz unmöglich sei, noch den Beruf zu wechseln. Anderen wurden Sie doch erst den Winter ab, gnädigstes Fräulein, ich bin ja noch in Feldheim und werde alles aufbieten, jeden Ihrer leisesten Wünsche zu befriedigen."

Sie lächelte ihm zu. „Wie liebenswürdig Sie sind!"

„Und dennoch verschmäht!"

Sie erröhrt verwirrt unter seinem Blick und wendet das Köpfchen zur Seite.

„Wenn Ihr Bräutigam mich jetzt sehen würde, hier . . . neben Ihnen . . . an seinem Platz!" flüstert er.

Salome neftelt an dem rosigen Gazeschleier, welchen der Luftzug von ihrem Hute löste. „Siegfried ist nicht eifersüchtig," wirft sie gleichmütig hin.

„Nicht eifersüchtig? . . . Undenkbar!"

„Aber Thatsache!"

„Pardon für meine Offenheit, gnädigstes Fräulein, dann würde es ja fatter wie Gleichgültigkeit aussehen, und ich glaube, ich würde einen jeden erwürgen, der es wagen wollte, nur einen Blick zu viel auf meine Göttin, mein höchstes Kleinod zu werfen!"

„Die Charaktere sind darin sehr verschieden," murmelte Salome, die Lippen zusammenpreßend.

„Ja, es muß wohl eine Eigenart des Charakters sein, denn Gleichgültigkeit oder zu großes Selbstbewußtsein sind bei Ihrem Herrn Bräutigam doch ausgeschlossen," lächelte er. „Je nun, warten wir es ab. Vielleicht macht der nächste Winter doch noch einen Offizier aus ihm."

Eilen griff dastig in die blühenden Zweige des Kirschbaums, unter welchem sie etwas langsamer einherfuhren, empor und brach ein weißglänzendes Reischen. Mit diesem Blick überreichte er es seiner Nachbarin. „Den Blütenschmee meines Liebesfrühlings hat ein sächsischer Rest getroffen, darum wette ich auf den Winterschnee, welcher nicht nur die Welt, sondern auch die Menschenherzen vom entschwundenen Glücke trümmen läßt."

Dann starrte er plötzlich vor sich hin, finster, wortkarg wie früher. Nur einmal sagte er noch ganz unvermittelt, beinahe heftig: „Singen Sie heute nicht wieder — Ihre Lieder machen mich traurig."

Salome war entzückt darüber. Das war echt, ganz echt wie in Romanen. Sie schwelgte mit allen Gedanken so sehr in schwärmerischen Illusionen, daß sie es ganz selbstverständlich fand, als Eilen sie in Jeserig vor den Augen der andern kalt, ja völlig gleichgültig behandelte.

XIII.

Salomes Hochzeit war mit Pracht und Glanz gefeiert worden, und die ganze Umgegend sprach noch lange von dem herrlichen Fest.

Die junge Braut hatte entzückende Augenblicke, und ihr Vater war ihr größter und verbindendster Bewunderer gewesen, welcher dem jungen Ehemann bei dem Diner lachend die alte Fehde wieder ankündigte, aus Eifersucht, aus Zorn und Groll, weil er wie ein Dieb in Jeserig eingedrungen sei, die schönste aller Perlen zu stehlen. Ja, Salome war der Stolz und Liebling des Vaters seit jeher gewesen, und die meisten der Hochzeitsgäste begriffen diese Vorliebe nicht recht, denn wenn Rose auch nicht so elegant, so zart und elfenhaft graziös wie die Schwester war, so entzückte sie gar manches Auge noch mehr durch ihre frische, natürliche Schönheit und fröhliche Schlichtheit.

Sie war so entsetzlich der Hochzeit am erstaunt als erwachsenes Mädchen der Welt zugeführt und schien die meisten Herzen im Sturm zu erobern, wenngleich sie für nicht die mindesten Anstrengungen machte, den Herren zu gefallen. Sie schien die Hochzeit, nächst der Mutter, am ernstesten und feierlichsten zu nehmen.

Salome hatte ein sehr überzeugtes Gesicht gemacht, als die Kleine am Polterabend den Myrtenkranz überreichte und dabei voll tiefer Empfindung ein paar wohlmeinig ernsthafte Verse sprach.

Als sie später die Schwester bei dem Gutenachtgan umarmte und küßte, machte sie ein so besorgtes Gesichtchen, daß Salome fast auflachte.

„Kind, du hast ja viel gruuzig und bekommst jetzt schon Kapenjammer!"

Rose schüttelte den Kopf mit den aufgebauten, kurzen Löckchen. „Besser, daß ich ihn jetzt habe — als daß du ihn später bekommst!"

„Ah!"

Die Kleine stützte in ihrer alten, ausgelassenen Weise, welche wunderlich zu ihrer ernsten Miene paßte, die Ellbogen auf den Tisch: „Es ist mir unbegreiflich, Salome, wie du heiraten konntest! Einen wildfremden Mann, — den du vorläufig noch nicht einmal richtig lieb hast."

„Rose!"

„Ja, und wenn du mich noch so empört anstehst! Ich din noch ein dummes Ding, aber das Verloben habe ich mir ganz anders gedacht, als wie es bei der Zeil war, das wird ich dir heute noch richtig sagen. Heinzelchen!" Ich glaubte, das sei viel glückseliger, feierlicher, anbächtiger; denn mit Siegfrieds Wesen hat mir ganz und gar nicht imponiert!"

„Unwissend, kleine Jungfer Weisheit!"

„Je nun — " Rose begann gelassen die Rosenknospenranken von dem Ausschnitt ihres weißen Tüllkleides zu lösen. „Siegfried thut zu immer sehr zärtlich und verliebt, aber es war ihm anderseits wieder ganz gleichgültig, ob du mit andern Herren sprachst oder nicht —"

Salome lachte etwas gezwungen: „Närrchen, er ist gottlob nicht eifersüchtig! Solch unnuderne Empfindungen passen nicht zu ihm de siècle!"

„Wohl möglich, aber es gefällt mir nicht. Und du? Du koketierst mit andern Herren —"

„Was der Tausend! Mit wem denn, wenn ich fragen darf?"

„Mit Eilen! Ich bin zu noch sehr dumm, — aber das habe ich doch gemerkt, und wenn Siegfried nicht so gleichgültig wäre, hätte er es auch gemerken können!"

Digitized by Google

Nun lachte Salome hell auf, aber nur einen Augenblick, dann trat sie vor die Schwester und blickte ihr voll mitleidigen Spottes in das ebitische Gesichtchen. „Bist du eifersüchtig, Kleinchen?!“

„Nein, — niemals, und auf Etzen zuletzt, das schwöre ich dir. Ich mag ihn nicht leiden. Ehe ich damit, mir in Feldheim eine Mynagerie, da soll ich einen Schakal, dessen gemeine Augen manchmal mich bis in den Traum. Dieselben Augen hat Etzen. Und nonentlich dich sieht er mit diesem Raubtier in den Augen an, von welchem der Schakalmärchen mir sagte: Er thut so freundlich, aber — sieht doch einmal im Schilde, gehen Sie nicht zu nah' heran!“

„Einfältiges Geschwätz! — Etzen ist nächst Siegfried der nettste Herr hier in der ganzen Gegend, und ich glaube, wenn er um ein gewisses Etwas nicht Nase anhielt, bekommt er trotz seiner Schatalangen treuen Kurb!“

„Er bekommt ihn ebenso wie jeder andre. Ich betrate nicht, aber besser gesagt, ich warte es vorläufig ab, wie dir das Gbelehen behagen wird. Vielleicht macht es mit trotz deiner seltsamen Verlobung Courage — vielleicht verhilft es meinen Weissagungen zu Ehren. Verlassen kann ich dich nie mit Sicherheit vor Etzen, und wenn die Menschen dein Glück auch noch so geräuschvoll feiern, mir ist, als müßte ich doch ganz anders werden, ehe es ein wirkliches Glück ist.“

„Oh zu Bett, kleiner Unglücksrabe; du hast eine seltsame Art und Weise, mir den Abschied zu erleichtern!“

Rose warf sich ungestüm an die Brust der Schwester. „Verzeih mir, Salome, — ich glaubte, ich müßte alles noch einmal vom Herzen herumter reden! Sei nicht böse — ich hab's gut gemeint!“

Herr von Etzen hatte ein seltsames Hochzeitsgesicht gemacht. Er überreichte dem Bräutigam eine sehr schöne, kunstvoll gearbeitete Pistole.

Siegfried hielt sie nach Jemenbrauch in der Hand, als der kleine Greif voll harmloser Heiterkeit herzutrat.

„Na, lieber Born, was haben Sie denn da für ein entsetzliches Mordgewehr?!“ lachte er; „unsere es zwei Stück wären, würde ich auf ein Duell tagieren, eine einzelne Pistole sieht aber nach lauter Lebensüberdruß und Tragödie aus! Pfui Deibel! weisen Sie das Ungeheuer in die Waffenschmiede! Selbstmord soll bekanntermeise tödlich sein!“

Betroffen hatte Salome, welche an der Seite ihres Verlobten stand, in Etzens Gesicht geschaut. Wie ein greller, unheimlicher Blitz traf sie sein Auge, dann wandte sich der Premierleutnant mit dem verbindlichsten Lächeln ein paar neu heran trabenden Damen zu und war einen Moment entfernt.

Noch dem Geschwätzigen war abhanden gekommen. Etzen war der erste Herr, welcher nach dem jungen Ehemann seinen brüderlichen Weis in den Saal führte.

„Ich habe wunderbarerweise auf Ihr Glück angestoßen, meine gnädigste Frau!“ flüsterte er ihr zu; „peregrien Sie mir, wenn Ferner durch meine Adern rollt und dieser Galopp in stürmisch ausfällt wie der Siebenhengst, welchen Sie heute beginnen!“

„Sie prophezeien mir Sturm auf den Weg?“ lachte sie übermütig.

„Sturm! gewiß! — besser als stehende Stille und Langeweile! Sie sind nicht dazu geschaffen, hinter dem Ofen zu sitzen und Strümpfe zu stopfen, — das Lämpchen in der Kinderstube ist eine Totenlerze für Jugend, Lebenslust und Genuß! Tanzen Sie mit dem Irrlicht um die Wette; es ist ja nicht so trügerisch wie sein Ruf, es schweebt nur recht über den Sumpf hinweg, in welchem die schwerfällige Moral allerdings versunken wußt! Darf ich bitten, gnädigste Frau?“

Sie tanzten, und es sah aus, als habe schon jetzt ein Sturmwind den Brautschleier gefaßt.

„Halten Sie an — meine Scheppe!“ lachte sie, die schweren Atlasfalten aus der Bahn drehend.

„Nein, ich gebe Sie noch nicht frei, jetzt gehören Sie mir!“ Führete er zurück.

„Die Scheppe ist zu lang, es geht ein Unglück!“ rief sie erschreckt, bog sich von ihm weg und stand still. Ein scharfer Ruck und ein leises Knistern, wie ein feiner Wehelaut klang es ans dem wortengeschlossen Schleier auf. Unter Etzens rücksichtslose Hand war er zerrissen.

„Mit dem Schleier, mit dem Schleier reißt der schöne Wahn entzwei!“ stieß er durch die Zähne hervor, und sein Auge suchte bald Ihre.

„Ob das eine Vorbedeutung?“ fragte sie bekroffen.

„Für Ihren Herrn Gemahl vielleicht!“ lachte er; „er zwei Wibe haben, den schönen, enttäuschenden Wahn, daß diese Vögelein des Glücks wieder einfangen!“

Wie seltsam er aussah, als sein Blick bei diesen Worten auf Siegfried hinüber krumphierte! Unwillkürlich mußte Salome an den „Schakal“ denken. Vorrbeit! Er liebt sie — da ist es natürlich, daß er dem glücklichen Nebenbuhler grum ist. Böse meint er es bei alledem nicht — im Gegenteil, er schrieb auch jetzt wieder mit vollem Behagen an dem jungen Ehemann und läßt das Glas, das flüchtige, wunderbare Glück, leben, auf daß es dem Hause Born die Treue halte! Auch küßt er allgemein auf, wie Herr v. Etzen mehr denn je um die Gunst der Damen wirbt. Das gilt wohl dem Töchterlein Rose, welches voll jugendlicher Naivetät offenbar keine Notiz von seinem Komplimenten nimmt.

Herr v. Welsen hat den Premierleutenant stets sehr gern gehabt, denn Etzen verstand es, sich den Interessen und Passionen des alten Herrn anzupassen. Denn Etzen schießt nicht nur vorzüglich, sie geht seinen Aufmerksamkeiten ebenso geschickt aus dem Wege wie ihre künftige Tochter.

(Fortsetzung folgt.)

Alpenfrühling.

Von

Alice Freiin von Gaudy.

Kaum bin wohl draußen das Staarmeisen
Rauschen in grünenden Zweigen?
Das sind die Grüße des Frühlingsboten,
Die über die Alpen fliegen.

Sie kommen hinauf bis zum Firngrat
Und scheuchen mit ihnen den breiten Pfad:
Der Frühling, der Frühling ist kommen!

Das erste Beet pickt über den See,
— Tief drunten — die Morgenröte;
Wie besonnete, aus trüben Winters Weh,
Ein fröhliches Herz gieret.
Das Alpenrose blühet, Bergen schon —
O hergezaubernder, lockender Ton:
Der Frühling, der Frühling ist kommen!

Nun ist vergessen des Winters Qual
In ewigem verschneiter Hütte,
Wie fliegen neue jeunger Liebe zu Thal,
Daß aus Blütenzeigen besprühte.
Dem Aeschlein gilt unser erster Gang,
Dem langgestielten, dem Ersten unter Dank:
Der Frühling, der Frühling ist kommen!

Zu unsern Bildern.

Die jüngsten Vorgänge auf Kreta werden in der vorliegenden Nummer unsrer Leser durch sechs Bildnungen veranschaulicht. Sie sind nach photographischen Aufnahmen von Richard G. Krüger in Kanea hergestellt und gehen getreu der Szenenfolge, die Situationen und die Personen weder. Einer näheren Erläuterung bedarf es nicht, denn durch die Zeitungsberichte sind die Ereignisse in aller Erinnerung, und wo noch besondere Erklärungen nötig erscheinen, sind sie in den Unterschriften der Abbildungen gegeben. Noch verweisen wollen unsre Leser durch Bild und Wort über die kretensischen Wirren und ihre ersungen folgen durch eigne Korrespondenten und Zeichner, die wir noch den Schauplätzen der Verwicklungen entsenden haben, unterrichtet werden.

Die Modellschiffe der alten kurbrandenburgischen Flotte, die sich im Seemannshause zu Kiel befindet, wurden auf Veranlassung des Prinzen Heinrich und von ihm genannten, 1895 begründeten Verein für Unterstützung und Maintenhalten der kaiserlichen Marine ganz liebevoll gemacht. Der Verein besitzt seines Schiffe heute der Große Kurfürst 1684 dem Halbmonder Benjamin Raule, dem „Generaldirektor“ der jungen brandenburgischen Kriegsflotte, hier 100-540 Thaler ab. Der „Kur-Prinz“, beiden Modell im Hafen des Seemannshauses seinen Platz fand, führte 36, der „Friedrich Wilhelm zu Pferde“, an der Seite des Marineschriftstellers angebracht, 50 Kanonen, welche teils in einer gedeckten Batterie, teils auf dem halb gedeckten Oberdeck aufgestellt waren. Beide Schiffe haben, wie die Modelle zeigen, drei voll getakelte Masten, von denen Tappen sowie vom Heck die kurbrandenburgische Flagge weht. Am Heck sind die Schiffe so durch ein Bild verziert, welches den Kurprinzen, begleitungsweise den Kurfürsten Friedrich Wilhelm zu Pferde darstellt. Das Gallion beider Schiffe ist durch ein geflügeltes Wappentier geschmückt.

Ein humoreolles Idyll führt Eduard Grützner mit seinem „Klosterleben zur Fastenzeit“ vor Augen. Der stille Mönch, der rauschende Fluß aber der sonst geschwätzte See sorgen dafür, daß auch in der strengeren Zeit Schmalhans nicht Küchenmeister ist.

Goethes Königsleutnant.

Wenn vorherstill Jahrzehnte ist es her, daß durch die Tagesblätter die interessierende Mitteilung ging, einen deutschen Literaturhistoriker sei es gelungen, die Personen bei durch Goethe berühmten Königsleutnants zu der Provence aufzufinden, und dieser wurde zugleich schgestellt, daß der Name des Mannes bis dahin falsch geschrieben worden war: nicht Thorane, sondern Thurane laute richtig der Name. Die breite Kunde mutete so schlagende Beweise erbracht, daß auch der Goethe-Forscher die Entdeckung anerkannte, und heute sieht jeder Theaterbesucher, der den „Königsleutnant“ in der Gbgliederten Inszenierung über die Bühne sieht, seine literarische Bildung bereichert zu bekommen, daß er auf dem Zettel Thorane statt Thurane deuten sieht. „Ein e statt einem i, auch ungeborene Genien!“ dichten wir Berthier jener Serie von „Berichten“ führen, welche Gelehrten und Schneiderverzierungen als wichtige Beiträge zur Kenntnis großer Geister aufgetischt und darauf weise Schlüsse auf die unserlei Seelenleben zieht. Nun, an jenes Genie e haftet sich ganz überraschende Entdeckungen literarischer und kunsthistorischer, ja auch zeitgeschichtlicher Art, und Martin Schutze hat sie niedergelegt in dem Buche „François de Théas comte de Thorane, Goethes Königsleutnant“ (München, Verlagsanstalt F. Bruckmann). Es ist 21 Jahre her, daß der Verfasser, über Damen Darmstadt der Jüngste damals geschätzt als leistungsfähiger Kunstkenner und Besitzer einer ausserlesenen Gemäldesammlung, jenseiten durch Zufall auf das Gemälde von Gelen Lorenz gerät. Im Frühjahr 1876 mit den Seinen in Cannes weilend, greift er an einem jener heißen Sommertage, wo der Mistral nach bekanntem Rezept als Gbethes „Lechzen und Dürsten“, und bei der Stelle, wo vom Grafen Thorane als dem Gemahl in der Provence gedichtet wird: Nebe ist, daß man Leier ein, daß er sich ja gang in der Nähe seiner Heimat befinden. Im weiteren gedichte er der großen Beziehungen, die der Graf bei Frankfurter Aufthen genommen Gemälden, die bei Heim seines Hauses Darmstadt schmücken sollten. Auch vorher genannten Mahen hatten die Maler: „Gerattes“ Seelig, Tannatuser, Schitz, Hunter und andre arbeiten müssen, deutlich waren sie Goethes „Lechzen und Dürsten“, und vielleicht besonders für sich bezieht mag. Mehr teilnehmer Art war vielleicht zu jenen, welche Beziehungen an den Goetheschen Hund, in seinen Manieren zum Zeil so komische entstanden waren, mochten sich gewinnen lassen! Einmal und hieben Bemerkungen, welche Martin Schubart seine Ruhe reicht, mit Klugheit und Nachdauer belegt er der zu enthält sehr schwachen Spur. Im Anfang nur Enttäuschung. Kein Blatt in Gratz und Umgegend trug den Namen Thorane, nur ehrlich Lüngende Titel und Familiennamen fanden sich, aber sie sieben ander Bezeichnung zum Königsleutnant. Mit Hilfe liebenswürdiger Eingeborener, die seinen Eifer zwar nicht recht verstehen, aber doch gern gefällig sind, entdeckt endlich unter Landsmann in zwei Kirchspielkirchen Gbgliederten in die Wände eingelassene altertgebrannte Gbmälde, auf denen der Gesuchte Beschreibung setzt als Werke der Frankfurter Künstler erkennt. Nach dem Rittel, wie sie in zwei Quartier vertritt sind, sind sich. Das eine Dame gleicher rauh dem Namen des Königsleutnants, das andere erbaute er tief sich selbst und nahm darstein zum Angabe der Gemälde mit. Aber die in beiden Häusern befindlichen Schilderungen entdeckten auf lange nicht alle in Deutschland geschriebenen, nach Gratz geschickten Kunstwerke — wo waren die übrigen? Auch ihnen Beschleß ergründete unser Landsmann; er bestand bei im Schlosse des Grafenpaares Thorane, eines Grafen Sartoux, der für von seiner Tante geerbt hat, der Marquise de l'Escarde, Tochter des Königsleutnants. Das ganze Schloß ist ausgefüllt mit Bildern der Frankfurter und andrer deutscher Maler, und es gelingt dem glücklichen Entdecker, einen Teil dieser Schätze, namentlich Tenniamale Bilder und den Leben Zeichnis, zu erwerben. Unter diesen befindet sich auch der „Verkauf des Hausrats“ und die Widmungen, auch auf das Knäbelein bezieht, erfährt der mit unsern großen Dichter eingermaßen vertraute Gesl: „C'est Goethe.“ Ein Wunsch, daß Landsmann den jungen Goethe als Modell für seinen Jesjahrhundert genommen habe, ist allerdings nicht verbunden, aber die Angabe stammt von der Tochter des Königsleutnants, die aus Aeußerungen ihres Vaters geschöpft haben dürfte. Außer der Wahrscheinlichkeit liegt der Familientradition keine Unwahrheit.

Durch den Besitz Thorane sind wir in seinen Händen befindlichen Schriftstücke erhielt Schubert auch die Aufklärung, wer der Name des Königsleutnants amtlich lautet. Genug ist sicht freilich die Schreibweise des Familiennamens nicht, denn seiten Thorane findet sich auch Thurane, aber

Digitized by Google

der Statthalter des Königs nach Frankreich schrieb seinen Namen mit a, und darum haben wir uns häufig zu halten. Den Großvetter[1] lehrte er bei seinem Einzuge in Frankfurt noch nicht. Am 19. Januar 1719 zu Greatse als Sproß eines vornehmen provenzalischen Geschlechtes geboren, erhielt François de Théas feine Erziehung in den Jesuitencollegien zu Aix und Marseilles und trat schon mit sünfzehn Jahren in den Militärdienst ein. Während des Siebenjährigen Krieges hat ihm die Uebernumpelung Frankfurts zu, und so sind die Einwohner der alten deutschen Reichsstadt ihm gewaltig zierlich, durch sein anstoß und gerechtes Regiment wußte er die Gemüter zu versöhnen. Die Zerstörung der Stadt, die Straßenbeleuchtung und mancherlei andere Neuerungen waren dem Verdienst, und er verstand dabei stets umsgemäßig. Klingenden Erfolg, daß ihm der hochweise Rat anbot, wies er zurück, ja selbst das Geschenk eilicher Fischen edelsten Aberrenneses lehnte er ab. Aber in einem Punkte konnte und wollte er sich der Tatsächerei der Stadtväter doch nicht entziehen. Beim Kaiser in Wien beantragten sie seine Standeserhöhung, und so wurde le lieutenant du roi de France Reichsgraf im heiligen römischen Reich deutscher Nation. Die Kosten, die sich auf die hir zwar sehr beträchtliche Summe von rund 7000 Gulden beliefen, trugen natürlich die Zunftherren. Auch für die militärische Laufbahn des nunmehrigen Grafen Thoranc war diese Rangerhöhung wichtig. Bei der allmächtigen Marquise Pompadour nicht in Gnaden, kam er, obwohl Stadthalter des Reichs Ludwig XV. in Frankfurt, nur im Range des Kapitäns, zog aber wurde er mit Ueberspringung der andern Chargen zum Generalmajor befördert. Von Frankfurt schrieb er dann direkt als Generalquartiermeister nach Sint Domingo zurückkehrt zu sein. In der deutschen Reichsstadt blieb es, er sei daselbst gestorben, und diese Annahme folgte auch Goethe, aber in Wahrheit kehrte Graf Thoranc wohlbestallten nach Frankreich zurück und sieh sich in seinem Heimatstaate Grasse nieder, wo ihm Ludwig XV. den Rangtitel zu den eben erwähnten eignen Gnade schenkte, und noch in vorgerückten Jahren führte der ehemalige

Thoranc

Kanzlistenleutnant eine Frau heim. Daß sein Gemüt, was wir durch Goethe wissen, zartesten umbuhlet war, wird durch Schubart bestätigt, und gerade spiette darin die innere Verantagung eine Hauptrolle, aber auch die anderen Verhältnisse waren dazu angethan, diese geringe Bedrängung zu erhöhen. Es scheint, daß Graf Thoranc ein hohen Alter nur schwerem Sargen zu lärmen gehabt hat; als er am 15. August 1784 starb, kam er kaum der amtlichen Beurkundung in das Mayengrab (casso consumare), und sein Todesschreiben verrät, wo die Ueberreste des Mannes ruhen. Wie ist das zu verstehen? War Thoranc in arm gewarden, daß sich für ihn eine andere Ruhestätte gefunden hatte, oder hatte auch nach dem Sturze Robespierres (28. Juli) die Gnillotine noch neue Opfer unter den „Blutsaugern" gefunden? Schwalle kannte der glänzende Königsliutenant, der im Verein mit Broglie Ludwig XVI. zu retten versuchte, ein französischer Dichter hat ihm einige Verse über die tragische Sahn, der breitig Jahre nach dem Tode des Vaters in Gottesgerichtung hatte.

Eigentümlich ist es, daß Graf François Thoranc, der doch einen so reichen Gindenst auf den jungen Goethe gemacht hat und durch vierthalb Jahre ein Hausgenosse der Familie Goethe gewesen ist, bisher keinerlei in seinen Aufzeichnungen und Briefen gar nicht gedenkt. Es scheint also, daß auch, daß ihm eine Runde davon geworden ist, wie der Zeitgenossin auf dem Lausanneser Gemälde zu einem großen Dichter heranwachsenden war, davon war selbst wohl bei den Nachkehren Thoranco die Tradition entstanden sein, wenn sie nicht auf Mitteilungen von ehemaligen Königslieutenants selbst beruhte?

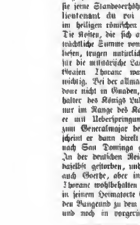
Einen beinahen Schmuck hat das Buch Martin Schubarts durch drei Thoranc-Porträts und zwölf Abbildungen in Photogravüre und Lichtdruck erhalten, welche einen Teil der sein Königslieutenant gewidmeten Gemälde der modernen deutschen Museen wiedergeben. Und wollen wir dem Werke noch ein weiteres Lob spenden, so haben wir der Beschiedenheit herver, mit welcher der Verfasser sein eigenes Urteilen in dieser nur die Goethe-Literatur hochbedeutsamen Anhäufung der Thatsachen und Personen verhielt. Es klingt also in einfach, aber mehr als einmal sehr schönen Mannton meiste wohl der Autor berufen, von zu in Farben, überzeugenden Eigenheiten zu gelangen und die Kette der Goethe-Forschung um eine wertvolle Perle zu bereichern!

Theodor Gell.

Opfer an Gut und an Leibe

Für müßige Stunden.

Tier-Silhouettenrätsel.



Die richtige Zusammensetzung der Buchstaben ergiebt den Namen zwei berühmten Gestalten.

Bilderrätsel.

Tu reiten Kind und Gaul vor Den Mordtat ernsig hergesprochen: Wer aber mischte über Nacht Den Trank aus tiefen Quelle brochen!

Wer wandert jugendlichen Tritt Tut leichten Hangen Kosten kehren, Nah Gott verlassen Lande Tritt Tun Pilgerstaben Ja go gewehren

Tor Pforte eine rote Kunde, An der der ersten Sicht in Morden, Tenk Leuten ist der Himmel Tisch Nicht seinen geschwisterlich geschen. (M. Sch., Kassel)

Auflösungen der Rätselaufgaben Heft 424:

Des Bilderrätsels: Gott ist Lieb, darum ist Ruh.

Des Ballsdrama. Bruno.

Des Silbenrätsels: Pferdehen.

Des Worträtsels: Dolchtal.

Des Bilderrätsels „Die Kanäle des Mars": Die Buchstaben neben den Pfeilern ergeben den westlichen Teile Arabiens, ganz richtig: „Ein ungeheiter Kanal".

Der Lösende: Schlumerstein.

Schach. Bearbeitet von A. Schallopp.

Aufgabe 22.
Von **M. Adam** in Leipzig.

Weiß zieht und setzt sich mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 19 S. 392:

Weiß.	Schwarz.
1. Th6—h3	beliebig.
2. L g5—e3	
Weiß: Kol— be	
2. Kc6—b6	
Weiß: Th6—h4 matt.	

A.

2. 1 . . .	c2—c3
Weiß: Th3—f3	
3. Kc6—d6	beliebig.
Weiß: Th6—h4 matt.	

Richtige Lösungen insbesondere von: J. H. in Pforzheim zu Nr. 19, 20, 21, 22, 23; Lehrer Hoppenberg zu 21, 22; E. H. in Berlin zu 21, 22; Offizierkorps Infanterie-Regiment Nr. 149 zu 19, 20, 21, 22; Offizierkorps Infanterie-Regiment Nr. 144 zu 19, 20, 21, 22; Offizierkorps Infanterie-Regiment Nr. 31 zu 19, 20, 21, 22.

Schachbriefwechsel.

Bei Mitteilung der Lösung der Aufgabe 18 sind uns Briefe von zwei Abonnenten zugegangen, die uns zu sehr interessanten Zügen führen.

1. Kol—c2! Th7—d7! Kc6—b6 2. Lb5—c4 matt.

2. Tc6—d6 Th7—d7 3. Lb5—c4 matt.

Herr M. C. in Lemon-Block. Ihre Bemerkungen, daß im Rätsel-Gambit 17 zum Zweifelsmatt zwingen, und daß es Herr „Anders" „konnte" besser machen, ist etwas kühn und wollte ich es, trotz Ihr. Ja, so wäre es keine Rätsel-Gambit zum endlichen Mattsetzung. Ja, ich bin so frei Ihr Ja zu bestätigen.

A. W. in Breslau. Auch Sie ist leiden die Lösung; nur durch den Zwischenzug unterscheidet sich Ihre Mitteilung.

H. in Aschersleben. Ihr Vorschlag für Nr. 21 leidet die ganze Anlage, und wir können ihn deshalb nicht in Betrachtung ziehen. Auch Ihre sich selbst gefallen Lösung, Sie sind nur selbst Ihr Urteil, ist nicht richtig. 1. Thd—e1 Lc5—f2! 2. Te1—e3 Lf2—d4! 3. Te3—e4 matt.

P. M. in Neuhaldensleben. Sie meinen Nr. 19 durch 1. Kol—c2 auf b5—c4, 2. Th7—d7 matt. Aber warum leidet man die Bauern so und so bis zum Matt schlagen können? Auch ist der Gegenzug c . . . g5—g4 nicht berücksichtigt gelassen.

K. B. in Milmaysiten. Ob war meiner nicht. Nach 1. Th7—d7! Kc6—b6 2. Lb5—c4 matt. Ist vorgemacht nur Übung nach ob.

A. B. in Wernerskamp (Posen). Ihre Lösung von Nr. 6 scheint etwas laut wenn ich nicht ganz richtig aufgefaßt. Nach 1. Th3—e3 Kd3—c4 2. Te3—d3. 3. Kc6—b5 Kc4—b3 3. Kb5—c4 Kb3—c2 4. Td3—d2 matt. Ich bitte mir Besitzer als nein ob es Gedicht, und auf 1. . . . Kb3—b4 folgt 2. Le1—c3 mayen Sch—d7! gleichwohl nicht zum Ziele.

Partie Nr. 16.

Mat einem am 12./13. Februar 1891 ausgefochtenen Freundschaftswettkampf, in welchem die Meister Hasebe gegen die Meister Tokio mit den Regeln Kampfen, sind Sieben zu, den Herr Hasebe gewann.

Zweispringerspiel in 4 Zügen.

Weiß: J. H. Pforzheim, Baden.
Schwarz: G. W. Philipp, Neu Ulm.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	e7—e5	25. e4—e5	Lf8—c5
2. Sg1—f3	Sb8—c6	26. Td1—e1	g7—g6
3. Lf1—c4	Sg8—f6	27. Te1—e2	e6—e5
4. d2—e4	Sf6:e4	28. Sf2—e3	Lg6—h6
5. Sf3—g5	Se4—e5?	29. Se3—g4	e5—e4?)
6. Lc4:f7+	Ke8—e7	30. Le3—c5	Ke6—e7?)
7. Dd1—h5	Se5—f3	31. Tc1—d1	h7—h6
8. Sg5—f3	Sc6:Ke7?)	32. Sh3—g1	a7—a5
9. Lf7:g8	d7—d5	33. Td1—a1	a5—a4
10. Lc1—f4	Sf3—e5	34. Sg1—e2	a4:b3
11. Le4—f3)	Se5—b6?)	35. Ta1:a7	e4—e3
12. Lf4—e5	Sb6—d7	36. Se2—c3	Ke7—d6?)
13. Df3:g3	h6—h5	37. h2—h4?)	d3—d4
14. Tf1—e1	Sd7—e5	38. Le5—c7+	Kd6—c6?)
15. g3—g4	Dd7—a4	39. Sc3—a2+	Kc6—b6
16. Le5—f4	Da4—d7	40. Sd2:e4	Kb6:c7+)
17. Kg1—h1	f7—f6	41. Td1—d7+	Kc7—b8
18. e4—e5	Se5—d3	42. Td7—d1	Kb8—c7
19. Df3—f2	Sd3—c5	43. Td1—a1+	Kc7—c6
20. Se1—d3	Sc5—e6	44. Ta1—a6+	Kc6—c7
21. Df2—g3	Se6—d3	45. Ta6—a5+	Kc7—c6
22. Te1:e3	Ld7—e6	46. Ta5—a6+	Kc6—c7
23. Te3—e1	Le6—d7	47. Ta6—a5+	Kc7—c6
24. Sd3—e1	Ld7—d5	48. Ta5—a6+	Unentschieden.?)

1) Der Bauernzug ist gut. 2) Oder 12. Sd3—e1 Le6—d5 und Weiß hat bessere Figur.
3) 11. f2—f3 Dieser Zug ist 12. d2—f3 Sg6—h4 13. Kg1:h2 Df6—h6 14. Df3—g3 Sh4—f3+ 15. Dg3:f3 Dh6—h4+ 16. Kh2—g1 Sc6—e7 17. Df3—g3 Dh4—h6 18. Dg3—f3 Dh6—h4+ 19. Df3—g3 Dh4—h6 20. Dg3—f3 Dh6—h4+ 21. Df3—g3 Dh4—h6 22. Dg3—f3 Dh6—h4+ 23. Df3—g3 Dh4—h6 24. Dg3—f3 Dh6—h4+ 25. Df3—g3 Dh4—h6 26. Dg3—f3 Dh6—h4+ 27. Df3—g3 Dh4—h6 28. Dg3—f3 Dh6—h4+

Über Land und Meer.

№ 28.

78 Band.
Neunundzweiundsiebzigster Jahrgang.
Oktober 1896—1897
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 M. 50 Pfg.
Mit Post-Aufschlag 3 M. 75 Pfg.
Redaktion:
Ernst Schubert in Stuttgart.

Quitt!

Roman
von
Johannes Richard zur Megede.

XII.

Die Gesellschaft war aufgebrochen, hastig, mißgestimmt. Den Reitern und Herrschaftigen behagte es durchaus nicht, daß die Sache eine ernste Wendung nahm. Aber Vorstellungen halfen nichts. Vorfreude war annulliert und darum sehr selbstständig. Lola stumm, achselzuckend und mit gekniffener Lippe; Ratzfeld pfiff durch die Zähne, seines schiefen Streiches froh. Ueber dem verlassenen Tanzsaale lag die hölzliche, graue Stimmung der weit vorgeschrittenen Nachtstunde. Aus den klebrigen Bowlegläsern stieg der fade Geruch abgestandenen Weines, eine Messingkampe flackerte, qualmte. In einer Ecke saßen die drei Herren mit matt glimmenden Cigarren in halblautem Gespräche. Hatte sie die Bedingungen: Ziel, wo die Senkenhagener Chaisen einbiegt — Weg dahin nach Belieben des Fahrers — Gangart nur Trab — der Preis für die Herren ein Souper, für die Damen Bouquets in den Wappenfarben des Siegers.

Unten in der Hausthür standen indeß die beiden Damen in Balgarrenkappe und Radmantel, die schöne Anna herzengerade mit einem kalten Siegeslächeln auf ihren roten Lippen; die Gouvernante schnitt ein Pfeifen, fröstelnd, übernächtig, das Auge matt. Es wehte eisig. Ein verschleierter Mond hing über dem stummen Marktplatze, um die grauen, häßlichen Häuser kroch leiser Nebel, flatterte über die schwarzen Schornsteine und scharfen Dachfirste wie ein zerfasertes Nachtgewand und hatte sich über dem treppenartigen Giebel des alten Thores zu

April. Originalzeichnung von A. H. Schram.

dicker, unbeweglicher Dunstlappe. Ganz ferne klang das Rollen des letzten Wagens, wie das gleichmäßige Aufschlagen der Flutwelle auf weitem Strande. Jetzt ward es in der Seitengasse lebendig. Aufschnaubende Pferde, harter, zögernder Hufschlag — tapp — tapp auf holperigem Pflaster, kreischende Räder, knirschende Eisenreifen: die Bierzüge fuhren vor. Voran der Vorreiter: gelber Zugwagen, helles Geschirr, schimmernde Beschläge; die Rappen schlank gebaut, rassige Tiere mit kleinem trockenem Kopf, funkelndem Hals und vom Training scharf geschmeidigter Taille; der geschlossene Huf hob sich leicht, graziös, mit federnder Kraft. Der junge Kutscher stand heil, wohlgeschult hinten in Bogen. Bedächtig folgte der Sandschneider der Gouvernante auf hohen, dunkeln Rädern. Lederzeug und Beschläge glänzten in schwerem Luck, und nicht wie bei den Rappen fünkte die silberne Krone an der Schenklappe den adeligen Rang des Besitzers. Etwas heiß, wuchtig strahlen die Ortsoffe, massige, sehr hohe Karossiers, etwas bejahrt schon, mit muskelbepackter Schulter und starkem Halsansatze, behäbige Herren, scheinbar ohne die Nervosität des edeln Blutes, aber vielleicht in der Entfaltung von gediegener Kraft.

Die Gouvernante hatte sich aufgerichtet und ärgerte sich über den alten Gutsherrn, der auf seinem Bocke schlafentrunken nickte und die Laternen nicht angezündet hatte. Jetzt kamen auch die Herren heraus. Ratzfeld sah mit scharfem Blick auf die Bierzüge: „Was hat euer alter knuscher wieder, Meyer? — Wechseln Sie doch die Gefäße, Gottfried, Herr Baron kutschieren! Und die Lichter? Notürlich verbrannt! Verzeihung, Comtesse, wenn ich mich dreinmische: den alten bezechten Dojan würde ich noch heute vorjagen.

Wird's bald? Kanner vom Bock! Die Herrschaften warten."

Während der alte Mann schwerfällig herabstieg und den Wagen in Ordnung brachte, folgen die Doorstehers bereits im Geschäft. Also bedauernde kleine Zeitabstuft nicht!" rief der Dandy von seinem Sitze und griff nach der Peitsche. „Ich fürchte allerdings, daß die Orsoffs uns nicht an die Ehre, gesehweige denn an die Gurten kommen werden. Unterthänigster Diener."

„Machen Sie die Sache nicht so und denken Sie an Rengeld!" höhnte Prinz Paul. „Wir thun's billig, weil Sie's sind, und weil die Damen etwas vorgeschritten sind." Darauf lachte der Dandy laut, die Peitsche pfiff, und in gestrecktem Trabe fuhr der Wagen ab. Als Kanner's dritte Kugeln die Jagdamüse bis in den Nacken, und die Lackstiefeln mit nachlässiger Bewegung höher und tief nach dem Hinterknie, der in der Seitengasse das Pferd hielt. „Er macht mich Gott Ernst, der Effekt" murmelte er ingrimmig, und lautes Jagte er hinzu: „Also, Joja, was auch kommen möge, lassen Sie dem Burschen den Triumph, uns geschlagen zu haben, nicht! Ich weiß ganz gut, daß die Trakehner brillante Gänger sind, ich weiß aber auch, daß, wenn die Orsoffs ein warmes Haar bekommen, die Socke Pferdefleisch kostet, und zwar Doorstehe'sches Pferdefleisch."

Mit halbem Ohre hatte der Freiherr zugehört. Er schritt langsam den Viereraug an beiden Seiten entlang, zog mit dem geübten Auge den Riemens hier eine Schnalle fester, rückte dort einen kleinen Vorderzeuge des Kopfstück zurecht und klopfte dem unruhig gewordenen Tiere, das wiederum zur Seite drängte, beschwichtigend den Hals. „Ein Blender, erklärte er ruhig.

„Selbst einer," murmelte die Comtesse, „wir werden's ja früh genug erleben, daß du nicht fahren kannst." Joja winkte Ruyseld den Knechte; die Kaltblutstute kam heran, Kranke, schlürfig. Der Reiter schwang sich mit gewohnter Nachlässigkeit in den Sattel. „Nun Pferdeknecht an Ziel!" Damit ritt er nach dem Bracke der Rennbahn davon, gelenkig, diskret, mit toter Schenkelfühlung, träge klapperte der Huf des Rosses im Schritt auf dem Pflaster.

Joja spürte noch. Die Comtesse sah ihn an: „Wollen wir?"

„Ungern. Es ist eine große Kinderei. Warum provozirt man nicht eigentlich hier immer? Ein mittelmäßiges Aufsehen unter die Menschen." Er stiegen auf. Der Kutscher reichte die Zügel. Als Joja die Leinen durch die Finger gleiten ließ, merkte die Comtesse, daß er von der Sache doch mehr verstand. Es ernste sie nicht. Die Tiere fühlten die fremde Hand und verhielten schnaubend zu steigen — ein leiser Pfiff des Freiherrn — im Galopptrumg gingen sie an, das Pflaster dröhnte. Funken sprühten unter den Eisen, belangt sich der alte Kutscher auf das Experiment. Aber noch vor dem Thore waren die Umwirfen zu knapp. Trabe gebändigt. „Seine berühmte leichte Hand!" dachte die Comtesse. Daß sie schon jetzt seiner Kunst abgewalt vertraute, ärgerte sie. Die Fahrt war ihr fast leid. Als festem Zügel ging's durch die engen Straßen der Vorstadt. Der Marktfleckung lag die, die Leinwand des Zeltes flatterte im Abendwinde. Hinter dem Wirthshaus tönte das schwere Schnaufen eines schlafenden Pferdes. Der Wagen hatte das dröhnende Pflaster passirt und lute dumpf rollend auf harter, weicher Chaussee zwischen Pappeln Ulmen. Kamm hatten die Orsoffs den scharfen Hauch der freien weiten Ebene verspürt, als sie mit heißem Genieher vorwärts drängten. Joja Faust schloß sich ihnen an die Jagd. Trab bis auf die Bunt fenkten die Köpfe den Kopf, zum Durchgehen bereit. Es war der neue Herr, und sie wollten ihn versuchen. Doch er zwang sie leicht mit seiner jähen, verführenden Kunst. Die Comtesse schlug die Augen. Sie wollte nicht Zeuge sein, wie er das stolze Gespann meisterte; und immer wieder bestie sie, ihn zu hören, den wilden Jubelschrei der fahrenden dahinjagenden Rosse. Als sie die Augen aufschlug, blinkten hart neben ihr die Laternen des Doorstehe'schen Jagdwagens. Die Bierreiger hielten. Den Orsoffs riefelten weiße Schaumflocken von den Gaumschern, sie standen mit gebändigter Wuth kampfesmutig, die Witterung der Entscheidung in den feurigen Augen. Ihnen zur Seite die Rappen, kleiner, feiner, wie Schemen, trophen von den Kenner rasiger und von edlerem Bau. — Worn im Rebel ein ungeschwindenber Reiter und der verhallende Trab eines flüchtigen Pferdes auf weichem Sommerweg. Es war Hasso, der zum Ziele rit. Doorstehe richtete die Gespanne.

„Alles fertig?"

„Alles fertig!"

„Eins — zwei — drei — los!" kommandierte kurz und schneidig der Dandy.

Was bad Frau hielt, zogen die Trakehner vom Platz. Joja wußte, daß die weiße Chaussee entlang. Heil dröhnender, flüchtiger Hufschlag; einen Augenblick überlief die Comtesse der leichte Schauer vor der Entscheidung, den nur die wenigen Herren kennen; sie fühlte es wie wollüstige Unkraft. Dahgen die Rappen, die in glänzender Pose stehen, links ab. Es war weicher Boden, der das donnernde Geräusch zu mindern half, der dumpfte. Die Comtesse schloß es. War es heiße unbestimmte, wie aus weiter Ferne klingende Ton, wor es das geheimnisvoll Gespenstische, das in den monddurchleuchteten Silberweiden zitterte, kommend in diesem Augenblick über den braune Wiesengrass trach? Ihr ward's unheimlich. Dabei waren ihre Sinne so klar. Sie konnte beinahe jeden Fußtritt des Bodens hör. Sie wußte, daß jener heilige blonde Streifen zur Rechten Chaussee war, und links drüben, über das kleine Rinnsal hinweg, das gefrüppwuchernden Unkraut fleckend sie begleitete, ganz weit in der Ferne die dunklen Reihen der Eisenbahndamm mit Lendakäfer im Dunstmeer schwammen. Schier erdrückend sog sich der braune Wiesenkreis, auf dessen mondgrün Grunde die Pferde nicht durchtrennen, weil der Hengst die tiefsten Schichten noch gebannt hielt. Doorstehe trabte so flüchtig voran, daß sie den Wagen kaum noch hörte. Nur als unklare Masse schwebte das Gespann zwischen den schmalen Lichtstreifen, die seine Laternen warfen, vorüber.

Noch immer spürte Joja das wachsende Ungestüm seines Gespannes. Die Lippe der Comtesse zerzog sich zu kaltem Spotte. War er selbst Zöchter er als Mann die Entscheidung, auf die sie als Weib brannte?

„Sie fahren vorsichtig, Herr Doktor!"

Er antwortete nicht. Seine Hände und seine Hand, diese schmale, vornehme Damenhand. Der Knopf des gelben Wildederhandschuhs an der Rechten war aufgeprungen, und die gebrannten Sehnen des linken waren fest und sicher, wie unerschütterlich die Bewunderung für diese brutale Kraft stieg in ihr auf. Wenn die Orsoffs so in den Leinen lagen, hielt sie der alte Kutscher nicht mehr, und bei ihm hier erschien es nur Kraft. Was war diese er überhaupt? Was'n wieder die Zinte, der nur erbittliche Temperaleidsch folgte? Er machte ein Teufel, ein Schurke sein, der brutal oder heimtückisch den Feind zusammenbrach, aber stieg nur er nicht! Sie wunderte sich, daß sie ihm das gerade jetzt zugab. Und als sie wieder auf seine Hand sah, wußte sie, was er wollte. Wunderbar ruhig, ganz gleichmäßig, Linke für Linke gab er den Orsoffs die Zügel. Sie merkte es kaum. Nur nur es ihr jetzt, als wenn der schwarze Schatten vorn sich nicht mehr verkleinerte, als wenn die Spitz ihr Schärfer in die Vorgrenzlage pfiffe. Sie lächelte nicht mehr. Er kannte die Orsoffs, als wenn er sie selbst gezogen, und die Spannkraft des Materials, als wohne sie in seinem eigenen energischen Knie.

„Hinab! Herr Doktor!" sagte sie triumphierend. Dann reute sie der Beifall. Und jetzt kamen sie näher, immer näher. Der schwarze Schatten wurde größer, deutlicher. Dabei gingen die Rappen ihr schärfer in den Augen, sich mit beschleunigte. Ja oft auch der Dandy wieder durch die Zähne pfiff. Aber die Orsoffs waren noch nicht auf der Höhe ihres Trabes. Die Comtesse wußte es nicht, sie fühlte es nur an der Spannung ihrer schmalen Hände, die immer weicher Linie für Linie nachgaben. In ein . . . zwei Minuten mußten die Füchse die Front haben, und dann erst begann der eigentliche Kampf. Ihre ganze Energie war erwacht, ihr Auge blitzte im heißen Siegerzeichl. Da preßte ihr Blick das gehetzte Gesicht, und sie wünschte den Sieg nicht mehr. War's nun Haß und Rivalisirung? oder war's der heiße, verbissene Ehrgeiz ihrer Frauennatur gegen einen Mannesmillen, der weit stärker war als sie? Und immer wieder glitten diese schmalen Hände zurück, Linke für Linke, gleichmäßig ruhig — und immer wieder setzen die Orsoffs schärfer ein. Es war der Comtesse eine Qual, und es überkam sie jene Wut, Empörung. Warum stürzte keins von den jungen Vorderpferden, warum verlagten die alten Veteranen nicht den Schoenheinlauf? — Und jetzt waren die Füchse auf ihrer Höhe. So hatte sie die Orsoffs noch nie gesehen! Mit langem, muskelvoll aus- und zugreifenden Trabe jagten sie dahin, die Luft sauste, der Nebel zerfloß, das schwarze Etwas war ihnen nur nahe. Sie konnte das gelbe Holz des Wagens, den Kutscher erkennen, sie hörte deutlich, wie er ferhend nach rarn rapportierte. Aber die Rappen schnaubten nur unmutig, schüttelten zu schnellerem Trabe.

„Er hat gesiegt!"

Da klang ein leiser Pfeifen herüber, es kam von Doorstehes geschwungener Peitsche.

„Kini, er galoppiert!" rief die Comtesse; sie hatte den merkwürdigen Hufschlag sofort erkannt und sah fragend auf Joja. In seinem Gesichte zuckte keine Muskel. Und als wenn die Orsoffs gewußt hätten, was man jetzt von ihrer Tapferkeit verlangte, legten sich die Tiere noch schärfer in die Sielen, die Muskeln zitterten vor unerhörter Kraftanstrengung, aber der Galopptrumg der Rappen konnte sie ferner. Mit einer flüchtigen und die Vorderpferde des Wilhelmischen Gespannes verjuchten bereits im Halbgalopp zu gehen. Joja wandte seinen Kopf ein wenig zur Comtesse, der alte Kutscher aber, den die Wirklichkeit plötzlich in Gewissheit brachte, sagte entsetzt: „Unsre galoppieren besser!" Und da trieb's die Comtesse. Joja zu reizen, zu rufen.

„Gewiß galoppieren die Orsoffs besser! Freilich, wenn Sie den Mann nicht kennen, Herr Doktor . . ."

Er wandte ihr langsam ganz das Gesicht zu und sah ihr voll ins Auge. Das war nicht das grausame, falte Gesicht mit dem undurchdringlichen Blick, das war das volle, belebte, selbstbewußte, sogar absichtlich verzerrte, das waren die hohen, gränlich schillernden Augen, aus denen die Funken sprangen, und deren verlegenden Blig auch die Kälte besiegt, mutigen nicht gewonnen war. Ganz leise, gepreßt klang es durch seine weißen Zähne: „Man hat mir an allem 'rumbäsuieren wollen, an meiner Geburt, meiner Ehre, — an meinem Mute nicht. Wissen Sie, Komtesse, es ging mir im Leben stets wie auf der Mensur, und wenn ich einen vor die Klinge bekam, so wußte er noch immer blutet!" Seine Hand glitt sofort wieder zur Seite hinüber, und wie die Peitsche flat. Der Kutscher wollte etwas sagen, ein beschlender Blick der Comtesse schloß ihm den Mund.

Was sie heraussprechen, wußte sie selbst. Wenn die Orsoffs jetzt siegten, die Geschichte Hubers, sie ging sie durch! Wahrscheinlich ahnte er das nicht, oder wenn auch, er war sicher nicht der Mann, davor zu zittern. Und sollte sie weniger wuhig sein als er? Er hatte die Peitsche gefaßt, er selbst fingenber Schwung über die Köpfe der Vorderpferde hinweg — sie spürten das Ohr — ein scharfer, pfeifender Hieb, der die Rücken aller über hetzte. Der Comtesse schlug das Herz bis zum Halse. Darauf ein Ruf, ein jähes Stutzen, und mit Geschwindigkeitsnelle lag der Wiererzug in Karriere. Dem Kutscher sträubten sich die grauen Haare, Joja Faust schlug sich um die Leinen zusammengefaßt, bereit, mit ihrer Meisterkraft auch jetzt noch das durchgehende Gespann zu pariren.

Und nun kamen sie auf, rasch, rasend. Noch vor Sekunden war der Doorstehe'sche Wagen im Nebel verschwunden gewesen — und jetzt haben sie ihn — jetzt galoppierten die Vorderpferde bereits in der Höhe der Rappen — und jetzt hatte die Comtesse sich zur schönen Anna hinüberlangen können, die, in hilflofer Angst zusammengesunken, den Sealpfinumpf vor die Augen hielt. „Ja hatte die weiße Mutt zugetraut, solche Kunst," dachte sie, „und dann wollte sie dem Dandy zurufen: „An den Gurten haben wir, einen Galopptrumg noch, und wir haben die Tete."

Aber Doorstehe, nicht mehr ganz nüchtern und kein Zeigling, gab im selben Moment den Rappen mit einem Ruck den ganzen Kopf frei, und die vor Lirus und Anstrengung halb wahnsinnigen Tiere legten in einem so tollen Durchgängerzeug ein, daß sie die Höhe gerade noch halten konnten.

Digitized by Google

Da verschlang die nervöse Ruhe der Comtesse die aufkommende Passion. Einen Augenblick fürchtete sie für die Orloffs und Loja. Doch Pferd und Fahrer erfassen hier durch schwerarmen und Energie reichlich, wo sonst Einem an Jugend und Kunst abging. Der Ehrgeiz der Veteranen, einmal gesiegt, kannte kein Maß mehr. Es war, als wenn jeder schwere, mächtige Galopp den Sieg mit sich fortriefe, mit sich fortreißen müßte. So sehr sich auch die straffzogen Trakehner streckten, der Moment war nahe, wo sie gelehigen zurückfallen mußten. Loja rückte die Peitsche nicht. Aber Doerfbeck, der die Niederlage kommen sah, hieb halb toll auf die Rappen ein: „Vorwärts, ihr Canaillen, vorwärts!“

Die stehne Anna hielt in Todesangst an den Brnderd Arm gekammert: „Ach Bruder, ihr auf!“ Er schüttelte sie mit einer einzigen Bewegung ab: „Loh, ihr Bieter, loh!“

Die Comtesse sah, wie die Füchse ihre letzte Kraft einsetzten. Wenn sie sich siegten, wenn der Training doch über das Blut triumphierte? Denn unentwegt hielten noch immer die edeln Stuten die Höhe. Die weiße Canaille schwenkte zurück. Da war der Einlauf. Der Fröhere hob die Peitsche — und jetzt that der Dandy etwas scheinbar ganz Unsinniges: er drängte mit Gewalt nach rechts. Die Orloffs gaben nach. Allein Drucken und Drängen jetzt nur hielten! — „O! wir haben ihn, Herr v. Yoja!“ Die Füchse kreuzten den Hals vor . . . eine Sekunde noch . . . noch eine, da hatten die Rappe der Hinterpferde tauchten hart neben der Comtesse auf. Sie hätten ihr leicht thun können, viele nachgewungen Tiere, die die Peitsche immer wieder an das siegende Letztgestaum herumzubringen wußte. Und noch immer drängte der Dandy nach rechts. Was wollte er nur eigentlich? Da schoß aus Nacht und Nebel plötzlich ein Reiter dort neben den hohen Sandhügeln auf, und Hallo! gekhmeidige Jockey gestalt bengte sich und dem Sattel.

„Links, Loja, links, oder ihr fahrt zum Teufel!“ und seiner Stute die Sporen schärfer eindrang, hing er nach einem Augenblick an den Zügen der Vorderpferde, die, einen neuen Anlauf wittend, ihn nicht vorüberlassen wollten, aber diesem Galopp nicht einen Augenblick gewachsen waren — dann verschwand der Reiter im Dunst. Die Comtesse sah, wie Frau herrn an, der den Lauf nicht ändern wollte oder konnte. Begriff er denn nicht, daß sie dem Verderben entgegenfuhren? Da kam dunkert Schritte weiter, kamen jetzt ganz deutlich die schnellen Hufe, kleine hervor. Nur ein Bierzeug konnte den Einlauf kosstieren. Denn in schmalem Damme hob sich der Wiesengrund her zur Chaussee, zu beiden Seiten fiel er in steiler Böschung ab.

„Halt! halt!“ schrie die schöne Anna mit scharfer, durchdringender Stimme. Doch die Gespanne rasten wie sinnlos weiter. Jetzt ein, zwei, drei Spazgänger nach — in schreckhaft blendender Weise blinkten die riesigen Einfassungssteine jetzt ganz dicht. Wer den Weg fassen konnte, war Sieger, war gerettet, — wer die verfehlte, stürzte die Böschung hinab.

Da überkam Marie ein schreckliches, nervenhaftes Gefühl — die Todesangst! Wie glühenden Eis rann es ihr den Rücken entlang, die linke Hand krampfte sich um die Seitenlehne, der Mund preßte sich hart. Nein, dem Tode konnte sie doch nicht ins Angesicht sehen! Daß der Dandy noch einmal die Rappen in Front bekam, daß Loja noch einmal den unter werdenden Vorderpferden die Peitsche schwer überzog, erblickte sie noch. Dann lähmte ihr halbe Ohnmacht die Sinne. Ein wahnsinniger, schriller Schrei aus Frauenmund, den sie bis in die Fußspitzen fühlte — ein tosendes Verstehen hieb . . . die Wechselpferd der Halte schrammte sprühend an einen Stein, der Wagen sunke fast auf die Seite. Sie verlachte mit irren Sinnen zu kommen: „Lieber Gott, lieber Gott, sei mir gnädig!“ Die Todesangst in ohnmächtiger Angst nach Loja hinüber. Sie wollte sich dem Manne an den Hals werfen, sich an ihn klammern: „Rette uns, rette uns! denn nur du kannst es!“ — Gerade leichter blitzten vor den geschlossenen Augen . . . dann Knall, gliederlösende, tödliche Nacht.

Als sie erwachte, rollten die Orloffs noch immer im Galopp auf der Senkenhagener Chaussee hinüber, aber wo früher der Rappenreiterzug und der gelbe Wagen gewesen waren, galoppierte eine braune Vollblutstute, und Vetter Hasses Stimme, deren spöttischer Ton doch noch eine gewisse Erregung durchzitterte, empfahl sich in Abschied: „Uebrigens brillant gewandt, Loja! Aber wenn ihr so mit Tod und Teufel zu spielen gewohnt seid, allerhand Hochachtung! An acht Tagen kommen die Orschauer Nachtmützen nicht mehr Mode. Meinen Respekt lassen Sie die Gäule nur ruhig ausgalopieren, sonst brechen sie beim Parieren noch die Beidsel auf diesen Schlangenwindungen . . . Dem Mittelschulen ist nichts passiert . . . Die Vorderpferde haben's Genick gebrochen, der Wagen ist umgestürzt, und der Dandy schleppt die halbe Wiese an seinen Steibern herum . . . Fräulein Anna sind ohnmächtig. Wenn sie mein lieber Onkel Onger wäre, würde ich ihr einen kleinen Weintrampf entschieden. Zu nahe kommen ich ihr nicht! Sonst fällt sie mir schnell gesagt um den Hals, und die brave Gesellschaft schaut an einer Wendung mit nie in niederschrecknen Trakehner bumbersch heraus. Adbio, Comtesse! . . . Aber kommt nicht etwa zurück, schon wegen der getrübten Eisteleck . . .“

Marie vermochte noch kein Wort über die Lippen zu bringen. Ein ganz neues Gefühl durchrann sie. Auf einmal verstand sie die Taute, verstand, warum Loja immer der Gefährlichste sei. Seine Liebe war der Todes Gefährte! Sie rang gegen das Gefühl, das sie mit niederzwingender Gewalt überkam und doch nicht ihr Gefühl sein konnte. Sie hatte ihn ja! Warum sie die geringen Nerven? Denn jetzt war's ihr wieder, als empfände sie den alten Haß, nur stärker wie je.

Allmählich begann unter Lojas zügelnder Hand der Galopp kürzer zu werden, die Vorderpferde gingen im Trensichen, die Orschlepferde bewegten sich zu ihrem alten flotten Trabe. Die Comtesse fühlte sich wie in einer Erstarrung, sie fröstelte. War der Hieb auf Hasses offenen Mund auch recht die Rebellschwaden zu Boaren. Der Mondes Scheibe hing wilde, fahlfarbig über dem Gutland.

„Es war ein Wahnsinn,“ sagte Loja in finsterem Selbstvorwurf, als er neben der Tür zur Comtesse. Sie wunderte sich, daß auch sein Gesicht leichenblaß war. „War dieses Sandorstöchten unbedingt notwendig? Wer gab Ihnen, Gräfin, das Recht, mich zu gefährden? Ich bin kein Spielzeug an meinem Mut! . . . Wissen Sie, daß er lange Jahre das einzige war, was ich besaß? . . . Morgen werden die Leute sagen: Aß und verbraucht genug ist er ja, um zum Teufel zu gehen! Ihr ist's auch ganz gewiß, und ihm liegt nicht übermäßig viel am Leben! Aber es hätte anders kommen können. Wenn wir nun das Letzte gewagt hätten? Die Karten, ich bin durch, was nicht ich Ihrem alten Vater legen sollen? — „Ihre Tochter, die Frau Reichsgräfin Wilmin, haben's so gewollt!“ — Meinen Sie, es war meine Leichtsinn, die uns retter . . .“

„Es war Gott,“ antwortete sie gläubig.

„Es war der Teufel,“ sagte er finster. Die Comtesse machte eine Geberde des Abscheus. Er lächelte trübe. „Sie wollen, daß ich glaube an den alten Herrn da oben nicht, weil ich Arzt bin, weil ich noch Aber Meinung weder Glauben, noch Heimat haben kann? Ihr bin ich klüger darum, wenn ich an das Hypnotyphosma glaube, besser, wenn ich ein Moralphantom als Götzen anbete? Sehn Sie, Comtesse, wir kommen nie über uns selbst hinaus. Das Persönliche in uns drängt zum Persönlichen, und wir einigen uns immer wieder in einem ganz einfachen Glauben.“

Seltsam berührt schauke sie zu ihm herüber. „Und wo trennt uns denn?“ fragte sie zaghaft. „Wir denken und fühlen gleich — und haben's nie geahnt.“

Er sah sie an mit unbeschreiblichen Augen und sagte finster: „Sagen Sie das nie mehr, Comtesse! Wissen Sie, was ich in den Augenblicke denke? Etwas Gutes sicher nicht! . . . Wie haben denn die Vorstellung verhaft: sie hat uns gesehen. Mann? Zu unserm Glück? Glaub's, der kann! Es konnte ebenfogut der Teufel sein, der seine Hand im Spiele hatte!“ Er atmete tief. „Wissen Sie, daß ich das Herzblut eines Menschen will? Nicht wie ein Bravo mit einem Dolchstoß, nein, ich bin grausamer, ich will's ihm abzapfen, Tropfen für Tropfen, Stunde für Stunde. Und er soll fürchten, bangen, wenn ich komme, und sich doch nicht wehren können.“

Ihr graute. Noch vor einer Stunde hätte sie's ihm zornerzitternd ins Gesicht geschleudert, das empörte: „Schon so denken ist Sünde.“ Und jetzt, jetzt? Sie schwieg, fraktlos, niedrebten. Aber er ein anderer geworden, oder sie? Sie hatten zusammen dem Tode ins Auge gesehaut. Furchtlos, kalt, ein Mann — er; ein Weib, leidenschaftlich und doch unstark — sie. Das war das Band, das finsterer, geheimnisvolle, das sie umschlang! Er war der Mann, der das Weib gedrängt, die eiserne, brutale Reiterfaust, die mitleidlos alles niederwarf, was sich gegen sie auflehnte — auch sie. Fortan konnte sie ihm wohl noch haffen, aber ihn doch nicht mehr verachten. Sie verbannte ihn vielleicht, aber sie verstand ihn. Wie er war, mußte er sein.

Schwächlinge können verzeihen, er nicht. Das Vollblut galoppiert, bis es zusammenbricht . . . Von heute an wußte sie, daß er Vollblut war, als stemmt wie ein Fels. Es war der gemeinsame Zug ihres Wesens, der hier hervorsprang, aber schärfer, dämonischer. Trat er viel stärker war als sie, gab sie in seine Hand. Ihr Stolz, ihr Haß, die Russe gefühl verletzen sich mit der Kraft des Instinkts gegen eine Empfindung, die sie schwächer machen wollte, als sie im Wirklichkeit war.

An Arztur am Gumpesch dachte sie nicht. Hatte sich ihr Schweigen verrbanden, aber fürchtete er, zu viel gezeigt zu haben? Denn höhnisch sahr er fort: „Es war ein Scherz, leichtverständlich. Meinen Herzblut sollte ich gerade Ihnen geben und warum? Ich bin ganz glücklich. Und daß ich für mich lebe, höchstens mit Rasseln derkehre oder mit einem paar Verwunden? Ich gehöre zu euch allen nicht, und ich will es nicht sein. Weil ihr Humanen verkehre, getie ich als gesellschaftlich tot, weil ich Naturwissenschaften studiert habe, Arzt bin, als ein unheilbiger Ebelmann. Die guten Leute haben ganz recht. Revolutionär bin ich, — ich habe nichts. Warum sollte ich es nicht sein?“

„Und was hat Sie denn mit meinem Vetter Hasse zusammengebracht?“

„Wissenschaftliches etwas, was weder mit dem Glauben, noch mit der konservativen Partei, noch mit meinem Leidet etwas zu thun hat. Vielleicht weil mir beide innge im Ausland waren, vielleicht weil . . . doch genug. Ich bin es gar nicht interessiert. Und Sie verstehen meinen ganzen Freund Gumpesch, folglich verstehen Sie weder mich noch Rapfeld. Und wenn ich Ihnen saten darf, bleiben Sie mit Ihren Gedanken und Gefühlen bei Ihrer Partei und Ihrem Volke. Sie werden dann zwanzig Jahre später als sonst graue Haare bekommen und an einer schuß am häufigen Altersschwäche sterben. Das höchste Glück ist das freilich nicht! Es giebt eben von Ostens Zeiten her Leute, die gern in ihrem Bett, und andere, die lieber in ihren Schuhen sterben möchten. Angenommen, Sie hätten die Wahl zwischen einem langen, langweiligen und anständigen Glück und einem ganz kurzen, ganz großen, ganz sündigen: — würden Sie Bett oder Schuh vorziehen?“

„Ich weiß nicht, was Sie da meinen,“ antwortete sie trotzig; „soll das irgend eine Beziehung haben?“

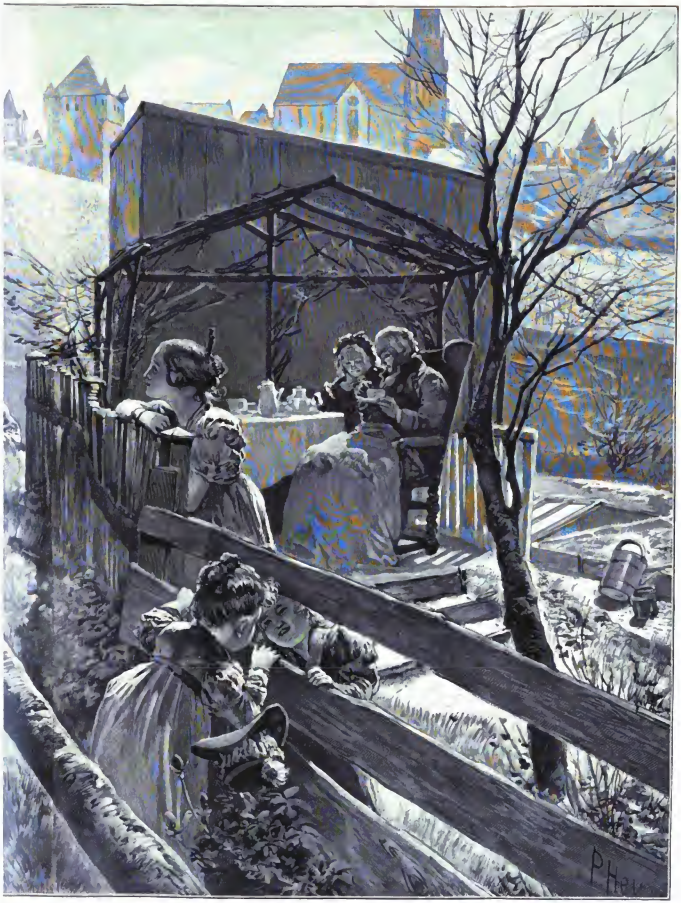
„Nicht doch ich wüßte! Nur daß Sie vor einer halben Stunde noch eine kurze Revanche, hinten in Ihren Schuhen zu sterben, Comtesse. Das ist eigentlich feinsam . . . da Sie doch einem so langen und gerechten Glück entgegensehen.“

Die Orloffs gingen jetzt im müden Trabe . . . Der Wind pfiff schärfer. Es war der Morgenwind, der die letzten flüchtigen Nebel über die Hügel des Ernstandes hinüberschenchte. Die Comtesse schaute ins Weite. Es war keine weibliche Ermüdung, sondern viel einschmiedende Lauhynnge sie so gern auf dem flüchtigen Fuchse durchritt. War es wirklich dasselbe? Hinter den Bodenwellen lagte und verschwimmenden Grau die Todesnähe, hie und da blieg schon der Rauch und einem gelben Fuchsbase. Und die Fenster blinkten matt. An den Wegen standen dieselben Heiligenbilder, der verwesliche Holzschlund auf verwitterter Stange, die Jungfrau mit dem Jesuskind in ihrem Glasgehäuse, mit alten Ziegeln gedeckt. Marie log die verwelschene, sieglänzende Inschrift: „Maria, Gute, erhalte uns in unserer Heide.“ Wie oft hatte sie doch nicht gelesen mit dem kösslichen jugendlichen Grauen vor dem Jenseits? Jetzt war's ein andres Grauen.

Digitized by Google

Ostersonntag zu Grosvaters Ze

Digitized by Google



Originalzeichnung von Paul Hey.

Digitized by Google

Sie fuhren an einem Bauernhofe vorüber; der alte vierschrötige Bauer war schon auf, er stand an der Hausthür und knallte seine Peitsche. Als er das vornehme Gespann erblickte, spuckte er breitspurig aus und ließ grunzend an ihnen vorbei auf die Hinterhöfe, lange Sau. In dem Stalle böckte ein Kalb, der stämmige Hof eines herausgegangenen Pferdes klang auf dem Pflaster . . . Sie sah das rostige Eisenring über den Stallöffnungen, eine Kette klirrte, lustig von Stein zu Stein sprang. Es war der alte, erdrückende Hauch, der sie anwehte. Sie verspürte ihn und verspürte ihn auch nicht. Wie ein leichtes, scharfe Luft, war's das erdrückende Gram des herumhämmernden Morgens — sie fühlte überall nur das Fremde, Feindliche, Kalte. Dann drehte sie sich um. In weiter Ferne hob sich ihre verdunkelte Ringsofen der Senkenhager Ziegelei im seltsamen Kontraste zu den neuen Häusern des Dorfes und den vornehmen Schloßhäusern daneben. Der Turm war ein Werk des Berliner Baumeisters Langhans, der hierher gekommen, um Geld zu verdienen, wie überall. Früher hatte sie sich über diesen Patriotismus gedrängt, jetzt dachte sie nur: „Was habe ich mit ihnen allen zu thun?“ Aber ganz ganz weit, wie ihrem Falkenauge fichtbar, lieg der spitze Turm von St. Johann in den Nutzlhimmel. Dort war Orschow, die Stadt, um die sich alle ihre Jugenderinnerungen gruppierten. Und doch! sagt sie sich sie sie sich.

Der Wagen bog in einen Seitenweg ein. In dem lehmigen Geleise sanken die schmalen Räder tief ein, die Distelköpfe fegten den ebenen Schlag, spürten in die Höhe Maffe, und bei den Wasserlöchern spritzte es bis zur Comtesse hinauf. Loja pfiff leise, die Füchse bäumenten sich zum Schritt. Und jetzt tauchte aber Schattenhaft vor ihnen auf, eine Erle schoß sich links im Bogen vor und fing den Wind. Hier war's dämmerig, kühl, feucht, die graue Nacht lag noch unter den hohen Stämmen. Brennes Gras glitzerte im Tau am Wegrand, und die dunklen Nebeln rangen feuchtlenen Tropfen. Durch die Stämme pfiff schwermütig der Morgenwind. Die schütteten sich und flüsterten dann. Ueber eine junge Schonung zog langsam ein Sperrug Nebel in den Bäumchen hing noch der Nebel, dahinter aber im Hochwald spielten bereits violette Lichter durch die Baumkronen. Und die Stämme entlang strich tunkles, langsam ein alter, verspäteter Hase. Die Luft war erfüllt von dem Morgengruß durch die Nebeln ziehen, sie atmete die frische, schwere Kraft. Es war ihr Wald, ihr alter, lieber Nadelwald. Kindheitserinnerungen wurden wach: der erste einsame Gang in die finsteren Waldbämmerung, das erste Träumen auf moosiger, sonnenbeschienener Halde mit dem schwermütigen Rauschen in den Zipfeln; der leicht unheimliche Geruch des leuchten Herbsttages, der fäulliche Fichtenduft in lichtdurchwogtem Sonnenmittag. Das Säuseln und der Hauch . . . nie hatte sie es stärker empfunden als in dieser Stunde, da sie hier die Heimat, die alte, unvergeßliche Heimat. Es drängte sie, das auch ihm zu sagen . . . warum? Sie wollte es eigentlich gar nicht, und sie that es doch.

„Wissen Sie, daß ich Herben würde, wenn ich denken sollte, ich hätte diesen Windhauch zum letztenmal gehört, diesen Nebelgeruch zum letztenmal eingeatmet? Sehen Sie, ich stamme ja gar nicht weg aus der Heimat, wenn ich auch wollte. Ich würde am Heimweh herben . . . Sie waren wohl glücklicher dran, hatten keine so kindischen Phantasien, konnt hätten Sie's doch draußen nicht so lange ausgehalten?“

Er hörte nur sich hin, daß sie weine, er habe ihre Aberte gar nicht gehört. Doch auf einmal riß er mit nervöser Bewegung die Zügel zurück, die Distelköpfe stutzten und schnaubten unwillig. Seine Augenlippel bebten, und er preßte die Lippen auf die Innerlippe. Was sie gesagt, war doch nichts Beleidigendes gewesen? Sein Gesicht war totenbleich geworden, und die Augen flackerten in grünlichen Lichte. Dann sagte er heiser, gezwungen — leise: „Manche mögen am Heimweh zu Grunde gehen, andere leiden darunt . . . Auch ich höre den Wind da oben, auch ich rieche den mürbigen Nadelgeruch, auch mir sind beides Kindheitserinnerungen! Und wenn ich da draußen auf der Station in meinem Bungalow sah, die gelbrote Aunsaate vor mir, und die frisch gemähte Cigarre — wenn der Wind aufing, erst so leise — nachmittag, wie im deutschen Walde . . . da habe ich mir manchmal die Lippen klutig gebissen und gebetet, ohnmächtig, erbärmlich, wie ein Schuljunge, den zum erstenmal das Heimweh übermächtig packt. Meinen Sie, Comtesse, ich wäre niemals jung gewesen und hätte niemals eine Heimat gehabt? . . . Soll ich Ihnen verfagen, daß ich weggegangen bin, kühl, ruhig wie ein Handlungsreisender, braviert mit dem blassen Fetzen der Internationalität? Ich ging, weil ich mußte! Ich wurde Ihnen Unsympathisch, — Ich habe da drüben vieles erlebt, war lange auf See, kenne jeden kleinsten südlichen Hafen und die ganze wunderbare Ozeanwelt, besonders der Tropen. Zehnfeinig bin ich dort gewesen, und ich habe alles gesehen mit flarem Auge, und hab's auch bewundert und mich gebeugt vor dieser königlichen Macht der Tropen. Aber ich habe sie nicht geliebt! Ich habe das Heimweh und das Vaterland nie überwunden! . . . Und wenn mir die Palmen rauschten, wenn die glühende Tropensonne über dem Urwald aufstieg, wenn alles glühte, duftete, fiebergeschwängert, verderbenbringend und doch so schön — da habe ich die Hände gefaltet wie ein Kind und gebetet, daß ich die deutsche Sonne noch einmal über dem deutschen Lande scheinen sehe. Ich habe vor der Sehnsucht gelebt sechs Jahre — und das macht alt! . . . Wenn ich nun wirklich vorhin nicht gelogen hätte, wenn ich wirklich das Herzblut eines Mannes wäre, der das alles gering achtet, — Comtesse Wilnein, das wir verdenken?“

„Nein,“ sagte sie leiser.

„Da sachen er Ihre auf: „Hat die rote Aunsaache ein Recht auf mich? Sie war lange mein guter Freund, mein einziger, bester . . . Frau Domot erklärt mich für einen Trunkenbold; so unrecht hat sie auch nicht! . . . Ich will eben immer wieder vergessen.“ Er schwieg erschöpft.

Indes fuhr der Wagen im Schritt den Tannenhöher Kirchenweg entlang. Die Distelköpfe dampften, der dichte Nebelgeruch, die Nadeln und den Boß waren noch nach, unheimlich nach. Ihr graute vor ihm, und zugleich war's ihr, als müßte sie ihn etwas abbitten, auf ihren knieen abbitten. Er aber sah wieder mit dem unheimlichen Blick ins Weite und stahl sich fleißig einen Thoren, weit ein Windhauch, ein Atemzug Nadelduft mehr Macht hatte, als die Selbstbeherrschung vieler Jahre.

Die Bäume wurden lichter, die Fichten boten Kiefern dahinzuschießen; aber der lehmigen Flut lag der Nebel, ein unbarchdringliches Dunkmeer; um die ragenden Tannen auf der Höhe aber flatterte es als zerrissene Fahnen, und durch den grauen Himmel zuckten die ersten Lichter des Tages. Der Wagen knirschte schließlich weiter. Die Distelköpfe schnaubten und schlugen gegen Seite, als sie den Wasserdunst spürten, und dumpf klang ihr Huf auf der schwanken den Holzbrücke, unter der die Wasser in Wirbeln dahinschäumen. Auf kleinigen Hohlweg ging's hinauf, und bald schimmerte der Wald lichter; knorrige Eichen mischten sich in den wralten Nadelbestand, und der Morgenwind rauschelte in dürren, von dem Herbst vergessenen Laube. Schmale, wohlgepflegte Fußsteige schlängelten sich zur Linken, weiße Warnungstafeln bedrohten den Frevelding. Es waren die Anlagen des Gumpelschlener Parkes, der auch seinen zierlichen Bootsteich und Rosenanlagen hier in eine köstliche Wildnis und Urchtwüchsigkeit überging.

Die Comtesse hob sich in der Taille und saß scharf geradeaus. Ungestörtes Material drang hier bis hart an das Holz, und dahinter lieg das uralten Linden das vornehme Haus des Gumpelschlener Schlosses hervor. Die weiße Chaussee dünkte rechts herüber; ein Bauernfuhrwerk kutterte in wildem Trabe dahin. Loja lehte die Füchse gehorsam Zügel leiter, die Distelköpfe legten in schnellen Gangart aus, während der verschlafene Kutscher sich hinten heimlich behute und streckte. Die Comtesse sah auf den Feierbern. Es war ein weiches Bild, ein verlockendes Gesicht mit dem feindlichen Zuge. Er blickte nicht nach rechts, nicht nach links, nur auf die in gleichmäßigem Tempo auf und nieder wogenden Rücken der Tiere. Sie bogen in die Chaussee ein, und wieder lag vor ihnen die freie, weitige Ebene. Der Mond war verschwunden. In fahlem, rotem Glanze lieg die Sonne über Torichau auf, lange, fahle Schatten zuckten über das Feld; am Waldrand trieb der Nebel träge wie Dinatom dahin. Es war kein fachender Frühlingsmorgen — langsam, mürrisch zuckte die Tagesröthigin auf dem Wolde auf. Ihr Antlitz erwärmte heute nicht. Und doch faltete die Comtesse unbändig die Hände. Es war ja die Heimat! Sie grüßte hinüber mit feuchten Auge ja den alten lieben Bekannten ihrer Jugend. Mehmut überkam sie wie vor einem langen, schwerlichen Abschiede. Die Windmühle auf der Höhe drehten schwang ihre vermürberten Flügel behäbig durch die Luft — die alte liebe Windmühle mit ihren grauen Holzverschlage, mit dem hinkenden Müllergesellen, mit der ganzen schwermütigen Poesie einer ersten Erinnerung. Ja, den Frevlern der Umwerdung von Gumpelschlein spielten meist die Sonnenlichter; die alte gichtische Wetterfahne auf der Pachtgutnur knarrte im umspringenden Winde. Von den Bäumen der Chaussee tropfte es, und die Gaben hatten sich hier im Morgentau. Doch alles beherrschend reckte sich darüber düster das plumpe Massiv des Kirchturms aus der tiefgrünen Dämmerung. So hatte sie ihn wohl immer gesehen, als finsteren, trohenden Gesellen, der es allezeit lieber gesehen haben mochte, wenn sich Gewappnete zu trotziger Gemütlichkeit um ihn scharten, als wenn die gepuhten Bauernbrüder zur Kirche gingen. Sie liebte ihn, und sie liebte ihn auch nicht. Es war immer das heimliche Grauen, das ihn umwitterte. Und jetzt empfand sie das dürfer, unheimlicher, wie wenn sie niemals als Schulkind an ihm vorüber und hinab zu den Linden hatten sonne. — Und Loja, der seltsame Mensch, der seine Heimat mit so herzbrechender Leidenschaft liebte, warum sah er gerade jetzt auf seinen langen Wegen so müde, alt aus? Er senkte den Blick — und es war ja doch auch sein Deutschland, der Osten, seine große Heimat!

Er stieß sie los, und sie wollte ihm etwas Verschmeichelndes sagen: „Sie sind und allen noch etwas böse, Herr v. Loja, wissen Sie, wegen der dummen, häßlichen Verhaftung damals. Ich habe Sie formell um Verzeihung gebeten, jetzt tue ich's auch innerlich. Ich war ungezogen wie ein Kind! Und Papa hat mich furchtbar hart gestraft. Wir wollten im Frühjahre beteisen, Arthur und ich; nach an bemselben Abend aber kam mir der Gedanke, es wäre lächerlich: Du wartest wahrlichen noch ein Jahr; ich würde mich schämen, jetzt eine so schlecht ergogene Tochter einem Mann in die Ehe zu geben.“ Ja sehr gewirrt und gestellt — verwirrt. Es stellt die Tante hatte Mitleid mit mir, und sie hat doch, ehrlich gesagt, nur ein Herz für ihr Tüllhäubchen und für ihre Gesundheit . . . Verzeihen Sie mir!“

Loja bog den Kopf und ließ die Zügel los. „Sie waren ehrlich damals, Comtesse, und hatten Mut — die einzige aus der ganzen Sippschaft! . . . Ja übrigens, wissen Sie, was ich für Sie bin und sein werde?“

Da erwachte der alte Trotz in ihr. „Unser Feind! Der Instinkt hat's mir.“

Er lächelte wieder: „Sie sehen scharf, Comtesse, und ich will nicht lügen. Ich bin der Feind von Ihnen allen hier, und was auch kommen möge, vergessen Sie das nie!“

„Will Ihnen hoch den Weldweg?“ fragte sie barsch gleichgültig, als wenn sie nichts gehört hätte.

„Um mich nach Hause zu bringen? Um Gotteswillen, nein! Ich werde mit Ihrer Erlaubnis schon hier abspringen und die halbe Stunde zu Fuße gehen.“

„Wie Sie wollen,“ antwortete sie kühl. Sie nahm aus seiner Hand die Zügel, die Füchse standen. „Adieu!“ — „Adieu!“ Dann bog sie auf einen Feldweg. Er grüßte noch einmal vornehm hinauf.

Als die Distelköpfe in mattem Trabe auf den Wirtschaftshof kamen, hielt sie vor der Hausthür. „Melden Sie die Pferde mit Gruß ab und gehen Sie hinein fein Wasser. Guten Morgen!“ Dann sprang sie leichtfüßig herunter und ging zum Herrenhaus. Verschiedene Mädchen und Knechte und Hilfsmannen schlichen nach dem Hofthal. Der flachsblonde Inspektor, der eben mit einem hübschen Scharwerkmädchen angelegentlich geplaudert hatte, und die Comtesse kommen, sprang sofort einen Knecht an und grüßte dann sehr erkannt und sehr tief. Als seiner Kette riß laut winselnd der Wolfshund. „Ruhig, ruhig, Donas!“ beschwichtigte die Comtesse und stand schon vor der Hausthür.

Plötzlich besann sie sich und ging in den Park. Es war Morgenstille, Unruhe. Sie wußte,

Digitized by Google

daß sie der Schlaf fliehen würde. Es geht jungen Mädchen nach durchtanzten Nächten oft so. Die Countess ging durch die Lindenalleen des Parkgangs bis zu einem Nakenrondell, daß rechts und links von Tannenwachtern eingehegt war. Da gab es eine verstecke braune Bank, auf der sie schon manche Träume getraumt hatte. Es war eisig kalt. Sie schauderte, zog den Nakmantel fester zusammen und setzte sich. Auf dieser Seite der Ebene lag noch ein unruhiges Nebelmeer überall. Hier war die Sonne wahrlich gewesen. Das Birkenwäldchen, die Erlengrube unten, der Fichtenhügel zur Rechten, die Wiesen, die Felder — alles war in coffigem Dunst versunken.

Der Comtesse war seltsam zu Mute. Sie dachte die tolle Nacht noch einmal durch — den Tirkus — den Tanz — die wilde Wettfahrt — den Wald im Morgengrauen. Ob wer dabei wußte, was ihre Stimme bewirkungen konnte. Und daß schien ihr eine Welt zwischen gestern und heut zu liegen. Es war etwas zerrissen in ihr, und sie wußte nicht wob; es war etwas in ihr untergegangen, etwas Neues emporgestiegen; sie hatte nur das Gefühl, heraus konnte sie es nicht. Nun versuchte sie an Arthur zu denken, ihren liebenswürdigen, klugen, hübschen Arthur, mit dem schönsten Hufaarenliel und dem seidichen Attila. Sie sah ihn ja, sie hörte ihn ganz genau; aber was wollte denn inmitten ihres Liebestraumes der andre, der Fremd, der häßliche Kerl mit der braunen Wildnisfrisur und dem unbeschreiblichen Vogel? Er kam neben ihr, sie vernahm seine tiefe Stimme, verwahrte sie viel deutlicher als das klangvolle Organ ihres Bräutigams, sie hörte sein barsch, verächtliches Lachen, das sie gekommen sind in Afrika. Und daß sie wußte, daß er manchen konnte, worden wollte — sie hatte ihn, doch er weiß nicht von ihr.

Und wieder knackte die Thür der Laube vorgende. Verdrießlich stammert der Grom. Was'd'ruhe will denn gläzzend glatten Schneefeld, das ihre Phantasie sich als Spiegelbild der Zukunft vorgestanden? Oder lag die Zukunft jetzt verborgen, ganz, wie ihre Ahnverhältnis, Heimlichkeit, hinter diesen wallenden Nebelschleiern? Sie faltete die Hände, und der Stündiger fiel es sehr schwer auf die Seele, daß sie kein Abendgebet gebeten.

Lange betete sie mit gekrümmt Haupte. Aber ihre Wünsche an die Vorsehung waren verwirrt, unklar; sie wußte nicht, was sie erbeten, und nicht, was sie abgewendet haben wollte. Dennoch wurde sie leichter ums Herz. Sie hob den Kopf und meinte, die Sonne müsse jetzt durchgedrungen sein, indes der ganze Nebel noch immer die Ebene deckte.

(Fortsetzung folgt.)

Schlangengift.

Von

Robert von Zendrefelt.

Es wird wohl nur wenige Menschen geben, welche den Schlangen gegenüber ein andres Gefühl als das der tiefsten Verachtung hegen. Diese Gefühl ist vollkommen berechtigt. Obwohl nicht Gefährlichkeit gering, anderweit unschädlich sind, so unsere gemäßigten Klimaten wenigstens, alle als Warbewerthiger möchte sind, so lohnt doch eine botrachtliche Anzahl von ihnen einen unausgesetzten Kampf mit Feuer und Zod gegen und Menschen. Wer heut nicht die grösten Gräuelthaten der Teufen, wer weiß nicht, daß in Indien allein alle Jahre durchschnittlich 20 000 Menschen durch den Biß der Brillenschlange getötet werden?

Selbstverständlich hat die medizinische Wissenschaft sich von jeher bemüht, ein Mittel zur Bekämpfung der giftigen Folgen des Bisses dieser Bestien ausfindig zu machen. Bis in die jüngst Zeit waren die Bemühungen der Menschen jedoch vergeblich: erst in den letzten Jahren ist es Calmette am Pasteur-Institut zu Paris und dann auch der Regierung Gelungen, ein Mittel gegen das Schlangengift zu entdecken. Dieses Gegengift wird in absoluter Weise gewonnen wie jene Impfstoffe, mit denen Koch und Pasteur den Kampf mit der Hundswut und der Diphtheritis aufgenommen haben: es ist ein Gefitstoff.

Obgleich unerkennbig ist es, daß eine ganze Reihe zum Teil auf sehr niedriger Kulturstufe stehender Völker, Negen und Kaffern schon seit langer Zeit sich durch ein Mittel gegen die Folgen des Bisses gefährlicher Schlangen schützen, das dem ähnlich ist, welches jetzt, in diesem Jahrzehnt, erst von der europäischen Wissenschaft entdeckt worden ist. Die Eingeborenen der Küste in Afrika, der Marine in Indien und der Steppe in Indien sollen in alter Zeit ein Mittel gegen Schlangenbiß besessen haben, dessenbestandteile dem Schlangengift gegenüber einmal gewesen sein. Auch gegenwärtig giebt es Leute, denen — wenn auch nur Bruchteile der Heilenden Stoffen schenken können — das Schlangengift nicht schadet. Solche sind die Neger an der Goldküste, der Stamm der Gisonor in Berber, einige Fakire und die Schlangenzauberer in Indien, die Bewohner von Megambique und einige Kaffern in Südafrika. Das Mittel, welches alle diese Leute anwenden, um sich gegen Schlangengift immun zu machen, besteht darin, daß sie die Gewächsen der Schlangen, beziehungsweise deren giftigen Inhalt frisch oder getrocknet einnehmen. Die meisten essen also Schlangenfleisch; nur in Mexamdien sind es die Priester, welche das Schlangengift trinken. Daß sie sich hierdurch wirklich gegen die Folgen des Bisses giftiger Schlangenbisses zu schützen vermögen, scheint ziemlich sicher zu sein.

Obwohl dieses Mittel gegen Schlangengift durch die Reisenden schon vor langer Zeit in Europa bekannt gemacht wurde, in ihnen sind bis heute niemand mit Erfolge gemacht zu haben, bis die Aerzten Pasteurs und seiner Schüler bei Hervorrufen Möglichkeit eines Impfschutzes hervorgetan hatten. Erst dann begannen die Gelehrten, die Wirkungen der Inokulation und der Fütterung des Schlangengiftes mit der Zeit zu studieren und sie vor jenen Kaffern, Kaffern und in weiter gegebenen Anbetungen wissenschaftlich zu verwerten.

Verschiedene Tiere sind verschieden stark gegen Schlangengift empfindlich, und auch die Art der Einverleibung ist dabei von verschieden stark. Für Tiere derselben Art und für eine und dieselbe Art von Schlangengift aber gilt der Satz, daß bestimmte Giftmengen, die in Form des Giftes gerade hinreicht — die Minimal-Giftdosis — genau ein Verhältnis zum Körpergewicht des Tieres steht. Man gibt die Minimal-Giftdosis in Form einer Mischung eines Wasserlöslichen zu Kilogramm Gewicht (bei Warmblutwesen) mindestens 0,00018 Gramm; ist den Zweifel der Rio 0,00045 Gramm, bei Hunden 0,00045 Gramm; für weiße Ratten 0,00025 und ist die Rate 0,005 Gramm. Meerschweinchen, Frösche, Kaninchen und weiße Ratten werden also durch Verabreichung einer Giftmenge von ein 5000stel bis ein 40 000stel ihres Eigengewichtes von diesem Schlangengift in ihren Körper eingespritzt (inoziert) wird.

Nachdem durch die Calmette'schen Experimenten bei Minimal-Letalbosis des Giftes festgestellt war, ging man daran, zu ermitteln, die genommen Tiere gegen das Gift immun machen. Es stellte sich heraus, daß keine feinere Gifte dosen, Tiere, die bebeutend geringer als die Minimal-Letalbosis waren, inziert und in Zwischenräumen von acht bis vierzehn Tagen kamen immer größere, bis zur letzten Gabe bosis und über diese hinaus, eingespritzt. Anfangs mußte die tödelmalige Giftquantität sehr gering genommen werden, später aber konnte man den Tieren schon sehr große Gaben Mittels dieser Methode gelang es Calmette, Tiere für das Sechsfache ihrer Minimal-Letalbosis immun zu machen, Hunden gegen das Zehnfache, Kaninchen bei zur fünfzehnfachen Letalbosis immun machte und dabei die merkwürdige Thatsache feststellen konnte, daß das Verhältnisse, mitgeworben es während der Impfung sich hatte, ganz gewiß auch heilig blieb und beträchtlich beträchtlich an Gewicht zunahm. Diese Experimente zeigten, daß sich der Organismus an das Gift gewöhnen konnte, daß er sich auch an sie sehr angehenkenten Mehr. Es ist nicht leicht, sich vorzustellen, welcher Art diese Gewöhnung sein mag. Am nächsten kommt der Wahrheit wohl die Annahme, daß die Lebenszellen infolge des durch die wiederholte Zerstörung mit immer heftigeren Toxin ausgelösten Reizes ein Gegengift gebildet haben, das sich dem Schlangengift entweder chemisch verbindet und so unschädlich macht, oder aber die übrigen Zellen seiner Wirkung auf physiologischem Wege — durch Hervorrufung von Gegenwirkungen — zerstörbarte. Jedenfalls müssen angenommen werden, daß bei Mut einst immun gemachten Tieren gewisse Eigenschaften haben, welche gewissermaßen Mittel gegen das Gift sind, ganz gewiß auch heilig blieb und herausgebrannt beträchtlich an Gewicht zunahm. Diese Experimente zeigten, daß sich der Organismus an das Gift gewöhnen konnte, daß er sich auch an sie sehr angehenkenten Mehr. Es ist nicht leicht, sich vorzustellen, welcher Art diese Gewöhnung sein mag. Am nächsten kommt der Wahrheit wohl die Annahme, daß die Lebenszellen infolge des durch die wiederholte Zerstörung mit immer heftigeren Toxin ausgelösten Reizes ein Gegengift gebildet haben, das sich dem Schlangengift entweder chemisch verbindet und so unschädlich macht, oder aber die übrigen Zellen seiner Wirkung auf physiologischem Wege — durch Hervorrufung von Gegenwirkungen — zerstörbarte. Jedenfalls müssen angenommen werden, daß bei Mut einst immun gemachten Tieren gewisse Eigenschaften heilig

Woche der Leidenden in Sevilla.

Von

G. von Beaulieu.

Mit Abbildungen von Ch. Gabrielsberger.

Wer Kirchenfeste in stimmungsvoller Umgebung und Stahlender Pracht sehen will, der gehe zur **Semana santa** — der heiligen Woche — nach Sevilla. Rom bietet auch zu Rom die Karwoche mit den Zeremonien, aber mehr als Italien ist Spanien unberührt geblieben vom modernen Leben; die Kirche ist hier ernster, mächtiger, einflußreicher, das religiöse Leben spielt eine größere Rolle.

Rom ist nicht, war früher, war die Residenz des Papstes, konnten jetzt auch die Hauptstadt des geeinten Italiens; es hat eine politische und militärische Bedeutung, nicht nur eine kirchliche. Und noch eins verbindet in Rom, daß man sich der Stimmung der Kirchenfeste nicht allein hingiebt: die Masse verschwindet hier Zuschauermenge, welche die ewige Stadt nur besehen, weil die Mode es heute von jedem „Gebildeten“ verlangt. Diese Masse lief durch die Lauben, anstaunend Bauten, durch ihre Berglichkeit mit dem, was es zu Hause ist, jeden Abend.

In Spanien dagegen lauten nur kaum Gelehrte, sogenannte gebildete Landsleute mit barbarischen Manieren zu treffen; wenige Touristen trotzen den Strapazen, welche die Reise durch die öderste Halbinsel uns auferlegt. Sehen wir Fremde, dann sind es meist Engländer und Amerikaner, hin und wieder auch Franzosen.

Zur Semana santa strömen nach auch die Spanier, die sonst nicht enthusiasmen, auf den Weg; die grundfaulen, eigenartigen Feierlichkeiten der Karwoche locken sie nach Sevilla. Alle Gasthäuser und Casas de huespedes (Pensionate) sind dann überfüllt, bekommt die an der schönen, palmenbekrönten Plaza Nueva, am Mittelpunkte der Stadt gelegen.

Auch ich fand hier ein Unterkommen bei meiner alten Freundin Doña Ana, deren Behaglichkeit nur durch ihre Lustigkeit übertroffen wird. Schon einige Tage vor dem Feste hatte man das ganze Haus neu gewerft, die Zimmerwände, den Patio (den großen offenen Innenhof, welcher aus dem einer Normandi überkommt ist), so sogar die Mauern des Daches. Der Weißkalk ist ein notwendiger Requisit jedes spanischen Hauses; es wird dort am Sonnabend gewerft, wie bei uns in Deutschland geschieht. Und in Strahlen am Vorabend der heiligen Woche alles weiß, die Wände, die Gardinen, die bäuerlichen Möbelsuperhaupt und die Betten. Dringen in Kübeln fanden im Patio, und da sie keine Blüten trugen, hatte man sie mit bunten Papierrosen geschmückt. Zwischen den Blumentöpfen sah man Schaukelstühle und kleine Tische, ja auch die Neuzeit war durch eine Nähmaschine vertreten. Sie wurde aber wenig beachtet und benutzt; die ewigen Andalusierinnen liebten es mehr, zu lachen und zu plaudern, als zu arbeiten. Es soll andalusische Sitte, das heißt der Welt so vorgemäß so gesagt und thatsächlich wie in Sevilla. Bestehen es doch die besseren Kinder dieser Stadt, selbst die ernstesten Wochen des Jahres zu einem Feste zu gestalten, das auch den Frohsinnes nicht entbehrt.

Aber die Semana santa zum ersten Male in Spanien verlebt, den wird das laute Feiern anfangs betäuben und verwirren. Früh und spät lauten die Glocken; fast scheint es, als schliefe sich die ehernen Mund nie.

Früh und spät sieht man Prozessionen in den Straßen. Bei diesen religiösen Umzügen begegnet man einer Eigentümlichkeit Spaniens, nämlich den Pasos. Das sind Heiligenstatuen, die auf verhältnismäßig Gestellen getragen werden. Die Statuen sind in der Regel ganz naturalistisch ausgeschnitzt, aus Holz geschnitzt, bunt bemalt, mit den kostbarsten Gewändern bekleidet und mit reichem Schmuck behängt.

Die Hofbildhauerei stand in Spanien, besonders im Mittelalter, in hoher Blüte. Diejenige religiösen Charakters sinkt sich in zwei Hauptgruppen: in die Darstellung des gekreuzigten Heilandes und die der Semana Virgen, der allerheiligsten Jungfrau. Ersteres bietet meist eine übertriebene Wiedergabe des Schmerzes. Die lebendigste, aber auch grässlichste Darstellung des Leidens ist der Christus in der Kathedrale von Burgos. Man suchte hier die Täuschung so vollkommen zu machen, daß man dem Gekreuzigten wirkliche Menschenhaare gab.

Die Darstellungen der Madonna sind nicht so extrovertirt. Man drückt die Größe und Macht der heiligen Jungfrau nicht durch Trauer, sondern durch Schmuck und Pracht aus. So zum Beispiel besitzt die Madonna von Toledo ein Bettuch, das eine Sammlung kunstgewerblicher Schätze ist. Die schönsten Perlenstickereien sind gepaart mit Meisterwerken der Handsticherei; dazu kommen noch die Altarbekleid, welche mit dem Gewande der Madonna übereinstimmen und je nach den religiösen Festen wechseln.

Es herrscht unter den Kirchen Spaniens ziemliche Eifersucht in Bezug auf ihre Madonnen. Jede Kathedrale behauptet, das wunderthätigste und berühmteste Marienbild zu

Bauerntänzer einer Prozession.

haben. Eines ganz besonderen Rufes der Heiligkeit erfreuen sich die schwarzen Holzbilder der Santissima Virgen, welche aus sehr alter, vermutlicher Zeit stammen. Sie werden bei hohen Kirchenfesten mit Juwelen vollkommen bedeckt, so daß nichts als das durch die Jahrhunderte gläzgewordene schwarze Gesicht zu erkennen ist.

In der Epoche der Renaissance und auch später belebt Spanien eine Reihe von Holzbildhauern, welche Werke von

Prozession in der Vorhalle Maestranza.

Digitized by Google

grober Volksroheit schwiert; Berraguete, Becerra, Villalpando, Montañes, Cano gehören zu ihnen.

An den religiösen Umzügen in den Straßen betheiligen sich vor allem die Bruderschaften, die Cofradias. Ihre Vergründung geht bis auf die Zeit der Zusammenkunft und der Autodafés zurück, in welcher die Bürger es geraten fanden, ihre Glaubenstreue durch äußere Zeichen, wie die Zugehörigkeit zu einer Bruderschaft, zu bethätigen. Auch heute noch zählen die Cofradias Leute jeden Standes zu ihren Mitgliedern, vom Granden von Spanien bis zum einfachen Bürger.

Gegenden wie und von der Playa Ancha nach der reizenden Calle de los Pierpos. Sie heißt Schlangengasse, weil sie nicht geradlinig, sondern in gewundenen Linien gebaut ist; eine Bunert, welche die langen Mauren viel anwendeten, da sie stets eine Schattenreihe auf der Straße gewährt, in heißen Spanien ein nothwendiges Erfordernis. Wir passieren nun die Calle bel Amor de Dios und kommen zur Alameda de Hercules. In der Schlangengasse kamieren die Stadter und die vornehmen Schönen von Sevilla; die Alameda ist dagegen die Promenade für das Volk. Doch hier wie dort

Gruppe von Jungfrauen.

Zuckerschwestern, Zigarettenmädchen, lustige Bildnerin. Von der Alameda gelangen wir zur Macarena, der Vorstadt, in welcher die armen Leute und die Landarbeiter wohnen.

Hier ist der Ort, wo Murillo die Vorbilder und Modelle zu seinen Bildern fand; die Hausthüren gen, scheinlich schönen Bettelbuben, die großäugigen Zeus- und Johannesknaben, die liebreizenden Madonnen. Hier fand Murillo seine Gestalten und das Leben, welches seine Bilder durchströmt und sie erscheinen läßt, als seien sie heute erst geschaffen.

Im Stift unsers Zeichners stellt uns in der Vorstadt Macarena eine Abendprozession dar, in der das Bild der Virgen de la Esperanza durch die Straßen getragen wird. Die ernsten Frauengestalten sind unter den enthüllenden Vorhängen des Gesolges verborgen.

Langsam schwankt das Bild auf ihren Schultern durch die Stadt, denn die reich geschmückte Madonna ist schwer. Am Hintergrunde der Illustration sehen wir ein Stück der alten Stadtmauer von Sevilla. Sie besteht aus Ziegelsteinen, wird durch zwerchige Türme unterbrochen und ist mit Zinnen verziert, die den Saum der Stadt einst ringsum schmückten, wie Spitzen das Kleid einer Schönen. Nicht weit von diesem Platze erhebt sich das großartige Hospital de la Sangre oder de las cinco Llagos, der fünf blutenden Wunden. Es ist 1546 von Martin de Gainza und Hernan Ruiz erbaut worden, seine Gründerin war Catalina de Ribera.

Ueberall in Sevilla historischer Boden, überall echtes Mittelalter! Und man verzeiht sich so leicht in die Vergangenheit zurück, weil sie immer noch der Stadt ihr eigenartiges Gepräge giebt; das heute mit dem höchsten Fortschritte vermag nicht mit dem glorreichen Einst zu wetteifern.

Am Morgen des Karfreitags verlassen wir schon ganz zeitig unsre Casa de Huespedes, denn wir haben viel zu sehen und zu hören.

Bisher begegnen wir einer Prozession, diesmal beim Rückblick zu einer Prozession. Unser Künstler hat die Scene festgehalten, wie die vermummten Cofradés und das brennende Volk das Marienbild umziehen. Nach zwei andre

Rückblick einer Prozession am Morgen des Karfreitags.

charakteristische Bilder zeigen uns die Illustrationen, eine Gruppe reizender, weißgekleideter junger Mädchen und den Vorbeizug einer Prozession mit Kreuzträgern.

Wir eilen zur Kathedrale von Sevilla. Sie ist mit ihrem prachtvollen Glockenturme, der Giralda, der Hauptanziehungspunkt der heutigen Glaubensenthusiasten. Von ihrem Umkange mögen ein paar Zahlen einen ungefähren Anhalt geben. Die Kathedrale hat derzeit 80 Pfeilen, von denen einige eine Höhe von 16 Metern; an jahrtausendhaftig Rätern wird gebaut und Meter gelaufen. Die Crypt der Kirche besitzt künstlerisch Fliesen.

In der Semana santa sieht man hier das heilige Grab, das „Monumento“,

Prozession mit Kreuzträgern.

Bei den Festen der Semana santa sehen wir in Sevilla die Cofradias die la Tarde (die Bruderschaft des Abends) und die Cofradias de la Madrugada (Bruderschaft des Tagesanbruches). Erstere zieht der Sonnenuntergang aus ihrer Pfarrei aus, letztere bei Sonnenaufgang. Jede Bruderschaft besitzt mehrere geschmückte und bemalte Holzstatuen von Heiligen, die — mit den kostbarsten Gewändern angethan und mit Juwelen behängt — umhergetragen werden. Eines unsrer Bilder zeigt die Bannerträger einer Cofradia in der Tracht vor dem Aufzuge zur Prozession. Die Brüder sind vollständig vermummt, niemand darf sie erkennen.

Digitized by Google

ausgestellt und betrachtet. Dann hört man, wie überall in spanischen Kirchen, die herrliche Musik. Die ersten Gesangeskräfte, Altistenspieler und Castraten, die berühmtesten Opern- und Oratoriensänger werden hingezogen, um den Gottesdienst schön und würdevoll zu machen. Und wenn unser Blick zu den hohen gothischen Hallen hinaufschweift, welche einem Palmenhaine gleichen, begegnet er erlesenen Meisterwerken der Bildhauerkunst und der Malerei. Tort spazieren wir auch Murillos betenden Sankt Antonius, welchem das Christkind in den Wolken erscheint.

Ueberall ausdrucksvolle Bild, in bunten Gruppen gestellt, studirende Väter, bewundernde Mütter, Blumen, Weihrauchwolken. Nun tönt der Klang eines Silberglöckchens an den hohen Gewölben empor. Das Allerheiligste wird umhergetragen; in einem Strahlenkranze von Brillanten tragt die Monstranz mit dem Leibe des Herrn über die Häupter der Gläubigen hinweg, und alles kniet auf die Kniee. Rauchende Opferkuchen schweben wahre Weihrauchwolken, und die leichten Wölkchen zerflattern an den schlanken Säulen des mächtigen Domes. Es ist ein überwältigender Anblick, dessen mächtiger Wirkung sich niemand entzieht.

Stern.

Hell klingen die Osterglocken,
Frühverheißen wandelnd das Jahr;
Die Amsel im Walde lockt —
Was lauscht du so selig-erschrocken,
O Herz, in den Frühling hinaus?

Lang lagst du in Festen gefangen,
Umrungen vom Winterleid;
Nun schwache die Feuerlust und Klagen
Und jauchze den wonnigen Tagen
Entgegen im Feierkleid!

Ein sichtliches Wunder verkünden
Die Glocken, der Sonnenstrahl,
Und tausend Stimmen verbinden
Sich jauchzend in Hoffen und Minden
Zum brausenden Liedeschoral.

Auch die ist der Heiland erstanden,
Du Seele, du weckt und verstaubt,
Gefesselt vom Sorgenbanden,
Gerauscht in Alltagsgewanden
Und nicht an das Glück mehr geglaubt.

Wie viel du auch dahelt entschwunden,
O, gleiche dem ätherden Baum,
Der, gebeugt von den eisigen Winden,
Getrost unterm Lenzhauch, dem linden,
Erneuert den Blütenraum!

Und starrt es auch ringe noch von Sperren,
Und schleicht auch der Tod durch die Nacht;
Noch können die Werte, die bergen,
Die der Welt, der entgötterten, loren,
Die Barbarei der Liebe gebracht.

O, machet sie ganz auch zu eigen
In gläubiger Feuerlust,
Und unter den schwellenden Zweigen,
Umjubelt vom Frühlingsreigen,
Erschließt euch, ihr Herzen, dem Licht!

Reinhold Fuchs.

Zu unsern Bildern.

Das Neuerwachen der Natur veranschaulichen mehrere der unsere heutigen Abbildungen. Die „Erstlingslandschaft“ von H. Hartung hat die Flocken des Wintees mit dem Blütenschmee des Lenzes vertauscht, und ein originelles „Maibild“, wie es wohl der Augen bezeichnen können, besten poetischen Empfinden die Wirklichkeit mit den Lichtgestalten der Phantasie zu verschmelzen weiß, ist Paul Wagner und von Augen. In die gute alte Zeit versetzt uns Paul Hey mit seinem „Ostersonntag“ zurück. Betreut vom Sein sind Strom und Dache, wahrend heilig im übrigen die Landschaft noch jüngstlich faul erscheint. Das hindert indessen die Bewohner des Städtchens nicht, nach lieber Sitte den Weg hinaus nach Thor zu lenken. Mauer leuchtet die Sonne herniedet, auf der Wiese lässt schon manch Blümlein spitzen, zu Brodsuterchen und Gretwürstchen haben nicht davon lassen mögen, den Chorsonntag mit einem schlichten Kaffee im Freien zu feiern. Wohl ist's im Sitzen noch ein bischen kühl, aber der heiße, dustige Tranf und warme Hallen lassen's auf eine Weile doch behaglich erscheinen. Jedem sie lächelnd die Schoren der Frühmadchen mustern und liebevoll den Blick auf den blühenden Gaben ruhen lassen, kommt den Alten wohl das Verlohen in den Sinn, doch einst nur langen, langen Jahren sie die heiße heute eigne Gestung hatte:

Schmeichelchen hat leuten
Wird bald zu bewuten!
Freitzeing 15 Pfennigen.

Jung gefreit!

Humoristischer Roman
von
Ratalv von Eschstruth.

(Fortsetzung.)

Die festkommte Erscheinung der ganzen Hochzeitsgesellschaft ist die Tante Professor — die Erbtante“, wie der kleine Graf schmunzelt. Sie hat sich zur wahren Herzensverlebterung der Familie Bleiben ganz „menschlich“ gemacht gemacht.

Sie trägt ihr ganzes weißes Hochzeitsstaat, welches der Mode höchstens um fünfzehn Jahre nachstehet, denn Frau Sidonie beleuchte spät. Sie steht allerdings sehr vergnügt und knifflerig aus und riecht, trotz allen Mischschnapsfumes, beträchtlich nach Kampfer und Napthalin; aber es ist doch ein Damengewand und garantiert der Tante von allen Seiten die Ehrebe: „Gnädige Frau!“

Die Sidonie sind zwar gewöhnliche Wichsstiefeletten, aber sie stammen nicht aus dem Nachlass des lieben Seligen, und wenn die Frau Professor auch selbst zur Feier dieses hohen Festtages seine Bronzeschere in ihren Haar bulbete, so hat sie die granmelierten Strähnen dennoch mit einem schwarzen Sammetbande zurückgebunden, auf welchem eine stöchliche Brillantenschnalle funkelt. Gleiche Steine glitzern auf der Brust und umschmeicheln die knöchernen Handgelenke, welche noch den strengen weißseidenen Filetballhandschuhen hervorstehen.

Diese schönen Handschuhe haben Salome heimlich zu Thränen entlockt, es bedarf der ganzen energischen Warnung der Mutter, heute keine Scene heraufzubeschwören. Die kleine Braut ist fast in der Stimmung dazu, denn Tante Sidonie hat ihren Groll gegen das Brautpaar noch nicht negessen.

Ihr Hochzeitsgeschenk bewies es: eine Schere, eine einsache, ganz gewöhnliche Schneiderschere. „Im die Grausamkeit hat meinem Staatspapieren einer lieben Tante abzuschneiden!“ hatte die Frau Professor voll beißender Ironie gesagt, als sie das luxuriöse Angebinde überreichte.

„Na, Mutter, du bist doch ein Wig!“ lachte der Major etwas verlegen. „Die Tante ist eine gestrische, schlagfertige Frau, sie wird wohl noch ein andres schönes Geschenk im Hintergrunde haben! Wartet es nur ab, — es kommt noch!“

Aber es war bis zum Hochzeitstag noch nichts gekommen, so pamphestsüchtig Salome auch mit zornfunkelnden Augleln in der Kirche harrte. Da stürzt man die greutliche Person Jahr und Tag, hat sie im Hause sitzen und läßt sich von der Vogelschmeide die ganze Hochzeit schimpfieren und bekommt eine Schere für sinfundsiebzig Pfennige, während sie sich selber mit Brillanten behängt!

Diese Brillanten schienen eine ganz seltsame, geheime Kraft zu besitzen. Sie blendeten selbst den spottsüchtigen Gästen die Augen derzeblat, daß sie wohee die vergliche Wirksame noch die seidenen Fleischandschuhe gewahrten. Nur der kleine Graf klemme ungeniert sein Monocle ein und musterte die eigenartige Erscheinung. „Alle Wetter! Charlesy Tante! — Man sieht, meine Gereen, weder die Bühne noch ein Roman vermag so stark zu übertreiben, daß sie von den Originalen der Wirklichkeit nicht doch noch übertroffen werden könnte.“

Ein leises Grunzen des Beifalls ringsum. Dann flüstert der Assessor: „Wenn die Brillanten dieser Tante echt sind, stehe ich ihr auch noch als Freier den Stuhl weg!“

„Schnaken! Sie sind's billiges. Jagen Sie Weibern den leeren Dünen ab und lassen Sie sich von der alten Schachtel chospieren!“

„Fettlich, bewerner Kamrad, ist gar nicht zu einem Essen kommen! Entmuthigt sind Sie ja wohl — und gesahnt haben Sie auch schon, nicht wahr, Assessorchen?“

„Das verstehe ich — er zahnte letzten Mittee bereits zum vierten Mal!“

„Sachte, Kinder! Hoppen Sie ab! Anatomie sehr mangelhaft!“

„Sie glauben es nicht, meine Herren? Rechnen Sie nach; Milchzähne —“

„Numero 1!“

„Erster Wechsel.“

„Zwer geschrieben!“

„Kleine kariöse Bikse! Erster Zahnwechsel!“

„Numero 2!“

„Weisheitszähne!“

„Na, na — erst sehen, — eher glaube ich nicht, daß er welche aufzuweisen hat!“

„Hon; nehmen wir an, die Weisheit sei ihm wahrlich durch die Krimladen gewachsen! Also Numero 3! — Und 4? Ja? Numero 4?!“

„Die ersten lassen.“

„Dann ihm, — es lügt! — Aus ihm spricht der Neid!“

Die leise Unterhaltung erstarb in unbeschreibrem Kichern und Lachen. Die Frau Professor war beauftchtlichen und munterte mit ihren kalten „Glasslugtungen“ die Herren, welche sich sehr lieb und höflich vor ihr verneigten.

Nur dem Assessor mochte sie Lust. „Ich freue mich heute, einen schwozen Frack zwischen all den Uniformen zu sehen; man gewinnt dadurch die Beruhigung, nicht ganz und gar in den Bolgerungsstrudel verlegt zu sein.“

Hölkisches Lachen.

„Hüten Sie sich, gnädigste Frau!“ Sein friedliches Kleid ist der Schoßsprei, hinter welchem sich der Wolf — das heißt der Reservelieutenant — verstellt.“

Die Professorin schüttelte wohlbilligend das Haupt. „Ueberall Komplimente! — Ich weiß wirklich nicht, warum sich die Mütter noch die Mühe machen, Söhne in die Welt zu setzen, es sind wirklich nur Tropfen auf den heißen Steinaltar des Vaterlandes!“

Noch lebhafteres Lachen.

Der kleine Graf zwinkert mit einem unwiderstehlichen Gesicht das Schnurrbürtchen. „Gnädigste Frau — das klingt ja beinahe, als ob Sie recht wenig Sympathien für das bewaffnete Tuch hätten!“

Tante Sidonie setzte den Kneifer an. „Wenig Sympathien? Uebrchaupt keine!“ entfuhr sie fast wild dort.

„Gnädigste Frau — Sie verwichten uns!“

„Herrlich gern, wenn ich's nur könnte! Kann alles Ueberfüssige nicht leiden. — In der ganzen Welt herrscht seit fünfundzwanzig Jahren Frieden, eher könnten starrt der Erdball von Militärhuten und Schwertern. Kunst und Wissenschaft werden gemalmt dadurch, die Herrschaft der Frau durch brutale Gewalt unterdrückt. — Wozu das viele Militär? Es ist ja Friedenszeiten! Wie ein Ofen im Sommee, — nützt nichts und nimmt nur Platz weg. Empfehle mich, meine Herren!“

Und Tante Sidonie schmeckte haherstolz rechtum und steuerte auf die Mutter des Bräutchens zu, um der alten Dame die Weihe des Tages dadurch zu erhöhen, daß sie ihr etliche Grobheiten über die höchst unangebrachte Erziehung ihres Kindes sagte.

Die Husaren standen im ersten Augenblick etwas verblüfft und starrten der Frau Professorin nach, dann sahen sie einander an und lachten noch mehr wie zuvor.

„Die Alte ist ja einen Thaler weet!“ jubelte der kleine Graf; „endlich mal ein Original, etwas anders wie sonst! Der wache ich die Cour, Kinder, selbst auf das Risiko hin, von ihr vergeiteten zu werden! Soll dafür, ich fleehe mich wiehe au!“

Tante Sidonie blieb den kleinen Verehrer zwar auch wie vor sehr grimmig an und entzückte ihn durch göttliche Verachtung, aber er ging doch wie ein Wetterleuchten der Genugthuung über ihr knochiges Gesicht, und das Knurren, welches die feine Galanterien entlockten, hatte etwas Wohlgefälliges.

Auch der Damen, welche anfänglich etwas zurückhaltend gegen die seltsame Tante gewesen waren, schien plötzlich Geschmack an ihrer Originalität zu finden, denn die Frau Professor hatte eine ganz eigenartige Manier, es unter die Leute zu bringen, daß sie Erben für ihr Geld suche.

„Mein Gott, sind dazu Wesens nicht die Nächstliebenden und Berechtigsten?“ frogte man erstaunt und erfuhr zu heimlicher, die und da etwas schadenfroher Ueberraschung, daß die Frau Professor sich durch seinerlei verwandtschaftliche Beziehungen binden lasse. Die sterilsten Verwandten hätte sie im Leben fast stets die widerwärtigsten Menschen gewesen, auch das junge Ehepaar Born sei ihr herzlich unsympathisch, darum werde sie ohne Rücksicht und

Digitized by Google

Antlitzen der Person ihre Erben unter ihren Freunden wählten.

In solchem Bekenntnis einer schönen Seele klimmerten die Brillanten gar verhältnißvoll, und . . . unbegreiflich, aber wahr, Tante Sidonie war plötzlich eine scharmante, kabelhaft amüsante, eigenartige Frau, deren unumwundene Wahrheiten fast jedermann freundlich lächelnd aufhörte, ohne im mindesten verletzt zu sein.

Natürlich stellte die Opposition auch hier nicht, und der Sport demaskirte sich gar manchen „Gräfchen“, ohne daß der Beliebtheit der Frau Professor dadurch Abbruch zu thun.

Ja, es war eine Hochzeit, nur weicher noch lange Zeit gesprochen wurde.

*

Der warme, trockene Herbst begünstigte die Reise des jungen Paares. Sie hatten zuerst der Nordsee einen Besuch abgestattet, waren in Paris eingekehrt und reisten alsdann voll glückseligster Zielsehnsucht südwärts in das Wunderland Italien hinein.

Die Briefe waren Jubelhymnen und entheilen kaum etwas anderes als himmelstürmende Wonne echter, reicher Flitterwochen.

Der Major hielt sich die Hände: „Na, Dorchen, du hattest ja immer tausendmal Recht, als ob die Kinder überhaupt zusammenreisten und glücklich würden! Da, hier, lieb mal! Die reinen Turteltauben!“

Frau v. Weisen las, und ihr Gesicht blieb so ernst wie zuvor: „Auf der Hochzeitreise! Sie leben ja wie in einem Rausch und Taumel und kommen voraussichtlich gar nicht recht zur Besinnung. Diese lieberschwenglichkeit dendet mich zu früh, es muß ein Nüchschlag kommen; die heimatliche Langweile wird ihn bringen, fürchte ich.“

„Na, Mütterchen, wenn es die besinnenden Spuk macht, so mag getrost weiren! Ich bin ihr überzeugt, daß Siegfried alle Charakterfehler, welche seine Haushchrift anzeigte, abgelegt hat, seit er liebt. Die Liebe ändert einen Menschen von Grund auf, und der gute Junge ist wirklich verliebt. Er wird unser Prinzeßchen auf den Händen tragen, sie verhätscheln und glücklich machen!“

„Gott gebe es, worin wir's oh.“ —

* Die Wandervögel kehren zurück!

Das Laubwaldsaum prangte im Schmuck festlicher Tannengirlanden, aus welchen die letzten Asten und Guirgirren tenchteten.

Der Herbststurm sauste sie und wirbelte die Fahnen gegen die grauen Regenwolken empor. Es war ein mürrisches Wetter, mit welchem die nordische Heimat die Reisenden empfing, vor deren Blicken sich soeben noch die lachende Blütenpracht der italienischen Sammetlandschaft ausgebreitet hatte.

Dafür war es im eignen Nestchen desto behaglicher. „Es recht fuselmäuschig!“ wie Siegfried behauptete. Alles neu, alles elegant, alles bewunderswürd! Die Möbel rochen noch nach Kist und die Bilder nach dem Firnis, aber just das hatte einen besonderen Reiz.

Aller Gäten und Enden gab es zu sehen und zu staunen. Wie schön, wie weich und reich war das eigne Heim!

Die Lampen strahlten, Blumen blühten in Vasen und an den Fenstern; auf dem silberblitzenden Theetisch summte der Samovar ein süß geheimnisvolles Lied; Hanne und Gottfried wetteten wie freundlich gute Geister in diesem Zauberreich.

Beide hatten mit großen Blumenkränzen in der Thür gestanden und das junge Paar begrüßt. Hanne in feierlichem Staat, mit der besten weißen Haube, Gottfried in großer Livree. Und just, wie sie taichten und die junge Frau in das Haus geleiten wollten, rasselte ein Wagen, und ein schwarzer Schatten fiel breit in das helle Licht auf den Weg der Jungvermählten.

„War das nicht Eiten?“

Die hohe, wanteschlanke Gestalt hatte auf dem hohrigen Straßenpflaster weiter und verschwand ohne Wort und Gruß in der Dunkelheit. Hanne aber schüttelte heimlich den Kopf. Sie war aberglänbisch und wußte, daß es nicht gut ist, wenn auf dem Weg ins eigne Haus ein Schatten vor die Füße der jungen Frau fällt.

„Sind denn die Eltern nicht hier?“ war Salomes erste Frage.

„Nein, gnädige Frau, die Herrschaften sind nach Jeserig zurück. Sie haben alles hier hergerichtet und den einen Strauß dort auf den Theetisch gestellt — und sollten taufenbmal grußen, und wenn es recht wäre, kämen sie morgen alle zu Tisch.“

„Natürlich! Ist ja riesig nett! Die guten Eltern! — Hier diese schönen Blumen sind von ihnen? Und jene dort, nun wenn sind sie?“

„Der Posamtsrat vom Herrn Assessor . . . Der Blumentopf von den Herren Offizieren . . . und der von der Frau Bürgermeisterin . . . und in der Bade dort von der Frau Doktor . . . und . . . und . . .“

„Nun? Noch mehr? Wo denn?“

„Ach, gnädige Frau, einen Strauß hat Hanne in die Stube gesteckt, der meinte, da wären ja Totenblumen und Kreuzkraut bei, — bah drückte länglich!“

Das lange Paar lachte hell auf. „Thorheit, Nitrchen! schwatzt, wenn Sie im Bimmen. Schämen Sie sich doch, Hanne, mit grauen Haaren noch so abergläubisch!“

„Gnädige Herrschaft . . . ich . . . ich . . . wenn Sie es denn absolut.“ Die biedere Matrone schlurrte etwas beleidigt nach der Thür, um bald darauf mit einem herrlichen Bouquet wiedee zu kommen. „Hier ist das schönste Zeug!“ murrte sie und hielt die Blüten geringschätzig von sich ab.

„O wie schön! Wo sind denn Tutenblumen?“ lachte Salome neugierig.

Die Alte rippte von weitem her: „Hier!“

„Die weißen Sternblumen? Hahaha!“ — die sind ganz harmlos und blühen in Italien auf allen Wegen und das Kreuzkraut?“

„Hier! — Der Teufel mag's holen!“

Gefüller Schwerchen, — umgeben von Myrten, Rosen, Orangen, — wie herrlich! Dieser Strauß ist sicherlich kein Feldheimer Erzeugnis! Wer hat ihn denn eigentlich gebracht?“

Hanne hatte es nicht der Mühe wert gehalten, sich diesen Geber zu merken, aber Gottfried wußte, daß der Barsche des Herrn v. Eiten den Strauß abgegeben.

„Also doch von ihm!“

Salome sah sehr zufrieden aus und schien heiter Komne; der Humbrat lachte: „Sieh, sieh, er will sich beigeiten einen Platz am Theetisch sichern! Ich glaube, Fraulein, das Kreuzkraut gilt der armen Hanne, welche ihre Not haben wird, für so viel liebe Gäste im Haus zu kochen. Mit dem Instinkt des Unterwachten hat sie in Eiten den schlimmsten Gastschwarber gewittert.“

Aber Siegfried, wie unpoetisch!“

Er stieß sie und das vorwurfsvolle Mädchen. „Ich soll dem nicht einen Strauß schicken, bas bloß „Schubern' deiner Hub allein gilt?“ necte er. „Ich bin Menschenkenner und weiß, wod ein gemütlich rundender Schornstein für einen einsamen Junggesellen bedeuten will. Nehme es ihm auch gar nicht übel, sondern mochte es selber so. An bellem Feuerlein können sich gar viele wärmen. Und nun gieb mir deinen Arm und laß mich zum erstenmal an unsern eignen Tisch führen. — Dahein!“ — Zum erstenmal im eignen Nest! Weißt du, was wir dabei einfalln? Das Eindchen, welches die Oesterreicherin in Lugano sang:

„Wer a Nestle will baun,
Muß erst Nestle wollt haben,
Muß in Nestle wohnen,
Muß in Nestle gehen!“

Nun, ich denke, unser Nestchen ist sicher gebaut. Komm, tischen wir darauf an, daß weder Fuchs noch Marder zuweilen von Weg zu ihm finden!“ „

Die Gläser klangen zusammen, die Lippen tonten sich. Draußen sauste der Sturm, und eine schwarze Gestalt glitt schattenhaft auf der Straße dahin, den Hut tiefgedrückt, daß er seinen Lauf gut, die Arme mit barrem Blick nach den beiden Fenstern gerichtet, hinter welchen Glück und Liebe Einkehr gehalten.

*

Hanne war beleidigt.

Sie saß in der Küche, hatte die große Hornbrille auf die Nase gesetzt und strickte, daß die Nadeln flogen. Dreißig Jahre lang war sie bei der alten Frau v. Boxn in Diensten gewesen, und die Gnädige hatte sie niemals als „abergläubisch“ und „thörlicht“ verspottet, wenn sie sagte: „Bleb und lenes barf man nicht thun, gnädige Frau, das bringt Unglück ins Haus!“

Die Gnädige respektierte eine Frau wie Hanne. Was auch nahen mochte an Not an, — aber hier das Rücken will klüger sein wie die Heune, stelle sich hin und lacht einer weisbaarigen Frau ins Gesicht. Das kann ja schön werden!

Als Frau v. Boxn die Hanne zu ihrem Sohn schicke, sagte sie: „Hanne, unser Kleiner ist nun groß und flügge geworden, er braucht eine treue Seele, die ihm den Haushalt führt; — wer könnte das besser wie die Hanne? Geh hin und sorge für ihn wie eine Mutter!“

Und Hanne hatte es gethan.

Als sich ihre Siegfried verlobte und heiratete, wollte Hanne zu ihrer Dame zurück. Aber der Landrat sagte: „Liebe, gute Hanne, bleiben Sie bei uns. Mein Frauchen ist so jung und versteht noch gar nichts, — Sie müssen sie erst lehren, wie ein Haushalt geführt wird, Sie müssen den Haushalt noch eine Zeit lang weiter führen wie bisher!“

Und Frau v. Weisen hatte es auch gelagt und Hanne fremdlich die Hand gereicht: „Ich bin ja so glücklich, daß ich mein Kind in so treuen Händen weiß!“

Und so hatte Hanne angedauert, obwohl das gnädige Fräulein Braut ihr nie so recht nach dem Herzen gewesen war. Sie trug das Nöschen so hoch und war mit nichts recht zufrieden, und so fein und zimperlich . . . wie der junge Herr nur solch einen Geschmack haben konnte! Um ein hübsches Mädchen allein freit man doch nicht so ein gräuel, unreifes Ding!

Den nichts verstand und wußte sie etwas, und eigenfinnig und rechthaberisch war sie auch, das erzählten die Inserer Dienstboten. Ob sie den jungen Herrn wirklich lieb hat? Je nun, es ist nach kein Ernst dahinter.

Wie schön und weit hatte Hanne alles hergerichtet und ausgepunzt — und zum Dank stellt sich der kleine Geschäftsmann hier und verhöhnt sie.

Der Verkehr mit der jungen Frau in den nächsten Tagen war auch nicht dazu angethan, Hanne zu versöhnen.

Welch ein Kommandieren und Jagen und Abholen! Wenn eine Steckrabel hinunterfiel, klingelte die Gnädige und ließ sie sich aufheben. Aber Hanne wäre viel lieber selber gesprungen und hätte sich selber auch aufgerichtet, als daß sie dies neue Wolf in der Küche gebuldet hätte.

Davon hatte man ihr vorher keine Silbe gesagt, daß noch eine Jungfer und ein Stubenmädel kommen sollten.

Daß Gott erbarm! Sie waren beide Großstädter-rinnen, durchtrieben, abgefeimte Frauenzimmer, welche Hanne voll äußerstem Mißtrauen beobachtete. Skeptisch die Stirn zusammenzogen, tuschelten und wachten sich über die Alte lustig.

Die Jungfer war sofort erklärter Liebling bei der gnädigen Frau. Die schmeichelte ihr, sie verstehe nie sie herum, hatte den Kopf voll toller Streiche und leichtfertiger Anschläge, lachte aus dem Fenster mit den Kutschern, bolzte abends aus dem Hause . . . o, es war unerhört, Hanne konnte es etwas nicht mit ansehen, sie ging resolut zur Frau Landrätin und verklagte das nichtswürdige Frauenzimmer.

Da kam sie schön an. Salome verbot sich die Klatschereien und Verleumdungen; Betty sei ein äußerst gewandtes und brauchbares Mädchen, sie frisiere ausgezeichnet, schwebere sehr gut und sei lebenslustig und verguügt. Die Jugend wolle auch ihr Recht haben, es könnten nicht lauter sauertöpfische alte Gesichtsame im Haus herum laufen.

Das ging auf Hanne selbst. „Auch das noch!“

Die alte Frau konnte gar nicht antworten in ihrer gerechten Wärme; sie sing an zu weinen. Da kam der Herr in das Zimmer. Er schien zum erstenmal nicht zufrieden mit seiner kleinen Frau, wiewohl er sich nichts merken ließ und sich alle Mühe gab, die Sache scherzhaft hinzustellen und Hanne zu versöhnen. Ja, er kam sogar hinter ihr her und redete ihr so recht herzlich zu, Geduld mit seinen lieben, verwöhnten Leinschestern zu haben, — sie sei ja noch das reine Kind und Hanne eine so ehrwürdige, verständige alte Frau, — zum Schluß sog er das Portemonnaie.

Digitized by Google

Frühlingslandschaft. Nach dem Gemälde von H. Hartung.

Nach einer Heliogravüre aus dem Kunstverlag von Hermann & Friedrich in Leipzig.

Digitized by Google

Copyright 1898 by Franz Hanfstaengl, München.

Waldidyll. Nach dem Gemälde von **Paul Wagner.**

Digitized by Google

„Ihre Sonntagshaube brauchst ein paar neue violette Seidenbänder, Mutter Hannchen! Ich sehe sie so gern darin!“

Na, da gab's nun noch einmal nach. Aber Bettvolk spöttischen Gesichtes und ihr schmiegsames Wesen fürgerte sie bald traut, — bot ertrug sie nicht mit der Tauer, und bei der nächsten Veranstaltung kündigte sie auch ging heim, — das stand bombenfest.

Auch Gottfried war zu alt, um sich in diese neue heilige Wirthschaft zu finden. Wohin waren die friedlichen, gemüthlichen Zeiten dieses Hauses? Welch eine Unruhe, welch ein Treyp auf, Treyp ob! — Immer Gäste, immer Besuch.

Die jungen Herren schienen zu glauben, das Landratsamt sei ein Wirthshaus. Bis spät in die Nacht hinein wurde musiziert, gelacht und geschwatzt, und Gottlieb mußte schlafstrunken in der Küche stehen und der Köchin Gesellschaft leisteten.

Hanne schüttelte ungläubig den Kopf. „Welche Zeiten, welche Sitten! Das will ein junges Liebespaar sein? Das sollen die Honigmonate traulichen Glückes sein? Ein schönes Glück! Die junge Gnädige putzt sich und kokettiert mit den Verehrern, und der Herr Landrat lacht dazu und labet die Herren selber noch ein!“

Ein paarmal hat es allerdings schon Zwistigkeiten gegeben. Die „liebe, treue“ Betty hatte gedroht und berichtete es im Triumph in der Küche.

Dem Landrat merkte man nichts an, er ging pfeifend aus dem Hause und fuhr davon, aber die gnädige Frau hatte verweinte Augen, war schreckscheue Tauben und lag mit Kopfschmerzen auf der Chaiselongue.

Nachmittags kam der Herr Major aus Jeterig, welcher sich täglich hier vorsindt. Da schien es sich hinterlich zu beklagen, denn man hörte den alten Herrn heftig reden und ihr beschwichtigen. Man merkte es auch sogd darauf an seinem Verkehr mit dem Schwiegervolk, daß etwas vorgefallen sei.

Hanne nickte verständnisvoll mit dem weißhaarigen Kopf — es mußte ja so kommen.

XIV.

Während das junge Ehepaar sich auf der Hochzeitsreise befand, kam Oberst v. Meisen auf den lustigen Einfall, auch seinerseits eine „nachträgliche“ Hochzeitsreise zu machen.

Er überraschte seine Damen durch einen ganz spaßhaften Vorschlag: „Hier, Dorchen, Salome und Siegfried möchten ihre Hochzeitsreise rechtzeitig, Rose soll sie vorzeitig, wir wollen sie nachzeitig machen. Packt die Koffer, wir werden das herrliche Herbstwetter benutzen und einen Ausflug nach der Wartburg unternehmen!“

Rose jubelte. Eine Hochzeitsreise ohne Gatten, das war soll nach ihrem Geschmack! Und sie reisten ab, zur Erstaunung von Tante Sibonie, welcher alles Reisen als thörichte Geldverschwendung verhaßt war.

„Ihr müßt zu kakostale Personen von Jeterig begleiten, daß ihr derartige Exzesse machen könnt!“ bemerkte sie spitz. „Ihnen von Mark für eine Vergnügungsreise! Je nun, wie kann es zu recht sein, wenngleich ich der Wahrheit gemäß sagen muß, daß ich sehr Hinderungsgründe als Dummheit erachte und auf das schärfste tadle!“

Zum erstenmal wollte ihr der Major gereizt antworten und sich über ihre Unverschämtheit verdrießen, aber er besann sich noch rechtzeitig. „Dreißt du, wir macht solch eine Unruhe und solch ein Geschwindigkeitsrennen Vergnügen? Es ist um der Kleinen willen, sie muß auch einmal etwas von der Welt sehen!“ bemmte er und verlieh schleunigst das Zimmer.

Welch eine unbeschreibliche Wonne für Rose, durch die zauberhafte Lieblichkeit Thüringens zu schweifen! Eine Fußtour reihte sich an die andre, jede neue schöner und lohnender als die vorhergegangene.

Der Herbst hatte seine leuchtendsten Farben über den Laubwald gegossen, violette zarte Dunstschleier wehten um die Berge, bis die Sonne voll sommerlicher Glut emporstieg und die Thäler mit goldenem Licht füllte.

Frische duft auf den Höhen, Harzgeruch und herber Tannenduft im Walde, Gesang und Jubel überall, flatternde Hutschnüren und lockende Kuckuckstuffe. Welch ein neues, nie gekanntes Leben!

Rose glaubte in eine Wunderwelt versetzt zu sein und genoß alle Pracht und Schönheit in vollen Zügen. Schade, daß der Papa bald über dank viele Meilensteine schritten und über die hohen Preise der Wagen schimpfte! Er hatte nur auf langes Bitten von Frau und Tochter nachgegeben, die Strecke Weg von Ruhla bis nach Eisenach nach einmal zu Fuß zurücklegen. Es war ein besonders heißer Tag, und obwohl man sehr früh aufgebrochen war, brannte die Sonne doch bald recht empfindlich auf die drei Wanderer herniedet. Papa Isaac, welche anfangs so glänzend gewesen, war recht übel geworden. Er hatte in Ruhla schlecht geschlafen und nachts sogar mit seiner alten Kommandostimme auf den Korridor hinaus gedonnert: „Ruhe! zum Schuß!“ dann donnerwetter!“

Da ward alles munter, was zuvor geträumt hatte, und der Major hielt dem erschrockenen Kellner eine mächtige Strafrede, welche damit endete, daß er den verschuchte Kerls munterbrochen singen und spektakelten und daß man nachts um drei Uhr wohl verlangen könne, daß solche Globetrotter endlich das Maul hielten.

Das war deutlich, und es ward still nebenan.

Am andern Morgen grollte der Major noch immer. Er sragte den Wirt, wer die Radaubrüder gewesen seien.

Der Kastellbesitzer hat unter höflichsten Komplimenten um Entschuldigung. Die Herren seien spät angekommen und hätten nach sehr übel gezecht; es schienen wohl Studenten oder Künstler gewesen zu sein, in das Fremdenbuch hätten sie sich nicht eingeschrieben, da sie schon vor zwei Stunden abmarschiert seien, um über die Hohe Sonne nach Eisenach zu gelangen.

„Recht niedlich!“ zischte Meisen. „Also denselben Weg nach Eisenach. Na, da werde ich heute auch noch meinen den Genuß ihrer unsittlichen Leistungen haben!“

Nun war er müde und ärgerte sich noch immer über die rücksichtslosen Bengels. Papa bekam er Durst, und vor der Hohen Sonne gab es sein Wirtshaus.

Schauerlich! Daß er auch vergessen konnte, Wegbesprung mitzunehmen! Alle andern Tage hatten sie sich damit geschleppt und seinen Gebrauch davon gemacht, es waren ihre Feld- und Gehstäcker in schwerer Menge wohnenden — und heute nichts, nichts von allem!

Trotz seines sichersichen Temperaments neigte der Major sonst zum Pantoffelheld. Brockens und den Schweiß wischend, wanderte er die steinige Fahrstraße zwischen den hohen Tannenwänden dahin. Immer heißer, und dazu ein Durst — die Zunge klebte ihm am Gaumen.

„Welch ein schönes Plätzchen hier zum Rasten! Hm . . . da haben auch solchen nach Touristen gelesen, setzige Butterbrotpapiere und da . . . a!! . . . a!“ Der Major schnellte nach Gift und Galle nach den Baumzweigen empor — da hing eine leere Bierflasche! Das Wasser lief ihm förmlich im Mund zusammen. Zeyt ein Glas Bier, ein kühles!

Der Weg kam ihm noch viel beschwerlicher vor. Er begriff gar nicht, daß Rose ans voller Kehle in die Welt hinein sang, und verbat sich eine derartige Geschäftigkeit.

Immer heißer brannte die Sonne. Da — Pest und Schwefel! wieder eine Bierflasche oben an einem Ast, just über dem Fahrweg schaukelnd, und dort noch eine — und abermals eine. Das war eine Hohelt, eine ganz infame Aleibertracht.

Hat Fraglos sind das auch wieder die verdammten Lümmel gewesen, die die heute nacht um den Schlaf gebracht haben! Wer sie allein sind solch einer Rücksichtigkeit fähig. Selbstverständlich, denn sie sind ja vor zwei Stunden davonmarschiert. Wie gewandert. Singend, jodelnd, gut verproviantiert mit Bier trinkend. Alle Bierflaschen Bier trinkend!

Der Major hätte bersten können vor Wut. Gang Thüringen war ihm verleidet, er konnte schimpfend weiter, den Blick starr auf die Erde gebeftet, um nicht durch den abermaligen Anblick einer Bierflasche neue Tantalusqualen zu leiden.

Dabei erleichterte er sein Herz, indem er die unbekannten Feinde mit allen Kraftnamen belegte, die ehemals auf seinem Kasernenhofe erklungen waren, denn es lag klar auf der Hand, daß die Bierflaschen zum Hohn für ihn, den Durstenden, hier aufgehängt waren, zur Rache für sein energisches Auftreten heute nacht.

Endlich war die Hohe Sonne erreicht, und vor d. Bleffen suchte sich den schattigsten Platz im Garten, drehte dem schönen Wartburgpanorama ingrimmig den Rücken zu und schwor doch und teuer, in den nächsten Stunden sich weder vom Fleck zu rühren.

Er aß und trank, und trank und aß, und Frau Dora und Rose bemühten sich, ihn aufzuheitern. Allmählich gelang es, denn Rose fühlte sich wieder behaglich und begann seine Lustigkeiten zu vergessen. Während er sich eine Cigarre anzündete, wanderte Rose, die Nimmermüde, ein Stückchen Weges nach Wilhelmsthal entlang, verlockt einen Blick auf das Schlößchen zu erhaschen. Da sie sich nicht weit entfernen durfte, kehrte sie bald um.

Plötzlich blieb sie lauschend stehen. Eine Nachtigall, Nachtigall oder Nachtigall! Alle ist das möglich? Im Spätherbst hat Rose noch nie eine solch holde, kleine Sängerin gehört.

Dort hinter den Tannen am Weg muß sie sitzen. Wie entzückend, wie herrlich es klingt!

Der Wald rings liegt in tiefem, feierlichem Frieden, die warmen Sonnenstrahlen spielen in grüngoldenen Lichtern auf den moosigen Buchenstämmen, ein sicher Duft voll aromatischer Wohlgerüche, und nun gar das Lied einer Nachtigall!

Longlam, ganz versunken in eine ihr sonst so fremde, schwärmerische Träumerei, schreitet Rose vorwärts, näher und näher, vorsichtig spähend, ob den Tannenbüschen heraus, auf welchen Pfälzmeke klagt.

Bielleicht ist das Vöglein krank, hat mit gebrochenen Flügeln und Beinen und band sich um die fernen Genossen, deren Ring noch den Süden es nicht folgen konnte. Und dann lacht sie über sich selber. Eine Nachtigall wird gerade ein Menschenkind zu nahe an sich herankommen lassen! Nein, keine vergebliche Mühe, lieber dem Sänger mit frischer Stimme geantwortet.

„Nachtigall! Nachtigall!“

„Ach ist heiser Stimme Schall!“

schmettert sie lustig, als Sentimentalität abstreifend, in die Tannen hinein.

Seltsam, das Lied in seinen Vögelchen scheint sich nicht zu erschrecken. Es singt unbeirrt weiter, als ob solcher Rose beinahe, als käme es näher gezogen. Noch einmal singt Rose begholt darauf los und tritt näher an die Dickung heran.

Ein großer Feldhuck liegt in den Tannen.

„Nachtigall! Sehr, süße Nachtigall!“

Horch . . . dicht vor ihr, hinter dem Fels, klötet es in schmelzender Weise Antwort.

Das ist ja unerhört! Scherlich kann das Vöglein nicht entfliehen, denn wäre es wohl schon davongeflattert. Uebermütig springt das junge Mädchen über den Straßengraben und tritt auf den Feldhuck zu. Sie hat den Hut abgenommen, wie brannes Gold leuchten ihre lockigen Haare, wie Rosen blühen die Wangen, und das helle Sommerlieb leuchtet in der Sonne.

„Nachtigall, Nachtigall!

Ach ist heiser Stimme Schall!“

jubelt sie noch einmal wie ein ungestümes Kind und neugierig hinter Fels und Tannen. Gleichzeitig ein leiser Schrei des Entsetzens.

„Das kann Ihr Herr Vater heute nacht leider durchaus nicht, mein goldiges Fräulein!“ sagt eine lachende Stimme. Die schlanke Gestalt eines Herrn springt aus dem Gras empor, und er zieht höflichst den Hut.

Rose ist so erschrocken, daß sie einen Augenblick wie gelähmt steht. Aus den Büschen am Felse klingt ebenfalls Lachen, die Zweige rauschen und knacken.

Die Herren aus Ruhla!

Rose klopfen schnelle stolz in den Nacken, ihre Augen sprühen den Frechen, welcher es wagte, sie derart zu überlisten, empor.

„Unverschämt!“ stößt sie kurz hervor, wendet sich und fliehr wie ein Reh von dannen. Hinter ihr her schallt ein sonnerstoses Gelächter.

Atemlos erreicht sie die Eltern. Soll sie's erzählen? Nein, sie kann es nicht, sie schämt sich, daß sie sich derart ausführlichen ließ! Eine Nachtigall im Spätherbst! Wie hatte sie nur auf solch einen Unsinn hineinfallen können! Aber es klang so fabelhaft natürlich, sie hätte wirklich in ihrer Haemlosigkeit geschworen, daß die Natur eine Ausnahme von der Regel gemacht!

Digitized by Google

Und was sagt es, darüber zu sprechen? Der Vater ist gerade weiland genug auf die frechen Gesellen. Er würde sich noch mehr erregen und wenigstens bei nächster Gelegenheit eine Szene beschwören.

„Ihr Herr Vater fand das heute nacht selber durchaus nicht!“ Sagte er nicht so? Fraglos, es waren die Herren aus Aulda, und sie meinten, wer sich die Ruhestörung verbeten hatte, und kannten sogar die Tochter ihres Widersachers! Und hieher freche Scherz mit der Nachtigall war ein Nachstoß.

O wie werden sie jetzt lachen und über das dumme Gänschen spotten, welches auf einen so plumpen gestrichenen Leim ging! Rose ballte die kleinen Hände unter dem Tisch und gab eine ganz kurzen Moment auf die Zunge. Nein, es ist tatsächlich noch die Eitelkeit zu stolz gewesen, daß sie sich der Ruhestörung verheten hatte, und kannten sogar die Tochter ihres Widersachers! Und hieher freche Scherz mit der Nachtigall war ein Nachstoß.

O wie werden sie jetzt lachen und über das dumme Gänschen spotten, welches auf einen so plumpen gestrichenen Leim ging! Rose ballte die kleinen Hände unter dem Tisch und gab eine ganz kurzen Moment auf die Zunge. Nein, es ist tatsächlich noch die Eitelkeit zu stolz gewesen, daß sie sich der Ruhestörung verbeten hatte, und kannten sogar die Tochter ihres Widersachers! Und hieher freche Scherz mit der Nachtigall war ein Nachstoß.

O, die verfluchte Eitelkeit! Hatte Rose ingrimmig gekniricht, und der Vater sah sie einen Augenblick verdutzt an.

„Ja, du hast recht, Kind! Wirken fabelhaft brauchbar hier sein!“ nickte er dann, „billiger wie Wagen und bequemer wie Schusters Rappen. Aber ich bin überzeugt, doch es hier zu Lande keine gäbe, wenigstens keine niederdeutschen. Hehe, Kellner, kommt Sie mal 'ran!“

Er fragte und bekam die erwartete Antwort.

„Natürlich!“ dröhnte er. „Weder Wagen noch Gäst! Die Saison zu weit vorgerückt. Die letzte Regenzeit hat den Verkehr beendet, auch was jetzt noch in diesen paar schönen Tagen kommt, wandert meist zu Fuß. Na, Kinder, dann hilft es nichts, dann müssen wir auch zu Fuß wandern, aber so viel weiß ich, ich beschwere mich bei ertter, bester Gelegenheit! Das ist ja eine himmelschreiende Bierlichkeit in diesem gelegenen Thüringen! Nachts keine Ruhe und tagü keine Eisk! O, ich werde meine Ansicht darüber aussprechen!“ Und der Major riet in ärgerlicher Stimmung abermals nach dem Kellner, um zu zahlen.

Derselbe hinterte sehr höflich: „Bleich ein Missgeschick, mein Herr! Nu Ausschtchsunk hat den ganzen Morgen ein Junge mit drei Gsein gstanden, und vor zehn Minuten haben sie ein paar Touristen gemietet, um nach der Wartburg zu reiten.“

Rose blickte auf. „Gleich und gleich gesellt sich gern und findet sich!“ dachte sie voll Ironie, „die Herren sind gewissermaßen die frechen Freunde und Nachbar!“

Weiten schwirrte eilige Kreuzbonnerwetter, bezahlte und erhob sich fluchend, die Fußtour fortzusetzen.

„Dies ist ihr liege, welche ich in meinem Leben machte!“ grollte er. „Da räsonnirten ihr immer über Tante Sidonie, und doch ist sie eine vernünftige, geistreiche Frau, welche ganz recht hat, wenn sie das Reisen eine kostspielige Strapaze nennt! Ja, ja, die Gesellschaft, es ist doch Verlaß darauf!“

Rose lachte. „Väterchen, ich bin doch nicht von paar Esels, zwei- oder vierbeinigen, die gute Laune verderben! Wie vergnügt waren wir doch zuvor, wie reizend unser Wandern durch Berg und Thal! Ah . . . sieh einmal diesen Tannenhut! Die sieht wirklich schon heimwärts blicken, und wenn die den Führer wiminmmt, kommen wir auf Richtwegen im Handumdrehen auf die Wartburg!“

Wieder wanderten sie durch die zauberhafte Stille des Hochwaldes. Felsen bauten sich auf, und Abgründe gähnten zur Seite, die und da öffneten sich die romantischen Naturenaussichten und gewährten einen Blick auf die schönste und interessanteste aller Burgen, deren Anblick den Herz der Damen höher schlagen ließ. Frau Dora und Rose schritten rüstig voraus. Herr v. Weiten folgte mit dem Führer und schimpfte nur dann zuzeit, wenn dieser voll großer Lebhaftigkeit und Beredsamkeit allerhand Schnurren oder interessante Erlebnisse erzählte.

Seine hohe Stimme hallte zu den Damen hinüber, welche meist schweigsam, in entzücktem Genießen aller Herrlichkeit, Arm in Arm dahinwandelten.

Rose war nachdenklich. Der freche Nachtigallsänger kam ihr nicht aus dem Sinn. Wie dotte er eigentlich ausgesehen? In ihrem Schreck und Aerger hatte sie ihn kaum angeschaut. Nur flüchtig, und doch war es ihr gewesen, als ob er recht hübsch gewesen sei. Ein unverschämtes Gesicht, mit blitzenden Augen, einem impertinenten Lachen und großen, greifwerten Zähnen unter dem Schnurrbart, wie ein Russknacker. Sicherlich ein Student, aber was für ein schlimmer! Die Nächte durchwollen, Bier trinken, junge Damen ärgern — pfui! Rose war den Männern noch nie genug so gründlich abhold gewesen als in diesen Augenblick.

Horch, ein Rudel Wild scheint durch den Tann zu ziehen. Auch Papa und Willi, der Fremdenführer, bleiben stehen und lauschen. Letzterer drückt den Hut weit über beiden Ohren tiefer in die Stirn, sein borstiger Schnurrbart zittert ganz eigentümlich, wie unter verhaltenem Lachen.

„Das müssen Hirsche sein, gnädiger Herr!“ sagt er, „ich spanne gelassig den Bogen! Lassen Sie uns stillstehn und anpassen, derweil verpuffen sich die Hirschsolten ein wenig. Das Marschieren ist bei der Hitze ein feuer Stück Arbeit, und der gnädige Herr ist es nicht gewohnt. Eine Blase sitzt schon am Fuß! Ja, das glaub' ich, da ist's ein verteufelter Fortkommen! Da kann man schon das Wasse vom Himmel herunter saufen!“

„Und nicht mehr als recht zu haben!“ grollte der Major in voller Gewitterstimmung; „solch einen Hirsch saufen, ja, das wäre eine Reitung! Pst . . . das galoppiert ja heran wie die wilde Jagd! Jeyt . . . bort den Schwalbe! Jemine! . . . Ah . . . Pst und Schwefel! Eitreiter!“ Doch letzte Wort klang wie ein Schwerzenschrei.

Drei Herren galoppierten heran, junge, stolze Burschen, die kreidenweißen weißen Strohhüte weit im Nacken, die Gesichter lachend und urstlos.

„Servus, meine Herrschaften! Servus!“ lachten sie im Vorüberjagen. „Fremder Spaziergang, in zwanzig Minuten sind wir auf der Wartburg!“

Klang das nicht wie Hohn für den schweißgebadeten Herrn v. Weiten, welcher sich keuchend und stöhnend hergab schleppte?

Jetzt buhen die Reiter die Damen erreicht. Sie grüßen und schwenken die Hüte, und dann . . . Schad Millionen, was soll das bedeuten? Blumen! Blumensträuße werfen sie den Damen zu! Und nun lachen und singen sie:

Rachtigall, Rachtigall,
Grüß dich deiner Gliebsten Schatz . . .!

Hab rückwärts gewandt, sie sitzen sie im Sattel und winken und lachen, bis die Tannen sie den Blicken entziehen.

„Solch eine gottvergessene Frechheit!“ schimpft der Major, kochend vor Aerger. „Fremde, Rose! Sehr gut, mein Mädel, hebe die Blumen nicht auf, sondern stößt sie verächtlich mit dem Fuß beiseite. Aergert sich auch, sieht im ganzen Gesichchen aus wie Purpur!“

„O, und es waren so schöne Blumen!“ bedauert der Fremdenführer.

Weiten fauert ihn überrascht an. „Woher wissen Sie denn das?!“

Willi macht ein unendlich harmloses Gesicht. „Weil ich sie selber zum Teil gestückt habe und am Hirschhein selbst, gnädiger Herr! Da haben sie mir die jungen Herren abgebaten. Ein dickes Bückchen! Sie kommen aus Kulda, wo sie die Nacht logiert haben. Grundsätzlich, wie mußten sie unterwegs gegessen haben! Junger Bunschen! Und nun ihren sie sein benuem im Sattel und lassen sich auf die Wartburg tragen!“

„Aus Kulda?“ wiederholt der Major gedehnt und sieht noch viel röter aus; „e, da soll doch . . . da schlag' doch ein . . . hm . . . also die! Also die waren es! Schade, habe sie gar nicht recht angesehen, die wer . . .“ Und da sie just an die Stelle kamen, wo die Blumen noch auf der Erde lagen, stampfte er hoherrlich auf die armen Sträußchen ein.

Willi aber schmaubte sich die Nase und stieß recht eigentartige Töne dabei aus.

Nun man an Ihrem Platz wäre, Weiten sein Wort wehte, aber er gestikulierte so heftig und ingrimmig vor sich hin, als sie er zu Gericht über drei Missetäter, welche ihn in einem halben Tage mehr geärgert als alle seine Untaten während seines halben Lebens.

Endlich, endlich auf der Wartburg!

Doch erste Wort des Majors an den Restaurateur ist die Frage, ob er heute nacht hier logieren kann. Ein glücklicher Zufall ermöglicht es, auch zum erstenmal geht es wieder wie ein Sonnenstrahl über die gerunzelte Stirn des alten Herrn.

Keine Besichtigung der Burg, kein unnützer Schritt mehr! Nur ganz still und behaglich auf der Plattform sitzen, tüchtig essen und trinken und dann erst der landschaftlichen Pracht und Schönheit fred werden, welche wie ein Glück Heimland zu seinen Füßen liegt.

Möglichst abseits und unbehelligt haben sich die drei wegemüden Wanderer niedergelegt. Es war eine viel zu strumme Leitung; selbst die Damen, welche so vorzüglich und unermüdlich zu Fuß sind, spüren den Weg von Kulda bis zur Wartburg in allen Gliedern.

(Fortsetzung folgt).

Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar †.

Noch war der Jubel der Kaiser Wilhelm-Gedenkfeier nicht verhallt, da kam aus der berühmten Musenstadt an der Ilm eine erschütternde Trauerkunde: einem Dreiklänge erlag am Abend des 23. März plötzlich die Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar, Gemahlin des regierenden Großherzogs Karl Alexander. Obwohl eine Auslandreise zum Geburt, war die edle Frau auf unserem vaterländischen Boden doch völlig zur Deutschen geworden, und wie je den Großherzogtum Sachsen eine treue, wo-

Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar.

sorgende Landesmutter wurde, so erhielt sie für das gesamte Deutschland eine hohe Bedeutung durch die Verehrung, die sie sich um unsere Literatur erwarb. Noch wie haben das Leben und Wirken der hohen Frau in den letzten Jahren wiederholt gewürdigt — so im Oktober 1892 gelegentlich ihrer goldenen Hochzeit und im Sommer 1896 bei der Enthüllung des Goethe-Schiller-Denkmals — und bleiben uns lebhaft, indem wir auf jene Nummern verweisen (Nr. 53 des 68. und Nr. 43 des 76. Bandes), mit einem kurzen Lebenslauf begnügen. Die Prinzessin Wilhelmine Marie Sophie Luise entstieg am 8. April 1824 im Haag das Licht der Welt, als Tochter des Königs Wilhelm II. der Niederlande und seiner Gemahlin Helene Paulowna, einer Tochter des Zaren Paul I. von Rußland. Ihre Vermählung mit dem damaligen Erbgroßherzog Karl Alexander von Weimar erfolgte am 8. Oktober 1842 im Haag. Ihrem Gemahl, der im Juni 1853 zur Regierung gelangte, schenkte sie einen Sohn, den Erbgroßherzog Karl August, der schon 1894 starb, und zwei Töchter, die Prinzessinnen Maria (vermählt mit dem Prinzen Heinrich VII. von Reuß-Schleiz-Köstritz) und Elisabeth (vermählt mit dem Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin). Ihr Enkel, der heutige Erbgroßherzog Wilhelm Ernst, ist am 10. Juni 1876 geboren.

Von dem Tage an, da die damalige Erbgroßherzogin Sophie deutschen Boden betrat, suchte sie mit Liebe und Eifer sich mit dem Geiste der neuen Heimat vertraut zu machen, und der klassischen Literaturen von Alt-Athen haben in ihr stets eine freundliche Pflegerin. Zu Goethe und Walter von Goethe an, der letzte männliche Nachkomme des Dichterheroen, welcher der hohen Frau die kostbaren Schätze seines unsterblichen Großvaters als einen „Bennei tief empfundenen, tief begründeten Vertrauens“ vermachte. In wie hohem Grade die Großherzogin Sophie dieser Vertrauen gerechtfertigt hat, ist weltbekannt, denn weit über Deutschlands Grenzen erstreckt der Ruhm des Goethe-Schiller-Archivs, die seinen wichtige Ausstattung ihr edle Frau nicht minder große Opfer brachte als für die auf dem neuesten Stande der Goethe-Forschung beruhenden Renherausgabe der Werke des Altmeisters. Ein ehrenvolles Andenken, weit über das Grab hinaus, sichert der Verewigten!

Dr. L.

Digitized by Google

Die höchsten Chargen der deutschen Reichskriegsmarine.

Die jüngsten Reichstagsverhandlungen haben sich lebhaft mit der deutschen Kriegsmarine beschäftigt, und damit wurde auch die allgemeine Aufmerksamkeit auf diejenigen Personen gelenkt, welche an der Spitze der deutschen Seemacht und ihrer Verwaltung stehen. Wir geben hier unter Beifügung einiger biographischen Notizen die Bildnisse dieser Männer. Staatssekretär Admiral Friedrich Hollmann, der Chef des Reichsmarine-Amts, ist am 19. Januar 1842 in Berlin geboren. Mit jüngeren Jahren trat er in die preußische Marine ein und wurde 1866 Kapitänlieutenant. 1874 zum Korvettenkapitän befördert, war er mehrere Jahre Vorstand der Zentralabtheilung der kaiserlichen Admiralität. In den Jahren 1877—1878 befehligte er das Schiffsjungenschulschiff „Mosquito", wurde 1881 als Kapitän zur See auf den ostasiatischen Stations- sodann als Kommandeur einer Matrosendivision und als Chef des Stabes der Admiralität verwendet. 1888 zum Konter-Admiral befördert, übernahm er zwei Jahre darauf als Staatssekretär das Marine-Amt die Leitung der Verwaltungsangelegenheiten der deutschen Kriegsflotte und erhielt später den Admiralstitel.

Staatssekretär Admiral Hollmann.

Admiral Freiherr von Senden-Bibran.

Admiral Freiherr von Senden-Bibran, Admiral à la suite des Kaisers und Chef des Marinekabinetts, ist am 25. Juli 1847 in Neisse in Niederschlesien geboren. Er trat 1862 in die preußische Marine ein, wurde 1867 Marinekavallerist zur See und war 1870—1871 Kommandant eines der drei Defensionsgenommenen französischen Flußkanonenboote. Nachdem er als Kommandant des Kanonenbootes „Kormoran" weite Reisen und während der Jahre 1881—1883 eine Zeitlang um die Welt unternommen hatte, wurde er in wichtigen Kommandos auf dem Lande verwendet. Als Panzerschiffskommandant machte er 1888 die Reisen des Kaisers Wilhelm II. um die nordischen Höfe mit, wurde Ende desselben Jahres zum Flügeladjutanten und bald darauf zum Chef des Marinekabinetts ernannt.

Admiral Knorr.

Admiral Knorr, der Chef des Hydrographischen Amtes im Marineministerium, war 1876—1881 Oberwerftoffizier in Wilhelmshaven, dann Chef des Stabes der Marine und wurde 1885 Konter-Admiral. Als Chef des Geschwaders in Westafrika unterdrückte er 1885 den Aufruhr in Kamerun. Im Februar 1889 wurde er zum Vize-Admiral und Chef der Manövrirstation der Ostsee, 1893 zum Admiral und im Mai 1895 zum kommandirenden Admiral der Reichsflotte ernannt. — Gustav Freiherr von Senden-Bibran, Admiral à la suite des Kaisers und Chef des Marinekabinetts, ist am 25. Juli 1847 in Neisse in Niederschlesien geboren. Er trat 1862 in die preußische Marine ein, wurde 1867 Marinekavallerist zur See und war 1870—1871 Kommandant eines der drei Defensionsgenommenen französischen Flußkanonenboote. Nachdem er als Kommandant des Kanonenbootes „Kormoran" weite Reisen und während der Jahre 1881—1883 eine Zeitlang um die Welt unternommen hatte, wurde er in wichtigen Kommandos auf dem Lande verwendet. Als Panzerschiffskommandant machte er 1888 die Reisen des Kaisers Wilhelm II. um die nordischen Höfe mit, wurde Ende desselben Jahres zum Flügeladjutanten und bald darauf zum Chef des Marinekabinetts ernannt.

Für müßige Stunden.

Ausfüllrätsel.

Handlung	ne	Stadt.
Jäger aus einer Oper R. Wagners	ta	Hellungsort.
Blasinstrument	ba	Berg.
Baum	pe	Staat.
Stadt	va	Gefäß.
Ort, durch Verbrechen berühmt	hof	Amt.
Lustspielschrift	so	Meter.
Fluß	ar	Meerbeg
Stadt	le	Ton.
Frauenerscheinung	he	Fisch.
Gemicht	la	Stadt.
Fluß	ne	Königl. Titel.
Waffenschmied	ku	Gewicht.
Stadt	ko	Museum.
Fluß	eo	Name.

Die ferner Fehler in obiger Figur sind derart mit Zeilen auszufüllen, daß jede und zwölf Wörter entstehen, die den Laufe und zehn angedeuteten Beziehungen entsprechen. Die Endzeile der Wörter liefert sein Fest der Jugendfreude der Wörter neben sein. Die Anfangsbuchstaben der einzelnen gefundenen Wörter lesen, nennt die Gedenktafeln des Mittels enthält ergeben, sinnerlesen geben, eine Zeile auch einen Gedicht von Karl Gerok.

Hymonym.

Was manchem Bürgermeister wohl
Viel Kopfzerbrechen macht,
Meint auch die Reinigung der Stadt
Es sorgsam sich bedacht.

Das bringt der Lette Staatin,
Den Schlingen in den Hand,
Wenn sogleich auf Werkes er steht,
Im Kampf fest zu stand.

J. M.

Oktavi-Rätsel.

Silbenrätsel.

Wenn die 3 zurück gewiesen,
Kommt's an im Schwimmen,
Kannst auch andernfalls sie lesen,
Hebst von Anfang du auch gerne,
Es verzehrt an vorher Welt
Kleine Tiere, wie sie nicht will.

Zwei 3 sind auch verwendet,
Wo ein Jäger Wild erblickt,
Und den trocken Pfad der Jugend
Und der Bursch leichte findt du auch,
Stehe hier von Hand zu Hand,
Niemand sich der mit dem Gewand.

Setzen wirst du's gerne haben,
Wenn das Wasser kommt steigt,
Bitte's den Zeichen klarerem Hören,
Wirst's am jeder Vollzeit hat,
Um so weiter als es spricht,
Wo man gerne Wichtigkeit.

M. K.

Porträtsel.

Häufig da wie glänzenden Ding ein Zeichen der Klage an, wenn' ich Gesetzt zur getrosteren Zeit, da sich war Berden hegab;
Anderen Weibsnot thu ver, je mannt' ich zum „wenigen" Tier mich.
Wie mich der eine erfreut, bist mich der andere betrübt.

Vertauschungsrätsel.

Zeitmaß — Ziel — Norma — Beleg — Komfort — Rath — Beet — Fuß — Kugel.

Obenstehende Wörter sind durch Anfügung anderer Anlaute- und Endbuchstaben zu neuen Benennungen umzuwandeln. Die richtig gefundenen anderen Letteren ergeben, von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 440:

Des Kreuzrätsels. Die Punkte durch Buchstaben ersetzt, ergeben den Deutschen Spruch:

Das Schönste, was uns widerfährt,
Das werden wir von Tag zu Tag gewahr,
Was in dem Sichern Haus sich,
Dem geht das Herz nicht allzu nah,
Und wer im Haus sein das Morgen,
Der kann sich ruhen, auch nicht sorgen.

Der zweifelhaften Charade: Geiergram.

Des magischen Kreuzes:

1. Rennbuer	2. Jacobi	3. Passalo	4. Mylado
Pattige	Gaudeer	Lotmo	Lotmo
Bergschung	Lebmm	Lobergart	Dynamat

Des Schach-Zahlrätsels: Rede, Reiter.

Des Silbenrätsels: Tondichter.

Schachbriefwechsel.

№ 3. in Hamburg. Ihr Problem ist Nr. 19 J. Kal—b4 nicht am gezogen 1) Tb4—c6 hb. bei oder b6Xg8.

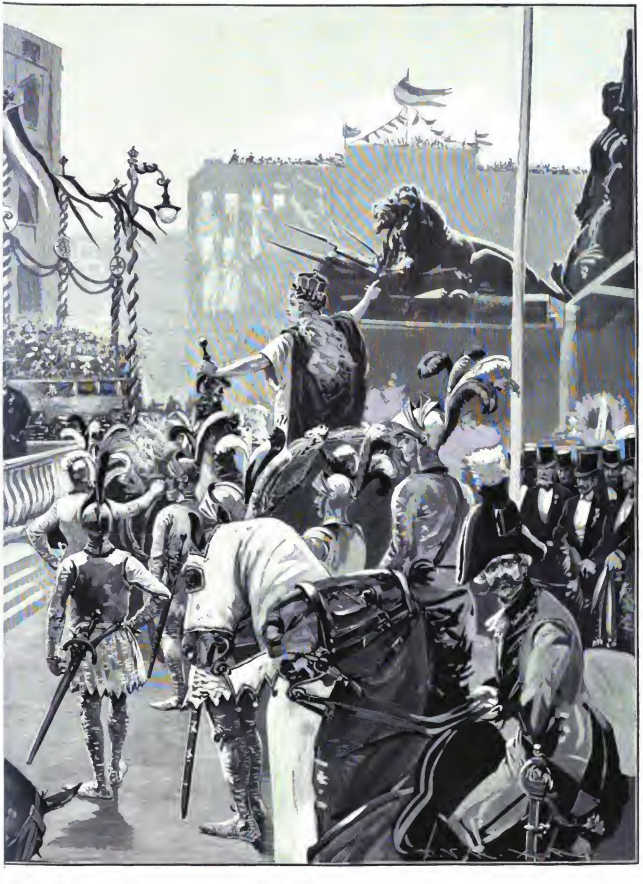
C. in Lorrach. Ihre gewünschte Verbesserung der Verbindung 1. Lb6—c7 (Nr. nicht, denn wenn Bxc7 letzte je Zahre am gezogen 2. Tb4—b8 beziehungsweise 2. ... g8—g7. 2. Tb4—d4 gut Matt. Doch ist also dennoch nicht unbedingt.

P. B. in Triest. In der Stellung des schwarzen Feld, der noch die Möglichkeit hatte, in 20 Zügen 2. Tg3—h3 mit Dg5—h4 Tf4 —e7 oder 2. ... Dg5—h4 Tf4—e7 oder 2. ... Dg5—h4 Tf4—e7 oder 2. ... Dg5—h4 Tf4—

Vom Bürgerfestzuge in Berlin, 23. März: Die Anlp

Ausstellage zu „Ueber Land und Meer" 1897. Nr. 29.

Digitized by Google



he der Germania. Originalzeichnung von Adolf Wald.

Digitized by Google

78. Band
Neunundsiebzigster Jahrgang.
Oktober 1896—1897.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 M. 50 Pfg.
mit Post-Aufschlag 3 M. 75 Pfg.
Redakteur
Ernst Schubert in Stuttgart.

Quitt!

Roman von

Johannes Richard zur Megede.

XIII.

Erst spät am Vormittag erwachte die Comtesse nach einem traumlosen Schlafe. Der Anblick zeigte zur Abwechslung ein liebenswürdiges Gesicht. Die Sperlinge anketten liebestoll in den Dachrinnen, die Luft war hellblau, weich, und von den Federn klang bis in den Hof das Peitschenknallen und Pfeifen der pflügenden Knechte. Vom Nebel keine Spur mehr. Der Comtesse kam das Gestern wie ein dummer, häßlicher Traum vor. Sie fühlte sich wieder frisch, jung, hochmüthig. Im Ehzimmer hielt der Graf ihr als Frühstückunterhaltung eine feierliche Standrede. Er kam eben aus der Wirthschaft und brachte eine ganze Wolke von frischer Luft und frühigem Hochgeruch in das etwas heiße Zimmer.

„Du, werde endlich mal verständig, Miezi! So schlimm, wie Gottfried mir die Sache erzählt, wird's wohl nicht gewesen sein; das war immer ein Hasenfuß. Aber auch so ist's noch fatal. Die Klatschgesellschaft kriegt vier Wochen den Mund nicht zu . . . die Wilmsen . . . natürlich die Wilmsen! Als wenn ich's höre! Der Feriberr ist doch sonst ein ruhiger, verständiger Mensch — aber natürlich hat ihr ihn so infam provoziert, du zu allererst, daß er gar nicht anders konnte . . . also nun ist die Sache abgemacht. Schreib habt ihr wenigstens gesteigt! Doch, Miezi, Miezi, du machst deinem alten Vater viele Sorgen!"

Sie fiel dem Grafen um den Hals. „Du hast mich lange nicht genug gescholten, du guter Papa! Gottfried übertreibt nicht. Es war wirklich ernst, so ernst, wie ich noch nie etwas erlebt habe." Darauf zog der Alte die wirren, buschigen Brauen zusammen und zähnerte sich.

Auf dem weichen Sande der Vorfahrt klang leichter Pferdehuf, ein Reiter in grauem Sammetanzug und adeligem Hut schwang sich aus dem Sattel. Es war Dorstedt. Der Graf trat ans Fenster: „Du hast natürlich auf deinem Gute auch nichts andres zu thun, als vormittags Visiten zu reiten! Ja, diese jungen Landwirte von heute . . . ich mach' mich davon. Luß du die eine halbe Stunde von ihm Süßholz vorraspeln, Miezi!" Und die Comtesse hörte noch, wie die Herren sich im Flur begrüßten: „Ah, Herr Graf! Comtesse wohl? Ich habe einen Auftrag von meiner Schwester . . . bitte um Verzeihung wegen des Anzuges — nur Geschäftsreminiszenz heute."

„Na, wie steht's bei Ihnen mit der Wirthschaft? Wann werden Sie das Vieh auszäunen?"

Nach Zeichnungen der Fahrten und Einladungen zum Festbankett Entwurf von

Die Kaiser Wilhelm-Hundertjahrfeier in Berlin.

Digitized by Google

Der Dandy lächelte: „Da müssen Sie schon meinen Inspektor fragen, Herr Graf. Im übrigen — schlecht sieht's natürlich. Keine Preise, keine Preise! Der Weizen fünf Mark! Ist das nicht ein Skandal!! Aber die Remonten schlagen ein. Ich habe sechs dunkelbraune, bildschöne Luders! Werde sie mir wohl selbst zur Jagde behalten — als Remonten viel zu schade! — Apfelsaft soll sein blauen Wunder an mir erleben."

„Na, da leien Sie vorsichtig! Das ist ein Exzellion nub Pferdeschneider. In Sassen wird gepfuscht und gefuhrwerkt, und man so in Verzweifelung ist. Und bei der Vorstellung vor der Remontekommission da gehen die Dinger wie auf Draht, und kein Schinder wieder zu erkennen! Er kannte mir mal acht Tage vor dem Markt so 'n ‚hochherrlich' gewordenen Fuhrmann ab. Wickler Nacken, vorn ausgeschnitten — ich wollte ihn schon ins Gespann schneiden. Und er drückte ganz gehörig auf den Preis, mein Herr Resse. Dann kam ich zum Markt nach Sassen. Da sprang der Gaul vor mir 'rum ... einen Halsaufsatz, einen Nacken, und vorn 'nuns wie der Teufel! Einmal an Generol vorbei, und da rief der auch schon: ‚Gut! Schreiben Sie auf, Herr Lieutenant: Gardeklon, Chargenpferd.' An meinem Schwarzbraunen allein hat er soll tausend Mark verdient. Die Stummifion kannte ihm nichts! Stick ab, und der Vorführende sagte: ‚Doch wirklich brillantes Material, Herr v. Raufeld!'"

„Und brillante Remontezigarren!" fügte höhnisch der Dandy hinzu. „Was natürlich die Herren um mifsranisch machi."

„Sie verzeihen mir, lieber Doerfeldt, muß unbedingt auch 'mal in die Wirtschaft. Miese ist im Schjimmer, gehen Sie doch gleich weiter!"

Die Comteffe hörte noch, wie der Dandy die Hacken zusammenschlug: „Herr Graf, bitte sehr, Herr Graf, bitte!" Dann sand er vor ihr.

Sie empfing ihn mit der vornehmen Höflichkeit, die ihr nie versagte, wenn ihr tiefes Herz nicht erregt war. Der Bauzereiter schien ihr unbedeutend; aber nur so lange, als er ihr die Hand küßte. Dann schnarrte er wieder selbstbewußt: „Gestatiere unterthänigst, gnädigste Comteffe, etsenn 'mal zum brillanten Remontezitim, so frisch, Hut ab davor!.... Unser Anna liegt seit gestern in Weinkrämpfen. Und gestern Abend: Hau wec ein Sonderstückchen! Wenn ich mir's überlege: ganz nüchtern kann ich nicht gewesen sein. — Jedenfalls: die Crisso haben gesiegt, und meine Vorderreihe haben sich in die Hinterreihe zurückgezogen. Es ist doch ein brutaler Kerl, dieser Lojo! Pferde auspumpen versteht er, das muß ihm der Neid lassen. Er habe ja gelegt auf Menschi, wenn sein Hals und der sind wertvollere Güter — anderer" — der Dandy sieß respektvoll das Monocle sallen und verbeugte sich vor der Comteffe — „keinen Pfifferling wert ist. Und der Raufeld unterstützt auch noch so etwas aus reiner Malice!"

Die Comteffe konnte sich eines spöttischen Lächelns nicht erwehren. „Und wer brach den Pakt zuerst, Herr v. Doerfeldt? Wer galoppierte zuerst? O, ich weiß ganz genau!"

Dann wurde sie ernst. „Sie reden sich in die Aufregung hinein gegen einen Unschuldigen. Der Freiherr v. Lojo galoppierte erst, als ich's befahl. Also wenn Sie jemand verantwortlich machen wollen — hier bin ich! Doch Lojo lassen Sie aus dem Spiel .... ich liebe ihn gar nicht, aber als Kapitän zum ehrsamen hat er doch gehandelt. Seien wir mal ehrlich: es war eine kolossale Thorheit, und schuldig sind Sie und ich allein."

Der Dandy stöhnte schwer. „Nun kommen Sie auch noch, Comteffe! Ich hab' Lojo Thorn, bei mir zu Hause ist die reine Hölle. Meine Mutter hat den Mund von drei Uhr morgens noch nicht zugekriegt und geredet ... geredet! Was wird zu ganz tolt! Da soll ich nicht in's Zigarren gehen, seine Bonne machen sehen, keine trinken. — Und dann ist nämlich leit gestern das neueste Steckenpferd meiner Frau Mama: da soll ich vor allem den originellen Herrn v. Lojo, den liebenswürdigen Freund Onkels v. Raufeld-Sassen, wie ein Wanderstier behandeln. Dieser verrunzichte Doktor! Anna detzam auch ihr Teil, aber die saut sein 'rum. Die heulte immer nur. Da ging mir die Aeberei beim auch über den Spaß, und ich sagte: ‚Laß mich doch mit den beiden Kerls zufrieden, Mama! Prinz Jack heiratet eure Anna ja doch nicht!' ... Verzeihen Sie, Comteffe, wenn ich etwas viel gesagt habe, aber wir sind zusammen grad geworden, und ich muß ab und zu jemand haben, den ich mein Herz ausschütten kann. Aber kaum hatte ich das heraus, da bekam meine Mutter auf einmal einen Hysterikanfall: ‚Anna, höre nicht auf diesen verlorenen Menschen!' Und dann weinten sie beide. Weswegen soll ich eigentlich verloren sein? Weil ich oft und zu mal leichtsinnig gewesen bin? Aber ich weiß, worauf das geht. Sie können mich, meinetwegen mögen sie's auch wissen! Ja gewiß, ich habe trog aller meiner Leichtfertigkeiten doch nur Interesse für eine einzige; die kann ich nicht heiraten, und deswegen heirate ich eben gar nicht."

„Herr v. Doerfeldt," sagte die Comteffe mit einer sast mütterlichen Wärme, „Sie sind wirklich etwas aufgeregt. Ich brauche das ja alles nicht zu wissen."

Darauf machte der Dandy, der gar nicht mehr bandwohlig wußte, eine sür Minuten auch Schweiser sehr wenig schmeichelhafte Charakterzeugung: „Ach bei Ihr mir ist Ihnen doch wohl nichts. Mutter that ist Majorat, alle viel zu wollen ist nicht für Anna. Wenn ihre süße Anna erst mal Frau v. Raufeld-Sassen ist, dann ist sie ja versorgt, wir auch zu den Pferden die schärfste Konkurrenz machen — bis zur Pleite, wenn's irgend möglich. Und derlag' ich mich eima, dann heißt es halt Hadeland: ‚Du dummer Junge, warum wirfst du dich in Sachen, von denen du nichts verstehst.'" Der Dandy hatte sich in eine solche Aufregung hineingeredet, daß er den Auftrag der Schweser ganz vergaß, nämlich daß man die ganze Hochzeitsgesellschaft entschwinden wolle. Es war durchaus diplomatisch, wie alles, was die Doerfeldtchen Damen thaten. Kurz darauf verabschiedete sich der Sohn, ernüchtert, beschämt. Mißmutsgefühle hatten ihn sicherlich nicht immer tat Noktam sind, und erkennen sich selbst daran, daß sie sich ohne Kostüm im Spiegel erblicken.

Marie schwieg über die ganze Unterredung, aber sie war bei Tische sehr nachdenklich.

*

Am Nachmittag ging die Comteffe mit dem Vater durch die Felder. Eine linde Luft wehte. Aus dem Erlenbusch klang heiter Lust, und die braunen Spitzen der Apfelbäume am Wege bedeuten sich im Sonnenlicht. Und eine milde, freundliche Sonne lächelte über den bunten, englischen Sommergarten. Der Greisbalsam, den sie in der Luft. Man sah es den Kräutern an, die beschädigt die Furche nach Vegetation abstachen, dann plötzlich stehen blieben, die Flügel reckten und den Freudchen zur Lebenssreude. Nun begann die Sonne hinter die Rodenwälder zu sinken, und kalter Wind brach aus dem Wolde wie aus einem Hinterhalte hervor. „Das Wetter ist's nach Sturm," sagte der Graf, „Wenn nur nur jetzt keine Nachtfröste bekommen!" Und sie gingen schneller nach Hause, vorbei an den wohlgeschützten Gehsomen, die gemächlich die Braden nachschleiften. Der Kutscher sandte mit der Peitsche. Ein Zunge schrie in grellichen Tönen, aber ganz selbstvergessen, ein Fröhlingslied, so daß der Graf ihm auf die Schulter klopfte: „Du hast also der erste Singvogel. Schön ist's nicht, aber gut gemeint." Darauf verzog der Knecht, der daneben ritt, das Gesicht zu einem breiten Grinsen, und der junge Sänger stockte die ganze Faust in den Mund. Als sie zu Hause ankamen, hatte es ihn, in langen, hallenden Schlägen die Feierabendglocke. Die Comteffe sah sich noch einmal nat. Ein wohnmütiger Sonnenblick gleitete vom Wald herüber, der leute, braun die gelben Stoppeln in Nacht hüllten. Marie ging rasch in ihr Boudoir und hielt die Finger, um sich zu wärmen, an den Musikka-Ofen. „Wenn Arthur doch käme," sagte sie halblaut.

Da hob ein sehr schwaches Geräusch lautlos aus ihrem Fauteuil, ein Arm schlang sich geschmeidig um der Comteffe seinen Nacken. Sie sachte zusammen, wollte aufschreien; ein Paar schwale Männerlippen schlossen sie den Mund, und eine zerstörte Stimme flüsterte: „Du hast nur zu befehlen, Schatz, und ich bin da!" Es war Arthur v. Gumpesch.

Sie erwiderte nichts. Sie lehnte ihn nur immer wieder mit leidenschaft, dann zog sie ihn ans Fenster: „Ich habe dich ja so lange nicht gesehen, du lieber, lieber Arthur. Bist du auch der alte noch? Hast du mich nicht verändert? Komm, klingele dem Diener lieber nach Licht! Ich will dein Gesicht genau studieren können. Vielleicht, daß ich dein Gesicht danach! ganz vergessen habe, Schatz? O, ich werde alt, wirklich alt!"

Sie wollte auf den elektrischen Knopf drücken, er hielt ihre Hand zurück: „Gerade auf die Dämmerstunde mit dir habe ich mich gefreut. Komm auf den Fauteuil hier, wir haben heute Platz. Ich trage dich hin, erlaubt mir's! Und nun erzähle mir ganz leise, wie's dir ergangen ist." Er stützte die Hand seitige Ohr, die Hände, bei aller Glut doch der Mann von seinem Takt. „Wie ich das entbehrt habe — den Duft deines Haares!" — Darauf erzählte sie sich ihm ganz ganz Kindlichkeit und Wichtigkeit Verliebter, die der Weise nie begreifen wird.

„Da hast das Telegramm nicht bekommen, Schätzchen? Dieser Stationsvorsteher in Ochsau!"

„Aber erzähl mir ordentlich, Arthur, genau ... wie gemacht noch. Also den Fürsterern wird es sehr leid thun, wenn ich nicht zum Ball komme'.... Weißt du, daß sich Hoffe gestern ganz klandestine benommen hat, in einer Weise gegen die Regierung Front gemacht ... es fehlte nur noch, daß er sich selbst als Majestätsverbrechen Kandidaten für den Reichstag aufstellte!"

„Na, wenn auch das nicht ... es pfeift überhaupt jetzt ein Wind! Ich war mit so ein paar alten Bekannten aus der Garderegiment zusammen ... da wurde geschimpft ... Und die Kerls auch gleich: ‚Sie haben ja dort den Raufeld-Sassen, der ist unser Mann!' Hatte organisiert wirklich die Opposition bis aufs Messer. Ich sage es Dennen, daß sie ihm den ‚Bohnunter' wegen Unwürdigkeit abkabpfen."

Dann wird es wieder still. Man höre nur aus das leise Streicheln auf weicher Frauenwange ... dann einen Kuß ... noch einen. Ganzheit sämpfte sich und sahte seine Braut fester um die Taille.

Und was erzählt sich die Stadt von meinem Widerstand hier? Ein leichtsinnig getanes Wort meiner Frau mit seinem Lieben um's Gs ist mein bitterer Ernst. Und noch dazu mit diesem Lojo! Miese, mit diesem Lojo!

Einen Moment lang sie schwer atmend an seine Seite gelehnt. Plötzlich sprang sie mit einem jornigen Ausrufe auf: „Ich will den Namen nicht hören!"

Gumpesch sahte ergreift ihre Hand und zog die Widerstrebende an sich. Hat er ihr denn etwas gethan?

Und laut klang's zurück: „Der?"

„Nun also sprich mir über enthaltlich!"

Er war taten, denn ehe er noch etwas erwidern konnte, hatte sich die Comteffe an seine Brust geworfen und sprach mit bebender Stimme: „Sieh, Arthur, ich liebe dich, ich liebe dich ... und ich sühle ihn, hasse ihn ... das weißt du ja längst. Aber teil gestern scheint ihn ein, ich habe Angst vor ihm. Warum? Ich weiß es selbst nicht. Er hat mir nichts gethan — nicht!"

Gumpesch beugte sich auf ihren Kopf: „Sprich weiter!"

„Ich habe eine Bitte, sie ist unsinnig. Ich weiß es. — Ich will weg von hier — Arthur, mit dir! Mein Gefühl befiehlt mir's. Wenn du nun wieder beide unglücklich machst mit, nimm mich ... weg von hier!.... Er ist unser beider Todfeind, deiner wie meiner. Nicht den Körper, aber die Seele wird er uns töten. Mir kommt ein Gedanke. Du weißt meiner alten, so ist's ... denk doch an Papas Beziehungen bei Hofe."

Die leise freicheinde sagte er ruhig: „Und was befiehlt du denn?" Willst du vor der Kommandierte, unserem Bruder, fliehen, Gemeinschaft mit ausbieten — die kleine hochmütige Comteffe, die es nie verstehen wollte, daß die Majorsfrau mehr ist als sie, — und weiter? Hier sind wir frei, sind die Ersten in unserm Kreise; hier bot der Adel, den ich durch das ständige Grunde trage, noch einen Sinn."

Gumpesch schwieg. Draußen schlepptе schimpfend ein Wolfshund das Hofthier, welches es zur Strafe für nächtliche Jagdhoffnungen nun an Hofe trug, durch den Sand; ein Knecht im Stall spielte

Digitized by Google

Harmonika. Verschleiert klangen die Töne herüber. Jetzt benetzt der Mainlispel sich tiefer auf Maxels rosigen Ohr, und etwas verschmitzt, geyerig, klang sein heiseres Flüstern: „Hat der Schurke vielleicht etwas gelogen? Mein Bruder hatte oft auf dem Abortdach. Jetzt überträgt der Lump das natürlich hinterlistig auf mich. Sei ehrlich, Mieze! Er hat etwas gelogen, nicht wahr?“

„Er hat nie deinen Bruders Namen auch nur genannt, und keinen ein einzigen Mal. Aber oben, weiß er euch nie erwähnt! O, Arthur, Arthur, du aber willst du nicht zwischen den beiden leben?“

Vom Saale nebenan klangen Schritte, durch die angelehnte Thür drang Licht herein; es war der Diener, der die Lampen brachte. Sie waren beide auseinandergefahren. Als der Mann weg war, sahen sie sich an, sie lachen jedoch in ein intensiv-ernstes, geflissentes Gesicht. Gampesch fasste sich zuerst und sprach mit leisem Spotte: „Wie sind wechsle, Reichsgräfin, sehr nervös. Ich werde mit Papa sprechen, du weißt unbedingt etwas für sich hier.“

Sie atmete noch immer schwer, doch ihr Blick glitt jetzt müde, interessiert über die elegante Einrichtung ihres Zimmers, auch über den Brautstrauß hinweg. „Ich war eine Närrin.“ sagte sie tonlos.

„Du hast mich zu lieb,“ gab er galant zurück.

Nach Tisch hatte Gampesch eine lange ernste Unterredung mit dem Grafen unter vier Augen.

Die Gräfin blickte in den Wandspiegel an ihren Kopfputz und Nachtschlafen. — Sie stieß schrill, doch sie bemerkte es nicht. Dann kam der Vater allein zurück und sah sie belorgt an: „Arthur ist bis dahin ganz blind?“

„Im Gegenteil, ich war nie so wohl.“

Darauf klirrte der Alte ihr lange das Gesicht und streichelte sie: „Du hast heute Stunden . . . Ich denke, ich hab ganz ausgelebt. Mein Mädchen, als ich eure Hochzeit so lange hinausschob? Wenn's euch glücklich macht, heiratet morgen.“

Und sie sah auf das Standuhrchen an ihren Armbandungsschlaschenuhrchen — sie stieß schrill, doch sie bemerkte es nicht. Dann kam der Vater allein zurück und sah sie belorgt an: „Arthur ist bis dahin ganz blind?“

„Im Gegenteil, ich war nie so wohl.“

Darauf klirrte der Alte ihr lange das Gesicht und streichelte sie: „Du hast heute Stunden . . . Ich denke, ich hab ganz ausgelebt. Mein Mädchen, als ich eure Hochzeit so lange hinausschob? Wenn's euch glücklich macht, heiratet morgen.“

Doch sie auf das Standuhrchen sieben und stichelte weiter: „Es glupe nicht, Papa, schon wegen der Aussteuer . . . Im übrigen hast du recht, ich muß fort Aller werden und verständiger.“

Im jenen Tagen hatte das Brautpaar „Rauch“ von Tonzeugen gelesen, heute ebend las die Cosmetic es noch einmal. Als sie an die Stelle kam, wo Irina zum ersten Male gegt und zu Ulrowitsch sagt: „Sprich nur ein Wort, und ich werfe all die Männer weg und bleibe bei dir“ — krampfte sich ihr Herz zusammen. Ulrowitsch war Arthur, Irina sie. Sie las weiter und sprühte nach immer auf eine Stelle, wo sich die Liebenden wieder zu Tode küssten und leiden würden. Sie wußte, daß es niemals geschehen konnte.

XIV.

Nun war der Frühling wirklich da. Noch einen schwülen Gewitterschauer war es gekommen. Am Ring er wie ein heißgrüner Rauch über den Bäten im Wiesengrunde, dann schlüpfte er behend die Weidenruten entlang, über die Weiden, das Torfmoor; und endlich schmang er sich hoch über den Siegesbogen über dem Drehmer Park. Wie zarte weiße Wimpel wogte es von Gestrüpp, unter dem braunen Laub darunter schossen die blauen Leberblumen hervor, und an den grünen Weghängen duftete es ganz leise nach verborgenen Veilchen.

Die Cosmetic liebte die Blumen, und sie arbeitete mit dem alten Gärtner und vielen Torfleuten an einem Frühlingsstrauß von Krokus, Schneeblumen und Anrikeln. Dieses Jahr hatte sie zum Werrich Freilandblumenzucht gesetzt. Die langen, keuschigen Stengel mit pfeilartigem Gestalt hatten sich zu einem Siegesbanier über dem Drehmer Park. Wie zarte weiße Wimpel wogte es von Gestrüpp, unter dem braunen Laub darunter schossen die blauen Leberblumen hervor, und an den grünen Weghängen duftete es ganz leise nach verborgenen Veilchen.

Die Cosmetic liebte die Blumen, und sie arbeitete mit dem alten Gärtner und vielen Torfleuten an einem Frühlingsstrauß von Krokus, Schneeblumen und Anrikeln. Dieses Jahr hatte sie zum Werrich Freilandblumenzucht gesetzt. Die langen, keuschigen Stengel mit pfeilartigem Gestalt hatten sich zu einem Siegesbanier über dem Drehmer Park. Wie zarte weiße Wimpel wogte es von Gestrüpp, unter dem braunen Laub darunter schossen die blauen Leberblumen hervor, und an den grünen Weghängen duftete es ganz leise nach verborgenen Veilchen.

Die Cosmetic liebte die Blumen, und sie arbeitete mit dem alten Gärtner und vielen Torfleuten an einem Frühlingsstrauß von Krokus, Schneeblumen und Anrikeln. Dieses Jahr hatte sie zum Werrich Freilandblumenzucht gesetzt. Die langen, keuschigen Stengel mit pfeilartigem Gestalt hatten sich zu einem Siegesbanier über dem Drehmer Park. Wie zarte weiße Wimpel wogte es von Gestrüpp, unter dem braunen Laub darunter schossen die blauen Leberblumen hervor, und an den grünen Weghängen duftete es ganz leise nach verborgenen Veilchen.

Die Cosmetic liebte die Blumen, und sie arbeitete mit dem alten Gärtner und vielen Torfleuten an einem Frühlingsstrauß von Krokus, Schneeblumen und Anrikeln. Dieses Jahr hatte sie zum Werrich Freilandblumenzucht gesetzt. Die langen, keuschigen Stengel mit pfeilartigem Gestalt hatten sich zu einem Siegesbanier über dem Drehmer Park. Wie zarte weiße Wimpel wogte es von Gestrüpp, unter dem braunen Laub darunter schossen die blauen Leberblumen hervor, und an den grünen Weghängen duftete es ganz leise nach verborgenen Veilchen.

Die Cosmetic liebte die Blumen, und sie arbeitete mit dem alten Gärtner und vielen Torfleuten an einem Frühlingsstrauß von Krokus, Schneeblumen und Anrikeln. Dieses Jahr hatte sie zum Werrich Freilandblumenzucht gesetzt. Die langen, keuschigen Stengel mit pfeilartigem Gestalt hatten sich zu einem Siegesbanier über dem Drehmer Park. Wie zarte weiße Wimpel wogte es von Gestrüpp, unter dem braunen Laub darunter schossen die blauen Leberblumen hervor, und an den grünen Weghängen duftete es ganz leise nach verborgenen Veilchen.

Die Cosmetic liebte die Blumen, und sie arbeitete mit dem alten Gärtner und vielen Torfleuten an einem Frühlingsstrauß von Krokus, Schneeblumen und Anrikeln. Dieses Jahr hatte sie zum Werrich Freilandblumenzucht gesetzt. Die langen, keuschigen Stengel mit pfeilartigem Gestalt hatten sich zu einem Siegesbanier über dem Drehmer Park. Wie zarte weiße Wimpel wogte es von Gestrüpp, unter dem braunen Laub darunter schossen die blauen Leberblumen hervor, und an den grünen Weghängen duftete es ganz leise nach verborgenen Veilchen.

Die Cosmetic liebte die Blumen, und sie arbeitete mit dem alten Gärtner und vielen Torfleuten an einem Frühlingsstrauß von Krokus, Schneeblumen und Anrikeln. Dieses Jahr hatte sie zum Werrich Freilandblumenzucht gesetzt. Die langen, keuschigen Stengel mit pfeilartigem Gestalt hatten sich zu einem Siegesbanier über dem Drehmer Park. Wie zarte weiße Wimpel wogte es von Gestrüpp, unter dem braunen Laub darunter schossen die blauen Leberblumen hervor, und an den grünen Weghängen duftete es ganz leise nach verborgenen Veilchen.

Digitized by Google

Vor Stufen der Höfe vom Kaiser Wilhelm-Nationaldenkmal.

Photographie von Hahn & Koops, Potsdam.

Die Kaiser Wilhelm-Hundertjahrfeier in Berlin.

Digitized by Google

Das festliche Prunkzelt. In der Tafelhalle die historischen Gedenktafeln.

Nach der Enthüllung.

Vorbeizug der Abordnungen der Fürsten und ihrer Gäste.

Gruppe der Fürsten und Ehrengäste.

Originalaufnahmen von Ch. von Lafforn, Breslau.

Die Kaiser Wilhelm-Hundertjahrfeier in Berlin.

Digitized by Google

von einer so unwahrscheinlichen Komik, daß das Gesindel von einem unaussöhnlichen Gelächter wiederhallte und sich der Dandy die Thränen unter dem Monocle weg wischen mußte. Endlich sagte Rogbeth zuletzt: „Neulich war ich mit dem Kommandeurdenen zusammen — ich bin mit Sohn in Eisenach auf der Mittenkalkmeie gewesen — da ergählt' ich ihm so ganz en passant ein paar Anekdoten von unseren gemeinsamen Freunde. Heckte auch beschieden meine Angelegenheit ein. Wenn's dem Lette bei der Inspizierung des Kommandos gut geht, heißt ich nicht Sallo. Ich kalkuliere, daß es schon im Juli mit einem Regenschirm und einem Jagdhündchen unterläuft."

Die Gesellschaft saß lange friedlich in dies laute, klage Gespräch, das auch beim tollsten Scherze nie einen guten Zug zeigte. Wer ihn zum Feind hatte, der mochte sich kreuzigen und segnen. Aber konnte er auch wirklich ein Freund sein? — Nur Lolo wußte das, und der verriet nichts.

XV.

„Ertrag' ich's, oder ertrag' ich's nicht?" Sie hatte sich's schon unzählmal gefragt, da stand Frau im Damenkompe nebenan. Und jetzt fragte sie es sich immer wieder, während sie, die weiße Seiten gegen das kalte Gaslyzerfenster gedrückt, in die Frühlingsnachtluft hinausstarrte, die mit Duft und Laute mit Blatt so lebensvoreinig vorm herüberdrängte. Sie sah nicht das schwefelne Grün, die schwellende Jugendkraft der weiten Ebene, über die eine milde Sonne hinwegschaue — sie sah nur den blauen Rauch, der durch die schwere, drückenmorgerer Luft dahinwallte. Sie sah nur den Rauch! Die alte Maschine arbeitete mit rasselnder Lunge, die ausgeslarenen Räder zitterten stumpfend — und doch vernahm sie immer vom Nebenzimmer die bekannten, die geschätzten Stimmen. Sie verstand kein Wort, aber sie fing die Laute auf, die lachenden, ernsten, dahinsiehen. Sie thaten ihr alle weh. Auch die Stimme der Tantchen. Und er war doch nach der Bette, er, den sie heute in Kaiserberg zu einer Unterredung gebeten hatte. Es hatte lange gedauert, ehe sie sich dazu entschlossen. Das Mißtrauen, welches dem Bruder Hedwig gegenüber einmal eingeschmiegelt hatte, spielte dabei keine Rolle. Sie hatte sich darüber gerärgert, aber sie hatte es doch aufgehoben, wie gewisse Frauen alles verwahren, was ihrer Eitelkeit schmeichelt. Ernsthaft ließen sich solchen lächerlichen, sinnlich motivierten Rendezvous zu kommen, wie eine Tänzerin ins chambre separée oder wie ein verliebter Backfisch zum ersten Rendezvous, hatte sie sich doch nicht gedacht. Sie war eben nur das erlebene Mittel, das Mittel ihrer Anlagen und ihrer Erziehung. Martha Gellmann war sinnlich und schlau, verliebt und kalt. Wer sie haben wollte, mußte beiden Seiten ihres Wesens genügen. Daß in dieser seltsam gemischten Natur noch etwas Besseres schlummerte, etwas Edleres, Aufsteres, ahnte sie selbst nicht. Das eine war wußte sie, ihren Mann liebte sie nicht! Und konnte sie ihn lieben? Sie hatte es doch redlich versucht, Wochen, Monate, nachdem sie erkannt, daß sie nie in der Orchsauer Ecke hineinwachsen werde.

Es war noch nicht die schlechteste Zeit gewesen! Freundinnen aus Kaiserberg kamen, bewunne Freundinnen, die alles benunderten und die Tochter den Bankrotteure heimlich beneideten. Und da war in Martha die Lebensfreude schnell wieder erwacht. Sie rüstete sich als Gastgeberin, als wohlthätende Frau heiten beschränkten Gesichtskreis gegenüber, die kaum über die Mauern der Residenzfestung hinübergeschaut hatten, an das nahende Gouvernantenexamen mit Schrecken, an die Heirat als etwas ganz Fernes, Unbestimmtes dachten. Denen auch darin war die schöne Frau selbständig geworden: sie bewunderte die Schönen, Reichen, Klugen, strebte sie selbst zu nichts. Darum waren ihre Freundschaften immer rasch zuhoutierner Natur gewesen und stets oberflächlich. Jetzt freute sie sich ihrer Wahl. Freilich ging bauern war ihr dies zuweilen auch nicht. Wenn man die Stühle umgestellt hatte, der vom angeketteten Bullen freigiebend geschlichet, von den lieben Schafen aber in herzlicher Freundschaft geschieden war — wenn man die eigne neue Einrichtung genügend besprochen, den schönen Flügel, die grünen Plüschsessel, vereinigte man sich unter der traulich dämmernden Hängelampe im Wohnzimmer. Und da ging das Fragen los: „Aber mit wem verkehrt ihr hier nun eigentlich? Das ist doch die verschlafene Residenz, die feinen Bürgerlichen für Gottes Gerichtshof ansieht!" Es war ganz harmlos gefragt, und doch erriete die junge Frau im Anfang bis an den Hals.

Zumeilen profitierte auch der Gatte in einem Schankstetuhle von dieser gemütlichen Klatscherei. Der nahm den Mund gleich ganz voll: „Do ist der Freiherr v. Loja aus dem Hause Desseneheim, erzdicke Geldsäcke, die bei uns aus und ein — und dann die Doerstedts — der Konsulsonkel aus Sentenhagen — Man sieht sich nur bei den offiziellen Abfütterungen, aber da geht's hoch her. Magnaten haben wir noch ein paar Hesselere Bekannte: Rogfeld, genannt Prinz Lod. Den müssen Sie sehen! So was Arrogantes und Hochmütiges gibt es nicht wieder. Doch gegen uns, nicht wahr, Martha, ist er immer reizend?" Er zählte unverfroren die ganze Gegend auf. Als er auf die Militärs zu sprechen kam, warf ihm die junge Frau einen flehenden Blick zu. Das geniette ihn aber gar nicht, und er fuhr fort: „Neben Sie, die Männer hat aus die Stellung hier erst gewacht. Meine Frau ist ja mit der Marie schon von Jugend auf befreundet und in steter Briefwechsel. Ja freilich, wenn wir die nicht gehabt hätten! Denn in diese feudale Gesellschaft hineinzukommen, ist naturlich für einen bürgerlichen saloshal schwer."

Der schlaue Mann! Er wußte sich: „Nein, Otto, du überreichst doch wohl!" regelmäßig in der Krise drücken, und sie konnte nur immer wieder den bieten Mann mit den wässerigen Augen anlegen, der sie gefreit hatte, und sich fragen, was sie damals leg. Warum log er eigentlich? — Sie begriff es nicht, und im Schlafzimmer gab's dieses erregte Kußsprechen. Allmählich aber, und das ist der Fluch der Lüge und des Verstellens, hatte sie nicht ganz so schlimm, aber sie machte doch den einen Konfumann, den einzigen, der mit ihnen Jagdverkehr hielt, sichtsmäßig zum legitimen Besitzer von Drahtsehen. Die Lüge war ihr geläufig geworden, und sie die Bewährt so herb! Martha war eben jung, sie wollte noch etwas vom Leben und täuschte sich gern über eine ihr Wirklichkeit hinweg. Was war die Zeit, wo sie für sich nur empfinden wollte — wie eben gemeinsamer Mahl, gemeinsames Vergehen verbindet. Und es setze in einem Winkel ihres Herzens die Stimme, daß Ihr Mann sich doch noch einmal lieben, daß die Sonne der Vornehmheit, des Vergnügens, des erlaubten Leichtsinns auch ihr einmal strahlen würde — freilich voller besseren Wissen.

Damals hatte sie einen plötzlichen Streich. Eigentlich war Gellmann selbst daran schuld, der von einer Stabsfahrt recht illuminiert heimkehrte, und nachdem er unter Lang von Rogfeld und Lolo und einem Dutzend andern goldenen Damenkarte erzählt hatte, plötzlich meinte: „Du, Mortschen, wir müssen doch auch mal an eine große Abfütterung denken . . . so allen, wo wir Besuch gemacht haben?" Sie erbebte bald in Angst, bald in wahnsinniger Freude. Ihr erster Impuls war, dem Gatten um den Hals zu fallen, in dem sichen Glauben, daß die Anregung von Loja oder Rogfeld stamme. Doch sie brachte es nicht über sich. Ein Feindsam von Wein und Grog umfloß den Mann, und noch war sie diese Atmosphäre nicht gewohnt. Am andern Morgen war er fleinlaut, murmelte ein verdrießliches „Meinetwegen" und schimpfte dann heftig im Hofe herum.

Die Einladungskarten waren geschrieben, weggeschickt. Am selben Nachmittag kam Lolo. Frau hatte sie den ersten Wort feinmpathisch gefaßt, da faßte er über den Tisch hinweg ihre Handgelenk: „Warum haben Sie mich nicht zuerst gefragt, meinem? Lassen Sie doch die Leute, wie sie sie sind!"

Sie war empört, vielleicht mehr über sich als über den Freund, der doch recht behielt. Jeden Tag sah sie mit klopfendem Herzen den Briefträger schwerfällig durch den gefrorenen Schnee kämpfen, und jeden Tag las sie diesselben eisigen Absagen. Nur ein einziger sagte zu, freilich der, von dem sie's nie erwartet hatte, der Majoratsherr von Zossen. Sie hatte am liebsten alles rückgängig gemacht, sich ins Bett gelegt und Kopfschmerzen gehendelt, doch es war zu spät. Was hätten sich die Kaiserberger Freundinnen denken sollen! Der Tag kam, der entsetzlichste, schmachvollste ihres Lebens! Wie zum Hohne schlugen eine liebrote Sonne über den glitzernden Schneefeldern. Die schöne Frau hatte den heimlichen Wunsch, daß das Eis die Pontonbrücke in Thale zerstören oder irgend etwas Ungeheures, Unmöglichstes wie ein Wunder diese Gesellschaft verhindern solle. Aber sie kannte alle sehr pünktlich, sehr lustig, sehr wenigerig auf diesen sandalen Winkel. Und sie hatte nur zwei Mamen in die Waschale zu werfen: Rogfeld und Lolo Ramm, die sie sich selbst nennen wie geborene Tafelansfüge. Wo war ihr so viel im Kopfe, so voll in den Nerven, daß ihr als Erinnerung von der ganzen Gesellschaft mit ihrem witzlich ausgedachten Menü, der gemachten seinen Lustigkeit nichts blieb als eine Bemerkung ihrer Freundin, der hübschesten unter der Residenzfreundschaft: „Er ist ja sehr vornehm, euer Rogfeld! Doch sag mal, unterhalten sich die Adligen bei euch auch alle so frei? Mag er solche Dinge auch Damen in andern Gesellschaften zu sagen?"

Gellmann kümmerte die Bedeutung wenig. Er war schon beim dritten Benedikt und hielt einen Toast auf die Damen und seinen hochverehrten Freund Rogfeld, der er bald Herr Leutnant, bald Kommerad, bald Herr Baron titulierte. Darauf war der Sofier zunächst verschwunden, und niemand hatte eigentlich eine Freude an der Anwesenheit des hohen Herrn gehabt als das häßliche Stubenmädchen in der Garderobe, der er in die Backen kniff und mit einem Thaler belohnte.

Seitdem begann aus der Gleichgültigkeit eine Abneigung gegen den Gatten bei Martha hervorzuwachsen, und mit der Zeit, die zu verarbeiten, Wär die schöne Frau eigentlich bis jetzt blind gewesen? Gellmann trank. Wollte er Lethe trinken, oder war's eine einzelne Natur?

Martha überlegte, begann sie zu hämmern. Lethe war es — doch zeigte sich der physische Ekel stärker als der Instinkt des Mitleids, der ja in jedem Weibe ruht. Gellmann sank schnell. Die angeborenen, unredlichen Charaktere sind dem ehelichen Kampfe keine Kraft mehr. Und sie sah alles ruhig, kalt, mit dem gefrorenen Hasse der Frau, die nicht liebt — wie er den Besserung hörter zum Bessern trank, wie er in Gesellschaften, Gesellschaften immer wieder nach der Arroksflasche griff und einging. Sie sah die häßlich geschwollenen Adern, die rote Haut des Alkoholikers. Aber wie eine fanatische Mahnung, die eine Bitte! Auch wie er, der Verstellung übte, die Kämmerlakune mit in die Wirtshäuser nahm und hinein Bilder zurückkam und sie nur einen eigentümlichen Blick für den Verlorenen. Und er rührte die Berachtung gar wohl durch alle Alkoholabsinke hindurch. Ein paarmal ertrug er den Blick. Dann schob begannen Szenen, unfassenswürdigen Gerüchen bis zu ihr durchzudringen. Er knipe im Dorfkrug ganz in der Nähe, komme betrunken hin, ginge betrunken weg, und der Wirt möchte sprach: „Wenn ich den Gellmann nicht hätte, wär's mit den ganzen Barunsgeschäfte nichts." — Sie hatte taktlosig an das Ende. Wenn ihn mal einmal die wankenden Füße im Stiche ließen, wenn er im Schnee liegen bleibe und erfrierte! Und wenn das geschah — war das so schlimm?

Einen Nachmittags war er auf frisch geschlittenen Pferde ausgeritten, am Männer zu kaufen, wie er sagte. — Gegen Abe . . . es ist Abe . . . er kam nicht. Sie ging resignierl zu Bette. Plötzlich erwachte sie mitten in der Nacht. Der laute Mann strahlte bei ins Zimmer, und die Weckeruhr tickte eilig. Es war drei Uhr, und er noch nicht zu Hause. Da überwand die Angst des Weibes, das Mitleid doch der Widerwillen. In wenigen Minuten war sie angezogen. Draußen lag eine stille, klare Frostnacht mit blaulichem Schein über dem Hofe; der Kettenhund schlug an und kam dann lapp-tapp mit wedelndem Schwanze näher, als er der Herrin erblickte; aber das Strohdach des Insthauses lag behäbig eine gelbe Haue. „Dach! sich Herrchen!" sagte Martha leise, um den alten Nachtwächter nicht zu wecken, der im Pferdestall schlief. Da sprang das Tier mit heiserem Gebelle an die Tür des Hofes und ging voran auf die Straße.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Kaiserfage in Berlin.

Von

Paul Lindenberg.

(Siehe die Abbildungen und die Kunstbeilage.)

Wiederholt schon hatte sich der unerschütterliche Glaube an die Wiederkehr des Kaisers Friedrich Barbarossa in Deutschlands Gauen Bahn gebrochen, und mit seinem Glauben hatte sich auch die Sage des Volkes, mit der seinen Namen verknüpft, in treuer Dankbarkeit für den verewigten Heldenkaiser.

Den Glanzpunkt der großen, allgemeinen Feier bildete naturgemäß der Reichstagsfestzug. Der barin zu machtvoller Nationalbestimmt seiner Entfaltung, hierher waren sich sämtliche deutsche Fürsten gestellt, aus den Landen des großen Reiches in Berlin, um Kaiserin Augusta und Kaiserin Friedrich und fremden Landen waren Tausende herbeigeströmt.

In den prachtvollen Festgewande hatte sich der Reichskanzler gekleidet, Jagdhorn und Hammer, Wappen und Zeichnungen, Emblemen und Kränze, Dekorationen und Transparente, wohin sich der Blick richtete; auch in den dunklen Portalen Kutscher und Diener, Pagen und Lakaien, Stallknechte und Reitknechte, Marschall und Bedienstete, Alles, was beruflich tätig und heute, vereint sich in treuer Dankbarkeit für den verewigten Heldenkaiser.

Den Glanzpunkt der großen, allgemeinen Feier bildete naturgemäß der Reichstagsfestzug. Der barin zu machtvolle Nationalbestimmt seiner Entfaltung, hierher waren sich sämtliche deutsche Fürsten gestellt, aus den Landen des großen Reiches in Berlin, um Kaiserin Augusta und Kaiserin Friedrich und fremden Landen waren Tausende herbeigeströmt.

In den prachtvollen Festgewande hatte sich der Reichskanzler gekleidet, Jagdhorn und Hammer, Wappen und Zeichnungen, Emblemen und Kränze, Dekorationen und Transparente, wohin sich der Blick richtete; auch in den dunklen Portalen Kutscher und Diener, Pagen und Lakaien, Stallknechte und Reitknechte, Marschall und Bedienstete, Alles, was beruflich tätig und heute, vereint sich in treuer Dankbarkeit für den verewigten Heldenkaiser.

Den Glanzpunkt der großen, allgemeinen Feier bildete naturgemäß der Reichstagsfestzug. Der barin zu machtvolle Nationalbestimmt seiner Entfaltung, hierher waren sich sämtliche deutsche Fürsten gestellt, aus den Landen des großen Reiches in Berlin, um Kaiserin Augusta und Kaiserin Friedrich und fremden Landen waren Tausende herbeigeströmt.

In den prachtvollen Festgewande hatte sich der Reichskanzler gekleidet, Jagdhorn und Hammer, Wappen und Zeichnungen, Emblemen und Kränze, Dekorationen und Transparente, wohin sich der Blick richtete; auch in den dunklen Portalen Kutscher und Diener, Pagen und Lakaien, Stallknechte und Reitknechte, Marschall und Bedienstete, Alles, was beruflich tätig und heute, vereint sich in treuer Dankbarkeit für den verewigten Heldenkaiser.

Den Glanzpunkt der großen, allgemeinen Feier bildete naturgemäß der Reichstagsfestzug. Der barin zu machtvolle Nationalbestimmt seiner Entfaltung, hierher waren sich sämtliche deutsche Fürsten gestellt, aus den Landen des großen Reiches in Berlin, um Kaiserin Augusta und Kaiserin Friedrich und fremden Landen waren Tausende herbeigeströmt.

In den prachtvollen Festgewande hatte sich der Reichskanzler gekleidet, Jagdhorn und Hammer, Wappen und Zeichnungen, Emblemen und Kränze, Dekorationen und Transparente, wohin sich der Blick richtete; auch in den dunklen Portalen Kutscher und Diener, Pagen und Lakaien, Stallknechte und Reitknechte, Marschall und Bedienstete, Alles, was beruflich tätig und heute, vereint sich in treuer Dankbarkeit für den verewigten Heldenkaiser.

Den Glanzpunkt der großen, allgemeinen Feier bildete naturgemäß der Reichstagsfestzug. Der barin zu machtvolle Nationalbestimmt seiner Entfaltung, hierher waren sich sämtliche deutsche Fürsten gestellt, aus den Landen des großen Reiches in Berlin, um Kaiserin Augusta und Kaiserin Friedrich und fremden Landen waren Tausende herbeigeströmt.

In den prachtvollen Festgewande hatte sich der Reichskanzler gekleidet, Jagdhorn und Hammer, Wappen und Zeichnungen, Emblemen und Kränze, Dekorationen und Transparente, wohin sich der Blick richtete; auch in den dunklen Portalen Kutscher und Diener, Pagen und Lakaien, Stallknechte und Reitknechte, Marschall und Bedienstete, Alles, was beruflich tätig und heute, vereint sich in treuer Dankbarkeit für den verewigten Heldenkaiser.

Den Glanzpunkt der großen, allgemeinen Feier bildete naturgemäß der Reichstagsfestzug. Der barin zu machtvolle Nationalbestimmt seiner Entfaltung, hierher waren sich sämtliche deutsche Fürsten gestellt, aus den Landen des großen Reiches in Berlin, um Kaiserin Augusta und Kaiserin Friedrich und fremden Landen waren Tausende herbeigeströmt.

In den prachtvollen Festgewande hatte sich der Reichskanzler gekleidet, Jagdhorn und Hammer, Wappen und Zeichnungen, Emblemen und Kränze, Dekorationen und Transparente, wohin sich der Blick richtete; auch in den dunklen Portalen Kutscher und Diener, Pagen und Lakaien, Stallknechte und Reitknechte, Marschall und Bedienstete, Alles, was beruflich tätig und heute, vereint sich in treuer Dankbarkeit für den verewigten Heldenkaiser.

Den Glanzpunkt der großen, allgemeinen Feier bildete naturgemäß der Reichstagsfestzug. Der barin zu machtvolle Nationalbestimmt seiner Entfaltung, hierher waren sich sämtliche deutsche Fürsten gestellt, aus den Landen des großen Reiches in Berlin, um Kaiserin Augusta und Kaiserin Friedrich und fremden Landen waren Tausende herbeigeströmt.

In den prachtvollen Festgewande hatte sich der Reichskanzler gekleidet, Jagdhorn und Hammer, Wappen und Zeichnungen, Emblemen und Kränze, Dekorationen und Transparente, wohin sich der Blick richtete; auch in den dunklen Portalen Kutscher und Diener, Pagen und Lakaien, Stallknechte und Reitknechte, Marschall und Bedienstete, Alles, was beruflich tätig und heute, vereint sich in treuer Dankbarkeit für den verewigten Heldenkaiser.

Digitized by Google

Aufstellung des Kaiser und der Fürsten zur Abnahme der Parade

Photogravüre von Meisse & Lorig, Berlin.

Die Kaiser Wilhelm-Hundertjahrfeier in Berlin.

Digitized by Google

Stereoaufnahme von Zech Nachfolger, Berlin.

Stereoaufnahme von H. von Lichten, Breslau.

Stereoaufnahme von Ch. von Lichten, Berlin.

Stereoaufnahme von H. von Lichten, Berlin.

Gruppen aus dem Parademarsch.

Die Kaiser Wilhelm-Hundertjahrfeier in Berlin.

Digitized by Google

Die historischen Reliefs für das königliche Schloß in Berlin.

(Siehe die Abbildungen Seite 484.)

Noch den Intentionen des Kaisers erhält die Westseite des königlichen Schlosses in Berlin eine reichere dekorative Ausstattung, damit die Fassade nicht zurückstehe hinter der Pracht des gegenüberliegenden Nationaldenkmals für Kaiser Wilhelm I.

Posierer Cato Leitung war damit betraut, zunächst sieben überlangerige Reliefs am Portal durch künstlerische Darstellungen auszuzeichnen. Die oberen Mittelfelder trägt eine mächtige, von der Krone überragte Kartusche im Schlüterschen Barockstil, die preußischen Reliefs gezogen Trophäen. Diese dekorativen Formen teilen sich spitzen in Metall getrieben und teilweise vergoldet werden.

Von den zwei Tafeln zu beiden Seiten des Portals haben die unteren figürliche Reliefdarstellungen erhalten, die zwei bedeutsame Epitaden aus der Geschichte des Schlosses vergegenwärtigen. Die beiseiden Kompositionen sind zeigt ein prunkvoll, als Prinz Friedrich III. seinen Einzug hält und werden auch weiterer Durchschreitung in Sandstein ausgeführt.

Links wird die Grundsteinlegung des Schlosses im Jahr 1443 veranschaulicht. Das historische Milieu ist auch auf dem Roman von Adalbert Alexis „Der Roland von Berlin" wohl vertraut. Vor den Kurfürsten Friedrich II., dem Eisenzahn, der über den Hermelin der Rede des Schwanenordens trägt, erscheinen der Bürgermeister von Berlin und Cölln, unter ihnen Dietz Blankenfelde und Hermann Rutz; tausend überreichen sie auf einem Kissen die Urkunden über die Abtretung des Grunds und Bodens. Als der Kaiser in der Urkunde von Professor Lessing ist Nikolaus Gerhaert, dessen er über der Gruppe der Bürgermeister: „Man sieht, daß es ihnen nicht leicht geworden ist." Ein Gesamtporträt überragt die brandenburgische Fahne, auf welcher der Adler Philipp Brentin den just schwärmerischen Blick gerichtet hat. Im Mittelfelde wird der Bischof Friedrich Sesselmann, Dom Domherr hinter dem Kurfürsten trägt das Wappen mit den drei Kelchen und der Kette des Schwanenordens. Dahinter hält ein Page den Schild und dem brandenburgischen Adler und den Zeichen des Fürsten, und hinter Gefolge der Kanzler Freitze von Kracht hervortritt. Im Hintergrunde taucht das Rathaus an der langen Brücke auf. Von der historischen Burg und der Zeit Friedrich II. ist, außer einzelnen Gewölben, nichts mehr vorhanden; die Alexis erhaltenen Teile des Schlosshauses, auf der Spreeseite, stammen aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts.

Deutlich Jahrhundert später als die erste Darstellung spielt der Vorgang des zweiten Reliefs, beiden charakteristisches und regionales Gepräge und in das Zeitalter der Regierung Friedrich des Großen. Der Verkündung des Schlossmodells durch Schlüter am 2. November 1699. Auf dem Thronsessel unter dem Baldachin sitzt der Kurfürst und Kaiser König Friedrich I., zu seiner Rechten die anmutige Sophie Charlotte, die „philosophische Königin". Mit der langen Gebärde des ernsten, leidenschaftlichen Künstlers erläutert der geniale Andreas Schlüter, von dem leider kein Bild mehr erhalten ist. Mit der Rechten weist er auf seinen Entwurf des Schlosses hin, den er soeben aufstellt. Das Modell ist genau den Anregen einer von dem König gestiftenen Medaille nachgebildet. Zur Linken von Schlüter, mehr im Mittelgrunde, sitzt sich der Diplomatische Schreiber von Goetze; er hat seinen Entwurf des Triumphbogenportals auf eine Staffelei gelegt und sucht man als aufgemunderter Hofmann die Königin für seinen Plan zu gewinnen. Hinter den Baumeistern steht die Gruppe der Hofleute, unter ihnen Leibarzt, der Freund von Sophie Charlotte. Den Platz hinter dem Thronsessel nehmen Kethe von Wartenberg und der Schlosshauptmann Marquardt von Printzen ein.

Die beiden Tafeln über den Reliefs sind für den Text bestimmt. Als Hinweis auf die Szene der Grundsteinlegung ist die Inschrift gewählt:

„Friedrich II. Churfuerst zu Brandenburg
XXXI. Jul. MCCCXLIII.

Ins wol einem iedermann wißlich, daß wy sint all mansche bevolage na hinder eddere kriege ny bestan geweent, und begerrn noch hatiges dages nicht anders, dann men ere ouuol rechtes."

Ffs ist wohl einem jeden fund, daß wir unser gantzes Leben lang nicht auf Streit und Krieg aus gewesen sind, und noch heutigen Tages begehren wir nichts anders, als was Ehre und Recht erheischt.)

Ueber dem zweiten Relief steht die Inschrift:

„Friderichus I. Borussorum Rex, Elector Brandenb.
MDCCXXXVIII—MDCCXIII.
Sic gestaturus eram principatum, ut sciam, rem populi esse, non meam privatam."

(So bin ich gewillt, meine Fürstenwürde zu führen, daß mir bewusst sei, es handle sich um die Sache des Volks, nicht um meine eigne.)

R. R.

Jung gefreit!

Humoristischer Roman
von
Malaky von Eschkruth.

(Fortsetzung.)

Frau Thea ist verhältnismäßig noch am leichtesten, aber Rose sitzt schweigsam und etwas blaß auf ihrem Stuhl und starrt gedankenvoll auf Brot und Butter, die sie nicht anrührt. Ihr Blick verbohrt über die Blattform, wenn Stimmen laut werden und neue Freunde oder Eisenacher Spatzengänger erscheinen. Auch der Major ist anfänglich unruhig gewesen und hat den Kneifer aufgesetzt, um alle anwesenden Menschen scharf zu mustern.

Er findet aber, Gott sei Dank, nicht, was er sucht, und das beruhigt ihn. Der Gedanke, seine Attaque Felicke hier wieder anzuspinnen, hat ihn ganz nervös gemacht. Aber sie sind nicht zu erblicken, und das stimmt ihn heiterer.

Die Meie hatten so durch ihre Güte einige so riesigen Bestrenna, daß sie sich längst einer Fühlung durch die Burg anschließen konnten und nun weiter nach Eisenach getrabt sind. Was sonst solch eine Serie unter Schreiber und Schreiberin und Kommando Bonrisch Gier, das ist die Klatsche, welche ihre Theiringer Waldbahn suchte und fand!

Das offene ist ganz vortrefflich, die Getränke labelnd, die Gesellschaft der modernen Menschen ringsum eine so aufkeimend heitere, daß auch die drei Reisenden zum Festtrig all ihren Aerger und ihre Aufregungen vergessen und in vollen Zügen den Wartburgzauber genießen.

Aber trophem hält es Wolfsen für seine Pflicht, schon im Interesse der andern Touristen Mort zu halten und eine Klage zu erheben, daß so wenig für die Bequemlichkeit und ein gutes „Fortkommen" der Reisenden gesorgt sei.

Als der Kellner mit einer neuen Flasche Wein das Frembenbuch vor dem so behäbig aussehenden und sehr wohl aufzutreiben Herrn niederlegt, funkelt die Augen des Majors voll Rachedurst.

„Also, das kommt mir gelegen!" knurrt er befriedigt in den Bart. „Frau Thea legt beiseiten die Hand auf seinen Arm. „Aber Papachen, um Gottes willen! Du wirst doch keine Beschwerde hier eintragen?"

„Natürlich werde ich!"

„Thorheit, Ernst! Du blamierst dich ja nur!"

„Ich mich blamieren? Hohe, das möchte ich denn doch sehen! Ist es keine Rücksichtslosigkeit, auf der hohen Straße vor Wagen noch hinreichend Heu zu sorgen?"

„Der Wirt sagte dir doch, daß die Saison bereits so gut wie geschlossen sei! Dieses unvermutet schöne, späte Herbstwetter kann jeden Tag wieder in Sturm und Regen umschlagen. Und du hörtest, daß die vorhandenen Wagen und Gäul just vergriffen waren."

„Gleichwiel, ich wußte zu Fuße laufen, und dafür will ich meine Rechte haben."

„Du schadest damit nur dem netten Wirt hier, welcher uns so liebenswürdig aufnimmt!" bat Rose mit schmeichelndem Kosilt.

„Um . . . das will ich allerdings nicht, aber ich kann ja die Sache vielleicht humoristisch einkleiden."

„Ach ja, Papachen, ein scherzhafter Stoßseufzer!"

„Mach einen hübschen Vers, Ernst! Gereimte Grobheit, heißt Grobheit!" lachte Frau v. Wolfsen.

„Dichten, gewiß! Warum soll ich nicht dichten können? Hop Blitz, allzuschwer kannte so ein wenig Versschinnen auch nicht sein!"

Die Damen lachten. „Also, um wortwaglich zu sprechen: Wohlsam von Eschenbach, beginnt!"

„Es wird bereits recht kühl hier im Freien. Wenn die Sonne untergeht, soll der wackere die Mitsogshitze schnell Herbstinge holen! stammt, Kinder, sagt uns nunmehr. Trinnen hinter den Fogenfenstern sitz es sich nun behaglicher. Dort werde ich dichten, und alle, welche in der Sängerstunde die Hasse gerührt, werden freundlichst Platz nehmen!"

Also Herr v. Wolfsen dichtete. Es leerte noch eine Flasche Wein und viel weiße Notizbuchblätter, ehe er den Damen, welche inzwischen besten voll Entsücken auf die moubscheindeglänzte Burg hinaus träumten, vorlesen konnte:

„Wer Männer nun meinem Schlage
Will's nur werden Dinge,
Müssen sie zu Fuße gehen
Und wenn 1 1 / 2 meilen sein!
In hohen Bergeinsamkeiten
Wem Wagen ist zu fahren,
Muß Gott gedacht's nicht herr zu Lande —
Ist auch nicht eine Schenke!"

Sehr stolz und selbstbewußt trug der Dichter sein Opus vor, die Zuhörerinnen spendeten Beifall und waren nicht so perfide, die Verstöße an den Fingern nachzuzählen.

Ja, das Gedicht war sehr schön und humorvoll, das konnte niemand bestreiten, selbst die ungebrave Mißgunst hatte sich Herr v. Wolfsen aufgelegt, seine Laune war mit kostwolfsen Kernwort zu belegen, sondern seine Verwahrung nun durch drei Kreuze aufzubrücken. Das war aller Anerkennung wert.

Die Stimmung der Fleckbatten war eine äußerst vergnügliche geworden, und bee so sauer und ärgerniserich begonnene Tag endete in einer gemütreichen Abendstunde.

Der voraussagegemäßen Fahrerungen Rechnung tragend, wünschte Frau Dora trophem sich jetzig zur Ruhe zu legen, und ihr Gatte stimmte mit herzhaftem Gähnen zu.

„Die verfluchten Lämmel von Ruhle sind Gott sei Dank nicht hier, trophem weiß man ohne nicht, was für Zimmernachbaren und das Schicksal heute nacht zummen wird."

Rose war das auch nicht wohl mehr. Voll nie gekannter Müdene öffnete sie ihr Fenster und blickte in die Nacht hinaus. Vor ihr lag im hellen Mondesglanz, wie ein Gebilde bolder, marchenhafter Phantasie, die Wartburg. Tronten rauschten die Baumwipfel des Waldes, die Berge ragten ans zarten Nebelschleiern empor, und die Sterne funkelten am Himmel wie von vielen Händen Gottes, als Elisabethe seine Seele zum Himmlischen emporschwebte.

Horch . . . was ist das? Rose neigt sich jählings vor. Träumt sie? Täuscht sie sich? Drunten, vor die im Wald, schlägt eine Nachtigall. Einen Augenblick ist sie ganz vor Schreck und Entzückung. Dann drücken sich voll und schlägt stürrend das Fenster zu. Thränen blitzen in ihren Augen, als ihre süßen Träume sich zu nichte gewenden.

Der Nachtigall aber! Herr weiß in hohen Liebesträumen die halbe Nacht vor ihrem Stübchen.

Am andern Morgen beim Kaffee, welcher in der Nebenstimmung gemütlich werde, lag das Frembenbuch auf dem Nebentisch. Der Major, welcher bereits geschlafen hatte, griff schmunzelnd danach, um sich noch einmal an seinen schönen Versen zu erfreuen. Aber seine Augen wurden groß und starr. Also war das? Unter seinem Gedicht stand ein andres:

„Ich dichte, um den Ort dichte ich nicht lange fein,
Er ist so fern vorhanden, kommt nie und kann keiner."

Ein gezeichneter Kamel war dazu gekritzelt.

Mit jähem Griff riß der Major das Buch herum und verkehrte es hastig in der Handschrift. „Den will ich finden!" knirschte er. Rose aber wußte bereits, wer es gewesen.

XV.

So sehr hatte sich Herr v. Wolfsen lange nicht gefreut. Solch eine Humvort auf sein schönes Gedicht! O, es war, um sich die Dame eingelln auszunehmen! Gott sei Dank schien es auch niemand gefehlen zu haben. Der Kellner machte ein so harmlos-höriches Gesicht, als der Major ihn ansprache, und auch das Zerumbertrab unter der Thür gehört hätte, daß er in der That von nichts zu wissen schien.

Auch der Zilet konnte keine Auskunft geben, ja, er entsann sich nicht einmal, daß drei junge Herren in großen, hellen Strohhüten bei ihm eingekehrt seien. Und doch konnten allein die aus Ruhla einer solchen Unsinnie fähig gewesen sein; darum auch Herr v. Wolfsen überzeugt.

Auch die Damen schienen es anzunehmen, obwohl man sich nicht weiter darüber aussprach. Es herrschte plötzlich ein allgemeines, stillschweigendes Einverstehen, dieses wunden Punkt unberührt zu lassen.

Im Eisenach legte der Major aber viel Wert darauf, die einzelnen Hotels zu besichtigen.

Er erzählte den Töchtern, daß ihm Thüringen

Digitized by Google

ganz ausnehmen gut gefalle, so gut, daß er den nächsten Sommer in Eilenach werleben wolle. Dazu wüsse er sich schon jetzt Quartier anzuleit. Ob das Hotel ruhig sei, ob gute Gesellschaft in demselben verkehre, ob er wohl einen Blick in das Fremdenbuch werfen dürfe? Natürlich wurde ihm das mit größtem Bezeugen gestattet.

Meisen legte den Brieser auf und musterte mit scharfem Blick die Namen der zuletzt eingetretenen Fremden; deren waren gar viele, aber der Gesuchte fand sich nicht darunter.

Der nächste Tag brachte Regenwetter und Sturm. Jedes freute sich im stillen, einen guten Grund für die Heimreise zu finden. Ihre Freude an der Thüringer Waldhotel war sehr herabgestimmt. Man sage ganz gewiß geworden durch das ewige, ängstliche Umherspähen, durch die geheime Angst, die drei heißen Tauseisenacht irgendwo anstanden zu sehen.

So nach die Rückfahrt beschlossen und zu allgemeiner Herzenserleichterung nach anderweit ausgeführt. Das Wetter erklärte sich ebenfalls eins verstanden damit, denn der sanfige Spätherbst ging unglücklich wieder in genau Wolken und endlosen Regenfluten unter, und Herr v. Meisser rieb sich schmunzelnd die Hände, als er einen Blick durch die triefenden Fensterscheiben warf und sprach: „Na, wieder einmal die alte Wehrheit:

„In ist nichts so schlimm, wie man es denkt.
Wenn man's nur recht erfaßt und lenkt."

Der Schauerwal der Herren Ausläser hat und recht gelig in das behaglichste Reh gebracht, wohlgemuth die Uebelthäter sollen hoffentlich heute tüchtig den Kittel auf dem Arrestsieg zuwachsen bekommen!"

„Daß du eigentlich das Blatt mit dem Verse noch aufgehoben, Papachen?"

„Das verstecht sich, das soll mein ewiges Andenken an die Waarburg sein! Wee weiß, ber Zuckt kyeit oft leichtum, und der Saumotzel von einem Versechmeis läuft mir doch noch immer gräßlich die Finger. Na, dann mag er sich gratulieren!"

Frau Dora wirkte feierlich, und Asse wiederholte voll unverhohlener Rachsucht: „Ja, dann mag er sich gratulieren!"

Nun war man wieder baheim angelangt, und der Major hatte Tante Sibonie mit besonderer Hochachtung begrüßt. Darum sie doch nicht verbleiben, sie mit ihrer Wärmung vor der Reise, er mit seiner Gicaphologie, nach welcher er die Frau Professor stets für eine geistvolle, scharfblickende Frau erklärt hatte.

Auf das erste ungeheure Mittagsschlafchen hatte sich Meisen ganz besonders gefreut. Als er sich nach einem sehr gemütlichen Mittagmahl, bei welchem alle erstlich hatten, sie fühlten sich noch der Reise daheim wie im Himmel, und das Reisen hätte mes das Gute, daß es die eigne Häuslichkeit bepwell lieb mache, in seine Zimmer zurückgegangen hatte, glaubend Frau Dora und Asse ihn klugh in das Reich der Träume entrückt, als sein Schritt noch immer leise auf dem Teppich hin und her klang.

Der Major schlief nicht. Das Blatt aus dem Fremdenbuch in Händen, wanderte er unruhig hin und her, sich zeitweilig wieder an den Schreibtisch niederseegend und mit ganz wunderlich verstörtem Gesicht in sein „Lehrbuch der Graphologie" wieder starrend.

Er stützte das Haupt in die Hand und grübelte und sann, aber das Buch verriet ihm nur die eine unumstößliche Thatsache!

Nun in der Folgezeit das Gespräch zufällig einmal wieder auf die Reise und die Abstehre Herren, so zeigte der Major eine sonst nicht verdie Erregung und sprach den Wunsch, dieses Blatt doch einmal zu finden, derart ungeduldig aus, daß Frau Dora belogt zu Asse sprach: „Mein Gott, wie Vater doch so zäh in seinem Hasse sist! Gott weiß hätte, daß er den Unglücklichen jemals im Leben begegnet!"

Seitdem vermieden es die Damen nach ängstlicher, des „Feindes" Erwähnung zu thun. Nicht der Hochsitzenn sagte die ersten Schneeflocken durch die Luft, und der Reif glitzerte nächtens an den letzten Herbstblumen, bis sie immer schwerer anschoben und wilde auf die zerzausten Beete herabsanken.

Noch immer ritt Herr v. Meisen saß täglich nach Feldheim, seine Hinder zu besuchen. Frau Dora eiferte begierig, so sehr sie konnte. „Daß die jungen Leute allein, es taugt nichts, wenn wir Alten die Nase nasglich in ihre Wirthschaft stecken, es verdrießt das Selbstbewußtsein und kürt die angeerbte Behaglichkeit!"

„Unsinn, Dorchen. Gottlieb muß sehen, wie die Kinder sich immer trennen, wenn sie kommen!"

„Wir sehen uns jeden Sonntag, das genügt vollauf."

„Die Andenamitter genügt's vielleicht," scherzte er, „mir zärtlichen Vater aber nicht. Ich will mich am liebsten dann und es der Sache ein-halten helfen. Das Kind ist ja nach so unerfahren, sie braucht einen Berater und eine Stütze."

„Das dürfte wohl in erster Linie ihr Mann sein."

„Siegfried? Lächerlich! Der junge Bengel weiß ja selber noch nicht hort noch hüh . . ."

„Barbar, er ist ein Mann in Mitte der dreißiger Jahre!"

„Daß, wol wol daß sagen? Er ist erst seit ein paar Wochen verheiratet und verschelt noch nicht die Bahne von Eheleben."

„Mach dein Maul nicht lästerlich, Väterchen! Was verstandest du denn ehemals?"

„Nichts, auch nichts, darum eben! Ich habe dich armes kleines Würm auch gut in meiner Thorheit entsetzlich tyrannisiert und wollte den Herr und Gebieter heranbeißen und purer Eitelkeit. Himmel, wenn ich dachte, der Siegfried könnte mein Beispielchen auch so machen, er benommelt Gottlieb mit allerhand Launen ämüsen! Das selbe ich nicht, das dulde ich nicht, niemals! Na, Gott sei Dank, bis jetzt benimmt er sich ja ganz vernünftig und galant."

Anfänglich scherte Meisen stets sehr guter Laune und freudend verantigt zurück: er komme gar nicht Worte genug finden, das Glück und die Harmonie im Borchen'schen Hause zu rühmen, als ein paar Wochen weilte in das Land gegangen waren, kam er oft recht verdrossen heim, setzte sich zu Tisch und sprach kein Wort. Aber Frau Dora fragte.

„Ach, der alte Trotzkopf, der Hanne, benimmt sich so unverschämt und will Salome in allen Dingen kommandieren! Wenn Salome ein Gericht sie den Mittags- oder Abendtisch verbietet, hat die Person die Frechheit, zu erklären: Gott! nein, gnädige Frau, es ist noch ein halber Rehrücken ohne ein Hase oder ein Kalbsbraten da, der muß erst aufgebraucht werden."

„Sehr vernünftig und richtig!"

„Narrheit! Wie lange sollen denn die beiden einzelnen Menschen an solch einem riesigen Fleischklumpen essen?"

„Salome verlangt ja stets große Braten, weil die kleinen Stücke ja so schlecht sind."

„Sind sie auch! Jäger, altes Rockfleisch! Darum soll doch mein Kind nicht alle Tage Sauerbeten kauen!"

„Nein, sie soll sich aber mit den großen Portionen einrichten und Reste verwenden, kann ist sie eine Wirthschaftserin."

„Na, ist ja ihre Sache! Auf alle Fälle wollte sie heute nicht nach einmal Gänsebraten essen, sondern die Pfefferkuchen, die sie gestickt hat, und damit das alte Donnerwetter, die Hanne, nicht doch die Gans auf den Tisch bringt, schließt Salome heimlich die Speisekammer ab, steckt den Schlüssel in die Tasche und sitzt bis zum Essen spazieren."

„Wie findisch!"

„Duchaus nicht findisch! Sie war völlig in ihrem Recht; aber selber hatte sie vergessen, daß sich in der Speisekammer die Gänsebraten befanden, na, und wie sie bei nach Hause kommt und Siegfried mit einem Lyoonthunger auch gerade erscheint und sie sich zu Tische setzen, na, da hat es eben nichts zu essen, weil aber einen tüchtigen Spektakel. Wegen dem dämlichen Essen ist mein Herr Schwiegersohn ganz blaß vor Aerger geworden, und was das Bohenlose ist, er hat der Hanne recht gegeben. Salome wollte eichlich Essen aus den Mörtchaus holen lassen, was doch ganz richtig und zweckentsprechend war, aber glaubst du, daß das der Dickkopf gelitten hätte? Nein, und die Welt nicht — er habe keine Lust, sich derart von der ganzen Welt zu blamieren!"

„Seine Frau zu blamieren! Sehr rücksichtsvoll dem Ihm. Salome kann sich nur dafür bedanken."

Meisen zuckte ironisch die Achseln. „Ich bezweifle fast, daß sie das thut."

Frau Dora legte die Hand auf die Schulter des Gatten und blickte ihn mit ihren klaren, freundlichen Augen durchdringend an: „Ernst," sagte sie leise, „du wußt als vernünftiger Mann einsehen, daß Salome ihn Recht war; du hast ihr sogleich sich in aller Milde seine Meinung gesagt und nach Kräften ist ihr zum Frieden geredet?"

Der Major ward von seiner sonstverträumten Hast so rot wie ein Schulknabe, welcher auf Nachbars Apfelbaum ertappt wird; er stützte sie und äußerte sich. Mit gepreßten Fingern fuhr er durch sein grommeliertes Haar und erhob sich dastig.

„Albeene Frage! Vorrheit!" knurrte er, ohne seine Frau Dora anzusehen. „Zum Frieden reden! Wie kannst du von deiner Nase verlangen, daß er einem fremden, mutleebesnwürdigen Menschen gegen sein eigen Fleisch und Blut beistehen soll! Ich dächte, Diplomatie ist selber Mann's genug und du darf seiner Unterstützung."

„Wenn die das Glück deines Kindes am Herzen liegt, dadurf er unter alle Hilfe, um den Eigensinn seiner Frau beizukämpfen zu können!"

„Hoho, Eigensinn!" polterte Meisen. „Davon ist bei Salome keine Rede. Sie läßt sich nur nicht von einem alten Quadrschen unterbinden und macht im Rechtfall selbst gegen den Gatter Front, wenn dieser so rücksichtslos ist, anstatt ihr beizustehen, zu dem alten Weib zu halten. Otten sagte wie oft neulich, er benommele Gottlieb, daß sie beillann mit ihrem Gatten auskamme, weicher, unter und gelagt, doch ein äußerst schwieriger Charaktere sei."

„Herr v. Otten hatte lieber solch ungleichliche Bemerkungen unterlassen!" seufzte Frau Dora mit sorgenvollem Gesicht. „Es gefällt mir durchaus nicht, daß es Tag für Tag dem jungen Ehepaar die Schwelle abknüt. Es ist in hohem Grade unpassend, und mich soll es mich wundern, wenn es Salome ins Gerede bringt . . . Und wie endete denn der Streit?"

Ach hoffe doch sehr, daß Hanne begütigt wurde?"

„Nein, der alte Sturkrieger kampft heute nachmittag zu Schanzungsarbeiten zurück."

Frau Dora wechte ganz blaß vor Schreck: „Welch eine unverantwortliche Thorheit von Salome! Diese treue, gutmütige Person ist für ihren fundamentlosen Haushalt unersetzlich. Bist du sicher, daß nun gehen'?! Ich fürchte, der arme Siegfried wird nun öfters im Wirtshaus essen müssen, wenn er nicht hungrig bleiben will."

„Daß fürchte ich durchaus nicht. Ich habe Salome gesagt, du würdest ihr die Mamsell schicken, daß sie eine neue Köchin gemietet habe."

Meisens Stimme klang etwas feindsaur, er wandte sich zu seiner Frau zurück und legte den Arm um sie. „Du kannst ja zur Not mit Anna und Röse allein fertig werden, Dorchen. Röse kocht ja selber schon wie die beste Köchin."

Frau v. Meisen schüttelte ruhig, aber sehr bestimmt den Kopf. „Unmöglich, ganz unmöglich. Du darf wohl vergessen, daß wir schlachten. Ich habe alles dazu vorbereitet und kann es nicht aufschieben. Mamsell ist dabei einfach unentbehrlich, denn weder ich noch Röse können sie in dieser arbeitsreichen aller Zeiten ersetzen. Und verstehen wir nichts vom der Schlachterei. So leid es mir thut, diesmal kann ich Salome nicht helfen."

Der Major schritt unruhig auf und ab. „Dann mußt du ihr Anna leihen! Die Köchin muß gut. Unser alten Umständen, ich will und wir verlange es, ich besserbe darauf! Ich kann das Kind nicht im Stich lassen! Ich habe die eine Aushilfe versprochen, damit sie den Haushalt besser halte, den ewigen Zankapfel, Hanne, hinausbugwerfen."

Nun wuhte Frau Dora genug. Ihr verdeckendere Mann hatte das Feuer gefacht, anstatt es zu löschen, er hatte gehetzt, anstatt Frieden zu stiften. Tief bekümmert beschloß sie, sofort nach Feldheim zu fahren, um nach Kräften gut zu machen, was der Mann verdorben hatte. Sie nahm Anna mit, um, so gut es ging, den Verkehr von Hanne zu ersetzen, und verstahlte mit Liebe und gütlichem Zureden den scharfen Ritt zugrichten, welches das junge Haus und sein Glück bedrohte.

*

Landeut v. Born hatte die Hände in die Taschen seines Jackett versenkt und wanderte mit

Digitized by Google

Die Grundsteinlegung des Schlosses im Juli 1443.

Die Vorführung des Schlachtmodells durch Schlüter 1699.

Photographische Reproduction von Loescher & Petsch, Berlin.

Die historischen Reliefs am königlichen Schlosse zu Berlin. Von Professor Otto Lessing.

Digitized by Google

In Erwartung des Festzuges.

Photochemigraphie von Th. Hoffe & Berger, Frankfurt a. M.

Panzerreiter und Germania an der Spitze des Festzuges.

Photochemigraphie von Ch. von Zabern, Frankfurt a. M.

Die Studenten auf der Siegessäule.

Photochemigraphie von H. von Zabern, Frankfurt a. M.

Die Radfahrer.

Photochemigraphie von Meisenbach Riffarth & Co., Berlin.

Vom Bürgerfestzug am 13. März.

Die Kaiser Wilhelm-Hundertjahrfeier in Berlin.

Digitized by Google

unregelmäßigen Schritten in seinem Arbeitszimmer auf und nieder, bald langsam und zögernd, bald hastig und unruhevoll.

Nebenan auf dem Divan lag Salome und schlachtete mit der Unermüdlichkeit eines halbstarrigen Kindes in ihr Butterbrod. Und warum? Weil Siegfried sie voll Liebe und mit Sammetsanftmuth gebeten hatte, einmal Energie zu zeigen und den unerquicklichen Zustand im Hause ein Ende zu bereiten.

Seit auch Siegfried Salomen verheirathet hatte, schien alles anfser Rand und Band. Solange die gute Schwiegermama Anna geherrscht hatte und ihnen sich hinter den Coulissen wuthend, anordnend und berathend, da ging die Sache in geregelten Bahnen; jetzt, wo die neue Köchin und der Aufsehen erregenseffen war, empfand man es erst, wie hilflos eine Hausfrau den Dienstboten preisgegeben ist, wenn sie selber nichts von der Wirthschaft versteht.

Es wurde beinahe das Dreifache an Haushaltungsgeld verbraucht wie früher. Dabei war das Essen unerhört herzlich schlecht und der Thee einfacher beseyt wie je. Es lag auf der Hand, daß die Person die Herrschaft in jeder Weise schlecht theilt, um dadurch unverschämter in ihrer eigne Tasche sparen zu können. Sie nahm die fadenscheinen Zuthaten, wählte die billigsten und teigsolesten Gerichte und bebauptete, für das „knappe" Geld bereits Musterordentliches zu leisten.

„Sie geb mich!" schmollte Salome, welche selber am meisten unter diesem „Schmalkanskuchenmeister" litt, denn sie war verwöhntes und anspruchsvolles wie ihr Mann.

„Das kann ich nicht!" sagte Born ärgerlich; „es hieße, das Geld dem diebischen Frauenzimmer mit vollen Händen zu den Fenstern werfen! Mamma sagt, das Wirthschaftsgeld sei geradezu fürstlich. Wenn aber freilich niemand da ist, der in der Küche nach dem rechten sieht und ein wenig nachzurechnen versteht, dann kann man uns zu ungestroft das Fell über die Ohren ziehen."

Salome ignorirte diese Andeutung. „Wenn doch nach eine Wirthschafterin!" verlangte sie.

Ein beinahe zaghiger Blick traf sie. „Und die die Wirthschafterin zur Bauffschlägerin vielleicht noch eine Haushamel!"

Sie biß bei diesem Spott die Zähne in die Lippe, warf beftig die Thür hinter sich zu und verschwand bis zum Abend, wo die unvermeidlichen Hausfreunde kamen und Oscar den jungen Frau mit erregter Stimme zuflüsterte: „Ich ertrage es kaum noch. Sie beerbt leiden zu sehen! Sie beben schon wieder verweinte Augen!"

Der greuliche Zuftand im Hause bauerte an. Bede, wenn Salome selbst in freundschaftlicher Weise dieses oder jenes Fehler an den Dienstboten rügte! Unverschämte Rumworten, Mienen und Aeste Verachtsäußerung aller Pflichten waren die Folge.

Als es dem Landrat allzu bunt ward, stieg er mit dem eisernen Beben heraufgen und bedigte.

Von der Küche trennte sich Salome ohne Herzeleid, aber bei dem Aufnimen, ihre herrliche, unersetzliche Jungfer opfern zu sollen, geriet sie wahrhaft in Verzweiflung. Born wurde die Tür, daß gerade dieses Wabden das nichtsnutzigste von allen sei, und nach der Dinge in Erfahrung gebracht habe, welche die Entlassung erforderten. Zum erstenmal war es energisch und lohne ohne Zustimmung seiner Frau das freche Geschöpf ab. So sehr wie in dieser Stunde hatte er sich noch nie gehorsam. Nicht allein über Betru, die in boshafter Weise sich zu rächen suchte, indem sie allerhand Nachreden über das Benehmen der gnädigen Frau machte, sondern auch über Salome selbst, welche zum erstenmal einen bitteren, sicher gehässigen Streit heraufbeschwor, bei welchem der Schwiegervater natürlich wieder die Rolle des Ausgleichers spielte.

Siegfried war aufs höchste erregt; es sagte dem Major in unverhältnismäßige Hitze die Beherrschung, und die Feindschaft der beiden Männer loderte in hellen Flammen empor.

Gräßliche, unerträgliche Tage folgten, bis Frau Tora abermals als Friedensengel erschien, um den Sturm zu beschwichtigen. Sie nahm Gelegenheit, ihrer Tochter noch einmal die dringende Notwendigkeit klar zu machen, daß eine Hausfrau etwas vom Haushalt verstehen müsse, aber sie stieß auch wie vor auf den hartnäckigsten Widerstand. Früher wäre derselbe einer gewissen Gleichgültigkeit entsprungen, zur bösterien ihr Trop und Oppositionslust, und der Major stand als aufrichtiger Freund im Hintergrund und bestärkte die Tochter in ihrer „Beharrlichkeit".

Nun ging Siegfried verzweiflungsvoll in seinem Zimmer auf und nieder und dachte darüber nach, wie er das Unmöglichste wohl zuwege bringen solle, diese Frau zu erziehen. So sanft und anschmiegsam hatte er es sich nicht gedacht.

Er hatte gehofft, die zwingende Notwendigkeit werde seine beste Verbündete sein. Er irrte sich. Salome war viel zu unüberlegt, um sich durch irgend welche Widerwärtigkeiten einer ernstlichen Prüfung unterziehen zu lassen. Sie wußte stets einen Ausweg und verlangte ihn sofort einzuschlagen, wenn er auch noch so fabelhaft, verstiegen oder unmöglich war. Woraus nahm Siegfried seine Handsame? Warum lieh er das Essen nicht aus dem Hotel holen, warum stellte er so entsetzlich strenge Einkaufsbücher an die Dienstboten? Lobsigkeit aus Herrschsucht, aus Tyrannei, aus Malice, um seine Frau zu ärgern, zu demütigen, um einen Grund zu haben, ihr immer die Unzuverlässigkeit und Unerfahrenheit vorhalten zu können. Er wußte ja im voraus, daß sie nichts vom Haushalt verstand und auch nichts davon lernen wollte, warum hatte er sie denn geheiratet? Ach, der Papa hat so recht gehabt! Hätte sie doch ihn gehört, als er sie damals Siegfrieds Haushälterin beutete!

Wie ahnen und verbienden wose sie gewesen, ihn absolut heiraten zu wollen! Was hat sie nun davon? Der Leichtsinn, die Fremdheit gegenüber wose sehr mächtig, denn beide verbündeten sie und beklagen sie in ihren Briefen, daß sie in einem solch fiebnen Krähwinkel sitz, welches auf seiner Landkarte zu finden sei.

Ach, daß sie eine solche Närrin geworden war, daß so vorcilig weggewerfen! Hätte sie Essen selber kennen gelernt, wäre ihr Wesen ein anderes geworden! Er liebe sie! Ach, wie ganz anders liebt er sie als die flachhirnige, langweilige Siegfried! Ihn Gluts Liebe, sein Mitleid, sein heißes Empfinden, das sie, geheimnisvoll die Gimmelsharfen zwischen ihnen mit all seiner Romantik und verwundschmeichelnden Poesie, das ist das einzige, was die Feldheim noch erträglich macht. Wie aber soll es werden, wenn seine Köchin das Haus, wenn die Herren womöglich nicht mittags oder abends mehr kommen können?

Sollte es eine neue Rancune von Siegfried sein? Hat er den Leuten nur gelandigt, um einen Bar-bauch zu bekommen? Ist Freundschaft so launen? Aus Eifersucht that er es wohl nicht, seine Gleichgültigkeit gegen sie ist ja unerkennbar. Aber aus Mißgunst, aus Bosheit, um ihr die Freude zu stören!

O, sie ist ein unglückliches Weib unter der Sonne!

Da öffnet sich leise die Thür. Der Landrat tritt ein, kommt langsam zu ihr heran und setzt sich auf den Rand des Bettes.

Sie neigt sich zornig herum und sieht die Gestalt in die Kissen, er aber nimmt ihre Hand zwischen die seine und sagt mit milder, weicher Stimme:

„Du bist sehr ungerecht gegen deine Mutter, Kind. Ich habe wie meinen künftigen Haushalt überlegt. Beharrlich bu mir sich bei deinem Entschluß, nichts bei Mamma zu lernen und der Wirthschaft auch künftighin so fremd zu bleiben wie bisher!"

„Ja!" stößt sie rauh hervor; „ja, sonsendmal ja! Ich bin keine Küchenmagd! Ich habe es die vorher gesagt!"

Er bleibt ganz gelassen. „Gut, so werde ich künftighin die Wirthschafterin spielen, falls du diese Stimmung für deinen Mann auch allzu entwürdigend findest!"

Sie hat immer nur an sich, noch nie an ihn, an sein Behagen, sein Glück, seine Würde gedacht. „Nicht im mindesten!" stößt sie hervor. „Ich bedauere nur dich schmerzlich, wie ich von die bereits seit lange weiß. Du kannst thun und lassen, was du willst."

„Was ich will? Was ich notgedrungen thun muß. Eine perfekte Köchin aus der Residenz nehme ich nicht wieder ins Haus, so viel weiß ich. Ich werde mich bemühen, ein rechtschaffenes, tüchtiges Mädchen von hier oder der Umgegend zu finden; so wie bisher lasse ich mich nicht mehr betrügen, sondern werden wir kontrollieren. Und nun wollen wir uns ohne Bemäntelung die künftige Situation klar machen. Wir beiderlei Männer sind anders geartet als die leichtsinnigen, frivolen Helden deiner Pariser Romane. Wir stellen Anforderungen an das deutsche Weib ebenso gut und ebenso hoch und streng, wie an uns selbst. Wir verlangen und setzen voraus, daß ein jedes gebildete und erwachsene Mädchen mit den Pflichten weiterut ist, welche die Natur und die Menschheitsitte an ein weibliches Wesen stellen. Die Meisten sollen nicht glücklich, und ein Mädchen, welches vor seiner Verheirathung nichts gelernt hat, kann in der Ehe mit Leichtigkeit alles Verhängnis anrichten, wenn sie sich überzeugt, daß es ihre Pflicht geworden. Und ich bin genau sicher, daß in deinem Herzen kein Atlas, kein Heiligkeit und Besen. Er teilt mit ihr, was er besitzt, sein Herz, seine Seele, sein Dab und Gut. Und du weißt, daß er noch weiter thut. Sie hätet, sie schützt, sie nehmt und verschelt alles, was es die anwertrunke, was es voll inniger Zuversicht in ihre Hände gelegt. Alle er seinen Wirkungskreis hat, so sucht die edle bescheidene Frau auch ihren höchsten Stolz darin, den Wirkungskreis, welchen Natur und Gatte ihm zugeteilt, rechtschaffen auszufüllen. Und das ist ihr so oft angeschmutzt, so viel bekungene, so gänzlich reine und gewaltige Zauber, welchen die deutsche Frau auf ihren Gatten ausübt. Arbeitet und schafft, sorgt und walter sie wie ein guter Geist in seinem Hause, so empfindet er einzig darin die wahre Macht oder Weiblichkeit. Er kann sie nicht entbehren, er kann nicht mehr ohne sie leben und sein — sein Herz, sein Haus ist ihr und ihm eine Hölle, er weiß, daß es ihr all sein Glück, sein Behagen, sein Seelenfrieden seiner Häuslichkeit verbannt; ihr Fleiß spornt den seinen an, ihre Treue stärkt die seine, ihre selbstlose Liebe nährt die Gatterflamme in seiner Brust wie ein heiliges Del. Er hat sein freiliges, nichtiges Weib mit dem Stolz eines Königs auf den Schild, und beklagt den Mann, dessen Gattin nichts anders in das Haus ist als ein lebiges Weib, ein abwechslungs, gedankenloser Schatten, dessen Dasein niemand zu Nut und Frommen ist, dessen Entschwinden keine Lücke reißt. Auch ich habe mir stets ein Ideal von meinem künftigen Weib geschaffen; ich hab sie auch mit mein Innerlichstes, mein Vollkommenstes, mein heiligstes Kleinod, die Hoffnung meines Glückes, die bewundernte Meisterin alles, die sie beleblicht, das leuchtende Vorbild ihrer Kinder. Und ich möchte! Ist sie denn alles noch nicht zu Anbeginn unserer Ehe, so hilft ihr wohl die große Lehrmeisterin Liebe, es mit der Zeit zu werden. Es war ein schöner Traum, selber Gatten war zu Traum! Je nun, ich will nicht murren, ich will das schöne Bild auch in meinem Hause aufstellen, und wenn ich es auch nicht gleich andern glücklichen Gatten bewundern und hochachten kann, so will ich doch verlieben, es auch irgendwo lieb zu behalten."

Seine Stimme war sehr leise geworden. Er hatte sich in die peinliche Lage versetzt seiner Frau, und die verjenden, noch immer halb abgewandte Gestalt schien nieder wie ein Arzt, welcher an seinen Patienten die Wirkung einer bitteren, aber einzig noch rettenden Arznei prüfen will.

Und er sah, wie sie regungslos dalag, wie ihre Augen weit in das Leere starrten, wie sich eine helle Blutwelle über die Antlitz ergoß, tiefer und tiefer sich senkend zu dem leuchtenden Purpur, wie ihn nur die Scham kennt.

Er atmete tief auf und erhob sich; er hatte sie auswerfen können, hatte es das Zimmer verlassen.

XVI.

Eine wunderliche Zeit brach für das Haus des Barnike Dano herein. Der Landrat hatte stillschweigend die Verwaltung seiner Finanzen übernommen, und Salome sich ihr trotzig gendmen. Sie hatte nur ein lyrisches Mädchen dafür, wenn ihr Mann müde und angestrengt von Dienst nach Hause kam und nun erst seine Befehle und Anordnungen in Küche und Keller treffen mußte, dieweil seine junge Frau tage in ihrem Boudoir saß, Romane las oder Malereien und Handarbeiten anfing, ohne sie zu vollenden.

Verhaftet verharrte die junge Frau in ihrer starren Opposition, in jeder Beziehung von Herzen zu Weisen darin befindet, innerlich aber gärte und wogte es voll immer wachsender Ungeduld und Unruhe, ein Zustand, der welchen ist sich jedoch nicht klar werden wollte.

Digitized by Google

Oft sieg es glühend heiß in ihre Wangen, wenn ihr Gatte auch dem Abendbrot schlafe und behaupte: „Die Köchin soll mit dem Wirthschaftsbuch kommen und abrechnen!“

Anfänglich hatte sie voll gut gespielter Gleichgültigkeit dabei gesessen und in den Zeitungen geblättert, aber sie erhielt doch bald auf und zu einen Blick des Mitleidens, welcher sie so peinlich berührte, daß sie endlich es sagte: wozu ist denn die gnädige Frau da?

Und Salome hob sich die Lippe blutig, stieg drauf ihren Stuhl zurück und verließ das Zimmer.

Anfänglich versuchte sie, sich in doppelter Weise zu zerstreuen, wie oder sollte man sich in diesen strohmodernd zumiffern?

Sie war unbedeckt genug gewesen, in der ersten Erregung über den vermeintlichen Schimpf, welchen ihr Mann ihr angethan, Eilen verschiedene Andeutungen zu machen. Sie fühlte sich unglücklich, unverstanden, sie ließ ihn ahnen, daß ihre Ehe nicht das Glück gebracht, welches sie erwartet hatte. Und Eilen, der „treue Freund“, ging auf ihren Ton ein.

Zuerst fand Salome einen gewissen Trost in seinem Mitleid, welches immer unverblümter marterte, daß auch er französische Romane gelesen und sich der Mann sei, die Früchte zu ernten, welche dieselben in dem skeptischen Boden der Frauenherzen gereift. Bald aber bäumte sich in ihr der gesunde moralische Stern, welcher gebildeten war, lasziuiläm gegen den Verführer auf.

Sie wandte ihr ganz neu erkennend in den Sinn, die beiden Männer ernstlich miteinander zu vergleichen. So sehr sich auch Trop und Eigensinn dagegen wehrten, ihr instinktives Verlangen, im Grunde ihrer Charakter entschieden in allen Dingen für Siegfried.

Da kam es ihr erst klar zum Bewußtsein, wie verächtlich und feindselig doch ein „Freund“ ist, welcher nach des Nächsten Weib und dessen Ehre begehrt. Eilen, welcher sich bereits Sieger glaubte, atmte nicht, wie er selber den Schleier zerriß, welcher die Augen der Seele bei diesen jungen Weibe verdunkelt hatte.

Schlaffos lag Salome und starrte mit brennendem Blick in das Dunkel. Warum war Siegfried nicht auch ein so gewissenloser Mensch wie Eilen, daß sie ihn hätte verachten können, so verachten, wie sie ihn oft so hassen vermeinte? Dann würde sie sich nicht einen Augenblick gescheut haben, ihm mit gleicher Münze heimzuzahlen. Sie aber scheut sie sich; er soll nicht beher, nicht eher, nicht rechtschaffener sein als sie. Ihr er es wahrlich? Sie beginnt, ihn zu beobachten, sie beginnt plötzlich, sich für ihn zu interessiren.

Je mehr sie sein Thun und Treiben verfolgt, desto gerüer und vorteilhafter sticht es gegen Eilen ab. Er langweilt sich gesellschaftlich genau so wie sie, braucht fällt er ihm nicht ein, einer anderen den Hof zu machen. Warum nicht? Weil er seine Frau so treu und innig liebt? Bei diesem Gedanken schlägt Salome die Hände voll Zorn und Erbitterung vor das Gesicht.

Nein, er liebt sie nicht mehr. Sein Wesen ist ganz anders als früher, — kühler, gleichgültiger, so, wie man mit der Zeit einem häuslichen Verhältniß über wird, vor dem man einst mit Entzücken geschwärmt hat.

Ein Bild! Sagte er es ihr nicht selber, daß sie nichts anderes sei als ein fremdes Bild, welches sein Haus schmückt, nicht mehr und nicht weniger wie jeder tote Gegenstand im Zimmer, welcher nächst weiter leistet als — da zu sein?

O, diese Worte gellen ihr Tag und Nacht in den Ohren, sie kann nicht darüber hinwegkommen, sie kann sie nicht vergessen. Den ganzen Tag erinnert sie das Thun und Lassen ihres Mannes daran. Sie sitzert bereits vor Neugierde, wenn sie ihn kommen hört, wenn sein erster Schritt nicht ihrem Boudoir, sondern der Küche gilt, um dort zu sehen, ob das Essen bereitet und wohlschmeckend, wenn er in das Speisezimmer tritt, um zu sehen, ob der Tisch ordentlich gedeckt und alles an Platze ist, wenn er über grobe Mängel verhandelt und über das Notwendigen, über die Einkäufe und Ausgaben, darzum, wenn er sich für alles interessirt, was sonst die Sache der Hausfrau ist.

Immer unerträglicher wird dieser Zustand. Die Dienstboten haben sich auch bereits daran gewöhnt, sie wie eine Null zu betrachten. Sie hören ihre Befehle nicht mehr an, ehe sie den Herrn Landrat um die seinen befragt, sie wenden sich mit seiner einzigen Frage an sie, fordern nur an Herrn v. Born.

In aufwallender Erbitterung hatte sie sich bei ihrem Vater darüber beklagt. Dieser tröstete sie: „Laß sie doch solchen Klatsch vollkommen gleichgültig sein, Prinzeschen! Wenn du dich tüchtig amüsieren könntest, würdest du gar keine solchen Grillen fangen! Fern von dir, daß du dich mit mit solchen Dingen plagen mußt, und genieße deine goldene freie Zeit! Eine vornehme Dame braucht keine Mägde-Arbeit zu thun, das entwürdige sie.“

Wirklich, entwürdigt sie das? Salome denkt lange darüber nach. Wie sehr entwürdigt es dann aber erst einen Mann, einen vornehmen Herrn, welcher damit ganz Ungebührliches leistet!

Anderthalb Jahre verlangt Siegfried seine Mägde-Arbeit, er verlangt nur das, was sich eine Fürstin zur Pflicht macht: ihre Stellung im Hause auszufüllen, das zu sein, wozu sie berufen ist.

Abstrahe einen Augenblick in Feldheim, beschäftigt sich mit Wohlthätigkeit, arrangiere Konzerte und Feste zum Besten irgend welcher Armut!“ ein der Mojor.

Aber Salome schüttelte das Kopf. Sie war zu klug, um sich nicht selber zu sagen, wie lächerlich sich eine Frau macht, die ihr eigenes Haus vernachlässigt, um der Verkommenheit anderer zu Hilfe zu eilen. Wohlthätigkeit, Schützlinge, Schützlinge, Spaziergänge — ach, die andern Frauen in Feldheim hatten alle so viel zu thun und starrten der Dame, welche in ihren Kreisen machte wie eine Berühmtheit an Stile und Ordnung an. Auch sprechen sie meist über ihre Wirtschaft, und wohl Frau v. Born darin nicht mitreden kann, so schaut sie sich nach anderen Thätigkeiten um.

Und Schlittschuhlaufen? Blech ein Vergnügen ist es, allein bei Wind und Wetter auf den überschwemmten Wiesen unter mummelnden Kindern herumzulaufen! Die Herren hatten sich an den beiden Tagesstunden Dienst, nur Siegfried suchte sich vielleicht ihr zuliebe bisweilen freigemacht und sie begleitet haben, aber sie mag ihn nicht darum bitten.

Bisher ein so unendlich langweiliger, tief verschneiter Winterzug!

Salome hat unendlich lang mit der Schneeberin die Modebilder besehen und hätte sich sicher sechs neue Toiletten machen lassen, wenn sie nur in Feldheim zu verwenden wären! Nun, da sie endlich über ein sehr aparted Hausfleid, welches die Herren bei ihren Abendbesuchen empfangen soll, einig geworden sind, befindet sich die junge Frau wieder elend.

Was anfangen? Siegfried ist nicht daheim. Sie möchte Schlittschuh laufen soll, einig geworden sind, befindet sich die junge Frau wieder elend.

Was anfangen? Siegfried ist nicht daheim. Sie möchte Schlittschuh laufen, mit jemand, der nicht allein. Nazy entschließen, ohne sich im mindesten etwas dabei zu denken, schnell sie dem Diener und giebt ihm einen Auftrag für Herrn v. Eilen. „Die gnädige Frau wolle auf dem Mühlgraben Schlittschuh laufen, — ob der Herr Leutnant nicht Lust habe, sie zu begleiten?“

Es ist das erste Mal, daß sie ihn dazu auffordert. Und Eilen antwortet in kleinem, starl drückendem rotes Billet, daß er den Nachmittag, dem unfaßbar beglückenden, für sie reserviert und ganz und gar ihr getreuer Page sein wolle. Der Mühlgraben sei aber so überfüllt, — ob sie nicht der rücksichtslosen Jugend und dem Wege gehen und sich seinem Schutz auf dem Schloßgartenweiher anvertrauen wolle?“ Er erwarte sie daselbst.

Einen Augenblick ist Salome zweifelhaft. Der Weiher liegt sehr einsam. Sie wird dort ganz allein mit Eilen sein — eine Konstellation, die excellence. Soll sie gehen? Je nun, sie nimmt den Diener mit. Er erwaltet sie mit dem Pelz am Ufer und dient zum Chaperon.

Sie geht. Sie kann nicht entgegen, und als sie ihm die Hand reicht, drückt er bescheiden, kühner, anders noch wie sonst.

Sie erröhet, sie sieht in sein Gesicht, welches auch einen anderen Ausdruck zeigt wie sonst. Er hat ihren Ruf für eine Neanne genommen und drückt das in seinem Wesen aus. Salome empfindet es sehr wohl, sie ist auch im ersten Augenblick erschrocken darüber, aber sie hat nicht den moralischen Mut, der Gefahr durch rechtzeitige Kühle anszuweichen. Auch befindet sie sich gerade heute wieder in einer Stimmung, welche all ihren Trotz anreizt, ihren gleichgültigen, sich-Nichtsmachen Gatten ein wenig zu ärgern.

Sie preßt die nervös zuckenden Lippen zusammen, löst sich die Schlittschuhe anschnallen und reicht Eilen beide Hände entgegen, mit ihm über die eisglatte, sonnenglitzernde Glätsche dahinzufahren. Sie sieht entzückender aus denn je.

Das kokette Sportkostüm mit dem pelzverbrämten Jäckchen, den kurzen, graziös wehenden Rock und dem keden Bibchenhut auf dem goldblonden Haar hebt ihre jugendliche Schönheit auf vorteilhafte Weise. Die Erregung und gereizte Stimmung lassen die Augen blitzen, und die Wangen färben sich unter dem weißen Pelzbesatz so zauberhaft frisch wie ein Pfirsich am Spalier, welcher zu süßem Gemüse lockt. Und Eilens Blick strelft die verbotene Frucht und brennt schließlich ungeniert auf dem Antlitz seiner Begleiterin.

Anfänglich hat eine harmlose Unterhaltung die Zeit gekürzt, dann werden seine Anspielungen immer verständlicher, sie schmeckt ein wenig, aber sie amüsiert sich herrlich dabei, — wie Frau in ihr liegt, es reizt sie an, das Feuer zu schüren — sie tobetlert mit ihm.

Weiter und weiter fliegen sie dahin. Glattgefrorte Gestalt verschwindet hinter den Tannen, blickverschreites Gestalten umgrenzt die Biegungen des Weihers, welcher in einen breiten Graben ausläuft und einen Teil des Parks durchquert. Und je weiter sie sich entfernen, je einsamer sie sind, desto kühner wird der Mann an ihrer Seite.

Er preßt ihre Hände ungestümer und neigt sein Haupt näher und näher dem ihren. „Nun vor bei Gott ein Page — blond war sein Haar, leicht war sein Sinn —“

„Sehr leicht!“

„Der ting die feidene Schleppe der jungen Königin.“

„Auch beim Schlittschuhlaufen?“

„Auch da, immer, überall. Und wo ihm der greise König den Weg durch Thürhüter und Drachen verfperrte, da fand sich wohl eine Streichleiter . . .“

„Armer, alter König!“

„Thörichter Egoist, welcher Liebe in einem Herzen erzwingen will, welches nicht für ihn schlägt! Warum seufzen Sie, Salome? Will's dem König aber dem Pagen?“

Sie wendet das Köpfchen ab, er zieht sie gar so nah an sich heran, und seine Blicke sind noch kühner als seine Worte.

„Lassen Sie uns umkehren!“ sagt sie wie in jäher Angst.

Er hält sie nur fester und stürmt mit ihr weiter. „Umkehren? Dazu ist es zu spät. „Sie wußten beide sterben, sie hatten sich wol zu lieb.“

„Wie viel Ihr ist es, Herr v. Eilen?“

Es schürzt mit wundersamem Lachen den Kuß; seine großen weißen Zähne blinken groß unter dem Schnurrbart hervor.

„Dem Schlittschuhen schlägt seine Stunde, und ich bin jetzt glücklich! Sie auch, Salome? Wenn Sie es leugnen, betrügen Sie sich selbst. Die glücklichsten Menschen waren jene ersten beiden im Paradies, denn sie waren allein, so allein wie wir, denn sie hatten sie sonst niemand, als sich selber. Ich bin wie, und sie genossen davon, auch so . . . wie wir?“

Er flüsterl die letzten Worte in ihr Ohr, und sie reißt sich die Hände aus den seinen und wehrt mit zitternden Fingern an ihrem Schleier.

„Ihr Gesicht ist nicht zuzuverstehen!“ entgegnet sie herb. „Das Glück, um welches sich eine Schlange windet, ist kein wahres Glück.“

Sie wendet sich und fliegt hastig zurück, er verfolgt sie Hände lachend in die Taschen seines Mitlaid und folgt ihr; wie ein Schatten sauft er scheu an ihrer Seite.

„Und was nennen Sie wahres Glück, grausame Göttin? Besser doch das sündhafte Glück in lohender Liebesglut als das Erstarren und Erfrieren in dem Eisdunch einer heiligen, langweiligen und gleichgültigen Ehe!“

Ihr Herz klopft zum Zerspringen. Eine namenlose Angst überwammt sie. So ist er noch nie zu ihr gewesen, sein Benehmen wird allzu kühn, und es beleidigt ihren Stolz, welcher echter, als sie selbst gedacht, in ihrem Herzen kommt. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Kaiser Wilhelm-Hundertjahrfeier in Berlin.

Für müßige Stunden.

Schach.

(Verantwortl. Red.: **C. Schallopp.**)

Aufgabe № 23.
Von Jul. Kohn in Prag.
(„Problem“.)
3 Züge.

Weiß setzt an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe № 20 S. 408:

W. 1. Td1—d6!
S. 1. Ld3x♘6
W. 2. Td6—c6!
S. 1. Se5x♘4 oder beliebig anders
W. 3. Ld2—a5 bezw. Td6—c6 matt.

A

S. 1. Ba2—b4
W. 2. Td6—c6 matt.
S. 1. Te8—c8 matt.

B.

S. 1. beliebig anders
W. 2. Td6—c6(†) matt.
S. 1. Te8—c8 matt.

1. Td6—c6 (droht matt) 2) Le2:f1 1. Td7 —e7 matt.

Partie Nr. 17.

Nach dem am 27. 28 Februar 1891 ausgetragenen Schachwettkampf zwischen Schwarz G. T. Turod, Sweden.

Spanische Partie.

Weiß: D. M. Schmutzer, New York
Schwarz: G. T. Turod, Sweden.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e4—e4	e7—e5	19. Ld3—f5	Te8—e8
2. Sg1—f3	Sb8—c6	20. h2—h3	a7—a5
3. Lf1—b5	Sg8—f6	21. Td1—d3	b7—b5
4. 0—0	Sf6x♘4	22. Td3—e3	Te8—e6
5. d2—d4	Lf8—e7	23. b2—b3	g6—g5
6. Sb1—c3	b7—b6	24. Le3—d2	Se7—g6
7. Lb5—c4	d7x♘e4	25. h3—h4	Tg8—e8
8. d4x♘e5	Sc6—d4	26. Ld2—g5	Te6x♘e3
9. Tf1—d1	Lc8—d7 ¹)	27. f2x♘e3	Te8—e6
10. a2—a4 ²)	Sd4—b3 ³)	28. Se3—g4	Kf8—e8
11. Sf3x♘d4	Lc7—b8	29. Tg1—f1	Te6x♘h6
12. a4—a5 ⁴)	g7—g6 ⁵)	30. e5—f6	Th6—e6
13. Sd4—c6 ⁶)	Dd8—e7 ⁷)	31. Tf1—e1	Ke8—f7
14. Df3—e2	Lb8x♘g3 ⁸)	32. f6—f7 (†)	Kf7x♘f7
15. h2x♘g3	Sb3—d4	33. Te1—e4	Te6—e7
16. Df2—g2	Dc7—d8	34. Te4—e1	b5—b4
17. Dg2—d2 ⁹)	Kg8—e8	35. Te1—e2 ¹⁰)	a6—a5
18. Le2x♘d3	b3—b2	36. Td1—d2	Kd7—d6

Schwarzes mußte, doch ist das bei nervöser Spielweise oft: g7—g6 Dd8—b6 Sg7—f5 13. Le3—b6! b2 Tb1—d1 14. Db2—b1 Tg8—g7 17.Nf6—h5 Dd8—f6! usw. Der Turmzug klappte nachmals trefflich anwendbar, auch weiß sich Schwarz nicht mehr anders zu helfen. Der Zug Weißen Turmes hat auch sonst seine Bedeutung, wie das Folgende zeigt.

¹) Ein Versuch, den Bauern zu gewinnen: 10. Sc6—d4 11. Sf3x♘d4 Dd8—h4 12. Lc1—e3 Dh4—h5 13. Tf1—d1 Lc8—d7 14. Sd4—b3 Lc7—d8 15. Sb3x♘c5 Ld7x♘c5 16. Le3x♘c5 Sf6—d7 17. Lc5—e3 Sd7—f6 18. Sg1—f3 unbefriedigend, weshalb Weiß nochmals ein ganz neues Spiel beginnt.

²) Vom Unternehmen, die über das nochmalige Vorgehen auch Schwarz sich nicht recht schlüssig machte.

³) Warum nicht sofort Sf6—h5? Pol. 11. a5—a6 12.Dc2x♘e4 12. Nf3—d4 Le7—d8 kommt der Weiß nichts Neues! ganz gleich, ob er Sodann auf Sd4 einzieht oder nicht.

⁴) Jetzt ist Sd4 am Platz.

⁵) Ein Versuch, den Bauern zu halten: 12. Td1—d2 Lc8—d7 13. Sd4—c6 Ld7x♘c6 14. Db2—b1 Lc6—a8 15. a5—a6 Dc7—c6 16. Db1—a1 Dc6—b5 17. Da1—a2 Db5—c6 18. Sf3—d4 Dc6—c7 19. Sd4—c6 Ld7—c6 20. Lc1—f4 Dc7—b6 21. Lf4—e3 Db6—c7 22. Le3—d4 Dc7—b6 23. Ld4—f6 Db6—c7 24. Lf6—e5 Dc7—b6 25. Le5—d4 Db6—c7 26. Ld4—f6 Dc7—b6 27. Lf6—e5 Db6—c7 28. Le5—d4 Dc7—b6 29. Ld4—f6 Db6—c7 30. Lf6—e5 Dc7—b6 31. Le5—d4 Db6—c7 32. Ld4—f6 Dc7—b6 33. Lf6—e5 Db6—c7 34. Le5—d4 Dc7—b6 35. Ld4—f6 Db6—c7 36. Lf6—e5 Dc7—b6 37. Le5—d4 Db6—c7 38. Ld4—f6 Dc7—b6 39. Lf6—e5 Db6—c7 40. Le5—d4 Dc7—b6

78. Band.
Neunundvierzigster Jahrgang.
Oktober 1896—1897.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 M. 50 Pfg.
Mit Post-Aufschlag 5 M. 75 Pfg.
Redaktion:
Ernst Schubert in Stuttgart.

Quitt!

Roman von Johannes Richard zur Megede.

(Fortsetzung.)

Martha folgte auf knirschendem Schnee dem Hunde, der laut schnuppernd hin und her lief. Sie kamen aufs Feld. Plötzlich winselte der Hund, Wiehern antwortete. Ein eigentümlicher Anblick bot sich: der riesige Schattenriß eines Pferdes zeichnete sich auf dem schneeweißen Grunde ab. Unten im Thal an einer alten Weide, nicht weit vom Fluß, der auf schwarzem Wasser dünne Eisschollen trieb, stand Gellmanns Reitbraunet; der Sattel war verschoben, die Zügel hingen über den Kopf auf die Erde, und unter den Flanken hing weiher Reif im Winterhaar. Zuweilen beugte das Tier den Kopf auf eine zusammengekrümmte Männergestalt im Pelz, dann schüttelte es sich und schnaubte unmutig. Martha erkannte den Liegenden sofort, es war Gellmann. Ein paar Sprünge über den gefrorenen Schnee ... sie war bei ihm, sie beugte sich über ihn. „Wenn er nur noch lebt, nur noch lebt!“ flehte sie; das ganze großherzige Mitleid der Frau war in ihr erwacht. Und er lebte! Sie hob den Halberstarrten auf, sie drückte ihn an sich und schleppte die schwere

Nach einer photographischen Aufnahme von Ing. Strobe in Wien.

Die Elisabethbrücke in Wien.

Digitized by Google

Last bis in den Hof. Das Pferd und der Hund folgten. Es gehörte die ganze ungeschwächte Kraft ihrer Jugend, die Stärke der Muskeln zu dieser rulosen That. Aber als Gellmann endlich in der Schlafstube zu sich gekommen war und mit hohlem Blick erst das Zimmer, dann die Frau ansah, überwammte sie wieder der Ekel, und sie wandte sich ab. „Aber, Marthachen, sag doch, bin ich jetzt zu Hause gekommen?“ lallte er, und als sie nur den Kopf wortetete über die Schulter hinweg nur ein einziges „Ntui!“

„Wo ... wo ...!“ Mit einem Schlage war der halberfrorene Trunkenbold nüchtern geworden. Er brummte etwas und kroch ins Bett.

War das „Ntui!“ eine so furchtbare Lehre, oder hat der Nüchterne mit seinem Worte die boshaften Schatten eines häßlichen Todes? — Er traut nicht mehr. Sie gab nicht viel auf die plötzliche Besserung, diese Nüchternheit, die er mit zitternden Gliedern und einem verzweifelten Male trug. „Kunstrich wird der Rückfall kommen,“ entschied sie praktisch.

Es gab eine Unterredung zwischen den beiden. Der Gerichtsrat, daß er gehorsam in eine Versetzung einwilligt ging, während es allgemein hieß, er müsse nach Marienbad wegen beglaubender Herzverletzung.

Es war ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß am Tage der Abreise gerade Kontrollversammlung in Orchen war. Schon vormittags wimmelte das kleine Nest von etwas aufgeber treibenden Landwehrleuten, und die Wirtschaften machten gute Geschäfte. Auf dem Markte stand ein hübsch hergerichtetes Gedanken und prüfte mißtrauisch jeden vorübergehenden Zivilisten auf seine militärischen Qualitäten. Offiziere aller Waffengattungen schlenderten durch die Straßen; der Sporn herrschte vor und der Kavalleriesäbel. Etwas Kleinstadt schlichen das zwischen die Uniformenträgern herum. Der Gerichtsschauer Landabel hielt sich exklusiv und grüßte nur mit kühler Kameradschaftlichkeit den einzigen Herrn vom schweren Geschütz. Der Gellmannsche Wagen bummelte durchs Stadttor. Die schöne Frau, die immer eine kleine Schwäche für die Uniform hatte, sah einen Trupp der vornehmen Kavalleristen, gerade als er lachend und sporenklirrend die Stufen zur Sauerschen Konditorei emporstieg.

„Ich habe dich seit unserer Verlobung nie in Uniform gesehen; wie komme daß, Otto?“ Tatte lud sie wohl nicht wohl viel ... Aber vilit für Referee-Offiziere nicht manchmal in Uniform sein?“

Er war dunkelrot geworden, und während er angelegentlich auf seine Uhr starrte, stotterte er: „Offizier? ... Ich? Ja, ja, eigentlich sollte ich heute auch dabei sein; ich habe mich aber leider abgemacht. Und dann — ich trage ungern die Uniform; es sitt mir zu ungemütlich und zu warm drin.“ Darauf sagte er, zum Kutscher gewendet, hastig: „Fahr, fahr! mein Gott, jetzt verpassen wir den Zug.“ Die Pferde knallte, die Braunen stoben im scharfen Trabe vorwärts die bergige, schmutzige Bahnhofstraße entlang bis zum Briegerdenkmal. Die Pferde preschten an den Offizieren vorüber.

Plötzlich drehte Gellmann den Kopf scharf nach der Seite. Die junge Frau sieh ihn an: „Otto, da ist ja euer Bezirkskommandeur, der mußte du doch grüßen!“ Der ältliche, bewegliche Herr mit dem Unteroffizierssäbel passierte ganz dicht den Wagen. Mit automatenhafter Bewegung folgte Gellmann der Mahnung und griff nach dem Hute; auch Martha setzte sich in Positur. Da blitzte aus dem grauen, harten Auge des Offiziers ein so deutliches: „Unterstreb dich, Kanaille!“ zu ihrem Gatten herüber, daß sie wieder in die Kissen zurücksank. Eine Minute sollte bieten sie vor dem Bahnhof. Gellmann sah abgetan aus. Mit auffälliger Akkuratesse hob er der schöne Frau aus dem Wagen, dabei blickte er sie unsicher an. Sie merkte nur, daß seine Arme zitterten, und preßte die Zähne zusammen.

Während sie die Billets besorgte, trat er geräuschvoll in den Wartesaal und bestellte einen Grog: „Aber steif, Mannchen, steif, ich bin verdammt durchgefroren.“ Draußen schien die Sonne, und die Pferde wurden schon warm nach kurzer Fahrt in der schweren Frühlingsluft. Jetzt kam auch Frau Martha. Sie sah den Rückfall gar nicht. Er freute sich wie ein unvoltzerierter Schuljunge, den der Lehrer wider Erwarten nicht fragt. Das starke, heiße Getränk kann durch die durchweichte Kehle. Heute mußte er Leute haben, heute mußte er! Vielleicht begriff sie das auch, vielleicht hatte sie nicht einmal an ihn. An ihrem Gesichte lag ein elastischer Zug, der nicht zur Nachdenklichkeit deutete. Dann kam der Zug. Er kam. Der Zug rollte langsam heran, der lahme Gepäckträger zumpelte eifrig die Coupés entlang.

„Ich wohl, ich wohl!“ Die Rührung stieg ihm in die kalkerigen Augen.

„Bist du eigentlich noch Offizier?“ fragte sie langsam mit niedergeschlagenem Blick.

Er verstand sie, und war sie hier Sie eine Gruppe vorüber. Jetzt wußte sie, daß er gelogen hatte. Er war nicht mehr Offizier.

Draußen hielt der Kutscher und schlug mit der Peitsche nach den Fliegen. Er hatte ursprünglich hatte die schöne Frau in der Stadt bleiben wollen, um Besorgungen zu machen, jetzt befahl sie nur kurz: „Schwimmen Freisterr. o. Loja!“ Als sie der Aufseherin einen Fünfmarkschein reichte, sagte sie laut hinzu: „Die Pferde werden es doch wohl noch aushalten — und wenn nicht, so müssen sie's eben. Fort!“

Wieder rasselte der Wagen über das holperige Pflaster durch das alte Thor. Die Wehrleute zogen in Gruppen zum Kontrollplatz, die Offiziere kommandierten scharf. Es war noch rechts und links. Erst als sie das Nest im Rücken hatte, atmete sie erleichtert auf. Schon beckte Frühlingsbäumerung lichtgrün die Ebene, da hielten die kampfenden Züge vor den Toren Bauernhöfe. Er war bebenn. Ohne Unschwelle ging sie aufs Ziel los.

„Ist mein Mann noch Offizier?“

„Nein, gnädige Frau.“

„Wissen Sie, warum nicht mehr?“

„Ja und nein, jedenfalls nichts Bestimmtes.“ Die Antwort ward ihm schwer, wie sie merkte.

„Sie sagen Sie mir den Grund, Herr v. Loja, ich will's wissen.“

Sie hatten beide stehend, mitten im Zimmer gesprochen. Jetzt sahte er ruhig ihre bebende Hand: „Setzen Sie sich, gnädige Frau, und vergessen Sie auch jetzt nicht, daß ich Ihr aufrichtiger Freund bin. Was er auch gethan haben mag, Sie sind seine Frau. Und wenn soll ich Ihr Gefühl mit einem Schleier? beschweren, den Sie nicht mal ganz verstehen.“ Sie wollte ihn unterbrechen — er fuhr fort: „Deswegen kann er doch ein anständiger Mensch sein, wenn auch nicht nach dem Ehrenkodex einer Gesellschaft, den sich leider vielleicht nicht mehr anfündig bin. Sind Sie das Enge, großherziges Geschöpf, sie das sich Sie gerne halten möchte — dann bewahren Sie ihm Ihr inniges Gefühl, das ihn vielleicht noch wegzuziehen. Es ist der einzige Ausweg! Und glauben Sie mir's, aber glauben Sie mir's nicht: ich habe ein Recht an Ihnen und an Ihrem Glück.“

Sie sah ihn starr an. Es war boshafte häßliche, energische Gesicht, das ihr stets aufzupaßlich gewesen, auch in dem Augenblick sah sie den ablagen Zug seines Weibes durchbliken; ein schweres Gefühl legte ihr, daß hier ein Freund war sie hatte, ihr einziger Freund. Auch ein andrer Instinkt hob sich gleich dagegen, daß ihr zumute, daß sie ihn fassen müsse wie ihren schlimmsten Feind. Das alte, nichtige, ihm eigentümlich in dem Gesichter voxen Schatten, nur der Kachelofen blinkte heimlich, und der Gabriel der Bücher auf dem Regale. Martha Gellmann hatte in einem alten, kleinen Photographie-Album geblättert, das auf dem Tische lag, ohne hineinzusehen. Jetzt schlug sie's gedankenlos wieder auf und sah hinein. Sie beugte sich tiefer, immer tiefer darauf, bis fast das Haar das Bild berührte. Eine seltsame Wandlung war in dem Gesichter vorgegangen, als sie's jetzt wieder hob. Fahle Blässe lag auf Lippen und Wangen, das Auge blickte wie tot. Was ihr der Zufall da zeigte, war ihr Ebenbild — doch die Photographie war alt, und die Züge waren oder. Martha Gellmann Hand zitterte. Der Freiherr sah sie fest an. Plötzlich, als wenn sie etwas Entsetzliches abschüttelte, sprang sie auf, und die Hand um die Sofalehne gekrampft, sagte sie mit tonloser, zerbrochener Stimme: „Also Sie ... Sie ...!“ Dann sank sie ohnmächtig zusammen.

Sie machte das alles noch hier im Coupé wieder durch, und noch wieder drehten sie die Räume zu Schwindeln, als sie an Loja hatte. Das eine aber ward ihr klar, das sie recht gethan, als sie sich zum Verreisen gewendet. Erst mußte sie wissen, was ihr Mann verschwiegen, was er ihr nicht hatte sagen können.

Der Zug lief langsam in den Ring der Befestigung ein. Grünlich-trübes Wasser blinkte matt aus den Wallgraben — eine alte Offiziersbücke überschritt unter der schwerfällig rollenden Last — ein Kasfallthor, ein dumpfiger Tunnel mit roten Ziegeln verbleibet — sie war in der Residenz.

Martha Gellmann zögerte sie mit dem Aussteigen, sie wollte die Droschauer Gesellschaft vermeiden. Da blitzten auf dem schmalen Perron ein paar Kürassierhelme auf. „Ah! Gräfin.“ — „Na, Rosfeld, immer auf Deck!“ Darauf folgend eine unbedingte Bemerkung in der unverwüstlich Klangfarbe der Comtesse, die der schönen Frau wohe that — eine unlösliche Verbindung zum Prinz Lack, die gestiftend belacht wurde. Als es still geworden war, stieg Frau Martha aus. Aber am Bahnhofseingang stand noch die Gruppe. Es ging jetzt sehr förmlich zu: „Jawohl, Excellenz.“ ... „Nein, Gräfin.“ Und nach der Mahe unbefangenen Hände ging Offiziere hohen und den Salutsoldaten öfter als nötig zum Gruße nach dem Helmschirm. Die Devotion galt einer elegannten Dame mit langem Reisemantel und leichtem Schleier, der Kavalleriker ungemein sich bewegte und sprach. Märkischer Dialekt, scharf, unbekannt neben dem vollendeten, gemütlichen Oberpreußisch. Als Frau Martha vorübergina, hielt sie scharfen Ohr zu vernehmen. Langsam bändigte Vorbandschuh zurück und pfiff mit der Geschicklichkeit eines Grooms schrill durch die zusammengepreßten Kinnbart nach zwei hellen unheverlingenden Terrier. Darauf hob sie den hellen Schleier zurück und sah sagte laut: „Warten! In Offizieren gezogen? Famos! Ans Ihrer Gegend, Herr v. Rosfeld?“

Prinz Lack erröberte sich: „Bedauere. Aber wenn die Trennung an meinem Freund Doerfeld wenden wollen — in Damenangelegenheiten kümmert.“

Die schöne Frau hörte es, und die Verwunderung that ihr wohl. Im Stationszimmer brehte sie sich noch einmal neugierig um. Doch sie sah nur die Helme und die Comtesse Wilmein. Die hatte einen müden Zug um den Mund. „Ja die blasiert!“ dachte sie und ging weiter.

Der mächtige Bahnhofsplatz lag vor ihr. Die Droschkenkutscher schrien und peitschten auf die mageren Pferde, Gepäckträger sprangen die hohe Treppe empor und kamen herunter. Die Lederkoffer mit Kronen, beschriebene Segeltuchsäcken. Eine kleine Weltperson stand in breitester Breitspur nach ihren Gepäckträger schimpfte heraus! kopfschüttelnd hinter ihr her, als er das Gelb in der Hand zählte. Aber adelich sieht ein elegantes Selbstbewußtsein mit Aufsperren; der Diener im langen Mantel stand heiratig dabei und hob bedeutsam auf das gewöhnliche Volk.

Frau Martha sah das alles nicht. Sie fühlte, daß sie wieder in der Heimat sei. Ihr war's, als hätte sie die nie verlassen, als sei die beginnende Droschauer Tragödie nur ein böser Traum. Sie schritt elastisch mit erhobenem Kopfe durch die Spalier der Hotelbiener, an der Pferdebahn mit den schwerfälligen Kommissionswagen vorüber, einer Konditorei; sie hatte kein bestimmtes Ziel, sie wußte nur, daß sie immer tiefer hinein müsse in die Heimatstadt. Und jetzt kam sie in eine andre Gegend. Da rech es nach Handel, und schwere Rollwagen rasselten über das Pflaster. An der Seite standen himmelhohe, düstere Speicher. Grund wie faulige Bösserdunst und Teergeruch wehten herüber. — Und da ward sie auf einmal wieder jung, ganz jung. Sie sah die riesigen Speicherthor

Digitized by Google

in den Thüren fingen und Stichlinge fressen. Die Gassenjungen schicken um die Ecke und warfen mit Steinen. Dazwischen klang der gemüthlich rohe Lobsrufgesang, Pfiffer wurden gerollt, am glänzend geschwarzten Tau schwangen sich riesige Säcke in die luftige Höhe. Sie selbst war mitten drin in dem Treiben, prüfte sich mit einem ballmöchtigen Bengel, der sie ein küssen wollte und dann an den Ohren riß. Und gulept saß sie allein an einer Straßenecke und verschnke, die höhlichen Schimpfworte, die sie aufgeschnappt, nachzuprechen. Ja, die Jugend — die gottverfluchte Jugend!

Auch dieser Bild entschwand, als sie weiterging. Verdehaltenen Eingriffen, geschäftige Menschen streiften sich; viel leidne . . . Spaziergänger, auch vereinzelte Elaffenwagen, elegante Equipagen, die schwerfällig vorgenommen Karossen reicher Kaufherren. Hier in einer Seitenstraße hatte sie zuerst gewohnt. Es war eine enge Gasse gewesen, aber gemüthlich. Gang in der Nähe wohnte der Pregel seine ewig lebendigen Fluthen durch die Stadt. Da löschten Geschiffe am Quai, ganz neue Dampfer aus den Ostseehäfen mit komischen Namen, aber einem unbeschreiblichen Seeduft, der thörichte Träume weckte. Da stand auch der alte Schuppmann vor der schwankenden Holzbrücke und wachte eifersüchtig darüber, daß niemand die große Tafel mit „Betreten gefährlich“ überfah — und sie war doch so gerne links gegangen, wie später auch! Die neue Börse hatt am Flusse trat herver. Groß hatte auch ein reicher Kaufmann in ihren Phantasien eine Rolle gespielt, doch war er schnell wieder fallen gelassen, die Mutter hatte sie immer mehr geliebt. — Dann kam noch ein Pregelarm, schmaler, ruhiger. Leichtfinnige Seefahrtserinnerungen drängten sich an ihn, die erste, unschuldige Liebelei mit einem Artillerieschüttrich. Bei finstender Nacht waren sie einmal zu weit gelaufen und eingebrochen. Die Sache hatte ein ungeheures Aufsehen gemacht — und die Liebe auch.

Vor einem eleganten Laden blieb sie jetzt stehen. Dort hatte sie mit Gellmann Gott ihre Ausstattung gekauft und viel Hoffnungen in das weiße Linnen gestickt. Jetzt stehen ihr die Thränen wieder hoch, sie gefiel ihr gar nicht. Die Häuser waren hier grau, verrauchert, die niederen Läden klein und schlecht erhielt. Doch zwischen diesen Häusern auf den schäpfrigen, schmalen Trottoirs war sie selbst Jugend abgespielt, und wie damals empfand sie den Frühlingshauch stärker, obgleich er gar nicht so köstlich war wie damals — und das vergangene Leben wie etwas Zauberisches, Unwiederbringliches, obgleich es niemals köstlich gewesen. Das alte Ordenschloß taudte dicht vor ihr auf, die Kapelle mit ihren riesigen Fenstern und den gewaltigen Strebepfeilern. Ein kleines Geschäft lag da gerade gegenüber. Niemand sieh's auf. Doch sie saß auf dem Platz nur dieser unscheinbare Geschäft allein. Ihr größtes Glück und ihre größte Trauer hatte sie da hineingetragen; dort waren ihre Verlobungsanzeigen und die bei Todes ihrer Mutter saß zu gleicher Zeit gedruckt worden. Die alte Feudalburg der Deutschherren sah finster, stumm, unbewegt wie damals auf sie herab und trübte sie nicht. Sie mochte nicht weiter denken; ihre Jugend war hiermit zu Ende.

Eine Stunde später lag sie in einem kleinen Zimmer eines kleinen Chambregarnis. Sie weinte. Ihr ganzes Leben zog an ihr vorüber, und das Weltlerb wußte nicht, daß sie sich leichtsinnig das Gesicht selbst herumgeschmissen. Da tapfer es! Gnädige Frau wollten um sechs Uhr ausgehen, es ist jetzt halb!“ Rasch sprang sie auf. Das Gute, die Gemüthsruhe sollte ihr erst kommen. Noch einen langen Blick in den Spiegel — eine kleine, korrigierende Bewegung des Brennesstorn durch das blonde Stirnhaar, das in Unordnung geraten — sie ging . . .

Die Unterredung sollte in einer eleganten Kondiroei sein. Frau Martha hatte mit Bedacht diese Stunde gewählt, weil da der „Damen“ viel, doch keine einzige Dame zu finden war. Durch einen Seitenseingang trat sie ein, ging ein paar Stufen in die Höhe, wo die kleinen Zimmer lagen; die Gelegenheit konnte sie von dem Fähnrich her. Heiße, trockene Luft, trübe brennende Gasflammen, auf den Marmortischchen einige Journale, auf dem roten Sofa lante Damen mit halbgeöffnetem Pelzjacket, hübsch, geschmückt, dreist. In den Fauteuil saß gähnend, zusammengekrümmt ein junges Geschöpf und sprach, ohne aufzusehen, zu einem frechen Kellner mit weißer Schürze, während ihr Lackstiefel den Tischfuß mattrörterte. Die Unterhaltung war nicht für Backfische. Es roch nach Patschuli und blühte von falschen Steinen. Als die schöne Frau eintrat, prallte sie doch einigermaßen entsetzt zurück. Es war die Atmosphäre des Leichtsinns. Die Damen steckten darauf die Köpfe zusammen und lachten herausforderud. Der Kellner aber sagte, ohne sich von der Stelle zu rühren, mit einer Ironie: „Schokolade?“ Martha hatte sich in eine Ecke gesetzt und war einen Augenblick unschlüssig, ob sie überhaupt antworten sollte. Da dörte sie einen leisen Schritt an der Thür, und eine bekannte Stimme sagte arrogant: „Ich werde Ihnen Manieren beibringen, mein Sohn! Warten Sie gefälligst ab, bis Sie gefragt sind! . . . Kümmelei!“

Der Kellner duckte erschreckt zusammen: „Ich wußte nicht, daß die Dame zu Ihnen gehört, Herr v. Doerscheck.“ Mit kavalliermäßiger Verbeugung trat der Husar ein.

„Gnädige Frau müssen verzeihen, daß Sie selbst haben das Lokal beschimpft.“ Von dem Sofa klotte freches Gelächter. Sie hatten eine Weile zusammen am Fenster gestanden, sie reden sollten. Endlich sagte Doerscheck halblaut: „Sie haben also mein Billet bekommen, gnädige Frau, ich bin Ihnen sehr dankbar . . .“

Sie zuckte zusammen. An das Billet hatte sie nicht mehr gedacht. Dann sprach sie leise, eindringlich: „Sagen Sie nichts mehr von dem Billet, Herr v. Doerscheck! Sie sollten sich schämen, es geschrieben zu haben.“ Auch in fürigster Erfüllerung: „Wenn ich eine aus Ihrer Drschauer Fendaleee gewesen wäre, würden Sie auch nur den Gedanken gewagt haben? Dann würden beredtigt Sie dazu. Ich habe keine Bevorrechte, und ich bin froh darüber, daß ich so Ihnen sagen würde, wenn ich mich nicht ganz reiner Ehre fühlte!“

Der Husar hatte die Mundecke fallen und machte sein geistreiches Gesicht. Doch sie ehrlich sprach, begriff er, aber es wollte ihm nicht in den Sinn, daß sie zu einem andern Zwecke gekommen, daß es sonst sei mit der Möglichkeit eines Rendezvous. Sie hatten jedenfalls Waffen geschmeidt, ich sammte Schriftstücke dieser Art, vielleicht auch Eitelkeit, denn ich weiß, daß ich hübsch bin, vielleicht auch Caprice . . . Schließlich sagte ich doch: entschieden hätte, daß ich es Ihnen sagen würde, wenn ich mich nicht ganz reiner Ehre fühle

Aus den Appartamenti Borgia im Vatikan: Die
Von Bernardino

Katharina von Alexandria vor Kaiser Maxentius.

nardo Pinturicchio.

Digitized by Google

„Morgen, Doerfield ... Kukgeschlafen!“
„Morgen, Vering Lack.“
Hoffe schnüffelte mit erhobener Nase. „Es riecht stark nach Pferdehaar. Kann hier gewesen sein.“

Da hatte der Dandy wie von einer Natter gestochen und: „Lassen Sie mich mit Ihren Geheimnissen zufrieden! Sie ist anständig vom Scheitel bis zur Sohle, und eure Ortschauer Grübchen können sich gratulieren, wenn sie so viel Herz hätten.“

Mohfeld sah ihn mit saltem Hohne an: „Also weiß verliebt?“ — Uebrigens, wenn Sie sich herumschießen wollen, ich stehe nicht, wie Sie wissen, zum Dienst.“

Am Nachtzug benutzen die Herren nicht bodsteife Coupé.

XVI.

„Es ist nichts mit der Landwirtschaft!“ — Die Klage war allgemein und gerecht. Kongstliche Regierungsprüfungen fuhren beruhigend durch das Land, aben tadellose Dinera bei Landräten, sprachen viel von Wegverbesserungen und Wiesen, wenn sie aber auf die heiklen Lebensfragen kamen, auf den mangelnden Kredit, die niedrigen Getreidepreise, da wurden sie kühl oder machten geheimnisvolle Andeutungen in der Richtung nach Berlin, als wenn der grüne Tisch da oben in allermächtigst Zeit etwas ganz Belanbered ausbecken würde. Wenige glaubten, alle murrten. Die Bauern krochen sich hinterm Ohr und gingen traurig auf die Sparkäckel. Man sah auch viele gerungelte Herrenstirnen, teilen kualte der Selbstvorwurf, und Bauer verschenkte in Landwirtschaftsversammlungen saft unbefriedigte einen ganzen geniedenen Nachmittag. Nachteils hatte wieder einen Riesenjamy mit Pferden gemacht, doch war dem Dandy auch nur mit dem Worte „Remontekommission“ aufzuwarten, konnte hierbeier Aussöhle gegen das Kriegsministerium sicher sein. Die Wolle lohnte kaum das Scheren, und die ihre Jahresgissen mit der Hypotenke zu beden pflegten, sagten über den heiß krisenden Verlust der Oelfracht. Die großen Herren wußten sich einschränken, und die kleinen verhandelten viel mit sichischenen Wuchergesindel. Bon Prinz Lack hatten die Ortschauer Schelfseiten wenig. Er war viel unterwegs, prüfelierte den Protestversammlungen und sprach in so scharfem Tone gegen die Regierung, daß Frau Domat vorsichtig zehe Berührung mit ihm mied. Verlangt hatte ihn das der Landrat wohl, sei führte er sich langsam wieder zu den kalten Schüttern hingegangen, der von dem alten Recken im Schaffswalde in langer Andenz empfangen und sehr gnädig behandelt worden war. Die Ungefriedenheit wuchs. Ein hoher Beamter wurde auf Reisen geschickt. Auch Prinz Lack ward der Ehre teilen beden Besuches gewürdigt. Ein Gang durch die Ställe, über den Hof bei den erstaunlichen Vorrat an Pferden, Zuchtmaterials und hoher wirtschaftlicher Einsicht.

„Na, Sie verstehen doch was von der Landwirtschaft?“ fragte leicht ironisch die Exzellenz.

Mohfeld zuckte die Achseln. „Als Pferdeverständiger und Viehhändler allerdings.“ Dabei glitt sein kalted Auge über die weiten Kappeln und Stallergärten hinweg auf das lyrige Gestalt und die ihren Ackerfuchen, die Ochsen gemächlich pflügten. Ein polnisches Lied klang herüber, ein vorübergehender Knecht bot einen polnischen Gruß. Der hohe Herr hatte die Ohren. Da sagte Mohfeld: „Ich, das Exzellenz, zu deutschen Arbeitern taugt's nicht mehr. Das Polenvack hier futtert schon am frühen Morgen Schnaps und kalte Kartoffeln — Vater, Mutter, Säuglinz. Sie arbeiten so zahm wie ihre Weiz. Aber ein Zeichen der Zeit ist's doch, daß ein ehemaliger preußischer Grafzgrundbesitzer hier kaum noch existieren kann, ohne der polnischen Sprache mächtig zu sein. Ich für meine Person beklage mich nicht. Doch Minus im Körnerbau deckt der Schacher immer wieder; aber die tausend andern, die armen Kerls, bei denen es weder mit dem Geiste noch mit der Intelligenz zur Grafschaft reicht, die sind alle leidet worden, wo bleiben die mit der Halmfrucht, wenn der Morgen Roggen die Produktionskosten kaum noch deckt? ... Ja, wo bleiben die, Exzellenz? ... — Mich als Mutter der Landwirtschaft aufstellen zu wollen, würde ebenso falsch sein, als eines einzigen wohlgelegten, glücklichen Häuserspekulanten wegen die Häuserspekulation als ein besonders solides Gewerbe anzusehen wirtschaftlichen Lebens zu begreifen.“

Der hohe Beamte wollte noch bis morgen bleiben, sah jedoch schon am Abend ab und machte bei Domats orakelhafte Andeutungen von junkerlicher Ueberhebung und mangelnden großen Gesichtspunkten. Die Frau Frau knickte und lächelte und hörte höher unbeirrbig den vielen Wappenvogel, welchen sie dieser Gatte erhielt, nachdem er auf einen Kriegerverein sein unbedingtes Vertrauen zu der Regierung, Kotterud, an einer ganz anpassenden Stelle, hervorgeleert hatte.

Und dabei meinte es der Himmel so gut. Ein sodiger Frühling lag über dem ostpreußischen Lande. Rad den Harbe und Bauernfeiern Pfingsten und hatte es, der Storch spazierte majestätisch durch die tiefgrüne Saat, ihn erschienen die Froschschenkel schmackhafter als sein Leibgericht. In den Obstplantagen lag die frische Blütenpracht wie großflockiger Oktoberschnee auf Baum und Strauch. Sehr alte Leute konnten sich eines solchen sendtwarmen Frühlings obsolut nicht mehr erinnern, und Schaufungen machten ernstlich den Versuch, das Gras wachsen zu sehen.

Der Graf Wilhelm war viel im Feld, Marie leine treue Begleiterin. Doch wenn sie bewundernd auf die weiten Saatenfluren sah, über deren hellgrünen Sammet bei Sonnenuntergang sanfter Dunst in duftenden Gewölk hinwogte, zeigte der Alte mißmutig auf die gelben Spitzen des Gerstenfeldes am Walde, dann war Aschermittwoch und nervöser Frühlingsahnen etwas gedämpft hatte. „Gewiß, Mieze, es sieht ja alles sehr gut — aber der superkluge Hafio wird doch recht behalten: Und wenn wir das zwanzigste Korn bauen, wir kommen doch nur auf die Kosten!“

Sie störte zu und nickte stumm. Sie war überhaupt stiller geworden. Doch sie merkte es nicht. Er hatte so viel zu denken! Hatte die Felt sich wirklich ganz verändert? Tüchtigere Leute gaben vom Gut, schlechtere kamen. Es war nicht einmal Klassenunterschied, wenn der respektive Wanderertrieb, der den Wechsel liebte. Was an der alten, lieben Scholle noch klebte, das waren alte, gebrechliche Menschen und kinderreiche Familien, die schwer unterkamen. Doch der kräftige Zuzug ging gleich nach der Einsegnung in den Westen, in die Bergwerke oder in die großen Fabriken. Wenige hielt eine Art Sentimentalität, ein gelindes Heimwehgefühl, daß sie Wiederkehr versprachen. Die meisten nicht. Die sieben nach den Pferdefeld, den Geruch reifen Getreides, die langen Winterabende in den Gesindeftuben, die Sommerabende in der freien Luft. Und auch die nahm ihre Farben in der besten Kraft: die Stadt ... die Kaserne — sie waren ihm faft immer verloren. Schon seit Jahren sah er das mählliche Abdben und hoffte heimlich auf die Flatwelle, die bod dann Westen Arbeitermangel würde. Jeder Druckt, der wegzog, machte ihm ein Wöherfeld. Und er war doch immer mit der Zeit gegangen, in den Lüften, in der Behandlung; er wollte noch weiter gehen, viel weiter, die Leute sollten nur erkennen, daß er und sie zusammengehörten, daß er nicht als Herr über ihnen, sondern mit ihnen leben wollte. Die Unruhe lag in der Zeit, im sozialen Werden; der Kopf sagte ihm das oft, daß Herz wollte es nicht begreifen. Auch zur Tochter sprach er manchmal darüber, sie empfand es nicht ganz mit, sie war ja noch zu jung, und wenn sie älter lag war hier, nur ihr Herzensfreiheit empörte sich gegen die ausharte Mode. Und dann war's ja Frühling, Frühling, wo jeder den Wanderertrieb fühlt, und jeden die Flügel wachsen! Die Zeit stand ja auch nie meinen, einsamen Ritte durch Wald und Feld. Und gerade zeigt lahmte der Reitfuchs; es war nicht schlimm, eine unbedeutende Schneezerrung. „Zwei Tage im Hofstall, und er ist wieder auf Deck!“ entschied der Graf. Die Comteffe hielt sehr darauf, daß dem Liebling das tüchtige Bad nicht so langweilig wurde, und brachte ihm regelmäßig junges Gras oder Zucker. Heute sollte der kepte Tag der sein. Die Sonne sank. Ueber die sachgrüne Wasserfläche frisch tüchtend ein frischer Abendwind. Die Comteffe stand am Ufer und frente sich an den zugedrückten Laub der Birken im Abgarten bauchen. Das tiefe Grün der Tannen dahinter stach so köstlich davon ab, und die Sonne spielte so freundlich auf den Wiesen und den braunen Stämmen. Die Dorfjugend tatte im tobenden Spiele bis zu ihr. Scherten, Lachen, klapperndе Holzpantoffeln, fliegende Zöpfe — die Jungens trifen die Mützen ab und machten seltsame Reverenzen, die Mädchen knicksten und steckten die Hand in den Mund. Ein Flachskopf, den die kolle Jugd wohl zu weit getrieben hatte, zagte die Schwanz vorsichtig und gefällig wedelnd. Sie kannte die Kinder alle, doch dies Gesicht war ihr fremd.

„Komm her, du!“ bekalt sie. Eine vor Aufregung glühende, schwerfälligerscheinende Gestalt schob sich linkisch näher. „Wie heißt du?“

„Domat ... Fräulein,“ kam es zögernd zurück. Der Name weckte bei der Comteffe eine Fülle unangenehmer Erinnerungen. Dieser junge Domat hat damals in die Gampelschkimmer Kirche eingeschlichen, dem hatte Lotja den höhnischen Rat gegeben, und obgleich das Kind dabei ganz unschuldig war, sahen ihr doch sein Gesicht jetzt unangenehm berührt.

„Du mein Jungchen, erstens wird du hier eine Viertelstunde stehen mit abgezogener Mütze — und dann gewöhne dir die Bauernmanieren ab: ich bin hier ich immer die gnädige Comteffe!“ Darauf that der Blondzopf geborsam, wie sie befahl. Die Jugend kannt schweigend von ferne. Als die Gumtesse nach Hause ging, schien es ihr, es bloke der Abendwind sehr kalt.

Der Zunge stand noch immer mit abgezogener Mütze im Zuge da.

(Fortsetzung folgt.)

Die Apparlamenti Borgia im Vatikan zu Rom.

(Siehe die Abbildungen Seite 492, 493, 496 und 497.)

Nach dem katholischen Dogma kann niemand hoffen auf Gnade und die herrlichen Kunstwerke aller Zeit zu Lage gebracht, und doch hoher Boden deren noch viel mehr birgt, Hehr andrer Zuvalt. Denn man giebt in Rom kaum ein Fundament aus, zieht kaum einen ungewöhnlich tiefen Graben, ohne auf goldnen und kleinern Ueberreste jener altklassischen Zeit zu stoßen. Sechzig Fuhlen Erden über den allgemeinen Sache des Zutalles, denn man kann, um jene in der Zwie liegenden, von der Erde bedeckten Schätze zu heben, unmöglich die ganze heutige Stadt Rom ausgraben. Daß ist eine nicht vorzuberechnen, wohl aber, daß eine gange Sammlung von Meisterwerken auch der Kunstgeschichte jener bes Renaissance unmittelbare vorbergung, und auch welche letztere eigentlich emporwuchs, begreifen offen zu Tage lag, daß man von ihren Vorhandensein seit langer Zeit genauste Kenntnis hatte, aber erst jetzt daran gegangen ist, sie von dem Wolle einer übergrünen Vernachlässigung zu befreien und sie der Besitzungung zu übergeben, der sie schon längst hätte werden sollen. Diese Vernachlässigung ist gangen gebildeten Welt zu sein. Dies sind nun die Appartamenti Borgia im Vatikan gemeint.

Es sind die Gemächer, welche der Papst Alexander VI. aus dem spanischen Hause Borgia (1492—1503) bewohnt und überaus prächtig hat ausschmücken lassen. Der Künstler, welchen Alexander VI. hauptsächlich hierzu berufen hatte, war Bernardino Betti, genannt Pinturicchio, aus Perugia (1454—1513), einer der ersten Meister der umbrischen Malerschule, und welcher Lehrmeister Rafaels Werkzeug gewesen ist. Pinturicchio's Hauptwerke sind Freskomalereien, von denen überaus schönsten Kolorit und humanistischer Vertiefung Hervorragendes sich erhalten haben mit reich gebreiten prächtigen Ornamenten und Arabesken geziert. Die Wandund Deckengemälde in den Appartamenti Borgia gehörgehört Jrrgend allhigam. Eine eigene Art Pinturicchio's, auf seinen Bildern erhaben, mein Kunst vergoldete Artate anzubringen, wodurch er den Eindruck des Plastischen, der bei Gemälden so nur durch Licht und Schatten in den Farben hervorgerufen werden kann, steigern wollte, fand keine Nachahmer. Es scheint, daß das, was man auch in unserer Zeit von „Mittelmeer“ wahrnehmen bekommt, schon in jenen goldenen Zeitalter der Kunst nicht unbekannt war. Wenigstens ist Pinturicchio mit daran verdächtig gefehlen. Dem Giorgio Vasari (1512—1574), der Maler, Architekt und Kunstkritiker, sagt Pinturicchio Dinge nach, die ganz und gar anders dem Berichte einer bereitgeschrieben Kritik lauten. Pinturicchio, so sagt Vasari, soll überaus gewissenlos und selbst das Opfer bieses seines Laters gewesen sein; denn als ihm der Auftrag geworden war, für ein Kloster zu Siena ein Bild zu malen, habe er dort ein kleines Zimmer als Atelier verlangt und ein solches erhalten, es habe sich aber doch noch ein alter Maler darin befunden. Als man auch diesen sammt Bildwerk und Pinturicchio angelegenes Verlangen entfernt worden sei, habe man darin sinstzehnder Gesellschaften verbleibt gefunden. Aus Aerger über den ihm entgangenen „Hende“ ist Pinturicchio krank geworden und gestorben. Es bei hier nur erwähnt, um die geringe Glaubwürdigkeit des Vasari darzuthun, der in seiner oftenbaren Voreingenommenheit dahin geht, gerechten unverdienten Maler diesem auch bei Ausführung seiner Fresken im Vatikan etwas untergeschoben hat, was Giovanni Bonfredi.

Digitized by Google

Die Ausmalung der Appartements Borgia ließ in der Jahre 1492—1494. Die prächtigen Räume, welche nach Alexanders VI. Tode der Verwahrlosigung anheimfielen, waren nach zu Leßzeiten hohen geschichtlichen und hohen Lebensgenusse zugewiesen Papstes einmal Schauplatz einer elementaren Verwüstung. Man erzählt, daß, nachdem Alexander VI., auf dem Tiberner Hafen, einen Barbaren Rubens gab, sich ein großer Sturm erhob. Der Papst und Cäsar, die Letzten zu sichern. Während der Kardinal und der heimliche Gemahlen der Lucrezia Borgia, Alfonso, hinzte unter den Stromes Gewalt ein großer Mann ein, brach in das über den Audienzsaale befindliche Zimmer, wo drei Personen, entdagen anwesend waren, sich durch die Decke des Audienzsaales, so daß der Thronbaldachin herabstürzte und den Papst völlig bedeckte. Da an den heißen Sommer Tagen Alexander in der ersten Bestürzung meinte: „Der Papst ist todt", was sich indeß noch bestätigte. Dieses große St. Peters-Thron (Baurasca di S. Pietro), wie er nachmals genannt wurde, blieb bis zur Restauration der Zimmer angesehen werden, die dann dauernd kamen.

Die Appartements Borgia gerieten nach und nach in einen Zustand größter Verwahrlosung. Der Saal der Zelten brachte einen enge volkige Verstandesmissigkeit für Kunst und Kunstwerk mit sich. Alle hohe Säle werden prahlsam Zwecken übergeben. Die unteren Teile der Wände, wo die Menschenhände am leichtesten hinkommen konnten, litten am meisten. Man konnte auch den eingeritzten Namen und Jahrzahlen erkennen, vor der unbarmherzigen Zerstörung, und ja wieder Feil in hier gehandt hatten. Man hatte allerdings schon unter Gregor XIII. (1572—1585) versucht, einzelne Teile zu restaurieren, und Pinturicchio bereits bei mit erfolgreicher Sorgfältigkeit und mit aufgewecktem Interesse. Spätere wurde gar keine Rücksicht mehr genommen, und die Räume wurden zu Magazinen. Als den Salen wurden Gemäldesammlungen untergebracht, und dabei wurde, am Beileid und Zeichenlosigkeit empfehlungen, der Borgia an den Wänden in einzelnen Stücken, Tänzen ausgeschnitten und entfernt. Man wußte wahrscheinlich gar nicht mehr, daß die Wände einmal bemalt worden waren. Zuletzt war in den Sälen eine umfangreiche Bibliothek untergebracht.

Damit Leo XIII., der schon vor seiner Thronbesteigung den merkwürdigen Zustand dieser prachtvollen Räume bei der päpstlichen der Papste so denkwürdigen Räume bedauert hatte, daß den Gedanken einer umfassenden Restaurierung reifte, und, die Wände und Deckengemälde wieder herzustellen und den Räumen auch das Alte aus dem Schutte von Jahrhunderten neu erstehen zu lassen, lenkte Leo vor der Vollendung ab, bis in der Person des neuen regierenden Herrn der päpstlichen Gemäldesammlungen, Professors Ludwig von Pastor, sich die geeignete Kraft fand, welche sich in den Dienst der edeln und hochsinnigen Aufgabe einzuleben wußte, sich gleichmäßig an doch große, verantwortungsvolle Arbeit begab und es nach mehr als vierjähriger, zuletzter Arbeit zu glücklicher Vollendung brachte.

Nach allen Beispielungen des Vatikans wußte man wohl, in welcher Weise die Wände bemalt waren, sondern aber natürlich nicht bestehen, alles wieder herzustellen. Alles, was noch durch große und mühsame Arbeit erhalten werden, übertraf alle Erwartungen.

Der erste Saal der Wohnung, in dem die Decke eingestürzt war, trug keine Spur mehr von Malereien des Pinturicchio; aber, wie manche, einer Laubsäulen verzierung, gefaßt bitten, von Gitter. Die nach jenem Einsturze neue hergestellte Decke zeigt nun Schülern Restlicht, von Giovanni da Udine und Piero del Vaga, her. Der Darstellungen der Planeten und in der Mitte zum Sternbilder und Figuren des Tierkreises, der Zeichen und Constellationen gehörig. Die Wände tragen Medaillons mit Amor und Psyche, und zwischen kannten Meistern, aber so beschädigt, daß ihre Herstellung unmöglich war. Was Professor Seitz vorfand, hob er behutsam und mit Leinwand bedeckt, auf welche der bewährte tüchtigen architektonischen Einbiegungen noch alten, darunter befindlichen gemalt wurden. An Stelle jener Landschaften wurden gemalt, in der Nischen Figuren angebracht, in Gruppe und Farbe überraschend genau passende Gebeine aus guter Zeit gejagt. Für den Fußboden, von dem keine Spur mehr da war, hat man das Muster aus den alten Leggien, von Giovanni da Udine gemalt, genommen und in Majolika, in einer Zusammenstellung aus glasierten und ungla sierten Platten, ausgeführt. In der Wölbung des Saales steht auf zwischen Marmorpfeilern das Wirke der Papstes Leo XIII.; gegenüber ist eine Gerechtigkeit angebracht.

Pinturicchio entwarf sich in seinem Saale Cella detta della vita della Madonna). An der Decke gängt noch Gold auf blauem Grunde. Man hat mit schonender Hand das Alte gelassen, mit erhaltet, wo beseitigt. In den Wandgemälden hat Alexander VI. belohnes die Kindheit Gottes zur Darstellung gelangen lassen. Auf einem Bilde ist darüber Gebenden Kaiserrat gegeben in der Person des Papstes Alexander VI. selber, der seine Krone auf die Erde gelegt hat und anbetend vor dem auferstandenen Heiland kniet. Es ist man unbegreiflich, wie der oben erwähnte Bastei behaupten konnte, daß Pinturicchio der den Papst Borgia gemalt habe, wie er die Mutter Gottes anbetet, in welcher die verschlagene Julia Farnese porträtiert ist. Auf jenem Bilde ist weder die Madonna noch auch eine Frauengestalt zu sehen. Was man auch über Alexander VI. Borgia sagen mag, es trägt doch alles, was er hat malen lassen, und auch Pinturicchio für ihn entgeführt hat, einen edeln und würdigen Charakter, und es ist nicht vorhanden, und dem pornvisiert leichtfertigen Wesen jener Periode entsprießt. Da nehmen wir in allen andern Sälen entdeckt man die Hand verschiedener Künstler, besonders Decentinischer Schule, welche aber bei aller Wahrung ihrer individuellen Auffassung doch eine gewisse Einheit der Gesamtwirkung sind, so daß die verschiedenen Individualitäten keine Störung, sondern vielmehr Reiz in den Gruppe bringen, etwa wie verschiedene Stimmen sich harmonisch zu einem ernsten, erhabenen Chore vereinigen.

Der Thronsaal und zunächst der Saal ist der letzte (nach dieses Teils) und Pinturicchio, rechnet er den heiligen Sitzen der Papste, welche Alexander VI. Borgia ein Denkmal seiner Liebe zu den Kunstwerken gesetzt hat. Man hatte allerdings schon unter Gregor XIII. (1572—1585) versucht, einzelne Teile zu restaurieren, und Pinturicchio bereits bei mit erfolgreicher Sorgfältigkeit und mit aufgeweckterem Interesse. Spätere wurde gar keine Rücksicht mehr genommen, und die Räume wurden zu Magazinen. Als den Salen wurden Gemäldesammlungen untergebracht, und dabei wurde, am Beileid und Zeichenlosigkeit empfehlungen, der Borgia an den Wänden in einzelnen Stücken, Tänzen ausgeschnitten und entfernt. Man wußte wahrscheinlich gar nicht mehr, daß die Wände einmal bemalt worden waren. Zuletzt war in den Sälen eine umfangreiche Bibliothek untergebracht.

Damit Leo XIII., der schon vor seiner Thronbesteigung den merkwürdigen Zustand dieser prachtvollen Räume bei der päpstlichen der Papste so denkwürdigen Räume bedauert hatte, daß den Gedanken einer umfassenden Restaurierung reifte, und, die Wände und Deckengemälde wieder herzustellen und den Räumen auch das Alte aus dem Schutte von Jahrhunderten neu erstehen zu lassen, lenkte Leo vor der Vollendung ab, bis in der Person des neuen regierenden Herrn der päpstlichen Gemäldesammlungen, Professors Ludwig von Pastor, sich die geeignete Kraft fand, welche sich in den Dienst der edeln und hochsinnigen Aufgabe einzuleben wußte, sich gleichmäßig an doch große, verantwortungsvolle Arbeit begab und es nach mehr als vierjähriger, zuletzter Arbeit zu glücklicher Vollendung brachte.

Nach allen Beispielungen des Vatikans wußte man wohl, in welcher Weise die Wände bemalt waren, sondern aber natürlich nicht bestehen, alles wieder herzustellen. Alles, was noch durch große und mühsame Arbeit erhalten werden, übertraf alle Erwartungen.

Der erste Saal der Wohnung, in dem die Decke eingestürzt war, trug keine Spur mehr von Malereien des Pinturicchio; aber, wie manche, einer Laubsäulen verzierung, gefaßt bitten, von Gitter. Die nach jenem Einsturze neue hergestellte Decke zeigt nun Schülern Restlicht, von Giovanni da Udine und Piero del Vaga, her. Der Darstellungen der Planeten und in der Mitte zum Sternbilder und Figuren des Tierkreises, der Zeichen und Constellationen gehörig. Die Wände tragen Medaillons mit Amor und Psyche, und zwischen kannten Meistern, aber so beschädigt, daß ihre Herstellung unmöglich war. Was Professor Seitz vorfand, hob er behutsam und mit Leinwand bedeckt, auf welche der bewährte tüchtigen architektonischen Einbiegungen noch alten, darunter befindlichen gemalt wurden. An Stelle jener Landschaften wurden gemalt, in der Nischen Figuren angebracht, in Gruppe und Farbe überraschend genau passende Gebeine aus guter Zeit gejagt. Für den Fußboden, von dem keine Spur mehr da war, hat man das Muster aus den alten Leggien, von Giovanni da Udine gemalt, genommen und in Majolika, in einer Zusammenstellung aus glasierten und ungla sierten Platten, ausgeführt. In der Wölbung des Saales steht auf zwischen Marmorpfeilern das Wirke der Papstes Leo XIII.; gegenüber ist eine Gerechtigkeit angebracht.

Pinturicchio entwarf sich in seinem Saale Cella detta della vita della Madonna). An der Decke gängt noch Gold auf blauem Grunde. Man hat mit schonender Hand das Alte gelassen, mit erhaltet, wo beseitigt. In den Wandgemälden hat Alexander VI. belohnes die Kindheit Gottes zur Darstellung gelangen lassen. Auf einem Bilde ist darüber Gebenden Kaiserrat gegeben in der Person des Papstes Alexander VI. selber, der seine Krone auf die Erde gelegt hat und anbetend vor dem auferstandenen Heiland kniet. Es ist man unbegreiflich, wie der oben erwähnte Bastei behaupten konnte, daß Pinturicchio der den Papst Borgia gemalt habe, wie er die Mutter Gottes anbetet, in welcher die verschlagene Julia Farnese porträtiert ist. Auf jenem Bilde ist weder die Madonna noch auch eine Frauengestalt zu sehen. Was man auch über Alexander VI. Borgia sagen mag, es trägt doch alles, was er hat malen lassen, und auch Pinturicchio für ihn entgeführt hat, einen edeln und würdigen Charakter, und es ist nicht vorhanden, und dem pornvisiert leichtfertigen Wesen jener Periode entsprießt. Da nehmen wir in allen andern Sälen entdeckt man die Hand verschiedener Künstler, besonders Decentinischer Schule, welche aber bei aller Wahrung ihrer individuellen Auffassung doch eine gewisse Einheit der Gesamtwirkung sind, so daß die verschiedenen Individualitäten keine Störung, sondern vielmehr Reiz in den Gruppe bringen, etwa wie verschiedene Stimmen sich harmonisch zu einem ernsten, erhabenen Chore vereinigen.

Der Thronsaal und zunächst der Saal ist der letzte (nach dieses Teils) und Pinturicchio, rechnet er den heiligen Sitzen der Papste, welche Alexander VI. Borgia ein Denkmal seiner Liebe zu den Kunstwerken gesetzt hat. Man hatte allerdings schon unter Gregor XIII. (1572—1585) versucht, einzelne Teile zu restaurieren, und Pinturicchio bereits bei mit erfolgreicher Sorgfältigkeit und mit aufgeweckterem Interesse. Spätere wurde gar keine Rücksicht mehr genommen, und die Räume wurden zu Magazinen. Als den Salen wurden Gemäldesammlungen untergebracht, und dabei wurde, am Beileid und Zeichenlosigkeit empfehlungen, der Borgia an den Wänden in einzelnen Stücken, Tänzen ausgeschnitten und entfernt. Man wußte wahrscheinlich gar nicht mehr, daß die Wände einmal bemalt worden waren. Zuletzt war in den Sälen eine umfangreiche Bibliothek untergebracht.

Damit Leo XIII., der schon vor seiner Thronbesteigung den merkwürdigen Zustand dieser prachtvollen Räume bei der päpstlichen der Papste so denkwürdigen Räume bedauert hatte, daß den Gedanken einer umfassenden Restaurierung reifte, und, die Wände und Deckengemälde wieder herzustellen und den Räumen auch das Alte aus dem Schutte von Jahrhunderten neu erstehen zu lassen, lenkte Leo vor der Vollendung ab, bis in der Person des neuen regierenden Herrn der päpstlichen Gemäldesammlungen, Professors Ludwig von Pastor, sich die geeignete Kraft fand, welche sich in den Dienst der edeln und hochsinnigen Aufgabe einzuleben wußte, sich gleichmäßig an doch große, verantwortungsvolle Arbeit begab und es nach mehr als vierjähriger, zuletzter Arbeit zu glücklicher Vollendung brachte.

Nach allen Beispielungen des Vatikans wußte man wohl, in welcher Weise die Wände bemalt waren, sondern aber natürlich nicht bestehen, alles wieder herzustellen. Alles, was noch durch große und mühsame Arbeit erhalten werden, übertraf alle Erwartungen.

Der erste Saal der Wohnung, in dem die Decke eingestürzt war, trug keine Spur mehr von Malereien des Pinturicchio; aber, wie manche, einer Laubsäulen verzierung, gefaßt bitten, von Gitter. Die nach jenem Einsturze neue hergestellte Decke zeigt nun Schülern Restlicht, von Giovanni da Udine und Piero del Vaga, her. Der Darstellungen der Planeten und in der Mitte zum Sternbilder und Figuren des Tierkreises, der Zeichen und Constellationen gehörig. Die Wände tragen Medaillons mit Amor und Psyche, und zwischen kannten Meistern, aber so beschädigt, daß ihre Herstellung unmöglich war. Was Professor Seitz vorfand, hob er behutsam und mit Leinwand bedeckt, auf welche der bewährte tüchtigen architektonischen Einbiegungen noch alten, darunter befindlichen gemalt wurden. An Stelle jener Landschaften wurden gemalt, in der Nischen Figuren angebracht, in Gruppe und Farbe überraschend genau passende Gebeine aus guter Zeit gejagt. Für den Fußboden, von dem keine Spur mehr da war, hat man das Muster aus den alten Leggien, von Giovanni da Udine gemalt, genommen und in Majolika, in einer Zusammenstellung aus glasierten und ungla sierten Platten, ausgeführt. In der Wölbung des Saales steht auf zwischen Marmorpfeilern das Wirke der Papstes Leo XIII.; gegenüber ist eine Gerechtigkeit angebracht.

Pinturicchio entwarf sich in seinem Saale Cella detta della vita della Madonna). An der Decke gängt noch Gold auf blauem Grunde. Man hat mit schonender Hand das Alte gelassen, mit erhaltet, wo beseitigt. In den Wandgemälden hat Alexander VI. belohnes die Kindheit Gottes zur Darstellung gelangen lassen. Auf einem Bilde ist darüber Gebenden Kaiserrat gegeben in der Person des Papstes Alexander VI. selber, der seine Krone auf die Erde gelegt hat und anbetend vor dem auferstandenen Heiland kniet. Es ist man unbegreiflich, wie der oben erwähnte Bastei behaupten konnte, daß Pinturicchio der den Papst Borgia gemalt habe, wie er die Mutter Gottes anbetet, in welcher die verschlagene Julia Farnese porträtiert ist. Auf jenem Bilde ist weder die Madonna noch auch eine Frauengestalt zu sehen. Was man auch über Alexander VI. Borgia sagen mag, es trägt doch alles, was er hat malen lassen, und auch Pinturicchio für ihn entgeführt hat, einen edeln und würdigen Charakter, und es ist nicht vorhanden, und dem pornvisiert leichtfertigen Wesen jener Periode entsprießt. Da nehmen wir in allen andern Sälen entdeckt man die Hand verschiedener Künstler, besonders Decentinischer Schule, welche aber bei aller Wahrung ihrer individuellen Auffassung doch eine gewisse Einheit der Gesamtwirkung sind, so daß die verschiedenen Individualitäten keine Störung, sondern vielmehr Reiz in den Gruppe bringen, etwa wie verschiedene Stimmen sich harmonisch zu einem ernsten, erhabenen Chore vereinigen.

Der Thronsaal und zunächst der Saal ist der letzte (nach dieses Teils) und Pinturicchio, rechnet er den heiligen Sitzen der Papste, welche Alexander VI. Borgia ein Denkmal seiner Liebe zu den Kunstwerken gesetzt hat.

Die Smaragdeidechse.

Jedermann kennt wohl unter Zauneidechse (Lacerta agilis), die häufig bei uns vorkommt, in Gärten und Anlagen, auf Dorngesträuchen an sonnigen Stellen so oft erkennt, wenn es, aufgeschreckt aus seiner Ruhe, in raschen Lauf unter gewissen Bewegungen davonhuscht. Aber nicht die soll hier gemeint sein, sondern einer neben Verwandten, der Smaragdeidechse (L. viridis), die wir zwar noch als recht häufig in Südeuropa, wo ihre ausgedehnte Verbreitungsgebiet aber sich doch mehr auf Weichsträuch und die Mittelmeerländer erstreckt. Dieses regende Tierchen sollte in seinem Temperament leben, durch seine Farbenpracht, seine Zutraulichkeit, Gewandtheit und Farbenpracht macht es seinem Pfleger bald große Freude. Es erreicht eine Länge von 25 bis 55 Centimetern, den deutschen Eidechsen übertrifft. Gänzlich von den Alpen beginnt die Smaragdeidechse im November ihren Winterschlaf, in Deutschland im Oktober, von wieder im März und April zu erwachen. In Italien und Spanien schläft sie in milden Wintern überhaupt nicht.

Diese Tierchenwelt gehen sich nicht mit die ab, weil sie meinem, sie sei ein zartes, kränkliches Tier, welches im Winter weiß zu Grunde gehe; sogar doch selbst der berühmte Brehm war der Gelegenheit eines Irrthums in unserm Punkt: „Ich glaube mich, daß die beste Tiere durch den Winter bringen werden." Hierauf werde ich später zurückkommen — zunächst einiges über die Leben in der Gefangenschaft und über Pflege. Der Käfig muß dem Tierarium mit so viel wie möglich Sonne haben, also womöglich an einem nach Süden gelegenen Fenster stehen; außerdem soll der Behälter den Tieren reichlich Schlupfwinkel oder Art bereiten und auch nicht zu hoch sein, damit sie, wenn sie einen größeren Raum zur Verfügung haben, können sie ihre ergiebigen Weisen ganz entfalten, können ihre schönen, zierlichen Bewegungen so recht zur Geltung kommen. Auch soll man den Behälter nicht stehen, denn der Eidechse trinkt gern, indem sie ihre lange Zunge an das Naß hinein taucht.

Der Tierbehälter soll nun schon im ersten Jahre in breiten Winter besitzen, damit mit einigen Zauneidechsen in einem Terrarium, diesen Bodenfläche 70 bis 80 Centimeter betragen; die Höhe soll 40 cm. 45 Centimeter, die Bodenfläche soll 8 cm. hoch. Die Länge der oberen Seite beträgt, wenn der Hintermand ist gerechnet, etwa 28 Centimeter, und die Seitenwände laufen schräg ab. Auf beiden Seiten Fläche zum recht ein abnehmbaren Holzgitter mit Glas, der zur besseren Lüftung mit Drahtgeflecht gestellt ist, in doch man die eine Hälfte auslosen kann.

Zur Lüftung hatte ich Bohrer- und Oberfläche ausgeschlagen und durch durchlöcherte Zinkblech ersetzt. Die Wände sind mit Korkrinde bekleidet, und der Boden ist mit einer etwa handhohen Schicht Sand bedeckt, auf der freilich grünes Wollmoos ruht, daß, sobald es abgetrocknet ist und seine Farbe verliert, durch neues ersetzt wird (etwa alle zwei Monate), entkommt in der Mitte ein Steinen mit Schälchen sich erhebt, welcher den Tieren bequeme Aufsteige und Unterschlupfe giebt und dem Ganzen ein hübsches Aussehen verleiht.

Mit dieser Einrichtung, deren innere Gestaltung an der Wand willkommene Schlupfwinkel darbietet, und auf den Besten scheint man mangeln es mit dem mitzugs wie die bei Sonne; es ist dann auch Gelegenheit gegeben, die Tierchen aufzerhalt der Eidechsen. Sand um die beiden Plätze gerät es leicht zwischen den Gruben und Klettern nicht, freilich Sonnenschein und Wärme vorhanden und können mit ihren Mitgelenken Neugierden leichtlich in die Welt hinein. Sowie die Sonne hoher am Fenstern, so ist es hinein für mit ihr, und gelegt liegt sie ganze Gesellschaft in einem sonnigen Kreise auf der Fensterspitze.

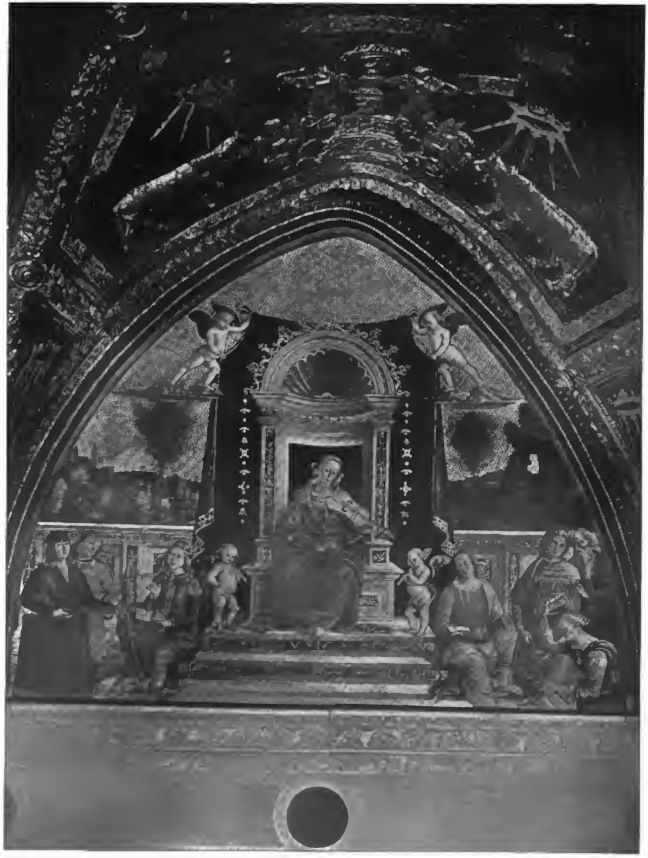
Nahen wir uns aber mit Futter, so ist es aus mit dem friedlichen Bilde. Jeder will seinen einzigen Mitbewohner, jeder schauen sie recht neugierig darauf hin, wehe bleiben aber, so sie sich bewegen, — blitzschnell stürzen dann die Eidechsen auf sie herunter. Vergessen sind alle Bindungen und Reizungen, der Warm verschwindet Stück um Stück. Jetzt aber regt sich der Futterneid. Eine der Zauneidechsen hat nicht aufgeklettert, — sogleich sind sie bei ihr, und mehr als bequemt so großen Verwandten und jagt den Warm, welcher hier im Winkel hat, am andern Ende. Jetzt geht es schon mit Bissen und Schlägen los, und es hängt nur von der größeren Gewandtheit des Warmes und von der Kraft der Zauneidechse ab, ob jener gerettet und jene ein Stück beraubt, aber ob diese ihren Zweifler auch fangen. Ist letzteres der Fall, so ist es gut, wenn der Warm sich nicht sofort verliert, sondern ruhig weiter fressen, denn dann sind die Eidechsen bald wieder versöhnt und lassen ihn unbehelligt.

Jetzt beginnt das Fressen von neuem, das Kleinere Tierchen macht neugierdig Besuch, anstatt: die Smaragdeidechsen machen langen Dreyck und beißt in den Kopf ihrer Kleinen Nebenbuhlerin, die nun gezwungen ist, sich schleunigst zurückzuziehen und sich in Sicherheit zu bringen. Nach und nach haben sich die Tierchen wieder an sich gewöhnt, und nach und nach fressen sie dann auch ihren Warm, ohne sich weiter um ihn zu kümmern. Ich habe sie sogar beobachtet, wie sie ihn, ohne ihn zu beißen, mit ihren Mitgelenken Neugierden leichtlich in die Welt hinein. Sowie die Sonne höher am Fenstern, so ist es hinein für mit ihr, und gelegt liegt sie ganze Gesellschaft in einem sonnigen Kreise auf der Fensterspitze.

Nahen wir uns aber mit Futter, so ist es aus mit dem friedlichen Bilde. Jeder will seinen einzigen Mitbewohner, jeder schauen sie recht neugierig darauf hin, wehe bleiben aber, so sie sich bewegen, — blitzschnell stürzen dann die Eidechsen auf sie herunter. Vergessen sind alle Bindungen und Reizungen, der Warm verschwindet Stück um Stück. Jetzt aber regt sich der Futterneid. Eine der Zauneidechsen hat nicht aufgeklettert, — sogleich sind sie bei ihr, und mehr als bequemt so großen Verwandten und jagt den Warm, welcher hier im Winkel hat, am andern Ende. Jetzt geht es schon mit Bissen und Schlägen los, und es hängt nur von der größeren Gewandtheit des Warmes und von der Kraft der Zauneidechse ab, ob jener gerettet und jene ein Stück beraubt, aber ob diese ihren Zweifler auch fangen. Ist letzteres der Fall, so ist es gut, wenn der Warm sich nicht sofort verliert, sondern ruhig weiter fressen, denn dann sind die Eidechsen bald wieder versöhnt und lassen ihn unbehelligt.

Julius Wettmann.

Digitized by Google



Aus den Appartamenti Borgia in Rom: „Musica“ von Pinturicchio.

Digitized by Google

Papst Alexander VI. Borgia. Von Pinturicchio.

Le Planete. Von Giovanni da Udine.

Aus den Appartamenti Borgia im Vatikan.

Nachbil Kolbergk, um 1760.

Bad Kolberg.

(Mit 6 Abbildungen Seite 501.)

Es Bad Kolberg am Ostseestrande besitzt in seiner Art einzig da, denn neben den Seebädern bietet es natürliche Salzbäder dar, ein Vorzug, dessen kein anderer Kurort sich rühmen kann. Die Vortheile dieser Vereinigung liegen auf der Hand. Wie oft wird vom Arzte dem ernen Hermitiansgliede die Sole, dem anderen das Seebad verordnet, und hohe verschiedenen Meinungen wurden eine Verwandung der Familie oder zwei Badeorten nachzuweisen bewogen, wenn nicht dem Bedürfniß der Vereinigung gehalten. Häufig wird auch zur größeren Kräftigung derjenigen, welche die Cautmann Seebäder hinter sich haben, das Seebad vorerordnet, und auch die besten Zeit bekannt das Verbinden an einem und demselben Orte einen Gewinn an Zeit und Geld. Die doppelte Heilkraft Kolbergs aber vielmehr seines „Mündes", der noch dem Strande zu sich erstreckenden Bucht, war schon vor zwanzig Jahren anerkannt, aber der Ort lag abgeschieden vom großen Verkehr, und die Einrichtungen waren mehr als primitiv. Eine Wendung brachte 1859 der Anschluß an die Eisenbahn. Mit jedem Jahre mehrte sich der Zuspruch der Fremden, der Komfort entwickelte sich, die Anlage eines Hafens, der von früher ein Seehäfchen sich ausgebehnt hatten, erhoben sich schmucke, villenartige Häuser, umrahmt von freundlichen Anlagen. Als gar endlich Mitte der siebziger Jahre die Festungswerke und die mit diesen verknüpften Baubeschränkungen fielen, entstanden weitere Straßenzüge und prächtig gelegenheitliche Plätze — kurzum der im Stille niedergegangene Kurort ist — und war vor zwanzig Jahren Kolberg besucht hat und nun wieder seine Schritte dorthin lenken wollte, er würde die heilbare „Mündes" nicht wieder erkennen.

Den Namen der an der Persante gelegenen Stadt leiten einige Forscher von dem Wort Colobrzeg (Uferwerk) her, soweit die an diesen Ufern des Flusses wendischen Bauern gewesen sein sollen. Bei der Errichtung eines eigenen Bistums um Jahre 1000 wird Kolberg urkundlich zum ersten mal genannt, doch wurden die Bewohner erst 1127 durch Bischof Otto von Bamberg, den „Apostel der Pommern", endgültig für das Christenthum gewonnen. Stadtrecht erhielt der Ort 1255 durch Herzog Barnim I. von Pommern, und durch Befestigungen von deutschen Städten vollständig deutsch geworden, trat Kolberg 1284 in den Hansabund ein, in dem es eine sehr ansehnliche Rolle spielte. Ein Viertel der Schiffe und Mannschaften, somit 1361 die Hanse den König Waldemar Atterdag von Dänemark bekämpfte, hatte Kolberg gestellt.

In harte Bedrängnis geriet die Stadt während des Dreißigjährigen Krieges. Obwohl sie 1626 ohne Widerstand ihre Thore den Kaiserlichen geöffnet hatte, behandelten diese sie Eroberer, und wenngleich die Schweden, die 1631 eingezogen, gute Mannszucht hielten, so hatten doch die Bürger schwer an den Lasten zu tragen, die ihnen Gustav Karl auferlegte. Im Brandenburg, dem 1653 die Feste übergeben wurde, kamen besser Zeiten. Er wußte sich warm der neuen Besitzung der Stadt zu und begründete unter anderen eine Artillerieschule, welche später nach Berlin verlegt und die Pflanzschule der preußischen Kadettencorps wurde. Als 1700 Kolberg seine Festungswerke erhielt, wurde der Hafen schwer versandet. Während des Siebenjährigen Krieges hatte Kolberg eine denkwürdige Belagerung durch die Russen zu bestehen. Zweimal, 1758 und 1760, wurde der tapfere Kommandant, Major von Heyde, den Feinden abgetrotzen, und auch 1761 bestehe er, obwohl die ganz brittannal mit Bomben überschüttete Stadt mit noch ein Trümmerhaufen war, hebenmütigen Widerstand, bis Hungersnot ihn zur Uebergabe zwang. Die auf dieser Seite wiedergegebene Abbildung, dem sehr seltenen Buche „Denkwürdigkeiten der drey Belagerungen Colbergs" entnommen (Frankfurt und Leipzig, 1763), giebt ein Bild der Stadt, wie sie sich vor der Vernichtung zeigte.

Nur wenige Monate blieb Kolberg in russischem Besitz, denn schon im Januar 1762 befreite Zar Peter III., der Bewunderer Friedrichs des Großen, den Thron und mit jener Eroberung zurück. Wie selbstverständig die Stadt dann in Vergessenheit geriet, Unglück ihren alten Ruhm bewahrte, ist etwas der Schwächer unter unserschwächen Geschichte. In der Vertheidigung der Feste gegen die Franzosen, 1807, traten die geborenen Pommern Gneisenau und Schill zum erstenmal auf, und ihnen gesellte sich als dritter Bürger Joachim Nettelbeck hinzu. Aber als solche Monate dauernde der Belagerung, die Stadt glich einem Trümmerfelde, und die Not war auf das schlimmste gestiegen, aber die tapfere Besatzung und die Bürgerschaft, die sich an der Vertheidigung der Feste beteiligte, wollten nicht, und der Waffenstillstand, welcher den Fürsten den Thron zurückgab, brachte der heimgesuchten Stadt die Erlösung.

Doch wir wollen es mit der Geschichte der Feste genug sein lassen und uns jenem Stadtteile zuwenden, welcher Kolberg seinen Namen Bad Kolberg verdankt, der „Münde". Unter Kolbergermünde verstand man heute jenen ganzen Stadtteil, der sich zwischen dem Persantefluß, seinem Mündungsarm und der Ostsee hinzieht. Der Fremden zieht es natürlich zunächst nach dem Strande. Nehmen wir an, er komme vom Alten Teiche her, dann wird er zunächst die Seebrücke „Promenade", so scheint er durch das Wäldchen, in dem sich das schmucke Theater befindet, oder durch das Bollwerk, in welchem täglich Erfrischungen der verschiedensten Art verabreicht werden. Weiter gelangt man zum Kaiserplatz, einem prächtigen, mit einem Parkplatz verzierten Blumenparterre, das, unterhalb der hohen Düne gelegen, selbst bei rauher Witterung Schutz gegen den Luftzug gewährt. Noch einige Schritte weiter, und wir stehen auf dem breiten, langgestreckten Platze des Strandschlosses. Dieser Platz überrascht in recht die Entwicklung des Bades. Vor wenigen Jahren fand hier eine Kümmerliche Bretterbude, welche in primitivster Weise Erfrischungen und Getränke „Strandschlösschen" genannt wurde. In einer stämmlichen Wintersnacht spülte die See das Ding hinweg, und an seiner Stelle wurde der prächtige, imposante mehrstöckige Bau errichtet.

Das Strandschloß, unterhalb dessen ein breithundert Fuß langer Seeteig sich Meer sucht — er dient auch als Landungsplatz bei Dampferfahrten — bietet den Mittelpunkt des Badelebens. Von hier aus gewinnt man einen unbegrenzten Ausblick auf das Meer; links schaut man bis zu den die Hafenmündung flankirenden Molen, und rechts kann ein gutes Auge noch den Leuchtturm von Fundenhagen erkennen. Zwischen steht man hier oft vergnügt, und es entwickelt sich ein Treiben, wie es sein bestimmtes Gepräge hunter zeigt. Das Strandschloß ist übrigens Mittelpunkt des Badelebens auch insofern, als es zwischen den Damen- und den Herrenbäder liegt.

Wenn es des Menschengenusses und Vormuts zu viel werden sollte, den bietet sich bequeme Gelegenheit zur Zerstreuung. Abgesehen von den an schönen Spaziergängen reichen Anlagen hinter den beiden Badeanstalten, erstreckt sich von hinten aus westlich die erhöhte, mit zahlreichen Villen und Logirhäusern besetzte, bis hin zur Badeweltberühmte Höhe, in genannt nach dem 1807 gefallenen Pfarrkommandanten, Hauptmann von Wedersleb. Heute ist es keine rechte Bezeichnung mehr, indem ein westwärtiges Vergnügungslokal, hinter Gefilde es gerichtet verbunden hat, die alten Wälle und Kasematten seinen Zwecken dienstbar zu machen und dabei dem Orte einen eigenartigen romantischen Reiz zu verleihen. Anmelt von dieser kriegerischen Wirthschaft liegt der Gneisenaubarge, als „Wolfsberg" 1807 einer der meist umstrittenen Punkte gewesen, der wiederholt genommen und wieder erobert wurde.

Ansehende Bäder gewahrt stets auch der Hafen. Er besitzt genau acht, indem ein Vorhafen sie ebenfalls, aber das Verbohlen vom Ein- und Auslaufen der Schiffe bietet doch immer Interesse, und am besten gewährt man das Schauspiel vom Damm der östlichen Mole aus. An schauten gestaltet sich der Anblick des stürmischen See, aber wer bei solcher sich auf die Mole hinauswagt und den Sprühregen trotzt, kann für den Tag des weiteren Badens entsehen. Häufig wird das Fahrwasser belebt durch das Einlaufen von Dampfungsdampfern, die bei Zeiten mit dem Frühzug mit den Reisenden aus Berlin und den benachbarten Zeitel Pommerns verwittelten. Um an das jenseitige Ufer der Persante zu gelangen, lassen wir uns zu einem Boote übersetzen oder absolvieren die Schiffbrücke. Wir befinden uns im der „Maikuhle", einem schönen Laubwaldchen mit zum Teil sehr alten Baumbeständen. Wiederum stehen wir auf historischem Boden, denn hier rangen um den Besitz dieses Gehölzes die Verteidiger der Feste Kolberg mit den Russen wie mit den Franzosen. Das Schützlier Freikorps schlug sprezielt diesen Punkt, und erst einen Tag vor Aufhebung der Belagerung (2. Juli 1807) gelang es den Franzosen, die „Maikuhle" zu nehmen. Den Namen des Hafens Schill hält eine Anhöhe am Wäldchen fest, den Ausblick auf die See aber erschwert ein Gebäudekomplex und der Königsberger, wozu auch König Friedrich Wilhelm III. benannt, der 1822 von dieser Stelle den Blick über das Meer schweifen ließ.

Der Wanderer hat sich schon hinter diesem Stadt Kolberg gründig ernüchert, und diese weitere dunkle ihm durch Erzählung eines Denkmals, das, vom Maler Meinerhand gesetzt, sich vor dem Rathause erhebt. Obgleich von hiesiem Monument und dem schönen, in Backstein ausgeführten Rathause, einer Schöpfung des späteren Kölner Dombaumeisters Zwirner, bereits bei Stadt an besonderen Sehenswürdigkeiten nun dem um 1280 vollendeten St. Marienbom, mit ihm freilich ein hervorragendes Werk kirchlicher Baukunst. Auf eine nähere Beschreibung müssen wir verzichten, wahren jedoch den Leser, der in Bad Kolberg Erholung und Kräftigung suchen sollte, zu macht bei eingehender Besichtigung auch Kolbergs, an merkwürdigen Kunstschätzen reichen Gotteshauses zu verstimmen. Jedoch gleich es für den, der zum gesellschaftlichen Vergnügen liegt, bald noch einiger in der Stadt zu sehen: das Geburtshaus des Dichters Karl Wilhelm Ramler, des Freundes von Lessing, das Haus, in welchem der Turnvater Jahn, der bei Kolberg gefangene Schill und der Dichter Theodor Körner als Gäste weilten, und das Haus, in welchem Ernst Moritz Arndt geboren wurde. Auf eine andere Bedeut

Jung gefreit!

Humoristischer Roman
von
Nataly von Eschstruth.

(Fortsetzung.)

Salome wendet den Kopf breist zur Seite. „Das ist Geschmackssache," bläst sie kurz hervor, und da er ihre Hand abermals haschen will, verdirgt sie dieselbe trotzig in den kleinen Muff, auf welchem das Blumenstraußchen matt und erfroren die Köpfchen hängen läßt, die Blumen, welche er ihr mit seinem rosa Billet heute gesandt.

Er lacht noch mehr, hat klingt es wie Spott.

„Gewiß ist es Geschmackssache! Aber Sie werden mich doch nicht glauben machen wollen, daß ich über Ihren Geschmack nach im urteilen bin?!"

Ein Blitz durchzuckt das Auge Salomes. Schlittschuh hält sich darin; sie wandt und beißt dornen über auf die Spitze.

Ihr leiser Ausschrei verhallt im Wind. Ein paar Krähen streichen erschreckt aus laublosen Buchenwipfel auf, — laut keine lebende Seele weit und breit. Da schlägt Elsen die Arme um die Gestürzte und reißt sie nie in jäher, wilder Leidenschaft empor, einen Augenblick hält er sie an seiner Brust.

„Ich weiß ja, wen Sie lieben!" murmelt er mit Nackendem Blick, und seine Lippen neigen sich näher, immer näher den ihren, schon streift sein heißer Atem ihre Wange.

Zornig reißt sie sich los und herrscht ihn an: „Unterstehen Sie sich . . . Ich liebe meinen Mann! Keinen andern als ihn!"

Er ist von ihr zurückgewichen und mißt sie mit kaltem Blick von oben bis unten: „Dann gratuliere ich aufrichtig!" Eine ironisch tiefe Verbeugung, dann wendet er sich den Rücken und kauft davon.

Mit schwindenden Sinnen, kaum ihrer mächtig, eilt sie wie ein gehetztes Wild dem Rande des Weihers zu, um sich dort in Sicherheit auf und ab schreiten und erkennt der allein zurückkehrenden Herrin entgegenschaut. Ganz langsam in der Ferne sagt Elsen.

„Der Schlittschuh des Herrn Leutnant ist zerbrochen," stößt Salome atemlos hervor. „Schnallen Sie ab! Ich bin eilig — wir können nicht warten."

Sie zittert, daß sie zittert, wickelt sich in ihren Pelz und hinein durch die ersten Schatten der Dämmerung heim.

Auch Elsen kehrt in seiner Wohnung zu, aber langsam, behaglich, wie einer, der sein Ziel erreicht und es nicht mehr eilig hat. Er lächelt vor sich hin, sein wohlzufriedenes Lächeln. Er hat erreicht, was er will. Nun soll Frau Salome ihren Gott erkennen lernen! Braunet bisher noch ein Funken Glück auf dem Sternhofen Herde, so will Elsen dafür sorgen, daß es die Asche der Langweile ersticht für immerdar.

Währenddessen leuchteten hinter den Parterrefenstern viele Lichter, an welchem er sich vorüberschritt, ganz besonders viele Lampen; auf jedem Tisch standen sie, und das war für Feldheimer Verhältnisse unendlich feierlich.

Hier wohnte die vermittelte Frau Bergrätin v. Hammer, die gerade einen Damenabend gab. Sie besaß drei Töchter, jede Mädchen, welche den Anspruch Mannchen: „Man muß sich mehr anstrengen wie beliebt machen!" zu dem ihren erwählt hatten. Man liebte sie nicht, aber man fürchtete sie.

Als es in Feldheim und Umgegend nachbar geworden, daß Tante Sidonie nach Erben strebt ihr erdrückliches Vermögens suche, daß eine volle Jagd nach der Gunst der Frau Professor an. Man drängte sich dazu, ihre Bekanntschaft zu machen, und da die gelehrte Witwe gerade ihr wissenschaftliches Werk vollendet und an den Verleger abgesandt hatte, wandte sie sich nun wieder etwas mehr der Gesellschaft zu, suchte und fand sie überall, wo sie sich bieten ließ, so daß sie oft selber nicht wußte, in welche der vielen geöffneten Arme sie sich zuerst stürzen sollte.

Und nichts war spaßhafter zu sehen als die Gesichter inmitten ihrer Beifallen, grad und rücksichtslos, selbst ihren Günstlingen gegenüber voll stets wechselnder Wahrheit und doch bohrt die Angeberei, deren bohnische Dreiheit als „Charakter" bewundert, deren Anmaßung applaudiert, deren Beleidigungen mit lächeln demütiger Hingebung verschlukt wurden. Die Einladungen für die Frau Professor häuften sich, im scheinen Falle aber warb die Familie v. Westen mitgebeten, von dem Landrat v. Born und selbst Frau Sidonie sah gar nicht zu reden, denn Tante Sidonie sprach sich so in entzückend deutlich aus, daß sie für dieses Ehepaar nicht die unbesten Sympathien empfinde.

Das war die die Damen Hammer nachgesendet, eventuelle Gäste zum Damenabend zu bitten, die sie waren Hammer und schlugen zu. Und jene brannten alle, Lampen in ihrer Wohnung, der Duft gebratenen Kaffee, Plätzchen und Napfkuchen erfüllte die Luft, auf den Steinstufen des Hauses funkt kürschte frisch gestreuter Sand, und Ostie, die dienstbeflissene, hatte sogar weiße Zwirnhandschuhe über ihre kraftgeschäftigen Hände ziehen müssen.

Der Damenabend war dringend verlangen, aber jetzt hatte es schon sieben Uhr geschlagen, und der Wagen aus Jeberig hielt noch nicht vor der Thür, wie Tante Sidonie doch streng befohlen hatte.

Nichts hohte sie mehr als Unpünktlichkeit, und sie machte ihrem Groll energisch Luft. Die andern Damen rangen die Hände und wehklagten über die schauerliche Beleidigung, und als der herrliche, liebenswerte alter Frauen in diesem Verwandtenhause erragen mußte.

Tante Sidonie regte sich immer mehr auf. Sie griff schließlich zum äußersten Mittel, nach dem Fernrohr und den Fensterschieben und fand mit hartem Ruck auf. Die nächst herumdringenden Damen und die jüngste Hammer, welche an ihrer Seite nicht zurückweichen und mit bewunderndem Entsetzen ihre Hände hielte, hörte sie über den Haufen.

„Ich warte nicht länger! Ich gehe dem Wagen entgegen!"

Ein wahrer Tumult erhob sich. „Bei dieser Kälte? Dieser Dunkelheit?

Aber Frau Sidonie blieb fest: „Hole ich mir den Tod, so sind die lieben Verwandten schuld daran!" gealtet sie.

„Gut, gehen Sie wirklich, dann gehe ich mit Ihnen! Ich überlasse Sie nicht allein Ihrem Schicksal, ich ferbe mit Ihnen!" rief die sentimentale Schwester des Doktors in höchster Erstase.

Dieses Wort zündete. Keine gönnte der Rivalin einen solchen Triumph im Nennen. Wildes Zanken und Schreien, — mittendrin streckte die Frau Bergmeisterin: „Gut, dann gehen wir alle mit und geben das Geleit!"

So gesagt, so. Die Gastgeberin Hammer erklärte sofort ihr Hop: „Der Platz an der Seite der teuren Frau gebührt mir als Wirtin!" Sprach's und bahnte sich wie eine Klette an den Arm der Professorin. Um den andern Arm schoppte und trat man sich, endlich hatte sich die Bürgermeisterin heran gedrängelt.

Der Ausgang begann. Wie weiland der Rattenfänger führte Tante Sidonie die Bläte Feldheims zum Thor hinaus. Vor dem Landratsamt hielen tatsächliche Worte: „Ob die Verehrer schon versammelt sind? Frau Salome ehrent zu jeden Abend im ehrlich von sind bis beste Gesellschaften geeretet, als sie erwartet, tummelt wie trunken vor Freude mit der Laterne voran. Man beginnt sogar zu singen, aber „Brunn hatten! Gravliches Gemisch!" bannert die Professorin; „ich kann nicht hören, ab ein Wagen kommt!"

Tiefe Stille. „Horch, ein Wagen!" — „Er ist's!" — „Endlich!"

Tante Sidonie schreitet die Damen von sich ab und tritt mit brahend erhobenem Arm dem Gefährt, welches langsam in der Dunkelheit heran rollt, entgegen: „Rücksichtsvoller, wo bleiben Sie? Ich warte schon seit einer Stunde auf Sie!"

„Auf mich? I gar, Madamchen! Na, da steigen Sie ein, ich bin der Leichenwagen!"

Gellendes Gekreisch des Entsetzens. Gäste, welche notenweis den Wagen beleuchtet, schleudert mit wild fuchtelnden Armen den ohnmächtigen Pferden die Zaskene gegen die Knochen, daß sie splitternd erstiebt, und weicht sich, als sei der Tod ihr schon auf den Fersen, zur Flucht.

Die Besitzer steckt die Damen an. Mutter und Schwiegermutter brach der Krachen, ein wasserschlimmes Gekicher hallt durch die stille Nacht, und wie ein Haufen Spreu, in welchen der Wind fährt, stiebt alles in kunloser Panik davon.

Allein, von allen Getreuen verlassen, steht Tante Sidonie. Sie ist abergläubisch und trag all ihrer Forschheit furchtsam bis zur Feigheit. Sie steht wie gelähmt, der Schreck ist ihr in alle Glieder gefahren, sie will laufen und kann nicht. Und vor ihr, allein mit ihr in dunkler, einsamer Nacht, der Totenwagen! Schauerlich!

„Hilfe, Hilfe!" schrie sie.

Da naher eilige Schritte. „Tante Sidonie? Sie hier? Um alles in der Welt, ist ein Unglück passiert?"

„Gieglieb!" Die Professorin stürzt sich auf den rettenden Engel, den Landrat, und umklammert ihn mit den langen Armen. Ihre Zähne klappern. „Rette mich, mein Neffe!" Sie scheint der Ohnmacht nahe. Born verschlingt sie mit kräftigen Armen. „Dort steht mein Haus. Ich beschütze Sie, liebe Tante." Und er trägt mehr, als sie geht, die Feindin unter sein Dach.

„Ich, hat!" sagt hinter ihnen der Leichenfuhrmann, taubt mit der Peitsche und lacht: „Nee, so was, Here Landrat!"

In Jeserig war man bei der Kaffeetunde vorbei. Draußen laufte der kalte Nordwind durch den verschneiten Park und rüttelte an den Fenstern, und welchen ein behaglich helles Lampenlicht strahlte und seinen Widerschein auf die vorübergehenden Zweige warf.

Auf hohen Augenlicht schien Frau Dora gewartet zu haben. Sie wandt sich einen scheuen Blick hinter sich, ob sich die Thür ehrfürchtig hinter der Gnadenlosen geschlossen habe, dann rückte sie lebhafter auf ihrem Stuhle vor und legte die Hand auf den Arm des Gatten, welcher sich soeben nach den Zeitungen ausstreckte.

„Ernst!"

„Na?"

„Daß du ein bischen Zeit für mich, bester Schatz?" Der alte Offizier neigte sich und stützte ritterlich die kleine, weiße Hand. „Immer, Dorchen, das sollseit du doch wissen!"

Ihre Finger kneten sich mit prüfendem Blick in die seinen; sie lächelte: „Und daß du auch recht gute Laune und wirst nicht gleich losgewettern?"

Er nahm die Cigarre aus dem Mund und strich sich langsam über den Bart. „Da etwas ist's?" fragte er gedehnt. „Na, frisch weg von der Leber! Je ehee eine bittere Pille geschluckt wird, desto schneller ist es überstanden!"

„Wir haben keine gar nicht bitter!"

Er rückte nurmsig vom Tisch ab und schlug das Bein über.

„Sie haben sich mal wieder gezankt, und du hast die Sache wieder glatt gebügelt. Mutsun! Das Gewitter muß erst einmal mit Donner und Blitz losplatzen, ehe die Luft rein wird, jeden Knatsch in der Knospe erstichen taugt nichts, die Natur will ihr Recht haben!"

Er hatte lehrhaft, in seiner polierenden Weise gesprochen, jetzt blickte er gespannt in das ruhige, freundliche Antlitz seiner Frau.

„Du denkst immer nur an Salome; interessiert dich Roleds Schicksal nicht auch ein wenig?"

„Nein?" Er neigte sich vor, als habe er nicht recht verstanden. „Die Kleine? . . . Nun, ich dächte, deren Schicksal brauchte mir noch kein Kopfzerbrechen zu machen; sie sitzt gattlob noch im warmen Nest!"

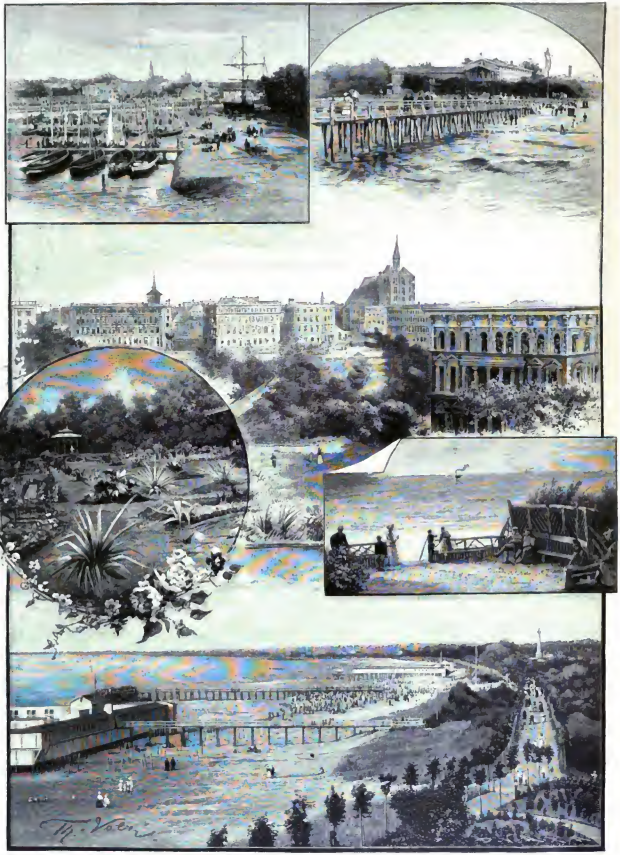
„Noch! Aber wie lange noch?"

Der Major fuhr erregt mit den Fingern durch die Haare. „Nun, so Gott will, viele lange Jahre noch! Hoft es ja eben selber gehört, daß sie noch die reine Gleicherzungsfrau ist und nicht einmal für einen Husaren schwärmt!"

Digitized by Google

Hafenpartie.

Seebad und Strandhotel.



Kurgarten.

Kurplatz
Strand- und Tiergartenstraße.

Königsstr.

Ansichten von Bad Kolberg.

Nach photographischen Aufnahmen gezeichnet von Theodor Volz.

Digitized by Google

Frühlingssonne.
Nach dem Gemälde von Heinrich Zügel.

Digitized by Google

„Weil der Rechte noch nicht gekommen.“

„Schmeichelhaft, sie kennt ja deinen alten! Ich bitte dich, Mütterchen, sieh seine Gesichter an! Wenn sie heute Abend nicht Alle mit Gewehren auf den Schultern Posto fassen, um Wache zu halten vor dem Hause, wo Hortense wohnt, so will ich meinen Namen ändern!“

„Ich bin nicht eifersüchtig, Kind, ich habe dir's schon oft gesagt, ich habe nur Angst um dich, weil du so unvorsichtig bist. Du hast Feinde, mehr als du denkst, und wenn du nicht aufpassest, so wirst du eines Tages in einen Hinterhalt fallen, und dann ist es aus mit dir.“

„Ich habe keine Feinde, Mütterchen, ich habe nur Neider, und das ist ganz etwas Anderes. Ich habe mir meine Stellung durch Arbeit und Talent errungen, und ich habe mir Niemand zu Gefallen gethan, als mir selbst und meinem Gewissen. Ich habe Niemand Unrecht gethan, ich habe Niemand Böses gethan, ich habe Niemand Gutes gethan, ich habe Niemand Gefälligkeiten erwiesen, ich habe Niemand Geschenke gemacht, ich habe Niemand Einladungen angenommen, ich habe Niemand Besuche gemacht, ich habe Niemand Visiten gegeben, ich habe Niemand Complimente gesagt, ich habe Niemand Briefe geschrieben, ich habe Niemand Rendezvous gegeben, ich habe Niemand Liebe geschworen, ich habe Niemand Treue versprochen, ich habe Niemand Ehe versprochen, ich habe Niemand Ehe gehalten, ich habe Niemand Ehe gebrochen, ich habe Niemand Ehe gelöst, ich habe Niemand Ehe geschlossen, ich habe Niemand Ehe gestiftet, ich habe Niemand Ehe gestört, ich habe Niemand Ehe gesegnet, ich habe Niemand Ehe verflucht, ich habe Niemand Ehe verdammt, ich habe Niemand Ehe verspottet, ich habe Niemand Ehe verhöhnt, ich habe Niemand Ehe verachtet, ich habe Niemand Ehe geachtet, ich habe Niemand Ehe geehrt, ich habe Niemand Ehe gepriesen, ich habe Niemand Ehe gelob

Feuer aufstehen? Welch ein genialischer Gedanke! Schreibt der Premierlieutenant eine knappathische Schrift, so ist dies wohl das einzig Sympathische an ihm.

Wie sehr fatal für Joachim, er wird einen schweren Strauß bekommen!

Weisen ist ein Sportvolk; er verheißt sich in eine Schraube und bläst daran fest. Das beweist sein unanständigschiefer Stimme und sein ganzer Gesichtsausdruck aus Rubla. Er hat zwar nie darüber gesprochen, aber durch Zufall ist Frau Dora auf sein geheimes Treiben gekommen.

Ihr Mann benimmt sich, als müßte er einen der ärgsten Verbrecher anskundschaften. Er hat ein Faksimile von dem Wort seines Gegners anfertigen lassen und schickt dasselbe in der Welt herum, in der Hoffnung, den Mannes des Unanständigen doch noch zu erforschen. Anstehenmuß hat er eine Belohnung ausgesetzt für den, welcher den Schreiber nachweist. Sicherlich werden bald Journale und Zeitungen die bedeutungsschweren Schriftzüge widerspiegeln! Wie ist es möglich, daß ein Mann sich derart in eine Idee verrennen kann! So ungeheuer war die Schuld des Schreibers nicht, denn Weisen hatte seinen Namen nicht unter sein Gedicht in das Fremdenbuch gesetzt, also richtete sich die Antwort nicht an ihn, sondern ebensalls an einen Unbekannten. Der Major aber trieb die Sache auf die Spitze.

Je nun, Langeweile und kindliche Eitelkeit haben schon manche Greisen großgezogen, und solange sie harmlos bleiben, kann man ja den Sonderlingen ihren Spaß gönnen. Bei dem Gedanken an Jetsein entwickelte sich aber die Greise zu einer Marotte, welche zu einer Plage für die ganze Umgebung auszuarten drohte.

Frau Dora hob aufschlossen das Haus und griff mit seiner Hand nach dem Schlüsselbund. Am dieser Mine eine Gegenmine zu legen, ist sie nach da, und sie wird es thun. Sie wird eine tapfere, wuthige Mutter sein, welche sich das Glück ihres Kindes eintritt. Für Rosis Glück! Ja, weiß sie denn, ob Joachim es. Schätzung das Glück ihres Lieblings verlohren wird?

Jenun! Nicht in den Fehler des Gatterschen Vaters verfallen! Ihre Augen wachen in über den Rockenschlaken ihrer Jüngsten Tag und Nacht, sie werden sehen, wenn es Zeit zum Handeln ist, wenn es gilt, zwei junge Herzen zu retten. Sie werden es wohl „unbarmonischen Schriftzeichen" zu schützen!

Wo nur Tante Sidonie blieb! So lange hatte sie noch niemals auf sich warten lassen. Sicherlich kommt der Wagen bei dem hohen Schnee nicht gut vorwärts.

Weisen hatte in allen Tonarten geschimpft, doch die Frau Professor setzt so geschlig geworden war und so oft die armen Pferde anstrengte, aber er schimpfte nur bei dem Inspektor, denn über eine Frau, welche seine Großpudelin beinahe zu Tode mit Ehre gebracht hatte sie, durfte er nicht offiziell loswettern.

Und während er jetzt ungeduldig über den Vorschaltschnee schritt und mit seinen hohen Pelzstiefeln sogar bis vor das Thor hinaus stampfte, der kurzen entgegenzugehen, sah Tante Sidonie in dem verhexten Hause des Landrats auf der Chaiselongue und empfand es mit innerer Genugthuung, wie man um sie besorgt war.

Salome war thatsächlich sehr erschrocken, als Siegfried mit der wuchtigen Axt in Arme noch Hause gekommt kam. Anfänglich hatte Tante Sidonie noch sehr erwottet von dem Schreck, sehr schweigsam ein paar Cognacs getrunken und sich die kalten Hände reiben lassen. Nur ihre großen runden Augen wanderten mit triftschem Blick durch den behaglichen Salon und über die Gestalten des so teilnehmenden Ehepaars.

Als sie endlich zu Worte kam, hieß sie kurz hervor: „Wie greulich prosig habe ihr euch ein gemüthlich Heimchen ihr etwa jeden Abend die ganze Wohnung?"

„Wir sind so frei. Sogar im Pferdestall brennt eine Lampe!" entgegnete Siegfried trocken, und er sah aus der Geschicht der lieben Tante, daß es ihr gottlob wieder wohler war.

„Und Cognac habt ihr auch immer angeschantt stehen?"

„Das versteht sich; aber nur eine Flasche mit drei Sternen, diejenige zu fünf Sternen wird nur verzapft, wenn es sich lohnt!"

„Was, und bei der Erbtante lohnt es sich?" höhnte die Frau Professor mit immer steigendem Freiheit.

„Ja wo, meine Spurt!" Siegfried drehte die Flasche nach dem Licht: „Voilà, nur drei Sterne! Eine Erbtante, von der wir so hoch nichts erben, rangiert mit den Royalvorzugsweinen auf einer Stufe."

Frau Sidonie geriet doch etwas außer Fassung. „Warum schleppeste du mich denn hierher?" fragte sie etwas leiselig.

„Aus Mädchenliebe. Was du nicht willst, daß man dir tun', das sag auch keinem andern zu!" Nein, Tante, ein Trüdeberger bin ich mein Lebtag nicht gewesen, und wenn ich andern Leuten eine Unannehmlichkeit erparen kann, thu' ich es gern."

Er sah sehr freundlich aus, hob die Flasche und schenkte die Likeurgläschen noch einmal voll.

„Nu, Prosit, Tante Sidonie, zur Gesundheit! Auf daß Sie uns recht bald wieder herrissen können!" Und er bot ihr gelassen den vierten Cognac an.

Ihren Augenblick starrte sie ihn sprachlos an, dann hielt sich Gerechtigkeit ihre Lippen, daß Amüsement, daß Entrüstung.

„Sie sind unverschämt groß, Herr Neffe!"

Er verneigte sich verbindlich: „Ich wollte heiß die Höflichkeit, auf den Sie einzugehen, welchen meine Gäste anzuschlagen belieben!"

„Nun."

„Da hab mir je noch gar nicht erzählt, Tante Sidonie, was die eigentlich positiert ist," sagte Salome teilnehmend, und da Siegfried sich hinaus gerufen wurde, nahm sie an der Seite der Leidenden Platz. Es lag etwas warmem Weibes und Schmerzliches in der Stimme der jungen Frau, und Tante Sidonie richtete sich plötzlich auf dem einen Ellbogen in die Höhe und sah ihr scharf in die Augen, die freilich verwirrt waren.

„Glaubst du an Vorbedeutungen?" sagte sie leise, mit völlig verändertem Stimme.

Salome seufzte tief auf. „Ja, Tante, ich glaube daran, ich habe schon sehr traurige Erfahrungen gehabt, doch heute —" Sie unterbrach sich kurz und schluckte neu aufquellende Thränen hinab.

Ein mitleidsvolles Mitleid streifte sie. Es schien der Tante Sidonie sehr schön, daß die Sympathie der Fress schlecht von ihr behandelten Nichte eine so große war, daß auch sie die Begegnung der Tante mit dem Leichenwagen als etwas sehr Unheimliches voraus ahnte. War das Verstellung, Erschrecktheit? Nein, ein Blick in das blasse Gesichtchen mit der unverschämten Leidensmiene überzeugte Frau Sidonie, daß sie es hier mit echtem Schmerz und echter Teilnahme zu thun hatte. Selbsam — hatte sie Salome so völlig verkannt? Sie war gewiß so stolz gewesen, um früher ihre wahren Gefühle zu zeigen, denn Siegfrieds Großheit war ein Denkmantel für seine liebevollen Gefühle war. Daß er es gut mit ihr meinte, sah sie an seiner ganzen Art und Weise, als er ihr soeben Hilfe in der Not gebracht.

Nein, diese beiden wollten nicht erbschleichen!

Tante Sidonie umklammerte zärtlich den Arm der Nichte. „Salome, ich glaube nicht nur an Vorbedeutungen, ich bin sogar abergläubisch! Ich bin fest überzeugt, daß meine Begegnung mit dem Leichenwagen meinen Tod bedeutet!"

Ihre Stimme klang dumpf und unheimlich, und Salome, welche so wie so schon sehr nervös war, bebrufte nur noch dieses geringen Anstoßes, um völlig ihre Beherrschung zu verlieren. Was die Tante sprach, war Wahnsinn, aber bald, ihre Gedanken waren noch wie magnetisch an die greulichen Erlebnisse auf der Eisbahn gebannt. Aber die Klangfarbung der Stimme wirkte das ihre. Salome kam plötzlich vor, als spräche Tante. „Ach, es ist entsetzlich!" stöhnte sie. „Gott verhüte, daß es ein schlimmes Ende nimmt, ich überlebe es ja nicht!"

Tante Sidonie war sehr betroffen, es überkam sie ein nie gekanntes Gefühl der Rührung bei einer solchen Teilnahme.

„Gutes Kind! . . . Im . . . so ein braven Herz hab du also doch . . . Im . . . hätte dich wahrhaftig nicht darauf taxiert, meine Meinung war keine solche von dir! Ja, ja, der Leichenwagen! Wenn er kommt, etwas Liebes abzuholen, dann verstinkt aller Groll und Haß, dann merkt man erst, wie schwer das Scheiden ist, selbst von Menschen, welche einem zuvor gleichgültig oder gar unangenehm waren."

Salome dachte nur an ihren Zwist mit Rosi, an die möglichen Folgen, gar an ein Duell. Sie schluckte so leidenschaftlich auf, daß die Frau Professor den letzten Zweifel an ihrer Aufrichtigkeit verlor.

„Tante, liebe, beste Tante, ach, nur das nicht!"

„Es steht in Gottes Hand, mein Kind!" seufzte Sidonie so milde wie noch nie zuvor. „Aber wenn der Tod so gnädig ist, seine Visitenkarte abzugeben hat, kann muß man auf alles gefaßt sein!"

„Auf alles gefaßt sein! Nein, nein, ich halte es nicht, ich bin bereit, jedes Opfer zu bringen, um das Schlimmste zu verhüten!" schrie Salome auf und dachte dabei an das Duell.

Sidonie weinte sich an den Schmerz und der Sorge, welche das Herz der Nichte am threwollen, wie sie meinte, zerrissen. Sie viel treuer Hingabe war sie noch nie zuvor begegnet.

„Gutes Kind!" mickte sie abermals voll Wehmut, „das hat schon manch eine gewollt, und der Tod nahm doch nur das, was er sich selber aussuchte. Als mein Mann starb, hat er es auch vorher gewußt. Da blieb keine Ahr oder Tage lang jede Nacht um die erste Stunde stehen, und in der neunten Nacht um die erste Stunde starb er."

„Gott im Himmel!" Salome schnellte schreckensbleich in die Höhe und starrte nach dem Regulator. „Gottlob, es ist noch nicht ganz gemittelt und hat sordem zum Schlage aus, die achte Stunde zu verkünden. Auch Tante Sidonie erhob sich bei diesem Klang. „Er geht noch richtig," sagte sie, „er weiß noch nichts von der Vorbedeutung. Aber er wahnt sich an den Heimweg. Ganz allein in dieser dunkeln Nacht sahren . . . in meiner Aufregung, o, Salome, es ist wie sehr unbehaglich zu Mute!"

Die Zähne klirrten sich, Siegfried trat wieder ein. Er hörte die letzten Worte.

„Wenn Sie mit meiner Gesellschaft vorlieb nehmen wollen, Frau Tante," sagte er, „der Wagen wartet herunten!"

„Im, in Ermangelung eines Besseren . . . Aber Sie bleiben noch nicht zu Nacht gefreist . . ."

Der Landrat entgegnete fröhlich: „Ja essen bekommt ich vor heute aber heute nicht, ich habe keine Zeit mehr, die Anordnungen in der Küche zu treffen, darum ist noch nichts vorbereitet."

Sein Blick streifte Salome, welch; bei diesen Worten dunkelrot wurd, dann wandte er sich zu der Frau Professor und bot ihr galant den Arm: „Darf ich Sie zu Ihrem Platz führen, Frau Tante? Der Wagen wartet, wie gesagt, und ich . . . ich möchte das Vergnügen gern bald . . . überstanden haben!"

„Ich . . . sehr deutlich!" mickte Frau Sidonie, aber sie sah ganz wohlgefällig dabei aus. Und auch meinte sie Mitleid von Salome.

„Und die fürchtet sich nicht, allein zu bleiben! Ah, so! Es kommen gewiß wieder ein halbes Dutzend Hausfreunde, sich zu beehren, wie?"

„Nein, Tante, es kommt heute niemand!"

„Aber morgen und übermorgen? Soll ja eine tolle Wirtschaft hier im Hause sein!"

„Auch morgen und übermorgen kommen keine Herren, liebe Tante!" Sie sagte es sehr leise, aber mals mit einer Stimme, welche durch Thränen zitterte.

Siegfrieds Blick streifte abermals die Sprecherin, aber er nahm keine Notiz von ihren Worten. Da geschah etwas Seltsames. Tante Sidonie legte den Arm um die junge Frau und klopfte sicher ihrem Rücken. „Im . . . also nicht. Diese verstuchten Lügenmäuler, die die etwas anhängen wollten . . . diese Gerichtsherr, diese elenden! . . . Ihr Sie hier durchhaust, wie sie mich im Stiche ließen und nun an sich und ihre eigne Rettung dachten! Im . . . armes Kind, du wirst viel verkonnt! Na, Kopf hoch! Ich beisache dich bald mal wieder."

Noch einen derben Schlag auf die Schulter, und die Frau Professor schritt zur Thür. Nicht ganz so resolut und wuchtig wie sonst, es lag etwas Fremdes in ihrem Wesen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Prinz Christian von Dänemark und Herzogin Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin.

Prinz Christian von Dänemark, der sich jüngst mit der Herzogin Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin vermählte, ist der älteste, am 26. September 1870 geborene Sohn des dänischen Kronprinzen Friedrich und somit nach menschlicher Voraussicht berufen zur Thronfolge beziehen. Auf den Unterschied, die er mit siebzehn Jahren bezog, erwarb er sich allgemeine Beliebtheit, und auch im Heere, in das er früh eingetreten war, zeichnete er sich durch Tüchtigkeit aus. Obgleich er von vornherein Selbstbestimmung war, machte er in der Suite als Flügelmann — er ist ungewöhnlich groß — den ganzen Dienst mit der übrigen Mannschaft durch, ehe er zum Premierlieutenant ernannt wurde; vor kurzem avancierte er zum Hauptmann. Eine Zeit lang lebte er zu Aarhuus in Jütland, wo er bei einem Truppenreregiment Dienst that, und hier gewann er durch sein Leutseligen, geradeso und liebenswürdigen Wesen eine Volkstümlichkeit, wie sie kaum ein dänischer Prinz vor ihm besaß. Ein Beweis dafür ist der Enthusiasmus, den der Jüten hatten, dem „jütländischen Prinzen" — so wurde Prinz Christian genannt — ein Schloß in Jütland als Sommersitz zu schenken. Seine jetzige Braut lernte er von Jugend an kennen, wenn die Herzogin Alexandrine ihren Eltern gelegt war. Als Tochter des Großherzogs Friedrich Franz III. und seiner Gemahlin Anastasia, Großfürstin von Rußland, erblickte die Prinzessin am 24. Dezember 1879 in Schwerin das Licht der Welt. Herzogin Alexandrine steht hierzu verwandten Urgroßmutter, deren Namen sie trägt, der Großherzogin Alexandrine (Tochter des Königs Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luise von Preußen) ähnlich. Wie alle mecklenburgischen Fürstentöchter hat sie eine einfache Erziehung genossen und ist in ihrer Heimat sehr beliebt. Zum erstenmal erblickte sie öffentlich bei der Vermählung der Thronfolgerin ihrer Vaters, der Herzogin Elisabeth, mit dem Erbgroßherzog von Oldenburg im Oktober vorigen Jahres.

Aufnahme von Photographen Larsen, Schwerin i. M. — Aufnahme von Karl Gramer, Kopenhagen.

Prinz Christian von Dänemark und seine Braut, Herzogin Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin.

Die Elisabethbrücke in Wien.

(Zu den Bilde Seite 496.)

Das architektonische Meisterwerk Professor Ludwig Förchers, die über den Wienfluß führende Elisabethbrücke, hält nach verhältnismäßig kurzem Bestande der radikal durchgreifenden Stadtregulierung, welche eben auch die „Wien" berührt, zum Opfer. Die Brücke wurde in den Jahren 1850 bis 1854 mit einem Kostenaufwand von nahezu einer halben Million Gulden erbaut und anläßlich des Einzuges der jungen Kaiserin Elisabeth im Jahre 1854 eröffnet. Sie ist durchaus aus Steinen hergestellt und in einem genial nuhvipierten Renaissancestil gehalten, welcher dem massiven, nuhhaften Bauwerk ein ungewöhnlich perliches Ansehen verleiht. Die Gesammtlänge beträgt über 20 Meter; die beiden Oeffnungen sind je 3½ Meter breit, während der Durchmesser einer Bruchöffnung 13 Meter beträgt. Im Jahre 1867 wurden an den Brüstungen acht Standbilder aufgestellt, worvon jedoch einzelne ein plastisches Kunstwerk bedeutet. Es sind dies die Statuen Heinrich Jasomirgotts (von Meixner), Leopold des Glorreichen (von Preleuthner), des Grafen Salm (von Zumbusch), Rudolf des Stifters (von Gasser), Graf Starhembergs (von Fetzer), Bischof Kolonitsch (von Pilz), Förchers von Erlach (von Geiser) und Sonnenfels' (von Gasser).

Für müßige Stunden.

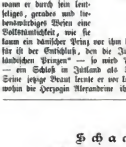
Schach.

(Redigiert von A. Schallopp.)

Aufgabe 24.

Von J. P. Jeremie in Genf.

1. Dr. Wochenschrift, Montags vom Herausgeber.)



Weiß zieht und setzt sich mit dem dritten Zuge matt.

Partie Nr. 18.

Gespielt zu Tarnobrzeg am 15. April 1894. (Nach „Magyar Sakkujság".)

Russische Partie.

Weiß: H. Wolter. Schwarz: S. Breiter.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	e7—e5	11. Dc2—b3	Sb6—c4
2. Sg1—f3	Sg8—f6	12. d2—c3	Le7—g5
3. d2—d4	e5×d4?	13. Lf1—d3	Lg5×f3
4. e4—e5	Sf6—e4	14. Kd1×f3	Tf8×f3
5. Sb1—d2	Lf8—b4	15. Ke2—e1?)	Ld6—h2
6. Kc1—d1	d7—d5	16. g2—g3	Th3×h2!
7. e5×d6	c7×d6	17. Th1—f1?)	Dd8—g5
8. Sg1—f3	Lc8—g4	18. Df1—e2	Sc4—d6
9. Sd2—e4	Dd8×e4	19. Dc2—d1	Th2—h1
10. Dd1—e2	Sg5—h6	20. Ke1—d2?)	Dg5—e3

?) Dieser Zug wäre vom Einsatz heimwärts empfehlenswerth, derselbe lädt zu lebhaften und interessanten Verwicklungen.

?) Ein Fehler gibt Gewinn.

?) Natürlich nicht Lf6×g7 wegen 18. Dd1×h1 Lg7×h6 19. Dh1×h6 Th8—e8, und 18. f2—f3 bringt Dd8—e7 14. D beliebig ×g5×f3 zum Vortheil für Schwarz.

?) Oder 19. Ke2×f3? Dd8—f6 nebst 20. . . . . Se4×f3+.

?) Auf 20. Kd2—c1 folgt Dg5×e2+ und 21. Th1×e2 bringt Dh2×g3+ und in jedem Falle bekommt Se4×f3+.

?) Schwarz, Dieser Zug ist vorzüglich. Weiß aufgegeben.

?) Setzt 20. Ke1—f1, so folgt 20. Dg5—f5 matt, und setzt 20. Sc4—e3?, so Dg5×e3+ matt.

Auflösung der Aufgabe 21 N. 440:

1. Dd7—b5!

A.

a. 1. . . Ke5—e4
2. Te4—e5
3. Lh5—g4 matt.

b. 1. . . Ke5—c5
2. Lh5—e2
3. Le2—d3 matt.

B.

a. 1. . . Ke5—c5
2. Lh5—e2
3. Le2—d3 matt.

b. 1. . . Ke5—d6
2. Lh5—e2
3. Le2—d3 matt.

Schachbriefwechsel.

W. H. in Berlin. Sie wollen Nr. 18 und 1. Ke7—f6 Nlen. geben alle vermeintlich von einer falschen Voraussetzung aus. Der Bauer steht auf e7.

W. J. in Zell-Ulla. Ihre Lösungsversuche lassen noch zu wünschen übrig. Nr. 19 scheitert Nie, daß Sie geschlagen werden, in 21 doch Dc1 noch auf gleichwertigen Raum; Nr. 20 ist bereits in früheren Schachberichten widerlegt.

E. M. in Prag. Offiziersfrage. Nr. 16 ist nicht lösbar, beweise, wie Sie sich gewiß überzeugt angeben, ja leicht; Sie Dir, beginnt ist auch mit Nr. 19 der Fall. Schwarz zieht eben auch Ke4—b4, bedenke b3×c4 oder b3—b4.

E. in Arnsberg. „Matt" bedeutet stets notwendig, sondern ein unvermeidbares Spiel.

Verschiedene in Leipzig. Nr. 21 Wien Sie nicht richtig; vergleiche vorstehende Lösung.

J. M. in Worms. Ihre Aufgabe beginnt Nr. 18 ist bereits im Schachbriefwechsel der Nr. 27 widerlegt.

J. K. in Bayern. Ihrer Aufgabe ist bereits, aber in der Idee nicht klar und auch wenn sie Sie sich darauf verweist, gekünstelt Verwendung Bauer.

Richtige Lösungen sandten ferner ein: E. Schulz in Brandenburg (Lösung 21); Th. Schneider in Neudietzen zu 19 und 20; J. Bauer in Pinneberg zu 19, 20 und 21; Ca. in Straßburg zu 14 und 20; zwei alte Herren zu 20 Münster (Westfalen); zu 20; Dr. H. in C. zu 18 und 19; W. K. in St. zu 19 und 20; A. Mathieu in Straßburg und Nr. 14 Schmidt in Ober-Hindern zu 21; Professor H. Wagner in Wien zu 21 und 22.

Verwandlungsaufgabe.

Durch Verwandlung je zweier Buchstaben soll aus dem „Acker" allmählich nach „Heuer" benommen; jede Zwischenverwandlung soll auch ein Hauptwort darstellen. Die abgeänderten Buchstaben sind mit Ruhrstrichzeichen bezeichnet.

A	c	k	e	r	
H	e	u	e	r	

Königsung-Rösselsprung.

	ne	häng	voll-	den	fal-	thun	lich	ben-
	den	Heeng	und	gar-	ten	macht	be	herr
	Haag-	ter-	ter-	heit	kampf	wur	gen	ben
	heng	hrudt	ne	mann	ihn	heeng	heit	machte
	ne	in	mann	ihn	hö-	le	knecht	hann
	schaft	und	ver	in	hrudt	hampf	und	
	ten	krebs	ja	be	ne-	hö-	lich	rent
	hpiel	heit	ge	gnü	nen	krie-	ge	pred

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Briefe und Sendungen usw.: Die für Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — oder Postversandgabe — zu richten.

Digitized by Google

78. Band.
Neunundsiebzigster Jahrgang.
Oktober 1896—1897.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 M. 50 Pfg.
Mit Post-Aufschlag 4 M. 75 Pfg.
Redakteur
Ernst Schubert in Stuttgart.

Quitt!

Roman
von
Johannes Richard zur Megede.

XVII.

Seitdem war eine Woche vergangen, und der Fuchs trabte wieder tüchtig unter dem Damensattel. Die Comtesse kehrte gegen elf Uhr von einem Freiritt zurück, frisch, etwas hungrig. Auf dem gelben Sande der Auffahrt lief eine schmale Wagenspur. Als der Diener im Flur Marie Gylinder und Reitgerte abnahm, berichtete er gleichzeitig geschwätzig: „Typhus im Dorf, der Geheimrat aus Driskau ist da, auch der Herr Assistenz sind eben gekommen." Ein angenehmer Geruch von Räuberl und scharf gebratenem Filet drang durch die Thürspalte.

„Guten Morgen, Herr Geheimrat! . . . Grüß Gott, Arthur!"

Der alte Herr unterbrach sich bei ihrem Anblick zu seinem Gespräch. Sie kannte seine Spezialität: scheußliche Krankheitsgeschichten — und lehnte sich nicht nach der Fortsetzung. Ein riesiges Stück Edinger Käse wurde eben noch mit dem Messer zwischen die höhlichen Kiefern des Geheimen geschoben, dann ein unvorgesehenes Schmatzen der beutlen Lippen mit dem stoppeligen Grundbart, das Gompesche Schicklichkeitsgefühl Folterqualen verursachte. — Ein sensationeller Blick nach den Havannazigarren auf dem Mahagonibüffet. Der Graf konnte den unverbesserlichen Raucher und winkte dem Diener. Ein Wachslicht wurde gebracht . . . paff . . . paff — der alte Herr lehnte sich mit dem behaglichen Gefühl der Sättigung in den steifen Stuhl zurück. „Noch etwas Vorwein?" Die Antwort war ein gemütliches Grunzen, ein paar tiefe Züge aus der Importe und ein kräftiger Schluck des köstlich blutenden Getränkes. — Die Freundschaft zwischen dem Geheimrat und der Comtesse datierte erst seit der Aera Loja und war nur auf Widerruf geschlossen, wie Marie jetzt bei dem Anblick des harten, höhlichen Mannes mit der Hand in der Hosentasche wohl fühlte.

„Ja, leben Sie, Herr Graf," begann er jetzt im breiten Grundton, „das ist ein Kardinalfehler heutzutage, alle Leute und Familien mit vielen Leibern auf dem Hof zu haben. Da giebt's immer Krankheit und Tod, und das Deputat Getreide langt nie. Abhalftern! sag' ich, abhalftern! Und wenn einer von der Gesellschaft in der Wirtschaft alt geworden ist — 'raus damit, solange es noch geht! Manchmal braucht man auch einen alten Gaul, aber den darf man nicht einen Tag über anderthalb Jahre behalten, sonst kommt er Ihnen noch immer als Octoarner zurück, und Sie müssen ihn weiter füttern."

Marie sah voll Widerwillen den Sprecher an. Der Bedürftigen machte ein nachdenkliches Gesicht:

1897 (Bd. 79).

Privatgelehrten-Verein der Städte Bergen a. Rügen.

Büste. Modelliert von Ch. Friedl.

Digitized by Google

„Es ist wol Wahres dran. Die Leute verdienen thatsächlich kein Mitleid. Immer selber mit Schuden!“

„Arthur!“ rief die Comtesse empört. Dann sah sie auf den Vater, dem die Adern an den Schläfen blau vorsprangen. Die feine, alte Hand zitterte und vermochte das Portweinglas, das sie soeben zum Munde führen wollte, kaum wieder ruhig hinzusetzen; um den Mund lag ein schmerzlicher Zug: „Und das raten Sie denen, die Ihre Gläubiger sind? Meinen Sie, ich würde auch den verkommensten alten Bett bewegen auf die Straße setzen, weil er als ist? Ich habe meinen Arbeitsbetrieb nach Grundsätzen, weil ich mich selbst schäme, daß ich die in meinem Dienst abgebrauchten Tiere sich wie der Thonfiewolke oder dem Trabwagen zu Tode quälen — und meinen Leuten sollte ich das zumuthen . . . nein . . . nein und abermals nein! Wissen Sie, ich glaube noch an den alten Gott, und glaube, daß wir one ihn alle gleich sind. Der wird da oben Rechenschaft von mir verlangen! Soll ich ihm sagen: Ich war reich, ich war vornehm ohne mein Verdienst, aber ich habe mit den Armerleuten genauwohl wie ein richtiger Wucherer, der mit dem Fleisch und Blut des Nächsten schachert.“ „Zu Gamwelch gewendet, fuhr er fort: „Und Sie, lieber Arthur! . . . ist das der Grundbesitzer und Edelmann von morgen? Ist das der neue Kurs? . . . Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen, Sie sind jung, noch nicht übermäßig lang auf dem Lande — sprechen wir aus übers Jahr, und Sie werden wie recht geben.“

Der Geheimrat hatte beide Hände in die Hosentaschen versenkt und paffte gemächlich, wie ein Mann, den die ganze Sache nichts angeht; Gamwelch krümmte sich ein wenig: „Ja . . . nein . . .“ Das liebenswürdige Gesicht gelang ihm tadellos.

Eine peinliche Pause! Jedes suchte etwas in der Luft, an der Wand, auf dem Tischrand; zuerst fand der Rest den braun-gesprenkelten Anhang, der zu seiner ermüdenden Art so gut paßte: „Na, bewegen werden wir uns nicht entweien, Herr Graf! Ich so, Sie so, wir thun alle beide unsre Pflichten . . . ich ziehe auch keinen Wechsel bis Zeit über die Ohren.“ Schauspielerie es, oder war das seine Ueberzeugung — er, von dem die Möre ging, daß er Geld mir an kleine Leute borge, und zu sehr hohen Zinsen? . . . Dann wandte er sich wettmäßig zur Comtesse: „Aber bleiben Sie vom Dorfe weg! Bei so typhösen Fiebern Vorsicht! Man kann nie wissen . . . Sie, Comtesse, haben Pflichten gegen Ihren Herrn Vater und Ihren Herrn Bräutigam, und nicht da unten bei den Leuten. Bei leichten Sachen setzt das ganz gut aus, wenn die Damen hingehen, doch so ein Typhus — Hand davon!“

Die Comtesse sah den Vater fragend an, und er nickte ihr zu, als wenn er sagen wollte: „Ja, ja, Mieze, so ist es.“ Dann sie war seinen Augenblick ihrer ihre Gestalt im Zweifel. Wenn es die Herz, ihre Güte galt, reagierte ihre Natur stets mit der Kraft und Sicherheit des Instinktes. „Aber gewiß werde ich gehen, Herr Geheimrat . . .“

Den krampfen fiang das Reden einen Augenblick an dem Sande. Der alte Hase sah nach der Uhr: „Alte Weiber! Wird gleich zu Mittag klingeln. Alle einem doch in liebenswürdiger Gesellschaft die Zeit kurz wird!“ Er erhob sich schwerfällig auf seinen krummen Beinen, that einen Griff in die Hosentasche, wobei er aus Zerstreutheit zwei Stück erwischte: „Für die Feiern! Doch einig?“

„Aber gewiß!“ Das klang so steif, die Stimme des Grafen verriet so sehr den Zwang der Form, daß auch Gamwelch die Situation ungemütlich wurde.

Der Reg war abgefahren. In dem Wiesenthale standen noch Braut und Bräutigam in seinem Gespräch. Der Graf ging mit langen Schritten um den Mittenteich, durch die Zähne pfeifend, was er sehr selten that. Vor dem Parkeingang an der Thür sähete der Kutscher ein gelatteltes Reitpferd. Die Verliebten sprachen lange, eindringlich. Sie kommen schonst nicht einig werden, und allmählich wenden die Stimmen leiser: „Aber Schatz, nimm doch Vernunft an! Bei den kranken Kindern hat du wirklich nichts zu suchen. Wenn du nun selbst krank werden sollest . . . Fieber . . . denk doch den Jammer!“

„Und wenn heute Krieg erklärt wird, wer da anstrückt, sollte ich daßselbe zu dir sagen, Arthur?“

„Das ist ja ganz etwas andeos: Befehl, Pflicht . . .“

Nervös sprach sie dagegen: „Befehl . . . wieder bei Befehl! Den brauch' ich eben nicht. Hier im Dorf habe ich genau so meine Pflichten, wie du im Felde.“

Dazauf fühte er sie: „Also nicht, kleiner Widerspruchsgeist! Papa wird dir den Kopf schon zurecht setzen. Adieu!“

„Adieu!“ — Ein letzter Kuß, ein Händedruck — denn tilt ec ab, ein Edelmann, so hübsch und so elegant, wie man sie sonst nur in illustrierten Journalen sieht. Die Comtesse sah ihm mit bedkem Blicke nach. Auch ein solches Bild schmückt sich ab, und sie hatte ihn nie anders gesehen. Als sie auf den Hof kam, geschickte, und der Vater schon im Sattel stimmen. Man hörte den schweren Schritt, das leise Pferden.

„Mieze, bist du da? Komm herein, Kind!“ Nie hatte ihr die Stimme so weich und so feierlich geklungen. Der Arte kam auf sie zu und streichelte ihre Wangen. Auf einmal preßte er den schwarzen Kopf zwischen die bebenden Hände, beugte seine hohe Gestalt beide und küßte sie auf beide Haare und Stirn. Die Lippen zitterten ihm dabei, und sie fühlte deutlich die Aufregung in den unsicher tastenden Händen. Die Rührung stieg ihr empor, die ganze glückliche Kindheitszeit an diesem Vater, die sie verstand wie eine Mutter. „Recht so, mein Kind,“ sagte er wieder, „so mußte meine Tochter sprechen. Du fühlst ganz richtig. Du bist noch einem großen Werke gewachsen, nicht einmal als einer leider kranken Kinder. Wenn Gott dich mir nehmen will, du geliebtes, einziges Kind, so würde es doch mir doch nehmen — und wenn er dich mir in seiner Güte erhalten will, so wird er doch auch in der Typhusluft gnädig erhalten . . . Ja,“ fuhr er fort, „ich gehe noch weiter für uns beide. Wenn wir beide wüßten, daß wir bei den Leuten den Todeskeim holten, so würdest du doch gehen, weil es die die Pflicht und dein Herz befiehlt — und denke, handle nie anders wie heute! Wie haben zu Leben nichts Besseres als wirk Ehre. Wir sind nicht viel wert, die recht immer allein. Aber gerade deshalb muß es sie thun!“ Dann wandte er sich rasch und ging in sein Zimmer.

Der Diener kommte eine leis Gegenbemerkung. „Mittagbrot? Nee, für mich nicht. Die Appetit ist mir vollkommen zum Teufel. Aber fragen Sie, ob die Gräfin vielleicht später beschellt. Sie ist nebenan.“

Die Comtesse hatte kaum mehr ans Essen gedacht. Jetzt schalt ihr ein Gedanke durch den Kopf, und sie ging in den Vaters Arbeitszimmer. „Weißt du, Papa, ich möchte noch schnell zu Thomas hinüberreiten. Die Frau hat schon alle solche Krankheiten bei ihren Leuten durchgemacht; sie wird mir manchen guten Rat geben können.“

„Na, reit nur, Kiekatmarsch!“ antwortete er zärtlich. „Die Thomas ist eine gute, nette Frau; doch wenn solche Leute à nour yeux bei heilige Krankheit spielen, werden sie impertinent. Ich kann mich irren, sorgar höchst wahrscheinlich. Aber hole sie doch mal aus, was sie an deiner Stelle gethan hätte. Ich bin ungierig. Adieu, Wildhexe. Wenn du zurückkommst, giebt's eine ausführliche Uebersetzung!“

Der Reitknecht war aufmerksam genug, nicht zu bemerken, daß man sein Hoferdiner hörte, warf schmiedige Blicke nach dem Stall und bewegte die schlanken Beine nur im verdrossenen Trabe. Es ging durch den Wirtschaftshof, am Dorfe vorüber, links ab, wo die Hofgärten lagen. Die zweistöckigen Fohlen waren dem nun erkennen auf den Zäunen. Einige sagten wie Kinder unter, dachten und schlugen, stiegen aneinander in die Höhe; die blanke Haltung glänzte, wutiges Wiehern erklang. Um sie, in kleinem Kreise, trabte unermüdlich ein ponchowolter Rappwallach, der lange Schweif hoch bis Kolz, die Nüstern waren gebläht, das rassige Auge funkelte. Als die junge Schar der Wilden den gezähmten Bruder mit der schlanken Reiterin erblickte, hielt sie neugierig heran. Helles Wiehern und wütiges Schnauben — schlanke Hälse streckten sich über den Staketenzaun hart am Wege. Die Comtesse hatte das blasserte Herrenpferd die Erinnerung der eignen, ungebundenen Jugend, so erregte seine edle Lust, seinen aus, schente mehrmals im Sprung zu Seite. Im ausstreckten Galopp jagte es davon, dem nahmenden Zügel der Comtesse zum Trotz. Die Fohlen im Garten legten mit, hier aneinander gedrängt; hinaus hatten die flüchtigen Hufe auf dem weichen Rübenboden. Die Weg bog jetzt im spitzen Winkel auf eine Kieschaussee. Die Comtesse wußte sich auf die Seite legen, um nicht von dem Tempo gehindert zu werden. Die Fohlen blieben zurück und stießen schnaubte Laute durch die Nüstern. Es ging bergan auf riffigen, ausgefahrten Lehmgrund. Der Wegrain ausschließende Knotenweiden und verkrüppelte Kiefern, dazwischen hinaus, zur Rechten und hinten, breite, wogende Saatfelder, vom Sonnenlicht überfegen; vorne hodge, geschobsiger Birkenwald mit Bogelstimmen und Frühlingsduft.

Der Fuchs hatte sich hier zum Trabe beguemt; doch der Kuß hob sich hoch und kräftig, auf dem Sprunggliede lagen weiße Flocken, und zuweilen hörte ein dumpfes Stöhnen, dem seine Herrin den Wald. Bald war er durchritten. Auf glatter Kiesbahnfläche ging's wieder vorwärts. Gothe Kapofelder tauchten auf wie riesige Sonnenblumen in dem umgebenden Saatgelde. Ganz in der Ferne wurde die Kirchspitzes kleiner Blechturm, doch das alte Mühlenhäuschen war ganz nahe; die Mühlsteine klapperten geschäftig, und die schäumenden Fluten brachen sich lustig. Der Fuchs verspürte sentimentale Regungen. Er stürzte das Tempo und sah auf die silberblitzende Fläche des Renkenen Sees, der in jungem Grün von Wald und Wiesen gebettet lief unten lag; aus Rieder-landungen vorsprangen, schwimmten rote Dächer und weißes Mauerwerk, das sich in dem blinkenden Wasser zu spiegeln schien. Dann senkte sich der Weg allmählich zum Flügel hinab. Ein leiser Peitschenhieb erinnerte den Fuchs an seine Neupflicht. Er strafte anklos an einem Erdbeerdamm auf düsterem Fichtenhügel vorüber und rührte die Beine auf schlechtes gebahntem Pflasterweg. Dann, bis der weite Park der Thomasschen Besitzung als dunkle Wand am Horizont auftrug.

Ein schmutziges Dorf mit unregelmäßigen Lehm, ein strohbedecktes Herrenhaus mit auffenden Flachsköpfen, gegenüber dem verwahrlosigten Hofgebäude eines Vorwerkes, und schnäckisch dickende Fohlen in den Laufgarten. Den Fuchs war auf schlüpfrigem Weg ins Straucheln gekommen. Er stand und hatte vor seinen Mosserloch. Als Marie endlich in die Thomasschen Gewogen einritt, waren Reiter und Pferd der Muckerei müde. Der gab's wenige gute Pferde, geringe Gebäude, und zwischen den dunkeln Fichten blickte ein kleines, weißes Wohnhaus hervor. Der Fuchs dachte an Stall und Futter, die Comtesse an ihren Auftrag. Leicht bedünte der Hof auf zierlichen Hufbeinen, Hofhunde tobten an ihren Zeiten, ein langhaariger Hühnerhund sprang wedelnd daher. Das Haus erschien wie ausgestorben, auch der kleine, ermüdlich kunkrot Hof lag still. Doch auf die Parkseite klinke weiße Wäsche auf grüner Bleiche, Stimmen wurden vernehmbar, belaubert eine kreischende, herrische: Sie gehörr Frau Thomas, die hier wie meistens Hausklau unter der Woche schaltete.

Marie woe vom Pferde geglitten und führte den Fuchs. Die heilige Gisbeth zehte indes wendig, kostete mit einer alten Reitpeitsche ihres Gemahls, und an ihrer Bemerkung verwandte sich die Comtesse das stehende Blatt und die gewöhnlichen Anbrüche.

„Bärt', ihr Bandel . . . Du, Alte, insames Frauenzimmer — du — du —“ und die „heilige“ sichte die Herrenrecht mit Wuer und Peitsche.

„Gnädige Frau —“

„Comtesse Marie! Ist das reizend!“

Im Augenblick waren die hölzlich vergerten Füge weich, liebenswürdig.

„Kommen Sie herein, Comtesse! Mein Mann

Digitized by Google

schlafft etwas. Der Arme hat eine schwere Schwurgerichtssperiode hinter sich." Doch er ging aufrecht und trauervoll erst heute morgen um fünf Uhr in ihre weißen Arme zurückgekehrt war, verschwieg sie mehrlich. Sie wollte vorangehen, Marie hielt sie zurück.

„Nein, ich muß gleich wieder aufstehen, sonst hätte ich Sie nicht nur Mittag geführt." „Und die Trennungsqual des Fruchtes im Arm, ging sie langsam auf und ab, während der Verwundete ihre Tochter nach Zuder beschwupperte. „Neig, neig!" mahnte sie.

Die Aufgeregtheit war Gemahlin Frau Donnat sattere gutergehen ihre Hände über der Mierichsfrüchte. „Alle Typhus, richtiger Typhus! Da wird man sehr vorsichtig sein, sehr vorsichtig! Wein Mann glaubte an vorigen Jahr unter seiner Bedingung . . ."

„Nur typhöses Fieber," verbesserte rasch die Comteste. „Aber das ist ja Nebensache. Nehmen Sie etwas Schimmerei an: Chinin, Wein, etwas, wo beinahe die Berührung schon Tod ist."

„Aun Gottes willen, Comteste!" Der Aufsehr, die Frucht waren so natürlich, daß Marie an allen Heiligthümlichkeiten der Hagen Frau zu zweifeln begann. „Selbstverständlich dürfen Sie nicht hingehen!"

„Das riet mir mein Bräutigam auch," bestätigte die Comteste leise.

„Ja, sehen Sie, sehen Sie," fuhr Frau Donnat lächelnd fort. „Herr v. Gompesch denkt ganz so wie ich. Da ist das Gute der Sanitätsvorschriften!" Sie wandte sich selbst bestätigt an Marie, die nichts natürlich hingehen, ohne Bestinnen — aber ich habe meinen Mann . . . Herbert. Wenn denen die Mutter, die Gattin stürbe! Nein, wir haben ganz Recht, du generalisiren. Hier beginnt die Pflicht gegen sich selbst. Darf die einzige Tochter des Grafen Wilmein sich in solche Gefahr stürzen? Gott würde es nicht zulassen." Die Comteste faltete die Hände und ließ die ganze Flut guter Rathschläge und sicherer Vergleiche über sich ergehen. Der Kaiser, Moltke wußten beraliten. „Die wissen sich schonen, weil sie zu Höherem bestimmt — zuletzt auch Bismarck. Doch das war nur ein kleiner Lapsus im Eifer des Gespräch, denn das Mißgeschick mit Herbert hatte sie vorsichtig gemacht, und namentlich in letzter Zeit war sie sehr lau geworden im Ruhm des großen Kanzlers.

„Ich wußte bis jetzt nicht, daß mein Name mit denen solcher Menschen je in einem Atem genannt werden könne," ausmerkte die Comteste mit leichtem Spott. „Und doch hat derselbe Bismarck als Deichbauinmann seinen Augenblick gehabt, seinen Knecht mit eigner Lebensgefahr zu retten. Vielleicht hatte er schon damals ein Vorgefühl seiner für Deutschland nie zu ersetzenden Größe."

Sie war stehen geblieben, zog langsam den Arm aus dem Hand und ordnete die Nienen über dem Hals des Thieres.

„Was würde erst Ihr Vater, der Herr Graf, sagen! Nicht wahr," der schmeichelnde Ton hatte die Comteste schon oft bezahlt, „Sie werden auch gar nicht an eine so überreizbene, fanatwidrige Pflicht anfassung? Sie wollten nur von einer älteren Forderung bestätigt hören, was Ihnen das eigne Herz schon vorgeschrieben?"

„Allerdings wollte ich das! Aber sehen Sie, wie die Auffassungen verschieden sind: gerade mein Vater sagte, ich müsse unbedingt gehen. Und ich selbst war mir über meine Pflicht keinen Augenblick im unklaren."

Eine Stimme war die gute Frau perplex; dann versuchte sie, so gut es ging, die plötzlich geschwebte Situation zu wenden: „O, ja . . . eine so hohe Natur durch vornehme Natur wie der Graf Wilmein . . . die Vorsehung würde Sie zu auch schützen, Comteste — gewiß! . . . Gerade diese Seite der Sache . . ."

Die Comteste hörte das Geschwätz kommen, ob kam ihr vor, wie die hergeleiteten Phrasen einer Papageien. Die heilige Elisabeth würde sie nicht mehr! Mit jeder Sekunde fühlte sie sich selbstständiger und einsamer. Sie wollte nur fort von hier, nach Hause, und sah sich nach einem Menschen um, der sie auf den Zuchs bohen könne.

Als sie sich verabschiedete, war sie vollkommen die große Dame, die kühl klicheln bört, was man rät, und thut, was sie will. „Ein Prinzessinnenfest, gnädige Frau . . . vielen Dank! Wann steigt man

Sie mal wieder in der Stadt?" Sie wartete die Antwort nicht ab. Der Gärtner half ihr vor dem Hause in den Sattel. Herr Donnat stehe vorsichtig seinen verfarrten Kopf aus dem Fenster, die kluge Frau knickte — aber für die Comteste Wilmein gab es von Stund' an keine heilige Elisabeth mehr.

Auf einem weiten Umweg eilte sie nach Hause. Der Fuchs trabte munter auf tadellosen Beinen . . . darauf ein Stück Chaussee, ein verdorfahrender Getreidewagen, der sich sehr über die nachlässige Haltung der zierlichen Reiterin. Sie lob eben weber den knospenden Frühling noch die Menschen. Das Pferd machte sich die träumerischen Gefühle der Herrin zu nutze, weichelte launisch Galopp und Trab. Als es auf die Fläche des Sees lag: nicht am Wege liegen soll, machte es augenblicklich Halt, dann gerufen es wieder, vor einem aufschwirrenden Spuk davonzulaufen. Die Stewolker umwuchsen leise, die Sterchinnen blühten, und ein Zunge angelte eifrig mit einer Weidenrute ohne Schnur. Die Comteste zog entschlossen das Resumé des Tages: zwei schwere Entschlüsse.

Nun Frau Donnat, die Freundin, dachte sie nur mit flüchtigem Bedauern. Aber an Gompesch? Das verlorene Spiel war vorüber, die blanken Waffen lossen sich wessen, und der Kopf krug nicht mehr die blutbesudelte Krone unverletzter Ehre. Der Kampf war da. Sie wußte es, und sie war bessen kalt froh. Jetzt fühlte der Fuchs die weicher erwachende Energie und Raunfestigkeit der Herrin schneller in die Zügel drückte sich zum Galopp; unbarmherzig mit Peitsche und Sporn, wie bei einer Hetz, ging's heimwärts. Vor dem Rittschloß wurden gerade Pferde abgesattelt. Die Comteste sah nicht hin. „Natürlich Freiherr," murmelte sie, dann schlug sie einen scharfen Linkstrieb und sagte sinster: „Nein, die Unform macht mich den Mann!"

Wären erst die gefährlichen Wohnzimmer mit dem energischen Schritte, der ihr in der Stunde des Entschlusses eigen. Jägerreudamm wollte durch das Gemach, ein Fremder erhob sich mit Haltung aus dem Fauteuil: der Freiherr v. Lojo.

Ohne die Begrüßung abzuwarten, fragte der Graf interessiert: „Na, Mieze, was hat sie gesagt?"

„Mich ins Bett legen und hermetisch abschließen," antwortete sie geringschätzig.

Da zaufte er, ingrimmig kichend, seinen grauen Bart: „Kluge! ich!" Darauf wandte er sich zu Lojo, um ein früher begonnenes Gespräch weiterzuführen. „Ihn wie immer habe ich mir auch hier gesagt: im Ernstfall soll sich der Edelmann an den Edelmann wenden. Es war sehr gütig von Ihnen, meiner unbedeutenden Mitte so schnell zu entsprechen. Die Freiherr v. Lojo, Mieze, wird nämlich so liebenswürdig sein, in dieser Krankheitsperiode den Geheimrat Füllenius zu vertreten. Ich habe dem brave noch den Laufpaß gegeben. Mit sich einem berzhaften Burschen sollen meine Leute nichts mehr zu thun haben."

Gegenüber Lojos Herzensqualitäten hatte die Comteste ein gutes Mißtrauen. Sie dachte, daß er in den niederländischen Kolonien wohl andre Humanitätsbegriffe gelernt habe, als sie in Deutschland übich. Dennoch bezwang sie, der guten Sache zuliebe, die alte Abneigung. „Warten Sie schon im Dorf, Herr Doktor?"

Der Graf fühlte sich überflüssig bei der Wiederholung der Krankheitsgeschichte. „Also, ich überlasse Sie den beiden Damen und hoffe, daß bis als Tochter vom Haus, wie als Matteserin dich ausgezeichnet benehmen wird?" schnarre er. „Verzeihen Sie, Herr v. Lojo, ich bin heute noch gar nicht in der Herrichkeit gewesen, mich zu notten an der Chaussee sammelten mir beim Pflügen mal wieder ganz unglaublich, als ich vorbeiritte."

Sie waren allein. Marie hatte sich als Hausfrau, der Doktor verschwand wieder über die Krankheit: „Typhoid . . . vereinzelte Fälle . . . scheinbar gutartig auftretend." Dem Thatendrang der Comteste war der Mangel an ernster Lebensgefahr beinahe unangenehm. Damit schwuppte, ganz ungewollt, ihr Heroismus etwas zur Lächerlichkeit zusammen.

„Dann sind Sie also ziemlich unnütz hierher, Herr v. Lojo?"

Er strich sich nachdenklich den Schnurrbart: „Ich hoffe, ja, ich fürchte, nein." Liebhafter sehr er fort: „Ein Fall ist bedeutlich — sehr sogar! So'n zwölfjähriger Junge, schlecht genährt, schlechtes Blut . . . den Benzel habe ich irgendwo schon gesehen. Und der letzt gleich mit solcher Bombenentpreiz ein, daß ich dachte, mein Marimalthermometer wäre mir durchgegangen. Ich frage die Leute, wann und wie. Da geht ein erschrecktliches Gespenzel und eine Weinerei los, worauf ich ungefähr so viel kapiere, daß der Junge sich vor acht Tagen erkältet haben soll . . . eine Meisengemütserregung durchgemacht hat."

Mit feinerem Ange hatte die Comteste zugehört, dann sagte sie ihr eigentümlich zitterndes Tone: „Wie heißt das Kind?"

„Ja, wenn ich die Namen hier oben behalten könnte! De . . . De . . ."

„Demuth," unterbrach sie gespannt.

„Ja, ja, nun bin ich auch an sait. Das war so der Unfeilige, der unter Hinzuziehung der Kriegserklärung in einer Kirche hervorrief!"

„Und glauben Sie, Herr v. Lojo, daß, angenommen, das Kind habe sich erkältet und ungewöhnlich aufgeregt — dies auf die Ursache oder Entwicklung der Krankheit Einfluß haben könne?"

Lojo hielt sprachend den Zeigefinger auf durch die Nase. „Sie verlangen viel von der Fakultät, Comteste! Ursache . . . Entwicklung . . . ich bin nämlich Kolonialarzt, alle Zonaxent, wie alle Welt denkt. Ihnen verschweigen will ich nicht, daß ich Ihnen wie wirkt? Es ist wohl möglich, daß plötzliche Erkältung mit gleichzeitiger Nervenaufregung den gesammten Körper für eine Ansteckung empfänglicher macht, daß beide Momente dann bei, wissen thut es auch der Weiseste nuiver Zunft nicht."

Comteste Marie stand auf, machte einen Schritt vorwärts, als wenn sie ihn an seinen Platz weisen wolle; sie hatte ein laute, cynische Ruhe des Arztes stärkte ihr die Selbstbeherrschung. „Wollen wir noch einmal ins Zorf gehen, Herr Doktor?"

„Ihnen wohl soll das bestehen?" fragte Lojo von seinem Fauteuil.

„Ich will, ich muß!" Sie war schon an der Thüre. Da erhob er sich ruhig. „Bleiben Sie, Gräfin! Ihnen war der Aufopferung, die Größe ist gleich Null. Und wenn's der weiße Aussatz wäre, die Angst davor würde Sie nicht halt so blaß machen, wie Sie jetzt sind. O, wir haben Mut, Gräfin Wilmein, das weiß ich! Aber wozu Sie selbst diese Komödie der Pflicht vorspielen?" Sie wollte aufbrausen, er machte eine abwehrende Bewegung. „Ehrlich gemeint, gewiß! Doch meine Sie wen den Pflegeberuf da und klöcken Sie selbst über die borache Ihre, mit Reitkleid und Sporen vor das Krankenbett eines sterbenden Betteljungen als Trösterin treten zu wollen? Gewiß, die Mutter wird Ihnen etwas verschluchzen, der Vater wird ehrlich hinter Ihrem Rücken seinen Schnaps hinunter gurgeln, der Junge wird Sie vielleicht mit bloden Delirium-augen anstieren. Ach, gnädigstes Komtesschen sind so gut, zu gur — Posse! Die Leute belügen sich ebenso, wie Sie, wenn Sie ein menschliches Mitleid fühlen. Sie haben vielleicht nie an einem Sterbebette gestanden. Sie denken an einen ruhigen Herrn, der nach der Schlacht durch die Lazarette schreitet, hier eine Tröstung spricht, dort ein Kreuz von Eisen in zwei von Todesangst verkrampfte Hände gelegen läßt. Ja, das ist der Stil, der Ihnen Ehre des gewaltsamen Sterbens; da glaubt man sie noch zu erblicken, die helle Flamme von Heroismus und Todesfreudigkeit, die die sanligen Strahlen und die Nachtschattenlichter des Barocken erkennt und reinigt. Sie wollen als Lichtgestalt — im schwarzen Reitkleid mit Sporen, — ha! — an den Krankenbetten vorüberziehen, und der Tod soll klein werden, schalt er Sie wittert. Und ich bin Arzt. Sie wirklich da und riechen nur die schlechte Luft, sehen nur die schlecht gewachsenen Körper, das rahe, bloßpilzlose Gesicht; fühlt sich so ab, die dumpfen Instinkte — der Tod ist da gar nicht mehr erhoben, nur sehr häßlich! Sie haben noch nicht den Trieb aus dem Hause gehen, und die Leute lehen sich schon fengend an:

Digitized by Google

„Na, was wollte die denn eigentlich?“ Die fühlen ganz richtig: Sie gehören nicht zu ihnen. Als Samariterin leistet mir die Gumpelstetzimer Bornehmigkeit Schwierigkeiten, wie noch nie. Und ich, Mensch? Ja, was wollen Sie denn eigentlich bei Menschen, deren Leiden und Freuden Sie gar nicht verstehen?“

„Und verstehen Sie die besser?“ fragte die Comtesse barmsch, an den Thürpfosten gelehnt. „Seltsam, daß mir das gerade einer sagen muß, dem schon als Studenten kein Genuß zu raffiniert, kein Hochmut zu hochmütig war!“

Sein Auge blitzte auf. Er war auf ein brutales „Schweigen Sie!“ aus zusammengepreßter Rehle gefaßt; doch das Feuer erlosch und wich einem finsteren Lächeln: „Hat er wieder gefaxwagt? Nun, es war immer sein guter Instinkt!“ Dann fuhr er erregt fort: „Hat er so viel gelogt, so sagte er vielleicht mehr: — daß ich herabgesetzigen bin zu diesen Menschen im Elend und Bösen, daß ich ihren Schmutz getrunken habe, weil ich den Hunger wegzulöschen wußte, daß ich die Bestjammen vermünsche, weil ich nicht mehr helfen, daß ich meine Kavalierehre leichtsinnig geführdet, weil ich sie nicht mehr brauchen konnte?“

Er hielt ein und atmete schwer, als litte sein hochmütiges Herz noch jetzt unsäglich unter der Erniedrigung, die er sich selbst geschaffen. Und wieder stieg es ihr empor, mit einer unbegreiflichen, widerwilligen Hochachtung zugleich das Gefühl eines großherzigen Mitleids. Aber der Mann da hatte wohl das billige Mitleid wie gröber: Gich gegen Gich, Blut für Blut — und da verstanden sich ihre Rassenahnen.

„Wenn Sie jetzt wollen, Comtesse, ich stehe zur Disposition.“

„Ich danke Ihnen, Herr v. Lyon.“

Dann gingen sie beide schweigend ins Dorf hinunter.

(Fortsetzung folgt.)

Staatssekretär Heinrich v. Stephan †.

Einem tragischen Geschick ist in der ersten Stunde des 8. April Staatssekretär Heinrich v. Stephan erlegen, der Neuordnung des preußischen und deutschen Postwesens, zugleich hochverdient um die Förderung des allgemeinen postalischen Weltverkehrs. Zwar schon über die Mitte der Sechzig hinaus, aber noch in der Vollkraft des Schaffens, unermüdlich in der Arbeit und voll heiterer Lebensfreude, schien er noch auf lange Jahre weitern Wirkens rechnen zu können, aber eine tückische Krankheit zwang ihn nieder. Mit der ganzen Energie seines Wesens, die ihn Gerhart Hauptmann schaffen ließ, wehrte er sich gegen den Feind, und bis in die letzten Tage seines Daseins suchte er von seinem Schmerzenslager aus die Pflichten seines Amtes zu erfüllen, bis endlich der Unbarmherzige den Sieg davontrug. Mit Heinrich v. Stephan ist eine der bedeutendsten Persönlichkeiten des neuen Deutschen Reiches dahingeschieden, und wenn man ihn auch nicht zu denen Mitbegründern zählen kann, so gehört er doch ohne Frage zu jenen Männern, die an der inneren Ausgestaltung und der gedeihlichen Entwicklung ihres ruhmreichen Amtes haben.

Schon in sehr jungen Jahren gelangte Heinrich Stephan, der am 7. Januar 1831 als Sohn eines Handwerkers zu Stolp in Pommern geboren war, zu hervorragender Stellung. Nachdem er, erst siebzehnjährig, die Unterschule seiner Vaterstadt absolviert hatte, trat er 1848 in das Postfach ein, zunächst noch dem damaligen Gange der Laufbahn als Schreiber. Seine freien Stunden benutzte er emsig zur Vervollkommnung seiner Bildung, und besonders pflegte er das Studium fremder Sprachen, wozu er es zu ausgezeichnete Kenntnis brachte. Diesem Umstande dankte er 1856 die Berufung an das Generalpostamt zu Berlin, und schon 1858 wurde er, nur siebenundzwanzig Jahre alt, zum Postrat ernannt — eine auch unter heutigen Verhältnissen überraschend schnelle Beförderung und damals phänomenal. Fünf Jahre darauf ist Stephan bereits Oberpostrat, zwei Jahre später Geheimer Postrat und vortragender Rat im Handelsministerium, und man kann sich vorstellen, daß die alten, ergrauten Räte den Viermdreißigjährigen mit einigem Mißtrauen als Kollegen empfangen haben. Aber seine Tüchtigkeit besiegte jeden Zweifel. Neben Arbeiten, die reformatorische für den Postdienst wirkten, schrieb er für bedeutende Zeitschriften nationalökonomische und geschichtliche Beiträge, und oft in manchen derselben die kulturelle Bedeutung des Postwesens und die Notwendigkeit seiner internationalen Gestaltung betont wurde, so gelang es ihm bald, einen Teil seiner Ideen auch zu verwirklichen. Dem Mecklenburg war es, daß nach dem Feldzug von 1866, der die Karte von Deutschland umgestaltete, mit dem neuralten Thurn und Taxischen Postverein entgegentrat wurde, und im April 1870 erfolgte seine Ernennung zum Generalpostmeister des Nordd eutschen Bundes. Während er nach mit der Organisation der jetzt beträchtlich erweiterten Verwaltung beschäftigt war, traten neue, bedeutende Aufgaben an ihn heran: der Krieg mit Frankreich entbrannte, und noch unter Stephans Leitung die vorbereitete Feldpost 1870—71 geleistet hat, das nicht so unvergeßlichen Ruhmesblättern des Feldzuges.

Dem Generalpostmeister des neuen Deutschen Reiches erblühten abermals gewaltige Aufgaben, aber mit dem Neide wuchs der Mann. Er schuf die einheitliche Postgesetzgebung, den einheitlichen Tarif für Porto, er führte die Postkarte ein, die Postanweisungen und Postmandate, so gestalteten von andern Verkehrsmitteln des Verkehrs. Nachdem er 1874 auch die Telegraphenverwaltung übernommen hatte, bemühte er sich ebenfalls die Einheitlichkeit durch Einführung des Wortsatzes. Sein größtes Werk war 1878 die Begründung des Weltpostvereins, der heute, von wenigen Ausnahmen abgesehen, alle Kulturstaaten des Erdballs vereinigt. Ohne Stephan, der experimentellen Neuerungen sich niemals verschloß, hätte auch der Fernsprechverkehr nicht so schnell die große Ausdehnung genommen, deren er sich heute erfreut. Doch von diesen jedesmann vertrauten Errungenschaften abgesehen, erwarb sich Stephan hohe Verdienste an Dingen, die nicht so augenfällig sind. Das heute so hoch entwickelte Landpostwesen — leider leiden die vom großen Verkehr Entfernten beinahe wie auf einer Insel, heuen nur hie und da Kunde von der übrigen Welt gegeng — war seine Schöpfung, und namentlich Fürsorgungen bezogen seine Fürsorge für das geistige und materielle Wohl der Postbeamten.

Ehrungen gelangen nur zu einem bescheidenen Punkte. Stephan stand in dem Rufe, daß er unter gewissen Umständen gegen Untergebene hart verfahren konnte, und in den Tagesblättern wie im Parlament sind hierüber bisweilen gegen ihn Anklagen erhoben worden. Sicht man aber genauer zu, so erkennt man, daß jene „Härte“ sich nur gegen Unzuverlässigkeit und im Interesse des Dienstes gekehrt war. Wie Stephan in seinem menschenfreundlichen Herzen gelegentlich zu strafen wußte, darüber belehrt uns der folgende Fall, der hier zum erstenmal der Oeffentlichkeit übergeben wird. Ein junger Beamter, nach Lage beseidet und somit mittellos, schrieb zur Erlohnung seiner Einnahmen Postanweisungen über natürliche Verhältnisse. Dabei verging er sich unverschämterweise irrsbeen, als er Dinge zur Sprache brachte, die als Nutzlegenheit gelten konnten, und obendrein seinen Brief mit unterzeichnete.

Gegen die Zeitung wandte eine Untersuchung eingeleitet, und Vorsteher, Revisor und Unterbeamten sich in ernster Schwulität. Da that der Vorsteher das einzig Richtige und Brüderliche. Er ging zu Stephan und erklärte: „Ich hab's gelehrieben, aber in aufrichtiger Uebergegung!“ Selbstverständlich blieb dem Irrenden die Strafe nicht erspart, er wurde nach der Provinz Posen, derthin, wo sie am wenigsten schön ist, strafversetzt, aber nur eine kurze Weile dauerte die Verbannung, und der junge Beamte, der mit seiner Ehrlichkeit und der in jenen Aufsätzen dargelegten Sachkenntnis die Aufmerksamkeit des Generalpostmeisters erregt hatte, erhielt eine schnelle Beförderung.

An Anerkennung und Ehrungen hat es dem zeitlebens nicht gefehlt. Schon in jungen Jahren wurde er zum Ritter des Roten Adler-Ordens vierter Klasse ernannt, und nach dem Feldzug von 1866 erfolgte seine Ernennung zum Staatssekretär des Reichspostamts soll Stephan anfänglich wenig Freude gemacht haben, denn er war seine Bäumen waren an den „Generalpostmeister“ gewöhnt, und namentlich den letzteren wollte der „Sekretär“, der doch in der Tat von höheren Schattenbaumen bedeutet, nicht recht über die Lippen. Aber schließlich bauemten sie sich, die Neuerwerbte „Unser General“ durch „Unser Erzellenz“ zu ersetzen. Noch unter Kaiser Wilhelm I. wurde dem Hochverdienten auch Stolp der erbliche Adel verliehen, und nachdem er schon vorher Mitglied des preußischen Herrenhauses und des Staatsrats gewesen war, erfreut er 1895 den Rang eines Staatsministers. Die hohe Charakterität bei aus jüdischen Eingeborenen herangegangenen, und eigner Kraft zu hohem Range emporgestiegenen Mannes hat wohl Kaiser Wilhelm I. in seiner einfach natürlichen, darum doppelt sicheren Art gegeben, indem er sagte: „Stephan ist ein gerades Berufsbeamtentum, und eigner Kraft zu hohem Range emporgestiegenen Mannes hat wohl Kaiser Wilhelm I. in seiner einfach natürlichen, darum doppelt sicheren Art gegeben, indem er sagte: „Stephan ist ein gerades Berufsbeamtentum, und wenn sich mir in acht macht, ist, daß er trotzdem und ungeachtet seiner ehrerungsdem Geschäftsgang und persönlichen Gesinnungen auf jedermann den bezeichnendsten und höchst gerammenden Eindruck macht.“

Fr. Lehberg.

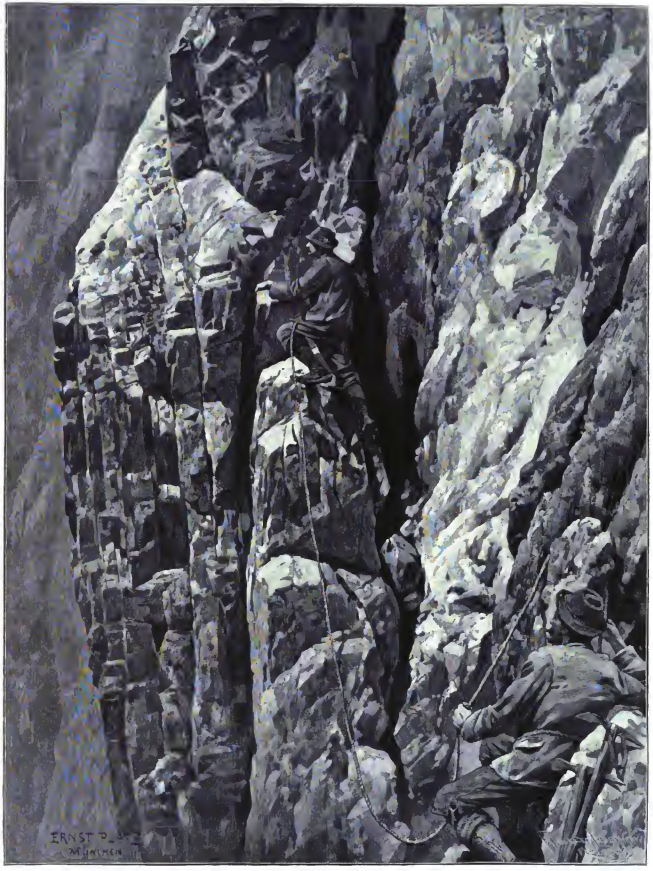
Die Blume im Thal.

Arme Blum' im Thal,
Die nur Schatten schaut!
Kaum beachtet oft,
Wie so karg sie ist,
Ihr Gedeihen sich,
Und matzt bald vergehn.
Arme Blum', arme Blum' im Thal!

Arme Blum' im Thal,
Wenn er kam' einmal,
Der sich sind' und pflückt',
Wär' er hochbeglückt;
Doch verbleibt im Grün,
Mutzt du still verblühn.
Arme Blum', arme Blum' im Thal!

J. Trojan.

Digitized by Google



Die Besteigung des Watzmann von St. Bartholomä aus: An der schwierigsten Stelle. Originalzeichnung von Ernst Platz.

Digitized by Google

Die Erkletterung des Watzmann von St. Bartholomä aus.

(Siehe die Abbildung Seite 508.)

Zu jenen Touren, die als ungemeinhohe Anflüge darf bekannte, leicht erreichbare Hochgipfel auch in weiteren Kreisen Interesse erregen, gehört als eine der bedeutsamsten Felstouren die Erkletterung jener vorgebauten Wand, die mit ihren so charakteristischen grauen Schichtbändern als Hintergrund des Königssees bei dem Jagdhaus von St. Bartholomä zur Schau bei den Watzmanngipfel hinaufreicht; eine schroffer hervorragende Wand, fast unmittelbar aus der Höhe des Seespiegels sich und unvermittelt in so jungfrauem Ebenmaßen aufragend, daß das Auge sie nicht mehr zu fassen vermag und es selbst für den Eingeweihten schwer wird, sich einen Begriff der vielen-halben Felshöhe zu machen. Von der Oberfläche des Königssees bis auf die Spitze des Watzmann-Mittelgipfels sind wir einen Höhenunterschied von mehr als 2100 Metern, und davon entfallen nahezu 1900 Meter auf die eigentliche, in einer einzigen Fläche aufgebaute Wand.

Gleichwohl erscheint der Gedanke an eine Durchkletterung dieser Riesenabsturzwand schon verhältnismäßig früh auf, zumal ein bezeichnender Auge der Bergbesitzer der oberen Watzmannpartien, durch welche die Wechsel von zahlreichen Jagden Gemsen führen, als unzweifelhaft zu erkennen vermag. Als möglichst Anstiegsstelle wurde die zwischen 2714 und 2711 Meter sich erhebende Wandschulter bei sich eine gewaltige, von Watzmannmittelgipfel gerade herabsteigende Rinne, welche an dem Winkel, den sie zum Riesen Watzmann abgrenzenden sogenannten Watzmannmännle mit dem Hauptstock bilden, über das „Eiskapelle" endigt. Letzterer ist ein kleiner, von St. Bartholomä aus sichtbarer Gletscher, der als tiefstgelegener Gletscher der Alpen das „Eisthal" unter der großen Wand abschließt.

Die Erstkletterung selbst wurde zuerst im Mai 1881 von O. Schück aus Wien mit dem berühmten Führer Klotzbacher, der jetzt die Wirthschaft des Watzmannhauses führt, in wenigen Stunden von der „Eiskapelle" aus bewerkstelligt. Wiederholt wurde dann die Tour bis zum Jahr 1895 noch nirmal, zuletzt von dem bekannten Alpinisten O. Schuster mit dem Führer Peter Meier. Im Jahre 1894 hatte sie leider ein Opfer gefordert, indem Chr. Schillhorn aus München durch Abirren den Tod fand, und es war leidem den Berchtesgadener Führern bei Verlust ihrer Aufsperrpatente die Ausführung der Tour behördlich verboten worden.

Hatte nun Herr Schuster mit dem kundem, wenn auch ausgezeichneten Führer diese Kletterei, die vielleicht eine der längsten in den ganzen Alpen ist, glücklich durchgeführt, in lag es nahe, daß sich auch einmal die „Münchener" an diese Aufgabe machen würden; und für den Schreiber dieser Zeilen, der als Begleiter des ausgezeichneten Alpinisten A. von Krafft die erstmalige lohnreiche Erkletterung des Watzmannmonds mitmachte, hatte das Gelingen dieses Unternehmens bei prachtvollstem Wetter eine der großartigsten Erinnerungen.

Nach einem durchaus angenehmen Biwak im Walde zwischen St. Bartholomä — im Jagdhaus ist das Uebernachten nicht angängig — hatten wir morgens früh, über die „Eiskapelle" aufsteigend, den Fuß der Wand erreicht und nach zweistündigem scharfem, teilweise recht schwierigem Klettern die etwa 500 Meter hohe Stufe bewältigt. Hier ist eine kleine Mulde in die Felsmasse eingeritzt, wo eine Wiederholung des unteren Schneefeldes, eine zweite „Eiskapelle", liegt und auch oben gegen die bereits erwähnte Rinne durch turmförmige isolirte Platten abgegrenzt ist. Hier begannen die eigentlichen Schwierigkeiten der Partie, sowohl in der Ueberwindung der Plattenwand wie der mehrmaligen Rauhstuft, die bald Ein- bald Ausstieg in die Rinne und zweistündigen

Doch der Laube gingen die gewaltsamen Töne einer Realsharfe aus, die man herabgenommen vorgeführt hatte.

Der Rat saß in der Stube am Schreibtisch und las in Sternes Novelle „Der Puppenspieler". Das war die Erzählung, die er stets vor allen anderen des großen Humoristen liebe gehabt hatte. Er las sich so hinein in diese herzige Kindergeschichte, daß er sein Leid darüber vergaß. Sternes war immer sein Trauter gewesen, jetzt, in seinem größten Schmerz, war er ihm doppelt ein Freund.

Er las und las, und sein Gesicht belebte sich auf. Es war, als ob all die Mangeln und Fehler darauf aufstehenden. Und wie konnte er an die Szene, wo sich die beiden Kinder, aneinander gedrängt, zum nächtlichen Schlaf in die alte Kiste betten, doch wo die schärfste Stelle in den Brabe, die Sterne sie wach, er hatte sie oft mit Lesern gelesen, ja, die mußte sie auch noch einmal hören, sie hatte sie auch so gern.

„Helene!" sagte er und rückte die Brille zurecht, denn die Dämmerung war stärker geworden. Es kam keine Antwort. Und leise Stimme klang so seltsam hallend in dem Zimmerraum. Helenmut hob er den Kopf. Und als er nun in den leeren Lehnstuhl sah, auf den die Geweinen, die sie so sehr liebte, von dem Fensterbrett herunterstellen, wurden seine Augen größer und größer . . .

Er hatte ganz vergessen, daß sie gestorben war.

Neuestes vom Büchermarkt.

Es ist ein eigentümliches Zeichen unserer glaubenslosen, Es entdeckerten, gemütsleidenden Zeit, daß Religiosität und Mystik urplötzlich wieder ihre Haupt zu erheben wagen und die Literatur mit seltsamen Gaben beschenken. Noch wandern von der sogenannten Auflärung die Alten, an denen unter Tonnen hüten, ihren Göttern ist das Allmachtsspinnen aus der verdrehten über begierden Hand gerunten, das Gnad gahnt darauf, und der Himmel ist unerreichbar hoch. Schwere Nebel durchziehen die Welt, greifbar, und nachtdüster, verwandeln und hindernisvoll sind, an dem Postschalter-Barrieren der Tugend, dem Schweigerzwang der Arbeit und dem Trunk der Beschaulichkeit! Und doch sehr sich von diesen Hintergründe der wilden Satyrbrut und das nagenden Hungers, der Feindschaft und der Gleichgültigkeit, der Ueberseinerung und der Arbeit sichen wieder ein wenig abhebt, heiligen, wundervoll und tröstenden Antlitz ab: „Das Gesicht Christi!" Nicht für die allzu schnellen oder allzu belangenen Blicke eingeleer, sondern für die Millionen Augen einer ganzen, einsamen, verstreuten, zum großen Teile erschreckenen Menschheit! „Das Gesicht Christi", die Geschichte von Max Kegner (Leipzig, Verlag von Wiesian), die darben Namen führt, ist selbstverständlich ein jüdischer und ein Berliner Roman. Der Arbeiter Andorf geht am Ufersonntagabend durch die abendbadenwogen, menschenwimmelnden Straßen der Hauptstadt. Er sucht Arbeit oder ein Quartier, und das Kinder, die er an der Hand führt, hungern, dahrim sitzt sein Weib am Straßenrand der Alexuten, und die große Tochter, die jugendlich trotz ihrer Jugend in einer Schroff verkommenet, erhält ihren Lohn erst nach drei Seite. Aber seine Riege, seine Anstrengungen sind vergebens. Ermattet, verzweifelt, verbittert sinkt er auf den Treppenstufen einer dunkelhie nieder, da erbieten seine Kinder plötzlich eine Erscheinung: Christus im weißen Gewande, der dem Klange der Tänzglocken entgegenschreitet, und dem alle entweichen. Andorf sieht, hohnt, entreißt sich, er ruft seinen getrauten Mitleidsverwandten und alle Pharisäer einen dutzerfüllten Gotteshaß zu Hilfe, bis sich an seinem Ohr eine wundersame Stimme erhebt: „Andorf, und ich werde kommen!" Und er kommt, der Herr Christus seiner Kinder, der auch heute verzweifelten Worten einer frommen Mutter erschienen ist. Andorf sieht den wahren Gott und Heiland, und plötzlich überzeugt, gelangen, zeigt er ihn auch anderen: der gutmütigen Tante, die ihn und die Kleinen in einem Spezialzucht bewirtet, dem bekannten Genossen, der die vergrämte Frau schlagen will, die ihn aus der Irrenhalle holt, den Sozialdemokraten und Ueberzeugung und den Sozialdemokraten und Bierdrängung, dem satten, aufgeblasen Armenvorsteher, dem Küster, dem Geistlichen, der Schlafkellermeisterin und so weiter! Und wie sie sich auch stellen, wie sie lachen und wüten, der Mammut, wo auch sie ihn erblicken, kommt unweigerlich und überwältigt sie mit Staunen, Entsetzen und tremder Rührung.

Karte der Sibirisch-ostchinesischen Transkontinental-Eisenbahn.

Die wohnen im fünften Stock, unter ihnen stehen die Räume einsam, denn es hat sich in ihnen ein Roman zugetragen, den alle Welt kennt. Am ersten Tage ihrer Ehe hat sich der Marquise p'Pombesia, die blutjunge Gattin eines Spaniers, auf einem hochpeinlichen Ball mit weißem, spanischem Cammet mit einem Revolver erschossen. Die beiden jungen Leute kennen diese Thatsache, aber sie haben sich niemals darüber entgeistert. Da beginnt in einer Nacht Django Fernandez Mirette und rollt mit ihren Augen, Schaudern und Grauen seine Nenzier nach. Er macht einen Umweg über die Hauptstraße, an den Boden, verschlafenen, mit Blumengeschäften und Delikatessen, und dann kommt das Schlafzimmer vorbei und fällt plötzlich den Gedanken, hineinzugehen, darin eine ganze Nacht zu verweilen und das Geheimnis dieses Selbstmordes zu ergründen. Dies Ihee verlockt ihn nicht mehr. Unsichtbare Hände scheinen ihn nach dem weißen Zimmer mit den weniger verschwiegenen Bluttaschen auf dem zarten Teppich des Treppichs zu ziehen. Die Marquise muß ein Weiß gewesen sein, das dem seinen verwandt ist, dessen zahelose Seele nach ihm verlangt und sich ihm offenbaren will. Django betritt den Portier und wirft in dem weißen, gelpenstischen Schlafzimmer eingeschlossen. Im Mondlicht wartet er furchtbar der Dinge, die da kommen sollen. Die Thür des Nachbarzimmers wird sich öffnen, sie wird einterten wie in jener Nacht, und der große rentianische Spiegel, der jetzt mit einem weißen Laken verhängt ist, wird die Bild zurückstrahlen. Doch er wartet vergebens; die Thür bleibt geschlossen, das Bild verhüllt. Und enttäuscht, ärgerlich, wütig und kreiend legt Django sich auf dem weißen Bette

Digitized by Google

Erlernt, über den Hals-Stab führende Brücke der Süd-Nord-Eisenbahn.

Einen Moment freilich hat ihm seine Eitelkeit etwas andrerd ins Ohr geflüstert, daß er nicht glauben will, daß was er sieht und hören soll seinem Gedächtniß verdankt. Er denkt überhaupt nicht mehr an Frau Hildebrandt. Da sieht er im Zollraum von Herbesthal eine Dame, die ihr zum Entsetzen ähnlich ist mit ihren eleganten, zerdrungen Zudringlichkeit, dem warmen Glanz ihres Teints, den zu Rosen glühenden Augen und den etwas dicken Lippen und den genalism-entschlafenen Zuge. Er trifft sie wieder im Coupé, in dem außer ihm nur noch ein Herr und eine alte Dame sitzen. Im Coupé, in den er Frau Hildebrandt zum erstenmal antraf, haben damals ebenfalls ein Herr und eine alte Dame. Und hierbleiben beiden sitzen in einer Lage, als „er" in einer der Walkuren im Frankfurter Theater „Er" erkannt. Sie stehen vor einem Bilde: „Sardanapal in seinem brennenden Palaste", und dem eine der sich wendenden nackten Tänzerinnen zum Entsetzen deutlich „ihre" Züge trägt. Immer Frau Hildebrandt und diese beiden, die ihm immer entschlüpfen, die er niemals ganz genau ansehen oder gar sprechen kann! Wer sind sie? Was wollen sie? Louis Coopersus giebt keine Antwort darauf. Es scheint ihm zu genügen, daß er sich und seinen Lesern einen kleinen Schauer über den Leib gejagt hat.

Auch in „Memoiren und" von Friedrich Spielhagen (Leipzig, L. Staackmann) ragt etwas von der Geisterwelt hinein. In dieser leidenschaftlichen, poetischen, von jeder tiefsinnen Pikanterie freier Liebesgeschichte „humt" ein Mann mit wohlgemessener Schamlosigkeit seine Visiten von Frau, der seine Gefühle, aber das Weib einer andern ist. In nächtlicher Stunde tritt sie bei ihm ein und sagt ihm, daß sie ohne ihn nicht habe leben können, und daß sie gekommen sei. Wenige Minuten später kommt durch Nacht und Sturm dann ein Depeschenbote, der von Freundesbrand die Bestätigung ihrer schrecklichen Wahrheit bringt, und der Verlassene nimmt sich, von Reue und Verzweiflung gejagt, das Leben.

Eine schwere religiöse Frage wird in „Aus fremder Seele" von Lou Andreas-Salomé (Stuttgart, Cotta) angehend behandelt. Der sogenannte „Gnomelosprediger", der Geistliche eines kleinen, elenden Dorfes, bleibt am Weihnachte einer großen Stadt, hat seit Jahrzehnten seine Gemeinde mit „heiligen Märchen" erbaut, getröstet, gebessert. Er selbst glaubt an nichts, aber er sieht, wie seine Erzählungen, seine Auslegungen, seine Liebe, seine Tröstung einzig um ihn her Thränen stillen, Leid wandern, brachtbare Reue wecken und dem Tode den Stachel nehmen. Die schöne, edle, wunderbarmherzige Lüge, der er bis an sein hohes Alter dient, weckt in ihm keine Genugthuerthuße, sondern tiefe Verzweiflung. Da lehrt sein Pflegesohn aus der Fremde zurück und erkennt, daß sein geliebter Freund und Vater ein Meisterwerker hindurch gegen seine Ueberzeugung betrogen hat. Länger ein Zweifler und von tiefem Trunge und Kraft zur Wahrheit erfüllt, wendet er an dem Alten zum Richter. Und dieser schlägt plötzlich an seine Brust und gesteht, daß er nicht nur aber, sondern auch sich selbst gründlich belog, daß es nur „angenommenes Mitleid" war, der ihn zum barmherzigen Menschenerzähler und Gnadenspender machte, und daß er sich treu, den einzigen Menschen, den er wirklich liebt, diesen Pflegesohn, nicht noch dem leidem Wohn, sondern nach der harten, strengen Wahrheit greifen zu sehen. Um ihn darin zu stärken und ihn zu verlieben, ruft er seine Gemeinde zusammen und legt vor ihr das Bekenntnis seiner Schuld ab. Doch zu spät, der Sohn hat bereits einer Welt Liebe wohl gesagt, in der alles ihn mit „einem Lächeln" zu betrügen scheint wie sein Vater. Und an der Leiche des Jüngern erlingt auch der Alte einem Schlaganfall. „Aus fremder Seele" ist ein tiefes, schwerer Buch, und auf die von ihm angeregten Fragen kann keine Kritik eine Antwort geben. Mag sie ein jeder selbst hinter das große Fragezeichen setzen, mit den viele „Zweifelsgeschichte" trotz ihres Schlußgedankens endet.

Bekannte und berühmte Namen stehen unter zwei Gedenkbänden (Stuttgart, Cotta). Es sind „Heibels Gedichte aus dem Nachlaß" und „Cita Augustes: „Von Tag zu Tage." Zum Lobe der ersteren sind wol zu sagen, daß sie Gutes tragen. Heibels Verehrer und Verehrerinnen wohnen, so weit die deutsche Zunge klingt, und weiter. Und die Nachlaßgedichte (2. Auflage) bermehren nur zu erscheinen, um auf Tausenden von Geburtstagstischen einen Ehrenplatz zu finden. Ihre Schönheit, Reinheit und gläubende Vaterlandsliebe sieht über jedem Zweifel' Cita Augustes kennen die meisten nur als den Dichter von „Waldmeisters Brautfahrt". Es ist daher Ludwig Fulda doppelt Dank zu wissen, daß er das literarische Erbe Augustes den großen Publikum zugänglich hat und in einem anspruchsvollen Vorwort Interesse und Sympathie für einen vielgetreuten Menschen und einen Poeten erweckt, dem es nach einem frühen großen Erfolge bei Lebzeiten nicht wieder gelingen wollte, das Herz seines Volkes in gleichem Maße zu finden.

Zur Hatte mit sehr schönen Gedichten, zur Hatte mit bedeutenden Novellen ist der blaue Seidenband des „Gottschen Musen-Almanachs" ungefüllt. Adolf Kurz, die Erzählerin mit der männlichen Feder, den scharfen Augen und dem großen Herzen, hat „Unsere

Ein auf der Kingsthorpe bollender Personenzug der nordstaffordschen Eisenbahn.

Carlotta", eine tief ergreifende, spannende Geschichte aus Italien, beigetragen. Ernst Gystkowski „Der schwarze Engel" packt durch die dramatische Anschaulichkeit der Darstellung, erschreckt und erzuvert aber auch ein wenig durch die düstere Grundidee, die wie eine Verirrung über doch wenigstens wie eine Zustimmung zum Selbstmord klingt. „Das baltische Asylum" von Hans Hoffmann ein Gesellschaften Tischmarchen, das durch seinen leichten Humor besticht. Fünf die ernsteren Gaben sprechen die Namen ihrer Dichter, wie: Karl Busse, Felix Dahn, J. G. Fischer, Ludwig Fulda, Rudolf v. Gottschall, Wilhelm Jensen, Paul Heyse, Emil Rittershaus, Ernst Zitel und so weiter. Treffend gestalten die „Xenien" am Schlusse die Schwächen unserer Zeit, besonders in der Literatur. Sie hingen dem poetischen Reiz des „Musen-Almanachs" auch noch den pikanten Hinzu.

Marie zur Megede.

Die Süd-Nord-Eisenbahn am Ufer des Amazonenstroms Oberamtlich Meer).

Digitized by Google

Photogravüre-Anstalt von Franz Hanfstaengl in München.

Eine ernste Angelegenheit. Nach dem Gemälde von W. von Czachorski.

Digitized by Google

Jung gefreit!

Humoristischer Roman
von
Natalo von Eschstruth.

XVIII.

Als Salome allein war, sank sie in einen Sessel und weinte weiter. Nicht mehr allein um den Zwist mit Otten, es kam plötzlich noch etwas anderes dazu. Der arme Siegfried wußte hungrig in die Nacht hinausfahren, weil seine pflichtvergessene Frau keine Lust und Zeit gehabt hatte, ihm Abendbrot zu besorgen.

Noch nie waren ihr seine Worte so peinlich, so unsicher gewesen wie soeben. Es lag etwas wohl in ihrer nervösen, übereiligen Stimmung, daß sie alles so schwer nahm!

Eine fürchterliche Unruhe ergriffe sie. Sie sprang auf und eilt in das Eßzimmer. Der kalte, ungedeckte Tisch starrt sie an wie ein bitterer Vorwurf. Das Feuer im Kamin ist erloschen; wer soll sich darum bekümmern, wenn die Hausfrau sich nichts Zeit und Ruhen hat? Es weht wie ein Hauch kalter Liebllosigkeit durch das ungemütliche Zimmer, und Salome empfindet ihn mit dem klopfenden Herzen, zum erstenmal.

Da steht der Holzkarb neben dem Kamin. Soll sie schellen und das Feuer frisch anzünden lassen? Nein! Es überkommt sie plötzlich wie das unsäglche Verlangen, etwas gut zu machen. Ehe sie es selber weiß, kniet sie vor dem Kamin und schichtet mit bebenden Händen die dicken Eichenklotzen darin auf.

Und nun Zündhölzchen ... Hier stehen sie. Wie das durch den Schlot bläst! Jedes Hölzchen flicht aus, ehe sie es recht an das Holz heran bringen kann. Es will nicht brennen. Zitternd vor Ungeduld und Aufregung verlischt sie es aufs neue. Umsonst. Vielleicht hilft Papier. Sie legt eine Zeitung unter die dürftigen Späne und sie fie in Brand. Das Papier kommt hell auf, aber das Holz entzündet sich nicht.

Wie schwer ist es, Fener anzumachen! Salome hätte es nie gedacht. Es sieht so leicht aus, wenn sie morgens im Bette liegt und das Stubenmädchen den Ofen heizt. Nein, sie kann es nicht, nicht einmal Feuer anzünden kann sie. Und wenn es sein müßte? Wenn sie gar sie einmal in eine Lage brächte, wo es sie müßte?

Gütiger Himmel, ist sie denn wirklich nur eine Puppe, nur ein Spielzeug, nur ein wesenloses Bild im Rahme ihres Mannes? Ein Etwas, das fehlen niemand empfinden wird? Ein tiefer, qualvoller Seufzer ringt sich über ihre Lippen, es dencht ihr, als hände er ein Echo hinter sich.

Sie wendet den Kopf und erglüht bis auf den weißen Hals hinab. Hinter ihr, zwischen den Portieren steht der neue Diener, ebenfalls Gottfried genannt, eine Tablette mit Tellern und Tassen vorgnmgsäen in den Händen, und starrt mit weit aufgerissenen Augen auf seine elegante Gebieterin, welche vor dem Kamin kniet und Feuer anmachen will.

Ein Laut der größten Ueberraschung, und Gottfried setzt das Präsentierbrett so hastig auf den Nebentisch, daß die Gläser klirren, und eilt an die Seite seiner Herrin.

„Das Feuer ... gnädige Frau ...“ stottert er, „ich werde sofort neu anfachen ...“

Salome faßt sich. „Za, machen Sie schnell Feuer an,“ nickt sie, ein wenig ablenis blickend, aber sie verharrt in ihrer knieenden Stellung.

„Wollen gnädige Frau nicht erst in den Salon treten? Es möchte am Ende ein bischen rauchen!“

Sie zwingt sich zu einem harmlosen Lachen. „Nein, lassen Sie mich hier! Ich möchte gern sehen, wie Sie das machen.“

„Befehl, gnädige Frau.“ Und Gottfried zieht schnell sein derbes Taschenmesser, schnitzt Späne und spaltet kleine Stücke ab, und dann schichtet er sie sorgsam zu einem kleinen Scheiterhaufen auf. Nun ein wenig Papier dazwischen und dann in Brand gesteckt.

Richtig, die kleinen Späne flocken sofort auf, und als es knistert und sprüht, legt der Diener sorgsam die größeren Holzstücke darum her, hübsch tüftig gebaut, daß die Flamme überall einschlagen kann.

Salome verwendet keinen Blick von seinen Händen. „Wo haben Sie das eigentlich gelernt, Gottfried?“ fragt sie erstaunt. „Sie sind doch ein Mann und haben es nicht nötig, Frauenarbeit zu verrichten?“

Der Alte schmunzelt. „Za, das sagt man so, gnädige Frau, aber ich meine immer, man kann nie genug lernen und braucht alles zum Leben. Ei du meine Güte, wie oft muß auch der Mann einmal Frau spielen! Wenn's Weib krank liegt oder seine Sache nach nicht recht verstebt, za, dann bleibt unsereinem nichts andres übrig als zuzugreifen, damit der Haushalt nicht zu Grunde geht.“

Er verstummt auch, als sich erschrocken mit der Hand nach dem Mund. Die junge Frau vor ihm ward wieder blutrot im Gesicht, und da fiel ihm ein, daß der Herr Landrat ja auch Zag für Zag sein Frühstück selbst schmiert muß. Aber er lachte schnell ein und fuhr heiter fort, indem er tüchtig in das Feuer hinein blies: „Ei, gnädige Frau, was war das Anna Fehsig für ein Glück, daß ich Feuer machen konnte! Den Fehsig hatten sie ein Fremden dazu, und es war bitter kalt, und Hunger hatten wir wie die Bären! Za, da hieß es auch: selbst ist der Mann. Und die Brattkartoffeln, welche ich dem Herrn Landrat seinem Onkel — was damals mein Herr Rittmeister war — im Biwak gebraten habe, die schmeckten ihm noch nach zehn Jahren gut. Hat der gnädige Herr nie davon erzählt?“

Und Gottfried wendet sich zu ihr pfiffiges Gesicht, daß Salome schnell fragte:

„Nein, aber worum waren sie denn so besonders gut?“

Die Falterte der Alte: „Der Herr Rittmeister aß za gern Brattartoffeln, und weil es Weihnachtsabend war, wollte ich ihm gern eine Ueberraschung machen. Aber das liebe Gott ... Butter aber Fett haben, wenn man nur Salz hat? Schließlich erbettelte Barake auf Wartezeit fin! Na, da kam mir eine gute Idee. Ich machte mich heimlich über den Koffer von meinem Herrn Rittmeister her, weil ich wußte, daß der ja immer Butter mit hatte, und ein paar französische Bagagewagen aus in die Hände gespielt, und richtig, da war eine — eine kleine Salbenbüchse mit wunderschön riechendem Fett darin. Davon nahm ich mir heimlich heraus, was ich brauchte, und die Herren Offiziere waren ganz anfser sich und sagten, so was Gutes von Brattartoffeln hätten sie noch nie zuvor gegessen!“

„Köstlich!“ Za, aber Gottfried, was war es denn für ein Fett?“

„Es war Bartvaschke, gnädige Frau. Aber verraten habe ich den Herrn Rittmeister bieser gute Aeyser erst nach dem Feldzug, als wir wieder daheim waren.“

Salome mußte trotz all ihres Kummers auflachen, und Gottfried rieb sich die Hände und lachte mit. Das Feuer brannte hell auf, Salome hielt abwechselnd davor fechten und schaute mit ihren verweinten Augen zu, wie die Flämmchen aufsanken und die roten Funken lustig empor sprühten.

Sie hatte ganz vergessen, wie Gottfried seine Sache gemacht, und das nächste Mal wird sie es auch können. Morgen soll das Feuer wieder angehen, und dann probiert sie abermals ihr Glück.

Sie sagte das alles einem Gefühl und dachte nach über viele Dinge, an welche sie früher nicht gedacht hatte, und dabei beobachtete sie verstohlen, wie Gottfried lautlos hin und her schritt und den Tisch deckte.

Wie gern wäre sie auch einmal in die Küche gegangen, aber sie schämte sich. Sie mochte ihrer Mutter nicht zeigen, daß sie alles von ihr lernen wollte. Sie ging, es gieht ja auch in den Zimmern Arbeit genug für sie.

Ein Jubel rollt herzu — Siegfried.

Ihr Herz klopft doch auf. Sie möchte ihm entgegenlaufen und ihn bitten, ihr zu helfen, es ist ihr so weich und weh ums Herz, sie sehnt sich nach einem lieben Wort, nach seiner alten Zärtlichkeit, sie möchte all ihre Sorge und Aufregung an seiner Brust ausweinen. Aber was würde er davon denken? Seit Wochen ist sie ihm nicht mehr entgegen gegangen, seit Wochen hatte sie keinen innigen Gruß, kein herzliches Anklingen mehr für ihn gehabt, — soll sie es heute einmal wieder versuchen?

Sie verschämt die bebenden Händchen und blickt ihm zaghaft entgegen.

Er tritt ein, lustig, fröhlich wie nie und abgehannt.

„Guten Abend, Salome,“ nickt er und reicht ihr im Vorübergehen die Hand. „Ich bin sehr hungrig, bitte, stelle nach den Essen, sie stehe mich dermeil um.“

Das Abendbrot wird serviert und schweigsam genossen. Nur etliche Male scherzt der Landrat über Tante Sidonies Abenteuer, über ihre plötzliche Freundschaft, auch bringt er Grüße von den Hofe'schen.

Salome antwortet doch Nichtsrichtiges.

Dann nimmt Gottfried ab, Vorn erhebt sich und greift nach den Zeitungen.

„Wir sind heute abend allein; wenn es dir recht ist, setze ich meine Zeitungen in deinem Salon.“

Ihr Auge leuchtet unwillkürlich auf, sie nickt lustig: „Gewiß!“ Und als er sich in dem lauschigen Boudoir niedersetzt, geht sie nebenan in sein Zimmer, holt seinen kleinen Rauchtisch und stellt ihn zu seiner Seite auf.

Er scheint sie betroffen an. „Wozu das? Du liebst es doch nicht, wenn ich dein Zimmer einräuchere!“

Sie beugt sich über den Kogelkäfig und deckt die aufstarrenden Reitdvogelchen zu. Der Landrat scheint nicht, wie sie erobtet.

„Bitte, rauche nur, du magst es ja so gern, und Otten und der Rittmeister rauchten ja in letzter Zeit auch immer ihre Zigaretten hier.“

Sein Blick haftet forschend auf ihrem Antlitz. „Warum kommt eigentlich niemand heute abend?“ fragt er leichthin.

Sie wendet sich nach ihrem gothegiätterten Bücherbänder und nun, als wüßte sie eifrig ihre Lektüre. „Ich ich habe mich nötig, daß jeden Abend Gäste hier sind,“ entgegnete sie achselzuckend.

„Du verscherzest Tante Sidonie, es wohnen auch in den nächsten Tagen keine Besuche kommen?“

„Wohl möglich.“

„Salome, ist etwas vorgefallen?“

Wie ruhig er fragt! Ihre Hände beben, sie legt das Romanbuch hastig nieder.

„Ich, ich habe mich mit Otten gezankt.“ Pfui sie Lüge, hervor, aber sie wendet sich nicht um, damit er nicht die Thränen sieht, welche ihr wieder in die Augen schießen.

Er lacht. „Ah so! Darum beim hefrendlichen Wetter. Nun, so gar schlimm wird es doch nicht gewesen sein?“

„Sehr schlimm!“

Seine Stirn runzelt sich plötzlich; Salome sieht es nicht.

„Hat er etwas gewagt, dich irgendwie zu beleidigen?“ fragt er ernst.

Sie zuckt leicht. „Nein. Im Gegenteil.“

„Im Gegenteil? Was heißt das?“

Sie neigt das Haupt sehr tief. „Ich beleidigte ihn!“ flüstert sie.

Er lacht er abermals laut auf. „Inwiefern das? Hattest du falsche Laune und ließest du das den armen Kerl entgelten?“

Sie antwortet nicht, sondern sezt sich abgewandt von ihm vor den Kamin und stößt mit dem eisernen Haken in die Glut.

„Erzähle doch, Frauchen. Wie kam es denn zum Streite?“

„Ich bitte, erinnere mich nicht daran,“ schlechzt sie plötzlich in die Taschentuch. Aber sie weint nicht um Otten, ein ganz neues, fremdes Gefühl preßt ihr die Brust zusammen. Wie leichtlin behandelt er diese ganze Sache, er lacht darüber und findet es ganz gleichgültig, ob seine Frau sich mit ihren Verehrern zankt oder verträgt. Nein, er liebt sie nicht mehr!

Er beugt ihre Thränen fassa. Ein schmerzliches, wehes Beben geht um seine Lippen, aber er beißt die Zähne zusammen.

„Ich bitte dich, Kind, sei nicht komisch! Die Sache ist doch nicht so ernst zu nehmen! Otten wird ja nicht ewiglich grollen, und wenn du wüßtest, setze ich morgen bin und verzähne ihn wieder.“

Auch das noch! Ist er denn nicht eine Spur eifersüchtig? Will er sie die Verzeihung selber noch zurückhalten, anstatt sich zu freuen, daß die Versöhnung bald Feld räumen?

Wie ein Raffelbeil geht es durch ihre Seele.

Sie springt auf und wirft das Bürstchen hastig in den Nachen. „Im feinen Preis wird du das thun!“ ruft sie heftig. „Herr v. Otten existiert nicht mehr

Digitized by Google

für mich, und wenn er wieder hier in das Haus kommt, bin ich nicht für ihn zu sprechen, hörst du?"

„Aber Mama, Kind, wer wird eine Sache betrauf auf die Spitze treiben!" Warns Stimme klingt unverändert, aber in seinem Auge leuchtet es auf wie ein plötzliches Verstehen, wie ein Ahnen von großem Glück, an welches er aber noch nicht zu glauben wagt.

Er möchte aufspringen, die kleine Frau an sein Herz ziehen und ihr die Thränen von den Augen küssen, aber er bleibt ruhig sitzen und entgegnet die Zeitung.

„Man ist nie so heiß, wie man kocht!" sagt er, „und wenn Etten die nicht mehr die Schleppe tragen darf, nun, so sind ja noch andere Herren genug da, welche mehr wie gern in die bedauerte Pagenstelle eintreten."

Sie hat den Kopf in die Hand gestützt und antwortet nicht.

*

Eine große Veränderung war in dem Hause des Landvogts vor sich gegangen. Es war sehr still darin geworden.

Die allabendlichen Gäste, welche sonst das Leben hineingetragen, blieben aus. Herr v. Etten hatte einen langen Urlaub angetreten, und als er zurückkam, bekannte er, sich eifrigst seinen Studien hingeben zu müssen. Er wollte sich für die Kriegsakademie vorbereiten und arbeitete zu angestrengt, um gesellig leben zu können.

Der Mittmeister kaute über Nervosität und verlangte ebenfalls nach Ruhe, und der kleine Lieutenant, welcher am wenigsten im Hause Bovo verkehrt hatte, verlobte sich ganz überraschend mit der Unkelin eines benachbarten Gutsbesitzers und verbrauchte jede freie Stunde bei der Braut.

Dies war der einzige thatsächliche Grund, gegen welchen man nichts einwenden konnte. Ueber den Mittmeister und Etten jedoch zerriß sich ganz Feldheim die Mäuler. Ersterer war nicht krank, und letzterer arbeitete nicht. Sie sahen abends im Restaurant oder saßen Einladungen: Etten machte plötzlich einen Bernunden des reichen Fabrikherren auf Tod und Leben den Hof. Da sie schon öfters, unvermögend und wenig hübsch war, geschah es lediglich power passer le temps oder um Jean v. Bovo zu ärgern.

Daß es mit dieser einen offenkundigen Absicht gegeben, das erzählte sich bald das ganze Städtchen, und es gingen die verschiedensten Gerüchte um, welcher Art die Ursache gewesen. Einige Klatschtanten konnten konnte es nicht sein, denn der Landrat verkehrte noch wie vor freundlich mit den Herren, wenn er sie traf, und beide bestätigten sich der ausgesuchtesten Höflichkeit gegen Bovo. Der Assessor wollte einmal folgendes Gespräch gehört haben. Der Landrat fragte lachend: „Na, welter Etten, schmollen Sie noch immer mit meiner Frau?" Dieser lachte ebenfalls: „Wir schmollen alle, bis Ihre Frau Gemahlin zuerst die Hand zur Versöhnung bietet; wollen sehen, wer es länger durchhält!" — „Salome ist ein kleiner Trotzkopf, Etten. Seien Sie der Klügere und gehen Sie nach" — „Das wäre ungalant, die Damen müssen stets klüger sein wie wir!" — „Sind Sie denn thatsächlich von meiner Frau beleidigt, lieber Etten? Das würde ich aufrordentlich tief bedauern." — „Ich bitte Sie um Himmelswillen, Verehrtester. Eine Dame kann mich gar nicht beleidigen! Der lustige Streg, nichts weiter, blind wenn meine hohe Feindin wieder die weiße Flagge hißt, ein sehr hübsches Versöhnungsbild."

Aufsehen war Etten der gelassen Kühle wie stets, lumerlich aber gärten Ungeduld und Besorgnis in ihm. Es dauerte unerwartet lange, bis der Ersteg seinen geschickten Spielen zu Tage kam. Salome hat leinen Schritt zur Versöhnung. Sollte sie die tödende Langweile von Feldheim thatsächlich ohne ihn ausdauern? Hätte er sich gar verrechnet? Bis dieß der Fall, verstehen er so sicher im Bewußtsein Hoffe erwartet? Gestalten es sich Salomes Laune und Unzufriedenheit jetzt nicht sicher zur Höhe?

Seltsam, der Landrat sah vergnügter und glücklicher aus als je zuvor, und Frau Salome sang oft mit hallender Stimme glückseelige Lieder von Lenz und Liebe. Sie sah auch, wenn er ihr begegnete, zur nicht so verdrossen und vergrämt aus, wie er erwartet hatte. Ist er thatsächlich mit seiner Berechnung entgleist? Hat er womöglich gerade das Gegenteil von dem erreicht, was er bezweckte? Führte er durch die Langeweile das Paar, welches er entzweien wollte, gar einander in die Arme? Fast schien es so.

Etten wütete innerlich und suchte Zerstreuung. Er trank stets gern ein Glas Wein, zog übermäßig oft oft diese Passion, und der Rittmeister sollte ihn schon verschiedentlich darüber zur Rede gestellt haben. Nun litt Etten selber, wob er Salome hatte zuflagen wollen: Unsicher, ohne Halt, schlechthin ohne Lenne, der unerwünschtesten Selbstvernichte, daß er sich das ausstumeste, einzige Verbrechbrauch gutgeschossen. Er suchte auf alle Weise Salome zu begegnen. Vergebens. Die junge Frau hatte die Morotte, zu allen Gesellschaften abzusagen. Was sollte das bedeuten?

Er fuhr nach Hesterig, aber das sehr kühle Benehmen der Damen, die betont verlegene Röte Rosés nahm ihm die Lust, den Besuch zu wiederholen. Salome traf er auch dort nicht. Da griff er abermals zum Glas, um seinen Ingrimm damit zu stillen.

Und Salome sang dabein heitere Lieder!

Aber sie war im Grunde ihres Herzens nicht heiter, sie weinte manch heimliche, bittere Thräne.

Anfänglich hatte sie die Einsamkeit and Bange weile kaum ertragen, dann aber fand sie, daß sie blieb besten zwei Lehrmeisterinnen waren, welche ihr wohl noch am richtigsten den Weg zum Glück weisen.

Sie suchte sich zu beschäftigen. Sie empfand den Gebanken, nur ein Bild im Hause ihres Mannes zu sein, immer unerträglicher.

Wie oft preßte sie die Hände gegen das Herz und rief in Gedanken: „Bleib mir der Schlüssel zu Küche und Keller! Laß mich sein, was ich sein muß! Laß mich sorgen, arbeiten, schaffen für dich, aber vergieb mir und hab mich wieder lieb!" Wie oft blickte sie sie in Bitterkeit, aber sie sprach die Worte nicht aus. Komme sie denn schon sein Haupt vermeinen? Nein, noch nicht, noch nicht! Und wie solle sie es lernen?

Einen Tages kam Frau v. Weelsen; sie fand ihre Tochter mit verweinten Augen, zog sie in die Arme und fragte: „Kost du denn gar kein Vertrauen zu deiner Mutter? Willst du denn all dein Herzeleid allein tragen?"

Da schluchzte die junge Frau verzweifelt auf, barg ihr Antlitz an der Brust der Mutter und schüttete ihr das Herz aus mit all seiner Not und seinem Kampf und seinem Zweifel. Frau von Weelsen aber blickte mit strahlendem Lächeln hinaus in die Lindenzweige, welche der Lenzsesturm mit Regenstromen peitschte, und durch ihre Seele zog es wie ein Gebet.

Seit der Zeit kam Frau v. Weelsen der Mayer noch immer wegen seiner Gicht in der Stube sah und nicht mehr täglicher Gast im Landratsamte sein konnte.

Einen Tages erzählte Salome ihrem Manne nach Tisch die Kunde und sah ihn mit wunderbar glänzenden Augen an.

„Erfülle mir eine Bitte."

„Herzlich gern. Mein ist eine?"

„Laß uns den Osterurlaub in Jeserig verleben."

Er lächelte etwas überrascht. „Gewiß, liebes Kind. Sehnst du dich heim? Wir können überstehen, wann du willst. Ich kann meine Geschäfte auch von dort aus erledigen."

Ihr Gesichtchen lächelte wie verklärt. „Dann laß uns so bald wie möglich fahren."

Er nickte. Daß sie ihm plötzlich weh, hatte er sich doch in ihr getäuscht? Sie fühlte sich nicht mehr glücklich in ihrem eigenen Heim. Sie war ihm fremd geblieben, so fremd wie er ihrem Herzen.

XIX.

Einem strengen Winter folgte ein vorzeitiger Frühling. Die letzten Tage des Februar waren bereits so mild und sonnig gewesen, daß man vermeinte, schon den Beilchenduft in Feld und Wiese zu atmen, und der März brachte vollends den Frühling mit, grüne Wiesen und schwellende Knospen.

Salome hatte voll freudiger Hast die Reisekörbe gepackt. Die Dienerschaft war bis nach dem Osterfest beurlaubt, und vor der Thür hielt der Wagen, welcher das junge Paar in das Heimatsnest nach Jeserig bringen sollte.

Die junge Frau trug beinah dreifelden Anzug wie vor einem Jahr, als sie ihren Gatten auf so eigenartige Weise in dem Elbenhainwoupe kennen gelernt hatte. Und sie hatte mit allem Vorbedacht und nach reiflichster Erwägung diese Kleid getroffen. Sie wollte in dem Anzug ihren Namen lesen, ob er wohl an damals zurückdenken, ob sein Herz wieder aufwachen werde in der alten Liebe und dem Entzücken, welches ihre Erscheinung ihm bei jenem ersten Begegnen einflößte. Sie fand vor ihrem Toilettentisch und band den Schleier über das rosige Gesichtchen, als Siegfried lautlos zwischen die Portiere trat und überrascht bei ihrem Anblick stehen blieb.

Sie bemerkte ihn nicht. Sie sieh sich die Arme sinken und blickte in den Spiegel. Ein ernster, beinah sorgenvoller Ausdruck lag auf ihrem Antlitz, welcher mit dem heiteren Reisen, welches sie in jener Zeit zur Schau getragen, seltsam kontrastierte. Sie seufzte tief auf:

„Das war Mieder, die Mutter Schuld.
Das harte Herzeid, ein Erdenlast drum.
Was sagen sie all meinen lieben Gesicht,
Mein Schatzel, mein lieber, er sieht sie nicht!"

lang sie leise vor sich hin.

Siegfried schritte und sog sich schnell zurück. Er durchschaute die Absicht der kleinen Frau.

Sie will ihn an ehemals erinnern, sie will ihn weich stimmen. Umsonst, er darf nach nicht weich werden, es ist schon viel zu lange nicht an der Zeit.

Gottfried verabschiedete sich am Wagen. Er hatte seine Stellung gekündigt, weil er trotz seiner grauen Haare noch heiraten wolle, die Witwe seines Bruders, welche ihr kleines Anwesen nicht mehr ohne Hilfe und Schaft bewirtschaften konnte, soll ihr Eingiftter unter die Soldaten umsehe. Born läßt ihn ungern gehen. Nun wird ihm das abermalige Anlernen eines neuen Knechts noch mehr Mühe und Zeit im Hause kosten. Er spricht das auch aus, als er neben seiner Frau im Wagen sitzt, aber Salome ist sehr schmerzhaft und zerstreut, wenn sie seine Lust hat, von einem Thema zum andern. Sie sitzt und blickt schweigsam auf die Pferde, dann reicht sie ihrem Mann die Zügel und sagt:

„Ich bin so müde, habe du heute!"

„Müde! Warum?" möchte er fragen, aber er that es nicht, er findet, als es sie plötzlich ausfieht, daß sie wirklich müde und ein wenig blaß aussieht. Ah so; sie ist verlebt, weil er kein Wort über ihr erinnerungsvolles Kleid gesagt hat, weil er gar nicht bemerkt zu haben scheint, daß sie es heute zum erstenmal wieder trägt.

Früher hat er ihr täglich gesagt, wie reizend und herzig sie aussieht, wenn sie ihre Kleid, jener Hut oder Mantel so besonders hübsch steht, wie er das eine mehr, das andere weniger an ihr sieht, jetzt sagt er nichts mehr, nicht einmal heute hat er sie mit Komplimenten bestürmt, heute, wo sie in der That bezaubernd aussieht und sein Herz so hoch aufschlägt bei dem Gedanken an ihr erstes Sehen und Finden.

Aber unlig Blatt! Gerade sein Schweigen und Ignorieren ist die beste Antwort für ihren trotzigen Sinn. —

In Jeserig ist alles beim alten. Salomes Stimmung wird auch wieder heiter, als sie bei Tisch in fröhlicher Runde sitzen und sagen Tante Sidonie in derselben erscheint. Sie ist wochenlang erkrankt und sehr besorgt um ihre Gesundheit gewesen. Alles ganz entsetzlich die Zeilgen ihrer abendlichen Spaziergänge mit der Leidensgenossenschaft.

Rose flüstert dem Schwager zu, die Stimmung der neuen Patientin sei oft unerträglich gewesen. Zu der Gesellschaft gesellt sich jetzt noch eine nervöse Empfindsamkeit. Sie bildet sich ein, sehr leidend zu irgend einem „unheilbar Innerlichen" zu sein, und verlange nun die grenzenlosesten Rücksichten für ihren bedauernswerten Zustand. Früher scheine sie gar nicht an die Nerven zu denken, im Gegenteil, zu ihrer aller Entsetzen sei jüngst ein Möbelwagen mit stückerschlagen alten Plunder eingetroffen. Alle guten Möbel habe sie ehemals verschenken lassen, die schlechtesten Sachen aber, die sie nicht gerne gegeben sei, aus Geiz zurückbehalten. Und nun habe sie sich oben in den leeren Erkerstuben häuslich

Digitized by Google

eingerichtet und behaupte, „jetzt werde es ihr erst ganz und gar gemütlich in Jeserig“.

Tante Sidonie unterbrach diese vertraulichen Mittheilungen, indem sie sich ärgerlich zu Siegfried wandte:

„Nun kosten Sie doch mal diesen Salat, Herr. Schauderhaft, ungenießbar. Nichts wie Essig und Pfeffer! Und dabei weiß doch die Bagage in der Küche, daß ich beides nicht essen darf. Aber ich sage es ja, Rücksicht nimmt man hier im Hause nicht, kostet mal, ihr beiden, Siegfried und Salome, ich bin überzeugt, ihr könnt mir so etwas nachsühlen.“

„Vollkommen, liebe Tante!“ Der Landrat nahm tüchtig von dem Kartoffelsalat und kostete. „Ich habe mich früher sehr für sanitäre Gesundheitsmaßregeln interessiert, meinen Gästen wegen, welche beide kränkelten. Pfeffer und Essig sind geradezu schädliche Genußmittel. Der Essig verdirbt das Blut, der Pfeffer die Nerven. Jeder Mensch, welcher etwas auf seine Gesundheit hält, sollte nie im Leben Pfeffer oder scharfen Essig genießen.“

Sprach's, nahm die Essigflasche zur Hand und goß einen tüchtigen Löffel voll über seinen Salat. Ebenso nahm er die Pfefferbüchse und bediente sich.

Stumm sah man ihm zu, aber Tante Sidonie, von welcher man etwas bekommen einen heftigen Zornesausbruch über diese Perfidie erwartet, musterte ihn nur einen Augenblick nachdenklich, neigte dann schmeichelnd den Kopf und aß ihren Braten ohne Salat.

Siegfried jedoch plauderte in seiner frischen Art über dieses und jenes, durchaus harmlos.

„Soll der Kaffee heute gleich nach Tisch getrunken werden, damit wir nachmittags einen Spaziergang in den Wald machen können?“ fragte Frau v. Weisen.

Eingang zum Pena-Park.

Allgemeine Zustimmung, nur Tante Sidonie schaute mißbilligend darein.

„Ich darf keinen Kaffee bei meiner Arznei trinken!“ grollte sie.

„Das ist sehr richtig und vernünftig!“ nickte der Landrat mit ernsthafter Miene. „Das erste, was die Aerzte der leidenden Menschheit verbieten sollten, müßte eigentlich der Kaffee sein, und nicht nur die Kranken, sondern auch die gesunden Leute sollten ihn meiden. Unser blechsüchtiges, nervenschwaches Zeitalter ist schon an und für sich dergitter genug, um noch eine derartige tägliche Dosis Gift zu vertragen, wie sie der Kaffee enthält. Ich habe ärztlich einen Aufsatz über dieses tückische Getränk der Levante gelesen; auch eine Kneippsche Abhandlung über den Mokka, und ich habe geschaudert, wie leichtsinnig wir Menschen mit unserer Gesundheit umgehen. Einen Spaziergang in den Wald aber wird jeder Arzt als gesündestes und nahrungerhöhtes Beginnen loben; darum rate ich Ihnen, liebe Tante, sich diese Tasse von Tzon ja nicht entgehen zu lassen!“

„Also gleich den Kaffee kommen lassen,“ nickte Frau v. Weisen, „aber wünscht jemand, der allgemeinen Gesundheitslehre zu Gefallen, wegen, lieber Thee?“

„Ich bitte um Thee!“ entschied die Frau Professor. „Euer Kaffee ist allerdings so sommervoll dünn, daß er sicher niemand schadet.“

„Wir könnte du auch Thee kommen lassen,“ brummte der Major, welcher sich leicht um seinen Magen ängstigte, wie so viele alte Soldaten, welche soll Heldenmut dem Tod auf dem Schlachtfeld in das Auge geschaut, vor einem Schnupfen aber zittern.

„Und du, lieber Siegfried?“

„Ich bitte um eine Tasse Kaffee, Mamachen, aber bitte möglichst stark, denn für das Mottos Stärke habe ich eine große Schwäche.“

Abermals etwas überraschtes Staunen. Rose küßt ihre Schwester leise mit dem Ellbogen an und verkniff sich nur mühsam das Lachen, desgleichen der Major.

Landhaus der Gräfin Edla (zweite Gemahlin Dom Fernandos) in den Pena-Gärten.

Digitized by Google

„Na, da will ich mir einen Tabak anbrennen!“ sagte er und wollte sich erheben, aber Tante Sidonies Hand fuhr wie ein Stoßvogel herzu und hielt ihn fest.

„Nichts da! Du weißt, daß ich den Zigarrenrauch nicht vertragen kann!“

Wesfen blieb unschlüssig sitzen, der Landrat aber stimmte eifrig zu:

„Sehr recht, liebe Tante, daß Sie sich dem so ungeheuer schädlichen Einfluß des Tabakqualmes entziehen! Es giebt ja nichts Gesundheitsunzuträglicheres als das Rauchen, und die Sterblichkeit unter den Männern würde sich auf die Hälfte reduzieren lassen, wenn sie dem Laster des Rauchens entsagen wollten. Aber das sitzt und paßt von früh bis spät, saugt für teures Geld das Gift in den Körper, bläst den Damen zum Ruin des schönen Teints den Dampf ins Gesicht und schädigt sich selber an Leib und Leben. Meiner Ansicht nach müßte die Polizei einschreiten und alle Zigarrenläden schließen, ebenso wie die Destillationen, denn Likueur und Schnaps ist genau ebenso gefährlich, sie saugen unserer Nation das Mark aus und bringen Mann und Weib unter die Erde.“

Die Pena, von Cruzatta gesehen.

Und der Sprecher griff nach einem der Likueurgläschen, welche Wulff herumreichte, und kippte behaglich seinen Inhalt. „Herr! Man kann sich so gut denken, daß dieses Zeug jeden Magen zu nichte brennen muß ... Noch eins, Wulff ... Heiß wie die Hölle, süß wie die Liebe ... und dabei doch ein köstliches Verderben. Aber die Zigarren holte ich für noch schädlicher“, — und der Landrat zog sein Etui, entnahm ihm zwei Havannas und legte eine davon auf den Teller seines Schwiegervaters. „Von dieser Sorte darf man höchstens zwei am Tage rauchen, sonst ist man ein Mann des Todes, — das konzentrierte Gift, sage ich euch. Steck sie dir mal an, Boye, sie schmeckt, wie jede Sünde, verführerisch. Tante Sidonie geht derweil auf die Veranda oder in ihr Zimmer, denn sie sagte selbst, daß sie den Rauch nicht verträgt, und ich fürchte auch, er staubt nervösen Damen ungemein. Da ist es schon besser, sie zieht sich zurück.“

Er reich ein Zündholz an und setzte seine Zigarre in Brand, so daß die Frau Professor hinter den dicken Wolken verschwand.

Abermals saß die ganze Tafelrunde sprachlos. Nun loodrechu. Aber unbegreiflicherweise erhob sich die Tante ganz gelassen und nickte dem Neffen mit wunderlichem Geschäftsausdruck zu.

„Hast recht, daß ich mich schonen muß! Hm... ist zwar recht groß, mich einfach hinauszuräuchern, aber besser, du machst mich auf die Gefahr aufmerksam, als daß du mich darin umkommen läßt.

Das Manöverfeuer.

Digitized by Google

Hm . . .“ und sie klopfte Salome auf die Schulter: „Komm nachher zu mir, kleine . . . ich will etwas mit dir besprechen. Aber nach fein ist sentimentales Gesicht, das greift mich an, und aufgeben sieht du dumm damit aus.“

Sprach's und verließ mit großen Schritten den Zimmer. Der Major wartete noch eine Minute, bis die Stiefel des seligen Professors nicht mehr auf dem Flur krachten, dann ging er schnell nach der Zigarre und brach in ein schallendes Gelächter aus, in welchen die kleine Taselrunde mit Ausnahme von Salome herzhaft einstimmte.

„Junge! Siegfried!“ schluchzte er vor innerlichem, lang verhaltenem Vergnügen, „ich bu denn rein des Teufels, die alte Schachtel derart zu verführen?“ Wüßt du die denn mit Gewalt deine Erschaft verraffen? Wenn Salome nicht wieder gut macht, was du sündigst, dann kömnt ihr auf eine schöne Liebeserklärung in ihrem Testament gefaßt sein.“

Wie zauberhaft schön war es im Walde! Der Frühling erwachte aller Orten und Enden, das Moos lob sich wie ein schwellender Teppich unter den Füßen, goldene Sonnenstrahlen säumten die mächtigen Zweige, und die Luft mehte so lindwehig, daß sie die Stirn umhauchte wie die Küsse nechischer Liebesgeister.

Salome hatte erwartet, daß ihr Mann, zärtlich und galant wie früher, ihr den Arm bieten hatte, aber Siegfried schien gar kein derartiger Gedanke zu kommen. Er merkte sich mit Nase, lief mit ihr um die Wette, half ihr die ersten Blumen sammeln und trennte sich auf den prachtvollen Hunger, welchen er mit heim bringen werde.

Sie mußte ihm alsdann erzählen, was sie wohl auf den Tisch bringen werde, und er bestellte sich dieses und jenes Leibgericht, welches die kleine Schwägerin ganz besonders künstlerisch herzustellen verstand. Einmal wandte er sich zurück und rief Frau v. Wessen mit vergnügtester Gesicht zu:

„Ich komme mir selig vor, wie in den Ferien. Welch ein behagliches Gefühl, daß ich mir nicht den Kopf um das leidige Essen mehr zerbrechen muß, daß Röslein, Röslein, Röslein tut' mir diese Sorge für ein Weilchen abgenommen hat. Nun wird es mir doppelt gut schmecken.“

Frau Dora drückte den sich erbebenden Arm Salomes lächelnd an sich. „Nur Geduld, mein Liebling! Je mehr er sich dannen stiehlt, je mehr auch daheim diese Lust von drei Schultern genommen wird, desto glückseliger wird ihn später die Ueberraschung machen.“

„Ich Mama, ich fürchte, es wird zu spät sein.“

„Wieso, mein Herz?“

„Siegfried liebt mich nicht mehr.“

„Thorheit! Er liebt dich noch wie vor, aber der Frühlingszauber hat den Flitterwochen ist mit der Zeit verflogen, und die Wirklichkeit fordert ihre Rechte. Die perlsinischen Biese der schönsten Frau verblassen im Alltagsleben und verlieren von ihrer Anziehungskraft. Sie auch nicht mehr allein Geliebte, sondern vor allen Dingen Gattin und Hausfrau sein, sie muß nicht mehr allein durch die Reuheres, sondern durch ihre Tugenden die Liebe ihres Mannes fesseln, kräftigen und sie mit all dem idealen Glück des Brautstandes in die Ehe hinübertragen und darin festhalten.“

„Ach, Mütterchen, ich habe mich ja heimlich schon so viel im Haushalt beschäftigt, aber er sieht es noch nicht, er achtet auch gar nicht mehr darauf, und da ich noch nicht kochen kann —“

„Unser Stirlos beginnt jetzt, ganz heimlich und eifrig; in vier Wochen hat sie so viel lernen, daß du die zu Hause allein fortstehen kannst.“

„Und du glaubst wirklich, daß er mich dann wieder lieben wird?“

„Wenn die Ueberraschung gelingt, wird seine Liebe heller aufflammen als je zuvor.“

„Aber es ist ja schimpflich für mich, ihm nachzugehen. Ich vergebe mir so viel von meinem Stolz, und Papa sagte auch . . .“

„Mein Herzenskind, ich bitte dich, in solchen Dingen wie auf den Rat des Vaters, sondern lediglich auf den deiner Mutter zu hören. Diese Angelegenheit gehört uns Frauen, und nur das peinliche Takt- und Zartgefühl trifft hierbei das Richtige. Dein Vater, welcher von jeher eifersüchtig auf den Räuber seines Lieblings war, ist zu egoistisch und blind, um die einen Rat zu erteilen, welcher Siegfrieds Glück vergrößern würde. Aber er vergißt, daß Siegfrieds Glück auch das deine ist. Glaub mir, eine Frau vergeicht sich niemals genug, wenn sie sich in Liebe und Demut ihrem Manne fügt. Gerade weil Wilde und Sanftmut den Mann kennt sind, darum benuudert er die Weichheit im Weiben des Weibes und erwidert sie mit Zuvorkommenheit, und diese Achtung, diese Bewunderung sind die mächtigen, unerschütterlichen Trogpfeiler der Liebe.“

XX.

Wieder wehte die Klage von dem Turm des Jelersper Gutshauses. Man hatte Besuch erwartet, und er war eingetroffen.

Die Familie v. Wessen war auf der Veranda versammelt, als Joachim v. Schilling aus dem Wagen sprang. Eine hübsche, kunte Erscheinung, vom Scheitel bis zur Zehe der Offizier in Zivil. Als er grüßend den Hut zog, senchten Gonne und den leicht gewellten Blondhaar und dem frischen Gesicht, dessen Mondoerbraun die Winterluft nicht völlig hatte bleichen können.

Augenblicks und Ueberraut blitzten auch den dunnen Augen, sein Wesen war gewandt und sicher, und darum wunderte sich Frau v. Wessen, daß sich plötzlich eine gewisse Verlegenheit in seinem Gesicht malte, als Dora ihn die Treppe entgegenführte und der Major ihm etwas fest und förmlich entgegentrat.

Warum wird er mit einem Male so rot und verwirrt? Warum liegt sein Blick verstoßen zu ihr und Nase hinüber, als hätten sie plötzlich so ungeheimes Zeug? Ah so, er kommt ja als Freier, und das Bewußtsein, als solcher von all den erwartungsvollen Augen gemustert zu werden, muß ja einem Bräutigam bahen.

Frau Dora hatt an Herzlichkeit nach, was ihr Gatte verkürzt, und dann stellte sie den Gast ihren Töchtern vor. Salome begrüßte ihn voll liebenswürdiger Heiterkeit, Nase steif ihn unbefangen an und sucht:

„Haben Sie Hanfsamen und Schafsdärme mit gebracht? Ja Jelersty giebt es diese Requisiten nicht.“

Der Bann der ersten Verlegenheit ist gebrochen, man sacht und gedenkt des letzten Besuchs von Freund Achim vor beinahe fünfzehn Jahren. Zehn Jahre zählte er damals, und doch wußte ihn Frau Dora sofort wiederzekennen haben, ist er doch ganz des Ebenbild seines Vaters.

Ein unmerkliches Zucken geht um die Lippen des jungen Mannes, daß die blonden Schnurrbartspitzen zittern.

„Ich begreife es selbst nicht, gnädigste Frau, wie es möglich war, daß wir uns nicht schon früher einmal in der Residenz getroffen hatte er bemerkbindlich, und sein Blick senkte sich dabei wie mit heimlichem Forschen in den ihren. „Mama sprach ja so oft den Wunsch aus, Sie einmal hier in Ihrer neuen Heimat aufzusuchen, aber Papas Dienst fesselt ihn ja leider fest im Anstande. Warum aber haben die Herrschaften sich niemals zu uns auf die Reise begeben? Hassen Sie die Ostseebäder, Herr Major?“

„Der Teufel soll das Reisen holen,“ polterte der alte Heer mit einer bezeichneten Geste. „Ich habe für lange Zeit an unsrer tejenen Spritztour genug.“

„Ah . . . die Herrschaften waren . . .?“

„In Zürich!“ fiel ihm die ältere Tochter, deren Lebus rings um sich wedend und erhaltend, in Bächen dem Meere zu. Die Luft ist kaalt, und oft, wenn es dem 1½ Stunden entfernten Cacem der Zug kommt, sind hier Wolken am blauen Himmel sichtbar ist, verhüllt dichter Nebel die Höhen und Tiefen der Serra de Cintra. Dann sieht es unaussprechlich traurig am Meere herüber und lockt, von dem Winde getrieben, gespenstisch an den Hängen des Wasserschlosses in die Höhe, vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis zum Morgen. In trockener und einsam, daß man meinen möchte der Menschenleere. Jedes Jahr sind jedoch Lage nicht, und man wollen sie bedauten am einem Tage, wo auch unter den glühenden Strahlen südlicher Sonne, unten im Hochsommer, wenn die Hitze somit überall unerträglich wird und selbst die Nacht keine Erquickung mehr zu bringen vermag, die Temperatur eine so wundervolle Milde und köstliche Gleichmäßigkeit mit sich bewahrt. Das war es wohl, was neben der Wasserkalle zu einer Aufenthaltung in dieser Gegend schon zu anderer Zeit einlud, das ist es, was auch heute das ganze elegante Lissabon wochenlang der heißen Jahreszeit nach dem am Nordufer des Sees

Digitized by Google

gelegenen Cintra hinaufgeht. Hier hat man freilich das Bisher schroffere Mannichfaltige, die Arbeit von Jahrhunderten, den Gebirge einen weicheren verschmelzenden Charakter gegeben. Fruchtreiche Laubwald bedeckt die Höhen, an manchen, mächtigen Alleen ziehen sich Pappeln und Pfeffer-reben empor, zwischen grauen Kastanien und riesigen Eichenstämmen führen kühn emporgetriebene Felsmassen auf die Höhen hinauf, und oppig wuchert auf dem Waldboden mit seinen großen blauen Blüten das Immergrün. Die Gegend ist weniger belebt mit Ortschaften, und Landhäuser, und Villen, liegt abgesehen in einer tropischen Fülle der Vegetation, die buntgefärbten Laubbäume bell und heller hervorschimmern. Da giebt es hohe uralten Mauern; Thore und Schlangenlinien wurden auf jeder Spalte hervor; wohin das Auge reicht, eine schwindende, überströmende Fülle. Die einförmige Bahnlinie von Lissabon aus ist allerdings nicht interessirt. Nichts und links eine waldlose Bergöde, in der nur die und da ein von Genügsamkeit umgebenes Landhaus oder der Wagen und Maulthiere, und dem genügsamen Maulthier von Joao V. die starre Einförmigkeit der Landschaft unterbrechen. Allmählich aber treten auch dem Hügellande die natürlichen Vorgärmen der Serra hervor, und in einem Moment erscheint, mit prachtvoller Silhouette auf dem tiefblauen Himmel sich abgrenzend, wie die Gralsburg mittelalterlicher Sagen auf der Spitze eines schlanken Bergkegels die herrliche Schöpfung Dom Fernandos, das Versailles.

Ein entzückendlicher Eindruck ohne was es wie, will wir beim Betreten eines bergen Tumults und bei der Einsicht in den Reichthum von Cintra und der steinigen Einöde, die den nordöstlichen Teile der Serra vorgelagert ist, dem Blicke bieten. Auf einem Felsen, mit einem Schloß in der wuchernde Fülle appigsten und gestaltenreichsten Pflanzenlebens verbirgt waren, in den Süden und Norden der Terrasse zu harmonischer Schönheit vereinigen.

Das Städtchen Cintra, die Residenz der vor vielen Sommerten Dalm, steht Schwindt von einem schroff aus dem Hügellande aufsteigenden Felsberg, dessen Gipfel das Mauerwerk seines Kastell der Sarazenenherrschaft vielfach erobert, aber nie zerstört, schaut es mit seinen Türmen und Zinnen noch ebenso trotzig wie vor acht Jahrhunderten hinein in die Thäler hinab. Durch prachtigen Wald führt der Weg hoch empor. Das Kastell besteht in einem ausgedehnten, vortrefflich erhaltenen Mauerring, der, in langen Zwischenräumen mit Türmen belegt, den ganzen, von Fels und Wald bewachten Bergesgipfel umgibt. Von der Höhe überrieselt der Blick über die mildeln Hänge der Serra de Cintra weg zum Tejo und über den Tejo hinüber auf die blaue Serra da Arrabida; gegen Norden begrenzen ferne Hügelketten den Horizont, und an ihrem Fuß wuchs das ungeheure Kloster und Schloß von Mafra; freilich, weithin schimmern die zwei weißen Thürme und dem Hügelland braust, und bedeutet dessen Größe und der Tejan, der mit mächtiger, Raumumfassender Bewegung durch ein breites Flußbett hier an die sandige Küste das Meer fließt.

Unmittelbar vor sich aber sieht man, kaum eine Viertelstunde entfernt, auf steiler Bergspitze die Pena emporragen, einen Bau, der an Großartigkeit des Gedankens und Kühnheit der Ausführung gewaltsam sucht. Als ist aus dem bruttigen Schlosse nur der steinere Teil, der noch zu Boroms Zeit das Kloster Nossa Senhora da Pena bildete, Versteine unsere Blicke kaum einen ansehnlichen Stück der umliegenden Serra de Cintra von dem kunstsinnigen König Dom Fernando gekauft, durch einen deutschen Architekten zum Schloß umgewandelt und dient seitdem als Sommeraufenthalt für die königliche Familie. Von alter Burg und Kloster stehen noch hinreichender, prächtig großartiger Rest umgibt das Schloß. Zahlreiche Emailles bemalten die Thalgründe, aus und dem dunklen Laub der Kamelienbäume in mannichfachen Farben, vom ersten Morgen bis zum letzten Abend, die herrlichen, großen Blüten hervorschimmern. Von der Höhe des Kastell ist, sieht man auf Mittelpfeiler der Pfeiler der Hänge von Cruz alta gegen den blauen Himmel sich abheben; zwischen den Bäumen aber kommt hier bald ein Stückchen der jüngsten Prachtbaues, bald gegen Westen der blaue Ozean durch. Das Schloß selbst hat der Herrn einer bestimmten Burg mit mächtig gewölbten Thoren, Zinnen und Türmen, deren Form und Anordnung sich in den architektonischen Einzelheiten es ist altertümlich, reich und interessant, da Dom Fernando mit unermüdlich alten Material für das Schloßgebäude zusammenzutragen und Maria portugiesischer Monumentalbauten maurerischen Stils nachbilden ließ.

Drunten liegt hell am Hügellange, altertümlich einfach und unendlich verwachsen, aber gerade in dieser wuchernden Verwahrlosung unendlich schön, Pena Verde mit seinem uralten Pinienhain, einst im Besitz des edeln Joao de Castro, des eifrigen Bigelungs von Indien. Bis an ihr Ende mit treu, Fersall und Verwüstung! Die hoch zugewachsenen Wege bedecken Moos und gefallene Blätter; durch das dichte Laub der alten Bäume flimmern

Monserrate.

und Cruz alta hoch und prächtig auf Penha Verde herunter. Da, wo der Felsen das Kreuz auf Penha Verde trägt, hat die traurige Hand eines spaten Erben ein unscheinlich Denkmal für den großen Joao de Castro, den „Besieger Indiens“, gesetzt, der hier als kinderloser Stifter, wenn man den oberflächlichen Texten des portugiesischen Hofes, mit der Absicht, natürlicher Probleme beschäftigt, die wenigen friedsamen Jahre seines großen Lebens verbrachte. Wie oft mag von hier Höhe herab sein Blick sinnend über Meer gehaftet sein, das ihn nach freigeübt bewegter Jugend in reifen Mannesalter noch einmal einen ruhmvollen Leben, doch auch einen tiefen Tode entgegenführte sollte. Oder mögen im Pinienschatten seine Knaben um ihn gespielt haben, von denen der eine, Fernando, in kraftvoller Jugend mit den blutbedeckten Trümmern der Feste Din den Heldentod starb. Ja, hier in Penha Verde mit seinen Erinnerungen, namentlich auch hier, aber auch melancholisch, unaufgeschlich melancholisch der Einsamkeit, den tiefen Ernstes hinterlagt. Denn die Gestalt Landgut einst und jetzt, der wehmütige Abglanz einer heiteren Zeit im traurigen Ernste der Gegenwart, es machet an den Knabeit gemischen dem Portugal, das Indien erobert, und der Ruine, die von vergangener Größe heute noch übrig ist.

Ganz modern und völlig andern Charakters ist das benachbarte Monserrat. Das mit allen Klosterfreien einst orientalischen Luxus ausgestattete Schlößchen maurischen Stils gehört einem Engländer Namens Cook, der nach deinem Reich den Titel Vicomte de Monserrate führt. Wenn es auch an Reiz der Lage den Vergleich mit Penha Verde nicht aushält, so übertrifft und entzückt es dafür jedes empfängliche Auge durch die Schönheit seiner Parkanlagen, die sich in lieblichst Wechsel über Berg und Thal hinziehen, bald langsam gepflanzt, bald in oppig wuchernder, wahrhaftiger Wildheit sich selbst überlassen. Hier lobet eine Grotte mit ihren bemmerigen Kühle zum Ausruhen von hoher Wanderung ein, dort, wo an tiefen Gebäude die Wasserleinen auf den kleinen Teiche schwimmen, liegt an lauschig verborgenen Plätzchen, umragt, eine von Orangenbäumen schattierte Terrasse, Freudes Hängen, an denen in reichster Fülle der Farben Kamelienbäume, riesige Oorbeerbäume und Rhododendren blühen, steigt ein Weidenfall zu Thal, um den in appigem Wachstum eine wohlgestaltige, herrliche Baumformen grant, und Palmen von jeder Art und Größe wollenden ein Bild südlicher Fruchtbarkeit und Ueppigkeit. Im Innern selbst, von der Monserrate mit ihren warmen Gelblicht verklärt, was die Szenerie eines Feenmärchens annutet.

Nahezu halb Stunden von Cintra nach Westen liegt in tiefer Einsamkeit, von Dornengestrüpp und Erika umgeben, das Kloster von Santa Cruz, Capuchos. Es wurde 1560 von Joao de Castro, dem Bittermutigen Sohne des großen Joao de Castro, gegründet, gemäß einem Versprechen, daß er im Indien seinem verlorenen Vater gegeben hatte. Mit Bewilligung des lebenden Papstes vollkommen in Freiheit lebenzugehaust, ist das Kloster, selbst wenn man unmittelbar davor steht, kaum der Bodenleute aus kaum zu finden. Zwei übereinanderliegende Felsblöcke bilden einen Art von niedrigen Thor, durch das man in den kleinen, zwecklosen Hof gelangt. Rechts und links sind in sie mit Zellen bekleidet einen Kloster bewohnen heiterer Abgeschiedenheit; ein Brunnen spendet frischen Trinkwasser und eine alte Kapelle Schutzen und Stille. Den Eingang bei Kloster gegenüber, überdacht durch einen weit hervorragenden Felsblock, eine kleine Kapelle, die sich gegen den Hof öffnet. Von hier aus gelangt man durch einen niedrigen, dunkeln Felsgang in das eigentliche Klostergebäude, das acht oder zehn Mönchen eine enge, oft menschenunwürdige Behausung gewährte. Die Größe der Zellen, in die man auf allen vieren kriechen muß, gestattete ihnen weder aufrecht zu stehen, noch aufgerichtet zu liegen, und Licht und Luft konnten nur sehr spärlichen Eingang, selbst in die Zellen der ersten Brüder. Um die Bewohner vorzüglich zu ermahnen an Kälte und Feuchtigkeit zu schützen, war der Stein mit Kork bekleidet. Heute ist das Gelächter verstummt, und auch die Mönche zum Gebet von dem ansehnlicher Chorgestühl sind mehr durch das dürftere Heiligbild in der Cinsamkeit, heute hört vielmehr der alte Gärtner die Cavaren, der „Hund von Capuchos“, wie sich der struppige alte Pförtner mit Stolz nennt, an hellen Sommertagen das trübliche Lachen der Touristgesellschaften, und hat erster Titanien mantere Lieder.

Von den Mönchen, die zu Capuchos in stiller Abgeschiedenheit, unter harten Entbehrungen ihren Leben mit ihrem Gott suchten, hat nur einer eine Spur seines Daseins zurückgelassen; es ist der in Portugal weitverbreitete heilige Lorenzo, der, um der einzigen Gefahrlei bereinlich teilhaftig zu werden, 30 Jahre lang in einem kleinen Felsenloch bei dem Kloster dem Dienen hindenden. Heute Krug und ein mit lateinischer Inschrift versehener Felsblock bezeichnen die Stelle.

Doch kehren wir nach Cintra zurück! Wenn die ersten Lichtage kommen und in Lissabon Stand und Hilfe tätig werden, wenn der Sud und Sudost die öde des Meeresstrandes weithin die Luft verpestet, dann flüchtet der ganze elegante Welt der Hauptstadt nach den kühlen Cintra. Die reichsten Leuten und der Sommerbahnen offnen sich, von dem Inverne der Pena weht die rote Zahne, und in allen Gassen von Cintra hält die Königin Mutter ihren Einzug. Elegante Equipagen und elegante Menschen erfüllen die Straßen, auf dem Marktplatz drängen sich die Eselreiter und bieten den Gesellschaften ihre Gesellschaften ihre Tiere an; für die Straßenge des Gebirgsgipfel am Markt beginnt die Saison, auch in die Klöstchen, die sie und den umgebenden Felsen verschließen, hält modernes Gebirtod aus milder Hand. Der Morgenzug am Sonntag bringt die Berlerlosene von Lissabon; bunett gekleidet kommen sie an, und Sonntag Abend spät, wenn Cintra wieder still, am Stand der Landstraße um Alwaien zu bleiben. Am Schlosshof spielt allabendlich eine wenn das gute Militärmusik. Nachmittags herrscht ein buntes Leben und Treiben auf der staubigen Straße nach Collares, von Pferd an Bart sich reibt, eine Besparung herrlicher als die andere. Compagnon gegen einander; auf allen Bänken und Mäuerchen ihren eigenen Menschen; man tauscht Grüße und Zugenwinkeln aus. An der einen Seite lehnt ein Grenadierwagen trägt den Aeglen, breiten ein ehemaliger Bock, der in Brasilien das große Feld gewonnen, der Tyrus des „Brasilien“. Mit einem Vierergug und Vorreiter fährt die Königin-Mutter vorüber, von dem Hungen Mienen begleitet, voraufen und fuhr die ehrfurchtsvollen Grüße erwiderd,

Digitized by Google

Nach einer Aufnahme von Hofphotograph C. Bial in Bromberg i. P.

Prinzessin Adelheid zu Schaumburg-Lippe.

Nach einer Aufnahme von Hofphotograph Hans. Tetje in Potsdam.

Prinz Ernst von Sachsen-Altenburg.

eine Stunde später die schöne, jugendliche Königin, Donna Amelia, der lebhaft und bewundernd nach allen Seiten grüßt. Vor dem hufbeschlagenen Ehrenbogen Spaniens, dem ritterlichen Prinz des Marquis von Marialva, findet die Jugend der eleganten Welt sich zum Tennisspiel zusammen, und bisweilen erscheint hier auch die Königin, um im Schatten der alten Bäume eine Art von Gerste im Grünen zu halten. Stille und Ruhe findet in Cintra niemand, und es würde sie auch nicht finden. Das geistige Leben der eleganten Welt ist fast noch intensiver gesteigert als in Lissabon während des Winters. Was dort ewender sieht, tritt auch hier im Juli und August zusammen und findet sich in fast Zeitab Coscaes September und Oktober von neuem wieder. Ein Bedürfnis nach Ruhe und Sammlung ist diesen ebenso leichtlebigen, liebenswürdigen und warm empfindenden wie geistig bedeutungslosen und oberflächlichen Menschen fremd. Zur die Schwüle der umgebenden Natur steht ihnen meder der Sinn, und über die paar Pfunde, die auf kaubiger Landstraße im Wagen zu verreden sind, geht bei weitem die Kenntnis der Serra hinaus.

Prinz Ernst von Sachsen-Altenburg und Prinzessin Adelheid zu Schaumburg-Lippe.

Der regierende Herzog Ernst von Sachsen-Altenburg männliche Nachkommen nicht besitzt, so ist der nächstberechtigte Thronerbe sein Bruder Prinz Moritz, vermählt mit der Prinzessin Auguste von Sachsen-Meiningen, und der den Sohn, der am 31. August 1871 geborenen Prinzen Ernst, der sich jüngst mit der Prinzessin Adelheid zu Schaumburg-Lippe verlobt hat, dürfte dereinst die Herzogskrone übertragen. Der Prinz ist Premierlieutenant bei in Potsdam garnisonirenden ersten Garderegimente zu Fuß und à la suite des 7. Thüringischen Infanterieregiments Nr. 96. Seine Braut, die am 22. September 1875 geborene Prinzessin Adelheid, ist die jüngste Tochter des Prinzen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe und seiner Gemahlin Bathildis, geborenen Prinzessin von Anhalt. Ihre älteste Schwester Charlotte ist mit König Wilhelm II. von Württemberg, die nächstälteste Schwester Bathildis mit dem jüngsten Bruder des Prinzen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe vermählt.

Für müßige Stunden.

Silbenräthsel.

1.

Ein Wort ben ich, daß mancher hält
Und manche, mehr noch, in der Welt,
Ob arm, ob reich, ob hoch, ob klein,
Sieht vom gemeinen ich das Ding;
Muß ich es bitt, halt ihn es kann
Sein Treiben frei und kommenes Maß.

2. 3.

Wer mich erhält, ist selten froh,
Wer halt mich, ist's nicht immer so,
Wer mir mich stiehlt, ist, braucht Gewalt,
Und wer mich sucht, mag's selber schelt,
Wer mich gefunden, hat nachher Müh',
Und hat mich jeder raufmann lieb.

1. 2. 3.

Ich wander hin, ich wander her,
Doch ist das Herz mir leicht, doch schwer,
Ich muß zu Hause sein mit Macht,
Der Heimat vor ich's wahrlich kaum';
Doch geht mir's ebenso wie der,
Als der schlägt doch mein Stündlein nie.

Räthsel.

Ich bin beliebigst gehandelt den Schönungen heiterer Muse,
Tier es uns hat, ist verstorben selbst mir Talent beim gezeigt —
Immer verbunden mit ihnen manche gemeinsame Tugend,
Wenn nicht die Tadellt schien, Treue den Herzogut verbindt,
Ernste auch heute, es gab es manchen als Pfahe von Tugenden,
Tief in dem eigenen Gemüt blieben barmonischen Klang.
Klingt du den Mitschlesch, so hallt er in tiefen Schätten,
Wer ein klassler Rezitator blieb bei dem Herzlich sein treu.
Tod hat den Herbeer dort, der hehre der Kinde des Kindes
Hat seines Reiches Gebalt nur der Schönheit Bahnen.
Weil in den wichtig das Herzlich und schwach nur das geringe Häuchen.
Ist keinen Heile entzückt, als er in Tugendern Mut.

Worträthsel.

Was ist doppelte Macht
In Mitchener Pracht!

Auflösungen der Räthselaufgaben Seite 488:

Der rätselhaften Jahlheit Na' Two Genie öffentl. Verkennt) nach a Stets Perlen hen: Der hat stimmt an Gnaden — ge!
Tre Worträtsels. Raue
Tre Silbenrätsel: Reinheit

Schach. (Vorrichtet von C. Schallopp.)

Aufgabe 25.

Von **W. A. Schindler** in Grand Rapids Jowary.

Weiß zieht und mat in 2zig mit dem vierten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe № 22 S. 456:

1) 1. Dd1–h5
2) 2. Dh5–g5+ und
3) 3. Dg5–e7 matt.

A.

1. 1. Ke4–f5
2. 2. Le2–a7! g
3. 3. Dg5–e7 matt.

B.

1. 1. Te2×e3
2. 2. Dh5–g5+ und
3. 3. Dg5–e7, Dg5×e7 matt.

C.

1. 1. Ke4–d3
2. 2. Nd3–f4!
3. 3. Dh5–e8 matt.

D.

1. 1. g6×h5
2. 2. Nd3–f4!
3. 3. Dh5–e8 matt.

E.

1. 1. Le2×d3!
2. 2. Dh5–g5+ und
3. 3. Dg5–e7 matt.

Partie Nr. 19.

Mit einem zur Zeit in Wien Post schwebenden Wettkampf.

Spanische Partie.

Weiß: H. A. Pillsbury. — Schwarz: J. H. Chamalyan.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2–e4	**e7–e5**	16. b2–b3	g7–g5?
2. Sg1–f3	**Sb8–c6**	17. g2–g3?!	Le7–a6
3. Lf1–b5	**a7–a6**	18. Dd2–d2	Ta8–c8
4. c2–c3	Sf6×e4	19. Le1–b1	Lb4–e7
5. Sf3×e5	Dd8–d4	20. Lb1–a2	Le7–d6
6. Dd1–e2	Sc6–e5	21. Ta1–a1	Ld6–b8
7. Lb5×c6	b7×c6	22. Ta1–a1	d5–d4
8. d2×c6	Sg8–h6	23. Sc3–e2	c6–c5
9. Sb1–d2	e5–c6	24. Kg1–g2	Ld7–e6
10. Sd2–c4	Sc6–d4	25. Te1–e4	Se5–g6
11. Sc4–e5	Sd4–c2	26. Dd2×d4?	Te8×e4
12. Dd4–d5	Dd8×d5	27. Dd4×g4	Te4–f4
13. Sf3×d5	De2×e5	28. Dg4–e6+	Tf4–f7
14. Dd5–e4	Le7–d6	29. Kg2–g2	Tf7–f6
15. Le4–e1	Ld6–e6	30. De6–e4	Tf6–f7
16. Le1–d1	De5–d6	31. De4–e6	½–½?

Weiß giebt die Partie auf.

¹) Weiß entwickelt sich nicht zum Rätsel. Der Vorzug verdient bedenklich 8. c5 — e4 und Dc7–h5.

²) Der Sieht ist keinem Schwächung des Bauernstellung. Zu Betracht kam 14. e5 — f6 Dc7×f6 15. Dc3—e4.

³) Nicht einen Se5×f4, worauf Weiß damit 19. Le2×f4 Tf8–f6 Dd2–f4. 20. Se3–d5 Df4–h4 21. Te1—e3 Th8—f8 22. Te3×e5 Lb8–c7 23. Le5×f6 Tf8×f6 24. Td1×d7 Lc7×d6 25. Td7×d6 Tf6×f2 26. Kg1×f2 Dh4–h2+ 27. Kf2–e3 Dh2×b2 28. Td6×a6 Db2×c3+ 29. Ke3–f4 Dc3–d4+ 30. Kf4–g5 Dd4–e5+ 31. Kg5–f4 Dc5–d4+ 32. Kf4–g5 Dd4–e5+ 33. Kg5–f4 Dc5–d4+ 34. Kf4–g5 Dd4–e5+ 35. Kg5–f4 Dc5–d4+ 36. Kf4–g5 Dd4–e5+ 37. Kg5–f4 Dc5–d4+ Weiß giebt die Partie auf.

⁴) Weiß vermeidet sich durch zum Rätsel. Der Vorzug verdient bedenklich 8. c5 — e4 und Dc7–h5.

⁵) Der Sieht ist keinem Schwächung des Bauernstellung. Zu Betracht kam 14. e5 — f6 Dc7×f6 15. Dc3—e4.

⁶) Nicht einen Se5×f4, worauf Weiß damit 19. Le2×f4 Tf8–f6 Dd2–f4. 20. Se3–d5 Df4–h4 21. Te1—e3 Th8—f8 22. Te3×e5 Lb8–c7 23. Le5×f6 Tf8×f6 24. Td1×d7 Lc7×d6 25. Td7×d6 Tf6×f2 26. Kg1×f2 Dh4–h2+ 27. Kf2–e3 Dh2×b2 28. Td6×a6 Db2×c3+ 29. Ke3–f4 Dc3–d4+ 30. Kf4–g5 Dd4–e5+ 31. Kg5–f4 Dc5–d4+ 32. Kf4–g5 Dd4–e5+ 33. Kg5–f4 Dc5–d4+ 34. Kf4–g5 Dd4–e5+ 35. Kg5–f4 Dc5–d4+ 36. Kf4–g5 Dd4–e5+ 37. Kg5–f4 Dc5–d4+ Weiß giebt die Partie auf.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird Drittenrechtlichen Behörden Ernst Schubert in Stuttgart — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personennamen — zu richten.

Digitized by Google

Über Land und Meer.

Nr. 32

78. Band
Neunundsechzigster Jahrgang.
Oktober 1896—1897.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 M. 50 Pfg.
Mit Post-Aufschlag 3 M. 70 Pfg.
Redakteur:
Ernst Schubert in Stuttgart.

Quitt!

Roman von

Johannes Richard zur Megede.

XVIII.

Wieder blinkte traulich der Teich, die weißen Pfirsichblüte glänzten, und die junge Menschenbrut johlte im kindlichen Spiele. Die Comtesse hatte keine Herzensgelüste mehr, sie sah nur scheu nach der Seite und war froh, als sie zur Stelle war. Tod Jokkums lag hart am Wald, ein altes Haus noch, niedrig, mit spitzem Schindeldach und der unsinnigen Verschwendung von Holz zu Sparren und Giebel, wie's vor Zeiten Brauch. Blinde Scheibenfenster, dahinter im Klosterglase blühende Zwerge, eine Reihe, die zusammengekauert sich somme. Auf der ausgetretenen Holzschwelle saß eine alte, taube Frau und beobachtete hungrigstnüg ein angeschlachtetes Schwein, das gerupft die Gesamtarbeit aufteil. Daneben war ein aus Latten unordentlich zusammengeschlagener Hühnerstall und ein Gemüsegarten mit schadhaftem Zaune. Alles sprach von gemütlichem Schmutz: der Geruch von Erde, Winterkohl, verwesendem Holz lag wie eine lagnierende Schicht darüber, und der Nachtduft vom Walde kämpfte Sommer und Winter ohnmächtig dagegen.

„Die andern Wohnungen sind viel besser," entschuldigte sich die Comtesse, „doch sind Gemeinschleuser Leute, die gerade diese hineinwollten. Sie sind's nicht anders gewöhnt, und der Schmutz zog sie an." Als sie an der alten Frau mit einem flatternden Huhn vorüber ins Haus traten, da erfaßte Marie ein unfagbares Grauen, als wenn sie über die Schwelle des Todes teilte. Die Stube selbst beraubte sie fofort. Holzfeuchte flammten im Ofen, ein Wasserkopf brodelte, eine dicke Frau wiegte ein schmutziges Bettpaket, aus dem lallende Laute klangen. Die Stube war wie die andern auch, vielleicht ein wenig schmutziger, ein wenig finsterer. Da hing das Himmelbett mit den rotkarierten Bezugs, der Wachstuch mit seinem Oelgeruch; an der Kalkwand hing die Soldatenuniform über bunten Kalendebildern, zum Bandregal blinkten Teller. Sie kannte diese Wohnungen von Jugend auf und verabscheute sie nicht, ja, sie erinnerte sich sogar mit Vergnügen eines Kartoffelpuffers, den sie hier als Kind und verbotenerweise verschlungen: er hatte köstlich geschmeckt. Nur der Geruch!

Der Geruch von dumpfigen Betten, Kinderwäsche, Resten des Mittags, der ihre verwöhnte Nase von Mai zu Mai mehr empörte. Aber da half ja kein Grunzen, nicht die größten Fenster, nicht die höchste Tür. Licht, Wärme — nur keine frische Luft! Die hatten sie ja draußen zur Genüge. In dieser dumpfen, unreinen Luft sollten diesjenen menschlichen Gefühle wohnen können, wie in ihrem duftenden Boudoir? Liebe, die reine Liebe, die reine Freude? Nein! Für die abgestumpften Sinne dieser Halbmenschen gab's eben nur die dumpfe Brutalität, den Hunger, die krankene Fratze! Loja hatte doch recht — hier war sie scheußlich.

Die blese Frau war aufgestanden: „Ach, Herr Baron, daß Sie schon wiederkommen! ... Nee, es geht schlecht mit unserm Karbel, er kennt mir gar nicht mehr! Und die Medizin will er schon gar nicht nehmen. Daß die gnädige Comtesse auch so gut sind! ... Es ist ja unser einziger Junge; der half dem Vater schon immer so schön im Stall, und übers Jahr hätte er gewiß im Scharwerk arbeiten können ... ach Gott, ach Gott! Der Schäfer war auch schon da und meinte: ‚Den Jungen kriegt ihr nicht wieder auf die Beine.' ... Warum mußte der Bengel auch so ungezogen gegen die gnädige Herrschaft sein? Und die gnädige Herrschaft sind doch so gut! Die Anna hat noch die Puppe von den vorigen Weihnachten — die ist noch wie neu, nur ein bischen am Ohr ist abgegangen. Und wie sich das Kind damit hat! Die gnädige Comtesse können die Puppe sehen: noch ganz wie neu!"

Marie blieb kalt bei der Erzählung. Das war diese weiberliche, stilllose Mutterliebe, die keines Empfinden immer abstieß, das war dieser wirre, kleine Ideenkreis, den der Gebildete nicht begreift, das waren diese wie bei Wilden und Kindern wechselnden Stimmungen, diese niedrige Schmeichelei inmitten eines großen, nichtsagt faffungslosen Schmerzes. Der Frau sollten die dicken Thränen über die Backen, und sie trocknete sie mit der Hand. Dann lächelte sie wieder sinnlich — und dann glaubte sie wieder hinter ihrer blauen, fettigen Schürze.

Ja, wo hörte denn der echte Schmerz auf, wo begann die weibische Peinerei um Mitleid und Almosen? Dem gegenüber hatte die Comtesse nicht einmal ein tröstendes Wort, sie reichte nur gleichgültig die Hand zum Kusse.

Aber der Doktor war blos so ganz anders! Nichts von der bissigen Ironie, die er mit Hasse gemein hatte, ganz einfach gut er sah, gemütlich sogar. „Na, Frauchen, Kopf hoch, wie werden ihn schon durchkriegen. Das stirbt sich nicht so rasch! Die Gräfin hier wird die große Güte haben, alle zwei Stunden zu kommen, und Ihnen sagen, was Sie zu thun haben ... Und nun zum Patienten!"

Sie traten vor das Himmelbett. Aus den lasenden Decken sah ein gedunsener, unsichtbar verdorbener Kopf. Kleberige Schweiß lag auf dem blauroten Gesichte und dem feuchten Flachshaare; just öffneten sich ein Paar entzündete, glanzlose graue Augen. Die Frau strich dem Jungen mit der rauhen Hand über die Backen: „Mein Söhnlein, mein Söhnlein, erkennst nicht den Herrn Doktor und die gnädige Comtesse?"

Als Antwort krümmte sich der magere Körper, die Lippen murmelten, das Kranke hatte keine Besinnung mehr. Mit einer geschickten Bewegung der schmalen Hand öffnete Loja das große Leinenhemd und schob einen Thermometer in die Achselhöhle. Dann faßte er den Puls. Kenntnisliche Blicke richteten sich auf ihn und das Kind.

Nach einer Original-Photographie von Reichert & Beckmann in Berlin.

Digitized by Google

„Es ist nicht schlimm," beruhigte er. Darauf ging die Frau auf Strümpfen weg. Marie sah ihr nach und schüttelte den Kopf. Alle konnte die Mutter jetzt und Felix durfte arbeiten, essen! Die Frau war dennoch gefälligschäftig, Holzpantinen klappten am Fenster vorüber, der Kranke stöhnte auf.

„Wie geht's ihm?" fragte zutig die Comtesse. Es konnte ja nicht schlimm sein. Die Mutter war dann doch nicht gegangen, der gemeine tierische Mutterinstinkt hätte sie gehalten. Loja hielt den Thermometer in der Hand und schüttelte den Kopf. „Wenig Geld nun vier Tage. Wir werden ihn kaum durch." Die Antwort war so unerwartet ernst, daß Marie sprachlos den Arzt, dann den Kranken ansah.

„Kann ich jetzt was helfen?"

„Gewiß, Comtesse, laufen Sie fort nach dem Hofe, nach altem Cognac und frischen Laken. Ich würde selbst gehen, aber der Arzt ist nötiger hier."

Sie lief davon wie ein Schulmädchen und kam auch gleich atemlos mit einer verhauchten Flasche Louis XIII. zurück. „Das ist das Beste, was es überhaupt giebt, sagte Papa. Geht's jetzt besser?" fragte sie ängstlich.

Loja zuckte die Achseln und hielt ruhig ihren gelangstigten, scheuen Blick auf. „Wenn der Alkohol das Fieber zwingt, so." Während sie murmelnd im Zimmer auf und ab ging, streichelte er die heiße Hand des Kranken, und ein so ungewohnter Ausdruck von Herzensgüte erschien dabei auf seinem energischen Gesichte, daß Marie ihm niedersah. „Sehen Sie, Comtesse, zweierlei kann ich nun einmal nicht sehen: „Tiere quälen und Kinder sterben."

Da war's der Comtesse, als wenn graue Schatten über das Zimmer hinstürzten und etwas Gespenstisches rohte. „Kann ich denn gar nichts helfen?" fragte sie verzweifelt. „Wenn ich einen Professor aus Kaiserberg holte? Ich schicke sofort einen reitenden Boten nach der Post. Er kann auch mit dem Rachl zusa hier sein."

„Er würde doch nicht vor morgen kommen. Wo dahin thut eben der Alkohol seine Pflicht oder nicht," antwortete er ohne Empfindlichkeit.

Die Thür knarrte leise, die Frau schlich ins Zimmer.

Ein paar ärztliche Vorschriften, ein paar beruhigende Worte von einer Göttin, die Marie dem „Feinde" sie zugetraut — das war ungen he wieder. „Es ist besser so," erklärte er draußen. „Man macht die Leute nur ängstlich und kann doch nichts helfen. Meine ärztliche Kunst ist mit den simplen Gewissenlungen auf einige Stunden erschöpft."

Schweigend hatte die Comtesse zugehört, schweigend ging sie neben ihm nach dem Herrenhause.

XIX.

Es schien, als wenn der Besuch heute nicht aufhören wollte. Gomtesch und Raysleb waren gekommen und saßen beim Thee, der Bräutigam ein wenig leidmütig, resigniert auch der Braut gegenüber. Raysleb drehte sich gleichgültig eine Zigarette, als Marie mit zuckender Lippe von dem schweren Fall sprach. „So sind Sie also wieder mal Forschens reitender Engel, Loja! sich die schöne Gräfine heilige Elisabeth Rumero zwei? Verleugnen höchst ehrenwert, Mieze. Nun kann ich mir wenigstens vorstellen, wie wöllerig 's bei meinem Leichenbegängnis erst hergehen wird."

„Nicht zu frivol, Raysleb!" mahnte Loja ernst. „Ich begreife die Comtesse vollkommen."

Mit einerem Blick schenkte Gomtesch zum Sprecher herüber. Zum erstenmal im ihrem Leben gelte Loja der Comtesse beinahe besser wie der Bräutigam. Raysleb lehnte sich im Schaukelstuhl zurück. „Ja, der Tod ist doch ein merkwürdiger Bursche. Ja den gewöhnlichen Leuten kommt er unangenehm, brutal; bei mir hat er immer Angst vor dem Diener, der ihn an die Luft setzen könnte, und klopft zuerst an Bedienten an. „Herzeihen Sie, hier ist ein kleiner Wechsel!" Zahlen kann man natürlich nicht, denn da ist eine haarsträubende Summe von Liederlichkeit, Schlohahnsuppe und importierte Zigarren gar nicht gerechnet. Darauf schiebt der Mann mit der Hippe kleinlaut wieder ab, wie ein aufzähniger Wucherer, der sich genau orientiert hat, wie viel Prolongationszinsen nach herauszuschlagen sind. Aber Angst hat man vor dem Tode doch. Wenn er kommt pünktlich wieder mit seinen Papierchen, und zu guter Letzt holt einen doch der Teufel."

Niemand antwortete. Nur Gomtesch zog ein sauersüßes Gesicht und daß Marie auf einen Augenblick ins Boudoir.

Wieder standen die beiden auf dem weißen Felle vor dem Kamin. Die Rosen waren gelaufen. Er mochte ihr liebenswürdig Vorhaltungen machen, streichelte, küßte sie, und sie war von soll abstoßender Kälte. Vorwürfe? Liebkosungen? Sie konnte nur bei seinem Bemühen bitter lächeln. Wenn die großen Fragen bei Seiten sie schienen, war der Bruch kaum die Brücke? Als er sie so kalt, so sicher sah, mühte er, einem tauben, unwilligen Ohre zu predigen, nicht einem scheuen, feindlichen. Er wollte den letzten Trumpf ausspielen — sich selbst — und stellte den schlechtesten. Damals, damals in jener seligsamen Dämmerstunde, im schwülen Moment der Liebenschaft, wo sie alles zu geben bereit war, Herz, Sinne . . . wollte er nicht, daß seine Neigung sühlte für sich und für ihn — hatte er gezaudert. Und das vergiebt das Glück nie!

„Lieber Schatz, warum sich solche Gegensätze zwischen uns heranbilden? Ich verstehe dich ja beinahe, empört sogar," fuhr er ernst fort. „Ihr verabschiedet ganz unnötigerweise einen verdienten Arzt, holt diesen Strommer . . . ja, wenn es ein Prinzip anzubringen soll — meinetwegen! Aber Verzinsung hat noch den Vater zu entschuldigen in allen solchen Fragen, später, liebes Kind, hab' ich's. Sobald die Klinge heil, die Sorge für dich zu nichts weiter führen soll als zum Bruch, so sind wir beide ich die Kabinettsfrage." Er hatte einen Ausschrei erwartet oder das mimosenhafte Erschamern ihrer ganzen Natur; bisher lag ja ein kalt konzentrier Trotzkopf in ihren Augen, in ihrer ganzen Haltung. Ergänzung erhielt darob den milden Zug um den Mund.

„Gewiß, Arthur, du hast recht, du brauchst, es ist nicht, den Pantoffel zu schwingen? Ich bin mit allen gewonnen, ich hoff es, aber nicht gemerkt. Wir verstehen uns eben von Tag zu Tag weniger. Da kommt denn die ganze andre Frage: „Passen wir überhaupt zu einander?!"

Das war so Herzenston gesagt, gar nicht in ihrer Art; schmerzliche Reflexion konnte vielleicht ein feines Ohr durchhören dürfen.

„Mieze! im Gatten willen, Mieze!" Und im Augenblick war Gomtesch, Raysleb, aufgehoben und trug sie in einen Fauteuil. Sie ließ es geschehen. Er bedeckte mit heißen Küssen das Gesicht, das duftende Haar, den Nacken, das schwarze Tuch ihres Kleides über den feinen Schultern. Als er bat, flehte, gab sie ihm endlich einen Kuß zurück — und der war kalt. „Solch häßliche Sachen sagt leider gelebte Wund jetzt! . . . Ich versehe dir alles, vergeß du mir auch! Ich will nur so haben, wie du bist! Sieh mal, wir werden uns verstehen. Wenn wir erst zusammen Alter geworden sind, dann findet sich das alles ganz von selbst."

Die leichte Luft hatte sich bewegungslos wie ein beruhigtes Kind in seinen Armen gelegen; bei dem letzten Worte wachte sie sich los und sprang auf. Eine Haarsträhne war ihr entgangen. Instinktiv suchte sie nach der Schildpattnadel. Ein brennendes Rot lag auf dem verödten Gesichtchen, die Augen waren weit geöffnet, heiß. Sie sah aus, als hätte sie an seinem Herzen einen glühenden Liebesdraum geträumt. Doch der kleine Fetzt stimmte jetzt zornig den Sonnenstaatspsalm, so daß der Spaun flirrte.

„Ich will morgen nicht bos vergessen, was ich heute gedacht — ich will nicht ist werden! Wir gehen vor dem Alter, wo man das Beste seiner Jugend trotzdem verlengnet, weil man's nicht mehr besitzt . . . Nenne deinen Loja einen Strommer, Schurken, Böserich! Er ist's auch. Aber den Mut möchte ich von ihm haben, den Mut, der nicht alt wird."

Der Antwort ward Arthur überhoben. Die Thür ganz großen Salon nebenan knarrte — leichter Männerschritt auf dem Stabeichenboden und Peitz Lacks Stimme, die sich an den Jahaner wandte: „Dort drüben im Boudoir finden wir die Rudreiter sicher, sie wird doch also ohne den Sterbedoktor durch den Lebenden zu trösten suchen."

Marie hatte noch gerade Zeit, vor dem Spiegel hastig das Haar in Ordnung zu bringen: Gamtesch hob seine Hände zitternden Händen und flüsterte: „Bist du wieder gut?"

„Ja, ja, ja!" kam es sehr beschäftigt zurück. Eine wunderbar schnelle Verjüngung! Es war auch höher, sie wenn dasso packe eben der Verlobte aufsah an der Wand neben der Portiere und lugte dann mit scheinheiliger Miene an der Plüschdraperie vorbei. Daß Braunpaar nahm wie auf Kommando eine steife, gemachte Haltung an. Es war ihnen ja nun einmal Menschen zu thun pflegen, da das Entgegenzusetzende darstellen wollen. Nun schlich der Vetter herbei, gebeugt wie ein alter, kunstsinniger Mönch in der Kutte; „diese sündigen Augen haben nichts gesehen, Herzogin Hedwig." Darauf sprang er schnell in die Tonart seines Lieblingsopernus „Die fromme Helene" über und sagte warnend: „Ach Gott, wenn das die Tante wüßte!" Aber Mieze wußte alles leider — die elfterliebende Tante war ja schon seit Wochen wieder in ihrem geliebten Kaiserberg.

„Wie sagt Busch!" sagte jetzt Prinz Lack träumerisch. „Es ein Gott hat manch altes her, wer Sorgen hat, hat auch Likuren!"

„Wo ist der Schlaffest zu deinem Schmapolschrank, Hochgeborene, hochunverehrende Frau Reichsgräfin?" Der Reichsgraf erkannte selbst seine komische Stirne und behandelt auch wie einen Aussätzigen: beides ist mir schmerzlich. Einen Cognac in Ehren kann niemand verwehren. Und der, denke ich, wird wenn Mieze helfen." Damit war Loja's poetisches Können völlig erschöpft, aber er führte die Gestrennten doch wieder geschickt in dem altmodischen Kaminzimmer zusammen zu einem gemütlichen Beisammenbleiben, bei dem er alle Register der Unterhaltung zog und Gamtesch über die Massen fröhlich war, während Loja kaum ein Wort sprach und die Comtesse ihn verstohlen mit angstvoll fragendem Blicke zuweilen streifte.

Es dämmerte leicht. Die fremden Wagen kamen langsam vorgefahren. Der Bräutigam verabschiedete sich zuerst, und Raysleb hielt sich schämig die Augen zu, als das Paar sich küßte. Gomtesch sah er mit der Comtesse einen erbitterten Kampf, weil er Loja durchaus mitnehmen wollte, unter dem nichtigen Vorwande, daß die Lorscher Pferde nicht unnötig zum zweitenmal den hügen Weg die Schweinen machen dürften.

„Nicht wahr, Sie bleiben doch einen Augenblick, Herr v. Loja?" fragte die Comtesse, und als der Forscher nickte, stieg Raysleb ein unter verlegenherzlichen Bemerkungen gegen die dräutliche Tenne der Cousine und die Freundschaftsgefühle des Freiherrn. Beim Abfahren lehnte er sich noch einmal heraus: „Also Mieze, Gott, Gott, Loja, und halte bei Ehrer Unmissacht höchstens aus, bis der Hahn kräht — so lange wird's doch dauern?" — Treue Hofsnerseele, sol ich dich nicht warnen? Ich höre die leisen Tritte deines Todes! Augenzeugen nach dem Grantweg klappern." Darauf fuhren die Schimmel im beschaulichen Raysleichen Hetzemos ab, und bald verklang in der Ferne das Rollen beider Wagen.

Der Diener war in den Flur zurückgetreten. Die Comtesse und der Freiherr blieben noch draußen. Ein köstlicher Abend dämmerte herniedet, hoch oben am blauen Himmel zog sternlicher Silberglanz auf, aufsteigendes Mondlicht an; Sterne begannen schüchtern zu flimmern, die großen Kastanien vor dem Hause leuchteten in weißen Blütenpfingmacke wie riesige Hochzeitsbukette. Ein Nachtvogel schrie, und bald sang die Laubschaft, und die Büsche im Park flüsterten wie im Traume. An dem düstern Cypressengestrüpp schwuppelte der Wolfshund mit seinem Holzkennel. Den Kutschbalt gegenüber hörte man voll Eifer einer Laterne auf, ein Knecht in blauer Jacke und Sabotenmütze klapperte mit Wasserreimern, pfiff einen Marsch. Die Stallthür knarrte. Man hörte deutlich, wie die Pferde gemächlich den Hafer gemahlmen und Heu aus den Raufen rissen. Das klirren von Halsketteten, stampfende Pferdehufe . . . „Ho, Brunner, ho!" . . . Die Thür schloß sich

Digitized by Google

wieder. Es war still. Nur vom Dorfe her drangen zuweilen verschwommene Harmonikatöne herüber, bald schwermüthig, bald lustig; dann wieder verstiebten Stickern, lustiges Kreischen — die Dorfmädchen amüsierten sich da mit ihren Burschen. Loja stand unbeweglich, im Traum verfangen. Dann wandte er sich plötzlich zur Comtesse:

„Aber muß man irdnmern! Genau so wie's bei uns zu Hause auch, vielleicht ein wenig verfallener, ein wenig größer alles . . . ein wuster Herrenflz, den mein Vater eigentlich von meiner Mutter aus Hochzeit bekam, und den aufzumöbeln kein bischen Ehrgeiz war. Lange Zeit hat er's nicht können. 's ist auch nur ein halbes Glück, alles zu besitzen, was man sich wünschen kann, eine gute, geliebte Frau, einen Sohn, der damals auch nicht tüchtiger war als andre, viel Geld, ein fürstliches Vermögen nach zu Aussicht — und sich ausgerechnet dann hinlegen und sterben! . . . Der Sohn!" Er sah vor sich hinwendend fort. Dann lachte er kurz auf: „Wo sein ihr hingeraten, ihr güldenen Dukaten . . . ha!" Wenn man kennt sie, ist was noch nicht tot; wenn man tot ist, noch nicht ist Vergessen; in Fegefeuer — noch nicht in der definitiven Hölle. Ja! Im Schlechten giebt's eine unendliche Stola, im Besseren hat die himmlische Gutmütigkeit sehr bald ein Ende . . . Wenn einer nur noch einen Gedanken hat, für den er existiert, — mag's auch ein sprichwörtlicher sein!" Plötzlich hob er gespannt noch dem Stall der Arbeitsgeräte rechts. Da rechte eben ein Storch aufstehend die Flügel. „Heimweh hat auch der gerade in den Weg kommen muß! Auf einer Scheune bei uns klapperte auch so ein lindeerfaindliches Paar, und ich liebte die Vögel so, daß ich jedesmal weinte, wenn sie Herbst wegzog, und schwur mir feierlichst Unverrand dankte, wenn sie im Frühjahr wieder kamen. Es ist eine lächerliche Erinnerung! Und trotzdem — wenn ich nicht ich wäre — könnte ich heulen vor Heimweh nach dem Storchnest." Der Storch hatte sich wieder in seinem Heim niedersinken lassen, Loja sahe sich über die Stirn: „Wie vergessen meinen Patienten," sagte er mit völlig verändertem Tone. „Hat der beispielsweise ein fieberhaftes Somnierstreifsicht gethan, dürfen Sie ein wenig sorgenvolles Gesicht machen, Comtesse. Nicht wahr, der Geruch von armen Leuten und Arbeit — es ist doch nicht das Wahre?"

Marie blieb auch dieser Anspielung gegenüber ruhig. Als sie ins Dorf gingen, brannten bereits die Lichter überall hinter den angelaufenen Scheiben der Bretterwohnungen. Man hörte wieder singen und das Klappen von Blechlöffeln an irdenen Schüsseln.

Sie standen vor dem ersten Haus. Rechts Helle brach aus den niedrigen Fenstern. Die Comtesse sah in dergreifscher Nengier hinein: die Leute aßen. Auf dem braunen Tische dampfte Nogenmus in der Schüssel. Der Vater, ein langer, fehniger Mann mit starken Armknochen und schlechtem Mauerwerk, langte mit der behändigen Langlamkeit des Bauern ins Essen, kaute bedächtig, schnitt mit einem Taschenmesser ein dickes Stück Brot hernunter und glättete die Klinge am Aermel. Die Mutter aß etwas neuvös, wie alle diese gehetzten Frauen, denen das flüchtige Geschwätz mit der Nachbarin die einzige Erholung ist; neben ihr zerpflückte ein neunjähriges Mädchen schmagend in fettigen Fingern einen Bückling. Niemand sprach ein Wort, doch ein unverkennbarer Ausdruck des Behagens war allen Gesichtern eigentümlich. Dazu tickte die alte Wanduhr mit den Steingewichten behäbig, und die graue Katze schmiegte sich schnurrend an den Schemelbeinen.

Marie faßte Mut. „Es wird wohl besser sein, Herr zu Loja."

„Warten wir ab! Warum sollen die Leute nicht mit Appetit essen? Der Hunger verschlingt glücklicherweise jedes andre Gefühl."

Im Zimmer stellig Ihnen der Brodem entgegen, nur dicker, zäher. Das Petroleum war schlecht, und die Lampe blakte. Nun kam das gewöhnliche Frage- und Antwortspiel zwischen der Frau und dem Doktor.

„Na, wie gehts?"

„Ach, schlecht, gnädigee Herr!" Dann ihre schluchzenden Laute, das verdrießliche Leichenbittergesicht des Mannes, dem die Mahlzeit gestört war. Der Kranke in seiner dunklen Ecke hatte die schweren Decken weit zurückgeschoben; das Gesicht war blaurot, die Augen brannten und rissig. Der Comtesse bauerte die Unterhaltung unsäglich lange. Zweimal wurde das Theermemeter unter die Achselhöhle gesteben. Loja stützte dann den Pulz, hielt das Ohr dem Kranken auf die Brust und horchte. Gar kand's nicht; das erriet die Comtesse sahort. Nun den Kranken wach's allmählich Angst bei der schwülen Stille in dem stillen Raume. Die groben Gesichter blickten gespannter, schärfer. Als sich die Lucke eine Backenmuskel — der sichere Vorbote der Weinens — und der Mann legte den Löffel, den er noch immer in der Hand gehalten hatte, auf den Tisch zurück. Der Hunger war ihm vergangen.

Endlich richtete sich Loja auf. „Ja . . . ja . . . regt euch nicht auf! Er wird schon durchkommen. Freilich, wenn's nicht so 'n trübiger Junge wäre . . ."

Darauf lächelten die Eltern doch in ihren dumpfen Schmerz einen stolz. Nur die Comtesse durchschaute mit einem Blick auf den mageren, wenig widerstandsfähigen Körper die gutmütige Lüge und verstand sehr wohl, als Loja sagte: „Aber wenn Sie Beten in der Kammer nebenan haben, so ist's doch besser, Sie lassen ihn hier ungestört. Ich will auch eine Weile beobachten — es ist nur zu Ihrer Beruhigung, Herr Graf, daß ich nicht in der Nacht immer aufstehen müssen wegen der Medizin." Dann schicke er auch Marie weg. „Sollo Sie wiederkommen wollen . . . vielleicht in einer Stunde — oder es ist gar nicht nötig, daß Sie kommen." Und er hinzu: „Die Herrschaft beranglest die Leute, der Arzt weniger; ich bleibe auch nur, weil Ihnen die Todesangst aus den Augen bricht."

Als die Comtesse sich aufraffte aus ihren nach Sonbeefeit und Wohlleben duftenden Boudoir, war der Doktor allein mit dem Kranken. In der Kammer schwarzte der Mann, die Frau hustete. Marie zog einen Schemel kein und hatte sich ganz gerädert los. In fragen wagte sie nicht, sie fürchtete das ängstlich lauschende Mutterohr nebenan, mehr noch den Kranken. Sie spandten sie gleichgiltige Sachen, Dinge, die sie sonst garnicht berührt hätten, nur in diese Todesstube. Es war eine Posse, die sie sich vorspielten, und doch eine Posse mit tiefem Kern, wenigstens für Marie. Denn der hier saß, neben dem dahrenden Kind, war nicht der alte Loja, der Mann mit den unbarbeidenglichen Auge und der brunlen Energie des Augenblicks — das war der andre, der bessere, den sie im Heimweltzanken nur geahnt hatte. Und das zerrebende Kind hinter dem barmherzige Nähe, schlangen sich jetzt seine braunen Kinderhände angstvoll um Lojas weiße, schlanke Hand. Die Comtesse erkannte diesen Männerzeigfest kaum wieder. Das scharfgeschnittene, verächtliche Mund wirklich so gutherzig lächeln, gehörte der warme, milde Schimmer wirklich diesem energischen Auge? Und als man das rein Tierische, der Instinkt bei diesen Kreaturen, der dem Kinde, der ihm auch menschlich am nächsten stand, Zeugt bezeigt sie. Der Mann war unfreiwillig oder nicht wirklich zu diesen Leuten herabgestiegen, hatte mit ihnen gelebt, gehungert, gearbeitet; er kannte der Leid erwessen und ihre Freude, bis er durch die hölzliche Hülle hindurch denselben rein menschlichen Kern erkannt hatte. Er verstand auch diese Arme hier, und obgleich er ein Fremder war, vertraute das arme Weil sich ihm doch lieber an als ihr, die sie immer neben ihm, aber nie mit ihm gelebt hatte. Seltsamer Mensch! Er mochte viel gelebt, viel gestindigt haben, der Graf, der Bruder, hatten sie ihren Linien des Gesichtes gezogen — und gerade er vermochte, sich dah rein menschliche Gute herüberzuretten. Ihre Gedanken flogen weiter. Der Schleier des unverbrüchlichen Schweigens, der sie bis jetzt plötzlich den dunkeln Punkt, die Katastrophe, die ihn von seinesgleichen schied . . . ein erbitterter Kampf, ein verzweifeltes Ringen, in dem sich wieder die unverbarbare Kraft des alten Geschlechtes bewährte, das auf Lastern und Sünden sich doch den zaffigen Willen zum Leben und zur That bewahrt hatte. Ihm, dem Verkümmerten, hatte vielleicht schon das Wasser am Halse gegurgelt — ihn zu verschlingen vermochte es nicht. Dann schied er sich von allem, was ihm früher teilig und lieb gewesen, freiwillig, doch verbissen, wie's seine Art. Und beiden, in der andern, feindlichen Hemisphäre der Gesellschaft, fand er das rein Menschliche erst auch in seiner eigenen Brust. Aber warum er gerade Marie geworden war? . . . Nein, er war kein guter Arzt, konnte es nie werden, weil ihm die eisige Klarheit der Diagnose immer der edle Schatten des Mitleids trüben würde. Der ungebohlene Tag, der Hals, das war das Urteil seines Gewissens; . . . das Mitleid, die Liebe waren jüngeren Datums — sie waren von ihm.

Viele Vorstellungen, viele Schlüsse nahmen Maries Geist so gefangen, daß sie den Kranken, den Grund ihres Hierseins fast vergaß. Da wälzte sich das fieberhafte Kind unruhig hin und her, die glasigen Augen öffneten sich, schweiften verwundert umher und blieben endlich mit einem sinnend fragenden Ausdruck auf der Comtesse haften.

„Ruhig, ruhig, mein Sohn," beschwichtigte der Doktor. „Wir wollen's alle gut mit die." Dann faßte er ihm Cognac ein, der Knabe nahm ihn verwundert, um sich dann, in dem gedankenvollen Gesicht, zu schütteln.

„Mödd'e, Mödd'e!" klagte es ängstlich. „Sie soll wegegehen . . . ich habe Angst, so Angst . . ."

„Ich? Schlimm!" sagte sich die Comtesse, der die Reden des Fieberndem unheimlich wurden. Wieder wurde das Thermometer unter die Achselhöhle gesthoben, wieder die schwile Pause.

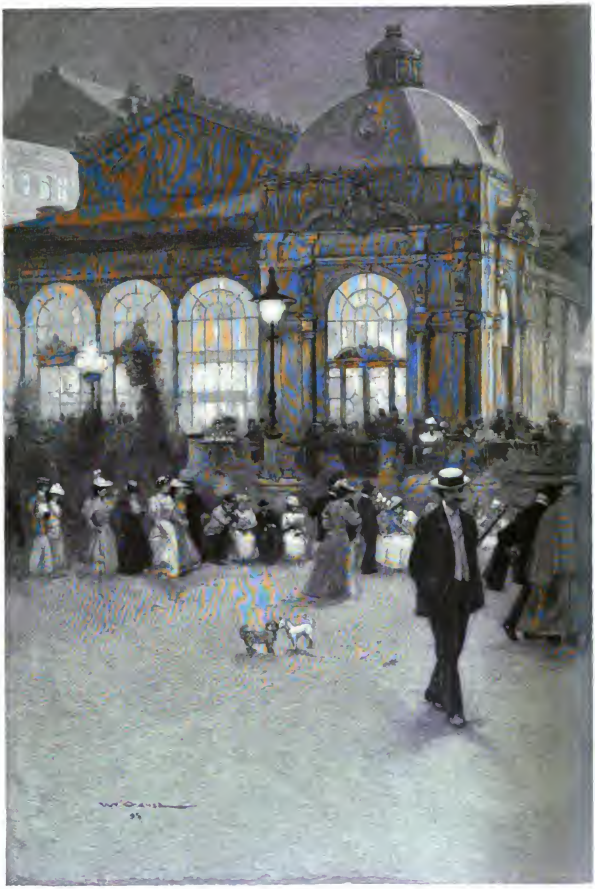
„Il mourra."

„Das gute deutsche „Sterben" hätte ihr nicht so furchtbar geklungen als das leise gesstierte französische „mourra". Wie lähmend Gift schlich es ihr durch die Nerven, bis die Stimme, die das mensklische Wort fand, sondern nur einen dumpfen, tierischen Laut hervorpreffen konnte. Das Blut erstarrte, das Herz that den langen, bleiernen Schlag, den sie gleich darauf hören sollte in fieberheißer Angst. Jetzt brach die namenlose Angst aus den brennenden Auge, während die matte Haut leichenhaft wurd wie das Gesicht. Loja sah an ihr vorüber auf die langsam sichtbar Werdenden, die ohne Ahn, ohne Gehoynen heelenlos der Todesstunde entgegentitte. Die Comtesse war aufgestanden, enblig, mit den automatenhaften Bewegungen einer Gelähmten, deren Willen der Gliedner nur noch in Bruchen folgt; sie breitete die Arme aus, fatterte sie dann langsam vor der Stirn.

Loja sah sie verwundert an, das war das Ende barer unter Wundheitigen — doch ehe sie weiter denken konnte, war sie von ihm auf die Knie gezogen. Ein entsetzliches, thränenloses Schluchzen schüttelte den jungen Körper: „Gnade, Gnade! . . . Retten sie ihn, retten sie ihn . . . und wenn ich dafür sterben soll, warum kann ich nicht sie dafür sterben, warum nicht? . . . O, das habe ich nicht gewollt! . . . Ich habe ihn nicht getötet, nicht wahr? O sagen Sie doch, so sprechen Sie doch!" Jedes Wort, jedes Ton mußte sich kotreifen, heftig und doch so unabwoll. Aller Hohmut war mit einem Schlage von ihrer Seele gewichen, nur das schlackenlos Menschliche war geblieben, das Bild des Kindes, das mütterliche Fühlen, das mit jeder Fiber, jedem Nerv sich gegen den Tod an einem Kinderbett aufbäumen möchte, weil auch schon in der Knospe der Mutterinstinkt, der Wille zum Leben das eigene Kind sich geheimnisvoll regt. „O, Sie können ihn retten," fuhr sie flehend fort. „Es muß ein Mittel geben, Herr v. Loja, es muß!" Vielleicht druckzitterte doch gemalte Hirn in seinen Augenblick der Gedanke an die tolle Fahrt, wo die Energie des Mannes den Tod zurücktrieb, den das Weib schon eisig fühlte. Es wollte aufstehen. „Nein, bleiben Sie stzen! Ich will mich vor Ihren Augen ertragen, ich will zu Ihren Füßen bitten. Ja, Sie haben recht: ich bin hochmütig, schlecht, aber ich will das nicht mehr sein, gewiß nicht! . . . Sie sollen mich sehen, wie mein will Mensch sein kann, wenn mir die verdient . . . Retten Sie ihn doch — retten Sie ihn doch!" hat sie weich wie ein Kind. Plötzlich furang sie auf mit glühenden Augen: „Nein, Tod, ich geh' ihn bir nicht!" und warf sich über den Kranken, der aufgeregter wurde und das Gesicht in die Kissen drückte.

Loja faßte sie um die Taille und zog sie zurück. „Nie wecken sie ihn," mahnte er flüsternd. Und die Hand noch immer um ihre schlanke Taille, fuhr er fort: „Seien Sie mutig, Comtesse Marie! Meinen Sie, ich weiß nicht, daß Sie ein sehr gutes, warmes Herz haben? Sie sind ja die Tochter Ihres

Digitized by Google



Abend-Konzert im

Holzschnitt-Reproduktion nach einer Photographie aus der Zeit

Digitized by Google

lpark zu Carlsbad.

Farbtich' von P. Gorje (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt).

Digitized by Google

Vaters, und das wäre schon allein Beweis genug. Doch jetzt nehmen Sie einmal all Ihren Hochmut zusammen, denken Sie, hier stehe der Feind, der nach jeder Blöße spähe, jeden Vorteil rücksichtslos ausnutze! Ich sag's Ihnen noch einmal — vielleicht ist's thöricht — er ist immer Ihr Feind. Denn was Sie am meisten lieben, haßt er am meisten!"

Nun ein dumpfes Stöhnen war die Antwort. Er führte sie fort vom Bett, Schritt für Schritt, bis vor die Thür. „Gehen Sie nach Haus, Comtesse," sagte er ernst, „ich bleibe selbst nur noch einen Augenblick."

*

Und sie ging, obgleich sie nicht wollte; es war eben der fremde, starke Wille, gegen den sich ihr ganzes Selbst empörte — und der sie doch wiederum zwang.

Im Flur empfing sie respektvoll der alte Diener. „Der Herr Graf läßt der gnädigen Comtesse gute Nacht wünschen; der Herr Graf waren etwas müde heute!"

Sie winkte ihm nur ein hastiges „Gut, gut!" zu und ging sofort in ihr Boudoir, das sie hinter sich verschloß. Es war finster, und sie wußte sich bis zum Sofa hasten, doch sie wünschte kein Licht — ihrer verdüsterten Seele war gerade die Dunkelheit recht. In einer Ecke hatte sie sich zusammengekauert. Die Zähne klapperten ihr, das Blut zagte durch die pochenden Schläfen. So saß sie lange. Die Stunde verrann. Gedanken, wirre, häßliche, kamen, Phantasien zogen vorüber, düstere, auch lustige im tollen Faschingszug. Sie verfolgte eine Idee festzuhalten, und sie entglitt ihr; sie wollte beten und wußte nicht für wen. Dabei lag über dem Entsetzen etwas eine verdrängende, tötende Leere. Kein erleichternder Seufzer, keine Thräne! Sie nahm das Taschentuch und preßte es auf die Augen. Aus dem setzten Linnen lohte der Duft des weißen Flieders, den sie so liebte; sie zog den Geruch mit bebenden Nasenflügeln ein in wollüstiger Grausamkeit gegen sich selbst, denn aus diesem Duft, aus diesem Linnenschleier frech in die ganze empörende Berechnung der Verführerin gegen den Arglosen getragen, gegen diese Halbwesen selbst, die im Dunkl, im großen „Versteckens" leben und sterben. Jetzt zuckte sie dieser Hunde von Bernebenhin, sie hatte ihn, sie verabscheute ihn, sie wollte ihn weder haben, den dicken Brummbär des Sterbejammers!

Und verfolgten ihr die Glieder nicht. Leise schlich sie in den Flur, nahm ein seidenes Kopftuch vom Kleiderständer und schloß die Hausthür auf. Draußen flimmerten die Sterne an tiefblauen Nachthimmel, die Natur schlief, denn die Baumkronen zog es wie der schwere Atemzug eines Träumenden. Im Dorf waren die Lichter erloschen, Totenstille überall, aber vom Teich klang es dazwischen in langgezogenen, heimlich klagenden Tönen; in der schwarzen, unheimlichen Tiefe hörte sie die Frösche vom Sommer. Auf den Fußspitzen schlich sie zu dem Hausthaute. Die Lampe brannte noch, der Doktor saß am Bett. Er hatte den andern hinweggeschafft, sie hörte es wandern, auf den Schuß und wickelte ihn in nasse Laken. Als die Comtesse die Thür öffnete, drehte sich Lola ohne Erstaunen um und sprach den wie ein glühender Bolzen im offnen Wasser dampfenden Knaben laß Beit.

„Ich wußte, daß Sie wiederkommen würden, Comtesse! . . . Nehmen Sie lieber meinen Stuhl hier, er ist bequemer als der Schemel. Unser Patient war viel ausgeruht, wachte. Sie begegneten. Sie waren so gut zu ihm, und das merkte er wohl auch, der arme Schelm!"

Er hatte mit so ungewöhnlicher Herzlichkeit gesprochen, daß Marie ihm dankbar aufsah und dem Zuspruche des Engländlichs folgend, ihm die Hände entgegenstreckte: „Wollen wir beide vergessen, Herr Doktor v. Lojar!"

Als Antwort preßte er ihr stumm beide Hände. Sie hatte immer geglaubt, daß er solche Ausnahmsstunden verachte. Warum beugte er vor ihr, der Feind vor der Feindin, das stolze Knie zum Ritterschlag?

Sie saßen sich gegenüber. Die Wanduhr tickte; der Vater schnarchte in der Kammer, die Mutter atmete in den vollen Züge der Gesunden, Müden. Die schlichte Luft lief der Comtesse nicht mehr auf die Nerven, sie that ihr so wohl, als hätte sie nie eine andre geatmet. Wieder ging die Zeit dahin mit leisem, unaufhaltsamem Schritt. Sie sprachen kein Wort. Nur wenn er Medizin gab, stieß Maries Hand den glühenden Mundkorf; wenn sie die eisgekalten Laken wechselten, half sie mit der geschickten Hand einer barmherzigen Schwester.

Das Fieber schien ausgetobt zu haben. Der Kranke hatte sich lang ausgestreckt und lag wohlig, und den roten Wangen wich das Blut, das Gesicht bekam einen matten, bleichen Glanz; die fiebrhaften Züge wurden festsam ernst. Es konnte die Besserung sein, die überwundene Höhe der Fieberkrise. Schon wollte ein schüchterner Freudenstrahl aus Maries Augen leuchten, da sah der Doktor bewegte sich so merkwürdig rasch auf das Bett und horchte gespannt an den halbaft geworbenen Lippen nach dem Atem, kaum hörbaren Hauche des Lebens. Er sah mit einem halben Blicke zur Comtesse hinüber. Dabei zuckte sie zusammen, sie verstand: er war das Ende.

Und wieder sahen der Comtesse Herz den letzten bleiernen Schlag. Sie hatte sich vor dem Bette auf die Kniee geworfen, und während sie die feine, kalte, klebrige Kinderhand mit den abgeknieenen Nägeln, die Schauer des Todes in der eignen Brust fühlte, hörte sie Lolas Gebet wie eine dumpfe Wunder. Zuletzt war's ein Flehen mehr, das war das verdiente, leidenschaftliche Hadern mit den Göttlichen, in dem die Jugend das Wunder besitzt und verschleudert und dem das Alter langsamen bredig, wenn die Versehung der trotzigen Bitte nun bleibt.

Doch das Wunder kam nicht! Ein eisiges, erbarmendes Grauen ging durch das Zimmer, der Fieberflamme Kind wurde ein Kind des sinternden Schatten der Dämmerung in den niederen Raum gestützen war und mit dem ersten Sonnenstrahl, der auf den trüben Scheibenfenstern blinkte, sich zum ersteinenden Tage an den Himmel hinaufen wieder beugte. Ein leises Röcheln, ein schwerer, tieferer, befreiender Atemzug, der die Seele mitnahm. Lolas Hand schob das bevollstellende Linn herunt, gilt über die Augen und Comtesse stand er auf und sagte langsam: „It est mort."

Doch die Comtesse führte sich nicht. Nur ein schwerfälliger Thränenstrom floß und den schönen, dunklen Kopf, der sich auf's Bett gesenkt hatte, in tiefen Weh. Da fühlte sie eine weiche, schmale Männerhand, die ihr liebkosend über das Haar strich, und wußte auch, daß in dem leisen Beben dieser Hand nicht allein das schöne menschliche Mitleid nachzitterte, sondern noch ein ganz andres Empfinden sich mischte, das sie hätte empören sollen, weil es nicht dem Toten hier, sondern ihr, dem Weibe, galt. Und doch — es war ein gleiches sündiges Gefühl mitten im Weh durchs zuckende Herz, ein Gefühl so häßlich und doch so köstlich zugleich, daß sie hätte aufspringen können, nun auf diese gebotne Hand glückselig zu küssen.

XX.

Während der Sanzeit hatten die Vergnügungen der Crsbauer Ecke etwas geruht. Doch jetzt, wo der Roggen seine Blüte ohne Nachtfröste durchmachte und die großen Kornfelder wie von einem Staubmeer überweht schienen, belebte ein Wandrhand das Ueberschwemmte Grasmeer, Frohe und Kranke kamen zusammen. Zwar die Bäter klagten und machten verächtliche Gesichten, wenn von der Güte der Reise und den üppig aufgeschossenen Aehrenbeere gesprochen wurde, je ganz verbrieflicher Fratzen sprachen nun einer mitgenabt schwachen Regierung und Zeiten, die sich so aber zu ändern wußten, doch die junge Welt stand der Pacifist durch der Frauenwirtschaft sehr fern. Man rief und lief zu einander, trank den Bischof, Waldfeiten und lag nach ganz nebenbei den köstlichen Wiesengeruch ein, der alle Wege mit seinem berauschenden Duft erfüllte. Der interessante Assistz, der eine Weile gerabt, wurde schnell nachgeholt.

Und wirklich gab's eine Menge neuer Gesichten. Angstlich sollte der schönen Anna ganz entsagt haben. Aus Trotz oder Berechnung liebäugelte sie jetzt mit einem jüngeren Bruder der Domnar, der in einer verlorenen Grenzgarnison als Offizier das erstemal Kavallerie-Luft einreicht hatte und jetzt wie seine Schwester ausschließlich an eine vornehme Verlobung und eine womöglich noch vornehmere Heirat dachte. Jurzeit war er in der Gegend auf Urlaub, trug ein Monocle und einen Wappenring, verbrachte volle Nächte über Familienpapieren, um seinen etwa verlorenen gegangenen Adel wieder aufzufinden — ein Verfahren, das übrigens sehr unglos, weil die ewbale Ahnenreihe schon beim Großvater durch den „Dandier" unterbrochen war, wie eine hoffnungsvolle Kohlenschicht durch taubes Gestein. Diesen wichtigen Herrn, der zu Lebzeiten weder ein Schuupstuch noch einen Gabel gekannt, aber durch verschiedene hinterlassene Sparbrümmer den Grundstock zu spätern Wohlhabenheit des Geschlechtes gelegt hatte und wofür sie ihm alle hätten sehr dankbar sein sollen, hatte der junge Offizier amt's tiefste. Zur Erholung von diesen schweren Stammbaumstudien machte er Besuch bei den Adelsfamilien im weitesten Kreise, bevorzugte aber schonte weder Kutscher noch Pferd, wenn irgend ein vornehmer Name noch erreicht werden konnte. Ihnwollen aufrechte Bürgerehre ernst zu Lehen. Die älteren Herren mochten ihn nicht, weil er noch zwei Reservemonocles in der Tasche stahet und Grobheiten noch englischer Manier war und der Globel ab. Die Jugend hatte etwas heimlich Aristokratisches sein, doch die Frauleins erinnerten sich gerade dann gerne des Großvaters „Häuslers"; bei den Damen war er beliebter, teils als Partie, teils als Lawn Tennis-Partner. Im übrigen galt er für alt als ein langer, dünner Mensch mit hölzernem Gesicht und hölzernen Bewegungen; das letztere lag jedoch weniger an ihm als einem ruhebedürfen Anzuge, den er beim Kamm Tennis spielte mit Vorliebe trug, aber immer beim Sprunge zu zerreißen fürchtete. Bei Mitteinis war er natürlich zuerst gewesen. Der Graf nannte ihn einen Affen, die Comtesse murmelte ein bisserend „Jagdaffen", aber sie sah ihn doch, der oft genug kam, hielt ihn jedoch für einen freshamen Offizier von den besten Formen.

Neben diesen aufgeblühten gab's auch noch verknfende Existenzen, Zwei alte Doerleut. Was dem Dandy die Stune vermehrt, ahnte man. Er schimpfte wie ein Rohrspering über den Bezirkskommandeur, sprach von Gemeinheit, Hergaßgkeit im Stile Gelmanns, und Adjutors Lage kann keinen diesen täuschenden Schein von moralischer Entrüstung die weiße Hand der schlanken Frau durchschimmern. Doch als er, eben im Begriff, zu einer Lehnung abzureisen, mitten auf dem Dorfanger Marktplatz mit einer Kiste voll Kreuzbänder von lebhaft Tamengen und den Privatlehrern und der Konditorei, zu sagar dem Krämerfacher der alten Baronin Wilden zum Trog, die Kähne Versemie angerobet und den verührenden Gedanken kaum seinen mit Ziefgeld, der verzweifelter Entschlossenheit gegrüßt hatte, fragte man sich verwundert, wer schamloser — der verliebte Bonzenreiter oder diese offen sich preisgebende Frau. Daß der Gatte zuzeit noch in einer Anstalt befand, rechneten die moralischen Frauen seitsamerweise dem Dandy als mildernden Grund an. Alle bedauerten die kleine Gorah aufs tiefste, bedauerten so schweigsam — denn alle hielten ihre Meinungen in übertreibener Herzensgüte die skandalöse Affaire mit. Die einzige, deren Mund nicht übermäßig verlegt schien, war die Komtesse. Sie zuckte die Achseln: „Was gehen mich die Leute an." Aber die war ja seit Monaten so blasiert und gleichgültig geworden, daß sie für alles nur ein hochmütiges Achselzucken hatte.

Solchermaßen als Dorfbrett wurde Prinz Lod vermißt. Schon seinen frechen Tones wegen, der öffentlich absehenlich, aber heimlich entzückend gefunden wurde. Man verbachte ihm auch darum seine politischen Erfolge, die er in Presseberichten gegen Polacken und die oben am grünen Tisch sehr unangenehm vermerkt wurden. Merken ließ sich's niemand. Er gehörte eben zu den Leuten, ironischen Naturen, an die man sich nur zum eigenen Schaden herangetraut. Hätte es vielleicht ein andrer wagen dürfen, von dem alten angesessenen Geraubn, der aus Nobilitierungsgründen nun aufzubenen Agrarier ein zufriedener Regierungsmann geworden war, in dem heimlich der Feierne und der Gesinnungslästigkeit sich, in großer Gesellschaft zu sagen: „Was wollen Sie anders von so einem Snobjekt? Seien Sie doch froh, daß das Gesindel seine eigentliche Farbe bekennt! Leider hin ich nicht in Rußland und nicht Zar, sonst ließe ich ihn knuten, die er seine schöne Seele ausgebaucht hätte."

Man sorgab's ihn wie, wie man ihm auch seinen Lojo sorgab. Ja, was die beiden nur zusammen hatten! Weil Loja gekommen war, sagte er ein

Digitized by Google

Plötzlich ab, weil der Bruder der Domat in Unkenntniß der Verhältnisse vorgewiesen vom Freiherrn gehoben habe, gab's eine so laute, gründliche Debatte, daß der Lieutenant in den angenehmen Irrthum versiel, bei nächster Gelegenheit sich dem Freiherrn vorstellen lieh und dar, ihm seine Aufwartung machen zu dürfen.

So gab's der Anregungen viele in der Schweizer Ecke. Die Gemüther wogte alles, und sie interessierte nichts. Die Besuche kamen und gingen, auch der Brünnigam — es war kein Unterschied. Und Sonntag kam das tödtlich, immer mit einer kleinen Aufmerksamkeit, einem reizenden Präsent. Früher hatte sie's erfreut, jetzt war's ihr fast langweilig. Sie hatte auf den großen Kampf gehofft, den erbitterten, ehrlichen, wo's scharfe Schläge giebt und richtige Wunden; nun die gekehrt sind, wird der Friede geschlossen, und jeder hat davon die angenehme Empfindung, als sei ein reinigendes Gewitter über die Gegend gegangen und habe die Wasser verbraust. Statt sichten mit Arthur liebenswürdiger wie je und gab immer noch. Wähnte er, die Krankheit liege in ihren Nerven, während sie an ihrem Herzen krank? Das war nicht mehr die wonnige Einsamkeit zu zweien. Kein heimlich Blicken mehr. Kein Begehren. Der blasierende Hauch einer langen Ehe wehte daraber, in der's nur noch die Freundschaft giebt, die schöne Gewohnheit der Liebe. Und der Brief hatte sie viel bildete.

Es gab so viel lauschige Plätzchen: unter der Trauerweide, in dem grünen Gebüsch, wo die Bäsel zwischendurch durch das Gegweig hüpften und dazwischen die Sonnenstrahlen wie Goldfäden hin- und her tanzten, auf der Bank im großen Lindengange — der träumerische Blick glitt dann über reifende Kornfelder, die ihre Duft herüberwogen bis zu dem Walde da drüben, dessen schwarze Stämme sich so geheimnißvoll, wenn den hellen Nachthimmel abhoben; hier sang ein Gebüsch eine Nachtigall jeden Abend, so beweigerig und die Knospen unberschwellen. Die Verbohten gingen sogar nach dem Abendessen aus, hatte die Chaisse bis in den Wald, vorsichtig, schweigend, denn dort an der Gerste pflegten Rehe braunzuweiden; zuweilen sinste sie ein kurzer Bock an und die rasche weiter, zuweilen sagte das ganze Rudel im jederuden Sprung nach dem schützenden Dickicht. Aus der Tiefe rauschte der Waldbach, der Mond blinkte auf den strudelnden Wassern. In solcher Abendnacht, in solch leis Verschwimmen hatte da muß ja die süß verlobene Liebe hervorerblühen, wenn sie noch da ist. Da umschlang er sie, da küßte er sie, und die hüpfenden Wasser freuten sich des Paares. Sie küßte ihn auch wieder, und es war doch nicht der alte Kuß . . . Der Geist sieht ihnen volle Freiheit, weil seinem vornehmen Sinne die kleinliche Bevormundung der Tante immer unsympathisch, ja häßlich erschienen war. Es waren die alten Worte, das alte, thörichte Liebesgeflüster, nur der Zauber war gebrochen, der Zauber der jungen Liebe, die sie preisöffnen.

Mann war eine elastische Natur, und sie fragte sich oft, wie die Wandlung möglich. Wohee kam plötzlich dieser skeptische Zug ihres Wesens, der vergifterde Zweifel an allem, was sie sah? Sie Empfinde ehedem so sorgsam, sie küßte zuweilen so heiß, ihre leidenschaftlicher als je; vielleicht täuschte sie auf Augenblicke ihre Natur — sie zwang sie nicht mehr . . . Was schieb sie vom Tag zu Tag mehr von ihm? Sanft strömten doch nur die leisen Abendwasser, die hölzlichen Scenen ohne Vergehen und Vergessen, die wie ein lohender, unüberbrückbarer Wallstrom sich zwischen zwei Wesen legen, die sich einst wieliebt gestiebt. Sind ihre hatte es gar keinen ernsten Kampf gegeben, nur leichte Scharmützel, einen noch leichteren Frieden . . . Dennoch! . . . Sie sah ihn jetzt an, wie man einen Feind betrachtet, dessen Rüstze man sucht. Immer hieher entnervende Zweifel. Bald war er ihr zu verliebt, bald zu vermünftig. Wenn er ging sprach, schien er ihr berechnend; wenn er lächelte, mitterte sie eine liebenswürdige Unwahrheit dahinter. Dabei gab's niemals Aufsprachen. Was sie ihm sagen wollte, wollte sie nicht. Aber nach immer hoffte sie auf die Wendung zum Guten, an den Abfall dachte sie nur mit Abscheu.

Da trat es sich gut, daß Gumpoldt, der wieder ins Referveverhältnis übergetreten war, zu einer Uebung eingezogen wurde. Es war keine schlimme Trennung. Die Ordre lautete für Kaiserberg zur Stellvertretung eines Brigade-Adjutanten. Jede Woche verspricht er herüberzukommen. Es war ein verhältnißer Abschied schon der Leute wegen. Als er abfuhr nach einem letzten, langen Kuß, zum erstenmal wieder in Uniform, empfand die Comtesse ein zwiespältiges Gefühl: Herzeleide und Erleichterung.

(Fortsetzung folgt.)

Prinz Albrecht von Preußen, Regent des Herzogthums Braunschweig.

(Zum Porträt Seite 525.)

Der 8. Mai wird ein Freudentag für die preußische Königsfamilie, ein Ehrentag für die deutsche Armee sein, denn an diesem Tage begeht Prinz Albrecht von Preußen, der Regent von Braunschweig, seinen 60. Geburtstag und zugleich sein lunfzigjähriges Militärjubiläum.

Am 8. Mai 1837 als Sohn des Prinzen Friedrich Heinrich Albrecht, eines jüngeren Bruders des Prinzen Wilhelm L, und der Prinzessin Marie, der Nichte des Nordseelands in Berlin geboren, wurde nach dem Hinscheiden der Hochseligen Prinz Albrecht an seinem großen Geburtstage zum Landesdirektor des Herzogthums Anhalt ernannt, doch erst mit Vollendung seines 18. Lebensjahres trat er als wirklicher Officier in die Leibcompagnie des genannten Regiments ein. Bei seinem ausgezeichneten und in vieler Beziehung für die Armee sehr lehrreichen Leben, das für die Kameraden ein gutes Beispiel gab, wurde der junge Prinz bald Premier-Lieutenant, dann Hauptmann und Compagnie-Chef, 1864 bei Fehmarn Commandeur eines Bataillons, 1866 Commandeur einer Brigade, 1870 Commandeur einer Armee-Division, 1871 Generalmajor und Commandeur der 1. Cavallerie-Division, 1873 Generallieutenant und Commandeur des 3. Armee-Corps, 1878 General der Cavallerie und Commandeur des 2. Armee-Corps, 1883 Generalfeldmarschall und Commandeur der 1. Armee-Inspection, 1885 Generalinspecteur der Cavallerie und Commandeur der 1. Cavallerie-Inspection, 1888 Generalinspecteur der 1. Armee-Inspection und 1890 Generalinspecteur der Cavallerie und Commandeur der 1. Armee-Inspection.

Prinz Albrecht hat sich in allen diesen Stellungen als ein ausgezeichneter Officier bewährt, der sich durch Pflichttreue, Energie und Umsicht, durch Ruhe und Besonnenheit auszeichnete. Er ist ein Vorbild für alle Officiere, ein Muster für alle Soldaten. Seine Verdienste um die Armee sind große und werden dauernd bleiben. Sie sind in der Geschichte der Armee verzeichnet und werden in ihr fortleben.

Prinz Albrecht ist ein Sohn des Prinzen Friedrich Heinrich Albrecht, eines jüngeren Bruders des Prinzen Wilhelm L, und der Prinzessin Marie, der Tochter des Herzogs Ernst von Sachsen-Altenburg, in glücklichster Ehe vermählt; drei Söhne sind diesem Bunde entsprossen, von denen die beiden ältesten bereits, nachdem sie in Bonn einige Semester studiert hatten, in der preußischen Armee Dienste thun. Die Sommermonate verlebt der Prinz mit seiner Familie meist auf seinem schönen Besitzthum Kamenz in Schlesien; ein Hirsch aller reinrassigen Hirschtiere, darunter wenn sie ihm zu Ehren veranstaltet werden, sucht er sich in der hauptsächlichen Einsamkeit zu verbringen, um neu gekräftigt zu neuem Arbeiten und Schaffen zurückzukehren.

Ein Konzertsaal im Stadtpark von Karlsbad.

(Zu den Bilde Seite 524 und 525.)

Welche Wandlungen hat der weltberühmte Kurort in nenerer Zeit erfahren! Noch vor dreißig Jahren schmale, hustige Gäßchen, höhere „Trampelpfaden" — so nannte der Volkswitz die Wandelbahnen — drängten sich bremische Badehäuser, spärliche Cottenanschendung und die nicht zu heißen Gerach schwule Zepl — und heute hilfe, breite Straßen mit Alpbäu- oder Holzhäuserfassaden, Monumentalcolonnaden aus Stein oder Eisen, Badepalaste, elektrische Straßenbeleuchtung. Und die emst alt so streng nach augegrissend bereitene Kur ist vollends nicht wieder zu erkennen! Anstatt der einst vorgeschriebenen oft bis fünfzig Becher täglich trinkt man heute drei bis vier, und man weiß nicht mehr verwandlung am Bade, sondern sprechen bis zwanzig Minuten. Und der gesundesten Curstädte Europas tue wissen nur auch Grasbrunnen zu erzählen, und dieser glaubt man nicht, wenn man heute die Spreisesäle durchschreitet und die Schüsseln sieht, die hier aufgetragen werden. Nur zwei Schauergeschichten sind alter Zeit leben noch zur wohlthätigen Warnung die Pensten und Schlemmer: die Geschichte von dem Engländer, der einen plötzlichen Tod erlitten haben, weil er während seiner Kurzeit zwei Kirchen aß, und von dem Russen, der dem Trinken des Sprudels zu reichlichen Wein zusetzte, weil er einen Glas Cognac gewöhnlich hatte.

Es ist anders geworden in Karlsbad, aber seine Quellen preist man noch wie vor und rühmt nicht weniger seine landschaftlichen Reize und das anmuthige Treiben der Curgäste. „Da viele Aerzte hierher kommen, oft nur in geringer Anzahl auf Gesundheit und Brunnentrinken, sondern um in Badeorten beisammen zu sein, um Neuigkeiten zu hören und gehören zu werden, so ist es kein Wunder, daß hier Curort, Pracht und Verschwendung an Paarie sind und die Gäste Prinz Albrecht Tennet und Herzog Karl Theodor, Louisane, Lieder, alles ist geschmacklos, verwigkeit mobisch, und wimmer prächtig. Es ist nichts Ungewöhnliches, wenn Damen von hoher moralischer Eigenschaft an einem Tage vorri- bei einemal umgekleidet zu sehen." So schreibt ein Autor im Jahre 1788, „auch hieran ist sich als Gastbad wie auf die letzte Stunde der Gesellschaften", sagt ein anderer aus dem Jahre 1839 hinzu. Wie aus dem Jahre 1897 haben an dem Zeit nichts zu ändern als das Wort „Chaise", das mit „Wagen" vertauscht wurden.

Das Lob Karlsbads verbreiteten von je dankbare Kurgäste, und auch Künstler verkündeten in schönen Bildern seine Vorzüge. Wenn Goethe sich bei wiederholter gerne aufhielt, so ist es schon seiner ernsthaften Praktikmappe von W. Gaede (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Auf den ersten Blick erkennt man das jetzige Bad: den Fluß, die Bebauung, doch auch die Handlung, die der Künstler „gedichtet" hat, ist Wahrheit, nur verlegt vom idealen Schimmer seiner Phantasie. Die erwähnten gegangene Romantik der neue Zeit erlegt der Künstler durch entsprechende Episoden aus dem modernen Leben, die trotz ihrer greifbaren Realität von poetischem Hauch umwoben sind. So auch auf dem vom und wiedergegebenen Bilde.

Der Vormittag mit seinen ernsten Kurpflichten und auch der Mittag, sie bot der gemütliche Kopf noch wonder Meinungen gehen mußte, sind vorüber, der Nachmittag der Wonne und mit die Freiheit, nach eigner Façon sich unterhalten zu dürfen. In hellen Haufen strömt alles den Anlagen zu, wo man bei den Klängen einer Musikkapelle in behaglicher Luft sein Abendbrot verzehren und lachen, schwatzen, „Karten" und sich über seinen Nachbarn lustig machen kann.

„Tapp", „Schlapp", „Stadtpark" ? Also entstehen aus heute mit dem Künstler hier den letzteren. Wo elektrischen Licht tagsüber erleuchtet sind die Terrassen, der Concertsaal, wo Abends bei Tschinellen der Wiener und von hochbesoldeten Bädern Kunstreise leise Raum. Unter den Bäumen oder auch in den vom Kurleben weiter ab gelegenen Teilen des Parkes amüsieren sich Kinder, Kinderfrauen, bis Dunkel sinkt, was nicht gesehen werden will.

Für den hellen Vordergrund bietet und der Künstler eine Szene und ein Liebespaar. An dem Tische sitzt die junge Witwe, die von Kurort zu Kurort reist, um Trost und — Ersatz zu finden für ihren schweren Verlust. Sie ist nur auf kurze Zeit Besitzungen zu fassen, denn sie hat sie den ihr zur Verfügung stehenden Mann in den „dritten Jahren" kennen gelernt. Stille Hoffnung ist wieder in ihrer Brust nach gewachen. Sie weiß vorerst nur seinen Namen, aber dichtet, wie sie schon ist, forcht sie weiter, und gerade jetzt überreicht er ihr seine Visitkarte mit den Worten von — Frau und Kindern! Mitleid faßt auf ihre Hoffnungsblüten, aber sie faßelt sich bewundert. Mehr weniger aufreizig als die „schöne Mair", die eben das beliebte Bier trinkend hat und jetzt mit erzogener Unverbrossenheit die Photographien auch „ansehen". Bielleicht war die Dame auch noch so unvorsichtig gewesen, überzeugt aus-

Digitized by Google

zurufen: „Sie sind verheirathet?“ und Mali, die alles verstanden hat, lachelt über die Bilder und die Dame.

Zuletzt spielt sich in der andern Gruppe ab. Da steht die junge Mutter mit ihrem Baby. Vor ein Medicingebot des Arztes konnte sie dagegen bestimmen, den jungen Gatten zu verlassen. „Du hast ja unser Baby, und deine Schwester Emma geht auch mit,“ hatte er beim Abschied zum Trost gesagt. In diesem Augenblick hat sie ihr Baby und die ganze Welt um sich vergessen, dem Emma hat sie soeben ihr Abendgast — den Brief des Geliebten — gebracht. Sie liest und liest und achtet den Sport nicht, den die männliche Badebekanntschaft über die Reisenderien in den Brief jemals unverhofften zum Ausdruck bringt. Und Emma? Ja die Zukunft an den Brief des Schwagers wirklich so groß, was sie den Aeschein erwecken will, aber sieht sie nur so traumhaft nach der einen Seite, weil sie auf der andern den melancholischen Jüngling bemerkt hat, der seit mehreren Tagen erstaunt ihren Spuren folgt? Sollten das Wimpfpiel und der Pfeifer, die eben die erste Vorstellungsstrommelwirbel erdeigen, „ihr“ und „ihm“ gehören?

M.

Phot. Reinhard & Dallmeyer, Berlin.

Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin †.

Der Thronwechsel im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin.

Seit Jahren war Großherzog Friedrich Franz III. von Mecklenburg-Schwerin, der am 10. April dahinschied, leidend, aber die Kunde von seinem plötzlichen Ableben kam doch überraschend, und die Umstände, unter welchen der Tod erfolgte, erweckten weit über Deutschlands Grenzen innigst Mitgefühl. Am 19. März 1851 als Sohn des Großherzogs Friedrich Franz II. und seiner Gemahlin Auguste, geborenen Prinzessin Reuß-Ebersdorf, geboren, gelangte er nach dem Tode seines Vaters am 15. April 1883 zur Regierung, doch war er bald nach Antritt derselben durch ein Hüftleiden schwer heimgesucht, das während eines Aufenthaltes in Meran des Jahres 1886 zu weilen. Die militärische Laufbahn des Verstorbenen hatte sich kurz folgendermaßen gestaltet: Im Alter von elf Jahren wurde er am 13. März 1863 als Secondelieutenant à la suite des 24. preußischen Infanterieregiments in Neuruppin, seiner Stadt sein Vater war, eingestellt. Am 31. Januar 1867 endete er zum Premierlieutenant und am 21. November desselben Jahres zum Hauptmann auf. An dem Kriege gegen Frankreich nahm er im Großen Hauptquartier des königs Wilhelm T. teil und erwarb sich das Eiserne Kreuz. Am 17. Januar 1873 wurde er Major, im August 1875 à la suite des Stadtlazarettregiments gestellt und that bei diesem Regiment nahezu drei Jahre Dienst. Am 22. Januar Vermählung (24. Januar 1879) wurde er Oberstlieutenant, und zu Weihnachten desselben Jahres erhielt er die Obersteile beim 17. Infanterieregiment. Bei seinem Regierungsantritt wurde er Generalmajor und Chef des 15. Husarenregiments. Am November 1887 rückte er zum Generallieutenant und am 27. Januar 1890 zum General der Kavallerie auf. Seit März 1893 war er auch Chef des 24. Infanterieregiments, in dem er seine Laufbahn begonnen hatte.

Aus der Ehe des Verstorbenen mit der Großherzogin Anastasia Michailowna, von Rußland sind zwei Töchter und ein Sohn entsprossen, letzterer nunmehr Großherzog Friedrich Franz IV., geboren am 9. April 1882, Lieutenant à la suite des Mecklenburgischen Grenadierregiments Nr. 89. Das Portrait der ältesten, erst vor kurzem mit dem Prinzen Christian von Dänemark verlobten Tochter, der Herzogin Alexandrine, brachten wir in Nr. 30 unserer Zeitschrift. Die Angelegenheit hat den mindestjährigen Großherzog wurde dem ältesten Bruder des Verewigten, dem Herzog Paul Friedrich, zugefallen sein, da aber dieser allen Thronrechten entsagt hat, so übernahm die Regentschaft sein jüngerer Bruder, Herzog Johann Albrecht, geboren am 8. September 1857, vermählt mit der Prinzessin Elisabeth von Sachsen-Altenburg. Herzog Johann Albrecht hatte bisher als Oberstlieutenant bei preußischen Leibhusarenregiments seinen Wohnsitz in Potsdam. In jüngster Zeit entwickelte er, von seinen militärischen Pflichten abgesehen, als Präsident der Deutschen Kolonialgesellschaft eine verdienstliche Thätigkeit.

Phot. Jos. Perscheid, Schwerin.

Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin.

Robert Kochs neue Tuberkulinpräparate.

Von

P. Hillebrand-Berlin.

Es ist noch in aller Erinnerung, welchen Taumel der Begeisterung Robert Koch im Jahre 1890 hervorbrachte, als er in der Deutschen medizinischen Wochenschrift seine ersten Mitteilungen über das Tuberkulin und seine Heilwirkung bei Lungenschwindsucht veröffentlichte. Von wahrer Raserei bemächtigte sich der ganzen Kulturmenschheit. Sie sah die Geschicl, welche bisher das Glück zahlreicher Familien zerstört und die Völker bedrückt hatte, durch die Gnadenthat des kühnen Forschers nunmehr besiegungen vom Boden liegen; Schwindsüchtige, die schon mit einem Fuße im Grabe standen, kamen aus weiter Ferne in Scharen herbeigeströmt, um den wunderthätigen Mittels teilhaftig zu werden; die Kunde der Berühmungsgesellschaften drogen, und manche phantasievolle Dichter erwarteten bereits die Frage, wer sich die Menschheit gegenüber der unendlich zu erwartenden Uebervölkerung verhalten werde. Noch hatte damals niemand behauptet: Zu irrigen und leichten Fällen von Lupus, Drüsen-, Knochen- und Gelenktuberkulose tritt nach Anwendung seiner Behandlungsmethode schnelle Heilung ein, bei den schweren Fällen langsam fortschreitende Besserung. Begreiflicher Weise glaubte er mit dem Tuberkulin mit Sicherheit heilen zu können und bestimmte auch noch die nicht zu weit vorgeschrittenen Fälle. Sollten Recidive (Wiederkehr der schon geheilten Krankheit) auftreten, die bei seinen Verfahren nicht auszuschließen wären, so nahm er an, daß sich dieselben ebenso leicht würden beseitigen lassen wie der erste Anfall. Ebenso wertvoll wie die heilenden kann die diagnostischen Wirkungen des Mittels. Im Fällen, wo sich im Körper ein verborgener Tuberkuloseherd befand, der sich mit den bisherigen Untersuchungsmethoden nicht nachweisen ließ, genügte eine Einspritzung minimaler Mengen von Tuberkulin, um eine beherbelte Reaktion hervorzurufen, vermittels deren man die Tuberkulose in ihren allerersten Anfangsstadien erkennen konnte.

Bei einiger Sorgfalt der Aerzte und Kranken hatte man also das Mittel in der Hand, die Entwicklung vorgeschrittener Tuberkulose überhaupt zu verhüten. Man konnte die Krankheit mit dem Tuberkulin in ihren Anfangsstadien mit Sicherheit diagnostizieren, wie in diesen Fällen also, die nach Kochs Behauptung gleichfalls „mit Sicherheit“ heilbar waren. Allerdings wurde dem von den Aerzten und Krankenanstalten die Prüfung des neuen Mittels entgegenwenn. Es ist bekannt, mit welchem Erfolge. Trotz anfänglich günstig lautender Berichte hielten doch bestimmte Erfahrungen gegenüber einer Manifestation der Tuberkulose auch. Auch die Ueber von der diagnostischen Wirkung des Tuberkulins wurde je länger je mehr bestritten. Kranke mit entsprechenden Schwindsuchtssymptomen liefen häufig die belannte Fieberreaktion voraussagen, daß zeigte sie sich in manchen Fällen, in denen

Phot. Heinrich Zimm, Schwerin.

Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin.

die angeblich Tuberkulösen sich als vollkommen gesund erwiesen oder an einer andern Krankheit litten als an Tuberkulose. Hatte man vorher schon geringe Ansichten von Besserung all einem Beweis der Heilwirkung des Tuberkulins angestimmt, so legte man ihm jetzt in einigen parteiischer Weise jede Beweiskraft zu. Und wenn sie auch in jede dem natürlichen Verlaufe der Krankheit entsprach. So verschwand das Tuberkulin gemischt schnell aus der Reihe der Schwindsuchtsmittel, und es waren nicht wohlwollende Beurteiler, die es als einen Beweis dafür ansahen, wie sehr selbst große Geister, denn darin hatte man Robert Koch stets anerkannt, dem Irrtum unterworfen sind.

Und dennoch! Hin und wieder begegnete man ist allen den Jahren in medizinischen Fachblättern vereinzelten Berichten, und denen hervorging, daß man bei mehrerer Anwendung mit keinem andern Mittel bedeutendere Besserungen bei Tuberkulose erzielte als gerade mit dem Tuberkulin. Und auch als diagnostisches Mittel bewährte es sich, wie sich immer deutlicher herausstellte, wenigstens bei der Rindertuberkulose. Auf dieser Wirksamkeit basierten die prophylaktischen Maßnahmen, die eine Reihe von Kulturstaaten, darunter Deutschland und in neuester Zeit Frankreich, zum Schutze ihres Rindviehbestandes gegen die Verbreitung ergriffen haben. Und auch Robert Koch kam und arbeitete mit der ganzen Leidenschaftlichkeit des Genies, unbeirrbar von Enttäuschungen und Schmähungen, all die langen Jahre über Ungehaltungen und Verdächtigungen des Tuberkulins. Die Resultate dieser mühevollen Arbeiten hat nun der Forscher in der „Deutschen medizinischen Wochenschrift“ veröffentlicht.

Die Eigenschaft eines Tuberkulins, die ihn gegen Impfschutzkrankheiten schützt, die Immunität, ist nicht etwa Einbuches, Unterlassen, wie man früher glaubte, sondern kann auch mehreren Komponenten bestehen. Kultiviert man den Bacillus des Rinderschutzes (Tuberkulose) auf flüssigen Nährmedien, so kann man mit der filtrierten Nährflüssigkeit Tiere gegen diese Krankheit immunisieren. In dieser Nährflüssigkeit ist nämlich das chemische Gift der Krankheit enthalten, und bei man dieses, von kleinen zu größeren Dosen anwachsend, dem Tiere beigebracht, so verleiht es schließlich die tötzliche Injektion von vollvirulenten Krankheitskulturen, ohne zu erkranken. Es ist traurig, daß in diesem Falle bewirkt nicht eine Immunität nicht etwa darauf, daß die Bacillen im Körper abstehen, sondern sie macht nur das Gift, das

Digitized by Google

Photogravure-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Mailuft. Nach dem Gemälde von A. Seifert.

Digitized by Google

sie im Zwischenzeit produzieren, wie denselben entschieden. Die Bacillen vegetieren ruhig weiter, und es kann vorkommen, daß, wenn die Tauer der Immunität, die nach gewisser Zeit schwindet, abgelaufen ist, das Tier noch nachträglich an Wundinfektionskrankheit stirbt. Der Kampf ist also lediglich um eine Gleichmöglichkeit. Gelingt es nicht, die Cholera und dem Typhus. Hier kann man sagen die spezifischen Bakterien immunisieren, aber nicht, der menschlichen nicht vollkommen; gegen doch von ihnen im Tierkörper produzierte Gifte. Das heißt also: in den immunisierten Tieren gehen die Bacillen einer mehrfachen Kultur, sie sind der Integrität werden, sehr schnell zu Grunde, das Gift, das die spezifischen Bakterien aber in dem Tierkörper aufgespeichert haben, bleibt wirksam und kann das Tier krank machen und töten. Das Verfahren der Immunisierung besteht also darin, eine Methode zu finden, bei der sowohl die Bakterien als auch die von ihnen erzeugten Gifte vernichtet werden. Dieses ist es denkbar, ja in hohem Grade wahrscheinlich, daß die Bakterien einer Krankheit mehrere schädigende Gifte im Tierkörper produzieren.

Bei der Tuberkulose war nun vor allem die Gewißheit zu beantworten, ob es hier sie überhaupt eine Immunität gebe. Die einzige Tatsache war hier, daß Immunität nämlich auf der Thatsache, daß das Ueberstehen vieler Infektionskrankheiten längere oder längere Zeit vor der Wiedererkrankung schützt. Der Körper ist dann nach der betreffenden Krankheit durchseucht, er ist für eine neue Infektion ungaugänglich, er ist immun. Bei der Tuberkulose kann aber jemand von seiner Krankheit geheilt sein, ohne dadurch gegen eine neue Invasion der Tuberkelbacillen immun geworden zu sein. Immerhin giebt es bei dieser Krankheit zwei Thatsachen, die auf die Möglichkeit einer Immunität hinweisen. Bei einer Abart dieser Affektion, der Milliartuberkulose, bei der das Blut des Körpers ansteigend von den Tuberkeln überschwemmt ist, giebt es ein Stadium, in dem nun nur wenige Bakterien findet. Hier muß also die Hauptwirke derselben im Verlauf der Krankheit vom Körper vernichtet worden sein. Das wäre also eine Art beginnender Immunität, die freilich dem Krankheitsverlauf nicht mehr nützt, weil er durch die Ueberschwemmung mit Bakterien gift zu sehr geschädigt ist, um weiter leben zu können. Eine ähnliche Beobachtung konnte Koch auch bei der experimentellen Tuberkulose der Meerschweinchen machen. Tuberkulös aber hat hier die Wechselwirkung zwischen einer Masse von Bakterien und dem tierischen Gewebe des Körpers in den Stand gesetzt, eben diese Bakterien bis auf geringe Reste zu vernichten. Diesen Effekt suchte man noch durch Impfung toter Bakterien nachzuahmen. Vergeblich! Denn wo injizierten Bakterien verursachten an der Impfstichstelle Störungen, in denen sie monatelang nachweisbar waren, ohne vom Körper resorbiert zu werden. Gewissermaßen sich die Bakterien durch chemische Eingriffe resorbierbar machen. Koch versuchte nun auch den Bakterien die unlöslichen Bestandteile zu extrahieren. Er extrahierte sie mit Glycerin an, und siehe ein Glycerinextrakt aus Tuberkelbacillen ist eben das im Jahre 1890 von ihm eingeleitete Tuberkulin. Es ist interessant, daß Koch auch hier noch der Ansicht ist, daß wie in demselben ein sicheres diagnostisches Heilmittel besitzen, wobei er sich mit Recht, wie uns scheint, auf die analogischen Versuche beruft, die er in der Typhusphase der Rindertuberkulose (Perlsucht) in den meisten Kulturstaaten gefunden hat. Daß es die Tuberkulose heilt, bekanntet er zwar nicht, immerhin entsteht er aber eine ziemlich große immunisierende Wirkung, und zwar handelt es sich dabei lediglich um eine Giftimmunität, wahrend es die Entwicklung der Bacillen im Körper nicht hindert. „Ich würde," hat er, „wenn es mir nicht im zweifen gelungen wäre, unsichtig bedeutend immunisierende Präparate aus den Kulturen der Tuberkelbacillen herzustellen, auch jetzt noch das Tuberkulin für das beste unter den zeit zu Gebote stehenden Mitteln gegen Tuberkulose halten."

Noch aufsehenerregender als Koch's Entdeckung selbst erwies sich das allgemeine Erstaunt der Tuberkelbacillen. Es machte aber, wenn man die Tuberkulose als eine gewissen Mangel begreift, an den Infektionserregen Krieger, die man einem geringen Gehalt an toten Bacillen beziehen, welche bei der Injektion der Präparate durch das Flüssigkeit mit hindurch bringen. Eine Injektion durch Tropfen sind jener die Bakterien zurück, es bilden sich auch hier Abszesse mehr, das Injizat immunisiert dann aber auch nicht stärker als das gewöhnliche Glycerin-Extrakt-Tuberkulin. Die Bacillen also erhalten die Widerstandskraft des Tierleibs. Sie können aber nur dann zu einer gewissen Menge reproduziert werden. Ueberschreitet Koch diese, so entstehen Abszesse, und die weitere Reinigung der Bacillen hebt auf. Wie auch der Körper dagegen ankämpfen, daß er größere Mengen dieser wirkungsvollen Bacillen reproduziert?

Es lag nahe, und manche andere Versuche und Erfahrungen, auf die näher einzugehen hier zu weit führen würde, brachten Koch gleichfalls auf den Gedanken, die Bacillen, die in unverletztem Zustande unter keinen Umständen resorbiert werden, klein und klein, wie sie sind, mechanisch so weit zu zerkleinern, daß sie für die resorbierenden Elemente des Körpers selbst angreifbar werden. Auch mechanischen Prozessen gelang es ihm, dieses Ziel zu erreichen, wenn er vorher im Balsam-Essicatar die Bacillen vollkommen trocknete und sie dann in einem Achatpistill fein zerrieb. Achatpistill heißt ein Gefäß, in dem Substanzen zerrieben werden. Dieses Verfahren ist bisher noch unverletzte Tuberkelbacillen übrig

Alsdann überraschte Tante Sibonie die Familie durch einen Entschluß:

„Ich will nächste Woche einen Damenkaffee geben. Von allen Seiten dringt man mich.“ — Rose, du kannst dann guten Kaffeekuchen backen, und du, Dora, sorgst für die süße Speise. Ernst räcft auch eine Flasche jn Malvasier herein; der Rheinweiner ist bis dahin so weit: ich weiß, wo er im Keller steht. Den lieferе ich!“

„So macht man sich einen Kaffee billig und bequem,“ nannte der Landrat in das Chor der Schwiegermutter.

„Sollen die Damen in meinem Zimmer empfangen werden?“

„Natürlich, sonst denken sie ja, ihr geht die Gesellschaft.“

„Aber deine verblichenen Möbel?“

Die Professorin nickte beinahe verschmitzt.

„Die sind bis dahin wieder neu. Und zwar ohne den teuren Färber und Tapezier.“

„Aber Tantchen, wie willst du das machen?“

„Ist mein Geheimnis! Wart es gefälligst ab!“

„Werden wir Herren auch Zutritt haben?“

„Nun Schlick kann ihr erscheinen; vorher rührt es die Gemütlichkeit. Wenn die Frauenzimmer einen Schnurrbart sehen, haben sie für nichts anderes mehr Sinn und Interesse, auch ich beabsichtige ihnen doch auch meinen neuen bekannten Bart vorzuführen, bessen ersten gedrucktes Exemplar ich nächster Tage erhalten werde.“

Joachim fuhr erschrocken zusammen, der Landrat aber sagte sehr ernst: „Bordon!“ denn er hatte anhalt auf den Fuß seiner Schwiegermama auf den des Herrn v. Schilling getreten.

Rose bob ihre Servierte auf und tauchte dabei längere Zeit unter den Tisch.

„Rose, Rose! Hast du etwa Hausfrorin da unten?“ rief Siegfried und gab damit das Signal zu einem erlösenden Gelächter.

*

Joachim v. Schilling lebte sich äußerordentlich schnell in Jeferig ein. Es war ganz sestsam, wie anziehend er mit Rose verkehrte. Er interessierte sich für alle Dinge, welche auch das junge Mädchen am lebhaftesten beschäftigten, und da er ja hierher gekommen war, um recht viel Praktisches zu sehen und zu lernen, so war es ganz selbstverständlich, daß er fast den ganzen Tag über die Begleiter war. Er schritt an ihrer Seite, wenn sie in frischer Morgenfrische nach dem Hühnerhof ging, persönlich die Eier einzusammeln. Es geschah ihm dann mit leuchtenden Augen ihre Gründen, welche jeden Zahn früher als alle Docfgenossinnen ihre kleine Brut vorstellten, ein Ergebnis all der Sorgfalt und Pflege, welche sie gewandt, der praktischen Stallbeschreibungen, welche Rose sich persönlich angeeignet.

Dann ging es weiter in den Garten, wo die Obstkulturen ihr besonders am Herzen lagen, wo die Pfirsiche Espalierenbäumchen zeitigten und in den Treibhaus ein seenhafter Blumenflor das Auge entzückte. Und er lobte, bewunderte und ließ sich erklären, was ihm neu war. Alles wollte er dahein ebenso haben wie in Jeferig.

Das machte sie riesig stolz. „Die Anlagen ihrer Herrschaft sind so alte so bedeutend großartiger wie bei uns auf dem bescheidenen Gut,“ sagte sie eifrig. „O, wie viel können Sie daraus machen, wenn Sie es geschickt und praktisch anfangen!“

„Sie müssen uns im Sommer, wenn Mama anwesend ist, besuchen, Fräulein Rose! Ich bin überzeugt, daß es Ihnen bei uns gefällt! Wir haben ja einen so gleichen Geschmack, und ich bin hingerissen lieber als in Arntin!“

Sie schritten durch die sonnigen Gartenwege, die Vogelchören brachen lieder ihnen durch die Knospen, die ersten Schmetterlinge gaukelten vor ihnen her.

„Wie kamen Sie eigentlich auf die Idee, den Stabel an den Nagel zu hängen und Landwirt zu werden?“ fragte Rose lebhaft, neigte sich und faßmelte ein paar trockene Reiser, welche den Weg verunzierten, in ihr weißes Schürzchen. „Der abgeschlossene Damen allein war doch nicht Grund genug für sich schwerwiegenden Schritt.“

Er sah flüchtig auf seine rechte Hand nieder, an welcher der fehlende Daumen durch einen Lederringer ersetzt wurde.

„Nein, dieses kleine Mißgeschick allein zwang mich nicht dazu, denn möglicherweise hätte ich auch trotzdem weiter dienen können. Aber die Veranlassung kam mir sehr gelegen. Ich war jungen Soldat geworden, hatte mich eigentlich nur überreden lassen, als aktiver Offizier in dem Regiment einzutreten, in welchem ich als Freiwilliger abdiente, und ich bereute diesen meinen Leichtsinn bald. Der bunte Rock reizte auch ein wenig, Papa wünschte es ebenfalls, — nun, da blieb ich in der Mauka stehen, ich wußte selber nicht wie.“

„Aber sie haben es schließlich gewonnen!“

„Ja, die Sehnsucht nach Arntin verzehrte mich. Ich war schon als Junge nirgends lieber als auf dem Lande und krautzugsüchtig, wenn wir nach kurzem Sommeraufenthalt wieder in die großen Städte, nach Bern, Amsterdam, Paris oder Konstantinopel zurück mußten. Er kann ein bestechendes Mal nicht verleugnen, er klebt an der Scholle!“ sagte Boxer, und in der That, ich hatte keinen sehnsüchtigeren Wunsch, als den, Landwirt zu werden und mich darneud in der Heimat festzusetzen. Das Reisen war mir verleidet, und was ich als Junge gelebt, daß Arbeiten und Schaffen in Feld, Haus und Stall, das wollte ich als freier Mann bereinst genießen. Meine gute, einstandslose Jugendlust kam mir zu Hilfe, sie unterstützte mir den kleinen Diskuß über den rechten Weg und den ersten Trubel bewuge ich die Gelegenheit, als Halbinvalide den Dienst zu quittieren. Nun bin ich, gottlob, am Ziel!“

Sie sah ihn mit ihren großen, leuchtend braunen Augen heiter an:

„Ich sage es ja: ‚s ist nichts so schlimm als man es denkt, wenn man's anfängt und richtig beim!‘ Nun sind Sie frei, und es genügt Sie nichts weiter als der Daumen in absentia?“

Er lachte. „Sie haben recht, ich behelfe mich ausgezeichnet damit, nur das Schreiben . . . ben . . . das ist unmöglich geworden! Auf sämtliche Liebesbriefe kann meine Braut einmal nicht rechnen!“

Er sah sie neckisch von der Seite an und fand, daß sie ganz entzückend aussehe, wenn sie so rosig errötete. Sie hatte so wie so frische Farben, jetzt aerietste sich das zarte Inkarnat noch überhaupte den weißen Hals bis unter die Nackenlöckchen, welche in ganz zarten, goldglänzenden Flaum ausliefen. Alles kab so warm, so schwellend frisch und jung an ihr aus, auch die zierliche Figur in dem einfachen Hauskleide, welche sich gerade jetzt bopvelt vorteilhaft präsentierte, weil Rose sich gebückte, die Arme bod und einen Fliedersweig herniederbog.

„Ja acht Tagen blüht er,“ sagte sie und fuhr dann hastwas fort: „Alle schreiben können Sie nicht! Die Gläckchen, so sind Sie wie Papa sicher und brauchen sich nicht auf Grund ihrer Handschrift abstellen zu lassen!“

„Ob Ihr Herr Vater wirklich ein so ernsthafter Graphologe?“

Rose wandte ihm wieder ihr Gesichtchen zu. Es sah sehr wichtig aus.

„Ein sabelhafter Graphologe, sage ich Ihnen! Er sieht auf jeder Schrift den Charakter.“

„Und glaubt auch daran?“

„Steif und fest! Manchmal klaßt er sich freilich, was man aber beileibe nicht sagen darf! Manchmal jedoch trifft er wirklich das Richtige.“

„Alles Dilettantenwissen ist in diesem Falle Humbug. Verzeihen Sie mir unter uns diese Aufrichtigkeit, Fräulein Rose. Die Graphologie ist eine ernste Wissenschaft, welche enormes Studium verlangt; als Sport betrieben hat sie keinerlei Wert.“

„Wohl möglich!“ Das junge Mädchen lachte so schelmisch, daß die weißen Zähnchen blinkten. „Aber es ist doch interessant! Denken Sie doch nur, daß er jetzt mitten der Handschrift seinen Thüringer Feind sackt!“

„Thüringer Feind? Wer ist das?“ Joachim sah ganz verwirrt aus.

„Nun, das Ungeheuer aus Rukla! Sie wissen doch!“

„Ah so, der! . . . hm . . . aber wie kam denn Ihr Vater zu der Handschrift dieses Unbekannten?“

Rose erzählte sehr lebhaft die empörende Begebenheit mit dem Wartburg-Fremdenbuch. Selbst ihre sittliche Entrüstung kand ihr reizend. Joachim war sichen gebliehen und lauschte atemlos.

„Alle Wetter! Er hat das Blatt mitgenommen?“ stieß er hervor, und dann folgte ein lang gedehntes, stieß pfeifender Laut durch die Zähne.

„O, und er findet ihn sicher! Er hat das Autograph vervielfältigen lassen und schickt es in der ganzen Welt herum,“ triumphierte Rose.

Achtes schwippte verwirrt mit einem kleinen Fliedergweig durch die Luft: „Das kann ja recht heiter werden!“

„Nicht wahr? O, ich freue mich auch riesig darauf. Er verdient es, exemplarisch bestraft zu werden, er hat uns zu furchtbar beleidigt!“

„Und? . . . Sie auch? . . . Na, ich dächte, die Bimmenovation, die er gerade Ihnen gebracht . . .“

Rose rib die Augen weit auf vor Staunen: „Woher wissen Sie denn das?“

Er ward ganz verlegen. „Nun . . . erzählten Sie es mir nicht am ersten Tage?“

„Aber gewiß nicht!“

„Dann war es Ihre Frau Mama!“ Er sagte es sehr bestimmt und Rose nickte in plötzlichem Verstehen:

„Ah so, Mama! Ja, die war ja auch dabei. Und Sie nennen das eine Ovation?“

„Fragloß! Man wollte Ihnen huldigen, weil Sie gewiß einen Eindruck auf den Mitstehaber gemacht hatten!“

Rose hielt stehen und bob die geballten kleinen Hände. Ihre Augen blitzten ein Gemisch von Stampfestuft und Zorn.

„Herr v. Schilling,“ rief sie, „ich bin wahrhaftig nicht koket und möchte keinen Menschen etwas Böses zufügen, aber dem frechen Menschen aus Rukla . . . dem . . . dem könnte ich faltblütig den Hals umdrehen!“ Herr v. Schilling, wenn er sich in mich verliebt hätte — o ich möchte, er hätte es! Dann könnte ich mich an ihm rächen, wenn ich ihm nach jemals im Leben begegnen würde!“

„Hm . . . armer Junge!“

Sie bedeutete ihn wohl gar?“

„Nein, ich hasse ihn in diesem Augenblick, weil Sie ihn hassen, und wenn ich je Gelegenheit habe, ihm unterthanst zu begegnen, so schicke ich ihm zu kommen. Und darum sage ich armer Junge, denn mit einer ungtücklichen Liebe im Herzen herrschen, muß sehr traurig sein!“

Sie hatte. „Nein, sterben soll er nicht; im Gegenteil, er soll recht lange leben, um seine Missethaten genügend büßen und bereuen zu können.“

Er trat ganz nah an ihre Seite und sah ihr mit seinen heißen Augen recht wunderlich in das Gesicht: „Haben Sie sich den gehörnten Menschen wirklich nicht angelehnt?“

„Nur so im ersten Schreck, ich war so empört und verwirrt, ich . . .“

„Vielleicht war er es nicht hübsches junges Blut und hätte Ihnen mit höherer Bekanntschaft gefallen?“

Sie ward wieder ein wenig verlegen und trat schnell zur Seite auf ein Beet, um ein paar Stauden Unkraut auszurupfen.

„Nein, in keinem Fall!“ — Ich kann schwarze Männer nicht leiden, habe mich schon als Kind vor ihnen gefürchtet! Außerdem braucht mir gar kein Mann zu gefallen!“

„Ah, warum denn nicht?“

„Weiß ich nicht, ich will, und für eine unglückliche Liebe danke ich!“

„Warum wollen Sie absolut alte Jungfer werden?“

Sie richtete sich wieder auf und strich gärtnerisch über Schürze und Kleid. Ihre Wangen leuchteten in tiefrot Rot, und die Augen blitzen. So stand die Heidenrose jung und morgenfrisch im Tau und bob trotzig den Kopf gegen den wilden Knaben, welcher ihr so gefährlich deuchte — ihr Kinderherz wußte selber noch nicht, warum.

„Weil ich nicht weg von hier will, weil ich Jeferig liebe, weil ich nicht in der Stadt wohnen mag . . . Und außerdem . . .“

„Aber spricht denn von der Stadt? Vielleicht wohnt der Rechte just auf dem Lande!“

Wie er sie anlah, und wie das Gebruch so wunderlich wurde! Rose atmete ganz beklommen. Das Reden gefiel ihr bei weitem besser. Sie lachte darum und sagte dattig:

„Der Rechte kann gar nicht kommen, weil es

(Fortsetzung S. 534.)

Digitized by Google

Figur 1. Raubvogel-Eier (natürliche Größe). 1. Taube, 2. Sperber. 3. Turmfalke. 4. Merlinfalke. 5. Hühnerhabicht. 6. Schwalbenschwanzweih.

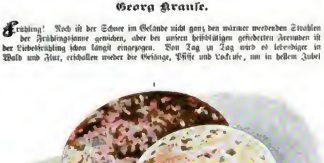
Unsre einheimischen Vogeleier.

Mit Aquarellen nach der Natur.

Von

Georg Krause.

Frühling! Noch ist der Schnee im Gebirge nicht ganz, den wärmer werdenden Strahlen der Frühlingssonne gewichen, aber den unteren Höhenlagen gehörten Jedermann ist der Liebesbringer schon längst eingezogen. Von Tag zu Tag wird es lebendiger in Wald und Flur, erschallen weder die Gehänge, Thäler und Auen, um in vollem Jubel



Figur 2. Raubvogel-Eier (natürliche Größe). 1. Feldhuhn; 2. Sperber, 3. Turmfalke, 4. Mäusebussard.

die neu erwachende Natur zu begrüßen. Da sieht es ein Hasten und Jagen, ein geschäftiges, regen Treiben; die alten Nester müssen ausgebessert, neue zusammengetragen, gebaut, geflickt, gemacht oder gegraben werden. Hundert es sich doch um den Bau einer Wiege für die geliebte Nachkommenschaft und um die hergebrachte Unterbringung des größten Wundergebildes unter Schöpfung, des Eies.

Ein Vogelei! Wie viele glauben es zu kennen und ahnen es kaum, daß die Eier jeder Gruppe, ja sogar jeder einzelnen Art ein andres, ich möchte sagen, ein individuelles Aeußere besitzen. Der knappe Raum verbietet es mir leider, es meinem Thema eingehender zu werden, ich will daher nur in kurzen Worten die hervorragendsten und interessantesten Eigenschaften unsrer europäischen Vogeleier besprechen und bemerke hierbei, daß die Abbildungen nach den in meiner Sammlung befindlichen Originalien gezeichnet sind.

Wie überall in der Natur, kombinieren wir auch bei den Vogeleiern eine Schutzbildung Mannigfaltigkeit; denn gerade die Eier bezeugen Vogel, welche ihre Nester in offener Mulde auf ebener Erde anlegen, zeichnen sich durch ganz besondere, die Umgebung täuschend nachahmende Färbung aus. Ich gedenke hierbei nur der Lerchen und Kiebitze; frei auf kahler Standfläche befindet sich die kleine Nestmulde unsrer Regenpfeifer, unter pierliche und verhältnismäßig große Eier enthaltend, und doch gehört das Auge einem erfahrenen Sammlers dazu, das Gelege zu sehen!

Die wunderbar aber ergeht sich die Schöpfung in den buntesten Farben bei solchen Eiern, die in gefährlichen, von Laub oder Moosfarbe bedeckten Nestern liegen! Oder finden wir blaue, grüne, gelbe, ja sogar rote Eier mit den buntesten Tuschzeichnungen gestellt, getrieben oder gekrönt.

Sehen wir uns endlich die Eier der Höhlenbrüter, also solcher Vögel an, welche in Baum-, Fels- oder Erdhöhlen, mithin im Finstern brüten, so gelangen wir zu dem überraschenden Resultate, daß sie künstlich — weiß sind. Wozu brauchte auch ein Specht in seiner dunkeln Asthöhle oder ein Eisvogel in seiner tiefen Erdwohnung eine Schutzfärbung für seine Eier?

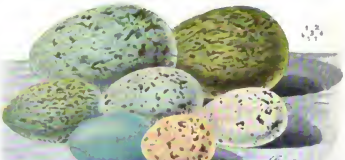
Nun finden sich aber bennoch Vogelsorgungen, welche als Ofenhüter weiße oder wenigstens sehr helle, also mit der Umgebung nicht übereinstimmende Eier legen. Dieser Fall tritt aber lediglich bei starken und wehrhaften Vögeln ein, welche eben der Schutzfärbung ihrer Aleinode nicht bedürfen und Feinde für ihre Gelege nicht zu fürchten haben; so zum Beispiel Störche, Gänse, Pelikane und so weiter.

Bei aller scheinbar so großen Verschiedenheit in der Färbung ist aber immer noch eine Gruppenzusammengehörigkeit durchzufinden. Betrachten wir uns zunächst unsre Abbildungen.

In Figur 2 erblicken wir eine Gruppe Raubvogeleier; allen ist das Kennzeichen in Gestalt einer blutgefleckten Pigmentierung aufgedrückt. Das größte Ei der Gruppe, Nr. 1, ist das des Feldhuhns (Pandion haliaëtus, Cuvier), der Ortypus eines Raubvogeleies. Nr. 2, Sperber (Accipiter nisus, Pallas), hält schon seine Eigenart, verbunden mit großer Veränderlichkeit, ziemlich inbiszet unter den Raubvogeleiern. Nr. 3, unser allbekannter, liebenswürdiger Turmfalke (Cerchneis tinnunculus, Boie), ein typischer Falkenei. Dasselbe größeren oder kleineren Falkenarten unterscheiden sich im allgemeinen nur durch ihre verschiedenen Größenverhältnisse. Nr. 4, Mäusebussard (Buteo vulgaris, Bechstein). Raubvogeleier besitzen meist eine runde, glänzende Schale, welche bei den großen Aren, wie zum Beispiel Adlern und Geiern, große Poren und Unebenheiten aufweist. Den Schluß der Räuberfamilie bilden die Eulen; sie sind Höhlenbrüter und legen daher rein weiße Eier, die bei einigen kleineren Arten einen hohen Glanz besitzen.

Die nächste Gruppe, Figur 3, macht uns mit den hübschen Eiern der Krähenvögel bekannt. Hier herrscht die blaue, respektive blaugrüne Färbung vor, und man hat die Eier einiger Arten wegen ihrer gemeinsamen Uebergänge in Grundfärbung und Zeichnung kaum auseinander kennen. Es kommen nämlich bei unsern Krähen Gelege vom zartesten Himmelblau bis zum dunkeln Olivgrün in allen möglichen Abtönungen vor; daher ist es an den meisten Fällen, bevor er nicht den Nistvogel gesehen hat, selbst dem tüchtigsten Ornithologen unmöglich, eine genaue Bestimmung solcher charakterloser Eier vorzunehmen. Den Alleinester der schwarzen Gesellschaft finden wir in Nr. 1, Kolkrabe (Corvus corax, L.), vertreten. Seine Eier variieren von allen übrigen Krähenbrutgenossen am meisten. Nr. 2, Rabenkrähe (Corvus corone, L.), kommt mit seinem Gemahl von jedem Kenner als das Ei der Nebelkrähe (Corvus cornix, L.) bestimmt werden, hätte ich nicht die untrüglichen Identitätsmerkmale. Nr. 3, Dohle (Lycos monedula, Boie), anders wenig ab, doch kommen auch rein blaue Eier ohne jedes Pünktchen vor. Dagegen zeichnet sich Nr. 4, unser mit vollem Recht verehrtesten Vögel (Pica candata, Ray) durch alle möglichen und unmöglichen Abweichungen aus. Ihre südlicher vorkommende kleine hübsche Verwandte, Nr. 7, Blauelster (Cyanopica Cooki, Bonaparte), bleibt ziemlich konstant. Endlich, aber hübsch sind die letzten beiden noch zu den Krähenvögeln gehörigen Vertreter, Nr. 5, unser liebenswürdiger Frühlingsbote Star (Sturnus vulgaris, L.), und sein gleichfalls stimmbegabter gelber Genosse Pirol (Oriolus galbula, L.) in Nr. 6. Die Schönheit dieser beiden Eier wird durch einen zarten Glanz noch erhöht.

Als ein farbiges Durchreimander präsentiert sich die große Gruppe der Fänger, Jäger und Dickschnäbler, oder knapper der Weltvögel, in Abbildung 4. Im Kirschgrunde als Nr. 1 liegt das Ei des rotrückigen Würgers (Lanius collurio, L.) mit schöner Klumpzeichnung. Dicht daneben, Nr. 2, die liebliche Singdrossel (Turdus musicus, L.).



Figur 3. Krähenvögel-Eier (natürliche Größe). 1. Kolkrabe; 2. Rabenkrähe; 3. Dohle; 4. Elster, 5. Star; 6. Pirol; 7. Blauelster.

Digitized by Google

ein solches Gelege in kugelrunde Nestwulde aus gefaserten weichen Holz bietet einen wunderhübschen Anblick. Desgleichen Nr. 3, Heckenbraunelle (Accentor modularis. Cuvier). Rostfarbig, dem Grünfinken ungefähr in Nr. 4, Haubenlerche (Galerita cristata, Boie); dunkelt zart in Färbung wie Zeichnung in Nr. 5, der weitgebreitete Steinschmätzer (Saxicola oenanthe. Lichtenstein) aus dem Süden. Dunkel gefärbt und im Halbdunkel des hohen Strandbereichs völlig unsichtbar ruht, trotz bewacht und ängstlich behütet, das Gelege unsers herrlichsten Sängers, der Nachtigall (Luscinia vulgar. Chr. L. Brehm), Nr. 6. Tarnenden, Nr. 7, singt das Ei bei ungemutigen Rotkehlchens (Dandalus rubecula. Boie). Unter sicher Hausdrumb, der Sperling (Passer domesticus, Koch), ist in zwei Exemplaren, Nr. 8 und 9, vertreten, um die notable Färbung zu zeigen. Mit den wunderbarsten Haselnüssen und Schnörkeln versehen, zeigt sich das Ei der Zippammer (Emberiza cia. L.), Nr. 10. Fast hat es den Anschein, als fürchten seine Käuchen auf dem Ei; sogar die Unterseite verraten die gleiche Anlage zu derartigen Zeichnungen, die noch mehreren Ammerarten charakteristisch sind. Mit Nr. 11 gelangen wir zum Reichen unsere einheimischen Vogelwelt, dem des Goldhähnchens (Regulus cristatus, Koch). Eine äußerst zarte Gründierung bietet Nr. 12, Gartensänger (Hypolais salicaria, Bonaparte), desgleichen Nr. 13, Gartenrotschwänzchen (Ruticilla phoenicurus, Bonaparte), Prachtig gefärbt ist Nr. 14, Grün-Laubsänger (Cettia cetti, Bonaparte), unscheinbar Nr. 15, die Gartengrasmücke (Sylvia hortensis, Beechstein). Ueberaus zierlich ferner Nr. 16, die Schwanzmeise (Acredula caudata. Koch). Der Schilfrohrsänger, Nr. 17 (Calamoherpe phragmitis, Bechstein), trägt die Farbe seines Neststoffes, während der bunte Baumläufer (Certhia familiaris, L.), Nr. 18, die mit gelblichen Netzlinien tapiert. Wunderbar feine Punktzeichnung ziehen wir bei Nr. 19, Droschkenrohrspringer (Locustella naevia, Bonaparte). Mit Nr. 20, Kohlmeise (Parus major, L.), und Nr. 21, der munteren Zaungrasmücke oder dem Müllerchen (Sylvia curruca, Lathau), beschließen wir die Gruppe.

Figur 4. Pirolvogel-Vier exotische Gelege. 1. Narrdichter Würger. 2. Eisphoebe. 3. Hedenbraunelle. 4. Haubenlerche. 5. Buschschwätzer Steinschmätzer. 6. Nachtigall. 7. Rotkehlchen. 8 und 9. Haussperlinge. 10. Zippammer. 11. Goldhähnchen. 12. Gartensänger. 13. Gartenrotschwänzchen. 14. Grün Rohrsänger. 15. Gartengrasmücke. 16. Schwanzmeise. 17. Schilfrohrsänger. 18. Baumläufer. 19. Droschkenrohrschwirrer. 20. Kohlmeise. 21. Zaungrasmücke.

Abbildung 5 führt uns die prägnantesten Eier der Hühnervogel vor. So sehen wir in Nr. 1 das Rebhuhn (Tetrao urogallus, L.), in Nr. 2 ein eigentümlich gepunktetes Ei des schottischen Schneehuhnes (Lagopus scoticus. Vieillot), in Nr. 3 unsern Fasan (Phasianus colchicus. L.), in Nr. 4 das Aebhuhn (Starna cinerea, Bonaparte) und in Nr. 5 das reizende Ei der Wachtel (Coturnix dactylisonans, Meyer). Trotz der nicht unwesentlichen Verschiedenheit in der Färbung läßt sich ein gemeinsamer Charakter der Gruppe leicht wahrnehmen.

Figur 5. Hühnervogel-Vier exotische Gelege. 1. Rebhuhn; 2. Schottisches Schneehuhn, 3. Gemeiner Fasan; 4. Rebhuhn, 5. Wachtel.

Unter Schlupfloch, Figur 6, bringt noch einige höchst merkwürdige Gründierungen der Stelzvogelwelt. Den Schmaus jeder Gründierung bilden gewöhnlichen kleine Tausendfüßer. Nr. 1 zeigt uns ein solches Neubrüchlein der buntlichen Großtrappe (Otis tarda, L.). Mit diesem wetteifert an Schönheit Nr. 2, der graue Kranich (Grus cinereus, Beechstein). Wunderbare Verschlingungen trägt Nr. 3, das Ei des Seeregenpfeifers (Aegialites cantianus, Boie). Einfarbig blaugrün und doch elegant erscheint Nr. 4, das Ei unsers heimischen Fischreihers (Ardea cinerea, L.), während Nr. 5, das niedliche gepünktete Sumpfhühnchen (Gallinula porzana, Lathum), seine geschmackvolle Zeichnung durch eine Menge Unterflecken zu erhöhen sucht.

Die merkwürdigsten Gebilden aber müssen wir eben in Figur 1 suchen. Ich beginne sofort mit Nr. 1, der Traume (Uria troile, Lathum). Abgieben von der ungeheuerlichen und stark abändernden Größung ist hier die verschwindige Färbung vollkommen verloren gegangen. Dasselbe gilt von Nr. 3, dem Teufelt (Alca torda, L.). Beides sind zarte, hochhellige Gebilde, denen man es ansieht, daß sie, ohne Aufwände mit eine weiche Nestunterlage auf den harten Fels gelegt, auch noch den Abbruch des Brütens ausgesetzt sind. Eines Reihes kann sich wieder Nr. 2, der kurze Gisbestanzler (Colymbus glacialis, L.), sehr seine schönen Eier erfreuen. Merkwürdigerweise hat Nr. 5, die Grau-Lumme (Uria grylle. Lathum), ihre Eierzu nicht nach Akkuart verändert. In Nr. 6 erblicken wir das reizende Ei des Schwalbenstrandvogels (Thalassidroma pelagica. Vigors). Die winzigen roten Pünktchen ergeben ein deckt zierliches Netzgitchen. Den Schluß meines botanischen Potpourris mag endlich Nr. 4, das seltsame Ei der Kormorancharbe (Carbo cormoranus, Meyer et Wolf), bilden. Die Eier der Pelikane, Steinstöße und Schwänen sind heute mit einer starken, mitunter dicken Kalkrinnungen bildenden kalkigen Schichtdecke versehen, so daß man die wahre blaue Färbung des Eies meist nur stückweise, nie eben, zu Gesicht bekommt.

Wenn ich nach meiner langwen Beschreibung der durch Abbildungen erläuterten kleinen Anzahl erscheinender Vogeleier bisher nur der Färbung und Zeichnung gedacht habe, so mochte ich es nicht unterlassen, noch einige Schlußworte über Form und Größe hinzuzufügen.

Es ist eine Eigentümlichkeit der Raubvögel, lange, fast runde, tagchlorrige Eier zu legen; welche von Kegel- oder Kreiselform sinken wir wieder hauptsächlich bei Schnepfenvögeln und Möven, während Segler, Meunicke und Taucher mehr langgestreckte Eier besitzen.

Die relative Kleinheit Eier haben Raubvögel, ganz besonders aber, im Gründerung kenne hinterstehigen Baumgeschlechter, der Kuckuck, verhältnismäßig sehr große Eier finden wir bei Steinvögeln und Möven, hauptsächlich aber bei denjenigen Vögeln, deren Gelege aus nur einem einzigen Ei besteht, zum Beispiel bei Alken und Sturmvögeln. Die Anzahl der Eier sowie der zeitlichen Gelege schwankt gleichfalls wieder ganz bedeutend. So legen, wie wir soben gesehen haben, Alken und Sturmvögel nur ein Ei, Meisen und Enten 12 bis 15, ja das Rebhuhn bis 20 Eier in einem Gelege, während sich Kolen, Tauben und Nachtschwalben wieder mit der Zweizahl begnügen. Verdächtigen wir noch, daß im Laufe des Jahres eine oder zwei Brüten stattfinden der Sperling bringt es sogar auf drei), so sehen wir, welche Umstufe von Eiern alljährlich gelegt und gepflegt werden müssen; wie gedacht aber die kurzgestalten Flugeleitern ihre Schätze zu verbergen wissen, beweist uns wieder die Thatsache, daß nur wenigen die lieblichen Gebilde bekannt sind.

Mögen daher viele Feien ebenjowohl seiner Zeit zur allgemeinen Kenntnis wirken einheimischen Vogeleier beitragen, als auch die Liebe und das Interesse für unsere heimische Vogelwelt stärken helfen!

Figur 6. Stelzvogel-Vier exotische Gelege. 1. Trappe, 2. Kranich; 3. Seeregenpfeifer. 4. Fischreiher. 5. Gesprenkeltes Sumpfhuhn.

Digitized by Google

auf der ganzen Welt keinen Mann giebt, welcher so schön schreibt, wie es Papa verlangt!"

„Was verlangt Ihr Vater?" wiederholte er gedehnt.

„Ei, eine Schriftprobe! Er hat es doch und keiner verschwenden, daß ich nur einen Mann heirathen darf, welcher durch feine Handschrift Garantie für einen tadellosen Charakter giebt!"

„Lindenthal! Hat der Landrat auch Probe schreiben müssen?"

Sie wickte übermüthig. „Und ob!"

„Und hat so glänzend bestanden?"

Rose zog eine schelmische Grimasse. „Na, so ganz hervorragend war die Sache nicht, und das hält Papa der Salome jedesmal vor, wenn sie das Chorgut gegenk hat! Aber Hans war gelogt" — sie trat voll reizender Lächtigkeit näher und hielt die Hand gegen den Mund, während die großen Augen ernsthaft in ihm aufschauten — „recht sich Papa nicht so glänzend mit Siegfried sich bekommen. Salome habe ihm damals sein Examen nur durch List entlockt. Er will nun bei mir beide strenger und gewissenhafter sein, denn er meint, einen Schwiegersohn mit harmonischer Handschrift könne er doch verlangen!"

„Alle Hagel, das ist ja eine nette Geschichte!"

„Eigentlich finde ich sie gar nicht so nett, denn wenn mir nun vielleicht nach Siegfried einer gefällt und der schreibt unhormonisch . . ."

„Na, das wäre immerhin noch geschrieben! Aber was soll ein armer Teufel anfangen, der überhaupt nicht schreiben kann?"

Und er hielt ihr mit wahrhaft verzweifeltem Mild seine baumwollene Hand entgegen. Einen Augenblick stand Rose sprachlos. Daran hatte sie nor nicht gedacht. O Himmel, wie todeswichtig sie noch.

„Bedermorgen giebt Tante Sidonie ihre Kaffeegesellschaft!" hieß sie hervor, um von etwas anderem zu reden.

„Heißen Sie was, Fräulein Rose? Ich lerne jetzt mit der linken Hand schreiben!"

„Erst soll es Stolle, Mandeltacken und Zimmetsternes geben, zum Dessert Weinereme mit Makronen!"

„Nein, zum Dessert giebt es etwas viel Schöneres!"

„Ei, das müßte ich doch wohl zuerst wissen! Und was denn, wenn man fragen darf?"

Joachim warf sich in die Brust. „Und Herzen!"

Darauf lachten sie beide. Gottlob, es kam wieder zum Necken! Da waren sie beide in ihren Element, und zwischendurch trat mal wieder eine ernste landwirtschaftliche Besprechung dazwischen, dann verhandelten sie höchst feierlich und ehrwürdig, bis ein Schmetterling über den Weg flog und Rose lachend verschwand, ihn mit spitzen Fingerchen auf den Primeln zu fassen.

Joachim warf den Hut danach, und dann begann, ehe sie selber recht wußten wie, eine lustige Jagd.

Welch ein geheimnisvolles Treiben in der Küche! Kein Mensch ahnte etwas davon.

Nahmen Schritte, so sanfte Mauseli noch der Thür und Schlüsse aus, und wenn sie dann schon dem Kommenden von weiten entgegeneilte: „Guten Morgen, Herr Major! Die gnädige Frau ist nicht hier!" oder: „Was wünschen Sie denn, liebe Mrs?" oder gar: „Die Damen sind in dem Park, Herr Landrat!" dann huschte eine ganzliche Gestalt hastig in die Speisekammer, sich dort zu verbergen.

Salome lernte kochen, wahr und wahrhaftig kochen! Und Rose und die, welche in das tiefe Geheimnis eingeweiht waren, hielten seinen Mund, als ahnten sie, wie viel Glück für zwei junge Menschen von diesem Schweigen abhing.

Was Salome früher in äußerst unsympathisch gewesen, das interessierte sie jetzt auf das lebhafteste. Welch ein Stolz, wenn sie selber eine Speise zubereitet hatte, wenn Siegfried dieselbe bei Tisch gar lobte und Rose, als der vermeintlichen Meisterin, große Komplimente sagte.

Salome sah dann erröthend unter sich, aber ihr Blick huschte zu der Mutter hinüber, welche ihr bedeutsam zulächelte.

Allerdings war es schwer, sehr schwer, Siegfrieds Abwunschlichkeit dabei zu ertragen. Hier, wo er Gelegenheit hatte, zwischen ihr und Rose Vergleiche anzustellen, schien sie immer mehr „Bild" für ihn zu werden. Sie hatte den Wagen ihres Mannes, welcher seinen Dienst eine Weile lang sehr gut von Desertig auch verlehen konnte, kommen hören und stürmte in ihr Zimmer, sich von den Spuren ihres Fleißes zu reinigen. Ihr Gesichtsausdruck sie jetzt und reizte sie an, den gestrengen Tyrannen möglichst lange auf seinen Sieg warten zu lassen. Als er eintrat, saß sie im Fensternische und ordnete ihr Haar.

Er blieb überrascht stehen, eine Weile des Umsehens trat auf seine Stirn.

„Es ist zwölf Uhr. Macht du einen Exil Toilette?"

„Hm . . . habe ein bischen lange geschlafen."

„Rose ist schon seit sechs Uhr in Haus und Hof thätig."

„Mein Gott . . . so laß sie doch! Es macht ihr eben Freude!"

„Allerdings. Und die macht es keine Freude!" Um ihre Lippen zuckte es. „Nein, nicht im mindesten!"

Und du leistetest weiter nichts als zu schlafen?"

Sie sicherte. „Ich trunke von dir! — Ist das nicht zehnmal wertvoller?"

Er sah sie von der Seite an. Was hatte sie? Ihre Worte klangen wie Ironie. Dabei die Heiterkeit und das gerötete Gesichchen, die wetterfeste Kanne . . . Was bedeutet der Umschwung? Hat sie sich etwa wieder mit Otten verfohnt? Gleichend heiß wallt es plötzlich in ihm auf.

„Kommen heut Gäste?" fragt er, und seine Stimme klingt so seltsam, daß Salome aufhaucht.

„Wohl möglich! Schuld du dich danach? Ich... und ich bin so glücklich, wenn sie mit die ganz — ganz allein sind!" Sie lacht übermütig, und ihre Augen verführerisch zu ihm auf.

Dahinter steckt etwas! Er starrt mit zwei Schritten an dem Tisch und reißt ein Briefchen, welches halb unter den Morgenhäubchen geschoben ist, hervor.

„Ah . . . ein Billetdoux — darf man nicht wissen, von wem?"

Salome ist sprachlos. Wie er aussieht, wie sein Auge flammt . . . sollte er glauben, es sei von Otten, sollte . . . sollte . . . Herr des Himmels, sollte er eifersüchtig sein!

Sie kann vor Ueberraschung nicht sprechen, sie ringt nach Atem, sie hebt nur die Hand und stellt sie sicher drohend an. Dann nimmt er den Brief, wirft ihn hastig hin und beißt sich auf die Lippen.

„Meinerwegen! Korrespondiere doch mit wem du Lust hast!" — er geht, packt gleichgültig die Aktseln und verläßt das Zimmer.

XXI.

Noch nie im Leben war Salome so überrascht gewesen, als in diesem Augenblick. Sie sah regungslos und starrte noch immer auf den Fleck, wo Siegfried soeben gestanden. Er war eifersüchtig! Wie ein Zauwel den Sinnlichen überkam es sie junge Frau. Er hatte sich verraten, er hielte sie doch, und seine Gleichgültigkeit war nur Komödie. Und das hatte er so lange Wochen durchführen, es über das Herz bringen können, sie derart zu quälen? Bösartig, du Böswicht! Dafür sollst du gestraft werden!

Sie sinnt und sinnt, und plötzlich kommt ihr ein toller Gedanke, sie klatscht vor Vergnügen in die Hände. Ja, das ist eine großartige Idee! Heute nachmittag giebt ja Tante Sidonie die vielbesprochene Kaffeegesellschaft. Alle Damen werden bei ihr versammelt sein, und Siegfried wird sicher in dieser Zeit das Zimmer ihre betreten, um Skata zu halten. Er wird den einsamen Brief unverändert auf seinem Platz liegen sehen, und er wird nicht wiederstehen können, einen Blick hinein zu thun. Ist er wirklich eifersüchtig, so kennt er keine Schonet, sondern liegt nur den einen Wunsch, klar zu sehen. Er wird den Brief lesen, aber nicht den harmlosen der Frau Doktorin, welcher darin steckt, sondern einen andern!

Hastig hält die junge Frau ihre Schreibmappe bereit, wählt einen rosa Bogen und macht sich an die Arbeit.

Vor allen Dingen muß sie die Schrift verstellen. Sie malt und kratzt und der Feder die fremdartigsten Buchstaben und schreibt: „Geliebtes! Teuerstes! Namenlose Sehnsucht nach Dir verzehrt mich! Ich habe alles Herzeleid verzessen. welches Du mir durch Deine Härte zugefügt, denn ich weiß, Du bist unglücklich, Du leidest! Ich hörte alles: wie Dein Herzleiden, gefährlicher Tumorn von einem Mann Dich holt und gleichgültig behandelt, wie er schon seit Wochen weiten Die hergeht, kaum noch einen Blick, noch einen Händedruck für Dich hat! Und warum? Weil Du zuerst Prinzessinchen Dich für zu gut hältst, grade Mädchenbrot zu thun! Anstatt durch diese und ähnliche Vorkehrungen Dich seinem Wunsche gemäß zu machen, spielt er sich auf den Barbaren hinaus, gerät in die Schuld, wenn er Dich habe Trübsinnigkeiten dem Sturm aussetzte, welcher Dich nun doch an meine Brust weht. Ja, ich komme! Ich komme als Retter und Beweiter! Ich werde Deine Leiden heilen und Dich zu neuem Glück Mann erlösen, welcher Dich, kleinod, nicht zu würdigen weiß und nicht verdient! Ich komme, sobald ich alles verbereitet habe. Wenn Du weißt, entführe ich Dich! Bis dahin in Liebe Deine ewig treue Hermann."

Ja, „Hermann" ist gut! „Hermann" ist Sammelname, so heißen sehr viele Leute auf der Welt.

Salome lachte, daß sie kaum noch die Feder halten konnte.

Nun schnell den Brief in das Couvert gesteckt... und viel Vergnügen, Herr Landrat!

Sie sieht auf den Zisch... ein wenig unter die Bücher geschoben... sollen wird er den Brief auf jeden Fall.

*

Die Kaffeegäste der Tante Sidonie waren für vier Uhr eingeladen, und pünktlich zu der bestimmten Stunde rollte ein großer Kremser heran, welcher die Diene von Feldheim in ihre ansehnlichsten Herbsten trotz des unangiastlichen Jahrgangs entlud.

Siegfried und Joachim standen verborgen hinter einem Portierrestorer und staunten das Schenswerte an.

Das schöne Wetter hatte die Damen zumeist veranlaßt, heile Gewänder anzulegen. Die Bergrotschicker hatten sogar „Roben" gewählt. Die Frau Apotheker trug noch Seidenes, goldbesetzen Putzlist, welchen ihr „guter, liebes Dieterchen" — das war ihr Mann — auf der Hochzeitsreise gekauft hatte, und welches Prachtstück zur Zeiten sogar in dem seidenheimer Intelligenzblatt eingehend besprochen war.

Man machte Knickse, welche jedem Mennett zu Ehre gereicht hätten, nötigte sich eine Vorstellende vor der Thür, wer zuerst eintreten solle, bis schließlich — aber, wenn Ihre gestatten — der Rentmeister der Mis Howard den Anfang machte und die dicke Apothekerin durch einen neckischen Stoß der Bergrätin ihm nachfolgte. Da war der Bann gebrochen, und jede drängte sich vor.

Tante Sidonie hatte nichts von der gewimmelten Begrüßungsfreude der Gastgeberin im Gesicht. Im Gegenteil, sie schien heute in Grobheit zu erzellieren, wenn man auch Nachsicht mit ihren eigenartigen Dummheiten hat jemeilig Betroffenen entnehmen konnte.

„Tripp und trapp, sie ziehen ab!" vexierte Schilling aufmerksam, als sich der weibliche Heerbann die Treppe emporwand, nach dem Salon der Frau Professor.

„Nachher darfsen wir," schmunzelte der Landrat. „Habe schon alles vorbereitet. Ueber den Balkon können wir kommen in das Nebenzimmer gelangen, die Fenster stehen offen."

Die Frau Professor hatte ihre Gäste hinauf in ihre „gute Stube" geleitet. Aufgeb betrat auch Salome an der Seite ihrer Mutter das Zimmer, und beide Damen wechselten einen überraschten Blick. Ja gewiß, frischesten Königsblau prangten die Sodenn zu allen, verschiedenen Möbel, und Tante Sidonie erteilte mit triumphierendem Blick die Erlaubnis, diese Neuigkeit in den Gesichtern ihrer Hausgenossen. Dann teilte sie die Plätze aus, nicht wie gewöhnlich üblich, streng nach Rang und Würden, sondern wie es ihr just in den Kram paßte. Zu allgemeiner Scham wurde Salome an ihre Seite beordert, und darüber machte die Frau Apotheker ein so sämer gekränktes Gesicht, daß Frau v. Barn kein anderes Mittel wußte, sie zu versöhnen, als daß sie sich den königsblauen Sessel vor den Platz der würdigen Dame schob und selber behelfen auf einem Rohrstuhl niedersaß.

Solange gegessen und getrunken wurde, war

Digitized by Google

es ziemlich still; als aber eine der Damen nach der andern die Arbeit aus dem Pompadour entwickelte und guter Dinge gemäß Speise und Trank bis in den siebenten Himmel lobte, da begann das Bächlein der Unterhaltung zu plätschern.

Plötzlich trat feierliche Stille ein. Tante Sidonie erhob sich und kündete den Herrschaften eine Ueberraschung zum Ihren neues epochemachenden naturwissenschaftlichen Werke an. Kolossaler Beifall. Der ganze Hofstaat schwimmt in Entzücken, man überbietet sich, das bevorstehende Ereignis zu begießen.

„Ueber neue Forschungen auf dem Gebiete der Gliederstörlichen, über Atmung durch Trachéen, über Parthenogenesis und Generationswechsel. Beginnend mit den Hydren bis zu den Hemipteren, schließend mit den Rhynchota."

„Wie unbeschreiblich interessant!" exaltieren sich die Damen, und der Bergrätin Jüngste preßt schwärmerisch die Hände gegen die Brust: „Gräwchen dafür habe ich mich stets begeistert!"

Die Insinuanten wechseln ein paar giftig-ironische Blicke. Tante Sidonie aber schlägt feierlich das Buch auf und beginnt zu lesen.

Alles lauscht voll Ehrerbietung, keine wagt sich zu rühren, der Respekt verbietet sogar das Arbeiten. Steif und stumm, die Augen mit dem Ausdruck hilfloseste Verständnislosigkeit auf die Leserin oder in die Luft gerichtet, lassen die Schönen von Feldleben einen Schwall lateinischer Worte und unbegreiflicher Thatsachen über sich hingehen. Dann ist es drückend heiß in den nicht allzu großen Zimmer.

Die dicke Apothekerin trocknet sich die Stirn, die andern Damen folgen ihrem Beispiel. Der Schweiß rinnt in Strömen, aber wozu hilft es? Man lauscht entzückt. Nitza lange wird es ja nicht dauern! Aber es dauert lange; die harte Stimme klingt rastlos weiter wie eine Mechanmmel. Da hebt die Bergrätin mit verzweifelter Grimasse das Taschentuch — sie gähnt. Die Apothekerin sieht es und nach ertungsvoll mitgähnt, man reckt und dehnt heben sich die Hände an den Mund. Weich schleudre Schwüle! Die Mittmeisterin kann so wie so keine Hitze ertragen, sie schläft regelmäßig in der Küche ein, und sagt heute es ihr, die Frau Professor steht auf der Kanzel und predigt. Da gähnt auch die Doktorin neben ihr — ei, es wird ja nichts schaden, Frau Sidonie sieht ja nicht auf — und nach zehn Minuten sind ihr Kopf vornüber, die Frau Mittmeister schläft.

Die Glücklichke! Die Bergrätin wehrt sich auch nicht länger, auch ihr schöes Haupt neigt sich. Ihre Töchter sitzen zu weit entfernt, um sie kneifen zu können.

Und die Ihr nickt und die Sonne brütet, und die Leserin macht keine Pause.

Endlich bricht sie erstaunt auf: welch ein seltsam ruffender, fägender Ton! Sie stutzt. Da klingt es wieder, und abermals . . . , dröhnend laut und schrecklich.

Salome kichtelt hohenlich den Kopf, die Tante klickt über Buch und Brille auf. Ja, was ist denn das? Wie in Donnrschends Schlaf sitzen einge ihre Bataillonen und schlafen, schlafen tief und fest, ja, die Apothekerin schnarcht sogar wie ein Wachtmeister. Nur Salome ist die einzige, welche andächtig gelauscht hat.

Da überkommt die Professorin der Zorn eines Mosses, als er, ergrimmt über sein verderbtes Volk, die Tafeln des Gesetzes zur Erde schmetterte. Auch sie hebt ihr Buch und knallt es auf den Tisch, daß alle staffeatafen doch in die Luft fliegen.

Ein gellendes Ausgeschrei. Da Damen fahren zu Tode erschreckt aus süßen Träumen auf, die Bergrätin zeigt schlafrunken: „Eine Explosion!

Dynamit!" und tritt ihrer Nachbarin auf die Hühneraugen.

Gleicherzeit ein schallendes Gelächter nebenan.

Born und Schelling stehen auf der Schwelle und vernetzen sich: „Wünsche wohl gerruht zu haben," sagt der Landrat. „Liebe Tante, das Mädchen bringt die Bowle."

Die Professorin erhebt sich steif und feierlich. Ihr Antlitz zuckt in beleidigtem Stolz. „Gut; andre Nahrung paßt auch nicht hierher, man soll die Perlen nicht . . ." Spricht's und trägt ihr Buch davon. Die Damen sitzen wie gelähmt. Etliche blicken beschämt in den Schoß, andre wollen ihre Verlegenheit hinter strahlenden Lachen verbergen. Die Herren besser über die Verlegenheit hinweg, umgehen taumt die süße Speise und die Bowle. „Jetzt schon?" nuubert man sich.

Der Landrat sieht sehr ernst aus. „Ja, denke Sie nur, meine Damen, Ihr Gatten sind schuld, daß Gräwchen worden sein. Anstatt um acht Uhr kam der Wagen schon jetzt. Ich bestürmte den Kutscher, noch die zwei Stunden zu warten, aber er bestreunte, daß könne er nicht, höchstens eine halbe Stunde bewilligt er."

„Dann schnell mit dem Eisen heran!" ruft die Professorin mit hatter Stimme. Dann tritt sie neben den Landrat. „Wie kommt ihr in das Nebenzimmer? Ihr habt gehorcht!"

„Allerdings. Wir hörten Sie leten, da wollten wir nicht zu kurz kommen."

„Nun — und Ihr seid wach geblieben?"

„Natürlich. Ich wollte gern die Schnarcher zählen, welche Sie gemacht haben, liebste Tante."

„Um . . . und wie viele waren es?"

Siegfried zuckt die Achseln. „Je nun, Ihr Mann war ja ein bedeutender Gelehrter."

„Was habe ich damit zu thun?"

„Alles; Sie haben das Buch bei ihm abgeschrieben."

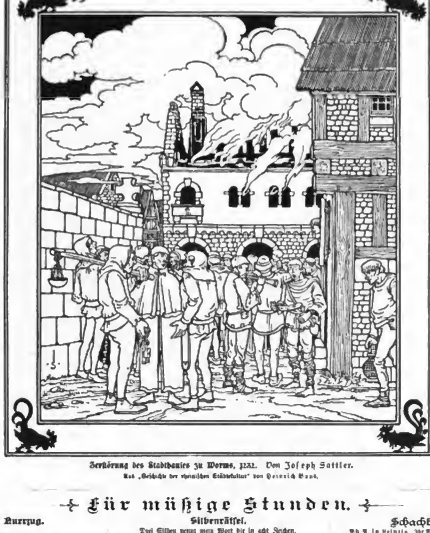
Der Sprecher wollte breh hin und war daher äußerst erstaunt über die Heftigkeit, welche über die Züge der Professorin glitt. „Du . . . das läßt sich hören. Eine gehörte Anerkennung kann das Buch nicht finden. Sie haben sich mit Ihren eigenen Federn geschmückt, Ihre Aeste, nun alles gut gemacht, was die Brut am Kaffeetisch dort gefündigt hat."

Rein Schweicheln, kein Bitten und Beteuern, kein noch so verlegenheitsvolles Lächeln. Tante Sidonie verschönen, sie blieb ihren Gästen gegenüber ein Marmorbild. „Ha!" das Gesindel neulich schon durchschaut," sagte sie zu Herrn v. Schilling; „elende Erbschleicher, nach Ihrer Aeste, nun alles gut gemacht, was die Brut am Kaffeetisch dort ges

ihrer Kunst zu verewigen selbst ein Dürer, einschweben nicht verschmäht haben. Ein Perlenwerker als Joseph Sattler konnte mit dieser Aufgabe kaum betraut werden; in wahrhaft genialer Weise hat er sie gelöst, und wäre der Name des Künstlers nicht bekannt, gemanut worden, so möchte man wirklich glauben, in diesen Stadtansichten, Abbildungen aus dem frischen und burgerlichen Leben, Initialen, Vignetten und lustigen Figurchen eine Bildergabe aus vergangenen, ehrwürdigen Chronisten oder der Handzeichnungen alter berühmter Meister zu erblicken.

Die Stadt Worms — so wollen wir noch aus dem Werke entnehmen — ist höchsten Ursprungs. Ptolemäus, der berühmte Geograph um die Mitte des zweiten Jahrhunderts n. Chr., nennt sie Borbetomagus, und bei den lateinischen Schriftstellern des folgenden Jahrhunderts heißt sie Borbitomagus. Der zweite Bestandteil des Namens (magus) bedeutet „Feld“ und den ersten Teil (Borbeta) lasten Kenner der keltischen Sprache von Borveto ab, den alten Namen des Baches, der nördlich von Worms in den Rhein mündet (heute Pfrimm genannt). Später erscheinen die Namensformen Gormetia, Warmatia, Vormatia, in den deutschen benützen Urkunden: Wormeze, Wormiz und Wormze, im Nibelungenlied: Wormz, Wormz, Wormz, Wormz. Welche Rolle die Stadt in der deutschen Heldensage spielt, ist bekannt. Im grauen, sicheren Zagen schildert der Verfasser das Verschwinden der Burgunder wie der fränkischen Könige, die Worms zur Residenz wählten, und den Aufstieg Karls des Großen, zum dann der der Begründung der bischöflichen Herrschaft und ihrer Bedeutung für Stadt und Land länger zu verweilen.

Besonderer Abschnitte, die auch für die allgemeine Kulturgeschichte hervorhebenswert sind, widmet er den städtischen Einrichtungen und den Zeitalter Friedrich Barbarossas. Während dieser Kaiser an dem Bischof Konrad II. einen Freund und Verbündeten gehabt hatte, traten nun im Abteilende Moritz Gegensätze zwischen weltlicher und bischöflicher Herrschaft zu Tage, und die Stadt Worms wurde in den Sturm und Drang hineingezogen, und genau erfahren wir, wie weit die Teilnahme der Bürger an den Kämpfen sich erstreckte. Die Schilderung des großen ehemaligen Städtebundes von 1254 bildet den Schluß dieses ersten Bandes. Ein gewaltiges Erbe: Heil- und Kulturschätze entwollt der Verfasser lichtvoll vor unsern Augen, und begierigen, der ihm folgen, werden mit Spannung der Fortsetzung entgegensehen. Hier wird ein Werk geboten, das seinen Schöpfern zu hoher Ehre gereicht und ihr alle Zeit einen Hort der deutschen Literatur bedeutet. C. Sch.



Zerstörung des Stadtbanns zu Worms, 1321. Von Joseph Sattler.
Aus „Geschichte der rheinischen Städteprivilien“ von Heinrich Boos.

Für müßige Stunden.

Kreuz- und Querrug.

Silbenrätsel.

Zwei Silben nenne mein Wort die in acht Fechten,
Und gar zu gern hat's jeuen Knecht mit der;
Jedwedem Tier ist es zu vergleichen,
Dann seinen Zahnen, dann auch der Tier.
Zwei Zeichen fort, da eilt's mit Windesschnelle,
Zuweilen zwar, wenn in schwer Gott;
Ein hochgeschätzter, schätzbarer Geselle,
Ist doch der Leib er ein vollkommener Stoff.
Umein abermals den Kopf, um dreist es wollig
Den dolzen Hals des Mederen finger Hand,
In Kraft der übertigen, ist's doch lustig,
Daß die es unterthan in jedem Stand.

K. C. C.

Pluralscherzrätsel.

Wenn du von Gelehrt bekredt,
Der du viel gewandert hast,
Wir zuletzenen in der Nat
Die zwei Buchstaben St!

Doch wenn es zum Plural wird,
Werde lieber keine Red',
Sicht ein Narchen sich verirrt,
Und es thät' dir bitter weh.

M. Ch., Kassel.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 504:

Der Vermunderungsaufgabe: Arbeit — Affen — Aster — Thor — Feder — Hemd.

Des Königzug-Rätselsprungs:

Herr, ich weiß nirgend Raum und Rast,
Gott hat mich kunig und treibt,
Und scheu mir Heimat, Mann um Mann,
Kampf bahn ihr Reiche trge
Gott lasteten Heil zu Spiel und Tanz,
Klagbrieft in fremder Ferne,
Und hing den Krone, den vollen Kranz,
Wir bieten in der Sternen.

(Adalbert Falke.)

Der Schlußversprungaufgabe. Die Buchstaben entsprechender Zeilen ergeben durch ihre Aufeinanderfolge nach jedem eine neuen geringe Verbesserung: wenn der Reihe nach zunächst die Buchstaben ohne nach hinten, sodann diejenigen der nach rechts gerichteten Zeilen, so erhielt man:

Wie anderst ich's, wenn die Liebe wäre,
Die Liebe, die jede Stelle adelt,
Als wenn der Held, der mit Lorbeer flicht,
Als wenn der Held seine Meinung spricht.

Heine Schaw.

Das Silbenrätsel: Aar, Lage, Gut, Hotel, Bräutigam.

Schachbriefwechsel.

Ph. N. in Leipzig. Der Versuch zu 21 Hinnert nicht; der König geht über 26 nach 24.

P. N. in Magdeburg. Nr. 21 wird so, wie Sie glauben, nicht gelöst; der König schlägt im 2. Zuge den Bauer.

Anonymus in Stuttgart. Dreht liegen an genialster Stelle.

R. L. J. in Wien. Ihre „Kompositionen“ 1. rühren bedauerlich; 1. Bd5 hilft und gewinnt deshalb unverwechselt, und die Lösung mit 1. Sd5 ist ebenfalls falsch.

C. Schmidt in Berlin. Bezüglich der verbotenen Mittelbauer-Mögungen zu 13. 21. 31. 41. 51. hegen wir der Ehre ein Verbieten gutzuerteilen; dies war ja entschuldigen hätten. Ueber Briefschreiben, zu Nr. 29: Ihr Rätsel Nr. 1 ist ebenfalls falsch, verändert hatten wir Ihnen wieder, und es hätte einer so unbedeutenden Raumerweiterungen nicht bedurft. Wie es scheinen scheinen darauf Ihr Augenmerk gegen Zeitschrift. Für das mit Ihnen sehr handlust sind.

P. M. Schadt in Oppeln. Zu Nr. 22 übersehen Sie den Satz der doch Feld 27 verteidigt. Also die Mitteilung der Langlöser Partie können wir Ihnen sehr verbinden.

Ferner sind richtig gelöst: Nr. 1 bezieht hervor ein: O. Schmidt in Zürich zu 15. 16. 17. 18. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100. 101. 102. 103. 104. 105. 106. 107. 108. 109. 110. 111. 112. 113. 114. 115. 116. 117. 118. 119. 120. 121. 122. 123. 124. 125. 126. 127. 128. 129. 130. 131. 132. 133. 134. 135. 136. 137. 138. 139. 140. 141. 142. 143. 144. 145. 146. 147. 148. 149. 150. 151. 152. 153. 154. 155. 156. 157. 158. 159. 160. 161. 162. 163. 164. 165. 166. 167. 168. 169. 170. 171. 172. 173. 174. 175. 176. 177. 178. 179. 180. 181. 182. 183. 184. 185. 186. 187. 188. 189. 190. 191. 192. 193. 194. 195. 196. 197. 198. 199. 200. 201. 202. 203. 204. 205. 206. 207. 208. 209. 210. 211. 212. 213. 214. 215. 216. 217. 218. 219. 220. 221. 222. 223. 224. 225. 226. 227. 228. 229. 230. 231. 232. 233. 234. 235. 236. 237. 238. 239. 240. 241. 242. 243. 244. 245. 246. 247. 248. 249. 250. 251. 252. 253. 254. 255. 256. 257. 258. 259. 260. 261. 262. 263. 264. 265. 266. 267. 268. 269. 270. 271. 272. 273. 274. 275. 276. 277. 278. 279. 280. 281. 282. 283. 284. 285. 286. 287. 288. 289. 290. 291. 292. 293. 294. 295. 296. 297. 298. 299. 300. 301. 302. 303. 304. 305. 306. 307. 308. 309. 310. 311. 312. 313. 314. 315. 316. 317. 318. 319. 320. 321. 322. 323. 324. 325. 326. 327. 328. 329. 330. 331. 332. 333. 334. 335. 336. 337. 338. 339. 340. 341. 342. 343. 344. 345. 346. 347. 348. 349. 350. 351. 352. 353. 354. 355. 356. 357. 358. 359. 360. 361. 362. 363. 364. 365. 366. 367. 368. 369. 370. 371. 372. 373. 374. 375. 376. 377. 378. 379. 380. 381. 382. 383. 384. 385. 386. 387. 388. 389. 390. 391. 392. 393. 394. 395. 396. 397. 398. 399. 400. 401. 402. 403. 404. 405. 406. 407. 408. 409. 410. 411. 412. 413. 414. 415. 416. 417. 418. 419. 420. 421. 422. 423. 424. 425. 426. 427. 428. 429. 430. 431. 432. 433. 434. 435. 436. 437. 438. 439. 440. 441. 442. 443. 444. 445. 446. 447. 448. 449. 450. 451. 452. 453. 454. 455. 456. 457. 458. 459. 460. 461. 462. 463. 464. 465. 466. 467. 468. 469. 470. 471. 472. 473. 474. 475. 476. 477. 478. 479. 480. 481. 482. 483. 484. 485. 486. 487. 488. 489. 490. 491. 492. 493. 494. 495. 496. 497. 498. 499. 500. 501. 502. 503. 504. 505. 506. 507. 508. 509. 510. 511. 512. 513. 514. 515. 516. 517. 518. 519. 520. 521. 522. 523. 524. 525. 526. 527. 528. 529. 530. 531. 532. 533. 534. 535. 536. 537. 538. 539. 540. 541. 542. 543. 544. 545. 546. 547. 548. 549. 550. 551. 552. 553. 554. 555. 556. 557. 558. 559. 560. 561. 562. 563. 564. 565. 566. 567. 568. 569. 570. 571. 572. 573. 574. 575. 576. 577. 578. 579. 580. 581. 582. 583. 584. 585. 586. 587. 588. 589. 590. 591. 592. 593. 594. 595. 596. 597. 598. 599. 600. 601. 602. 603. 604. 605. 606. 607. 608. 609. 610. 611. 612. 613. 614. 615. 616. 617. 618. 619. 620. 621. 622. 623. 624. 625. 626. 627. 628. 629. 630. 631. 632. 633. 634. 635. 636. 637. 638. 639. 640. 641. 642. 643. 644. 645. 646. 647. 648. 649. 650. 651. 652. 653. 654. 655. 656. 657. 658. 659. 660. 661. 662. 663. 664. 665. 666. 667. 668. 669. 670. 671. 672. 673. 674. 675. 676. 677. 678. 679. 680. 681. 682. 683. 684. 685. 686. 687. 688. 689. 690. 691. 692. 693. 694. 695. 696. 697. 698. 699. 700. 701. 702. 703. 704. 705. 706. 707. 708. 709. 710. 711. 712. 713. 714. 715. 716. 717. 718. 719. 720. 721. 722. 723. 724. 725. 726. 727. 728. 729. 730. 731. 732. 733. 734. 735. 736. 737. 738. 739. 740. 741. 742. 743. 744. 745. 746. 747. 748. 749. 750. 751. 752. 753. 754. 755. 756. 757. 758. 759. 760. 761. 762. 763. 764. 765. 766. 767. 768. 769. 770. 771. 772. 773. 774. 775. 776. 777. 778. 779. 780. 781. 782. 783. 784. 785. 786. 787. 788. 789. 790. 791. 792. 793. 794. 795. 796. 797. 798. 799. 800. 801. 802. 803. 804. 805. 806. 807. 808. 809. 810. 811. 812. 813. 814. 815. 816. 817. 818. 819. 820. 821. 822. 823. 824. 825. 826. 827. 828. 829. 830. 831. 832. 833. 834. 835. 836. 837. 838. 839. 840. 841. 842. 843. 844. 845. 846. 847. 848. 849. 850. 851. 852. 853. 854. 855. 856. 857. 858. 859. 860. 861. 862. 863. 864. 865. 866. 867. 868. 869. 870. 871. 872. 873. 874. 875. 876. 877. 878. 879. 880. 881. 882. 883. 884. 885. 886. 887. 888. 889. 890. 891. 892. 893. 894. 895. 896. 897. 898. 899. 900. 901. 902. 903. 904. 905. 906. 907. 908. 909. 910. 911. 912. 913. 914. 915. 916. 917. 918. 919. 920. 921. 922. 923. 924. 925. 926. 927. 928. 929. 930. 931. 932. 933. 934. 935. 936. 937. 938. 939. 940. 941. 942. 943. 944. 945. 946. 947. 948. 949. 950. 951. 952. 953. 954. 955. 956. 957. 958. 959. 960. 961. 962. 963. 964. 965. 966. 967. 968. 969. 970. 971. 972. 973. 974. 975. 976. 977. 978. 979. 980. 981. 982. 983. 984. 985. 986. 987. 988. 989. 990. 991. 992. 993. 994. 995. 996. 997. 998. 999. 1000.

Schiebrätsel.

Die verschiedenen Wörter lassen sich in unbestimmtvorgeschieden werden, doch dem nachstehenden folgende Sentenzen ein französischen Sprichwort ergeben.

Aufgabe 26.

Von P. Fiser in Polen.
(„Problemist.“)

Weiß.

Weiß setzt an und löst mit drei weiteren Züge matt.

Auflösung der Aufgabe 23 p. 488:

1. S. 3e7—c6
2. L. Ke4:f5!
3. L. beliebig
4. D. c5—c6 oder d5—d6 matt.

A.
1. L. e5—c6
2. L. Ke4—f5
3. beliebig
4. D. c5—c6 matt.

B.
1. L. b3—b2. d5—c6
2. L. Ke4:f5!
3. L. beliebig
4. D. b5—c6 matt.

C. 1. S. e5—c6
2. L. Ke4—f5
3. beliebig
4. D. c5—c6 matt.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — aber Preisverzeichnisse — zu rubren

Digitized by Google

78. Band.
Neunundreißigster Jahrgang.
Oktober 1896—1897
Erscheint jeden Sonntag.

Über Land und Meer

Nr. 33.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 M. 50 Pfg.
mit Post-Aufschlag à M. 75 Pfg.
Verleger
Emil Schubert in Stuttgart.

Quitt!

Roman
von
Johannes Richard zur Megede.

XXI.

In dieser Zeit kam auch die Tante wieder, um den üblichen Sommeraufenthalt in Lorchen zu nehmen. Sie war dicker geworden, schleppte einen großen Vorrat von Parfümfläschen und seltsamen Romanbänden mit sich herum.

„Gott, wie habt ihr's gut, Kinder!“ Dabei hatte sie kaum ein Gefühl für diesen köstlichen Sommer, der in strahlender Helle über den gelben Roggenfeldern, den süßduftenden Kleeschlägen lag. Für sie stoben die Grillen nicht, für sie erhoben die Grasmücken nicht ihre feinen Stimmchen.

Sie wandelte, seit ihre Schlaff gewordenen Züge etwas Kupfer bekamen, immer mit einer heimlichen Bedeutsamkeit umher, lagerte die Gesellschaft mit langatmigen Erzählungen von einem asthmatischen Generalleutnant auf ihrer Diensts, der täglich in Marienberg Fensterpromenaden mache.

„Es ist thatsächlich in mich verliebt! Aber in meinen Jahren — noch zu heiraten, wäre etwas gewagt!“

Dann glitten ihre grüngrauen Augen mit beschäftigter Beschäftigkeit über ihre rundliche Gestalt. Sie verlangte das ermutigende: „Nein, Tantchen, du siehst ja noch so fabelhaft gut aus!“ Doch die Gesellschaft hatte das liebenswürdige Schmeicheln ganz verlernt. „Nimm ihn, nimm ihn!“ antwortete sie gleichgültig und empfand gar keine boshafte Freude, als der Vater teuflisch meinte: „Ich kenne den alten Sünder noch vom Regiment her. Er hat jetzt einen sehr schönen Schnurrbart, nur schade, daß er gefärbt ist.“

Die Tante schnaubte über diese Sachen wie ein Backfisch,

Mal. Originalzeichnung von A. H. Schram.

bis der Graf wieder in die Wirtschaft ging. Dann überschüttete sie die Nichte mit einer Flut banaler Neuigkeiten. „Denke die, Mieze, der junge Gerach, der bei den Küraſſieren in Berlin steht, wird sich mit einer fabelhaft reichen Bürgerlichen verloben: skandalös! Die gemeine Aber haben die Gerachs satt von der Mutter, die wie ein Maskenweib aussieht und spricht. Mit ihrem Adel war's nie weit her. Gute Partien habt ihr jetzt nur noch zwei in der Gegend: die Lange und die Lohne. Hast du den Standesherrgauf, die Miecher, mal singen hören? — Die eine aufgezogene Holzpuppe! . . . Und Doerstedt macht keine Anstalten mit der Gerach' Verdienst sich die Lohne kriegt immer noch so merkwürdig? . . . Er soll eine Liaison oder so etwas haben — der arme Junge langweilt sich ja hier auch zu Tode . . . Uebrigens, ihr habt da einen sehr hübschen zweiten Kutscher . . . Sag mal, ist deine neue Jungfer auch deutsch? Wie sie vorhin runterkam, noch sie ganz so, als wenn sie von meinem Phaeton genommen hätte. Die Mädchen stehlen schlechterdings alle! . . . Diener sind das einzig Wahre! Warum hat eigentlich dein Vater den alten Feierbrich beibehalten, der gar kein Tablett mehr halten kann? Wenn ich zu befehlen hätte: so 'n hübsches junges Männergesicht beim Servieren sieht man doch noch mal so gern an . . . Aber du sagst ja gar kein Wort, Mieze?“

Was sie über diesen alten Klatsch dachte, konnte doch die Cameſſe nicht sagen. Sie erkannte eben die abstrakte Herzlosigkeit der alten Tante, deren Geist nie emsthich gearbeitet, deren Herz nie heiß geschlagen hatte; sie war typisch für eine ganze Menschenkategorie, weder gut noch schlecht, nur oberflächlich. Ein kritischer Blick aus den dunklen Augen, ein höfliches Lächeln . . . das war alles; der Gegensatz der beiden

Digitized by Google

Namen sprang nie mehr in einer schroffen Neuherung hervor. Dann hatte die Countesse ein lästig-lästiges Gefühle, eine geheime Angst vor dem Späherblick der Frau, die vielleicht doch in ihrer Seele lesen konnte. Vorläufig saß es noch fest, und rasch nicht; die begann erst, wenn die Neugierden erzählt wordern, die Gegend wieder vollzählig Revue passiert hatte. Doch die Comtesse wurde schon unruhig, als die Rede auf Kapfeld kam.

„Und was sagst du zu Hoffo, Mieze? Die Nahrlos waren immer extravagant — ich brauche nur an deine verstorbene Mutter zu denken, der du auch den Augen geschwärmt hast, und an den neue schottenen Dromedar. Ein Lieben hatt sie eine merkwürdige Aehnlichkeit mit ihm! . . . Schlaun, ihr seid doch eigentlich gar nicht verwandt! . . . Was bezweckt denn eigentlich Hoffo mit seiner Politik, was stimmern ihn diese Wahlen? Ich hatte der Viper Scandalo auf seine Kosten kommt, das kann ihm doch ganz gleichgiltig sein. Hoffo ist politisch reich, war immer ein ausgezeichneter Finanzmann . . . aber ein wispend Verlehen! Menlich beschäftigt er mich . . . Sie sprachen von seinen Pferdegeschäften. Er fährt doch so wundervoll scharf und hat die Kunstsphere dabstiens zwei Jahre. Ich erwähne das wirklich zu weit gerichtene Lernen und Pferdewechseln seines Vaters, und da entwirft er mir mit drei Worten eine Karikatur, wie mein guter Bruder sich mit jedem Aderspann, den er gekauft, in den Stall einschließe und ganz feierlich patiere: „Ich behandle dich ausgezeichnet bis ins hohe Alter, dafür verlange ich aber auch ehrliche Arbeit! Wirst du Zuvoalise, geh ich dir das Gnadenbrot in meinen Nebgarten — sie nu's selige Fürst? Die Viz ist doch fostbar? . . . Dies Sprechen mit einem unvernünftigen Tiere? . . . Dabei fällt mir ein: Ist dieser interessante Doktor Lojo hier noch in Schwarlen?"

Die Countesse antwortete ihr fühles: „Möglich."

„Also noch immer geschworener Feinde . . . Merkwürdiges Mädchen! Und doch sage ich dir, ein für Frauen gefährlicher Mensch — hat das Blut Negers, wie er und unter keinem. Kühl, schweigsam, sogar verächtlich — das verrägt kein Frauenzimmer. Mit dem Haß, der Feindschaft fängt's an. Und mit Ihnen doch zeigen, mein Kind, daß ich anders bin als die andern? . . . Ja, weiter will er so nichts! Wir zeigen ihm dabei unser Temperament und auch unsre Fehler. Wenn er genügend gekränkt ist, dann merkt man, daß die Sache umgekehrt wird, daß man festsitzt, wie eine Drossel im Dohnenstieg . . . und nun flattert man — flattert man!"

Marie ward bei der Unterhaltung schwül. Orik, die baumne Geschichte von dem Duell, Bernd Josenein, die Tante war wirklich gefährlich! Und doch mußte das Gespräch eine wehe Stelle des jungen Herzens berührt haben. Denn sie schrieb noch nach Mitternacht einen langen Brief an den Verlobten, in dem sie ihm alle ihre kindlichen Launen abbat und mit einer Liebenswürdigkeit, die vielleicht zu stark war, um ernst zu sein, ihn versicherte, daß sie ihn liebe und immer lieben werde. Als sie den Brief gesiegelt hatte, holte sie aus einer Fülle von verwelkten Gottlowbouquets seine Photographie hervor, die in den letzten Monaten nicht recht zu Ehren gekommen war, und küßte sie. Ein Amulett sollte es sein, die häßlichen Augungen zu bannen. Ob man ein wohlgelungenes Bild — dennoch hatte es einen großen Fehler, es war dem Original zu ähnlich.

Unbeschreiblich ging die Zeit. Noch zwei nach wenigen Minuten stand sie auf, machte ganz leise, wie ein Dieb, Licht und trat lautlos mit der brennenden Kerze vor den hohen Stehspiegel: „Dann, Freiherr v. Lojo aus dem Hause Dessenthurn, ich hasse dich!" Die Hand mit dem Leuchter hebe leicht, und glühende Röte floß wie ein Flutstrom über ihr Mädchengesicht. — Darauf zerriß sie den Liebesbrief.

An andern Morgen bei der Tante, als Garde d'honneur mit nach Kostenberg zu kommen; sie hatte solche Sehnsucht nach Arthur.

*

Es war ein reizender Tag, schrieb sie darauf in ihr Tagebuch. Er war wieder so gut und liebenswürdig, daß ich mich erbenklich schäme. Die Uebung scheint ihm vortrefflich zu bekommen . . . Dem Doktor begegnete ich unvernünftigerweise auf der Straße; wir sprachen uns nicht. Seit der schrecklichen Geschichte habe ich ihn noch gar nicht wiedergesehen. Papa nennt das unhöflich. Ich soll ihm eine Kleinigkeit als Dank sticken — doch ich will nicht! Warum bevor mir eigentlich immer die Tante vor, daß er bei aller seiner häßlichen Sachlichkeit vornehm aussehe? Häßlich ist er jedenfalls! Wenn er nur erst weg wäre und der Gegend! . . . Merkwürdig, daß ich die Uniform der dritten Leibhusaren gar nicht mehr so häßlich finde! Kann nie fehlen.

Die Tante wird mir täglich unausstehlicher. Zeit will sie herumbestimmen haben, daß ich mich kurz verbinden habe. Sie wittert etwas, das sie nicht da ist. Neulich habe ich eine kleine Szene zwischen ihr und dem Diener belauscht. „Augsbourer Hang zur Intrigue . . . frivoles Spiel mit ganz häßlichen Möglichkeiten", ich glaube, das ist wortwörtlich. Jedenfalls kam der sehr schlecht bei der Aufsprache weg. Gestern hat sie sich dafür gerächt, heimtückisch in einem angefangenen Brief an Arthur geliefert. Dazu benutzte sie weiße: „Heiratet euch nur bald, Kinder! Der Onkel beginnt euch schon bedenklich anzugehen." Und wenn's zehnmal so wäre, es ist doch nicht wahr!

Mir sind sie wieder los. Ich fühle es wie Befreiung von einem Alp — nur ist es mir wieder so schrecklich öde! Fast meinen Gemütszustand begonne ich ernstlich zu fürchten. Ich gehe nur noch mit Schaudern in die Küche. Dies nervenzerreißende Glockenläuten! Also wenn wir Ois in die Mühle gegossen würde, so erkenne ich bei dem Tone, seit sie den unglücklichen Knaben zu Grabe geläutet haben . . . Ich bin schlecht, so schlecht! Und dabei werde ich von der ganzen Gegend wie eine Heilige angebauet, weil ich den Verschluß gewesen bin, weil ich den armen Sterne die pure Geschenk Schulden, die an ihnen wie eine schwere Sorge nagten, bezahlt habe. Ich denke an den Menschen so wirklich so heuchlerisch oder so abergläubisch, daß sie das eine Wohlthat nennt? Ich möchte gern wieder hochmütig, kalt sein. Was hat diese Todesnacht aus mir gemacht! Ja, wenn ein schlechter Mensch weint, gefährlich, gefunden haben, um sie zu verstehen — es ist so wahr! . . . Weshalb muß ich alle meinen Ideen und Gefühle gerade von . . . ? Aber ich habe mir gelobt, Arthur zu lieben, und ich werde zu neuen! Sein häßliches Gesicht ist ja schon so lange vergessen, das unbarchringliche graue Auge, das so feinsinn grün aufflackern kann, die weiße, fein gebogene Hand, die mir ein artistisches Lachen auf seine jedesliche Gesinnung ausdeut, auch die Stimme, die ein ganzes Herz so meisterhaft beaufeit. O Arthur, ich denke jetzt nur an dich, wenn du gingest den ganzen Tag, nachts. Ich sehne jetzt so unruhig . . . Nein, ich lüge! Ich will immer an ihn denken, den Guten, den Einzigen, ich knie vor seinem Bilde, ich flehe es an, doch je näher ich das Bild vor die Augen halte, desto ferner ist er . . . ferner, weiter . . . immer weiter! Ich kann den Ton nicht vergessen, den ich hasse, o, so hasse — aber ich will ihn vergessen, ich muß! . . . o, mein Gott . . .

Wenn jemand mein Tagebuch stehle, meinen Brief lesen würde, er müßte sich grauen vor dieser schlechten Weibe. Und wie zwischen den Zeilen zu lesen verstehe — ich bin ja so ungläcklich, so haltlos! Nur einen Freundschaft, in dem ich mein Herz vergraben könnte und weinen, weinen! Ich habe keine einzige Freundin . . . Der Tomat oder der Tante zu beichten, wäre entsetzlicher Gedanke! Und den Vater kann ich es doch nicht sagen. Er baut ja mit seinem ganzen Glauben auf mich, möchte ich vor ihn hinknieen, ihm die Hände und die Füße küssen und sagen: Verzeih mir, ich bin so schlecht! Vielleicht dieser Gesichtsakt nun verstehen. Er verteilt ja mit seinen ehrlichen Augen alles Menschliche so gut! . . . Und ich kann's ihm doch nicht sagen — bab kann nur ein Weib dem andern!

*

Vier Wochen bei Tomats gewesen. Ich wollte nicht, Papa schickte mich einfach hin. Er sah, wie die Einsamkeit an mir zehrt, und glaubte mich gerade durch diese Gesellschaft am besten aufzuhelfen. Der Wechsel hat mich gesund gemacht. O, wie wohl es thut, sich nu bee Erdrämlichkeit andrer aufzurichten! Denn erdärmlich sind sie — und alles Schauspielerei, alles Coulisse! Die Frau bedandelt mich allein ihre kleine Ring, sondern auch schlecht. Sie ist geistig, der Mann dumm. Klar ich denn wocher blind? Uns hier lächerlichen Umständen mit mir! Ich habe sie im Verdacht, daß sie sonst feine Milch und grobes Brot zu Abend essen, jetzt gab's nur Lampreten. „Behagt's Ihnen auch in unsern bescheidenen Verhältnissen, Comtesse, Sie sind naturgemäß zu verwöhnt?" Und dan alles so sanft und glan wie ein Luschbonbon . . . Diese grünlich glänzenden sanften Augen, diese weiche Stimme! Darum habe ich auch das feine, scharfe Organ in den letzten Tagen nur recht erkannt, daß in der Stücke kommunbiere. Ihr macht mir wirklich nichts weiter weis, Kinder! Ich bin das Wunderkind, das Sensation zu machen fortwährend gesetzt wird. Denn die Besuche sagen sich. Heute erhielt ich zum Kaffee sogar der Senkenhager Sohn . . . ein unglaubliches Subjekt: südöster Typus mit schwarzen, wimperstehen Augen, die mich ansahen, wie Arzt mich sieht anfuren, und eine blöge Stimme, die schreit. Er hatte die Sitene, mir sofort zu erzählen, daß sein Vater am liebsten Lorschen gekauft hätte und den Schaden auch jetzt noch nicht aufgebe. Darauf antwortete ich kühl, daß ich den jetzt ästhetischen Schaden mit ntadeligem Besitz gerabezu entwürdigend für den Lusabel hielte. Darauf beiahte mich ein meiner Nähe von Frau Tomat, sie hören diese Bemerkung zu ihrer Glorifizierung benutze. Die Mieters, Gerzhuns, diese Menschen, die a tout prix Artikofraten sein wollen! Am widerwärtigsten ist mir der Bruder der Tomat — man kann überhaupt so etwas Dummes und Fades existieren? . . . Ich bin die Königin dieser Gesellschaft, das weiß ich, und jetzt verlieb' ich auch, daß Königinnen gar nicht beneidenswert sind.

Sonst paßiert wenig. Dorfleid und die Gellmann sollen sich geradezu schamlos betragen. Gesehen hat sie natürlich niemand; ich glaube auch den Inspizm gar nicht . . . Und wenn's wirklich der Fall wäre . . . vielleicht leben sie sich. Ich werde keinen Stein werfe und die Menschen, die aus einer Herzensleidenschaft sündigen! Unverzeihbar als das ist wieder — ich gestehe es — ich empfinde, daß der Verlornen eine kurze Aussprache hungesonnen habe, die hat gewehen sein muß, weil „Er" ihm auf der Straße überhaupt nicht mehr bankt. Papa war auch mal wieder bei „ihm" in Schwarlen; es ist unsäglich, daß nun eine Prinzipienfrage. Da ist ein alter Jugendfreunder, der vor Zeiten St. Johann in Crefeld verwalte hat, und als erzdeberiz zugewiesen worden. Arthur kommt für die strengste Behandlung, so eine Art sortgesetzte Polizeikontrolle; „er" dagegen erklärt in seiner schroffen Art: „Wenn Sie einen Schneken anständig machen wollen, so behandeln Sie ihn anständig!" Papa war selbstverständlich ganz seiner Ansicht und schüttelte ihm dankbar beide Hände.

„Ja, wie sich zwei Gbelleute doch gleich verstehen!"

Aber Arthur hat doch recht, schon weil er mein Bekäntgnis hat. Die Gesellschaft wird ihn sich überhaupt nicht mehr ein! Eher ein Mann, den ich liebe und den ich heiraten werde — dort ein Feind, den ich hasse, der vielleicht morgen schon abreist . . . Oh er sich von mir verabschieden wird? Ich wolle nein . . . und doch! . . .

Du bist wir eine gute Freundin, mein Tagebuch, aber du könntest einen Tages doch indistret sein, wenn ich wirklich hürbe . . .

Ich liebe jetzt ofzig an meiner Ausstattung — krankhaft eifrig, wie Papa behauptet. Die Arbeit ist mir vorderhand kein Zerzeitzen, und ich komme auch gar nicht weiter. Daß ich Handarbeiten mit in das Buch der Penelope denken muß, ich als Marie, Reichsgräfin Wilmein, die sehr glücklich ist und morgen knien Arthur im Mandvergnartier erwartet! Der Kommandierende kommt zu uns, Stabsoffiziere und ein ganzes Rudel Lieutenants.

XXII.

Die Vorbereitungen zum großen Manöverdiner waren bis aufs kleinste getroffen. Comtesse Marie hieß sich den Fuchs sotteln und ritt ins Gelände. Den ganzen Morgen wogte der Kampf um Orschau. Kanalleriegimenter trainen geschlossen über den Gutshof . . . am Vügel sitzende Stäbe . . . schmausbende Pferde, scharfe Kommandos; dann die staubbedeckten Kolonnen der Infanterie auf der Chaussee, hinter jedem Bataillon Artillerie und am Waldrand der schwarze Dickolz der Park-Jäger. Zege hieß

Digitized by Google

die Division auf Orthau vor, packte den schrecken Feind im Zentrum, bedrängte ihn die Flanken, so daß er sich auf die Stadt zurückzog. Die Flintrelle des Gros wogte nach. Das Infanterieseuer klang ferner, der Geschützdonner dumpfer.

Nun den Kirchturm von St. Johann wurde es auf einmal lebendig. Grune Staubwolken, wirbelnde Maisen, aus weißen Wölkchen rot aufzuckende Blitze — hier, dort — dazu lange, blitzende Feuerlinien, wütendes Gewehrgeknatter — der Feind hatte seine weitdehnte Hyantgarde angreonmen, die in scharf eingeschnittenen Hinschlut vor der Stadt im Schutze seiner Geschütze sich sammelte, den Rand mit langen Schützenlinien besetzte und verstärken den Hauptstoß wieder anstaudet.

Die Schlacht stand, der Artilleriekampf tobte. Da wogte die Hintrelle der Division, vom vorbrechenden Feinde gedrängt, wieder zurück. In jedem Graben, hinter jeder Baumreihe lagen tausende Schützenketten, die den Feind zum Stehen bringen wollten, aber immer wieder gewarfen, jetzt schneller zurückstehen. Die Artillerie-Abteilungen jagten im Galopp zurück, prengten zusammengerafft, sagten antwortenden Feind — protzten auf, jagten wieder zurück, um das verlorene Spiel an der nächsten Waldecke aufzunehmen. Es war ein tiefgreifendes Bild, das die Kampfwelle festelte, und auf einmal war sie zwischen Verfagern und Verfagern eingekeilt. Hinter ihr, neben ihr donnerten Geschütze, knallten die Repetiergewehre. Der Feind, der das ferne Geschütz, nervös zusammenzuckend, vorgehen hatte, wurde jetzt innuthig bei dem ungewohnten Lärm, wollte zur Seite und wollte durchgehen. Sie hielt ihn kaum. Da fuhr zur Linken eine Batterie auf. Die auf dem linken Flügel stehende Infanterie, auf der Pulvergrenzen, der Menschendunst, dieß ganze Mauderfeld mit seinem Gewimmel, seiner Hast, dem zur wahren Schlacht nur der hohe Ton, der scharfe Brandgeruch fehlten, wodurch der Kampfrausch bedingt wird, die Sinne verwirrt haben, so daß es für verderbende Wirklichkeit hielt, was in Wahrheit nur ein aufgeregtes Spiel war. Er beobachtete ein paarmal klopfenden Herzens, wie die Feuerlinie sich in einem Sprung in der Absicht, das Heimatsdorf Alles, rasche die saubende Chaussee entlang, an einer gemächlich trabenden Trainkolonne vorüber, schone weiß vor dem Feinde einen Hügel, der sich hinter den Schützenreihen seines im Graben liegenden Zuges kammaudierte. Ein toller Schreisprung — der Offizier schrie: „Halt! halt! Um Gottes willen!“ Die Gamerade hatte einen Flugschuß das Gesicht, als wenn sie über dem Satzel schwebte. Sie, die firme Reiterin, vielleicht auch dem Regal kleben vor dem kleinen Linienkunstreiten da — unmöglich! Dann bekam sie wieder seinen Sitz. Der Fuchs carrierte zeigt über ein Stoppelfeld; doch drüben wandte die heftig glänzende Schnelle frisch gestürzten Aders, aus nach hundert Galoppsprungen bergab er über den Anfurungsweg die Chaussee. Dann zog straffe sie den Durchgänger hart. Galoppsprung... Peitsche... Galoppsprung — dem Gramiteten flog der schaumige Schweiß von Flanke und Hals. Er schnaufte schwer und war wacker, auch der drei wachten Feldweg erreicht hatte. Dennach ließ sie ihn im scharfen Trabe auch vorgauf gehen, obgleich sie die tödliche Ermattung in dem zitternden Pferdekörper fühlte.

Auf der Höhe stieg sie ab. Es war der Weg, auf dem sie zu Dumals gerritten. Links drüben lagen die roten Ziegeldächer von Lorschen, und die weiten Forstregirten schienen ganz nah; nach links schweifte der ungeheimme Blick über Orschau hinweg und weiter. Marie knetete dem Fuchs die Zügel über dem Halse lang und ließ ihn heimlaufen. Sie setzte sich im Schatten der Birken ins Gras mit einem Anguat auf die Stirne.

Noch immer wich die Division. Der Feind drängte mit überlegenen Streitkräften wuchtig nach. In der Ebene hatte die Kavallerie das Gefecht aufgehobt. Hier aber erkannte sie deutlich die verzweifelte Position des Weichenden, der auf seinem linken Flügel in Gefahr war, überflügelt zu werden. Aber auf dem rechten gemann der Gegner seinen Fuß breit Terrain; denn unten am Waldrande, kaum tausend Schritte von der Gouisehe, lagen die Forst-Jäger in langen Schützenlinien und spurten die Artillerie nicht. Marie hatte für die Elitewaffe ein besonderes Interesse, seitdem ihr Arthur einmal verschwert, daß Husaren und Jäger, der Grünrock und der Attila, in einem Kuriell stünden, das man „Couleur“ nennt. Jetzt freute sie, daß die Jägerbüchsen so sicher knallten. Sie sog den pferlichen Krimsecher aus der Tasche.

Drüben beim Feind hielt der Trab zu bunten, dichten Knäuel geballt. Darauf boden Ordonnanzen zurück und zur Seite, reitende Artillerie sprengte im Galopp heran, protze ab, der Protzschuß krachte. Zu dem Zentrum flog über die offne Stuppel ein einzelner Reiter; sie erkannte sofort den schwarzen Attila, die rote Sabeltasche — es war der Brüutigam, der den Schnell seines Dasser Ruppen in beschleunigtes Tempo trieben. War das wirklich der vorsichtige Arthur — in diesem coupierten Terrain mit Gruben, Hecken, sumpfigen Gründe, wo der tollkühne Galoppsprung leicht den Hals kosten konnte. Er hatte eben seinen Befehl, und da gab's kein Zaudern! Früher hätte sie die volle Jagd entzückt, und durch das angewolle Beben für den Geliebten wäre eine wollüstige Wonne geschaudert. Und jetzt?

Der laue Herbstwind streichelte sie nach den wolkenlos Kirkenland; wie der wehmütige Schedrauch des Sommers; auch durch ihr Herz ging ein trümmerisch Gemmen wie das letzte Aufflackern eines erstorbenden Gefühles.

Jetzt war der Reiter in Schwolmen. Im Thalgesicht begann es zu wimmeln ... weiße Kaller, blinkende Helme ... leise Signale klangen herüber — der Kavallerie-Angriff. Schwadronen zur Attacke aus. Im Hohlweg gedeckt, in langen Reihen kam das Regiment hervor, ordnete sich blitzschnell und der Chevau, die Ringrüstkhanie schmetterten. Trab — Galopp — Attacke! Die Blenden Linien saßen heran, indeß die Flankenzüge der Jäger sich zum Halen bogen. Ein schlüssiges Schützenfeuer empfing die Attacke, darauf ein schriller Pfiff der Jäger. Stille ... Nur das Stampfen konnte den stemmelt Hoofen Dorfrbt vor dem ersten Gliede deutlich erkennen — dann krachte sich überstürzendes Schnellfeuer aus den Linien der Gewinen. Die Panzerreiter ritten klemm Zickzack. Der Attacke wurde in ihrer eigentlichen Gefühle des Herz beben, dann schelle sie wate: es ist ja nur ein Spiel.

Den bleudenden Uniformmann hatte sie ausgetsimmt. Würde ein Hauptmann folgen?

*

Schon war die Sonne tief gesunken, als die Regimenter ins Quartier rückten. Nagfeld, der als Bereitschaftsoffizier den Abmarsch zu regelmachte hatte, ritt mit Dragonern die Gruppe Chaussee entlang. Die Herren waren etwas schadenfreudig.

„Mit wie 'n Donnerwetter, Ihr Gampesch!“ meinte träge der dicke Rittmeister, den der Kommandierende schon öfter das Dünnerwetter dienstlich auseinsolen hatte. „Bermünschter Schinderei, das Saldaenspielen heute! Knacke zum Gaul, gehen Mittag und Abendtee! ... Und heute keine Lieutenantsstille mehr da, ist gleich dienstmäßig ... meinetwegen! Ihren Bezirkskommandeur hat übrigens gestern der Kommandierende den Satz gebrochen ... Jemand auch ihn Dorf genug haben ... Sagen Sie, was ist denn eigentlich mit dem Doerfeck los? Das war doch sonst so 'ne leichtsinnige Person! Aber jetzt wie ausgewechselt. Gestern Gegen bei Kahn gefällig?“ — Er knüpfte ein unmutiges Knurren ... Der Kerl muß Hühnung verliebt sein! Bei den Kürassieren alten sie ihn kolossal an, weil er Masstückchen zupfen soll und bei Liebesmahlen lobhaft wie eine zerstörte Gitrafe ... Sein wie hier in der Gegend die reitrierenden Aufsen spielen, reitet er jedesmal von der Uebung nach dem Wald zu drüben. Sie können ihn übrigens sehen. Da ist er wieder!“

Nagfeld sah scharf hin: „Ich weiß nicht, was er eingerechnet in meinem Walde zu thun hat.“ Dann lachte er hohdaborsch vor sich hin: „Na, warf, das liebevere Bürschchen! Ich kann noch doch heute abend nach in Lorschen. Herr Rittmeister?“ Er trabte flüchtig auf einem Rittweg ab und war bald am Walde. Dort standen bereits seine Jäger mit Pferde und Hund. Prinz Leof ging schon seit Wochen auf einen starken Rehbock, der ihm aber immer zu entkommen wußte.

Der Wald lag kumm. Abwechselnsommer zog über den Weg, und die Abendsonne schien auf goldig glänzende Fichtenstämme. Mit Jägerslick suchte Hasso die Lisere nach etwas Auffälligem ab; der Rückwild interessierte ihn heute nicht. Darauf winkte er dem Jäger, der eilig abtrat, nahm den braunen Setter an die Leine, scherte das Hundeabgewehr und verschwand im Dickicht. Mit der Sicherheit des sicher Jagdgut gilt er durchs Unterholz; der glatte Waldboden gab den leisen Ton seines Schrittes nicht zurück. Zuweilen horchte er, stehen bleibend, auf. Kein Hufschlag, kein lustiger Männerscherz, der unverschämt auf Hirsch Geist trat, kein feiner, federnder Frauenfuß — nur die Holztauben girrten und klatschten. Verschiedene Lichter spielten durchs Holz. Hasso kannte die Zeiten: Sollte er Hunger stillen, wie ich? Mal einen schmalen Waldpfad drang er wieder vorwärts, da hob plötzlich der Hund schnüffelnd die Nase. „Also hier!“

Der Setter wurde mit einer Miene an kurzem Riemen verwiesen. Hasso selbst drückte sich mit Wildbiebgeschicklichkeit durchs Gebüsch bis zu der Stelle, wo aus lichterem Wald ein Sommerfleck schimmerte. Da lag zwischen hohen Fichten eingefaßt ein schmaler Grasstreifen im Herbsten Tagesschein — ein köstliches Stück Dämmerungspoesie mit Fuchshohen, wuchernden Riedgras, Grieschmuspfen und Kleinerndem Waldhopfen. Wie oft hatte hier Hasso nicht an feuchtwarmen Frühlingsabend dem Heckspuckkaspe der Schnepfe aufgelauert. Ein schlechtes Stellbichein wor's nicht. Der etwas abgetriebene Gaul des Kürassiers wandte im Schritt einen Holzstoß; gegen prellende Mücken gedeckt, standen hier die Hunde und die schöne Frau. Nur wenige Schritte von ihnen lieh sich Prinz Leof ins Gras gleiten — die Indikektion genierte ihn gar nicht. „Das erst Mal sitzt ihr euch noch!“ murmelte er befriedigt.

*

„Aber nu, sei doch gut, du süßer, blonder Schatz! Wir beden uns gefunden, wir haben uns lieb. Wer wird da gleich so 'ne dumme Gedanken denken!“ — Und Doerfeck hielt ihr verliebt die Thränen von den ganzen, lüsternen Augen, indes sie nur schwach widerstrebte. „Ich bin bei Gott so wahnsinnig in dich verschossen, Marie, daß ich mein Majorat für 'ne lustiges, winziges Haar aus deinem gobdenen Sammetfell im Nacken geben würde ... Zukunft, Zukunft?! So was gibt's ja gar nicht bei der wahren Liebe.“

„Ich habe mich gar kopiert, mein Schatz, aber ab du sie später ebenso gemütvoll sitzen lassen wirst, wie ich sie hier lassen würde?“ — Die „macke“ dich ja, wenn eher, wie ein stümmerlichstopiger einen Weihnachtsbaum!“ Ich grüße dich, Herr Martin v. Doerfeck!“ kommentierte Hasso höhnisch.

Sie aber dachte noch nicht an den Gumpelfang, es war ihr Ernst mit dem Weinen und der Jug von ehrlicher Seelenstörung nicht erlogen. Daß das seine Profit dabei nun ja pikanter auslud, daß das hehe Waldchlend wirklich eine entzückende Idyll zum Schluß — und ja dieser Stunde in dieser Einsamkeit! — vor verwirrt's den Dumm, daß er an die blühende Gegenwart lieber dachte als an eine viel leicht grause Zukunft?

Doch ihr Gemüten lich sich nicht mit einem vertrösten und abspeisen. „Sieh mal, Feig, du denkst natürlich, daß ich auch so eine bin,“ klagte sie. „Ich habe keine Ahnung, daß du den Sonnabend in unserm Walde warst, und ich wieß nach heute nicht, wo du den Mut herkannst, mir das mals zu kissen. Mir war's gar nicht zum Küssen zu Mut! Und ich sieh es doch — und ich küßte dich auch wieder ...“

„Aber Mari, ja gerade das Reigende!“ bestätigte er mit glücklichem Nudruck. „Kamm, Kind, ich setze den alten Holm ab, der uns so beim Küssen genirt, und nehme dich in meine Arme und küsse dich in das verschiedenste Gras da und mit die süße dich, küsse dich! Das ist ja alles nichts. Ich will dir küsse trinken von deinen süßen Lippen, trinken wie ein Schiffbrüchiger, der Meermasser trinken muß, und immer mehr trinken muß, immer mehr!“

Dann hier er sie zärtlich am Obstäpfchen und flüsterte: „Nun will ich dir auch alles beichten. Daß ich verliebt gewesen bin wie ein Schuljunge, daß ich Mailichchen gezupft habe, daß ich jeden Abend das kleine Veilchen geküßt habe, das du mir einmal im Scherze schenktest!“ Er wachte eine Bewegung, als wenn er sie wegtragen wollte, gerade an die Stelle, wo Hasso lauschte.

Prinz Luck war schon auf dem Sprunge, mit

Digitized by Google

Riddarholmskirche.

Gästerie.

Opernhausplatz.

Skeppsbron (Landungsbrücke).

Universitäts- in Upsala

Ansichten von Stock

Digitized by Google

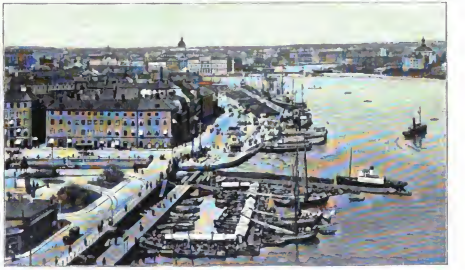
Dorfschenke.

Kaiserlenmolkerei.

...alhalla.

Königl. Schloß von der Skeppsholmer Brücke aus.

Dom in Upsala.



Straßenbahn vom Kaiserlenmolkerei aus gesehen.

...m und Umgebung.

Digitized by Google

ganz harmlosem Gesichte aufzureizen und freundlich zu sagen: Ich habe kein Wort gehört, meine Herrschaften! Doch ich unterstütze grundsätzlich alles Gute in der menschlichen Natur und gratuliere darum herzlich!

Die schöne Frau zuckte wie den Sittenrichtern zurück: „Du sprichst immer nur von Küssen, Fritz!... Du denkst gar nicht daran, daß ich so sehr leidend, daß ich in deine Arme fallen wurde — so, mitten, mein Lieber. Alles zerrieb mich, mich, mich, mich!“

„Und Lola? Rapsfeld? ...“ zwinkerte er in leicher Eifersuchtsanwandlung.

„Rede nicht so, spricht nicht den Namen dieses Lolo! Was wir uns gelegt haben, haben wir uns gelegt ein für allemal. Wenn du wüßtest, was der und gethan hat! — Und Rapsfeld? Er ist der Gifigste, Blitzeste von euch allen — es giebt keine Leiche, über die er nicht ginge.“

Halbs klatschte geräuschlos Beifall: „Ich werde euch zum Tanz für die Wahrheit schon zusammenkuppeln!“

Auf einmal glänzten ihre grauen Augen. „Weißt du, seit wann ich dich liebe, Fritz? Seit Kaiserberg!“ Sie küßte ihn, um gleich seine Liebkosungen zurückzuweisen. „Nein, nicht seit Kaiserberg, das ist nicht wahr!“ Wieder lösten ihre Zärtlichkeiten sich lichter — „Wenn's doch keine Vergangenheit gäbe!“

„Na, Schatzchen, rrg dich nicht auf!“ tröstete er.

„Als du damals so rührend meinem Mann entschuldigtest, da war ich ganz klar mit mir: ich will ihn retten, dachte ich, ja, retten! Ich habe so gut mit ihm gefrorchen, ich habe gefegt, daß ich alles wußte und alles verstünde. Er that mir so leid, und ich liebte ihn beinahe. Und nun erklärt mir doch Merkwürdige: daß ich ihn kalt, ja direkt schlecht behandelte, daß erstreng er; aber von dem Augenblick an, wo ich gutherzig gegen ihn war, ihn mit einer Art mütterlicher Zuneigung behandelte, da war's schlimmer wie je. Mielleicht war die Angst, daß ich etwas von dem Skandal erfahren könnte, noch kein einziger Halt. Nun wußt' er's; das Lügen, Verdeckenspielen war nicht notwendig, und doch benahm er sich ganz zusammen.“

Der verliebte Panzerreiter unterbrach ihre Grübeleien lustig: „Jetzt bist du mich eben, Schatz.“

„Ja, ich ... und doch wieder auch mit mir, wenn er einen Tages stirbt, wenn du doch verheiratet?“

„Ich denke nicht dran!“ versicherte er.

Die Dämonen trocknten ihr schnell. Das Weißfind war frei, in dem herrlichen Spanglehen über Ehe eine Zerstreuung gefunden zu haben. Ja, die beiden passen zu einander — nur daß er verliebter war als sie.

Da sieht wieder entzückend aus mit seinem Lesen kleide,“ schmeichelte er ablenkend.

Du wirst mich noch eitel machen,“ drohte sie kindlich. „Ich hab's ja nur angezogen, weil du die dunklen Farben am mir so liebst.“

Rapsfeld begann das Geschwätz langweilig zu werden. Plötzlich aber horchte er scharf hin, denn die schöne Frau sagte ernst: „Wie soll das enden?“

„Nur nicht,“ antwortete der Dandy leichtsinnig. „Wenn wir verheiratet wären, könnten wir sicher nicht so köstlich verstohlene Liebeserdäume träumen. So ist's viel besser! Ein bißchen verdorben sind wir doch beide — Schatzchen, du auch!“ Mielleicht dachte er im Augenblick der zwischen Liebesobjektophie seines Herrn und Meisters Hasso, der einmal kalt lächelnd erklärte: „Wenn Sie bei einer ernsthaften Action die Sie vermeiden wollen, Dorfbrett, nehmen Sie den Mund recht voll von der wahren Liebe, die keine höflichen Konventionalitäten kennt. Denn hinten weiten uns merkwürdigerweise die Weiber gleich immer. Zuweilen ist das Umgekehrte ganz gut. Mein Berliner Diener hatte sechs Studenmädchen auf einmal und wurde glühend geliebt, weil er sehr die Ehe doch und treuer verbrand.“

Die schöne Frau war worklorg geworden und sprach vom Heimgehen.

„Um Gottes willen, Schatz!“

„Ach, du liebst mich gar nicht.“

„Ich? Einziges, süße, blonde Martha ... Im Kasino, vor den Zinge denke ich zu nichts anderes als an dich und bin ein ganz schlechter Kamerad und Offizier.“

„Ach ja ... dann müßtest du ganz anders mit mir sprechen, Fritz!“

„Aber sag doch, wie?“

Sie entwand sich ruhig seiner Umarmung. „Ich muß jetzt nach Haus.“ Allen Liebkosungen zum Trotz blieb sie fest, und Rapsfeld dachte aufersemmt: „Nun immer weiter in dem Ton! Wenn du's just geschickt anfängst, Nana, bring' ich ihn noch heute abend unfehlbar zur Strecke!“

Aber war sie nicht so klug, wie der menschenfreundliche Hasso wähnte, oder liebte sie den Dandy und die Illusion wirklich? Sie sprang plötzlich verwirrig lächelnd zu Pferde: „Nein, ich hab' dich doch sehr lieb, Schatz! Du darfst mich auch vergessen, wenn du meiner überdrüssig geworden; nur sag niemals, daß du kalt und schlecht bist. Ich bin leichtsinnig. Warum? Weil ich meinen Mann nie geliebt habe und ihn doch immer lieben werde.“

Die beiden wanderten in dem hohen Gerste weiter, schweigend, in sich gekehrt. Dem Gesichte des Dandy machte es alle Ehre, daß er auf dieses Geständnis nicht einmal den leichtsinnigen Kuß als Antwort fand. Dafür erhob sich verstohlen und sah ihnen nach, bis sie in der Dämmerung hindurchritten und der letzte verlorene Sonnenstrahl über ihren köstlichen Nacken und seinen glänzenden Helm dahinhuschte. „Was ist sie für ein Weib wohl: Schaf oder Satan? Ich kalkuliere, das Letztere.“

Diesmal irrte sich der Menschenkenner. Sie hatte den Dandy von Herzen lieb. Zwei Durchschnittsmenschen hatten sich eben gefunden.

Am Abend hielt der Kommandierende großen Cercle im Lorcher Herrenhause. Ein bunte Gewimmel von Uniformen flutete durch die lange Reihe der altmodischen Räume. Gouvelle Marie machte die Honneurs mit ihrer ganzen Grazie und Dame von Welt, die sie jeden ein sülchen sülchen, ein liebenswürdiges Wort, eine zuvorkommende Bewegung hat. Aber zwei sie früher gekannt hatte!

Die leichte, fast kameradschaftliche Unterhaltung schwirrte herüber und hinüber, dies Entzücken der Damen, die bald in einem lustigen Kriegsläger zu sein wähnen, bald in den Rennlonsälen einer Modebade. Dem ernsthaften Hasso fast lächerlich, und man sieht sich nie wieder. Die schöne Anna und die kleine Gorah waren herübergekommen. Welch reizender Backfischraum: sechs Lieutenants allein zu seiner Verfügung und dazwischen, hohen Lebensreizen zu können noch Herzenslust wie bei einem Fischingsball, den man vor der Demobilierung verstieß. Daß auch ein paar Herren vom schwarzen Fisil da waren, Lolo und Ungstein, stimmerte die Kleine wenig. Heute war Mosksenfreiheit, heute dachte man nicht an die Ehe, sondern an das Vergnügen.

Greelung war sehr gemütlich, nahm Prinz Lack in eine Ecke und schwatzte mit ihm vertraulich: „Sehr gut, lieber Rapsfeld, daß Sie mich auf diesen Lotte aufmerksam gemacht haben! Der Kerl ist wirklich pathologisch. Gestern bekam ich auf den Kommando einen Brief von Regierungspräsidenten in die Hände — der Herr ist mein spezieller Freund, angehender Fünfziger — da steht schwarz auf weiß:

„An den
Premierlieutenant der Landwehrkavallerie a. D.,
Wohlgeboren.

Sind Sie gesetzt, im Falle einer Mobilmachung einen Pferdetransport des Gestüts nach Kassel zu leiten? Bejahende Antwort bringend erwünscht!

„Als ich das las — es ist ja unerhört — sagte ich zu dem guten Mann: „Herr Oberst u. Leite, sie Bezirksregierung, so ist's Ihnen Mitdem aufgefallen, damit Seine Majestät überhaupt. Ich denke, daß ein Regierungspräsident hier an der Grenze wohl Wichtigeres zu thun hat, als Pferdetransporte nach Kassel zu leiten!“ Und ich bitte Sie bekraus von meinem Jungen grüßen; der Bengel verbraucht bei den Dragonern ein hölliches Geld.“

Hasso zeigte nur geringe Schadenfreude darüber. Er hatte Wichtigeres zu thun. Zunächst nun und dem Dandy war die Freundschaft fikt gewordon. Das hinderte den gutherzigen Menschen aber nicht, gerade heute den Panzerreiter besonders liebenswürdig zu behandeln. Er war in einer weltschmerzlichen Laune und dem Trost entschrieend nunzugänglich. Prinz Lack zeigte dem gegenüber auffallend viel Gemüt. „Ihnen ist's wohl nicht besonders, Doerfbrett?“ frogte er teilnehmend und hergrub sich in einen einsamen Fauteuil in der Gouverie Zimmer.

„Wieso?“ knurrte der Dandy.

„Na, alter Freund, wir wollen kein Versteckes spielen! Mir ist's auch gar nicht extra zu Mute ... die verfluchte Politik ... die Landwirtschaft ... es sind doch überall die dummen Vorurteile!“

„Ja, leider Gottes!“

„Mit dem unglücklichen Gestmann fängt's an, mit wie hört's auf.“ Darauf räuspere sich der Dandy und fragte in seiner Art: „Haben Sie die Frau eigentlich mal wiedergesehen, Doerfbrett? ... Bedauernswertes Ding ...“ Der Dandy schielte mitrauisch hinüber, indes Prinz Lack ziegisch fortfuhr: „Sie haben sie natürlich auch fallen lassen.“

„Ich ...“

„Das ist doch bei ihren Ansichten selbstverständlich. Der Vater hat sich wegen einer Ehrengeschichte erschossen, der Mann ist saffiert ... Daß die unglückliche Frau nichts dafür kann, was fragt unsereiner danach! In dem Punkte sind wir alle Rosse. Das Weib machten wir schon haben, aber wen unserem Gefühl auch nur ein bißchen herangeht ... vergiftet Verbrecherin und so weiter ... ist nicht?“

„Sprechen Sie ehrlich, Rapsfeld?“

„Meinenwegen nicht!“ ... Ich habe mich oben gedrückt, lieber Freund. Ich bin der dornierten Standesgeschichte Europas nun nicht barsch. Aber sprechen wir von etwas anderm!“ Und Prinz Lack schloß resigniert die Augen.

Lange Pause.

Der Dandy knipste mit nervösen Fingern an seinem goldenen Kettenarmbande. „Und wenn Sie für die Gestmann etwas übrig hätten!“

„Ach! Lassen Sie mich! Wenn Sie mich autohaben wollen, so machen Sie mich wahren Lieber — Diplomat sind Sie nun einmal nicht!“

„Ich denke nicht im Traum daran.“

Rapsfeld schwieg beharrlich, obgleich er den lauernden Blick des Panzerreiters wohl sah und die beginnende Aufregung. „Also reden Sie mal 'n Ton, Prinz!“

Darauf ein widerwilliges Kopfschütteln, sich im Schlußwort lebhaft bewegende Lippen, Prinz Lack schien mit einem Gesichtsruck zu kämpfen ... „Durchgehen würde ich mit ihr und sie in Holzland heiraten!“ Er richtete sich auf und sah Dorfbrett finster an: „Aber wenn Sie mich auf den Mund warmen wollen ... so etwa, der Prinz Lack ist ja ein toller Radiaker! ... mehe Ihnen!“

„Nee,“ beruhigte Doerfbrett, „die Sache liegt ganz anders. Wenn Sie Verstandesweigenheit rechnen?“

„Den Meinedl will ich lehrn, den ich nicht leide!“ betonerte mit gehobenem Finger Prinz Lack. „So sollen Sie reinen Mein haben. Martha und ich haben uns gern ...“

Einem scharfen Ange wäre es vielleicht aufgefallen, daß Rapsfeld dies Geständnis etwas gleichgültig aufnahm.

„Also ich tu thun würde, Doerfbrett? Was ich jetzt politisch thue, ein moderner Mensch sein.“ Treuherzig fuhr er fort: „Entweder sind Sie ein anständiger Kerl, dann sagen Sie sich: Die Frau ist schön, und ich habe herr tolsächlich Pech, von ihr geliebt zu werden, dem werde ich sie heiraten, sobald ich kann — oder Sie sind kein anständiger Kerl und sagen: Sie 'n bischen verschwiegene Liebe ist ganz nett, nachher aber heiratet ich eine andre. Die Rache kommt natürlich hinterher. Da liebt man seine Frau nicht, macht noch eine Unschuldige unglücklich, denkt immer an das Vergangene und sucht an guter Letzt noch einen verschwiegenen Platz im Walde. Bumm! Ich allerdings kann mich nicht so recht in die Situation denken, ich bin zu abgehetzt — aber Sie sind doch noch 'n Kerl, der auf die ganze Barmherzige pfeifen kann und lieber mit der Frau, die er liebt, glücklich werden will als mit einer ungeliebten unglücklich!“

„Würden Sie dabei mitthun?“

Rapsfeld überlegte. „Nee, lieber Freund: erkenn werde ich die nächsten Jahre wieder auf Reisen gehen — und dann würde es mir ja kein Mensch glauben. Das ist eben das Unglück, wenn man sein Leben für bedeutig, klasser und heraus gegeben hat! Ich wunderte mich beinahe, daß Sie das alles, was ich jetzt gesagt habe, nicht für eitel Windbeutelei halten, weil ich Sie mit der schönen Frau verkuppeln will.“

Einen Augenblick schien dem Dandy etwas von der Scharfsrei Rapsfelds anzudämmern. Dann

Digitized by Google

wachten den Argwohn schöne Phantasien von Liebe und Glück überwuchern. „Sie haben recht, Raysfeld! Wenn man sieht, soll man sich um die ganze andere Bande nicht scheren . . .“

Arzt ward die Unterhaltung gestört. Einige Kameraden Dorfriedls kamen reitersig herbei und trugen, es möchte zwei „Dritte Manner“ zu einem Satz mit Stadvoffizieren disponibel werden. Dorfriedl sagte bedrücklich ja, Raysfeld verführte flüchtig. Aber während er den Säbelfechtern ins Spielzimmer folgte, sah ein höflicher Zug um seinen Mund. „Der Gimpel ist wahrhaftig auf den Leim gegangen!...“ Ich hätte Schauspieler werden sollen, aber Diplomat bei meinem Hange zur Eitelkeit und Tugend.“ Dann sich es längere Zeit dem Fechten zu. Lobte in der Karten, der mit den Grafen und dem Stammbuchverein ein kleines Lyzombet spielte.

Es war lange nach Mitternacht, als die beiden Freunde zum Lachen abfuhren. Jung und leichten Sinn sentimentalist aufgelegt und schlug eine Waldfahrt im Mondschein vor. „Ich bring Euch wieder zurück, sage, aber ich muß Euch doch meinen Erlebnissen mit weiblichen Herzen und meinen Thesen vorlesen. Sie, was ich Spaßhaftes heute gesehen habe?“ Und er erzählte schadenfroh das Erlebnis des Nachmittags und die Unterhaltung des Abends.“ „Wie ich wieder ein Kindergesicht war — einfach!“

Da schlug eine eiserne Faust sich um sein Handgelenk, und eine heisere Stimme sagte: „Menschenkind, was haben Sie gethan?“

Sie sprachen lange in strengen Flüsterton, der Kutscher horchte . . . „Es war ihre Schwester . . . Pflicht . . . Eben Sie, bewogen sind mir ja das arme Ding in's Leb'n“ — Und Raysfeld daggegen: „Ja, wenn ich Ihnen hätte! Verdammt . . . Ich bin schon nur zu Teufelein gut!“ Der Kutscher spätter hatte sich plötzlich verwandelt. Ihm wuchte etwas ernstes teil thun. Als sie nach langer Fahrt sich in Schweigen verabschiedeten, sagte er erregt: „Warum hatte Ihr denn ein Vertrauen zu mir, wo ich Euch doch alles gesagt habe, Lola? . . . Trotzdem glaube ich, was ich heute gethan habe, ist vielleicht das Beste, was in der ganzen Sache geschehen konnte.“

(Fortsetzung folgt.)

Das litterarische Jungfrauenrieck.

Von

Eugen von Jagow.

Kaiser, der Dichter des unsterblichen „Schwiegersohn des Herrn Peiriers“, bekand sich in seinem jungen Jahren im Zimmer eines Theaterdirektors, als dieser eine Dichterin hereintreten meldete. Damals stand „Figaro Hochzeit“ auf der Leier bereit eingeteilt, daß der Direktor aufsprang, um dem berühmten Mann, der jahrelang für die Bühne Fruchtbares geleistet hatte, sogar das Vorkommen der Dichterin zu entgegenzutreten? Nun, er warf die Arme ergeistlich mit den Worte und rief: „Schon wieder drei Akten!“ Augusti Zeitgenossen haben ihn nicht ganz verstanden, und auch wir sind ebenso ergrift, und darum werde ich im Zeist meiner Ahnherr meine Leier niederlegen.“ Und er hielt Wort. Nach dem glänzenden Erfolg der „Schwiegersohn“ schrieb er kein Drama mehr. Ich sprach ihn wenige Monate nach seinem letzten Triumphe und das Gespräch kam auf Lola, der zwei Jahre lang in seinem Allmanach Memoiren veröffentlicht hatte und eine europäische Berühmtheit geworden war. „Für mich ist dieser Lola,“ sagte zur Kaiser, „ein vollkommener Rätsel. Die Charaktere des letzten Tyrannen sind doch psychologisch weit interessanter als die der vierten, als die Transkendenten gruben Barbaren, die er mit sich vorführt.“ Lola aber, den ich ja zuvor gar nicht kannte, kennen lernte, bewunderte Kaiser nicht als dieser ihn, aber eigentlich nur, um den Gegensatz hervorzuheben, die er gegen den jüngeren Dumas hegte, einen berühmten Ausdruck leihen zu können. Ich sage hinzu, daß die Kaiser und Dumas nur selten miteinander Berührungspunkte hatten. Ich sage hinzu, daß die Kaiser und Dumas nur selten miteinander Berührungspunkte hatten. Ich sage hinzu, daß die Kaiser und Dumas nur selten miteinander Berührungspunkte hatten.

Wenn beides dem überhaupt das Kunstlied des jungfrauenhaften Schriftstums, beiden Haupter durch ihre Bücher und durch die Anstiftung ihrer Bücher an Jugendlichen sich endlich eine gewisse finanz elle Unabhängigkeit errungen haben, so daß sie nicht mehr gezwungen sind, den größten Teil ihrer Zeit den Tagesgrößungen und den zahlosen Menschen der neuen und neuesten Schulen zu opfern? Jungfrauenkreis sieht unter dem Einfluß so verschiedenartiger realistischer und mystischer Strömungen, daß man nun sagen kann: es schillert zu allen Farben. Von jenen Bestrebungen sind besonders die der Symbolisten und Parnassier schon halb überwunden, aber man wird immerhin noch mit einigen Werken, insgesamten Meisterwerken von Verlaine, Mallarmé, Maeterlinck, Jean Lorrain und Rodenbach oder Gustalle Merrill rechnen, um nur die Besten zu nennen. Wenn es also kommt, so nunmehr ist, bei der außerordentlichen Fülle von Unterströmungen, Wirbeln und Strudeln festzustellen: „und wer sind die Richter, hin durch die litterarische Akt?“, in kaum sich doch manche kleinere Störung erkennen und schlichten.

In der Kritik und Satire, im weiteren Sinne des Wortes, leistet das moderne Schrifttum Frankreichs, glaube ich, am meisten. Jules Lemaître hat in seinen „Contemporains“ die Schwächen der Romane der letzterschienen Epochen seines Vaterlandes unbarmherzig, ja bodenlos gegeißelt und leicht den großen Dichter Zola nicht gelegen. Dem Zola ja fast einem Gott gleich kam, mariert es sich mit den jüngeren Lieblingen der litterarischen Mode beschäftigt, aber unsere Akademiker besitzt nicht mehr, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Kraft, sie, die Kritik sich wieder, nachhaltiger gewordenen. Warum? Weil Lemaître zu denen gehört, von denen der Komponist sagt: „Es sonst weil, ein Wanderer hat an Rundung gewonnen, seine Ecken und Kanten verloren. Anatole France, gleichfalls Akademiker, ist die Liebenswürdigkeit selbst gegen alle Dichter. Von ihm gilt das Goethesche Wort „Lieb die und Herz hinaus“, kalt sogar bis mit Herz hinein. Frankreich besitzt wenige Federn, die sich mit der seinen messen können. Seine Charakter zur Kunst, Wissenschaft, Politik, sein durch ihre archäologische und ästhetische Tortung nur noch deutlicher werdende Verwandtschaft mit der antiken Welt, während sein meisterhaftes Französisch, das Latein und die Stilvorlage der französischen Verwaltungsbeamten in künstlicher Weise komplizieren.

Auch auf der Bühne hat die Satire mehr als ehedem Wurzel gefaßt. Man ist in Frankreich jetzt mehr ironisch als heiter gestimmt, man naturlich nicht ausschließlich, daß die alt-Pariserische Komödie, die Komödie des Boulevards, Feydeau und Talmeur volle Häuser machen. Aber ich spreche nur von den mehr oder weniger kunstwungenen Kreisen von Paris, beiden Geschmack sich in Dumas' „Demi-Monde“ bereits ausgebend ist. Nun, da herrscht der mit Ibsen liebäugelnde Pessimismus vor — und Grandeur, deren Erbstreitung auch zu weit führen würde, Dumas' „Demi-Monde“, wenn er traurig getrimmt ist, das Nirwana verherrlicht und tiefsinnig wird, nimm es sich in komischer Form behandeln will. Ob bei dieser Trübung das Gute gewonnen hat, ist eine Frage, die nicht jeder mit Sicherheit bejahen. Mich treut es jedenfalls, daß der von Barbou im „Rabagas“ gemachte, einmal oberflächliche Versuch, in Frankreich das Lustspiel der Ortsgesellschaft zu treten, von Jules Lemaître im „Député Leveau“ mit einigem Erfolg erneut worden ist. Obwohl von einigen andern, bedeutenden Talenten, wie Jean Richepin, Maurice Donnay, Tristan Bernard, Jules Renard, Abel Hermant, Lavedan, Donnay, Porto, die sie nur wolliger Hingebung ohne nur zu bedenken pflegen, bereits die gangenhafte, entwicklungsfähige Form gefunden haben.

Einen starken Einfluß auf die obengenannten Hauptlinge des litterarischen Jungfrauenkreis hat sicherlich Emile Zola geübt, der auf der Bühne zwar niemals seinen Fuß gesetzt, aber mit seinen „Nabab“ und seiner „Kurtisane“ dennoch wordlich gewirkt hat. Der wenig produktive Georges de Porto-Riche mit seiner vielbesprochenen „Liebesbarne“, Exact, dem es als Mitarbeiter leichter als andern Sterblichen geworden ist, sich eine Gemeinde zu bilden, Donnay mit seinen „Liebesleben“ und der „Achtung“, der ganze Pleyade jener Dichter, die sich mit Vorliebe der Ehebruchsfrage trennen Bühne von Rotoine zu lenken bemühen, beziehen sich im Grunde genommen am Einzelnen von Zola, denen, wenn sie für sich allein genommen, freilich wenig bedeutet sind. In seinen Stücken findet man diejenigen Elemente wieder, die eine ziemlich unbestimmte Kritik bei den Romanen bemerkt: die Einbildung der Wissenschaft, die Absurdität der Intrigue, zu selbst die geringschätzige Verwachsätigung beider, worauf Dumas alle seine Kunst verwendet, nämlich der geschickten Vorbereitung aller dramatischen Wirkungen, vor allem der „scène à faire“, wie ihrer Satzen, der bekannte Kunstrichter des „Temps“, sich ausdrückte, wurde. Im übrigen werden unsere Jungen, gemäß der interessierende Ausnahmen, sich nicht viel Mühe geben, ehrenlicher Gesinnungstüchtigkeit, mehr oder weniger Gesinnungsschnitzel, wie

Vor dem Stapellauf.

Der Stapellauf des Kreuzers „Hertha" auf der Werft des „Vulkan" bei Stettin.

Nach Motiven Aufnahmen von Hermann Brandt.

Der Stapellauf des auf der Werft des „Vulkan" erbauten neuen S. Kreuzers erhielt eine besondere Bedeutung dadurch, daß Prinz Ludwig von Bayern, der älteste Sohn des Prinzregenten Luitpold und demzufolge derzeit Thronfolger im Königreich Bayern, mit seiner Tochter Marie der Feier beiwohnte. Das schnelle Kraftfahrzeug brachte, als die erlauchten Gäste gegen elf Uhr am Vormittag des 14. April auf dem Bahnhof in Stettin eintrafen, begleitet vom Oberpräsidenten v. Puttkamer, dem kommandierenden General des II. Armeekorps v. Blumberg und dem Polizeipräsidenten Dr. v. Jagow. Die hohen Herrschaften fuhren zunächst in das königliche Schloß, das sich mitten im ältesten Teile Stettins erhebt, doch nach kurzem Aufenthalt daselbst bestiegen sie wieder den Wagen, um sich nun zur Werft des „Vulkan",

Prinz Ludwig. Prinzessin Marie. Admiral Knorr.
Vorbeigang durch die Werft.

Der Stapellauf.

eine halbe Stunde von Stettin, zu begeben. Die Werft prangte in reichem Flaggenschmuck, auf einer hölzernen Brücke stellte die Musik und Gänge, in deren Nähe auf weiter Haltung der neue, mit Masten und Gurtbinden versehene Kreuzer lag. Vor seinem Steven war eine Reihe Tribüne errichtet, die mit deutschen und bayerischen Fahnen geschmückt war, und von der aus die Taufe stattfinden sollte. Unterhalb der Tribüne versammelten sich die Spitzen der Stettiner Behörden, die Turbinen und Architekten des „Vulkan" und die höheren Offiziere der Garnison. Hier nahm auch die Ehrenkompagnie des Königsregiments mit mehrfacher Standarte Aufstellung. Ringsum drängte sich eine dichte Menge von Zuschauern und Arbeitern der Werft, und auch auf der Ufer harrten mehrere vollbesetzte Dampfer des Stapellaufes. Inzwischen Minuten vor zwölf Uhr traf Prinz Ludwig mit seiner Tochter auf der Werft ein. Empfangen von den Turbinen, schritt er, begleitet von den Admiralen Knorr und v. Seeben-Bibran und vielen Offizieren die Front der Ehrenkompagnie ab. Sodann betrieg er mit der Prinzessin Marie und den höchsten Offizieren die Tribüne, wo er auch der Marine Platz nahm. Mit einer kurzen, durch die Berichte der Zeitungen bekannten Ansprache gab Prinz Ludwig dem neuen Kreuzer den Namen „Hertha", dann ein kräftiger Zug an der neben dem Prinzen hochhängenden Schnur, die Flasche Champagner sauste von der Höhe herab und zerschellte am Bug. Tief fällend fiel wieder, klappte die feitschlendern Tone, und der gewaltige Eisenkoloß glitt erst langsam, dann schneller und schneller in die See. Als das Schiff mitten auf dem Fluß angelangt war, brachte es die vom Lande entsandte Hallelujah zum Stehen, zwei Anker rasselten zum Grunde, und der neue Kreuzer lag sicher in seinem Element. Gleich darauf unternahmen Prinz Ludwig und Prinzessin Marie, geleitet von den Direktoren des „Vulkan", einen Rundgang durch die Anlagen der Werft.

Das neue, nach Plänen des Oberbaurats Dietrich, erbaute Kriegsschiff hat eine Länge von 109,10 m, eine Breite von 17,10 und eine Tiefe von 11,25 Metern. Es besitzt ein Deplacement von 3650 Tonnen und wird eine Fahrgeschwindigkeit von 18½ Knoten in der Stunde haben. Die Bewaffnung des Kreuzers wird aus zwei 21-Zentimeter-Geschützen, vier 15 Zentimeter-Geschützen, zehn 8,8- und zehn 3,7-Zentimeter-Geschützen und noch acht Maschinengewehren bestehen. Ferner erhält er

ein Torpedowaffenrohr und zwei Torpedobestichrohre, die alle unter der Wasserlinie liegen. Zum Schutz des Kommandanten im Gefecht ist auf der vorderen Brücke ein aus 150 Millimeter starken gehärteten Nickelstahlpanzerplatten hergestellter Kommandoturm errichtet, dessen Boden und Decke durch starke Platten geschützt sind. An Maschinen besitzt das Schiff zwei, von denen der Zeichnung mit zwei Schleifkurbeln und Schraubenpropellern, der Germania mit einem Schleifkurbel versehen ist. Die Feuerung wird aus 4400 Pferden bestehen, für deren Unterkunft hohe, luftige Räume gebaut sind. Alle diese Räume sind ausgiebig ventiliert und haben Dampfheizung wie elektrische Beleuchtung. Das Schiff ist mit einer großen elektrischen Primärstation versehen, von der aus sowohl die Feuerbeleuchtung wie die Aufzüge für Munition, die unterseeischen Verständigungsmittel und die fünf großen Scheinwerfer betrieben werden. Die Gesamtkosten belaufen sich auf 7 500 000 Mark.

Nach dem Stapellauf.

Digitized by Google

Ein Denkmal Kaiser Wilhelms I. in Ostafrika.

Der hundertjährige Geburtstag Kaiser Wilhelms I. hat auch den Deutschen in der Kolonie Ostafrika Veranlassung gegeben, eine Gedenkfeier zu begehen. Der Einladung des Gouverneurs, Oberst Liebert, folgend, waren die beiden Kreuzer der ostafrikanischen Station, „Seeadler“ und „Kondor“, tags zuvor in Dar es Salaam eingetroffen und verbrüderten mit ihrem Flaggenschmuck das festliche Bild, das der Hafen und die mit Palmen und Flaggen reich verzierte Stadt bot.

Der Glanzpunkt des Festes war am 21. März die feierliche Enthüllung des in den Anlagen errichteten Denkmals.

Nachdem an Bord des „Seeadler“ ein gottesdienstliches Gedächtnis, von Pastor Holst aus Dar es Salaam abgehalten hatte, begab man sich zum Platze in den Anlagen, wo ein Kommando Matrosensoldaten und eine Kompagnie der Schutztruppe zu beiden Seiten des verhüllten Denkmals Aufstellung genommen hatten. Der Gouverneur, Oberst Liebert, gedachte in einer Ansprache der großen Verdienste des Kaisers um das deutsche Vaterland und hob hervor, wie er noch im siebenundachtzigsten Lebensjahre den Plan kühn und durchführte, für das wieder aufgerichtete Deutsche Reich Kolonien zu erwerben. Während hierauf die Hülle des Denkmals fiel, salutierten die Truppen, und die aufgebotene Musikkapelle stimmte „Deutschland, Deutschland über alles“ an, das die Versammlung begeistert mitsang.

Das Denkmal, von hohen Palmen umgeben, zieht in

Das Kaiser Wilhelm-Denkmal in Dar es Salaam.

der Mitte der dem Hafen entlang angelegten Anlagen am „Kaiser Wilhelm-Ufer“, die Front dem Hafen zu gerichtet, von welchem aus es den einlaufenden Schiffen sofort sichtbar wird. Die in doppelter Lebensgröße aus Bronze gegossene Büste war anfänglich zur Dekoration des Kaiserhauses bei der Gedenkfeier bestimmt, bis in letzter Stunde der Plan zur Errichtung eines Denkmals auftauchte, der dann auch dahin bei Sachsen auf sich nahm, gesichert war.

Das etwa zwei Meter hohe Postament wurde genaukt nur provisorisch nach dem Entwurf des Baudirektors Bartelt in Dar es Salaam errichtet, ein Gesamtmodell nach diesem Modell ist in Deutschland bestellt worden.

Im weiteren Verlauf des Festes wurde nachmittags für die Eingeborenen ein großes Volksfest mit Spielen, wie Tauklimm, Klettern und so weiter, veranstaltet. An dem Gedenktag selbst fand bald bei Sonnenaufgang und mittags vor der Matrosenbaracken eine große Parade über die Garnison ab, nach deren Schluß das Fest mit die Kronprinzhoch Salut schossen. Abends war Festbankett im großen Saale des Kasinos, an welchem und ergangene Einladung alle Deutschen der Kolonie teilnahmen. Hierbei wurde nach einer liebenswürdigen Rede des Gouverneurs, Oberst Liebert, dem Andenken des hochseligen Kaisers ein Hoch gebracht.

An das Bankett schloß sich eine auf dem Lawn-Tennis-Platz veranstaltete Italienische Nacht mit großartigem Feuerwerk und Demonstrationen der Scheinwerfer der beiden Kriegsschiffe an.

v.

Nach einer Photographie von A. Zumpfe in Bozen.

Das Burgfest auf Runkelstein bei Bozen: Herold und Fahnenträger der Stadt Bozen.

Digitized by Google

Jung gefreit!

Humoristischer Roman
von
Ataly von Eschstruth.

(Fortsetzung.)

Mit grossem Eifer und dem Behagen eines Menschen, welcher sich in der Lage sieht, hinter die Schliche eines andern zu kommen, trat der Major an den Schreibtisch.

Als sog. fein Handbeil der Gesellschaft bezeichnet. Nicht daß ihm, richtig, Salome hatte es sich gestern gebalt, um etwas nachzuschlagen. Wird noch droben in ihrem Zimmer liegen.

Westen scheint hinunterzugehen, die Treppe hinauf in die Logierstube des Vorsichen Ehepaares.

Er blickte umher. Ah, da liegt ja das Buch auf dem Tisch. Nebenan in Tante Sibonies Zimmer plötzlich ein furchtbares Geschrei und Gepolter.

Gewiß ist jemand mit dem Stuhl durchgekracht, oder es hat sich sonst ein Malheur zugetragen — er muß doch nachsehen! Hastig rafft er das Buch auf und eilt damit auf den Korridor, da schallt ihm aber schon eine Lachsalve entgegen, und Siegfried scheint auch dabei zu sein, denn er ruft: „Männsche wohl gerollt zu haben, meine Damen!“ Na so, sicher ist das wackelerige Ding mit der bieten Apothekerin und der Frau Rittmeister zusammengebrochen, und schadenfroh zusammgeteilt zieht sich Wolfen wieder in sein Zimmer zurück.

Er legt sich in einen Sessel und schlägt den Kriminal auf. Ein Brief fällt ihm entgegen.

„Wetter ja — ein Brief? Etwas an mich?“ Und mechanisch schlägt er das steife Papier auseinander.

Er stutzt. Welch eine wunderliche Schrift! Der reine Kritzelkratzel. Ein Nachtsuche hoch, einer niedrig, einer dick, einer dünn, keiner hängt an dem andern, bieser ist deutsch, jener lateinische Buchstaben. Das Ganze sieht aus, als sei ein Sturmwind durch die Schrift gefahren, so wirrschicht hängt sie auf dem Papier.

Wer ist denn der Schreiber? „Hermann?“ Wer ist Hermann? Er kennt niemand dieses Namens, doch ja — Neffe Hermann in Berlin, der Sohn seines Stiefbruders. Ah Buchstabe hoch, einer niedrig, einer dick, einer dünn, keiner hängt an dem andern, bieser ist deutsch, jener lateinische geschrieben. Das Ganze sieht aus, als sei ein Sturmwind durch die Schrift gefahren, so wirrschicht hängt sie auf dem Papier.

Wer ist denn der Schreiber? „Hermann?“ Wer ist Hermann? Er kennt niemand dieses Namens, doch ja — Neffe Hermann in Berlin, der Sohn seines Stiefbruders. Ein

„Da bist du doch, Männe, nicht wahr?“ fragt sie freundlich ihren Gast. „Dein Examen machtest du ehemals.“

„Allerdings, liebe Tante,“ bejaht der junge Mann. „Ehe ich mich der Musik zuwandte, war ich schon die erste Staffel auf der Ministerleiter emporgeklettert.“

Er lüftet sich nieder, und Melsen und Bayn drängen sich von jeder Seite gleichfalls neben ihn, während die Damen alle an einer Ecke des Tisches zusammenrücken.

„Und das Studium der Musik hast du zu?“ fährt Melsen fort.

Eylau zuckt die Achseln. „Es ist rasend anstrengend. Es konsumiert Nerven wie kein anderes, und ich muß leider selber eingestehen, daß ich in letzter Zeit sehr nervös und terrissen geworden bin. Die ewige Kleinigkeit regt mich auf! Und die Stellung als Dirigent machte ich aufgeben, weil ich thatsächlich nicht die Kräfte hatte, die Anstrengungen zu bewältigen. Tag und Nacht immer Noten, Noten — Tonbuchstabenflackt im Kopf, das war rein zum Verrücktwerden!“

„Ach Gott!“ schreit Nose erschrocken auf, und Salome und Mischen fassen sich krampfhaft bei der Hand.

„Sie haben schon selbständig dirigiert?“ fragt der Landrat. „Davon wußten wir ja nichts.“

Eylau macht ein paar heftige Bewegungen mit seinen langen Armen. „Das verhehl ich nicht, habe den Taktstock tapfer geschwungen!“ lacht er, „nun erzählt sich sogar eine Anekdote darüber! Als der erste Kapellmeister von dem Komitee die Anschaffung von zwanzig neuen Taktstöcken verlangte, wurde er erstaunt, ein solch tollsinn unbesiedenes Verlangen zu motivieren; er that es in lakonischer Weise: Taktstock vom Holz — Rutt von Stein — Eylau sehr nervös! Ich hatte in der That in sehr kurzer Zeit fünf Taktstöcke zerbrochen!“

Allgemeine Heiterkeit, sogar die Damen gewinnen es trotz ihrer Angst über sich, mitzulachen.

Rhoff deckt und reicht das Frühstück auf, und hinter der Hausecke lugen die ängstlichen Gesichter des Küchenpersonals hervor, welches den „Verrückten“ sehen will.

„Na, nun sag mal, mein guter, alter Junge, wie kamst du auf die nette Idee, und hier einmal zu besuchen?“ forschte der Major.

„Ja, Onkelchen — ehrlich gestanden — das kam sehr plötzlich,“ — Eylau langte wacker zu und belegte sich ein Brot mit Schinken. „Weißt du, wenn man als Neurtier in der Residenz sehr oft verkehrt, lecken sich einem alle möglichen Freunde an, welche man nie gerufen hat, und ich wurde wieder toll wird, gleich den klassischen „Geisterv. So ging es mir mit einem jungen Doktor. Der Mensch lebte in sehr behaglichen Verhältnissen und assoziierte überall herum. Er hatte es auf mich ganz besonders abgesehen. Verschrieb mir ein paarmal Pfauenreinpulver gegen meine Kopfschmerzen, und seit der Zeit klebte er! Wo ich ging und stand, war der Herr Doktor hinter mir.“ Abermals machte selten die Umstehenden bedeutungsvolle Blicke. „Ich mußte überall die Zeche bezahlen, und weil ich doch anfangs gutmütig war, sog er sogar noch in diesselbe Pension, wo ich wohnte, und ward vollends mein Schatten.“

„Ein Irrenarzt!“ flüsterte Nose schreckensblich ihrem Nachbar Joachim zu, und dieser nickte.

„Na, ich sagte dem Menschen endlich, ich wäre die Sache zu bunt wurde, ich müßte verreisen!“ „Wohin?“ Ich begreife Sie!“ „Na, das fehlte mir noch. — „Zu Verwandten!“ — „Wo wohnen die?“ Ich gab natürlich eine falsche Adresse an, sagte: in Schlesien; bei Breslau!“ Ah, das trifft sich brillant! In Breslau wohnt meine Großmutter, welche ich gern besuchen möchte! Beiter, teuerster Eylau. Sie müssen mich mitnehmen!“ Na, da ließ ich ihn in der That! Aber ich überlistete ihn auch tüchtig schön aus. Hierher zu euch. Wenn er mich hier ausspionierte, ginge es mit Teufelspferd zu, denn ich habe alle Barrikadenbefehrgeist gebraucht. Hätte ich nur gerade wenden können! Aber dazu bin ich leider zu gutmütig, und darum heurate er mich aus. Na, Gott sei Dank, ich bin ihn los, und ihr habt mich dafür auf dem Halse. Prost, meine Herrschaften! Auf Ihr Wohl!“

„Ich muß sofort an den Arzt telegraphieren!“ nannte Melsen seiner Frau ins Ohr, und dann forschte er liebevoll, wie diese gräßliche Wurst heiße und wo er wohne.

Männe riß den Filzhut vom Kopf und tupfte sein Jackett auf. „Pud, diese Hitze! Ihr Damen habt es gut in euren leichten Kleidern! O, ich hasse die Hitze. Sie steigt mir gleich zu Kopf. Uebrigens, Confinchen Salome, du bist eine reizende kleine Frau geworden, und du, liebe Nose, ein entzückendes Mädel! Ich bin Stammvater, ich habe drei ewig Weibliche an, und doch habt ihr mir noch nicht einmal eine Hand gegeben! Das war doch früher nicht so — bei!“ — und er streckte seine langen Arme rechts und links über den Tisch und bot den Cousinen die langfingrigen Hände.

Beide wichen entsetzt zurück. Aber Joachim brauchte Nose seinen Schmuptuch zu: „Im Gottes Namen, reichen Sie ihm nie!“ worauf die kleine die zitternden Händchen reichte.

„Ich trinke doch, himmlische Freihungsluft! Die Rose, sie sei mein Becher!“ sang Männe plötzlich mit schmetternder Stimme, überwand das Weinglas und leerte es. Dann fuhr er plötzlich mit den Händen nach dem Kopf. „O diese verdammten Meidebiss! Immer spuken sie im Kopf herum — gleich kommen sie! Stehe! Nicht Melsen trinken sollen, die Eisenbahnfahrt und die Gytrapost hierher haben mich so wie so schon nervös gemacht.“

Frau v. Melsen erhob sich. „Dann wird es gewiß gern ein wenig ausruhen wollen,“ sagte sie gastig. „Gutschuldige mich einen Augenblick, ich will dein Zimmer zurecht machen lassen!“

„Wir bleiben bei, Mama!“

Die Damen sprangen wie erlöst empor und drängten sich nach. Herr v. Melsen aber flüsterte hastig seiner Frau zu: „Ein möglichst entlegenes Parterrezimmer, am besten den Saal, da kann er sich nicht verunglücken.“

Nun ward in dem Saal ein Bett aufgeschlagen und ein Waschtisch hergetragen.

„Aber um Gottes willen die Waffer in die Karaffen!“ kommandierte Nose. „Die Zollen können sein Waffer sehen, dann werden sie gleich wild, ‘s ist wie bei der Hundswut!“

Alle Sachen aus dem Zimmer herausschaffen, welche er benutzen könnte!“

„Schlieb die Nebentür ab und nimm die Schlüssel an dich, Salome!“

„Ach Gott, die Stücke liegt grade hier unten! Wir werden den ganzen Spektakel am schrecklichsten hören.“

„Und er bekam schon die Stiche im Kopf!“ sang Rose die Hände. „Das bedeutet einen Raubzeug!“

„Wenn er sich nur nicht anbeißen!“ flüsterte Mischen, „es darf nicht sein hier eine Messer oder Strick!“

„Unbesorgt! Wenn wir ihn erst glücklich hier in das Zimmer hineingelockt haben, ist er zu sicher eingekerrt, und dann telegraphiert Papa an den Arzt, und wir lassen noch den Doktor aus Feldheim holen.“

„Mama, sie kommen schon mit ihm — sie kommen!“

Laut aufstreichend stürzten die Mädge und Mamsell zur Thür hinaus, die jungen Damen folgten in blinder Hast, und nur Frau v. Melsen erwartete mit blassen Lippen den unheimlichen Gast.

Die Herren nahten breiter plaudernd.

„Eylau will sich gleich ein bischen legen und noch vor Tisch etwas schlafen. Sein Kopfschmerz macht sich, und dem möchte er erschöpfend vorbeugen.“

„Ach ja, liebe Cousine, dann kann Eisenbahnfahren gar nicht vertragen!“ flötete Männe und wühlte die Hände in das Haar; „aber ich denke, ein Stündchen Ruhe macht alles wieder gut.“

„Mein gemütlicher junger Junge, leg dich nur hin und schlaf tüchtig aus!“

„Zum Essen brauchst du ja denke nicht zu kommen, wir heben dir auf. Vor allen Dingen schlafe!“

Dann gingen sich die Gastgeber zurück. Hochaufatmend drehte der Major den Schlüssel herum und zog ihn ab. „So, der wäre besorgt und aufgehoben, nun schnell die Tochter aufgerieft und Hilfe geholt.“

Auf leisen Sohlen entfernte man sich.

Eylau schritt in seinem Zimmer auf und nieder. Stannend musterte er das große, kahle Gemach, welches ein Spiegel- oder Tanzzimmer zu sein schien. Es war so gut wie gar nicht möbliert. Nur das Bett stand an der Wand, ein Stuhl daneben, seitlich der Waschtisch und am Fenster ein alter Korbsessel mit einem Staubkirchchen darauf. Gitterige Jalousien lagen auf dem Fensterbrett. Seltsame Einrichtung für ein derart komfortables Gasthaus wie Zeferig!

Sehr unangenehm, gleich als Patient hier im Hause aufzutreten. Das hatte wird sein, er nimmt ein Pulver, legt ein nasses Tuch auf den Kopf und versucht zu schlafen.

Anfang Juni war es ja im Hause zu sein, und im Garten flingelt weder die Pferdebahn noch drühnen die Lastwagen oder rasseln Droschken und Gastpagen, nur die Vögel zwitschern in dem Blütenmeer der Bäume.

Eylau tritt an das Fenster und blickt entzückt in die Frühlingspracht hinaus.

Er sieht, wie Bahnmann und ein älterer Gärtnerarbeiter, welche beschäftigt sind, den Rasen zu sprengen, ihn bemerken, und wie sie sofort die Köpfe zusammenstecken und ganz besonders Mienen aufsetzen. Sie sprechen über ihn, und zwar nicht in wohlwollender Weise, das sieht man.

Und man kommt noch ein Weib dazu; sie beginnen verstohlen nach seinem Fenster, und die Alte tuschelt mit den Armen durch die Luft, dann wieder stellt sie sich hin und stopft ihn hinter einen Busch hervor an. Was soll das bedeuten? Eylau fährt schon wieder ganz nervös empor und sucht nach einem Spiegel, ob er vielleicht irgend etwas Absonderliches an sich habe, aber er findet keinen Spiegel im Zimmer.

Warum sind alle Menschen so wunderlich? Die ganze Frühlingsherrlichkeit benahm sich so eigentümlich. So etwas furchtbar Aufregendwohliches hatte noch ein Abendrother Hesch auf dem Lande nicht sein! Je nun, mag es sein, wie es will. Aufregung und Nachdenken verschlimmern die Migräne.

Eylau nimmt ein Pulver und will einen Schluck Waffer hinterher trinken. Aber die Karaffe ist leer.

„Tolle Wirtschaft!“ brummt er, klnd nun legt er sein Taschentuch als Kompresse zurecht und will es in kaltes Waffer tauchen.

Er hebt die Waschschanne. Sie ist federleicht und ungefüllt.

„Verrückte Wirtschaft! Können doch wissen, daß man sich als erstes nach der Reise wäscht!“ Aber die Dienstboten scheinen hier eine nette Sorte zu sein!“ Dabei stößt er, wie ihm Aerger und Erregung das Blut nach dem Kopf treiben.

Er setzt sich nach einer elektrischen Klingel um; umsonst. Klingellos! Verbindung? Auch nicht. Na, dann nur zur Thür hinaus gerufen!

Er gewinnt mit großen Schritten die Schwelle und drückt auf die Klinke.

„Zum Teufel, wie geht denn hier verdammte Schloß auf?“ Er drückt, schiebt daran, umsonst. Die Thür öffnet sich nicht. Die Zornesröte auf seiner Stirn vertieft sich.

Er rüttelt die Thür, und klopft. Erst leise, dann lauter, schließlich donnert er gegen die Thür.

Horch, huschen da draußen nicht Schritte? Natürlich, man hört ihn und kommt, aber man öffnet nicht. Ist denn die ganze Gesellschaft hier übergeschnappt?

„Bedienung . . . heda! . . . Bedienung!“ schreit er aus Leibeskräften, und dann hält er den Stiefelknecht und poltt gegen die Thür, daß das morsche Holz in allen Fugen ächzt.

Draußen aber steht das ganze Personal an der Treppe und lauscht mit angstverzerrten Gesichtern, und Rhoff steht vorne und spricht leise mit der Herrin, daß die Tobsucht bei dem unglücklichen Herrn ausbreche.

„Sind die Fenster verwahrt, daß er nicht von dort ausbrechen kann?“ fragt der Landrat heftig.

Nein, daran hatte niemand gedacht.

„So müssen die Rolläden vor!“

„Aber wie?“

„Es sind doch Fenster. Mit Schreiben aus heimlich heran, lösen die Riegel leise und schlagen sie a tempo zu.“

„Ja, das ist das einzige! Gütiger Himmel, hört doch, wie der Unglückmensch poltkatell. Es ist furchtbar! Die armen Damen!“

Die drei Herren stürmen um das Haus herum und schließen unter die Fenster.

Bachmann kommt schon, zitternd vor Angst, entgegen.

Digitized by Google

Das Burgfest auf Runkelſtein bei Bozen. Skizze.

„Alle gute Geiſter, Herr Major, hören Sie ihn!“

„Schnell zurück auf Ihren Platz, Bachmann! Beobachten Sie die Fenſter, und ſowie Sie leben, daß er eines öffnen will, geben Sie uns ein Zeichen!“

Bachmann ſtürzt zurück auf den Roſen, ſeinen ſeine Sorge, und ſtarrt auf die Fenſter. Welch ein Höllenſpektakel in dem Saal, jetzt klirrt es auch von Scherben!

Während deſſen empörte ſich Gyſian immer mehr gegen eine derart nächtswidrige Behandlung.

„O, ich will euch ſchon zwingen, mich zu hören!“ dachte er, kaltblütig vor Wut. „ich will euch lehren, einen Gaſt zu ehren!“ Und dabei nahm er Waſchkanne und Waſchbecken und ſchmetterte ſie gegen die Thür.

„Aufmachen! heda! verfluchtes Geſindel von Dienſtboten. Aufmachen! Onkel! Onkel! Hilfe!“

Aber es rührte und regte ſich nichts, obwohl er dermlich Stimmengetuſchel und Schritte von der Treppe her vernahm. Was thun? Abwechslungshalber einmal aus dem Fenſter ſchreien. Vielleicht „Feuer!“ das zieht am Ende! Und Gyſian ſpringt mit einer wahren Hetzſchnelle nach dem Mittelfenſter, ſtößt den Riegel zurück und öffnet. In demſelben Augenblick aber, als er ſich hinausbeugen will, um Bachmann, welcher wie angenagelt ſteht und verdutzt glotzt, zuzurufen, thut der Teufelskerl einen Pfiff durch die Zähne, eilt wie ein Beſeſſener den Schlauch der Gartenſpritze gegen ihn, und — hui — herr — ſauſt ihm der kalte Strahl ins Geſicht, daß er bis unter die Arme taumelt.

Er hört einen Wutſchrei aus und will ſich aufraffen, da knallt es plötzlich dreimal nacheinander, als ob Kanonen losgeſchoſſen würden, und Gyſian liegt im Dunkeln.

„Himmelſchockbombenelement! Was war denn das?“ Ah, verdie, raſende, himmelſtürmende Gemeinheit! Man hat von außen die Fenſterläden geſchloſſen.

Er iſt in ein Narrenhaus geraten — frogloſ.

Nachdem zuvörderſt er trocken. Mechaniſch friert er den Rock ab, legt die Kompreſſe auf ſeine hämmernde Stirn und ſtreckt ſich auf dem Lager aus. Mag kommen, was da will, ihn ſchreckt und ſtört nichts mehr, er muß ſchlafen.

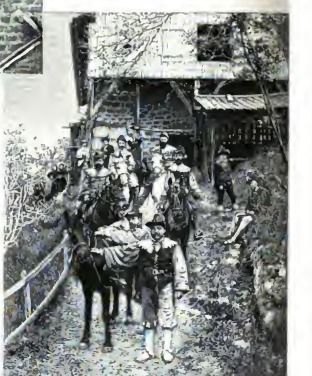
Tut, tut, tut . . . tropft das Waſſer vom Fenſterbrett, und ein Tropfen rollt ihm aus dem Haar recht kalt ins Ohr hinein. Gyſian ſchimpft ſich mit einem Mörtarenſchatz, ſtreift tief und ſchmerzlich auf und ſchließt die Augen. Nur ſchlafen, ſchlafen!

XXIII.

Während deſſen hatte ſich die Familie v. Weſten wieder im Gartenſalon verſammelt und lauſchte voll ſummen Entſetzens auf das Toben des Unglücklichen, deſſen Schreien und Poltern deutlich durch die Wand zu vernehmen war.

Auch die Herren blickten ernſt darein und berechneten im Stillen, wann wohl der heraustelegraphierte Doktor als rettender Engel erſcheinen könnte.

„Wir bringen wir ihm nur während der Zeit etwas Eſſen bei?“ fragte Frau Dora; „wir können



Das Burgfest auf Runkelſtein bei Bozen: Bauern.

doch den Unglücklichen nicht verhungern laſſen!“

„Ja weiß es,“ ſagte Roſe, „es iſt ja der alte Speiſeaufzug in dem Zimmer, den holen wir in die Küche herunter, ſtellen das Eſſen daran und laſſen es nach oben fahren.“

„Unmöglich! Er müßte dazu die Schrankthür öffnen, und dazu hat er keine Ueberlegung mehr. Aufgefunden ſind die Abteilungen ans dem Aufzug herausgenommen.“

„Je nun, Kinder, ängſtigt euch nicht um ſolche Dinge! Der Doktor aus Feldheim iſt jedenfalls in ein paar Stunden hier, und unſer deſſen Leitung werden

Nach Momentaufnahmen von J. Langhanß in Bozen.

Das Burgfest auf Runkelſtein bei Bozen: Patrizier.

Digitized by Google

Ein guter Artikel. Nach dem Gemälde von Teffier.

Digitized by Google

wir den armen Männe schon behandeln können. Ruhedem tritt meistens nach der Tobsucht ein Zustand völliger Erschöpfung ein. Hört ihr? Es ist plötzlich still!“

„Er wird schlafen! Nun ist die Gefahr vorüber!“

Alle ameten auf, wie von Zentnerlasten befreit. Man saß noch ein Weilchen in flüsterndem Beisammensein, dann sah der Major nach der Uhr. „Es bleibt still, er ist sicherlich in den lethargieähnlichen Zustand verfallen, der hält viele Stunden, oft tagelang an. Kommt, Kinder, setzt euch zu Tisch gehen, ich habe bei all der Aufregung doch einen barbarischen Hunger.“

Nach dem Essen schlug Herr v. Weisen vor, um die erregten Gemüter zu beruhigen, falle jeder sich zurückziehen und eine kleine Siesta halten. Aber er stieß auf Widerspruch. Die jungen Herren hielten es für naturwidrig, das „Gewitter“ zu verschen. „Man kann nicht wissen, was passiert,“ meinte der Landrat.

Dem stimmte der Major bei. „Gut, rauchen wir zusammen unsern Tabak auf der Veranda!“ nickte er, Frau v. Weisen und Rose setzen sich zu den Herren, und nur Salome zog sich zu kurzer Ruhe auf ihr Zimmer zurück.

Kaum hatte Rudolf den Kaffee auf der Veranda serviert, als der Postbote die große Ledertasche scherreichte. Weisen öffnete. „Hm, nur ein Brief . . . an mich . . . von wem? Handschrift unbekannt.“

Er schaute das Couvert auf und drehte zu lesen. Groß und hart wurde sein Blick. „Donnerwetter — von Hermann!“

„Ah, richtig, der verbitterte Aumelebrief.“

Der Major schüttelte betroffen den Kopf. „Unbedeutend, es ist ja gar nicht seine Schrift,“ und er zog einen Brief aus der Tasche, entfaltete ihn und hielt beide Bogen vergleichend nebeneinander.

„Nein — eine absolut fremde Schrift!“

„Doch du beim schon einen Brief von ihm?“

„Na, natürlich — hier, das benunzierende Schriftstück!“

„Welches?“

„Ei, seinen ersten Brief an Salome.“

„An Salome?“

„Nun ja, ich sing ihn zufällig ab, ehe sie ihn in die Hände bekam. Hier seht, seit — die ausgebrochene Schrift eines Wahnsinnigen, wie auch durch den Inhalt bestätigt wird. Da, Siegfried, ein wahrer Segen, daß ihn Salome nicht las!“

Allgemeines, starres Stumm.

„Und nur auf die Schrift hin erklärtest du ihn für verrückt, Papa?“

Rose sprang erregt auf. „Dieser Brief ist eine Mystifikation! Er kommt überhaupt nicht von Gylau. Er ist auf indianer Manier von irgend einem Feldjäger verfaßt!

„Fenglos! Dieser Brief ist also thatsächlich der echte Erdmiche, der andre muß ja ein Falsifikat sein.“

„Allmächtiger, dann ist er ja aber gar nicht verrückt!“

„Kinder, habt ihr den Ausdruck der Tobsucht vergessen?“

„Ja, das ist allerdings seltsam!“

„Welch eine Verwirrung! Weiß Gott hat er seine Hand nur in dem einen Brief verstellt!“

„Unmöglich! Wer der erste Brief denn auch in Berlin aufgegeben, Papa?“

Der Major runzte sich den Kopf. „Tenfel, ja, ich habe das Couvert ganz zum Frühstück verdraucht.“

„Aber du schriebest immer die Marke heraus!“

„Richtig, ich steckte sie hier in die Brustjacke. Wartet mal, da ist sie, vortrefflich.“

„Weiter keine in der Tasche?“

„Nein, sie muß die richtige sein.“

Alle Köpfe neigten sich erregt zusammen.

„. . . Ihheim,“ buchstabierte der Landrat und rief voll Triumph: „Ja! Was es ja — Feldheim! — das so Fund e ist auf den Umschlag gedruckt! Also fraglos eine ganz nächtsmäßige Mystifikation! Und sage mal, Vater, auf Ehre, Salome weiß nichts von dem Brief?“

„Nein, ich versichere dich. Ich fragte sie sofort aus, sie war völlig harmlos. Auch bekam ich den Brief aus Zufall zuerst in die Hand, weil er sich in ein Buch geschoben hatte.“

„Nun, den lieben Schreiber will ich ermitteln. Bist du so gut, mir den Brief zu überlassen, Papa?“

„Herzlich gern. Wenn er gefälscht ist, hat er so gar keinen Wert für mich.“

„Aber Hermann! Kinder, ich beschwöre euch, wenn er nun gar nicht krank wäre? Wenn ihn nur die verschlossene Thüre, der Mangel an Wasser, die Dunkelheit, das Nichtersehen der Thonstoben gereizt hätten?“ Frau Dora sagte es mit wahrhaft verzweifeltem Gesicht.

Die Herren lachten auf. „Das wäre allerdings rasend! Ein Wissenschaftsmann, welches ja kaum gut zu nennen!“

„Wie gut, daß du das Telegramm mit Doktor Tassat an die Adresse der Frau Major Kielmann richtetest. Wenn er nun auch hinter Gylau hergereist wäre, sie sollen ihn wohl festhalten! Auch die Inhaberin der Familienpension Nachricht, welche irgend einen Aufschluß giebt.“

Joachim kam zurück. Er hatte an der Saalthür gehorcht und verbreitete, der Herr Referendar schlafe noch und schnarche, daß man es durch sechs Mauern höre.

„Wenn nur der Doktor eher kommt, als er aufwacht!“ brummte der Major, welchem die Sache auch etwas ängstlich wurde. „Der arme Teufel mag tüchtigen Hunger haben, wenn er sich gründlich ausgeschlafen hat, und hat kann man nicht wissen, ihm selber Aufschluß geben, ehe wir eine Garantie für seine Zurechtlichkeit haben.“

Der Landrat sah schweigend bei Stein und starrte immer wieder auf den unsertigen Brief des unbekannten Irrsinn. Die Sache ging ihm im Kopf herum. Wie es nur eine nichtswürdige und sleichliche Bosheit, welche man seiner Frau und ihm antun wollte, oder verkehrte sich hinter „Hermann“ irgend ein andrer?

Nun, es wird sich zeigen. Wenn der Hermann kommt, wird Siegfried zur Stelle sein, nu zu sehen, ob sein Wirb ihn erworben hat und ob sie ihn willkommen heißt.

Er geht das finster blickende Gesicht. „Ich bitte euch nochmals, Salome nichts von diesem Briefe zu sagen. Es liegt mir viel daran, die Sache aufzuklären, und ehe es geschehen, soll sich die kleine Frau nicht ärgern!“

Auf den Hof rollt ein Wagen.

Der Doktor — endlich. Die Familie v. Weisen eilt ihm entgegen vorgegen, das Unerhörte mit Unglaublichte zu berichten.

In der Küche hatten sich die Gemüter noch ebenfalls verwirrt, wie im Salon. Manuell fühlte sich ganz elend vor Angst und Aufregung; sie hatte eine große Kanne voll recht starken Kaffees gekocht, um den geradlten Lebensgefährten wieder etwas aufzuhelfen, und dabei saß sie, die fremdlich sanften Augen weit aufgerissen vor Erstaunen, und hörte den sonderbaren Geschichten zu, welche Wulff von einem verrückten Untersassier zu erzählen wußte.

Die andern Mägde rückten mit zitternden Lidlebern herum, vom Hof hatte sich das ganze weibliche Dienstpersonal verschammelt, nähere Erkundigungen einzuholen; man hockte und stand mit furchtvergerrten Gesichtern um den Herd herum und lauschte dem Erzähler.

Währenddessen erwachte Eylau aus einem recht festen, wohlthuenden Schlaf. Er wußte sich erst besinnen, wo er sei, und als ihm die Erinnerung kam, phhsikalischer, aber seine merkwürdige Lage und die höchst eigenartige Behandlung, welche er als Irrsein erfahren hatte.

Gutmoder stieß ein schiefer Blick oder irgend ein Wissenschaftsmann hinter? Nur er sah und blickte ein wenig besorgt in dem grauen, dämmerigen Raum umher. Die Läden waren noch fest verschlossen, doch bemerkte sich sternförmige Ausschnitte auf ihren Oberteilen, und diese ließen einen matten Dämmerschein in den Raum dringen.

Man wollte ihn fraglos hier gefangen halten, aber aus welchem Grunde? Mißtraute man ihm? Sein längeren Jahren hatte er die Verwandten nicht gesehen, und wie man sagte, hatten ihn seine neue Haarfrisur und der kurz geschnittene Backenbart bedeutend verändert. Nun, möglicherweise vermutete man einen Schwindler in ihm, andernfalls aber soll die ganze Sache einen Scherz vorstellen, freilich einen sehr derben.

Man will vielleicht sehen, wie sich der Mann aus der Affäre zu ziehen weiß. Also nachdenken und schlau zu Werke gehen, ohne allen Skandal bleiben, um die Aufpasser zu täuschen.

Eylau kletterte leise aus dem Bett und schaut sich um. Seine Augen getwahren sich an das Zwielicht. „Das beste ist,“ überlegt er, „ich lasse mir Zeit und Mühe nicht verdrießen, sondern schneide mittels meines Taschenmessers den Thürschluß aus. Ich sehen, ob das möglich ist.“

Er schreitet ganz sacht und leise zur Wand und taftet sich an derselben vorwärts.

Plötzlich, ist er da! Er tastet einen Schlüssel. Hollo, hier ein enge Thür? Hat er sich wonmöglich verirrt in der rechten Thür geirrt und ganz ohne Ursache einen solchen Heidenlärm verführt, welcher sich gar nicht genug entsetzen?

Er dreht den Schlüssel herum, ergreift, es schlieft und die Thür öffnet sich. Aha, eine Doppelthür. Jenseits der dicken Wand ist die zweite, durch deren Fugen das helle Tageslicht schimmert.

Gott sei Dank — und Triumph! er ist erlöst. Hastig tritt er einen Schritt in den dunklen Zwischenraum hinein, gleicherzeit einen gellenden Schrei des Entsetzens ausstoßend.

Der Boden unter seinen Füßen wankt, und mit lautem Gekrach saust er in Bilpelsmehle hinab in einen dunklen Abgrund, daß ihm vor Schreck Hören und Sehen vergeht. (Fortsetzung folgt.)

Russische Sinnsprüche.

Brauuziellen Sprichwörtern nachgebildet

von

Maximilian Bern.

Immer den Kopf hoch! Warum? weswegen?
Trotz! so wird führen, denn alle zu gegen!

Dem Glücklichen verwandelt sich der Wasser
Glück in ein Glück, glück, das heißt: der Wasser zu trogen.

So hoch ist Berge auch
Gewiß zum Himmel sogen,
Die Thränen bleiben doch,
Die alle Berge tragen.

Das Leben des Herrn
Besteht auch aus und Jahren.

Wider Hand.

Ich bitt' der Freiig schon recht recht schweigen,
Laßt hab ber Freiig nicht liegen.

Ueberredung.

Traue der nicht schlechtschlüssig zu,
Wer über seinen Schatten springt;
Geschickt lenkt manches auch dem Zünig,
Der auch den Mörer unvergeht.

Reichtum.

Wer reich ist, den kennt Niemand
Sein Glück noch Stamm' der Stand',
Ein silberner Rubel bringt
Mehr einen goldenen Grund.

Glück.

Du bastig nach Glück nicht rasten sagen —
Glück haben, heißt dem Glück entlagen!

Mancher findet niemals
Seinen Weg zum Glücke;
Wenn der Narr aus More kommt,
Fragt er nach der Brücke.

Ergiebig ist der Glücke Quelle,
Den meisten Menschen aber teilt
Der Schöpfenbecher an Ort und Stelle.

Stockholm.

(Siehe die Abbildungen Seite 540 und 541.)

Eine Stadt der Buchten und Meerarme, ist Stockholm auf unzähligen Inseln ausgebaut und Venedig, aber noch doch gelegener wie dieses, sondern mit engenden Hafen in unmittelbarster Nähe. Ungemein ist es eine der schönst gelegenen, schönst gebauten und geschichtlich denkwürdigsten Städte der Erde.

An der einen Seite der Mittelholmsinsel steht in der Begründer der Stadt, Burger Jarl, recht König, aber Königsdurer. Dieser Stadtteil ist der ältteste; seine Anlage ergab sich aus strategischen Erwägungen, denn an dieser Inselstelle konnte man den von der Ostsee zu Schiff einbringenden Feinden am besten durch vorgelegene Ketten den Weg sperren. Die Stadt ist im Mittelalter oft verbrannt und wieder gemommen worden; ein Kloster, das stand an der Stelle des Mittelholmkirche stand, bildete dann den Zufluchtsort der belagerten Königinnen oder Reichsverweserinnen. An der andern Seite der Mittelholmkirche, von dem früher als Absolutmonne des Reichstag benützten „Ritterhause“, sieht das ehrene Bild des ersten königlichen Wasa, Gustavs I.

Digitized by Google

das Scepter machtvoll in die Seite gestützt. Die Kirche selbst mit ihren mausoleenartigen Anbauten enthält die Königsgruft. Dort schläft Marschall Turenne, der, Karl XIV. Johann mit seinen Nachkommen, die Könige Karl Johann, Oskar, Oskar-Bernadotte, die „Kavaliger" oder Pfalz-Zweibrücker Karl X. XI. und XII., endlich als einziger Sieht die großen Krieg Gustav Adolf, inmitten seiner Krieger; der Fahnenschwur an den Gradsteinen der Bauer und Torstenson zeugen von verschiedenen Kriegsthaten. Die zierliche gothische Kirche ist ungemein hell und luftig gehalten und von den Mittern des Seraphimordens sind dort an den Wänden Namen und Wappen angebracht; man findet vielen Königsnahe und Verwandte, von „Bastardstreiter" und „Turnierpferd" sprechen. Unter den Todesleitern befindet sich auch eine Frau, die Jarin Katharina II. Ihr seltsamer Aufstieg, namentlich aber ihr Ende, sind so, daß sie sich in jede geschichtliche Schranken und dessen König Gustav III. gedacht hat.

Die Platze dieses Königs, der so tragisch endete, befindet sich an der Ostseite des königlichen Schlosses, wo man von dem Schlosse aus den Meeresarm und an dem Land Heigl. Prinzipe Wilhelm und Friedrich Karl, Neffen Karl XIII., der letzte schwedische König aus dem Hause Holstein-Gottorpf.). Dann schlägt es eins, und der Spuk verschwindet von dem Platz, nur die Schwertträger in den reichen Galauniformen laufen auf und ab. Der tönende Pest hat die Geschichte nicht aus sich herrufen können; es existieren Schriftstücke über den Vorgang mit den Unterschriften der Kavaliere und Damen, die den König begleiteten, aber der Dokumente sind gefälscht, und die alt Zeugen genannten Personen waren im 17. Jahrhundert Kaum Kl., 12 Jahre, ja selbst 10 Jahre alt. Der erste Schritt Jakob Ankarstroems bei in der Nacht zum 17. März 1792 im königlichen Opernhaus; es ist das reizendste Gebäude von Gustav Wasa-Stil, mit dem Portikus auf der Vorderseite, mit „Stromportieren", die Heiligengeist-Kirche und die Nachweisorte des königlichen Schlosses.

Der Attentäter gehört zu den Edelleuten der Krone und zugleich zu den größten Freiheitsdichtern; es ist bekannt im Lande und erhält auch weit an der etwas längeren Seite Karl XII., Herzog Karl in italienischer Gestalt, der Erdauer von Nikobruna Lessin, aus einem französischen Geschlecht, das Schweden zugleich Krieger und Staatsmänner gegeben hat. Die unehelichen Geburten der Familie sind zwar vorsprungenden Ringeln eine praktische Gartenzierde. Gleich hinter dem Schloß erhebt sich der Turm der jüngeren oder Nikolaikirche, die bereits vor 1377 bei der Hochzeitsfeier Herzog Barbuross gefeiert hat. Dort ruht der letzte königliche Wasa Johann III. mit der polnischen Gemahlin, der Schwester des Königs Sigismund, und der Begründer des Geschlechts, Gustav I., mit den drei Gemahlinnen Katharina von Sachsen-Lauenburg, Margarethe Leyonhufvud und Katharina von Stenbock; die zweite von diesen ist die Ahnmutter Gustav Adolfs. Neuerdings ist Deutsche sind das schöne Universitätsgebäude; von hinten sieht es Prof. der Geschichtsforschern und Dichter Emil Geijer. Das schwedische und speziell das Upsalaer Universitätsleben ist sehr ausgebaudet; doch wird täglich gearbeitet und länger studiert als in Deutschland. Die ersten Universitätsstimmen ermöglichen das; unter anderen besitzt die Universität unsichtbe Bibliotheken Skandinavien, und auch der Universitäten Lunden

Münzeisinger und liebenswürdigen Künstler, die der reiche und mächtige Herr des Schlosses Runkelstein, der kunstverständige Rother Ritter, des Dichter, emit in seinen Lebenskreis gestisch beherrschte. Wieder, wie damals in goldener Zeit, war kein Tiefer, Hand der Dichter, seine „Blumen der Tugend“ pflegte, zuvorste weiblicher Minnesang durch den Lied, haben von hohen Stätte trojanische Frauen und tugendhafte, ermunnige Mädchen hervorher, zierten in süßer Gebe in lauschigen Gehalt krankheitige Ritter und Jungherrn, Ritter die mangelnde Muse, wo den heutigen Ober und den benommenen Hofmann sich morgens noch bei frisch-kräftigem Weidwerk gestellt. Der Herr des Schlosses empfing den Gasten vom Wälschtirolen und seine junge Gemahlin, Margaretha von Schwangau, in prunkvollem Pomp. Tie ehrbaren Studierern und Baugerstraße der Tollerhalt und viele Gäste weniger aus deutschen Landen waren herangeschieden, den Wettstreit der Minnesänger beizuwohnen, sich an den Spielen der Gaukler und Spielleute zu ergötzen und ein tüchtig Tänzlein zu wagen. Alles, was nicht festlich war, erhielt am Burgeingang eine kurzige Tanzlappe, wodurch die Illusion bewahrt vollständig gewahrt wurde, als ist man zurückversetzt in die alte gute Zeit. Nur die Geschäfter gewahrten den stillen Besitzer daran, daß alles das, was das verbrauchsarme Auge erspähte, köstlicher Mischungsinhalt und buntende Phantasie war, um wer sich an der Tafel der Rinder belohnend sich auskannte, der lud seiner bunter Tanzlappe manches beschämte Künstlerzeichen hervorlangen. Mehr aber noch als das erinnerte die sicherbe Tätigkeit von Dutzenden von Porzellan- und Naturphotographen, die mit ihren langbeinigen Apparaten an allen Ecken und Enden der Burg Aufnahmen machten, denen, daß nur in der Zeit der sichtenpittoresken Mittag, in der Zeit der zerrissen Reporter leben, daß das Fest in dem Kunstleitner Burgbau nun ein schöner Märchenraum war.

Heute ist alles verschwunden, und an diesen wundervollen Tag gemahnt, von den Zinnen der Burg wehen nicht mehr die buntfarbigen Flaggen, im Burghof hallt nicht mehr die herzlerne Weise der Musik wieder, kein Gaukler und Possenreißer ist erkrochen, die klerenden Sporen der Ritter sind zwischen Gemäuer in die Mauergeschichte nach München, auch der geschiedene Bruderlier, der am zweiten Festtage trug Ferne und Nolter in merkwürdiger Ausdauer im Schlosse des Junkers den Jungherrn bot, geht wieder seinen bürgerlichen prosaischen Berufe nach. Tie Gäste sind heimgegangen, aber sie haben auf den Flügeln des Dampfrosses die Kunde mit hinausgetragen in alle Lande, daß man in dem wundervollen Tegau auch ein Künstlerfest wieder kann, das zwar ist, gerichtet und gepriesen zu werden.“ L. B.

Graf Fred Trautwine.

Graf Fred Trautwine.

Nach hingerieben werden, daß zur Geschichte der Zeitzeige von 1866 und 1870—71 theils bedeutende wie wichtige Beiträge bringt, doch wir wollen uns heute nicht abermals mit dem Werke beschäftigen, sondern mit der Persönlichkeit seines Schöpfers, der einen hervorragenden Antheil an dem unseren Aufbau des neu begründeten Deutschen Reiches hatte. Graf Fred von Trautwine und Lubwigsdorf, Freiherr von Schönthal, entstieg am 5. Februar 1835 zu Breslau als Sohn des Grafen Ernst von Trautwine-Tillowitz und seiner Gemahlin Clemenz, geborenen Gräfin von Sandreczky. Seit 1872 in Berlin wohnhaft, in Bonn und Breslau Rechtswissenschaft studirt hatte, machte er auf der Akademie zu Thaerandt kammerrechtliche Studien und übernahm, wenig mehr zwanzig Jahre alt, den ausgedehnten Grundbesitz seines am 28. Dezember 1855 verstorbenen Vaters. In den nächsten zehn Jahren führte ihn Reisen durch das größten Teil Europas, und auch den Orient lernte er kennen. Beim Ausbruch des Krieges von 1866 meldete er sich freiwillig zum Train und machte den Feldzug als Ordonnanzoffizier beim Generalkommando des letzten Armeecorps mit. Schon im nächsten Jahre trat er vom Freie Kattenberg-Gerstlau in den konstituirenden Reichstag des Norddeutschen Bundes gewählt, in die politische Arena. Als Mitglied der freikonservativen Partei, die noch Abgeordnete von heute ganz anderen Welt umfaßte, hatte Graf Fred Trautwine gleich zeitlichen Anteil an dem Gelingen des schwierigen Verfassungswerkes. Auch in den ersten ordentlichen Reichstag wurde er 1867 gewählt, ebenso in das preußische Abgeordnetenhaus. Im Feldzuge von 1870—71 war er dem Stabe des Oberkommandos der vom Kronprinzen Friedrich Wilhelm aufgebotenen dritten Armee zugeteilt, und zu welchen wichtigen Missionen er verwendet wurde, erhellt aus seinen Tagebüchern, die nach manchen Richtung bedeutsame Originalzeugen zur Geschichte jener großen Tage bringen und anderseits sich durch frische Charakterzeichnung und originelle Naturschilderungen auszeichnen. Eine völlige Wahrheitstreue des Werkes erscheint demnächst im obengenannten Verlage.

Nach Beendigung des Krieges wiederum in den Reichstag gewählt, begründete Graf Trautwine mit seinen politischen Freunden die Deutsche Reichspartei und gewann, durch das besondere Vertrauen des Fürsten Bismarck geehrt, mehr und mehr Einfluß auf den Gang der Verhandlungen, die immer Hauptpflicht des neuen Reiches. Nachdem er sechzehn Jahre lang, wohl einer der unermüdlichsten aller Reichsboten und stets ein freudiger Verkämpfer des deutschen nationalen Gedankens, trat Graf Fred parlamentarischen Ehrenämter gewidmet hatte, schied er aus dem Reichstag aus, zwecks jedoch bald darauf an den Staatsrat um in Berlin berufen zu werden, als solcher arbeitete er besonders eifrig an der Verabigung des sogenannten Kulturkampfes mitwirkte; 1895 begründete er im Verein mit Gleichgesinnten die Deutsche Vereinigung. In seiner Heimatprovinz Schlesien war und ist er bis vielen Jahren als Kreisdeputierter wie als Mitglied des Provinzialrates und des Provinzialausschusses, und verwertvolle Dienste erwiesen sich auch als erster Vorsitzender des Deutschen Kolonialvereins, Mitglieds Berlin, sowie als Vorsitzender des Schlesischen Fischereivereins. Seit 1872 in Berlin wohnhaft, ist Graf Fred Trautwine berg mit der Prinzessin Marie zu Hohenlohe-Oehringen, Tochter des Fürsten Hugo zu Hohenlohe, vermählt; ein Sohn und zwei Töchter sind dem Ehebunde entsprossen. C. Ha.

Für müßige Stunden.

Aufgabe 27.

Von Georg Heinrich in Wurzb. Preis.

Weiß setzt an und hält mit den dritten Zug matt.

Auflösung der Aufgabe 24 S. 504:

1. Ka1—b2
2. Sd3—c5
3. Da4—f4
4. Sc5—d3 od. b4.

1. Ka1—b2
2. Th1—h7 usw
3. Da4—e4, el matt.

Auf 1. . . . Kc1—d2
2 Da4—g4+ eher
2. Th1—h5, auf alle
andern Züge 2. Th1
el oder Dd.

Partie Nr. 20.

Die nachfolgende Partie wurde am 10. April 1897 bei Gelegenheit eines Besuch des „Schachvereins Fortuna“ im großen Saale des Kaiserhofes gespielt zu Berlin und soll einer zur Aufführung gelangenden Theatervorstellung „Der Schachautomat in Alexandria“ will Lebenden Figuren dargestellt. Die aufgeführt, unter Beteiligung des Publikum, vom 12. Zuge ab einer Partie, die Weltkrieg am 6. März 1893 in genannter großen Gesellschaft gespielt.

Bierspringerspiel.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	e7—e5	18. Le7—f6	Lb7—e4
2. Sb1—c3	Sg8—f6	19. Lf6×e4	Ta8—b8
3. Sg1—f3	Sb8—c6	20. Tf1—d1	Dd8—e7
4. d2—d4	Sc6—b4	21. f2—f3	Sf6—e8
5. Lf1—b5	a7—a6	22. Le4—f5	Dc7—c5
6. a2×b3	Sb4×d3	23. Ld5—e6	Se8—f6
7. Le1—d2	Sd3—c5	24. Td1×d8	Tb8—b3+
8. Ld2×c3	Ld6—b4	25. Td8×e7	Tb3×c3
9. g1—g	0—0	26. Td1—g1	Sf6—d7+
10. Sd3—d2	Kg8—h8	27. Te7—d7+	Kh8—g8
11. Ta1—c1	f7—f5+	28. Td7×Sd7	Sd7—b6
12. d4—d5	e5—e4	29. Td7—d7	Sb6—c8
13. d5—d6+	Kh8—h7	27. Td1×Sb3	Th3—c3+
14. d6×c6	e4—f3	28. Ke2×Sf3	Ka1—b2

Aufgaben.

Auflösungen der Rätselaufgaben Heft 520:

Des Silbenrätsels: Wiederholen
Des Bilderrätsels: Dreiklang.
Des Worträtsels: Nachtfalter.

Vierzeiliger Schlüssel.

Und der ersten Silben Zinnen
Nennen ein ewig Heiden viel,
Und ein Instrument bedeuten
Mögt zusammen ihr sie nennen.

Blumen sind des Lebens Zierden
Tut Gelegenheiten entsteht
Und der Gegenwart Begleiter
Wie der treue Hund gesellt.

Ganzes Wort ist Name des Verfassers,
Der hier treue Kunst gestellt.

Rasttand der verreisten Knaben,
Wird auch noch eine Stadt.
Unser tiefen Schmerz begraben,
Drücken wir ins Herzlich Bett.

Hell da vor den Thor nennen?
Wird auch an Unwetter Tod
Jenes gleichen Namen Herren
Eine Stadt am Meeresstrand.

Wenn man sie in Buch bringt
Ihren Gangorte Leiter hat.
Hören hohen Lebensgefährten
Ist den schönen Namen Paar.

Freiherr das's mit Kindern Wonne
Vor der Ansicht Thränenleer,
Hoffnung an der bangen Stunde
Auf ein Wiedersehn trösten!

Wenn in Raumbeengten Zeiten
Völker Europas blutig ruft,
Dichter freien Dichter Heilen,
Auch das Ganze Rätsel heißt.

M. Th. Kiehl.

Dreifpänner-Aufgabe.

Buchstabenrätsel.

1, 2 und 3, aus dem Leben der Stadt; aus Handel
Gesetzen und den umständlichen Akten,
Das verbreitend das Gold sich abgewendet
Und stehen Gleiten rett in der Kunst benutzt.
2, 3 und 4 bald in weiß gern dich nennen,
Weißt auch das Meer bei dem Gestalt erkennen
In ewiger Jugendfrische aber Gestalt
Du 1 bist 4, wenn sie es nicht verstalt.
Und in der Heidelbrunnen Lieberung
Du 4 bist, Gesellen weiß und werke sind
1 bis 3, zahlst mir Gunst am Meer,
Kann sein, wenn nicht, vielleicht auch so wenig.
Du denkst 4, 5, 7 wo grün nicht ob doch hangen,
Doch weniger in wie auch der Wandern hegst!
Kennst 1 bis 5 edle Poesie,
Begegnet sich dir nun wohl bald die Meine.
4, 7, 8 und 9 — ein Weltall bedeutend.
Und Erzählung doch in all und Zahnd bereichert,
Wenn zu wenigster Stätte es entsteht,
Gehaunend Knaben, hangst Hoffen schaut.
Ja 1, 2, dem Herrn, dort an Mond,
So bist nun gerecht ein Kerkchen und.
Den Tänzer, weiter 1 bis 9 erkennen,
Das Kabel weist zart Kleid als Kleben genommen.
Doch weiten Pfad du benennen im Winter,
Den ist auch weiß ein Zeugen zu vergleichen. M. Ja. Kiehl.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt — Unberechtigtes Verfahren: Ernst Keil's Nachf. in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Druck und Verlagsort von Ja. Ke Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Über Land und Meer.

78. Band.
Neunundreißigster Jahrgang.
Oktober 1896—1897.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 M. 50 Pfg.
Mit Post-Aufschlag 3 M. 75 Pfg.
Redakteur:
Ernst Schubert in Stuttgart.

Quitt!

Roman von

Johannes Richard zur Megede.

XXIII.

Jahrmarkt. Der Lorcher Hof schien ausgestorben; nur der Viehfütterer, ein paar Knechte trieben sich mißmutig an den Ställen herum. Heute, wo jedermann das uralte Recht hatte, sich in der Stadt zu betrinken und wenigen die Chaussee breit genug schien — an solchem Tag zu Hause bleiben zu müssen, war auch hart.

Der Graf und die Comtesse gingen durch den Park. Er nur mit großer Mühe: er litt an Gicht. Von den uralten Linden sank das weiße Laub schwerfällig, schwermütig, getragen von der unbewegten, schwülen Luft, die mit ihrem Dunst die fahle Herbstsonne Lügen zu strafen schien. Der Alte schüttelte den Kopf: „Trau' dem Frieden nicht. Wär's Juni, ich würde Hagelschlag prophezeien. Freilich jetzt, wo nur noch der zweite Schnitt Klee draußen ist, was soll und das groß schaden'. . . . Das heißt . . .“ Und er wies auf das rote Dach des Schafstalles, das sich über die Baumkronen emporschwang. „Vor dreißig Jahren stand da eine Fachwerkscheune, und die blies mir im August eine Windhose zusammen wie ein Kartenhaus. Ein Gewann, das gerade auf der Diele stand, wurde durch ein Wunder gerettet, nur die Volksimmerindsbeke kamen um, die ich da in einem Verschlage hatte — warum wüßt du eigentlich an einem solchen Tage partout ausreiten? . . . Weiß Lesa vielleicht zur Abschiedsvisite kommt? Da kannst ja auf deinem Zimmer bleiben. Aber mit diesen Todfeinde nicht einmal unter einem Dache! Gethan hat er die jedoch pyktisch nichts, dir nicht und niemand . . . Ja, ihr Frauenzimmer! . . . Und gerade ihr beide habt eine hervorstechende gemeinsame Art. Dein Bestes ist's, Wiege: ihr geht jedem Gegner furchtlos an die Klinge.“

Sie schlug als Antwort einen scharfen Lufthieb mit der Reitgerte. Der Graf sah sie prüfend an; wie sehr hatte sich das Mädchen doch in der letzten Zeit verändert: so mager, so geschmeidig, eine Taille zum Zerbrechen — und so einen herben Zug um den Mund! Der Zug verschloß herrisch ein Geheimnis, das sie ihm verbergen wollte . . . mußte. Vielleicht that der Mangel an Vertrauen dem alten Edelmann noch, doch er liebte den Zwang der Geister nicht und schwieg.

Da erschien im Allee-Eingang das zierliche Damenpferd, und ein Stallbursche machte seine linkische Verbeugung.

„Lützt du deinen alten Vater wirklich allein? Friedrich ist in der Stadt. Und ich bin unbedürftig wie ein Kind“, spöttelte der Graf, und kleine Fältchen spielten um seine stahlgrauen Augen, bald ironisch, bald wehmütig.

Darauf lachte sie kurz auf. „Ach, red doch nicht, Papa!“ Doch beim Abreiten grüßte sie nur ganz flüchtig zurück.

Ihn ärgerte das, und er machte kurz Kehrt. „Ich verstehe das Mädel nicht mehr! Sie hat jetzt

Aufnahme von Hofphotograph C. v. Lichl in Wien. Aufnahme von Hofphotograph W. Hahn in Berlin.

Herzog Ernst Günther zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg und seine Braut, Prinzessin Dorothea von Sachsen-Coburg-Gotha.

Digitized by Google

so etwas Gewaltiges, auch beim Reiten. Und wo ist das schöne Organ geblieben, das ich immer so gern hatte? Sie spricht wie eine Fremde, wie ein seelenloser Automat.“ Als er aber auf der harten Kiesschüttung nach der Chaussee zu den Fuß des Fuchses klappen hörte, wandte er sich doch verstohlen um und freute sich, daß sie so sicher tritt und so graziös im Sattel sitzt. „Ich bin ein alter Esel,“ murmelte er, „natürlich reitet sie. Da war ihr Vater ein ihren Artzuri! Sie sollen auch so bald als möglich beraten . . . Ja, wenn sie ein Mann wäre, wie entlegisch viel von seinem Stolze man ihm in seinem einzigen Kinde nicht.“

Nein, an den Brünnigen dachte Countesse Marie nicht, indem sie den Fuchs hinter sich zu immer schärferem Trabe antrieb. Sie sah vor „ihm“, wie man seinem Schicksal entflieht. Meine Freiheit! Sie trug ihn in ihr Herzen, den gehaßten Mann, und allem entfloh man, nur sich selbst nicht. Dennoch strebte sie in einer Art dumpfer Verzweiflung vorwärts. Hinkunftet — Vergessen! Und endlich auch sie den Walde, in dem hohen, schweigenden Fichtenwalde zweifelt der Chaussee. Hier war für sie seiner sicherer vorn Rähe sicher, ganz sicher. Unten rauschte der Fluß; sie eilte, ihn zu erreichen. An unmeßbaren Abhange klomm der Fuchs hinab, scheute vor dem gurgelnden, blinkenden Wasser, das die Herrin ihre durchreiten wollte, wälzend die Brücke seine tausend Schritte weiter lag. Aber mit Peitsche und Sporn zwang sie den widerwillig Schnaubenden vorwärts, so daß die Borhand im Sprung ins Wasser klatschte und weiße Tropfen wie barauf genähte Perlen das schwarze Reitkleid netzten.

Sie war drüben. Und jetzt wurde sie ruhiger — als wenn das Reine Rinnsal die unüberschreitbare Grenze wäre zwischen ihr und „ihm“. Ein Pirschwag jog sich hier in geheimnißvollen Schlangenlinien durch den Hochwald. Unter den mooligen Stämmen brütete die dumpfe Stille eines schwülen Sommernachmittags. Und doch waren die riesigen Farren schon verwelkt, das schlaffe Wallgras braun gebrückt. Sie sah nichts, sie empfand nicht die Gewitterstimmung, welche die leisen Vogellaute verstummen machte und von den unzähligen Stimmen des Waldes nichts hörig ließ als das unaufhörliche In der Ferne rauschenden Flüß, das verschlafene Insektengeräpp und dem Baben und das unbringlichst Summen der Mücken. Aber es lag in dieser dumpfschweren Stille etwas Drohendes, Dämonisches, als wenn sich bereits die Wettergeister zu einem wilden Hexentabbath ordneten, der jeden Augenblick losbrechen mußte. Der Fuchs war unruhig, obgleich er nur wählsam auf dem glatten Grunde vorwärts kam. Er war ein Sommerhaar klebrig an Hals und Bug zusammengebackt. Die Bremsen lagen heute wie festgesogen auf seinem glänzenden Fell, und er wehrte sich vergeblich mit Kopf und Schweif. Jetzt führte der Weg durch eine Deckung hinaus zu den Hünengräbern. Die wuchsen Steine lagen grau, mißmutig.

„Warum liegt sich nicht da unten?“ murmelte die Countesse mit den schmächtigen Händen vor nach Grabesruhe, das allen eignen, denen das Herz schwer. Und plötzlich war der Wunsch nach Tod, Vergessen in ihr so heftig, daß sie den Fuchs durch das Dickicht bis an den Fluß heranttrieb. Dort fand mitten im Tannengestrüpp eine einsame Fichte wie ein finsterer Bergfried; bauor zog sich ein schmaler Streifen blühenden Heidekrautes. Darunter gähnte der Abgrund. Jägerrecht, mit lautem Hohnlachen ließ das Pferd vorwärts. Als es in der Tiefe das rückisch blühende Wasser zwischen wuchernden Erlenschößlingen erblickte, scheute es zurück. Die Countesse drängte es wieder zur Heide. Ein Hauch von Duft! Sie empfand ein süßes Grauen. Da unten lag das Vergessen . . . Die Augen zu — ein Sporndruck, ein Peitschenhieb . . . und die zuckende Gliedermasse, die sich da überschlagend hinunterstürzte, bot zum Wasser, hatte nichts mehr zu fürchten im Guten wie im Schlimmen. Ein Steinchen löste sich von dem tiefigen Abhang und rollte hinunter. Da kamen einiger Schauder durch ihre Glieder. Dennoch hielte in an unklarem Gefühl das schnaubende Tier Zoll für Zoll vorwärts. Noch ein Zoll — noch einer . . . Sie wußte es wohl, die trügerische Humusnarbe da dorn war unterwühlt, das dürrende Heidekraut hing schon über dem Abgrunde. Wenn sie nun den Fuchs ganz langsam so weit vorbrachte, bis er durchtrat, sich überschlug — da war's auch vorüber. — Doch der Fuchs stemmte sich mit langen Anstalt gegen die Gefahr — dies beharrliche, leise ist, ist machte ihn ungeduldiger. Pfiffig wendete er sich, nahm seine widerstrebende Reiterin ohne viel Federlesens mit und rutte nicht eher, bis sich beide atemlos auf dem Tannhöfer Kirchenwege befanden. Hier wollte sie den Ungehorsamen züchtigen. Aber mochte sie auch ihre Nerven, ihre Gedanken beherrschen im Herbst unheimlich vorkommen, er benutzte die knrze Rast nur zur Orientierung, legte sich zu einem regelrechten Jagdgalopp aus und machte, Zügel und Sporen vergessend, den Eindruck, als wüßte er's.

Dort lieg er das Unvermeidliche über sich ergehen und war mit seiner gefreyten Herrin vorchand zufrieden, daß sie nach einem Blick auf den grauen, tief herniederhängenden Himmel sich für Schloß Dennhöhen entschied, wo zwar weniger auf Hafer zu rechnen, jedenfalls aber eine regensichere Unterkunft war. Seit einiger Zeit rief die Countesse oft hinüber, nicht weil sie sich für dieses oder jenes wahrscheinlich Schlossfest fühlte, sondern weil es hier so köstlich einsam, weitfern, verlassen. Der rote Ziegelbau war noch gar nicht alt, eine Schöpfung des letzten Dennhöfer Herrn, der seine bizarren Geschmacksideen in diesem seltsamen Bauwerke niedergelegt hatte, das in der Front wie ein französisches Lustschloß, auf den Seiten wie eine zinnengekrönte Burg aussieht. Das Innere dagegen und die Wirtschaftsgebäude lagen weit ab. Ungesehen konnte die Countesse durch den Park reiten und den Fuchs in einem kleinen Borkenhäuschen einstellen. Sie trug immer noch Schlüssel zu den Seitenzeugen der Schlafsess bei sich und verhand nicht, daß die Dorfleute sich vor den alten Zimmern grauten. Der verschollene Rajsell sollte da umgehen — an zwei Tagen im Jahr erschien sie Frauen, um zwölf bis ein Uhr nachts in blendendem Lezenlicht, man höre Stimmen, leise Musik, und Schatten bewegten sich drinnen. Wenn die Countesse die knarrenden, verstaubten Stiegen mit dem Licht emporstieg, dachte sie halb lächelnd an diese Ausgeburt abrischen Gespensterglaubens . . . Georg Lebrecht v. Rajsell war eines Tages verschwunden: das war die ganze Sage. Aber in Wahrheit Lebensüberdruß, schwerblütige? Noch und dem verhaßten Gothe der Rokokoschlöße, den weitengezirrelnden, herausseligen Rokokowärtern wehte sie der Geist seinen, raffinierten Genusses an. Aber sie hatte ihn nie so deutlich gefühlt. Freilich ein seltsamer Mensch, dieser Verschollene, der ein Gewirr von Stilen um sich versammelt: neben dem leichtfertigen Rokoko das steife Empire der Revolution . . . Und dann Gebrauchsgegenstände, schwerblütige Truhen — im Rhenanal die Rajsells mit ihren Ringen, scharfen, trockenen Gesichtern, zuletzt Georg Lebrecht selbst, ein Hyakinthenkopf mit hübschem, feinen Mündchen und den unheimlich durchdringenden Augen — den Augen der Countesse.

Warum war er verschollen? Warum hatte er gerade ihr das Gut vermacht?

Und nun sie so die Nähere, abgetlandene Luft des Rhenenfaales einatmete, diese alte Luft, die mit ihren Staubaromen vielleicht ein bißchen Familiengeheimnis einhüllte, legte sich auf ihres Hunnes Seele Alp, die namenlose Angst vor einem Wiedersehen, Unentrinnbaren, das und mit Polypenarmen anklammert, lähmt, tötet.

Sie öffnete das Fenster, aber der Alp wich nur langsam. Nun sie in der Ferne das Harz der Tannen satt beäugend stark betaut, mit dem leisen Modergeruch weltender Lindenblätter gemischt. Noch immer diese undeutliche Stille, dieses bange Schweigen. Der Himmel war verhangen, ein undurchdringlicher Dunstschmpf, durch den die Sonne wie ein mattes Licht schimmerte, die fahlen Stoppelfelder darunter von einem fahlen, trostlosen Gelb, das nach Schmalmen hin in das bläuliche des Schiefers überging, an deffen Ränder mißfarbenes Gewölk wie dicker Rauch dahinfroch, so tief, so schwer, daß es die Räumne der Fichten zu zerzaufen schien. Links, über ernstliche Aufschwünge, einsame Birken hinweg sah man neben einem schmalen Gichenwaldstreifen den roten Seukenhager Ringofen in verschwimmendem Grau, aber recken, wo der Forsher Hochwald den Horizont in scharfen, hohen Linien abgrenzt, sorch das Wetter, ein schwerzes, unbewegliches Wolkenungetüm.

Und jetzt begann die Natur zu atmen, erst ganz leise, es klang fern und schien aus der Tiefe zu kommen . . . ein Lindenblatt rauschelte hernieder; dann stärker, länger, wie das verhaltene, angstvolle Stöhnen eines gefangenen Tieres. Es ward unheimlich, unaltwolter . . . eine Fichtenkrone nickte . . . Das Tier begann zu hasten, rüttelte an seinen Kerkergittern, wollte frei sein . . . Die Fenster klirrten. Ein unheimlicher Laut ging durch den Park, der erste rasende Aufschrei des Geängstigten, der die Nester bog und das dürre Laub herunterriß. Dann wurde es wieder still, ganz stille. Ein paar schwere Tropfen klatschten auf die Fensterbank. Der Countesse sah auf die Szene, über der ein heißer Blitz zuckte.

Da erblickte sie ganz deutlich am Walde einen Reiter, der wohl unter dem schirmenden Dache der Bäume das Wetter unterschlupf hatte machen, einen Augenblick trotzte, dann aber weiterstrabte. „Er will Dennhöhen erreichen,“ dachte sie. „Aber waarum nimmt er gerade den Weg am Walde. Das Pferd wird ihm toll, wenn im ihre das Gewitter faßt, denn da ist er wie eingekeilt zwischen Wald und Graben.“ Und sie sah ganz deutlich das grünlich blitzende Wasser des breiten Abzugsgrabens, der den Wen getrennt hin an das Gut begleitete. Indessen strebte der Reiter vorwärts im schlanken, raschen Trabe. Ihr schien, als wenn er seinem Braunen ein wenig mehr zügeln könne. Das Pferd ging scharf und gut und wurde auch in der Carriere nicht verlangen. „Den Braunen habe ich schon gesehen . . . aber den Reiter?“ Und sie spähte scharf nach dem Manne, der, nach vorn geneigt, leicht im Sattel saß, mit der linken Hand das Pferd am Zügel hielt. „Er muß ein sehr ruhiges Pferd haben, wenn . . .“

Sie hatte den Satz nicht zu Ende denken, da riß ihr ein Windstoß den Fensterflügel aus der Hand. Und als wenn das Tier in der Pause der Ruhe sich nur Kraft gesammelt hätte, brach es mit heiserem Gebrüll los, riß an seinen Ketten, tobte, raste. Der Pavk fuhr, Aeste knickten, der Sturm wirbelte die weißen Blüten der Linden in tollen Tanze. Von der Gewitterwand zuckte es auf, der Donner krachte. Marie eilte kaum auf das Toben der Natur, sie interessierte nur der Reiter, der vor einer unpassenden Stelle seinen Ritt pariert schien. Er ging jetzt im langen Galopp dahin, Schenkel fest und der Herr seines Renners. Bald wenigstens, bald ängstlich schaute sie zu. Ob er es wohl durchhält? . . . Aber ihr Herz schien das Atmen nur gelernt. Ein langer, bitterroter Blitz, der die schwarze Wolkenwand wie Zunder von oben bis unten durchriß, ein Schlag, schart, kurz, vernichtend, ein Schlag, der nur die Nähe des Waldes hieß . . . Das Pferd gehorchte dem Zügel nicht mehr, es war in rasendem Sprung auf die Seite geprallt, um wieder von den Bäumen fort zu gehen. „Wenn er nur lebendig vom Pferde kommt!“ Sie sprang sich umsinnig. Der Braune nahm seinen langen, sehernden Galopp wieder auf. Es mußte ein eigener Schenkel sein, der ihn vorwärts drückte. Doch noch erkannte sie den Reiter nicht.

Der Sturm war auf der Höhe. Das gefangene Tier hatte seine Ketten gesprengt, die Kerkermauern gebrochen. Das war die freigewordene Bestie, die in ursprünglichen Zerstörungsdrange daherbrüllte, wütmerend, heulend, kühnend; das waren die rasenden, unaufrichtbaren Kräfte des Tobsüchtigen, der die Parkstichten schlitzte, log, zerschmetterte, daß der Donner schlag riß, die Wolbriesen knickte. Seine wahnsinnigsten Hexen Jagten schossen die Blitze, seine Stimme war der Donner, der die Grundmauern der Schlosses zittern ließ. Und dieses Tier, dieser wütende Sturm, Wahnsinn der Verwüstung, der sich durch die krachenden, zusammenstürzenden Stämme des Waldes das breiten seine Gassen hieb, inmitten der tatarischen Strahlen der Verwüstung, die als Grundwaaren durch alle die wilden Sturmerscheinungen klangen, in dem haubgeklingenden Dunstmeer der Atmosphäre, die das Licht der Blitze hohl, violett, blutrot durchzuckte, empfand die Countesse nur Dingen für den tollkühnen Reiter, der den Kampf mit Sturm und Wetter noch immer durchhielt. Aber war er's? Wer konnte es sein? Sie sah ihn auf sichtige Momente, im Flammenrohen Lichte der starken Blitze, unklar, verwischt, wie ein verschwindes Bild. Aber ob er wieder im langen Galopp dahinjagte, ob er mit dem dünnenden Renner

Digitized by Google

rang, immer extremer sie diese verbissene Energie, die ihr bekannt schien.

Eine Minute verfagte dem Sturme der Reue, und jetzt sah sie Pferd und Reiter deutlich. Das Erkennen blitzte in ihr auf. Das Pferd war Hoffos Rösdor und der Reiter war — Loja.

Jede Faser erbebte ihr, und das Herz schlug bis zum Halse.

Lebte sie ihn? . . .

Eine gewaltsame Regung stieg ihr jetzt bis in die Haarwurzeln. Wenn ihn der Todesblutrausch aus dem Sattel schleuderte, wenn die Zerbissenen am Bügel über die Steppeln schleifte in unaufhaltsamem Galopp der Todesangst — bis zum Schlosz, bis zu ihren Füszen hier . . . Würde sie sich auf seinen zuckenden Leichnam stürzen, ihn zu küssen, wenigstens im Tode? Nein! Sie würde lächeln, grausam . . . glücklich.

Und wie bei ihrer tollen Fahrt wollten sich die grauen Schleier der Ohnmacht auf ihr fieberndes Haupt herniedersenken, wollte ihre eiskalten Lippen murmeln: „Ja, laß ihn sterben . . . laß ihn sterben . . . und mich auch.“

Sie wankte nach einem erstaunten Kokoskonsole, der an einem eingelegten Spiegeltisch stand. „Wie wird das enden?“ . . . Da hörte sie eine Stimme, tonreich, einen schnellen Wasserstrich, eine Hand, die die Thür zum Nebensaal behutsam aufklinke. Comtesse Marie nahm ihre ganze Energie zusammen und stand auf. Der Antommling war Loja.

Bezeichnen Sie, Comtesse, daß ich hier eindringe. Aber Not kennt kein Gebot. Trauben regnet's Bindfaden. Ich habe Rapfelbs Kübber neben Ihrem Fuchs im Rebhäuschen unten installiert . . . Hoffentlich stiehlt sie sich nicht . . . Verzeihen, daß ich Ihre beschränkte Nähe ahnen können, Gräfin. Denn in Ihrem Darf legte mir vor fünf Minuten der Sturm eine Tanne zu Füszen, die nur zwei Meter weiter zu fallen brauchte, um Ihnen das Entgegengehen jeder ferneren Begegnung mit mir zu erparen.“ Er sagte das alles in einer spöttelnden leichten Manier, die doch etwas Erzwungenes hatte.

„Mich führen Sie nicht,“ antwortete sie flüg . . . „Ich wollten Sie hinweisen?“

Er faltete die Brawe und sah auf das Oktikid des letzten Dreiuhrer Rayleds, das über dem Sofa der Comtesse hing. „Dreiundzwanzig Minuten? . . . Dann fuhr er sich mit der Hand über das Gesicht. „Ich wollte nach Sorauen. Gestmann ist tot — bei der Hitzeschlagh verunglückt. Er wollte mit seinem Gewehr über einen Graben springen, und das Erlauben sich beide Schrotläufe: auf deutsch — er hat sich erschossen! Nach eins von den gewagten Tieren dieser Erde weniger! Nun wird wohl das Obergefälle der Gegend beliebigst sein. Daß sie alle miteinander das Ihrige dazu beigetragen haben, ihn zu morden, das gesteht sich keiner von den Moralsapern.“

„Und die Frau?“ fragte sie, um doch etwas zu sagen. Dagleich Hölle sie den Kopf klarer werden und das Herz fühler.

„Die demiseliden Sie wohl sehr, Comtesse! Verzeihen Sie,“ fuhr er in sarkastischem Tone herunterdrehend fort, „meine Nerven sind 'runter . . . Wozu leben was eigentlich? Das einzige Gute, was ich vielleicht in meinem Leben gewollt, schlägt zum Bösen aus.“

„Ich — he noch immer so hübsch, ihre Schuppbefohlene, Herr v. Loja?“

„O ja, und sieht noch immer die Narren . . . Dabei fällt mir ein, daß es zum Abschiednehmen ist bei rotter Wetter ist.“ Er hielt inne und horchte auf die immer beruhebetrunchenen Regenmassen und das dumpfe Grollen des fernen Donners. „Mein Urlaub ist zu Ende . . . Wie sind schlechte Feinde gewesen, Gräfin — die Restfreundin Ihrer Pleheyer ich — wie sich's gehört. Aber einmal sind Sie doch zu meiner gemeinen Menschlichkeit herabgestiegen. Sie wissen's auch noch ganz genau!... Wars's wirklich der wertlose Moment in unserm Leben?“

Sie hob langsam den Kopf und sah an ihm vorüber auf die Wand. „Wertlos? Genusz nicht, aber verübert!“ Woher nahm sie die unnatürliche Ruhe in dieser Stunde! Bezwang sie ihr fieberndes Rayleldsches Herz mit dem ungewissen Wilneinschen Hochmute? Gab ihr der lange Blick, den sie ihm durch den Nebensaal warf — diese stolze Geschlechtsgeschichte in Krautkarnisch, Halskrause, ordenbehangener Uniform, die doch nicht an die eigne, voranwehmere herranreichte, die ungerstörbare artistokratische Sicherheit, das Gefühl der Schicksherrin, die einen Lebenstamm verabschiedet? . . . Und gestehen Sie doch jetzt endlich, daß Sie uns hier eine gelungene Komödie der Entsehrung vorgespielt haben, die zur Wirklichkeit so gut paßt, wie ihr Schwimmer Bauernhand zu Ihren Millionen, Herr v. Loja!“

Er zuckte zusammen. „Wer sagt das?“ fragte er langsam.

„Einer, der's wohl wissen muß — mein Bräutigam.“

„So log er.“

„Herr v. Loja!“

„Pardon, Gräfin . . .“

In dem Augenblicke fühlte sie, daß die Entscheidung nahe war. Die Wahrheit lag in der Luft. „Warum sollten Sie sich auch den Scherz nicht gestatten? Wir sind ja alle etwas kurz“ — sie tippte mit dem Finger an die Stirn. „Ein einziger durchschaute Sie sofort und possierte Sie demenstsprechend: das war mein Bräger Vetter Hoffo.“

„Der hat nichts gesagt!“

„O nein! Aber beseitnugsrechtet haben Sie den reichsten Mann Hamburgs allein bereit . . . sind schon Jahre saß verschollen gewesen . . . Ich wollen Sie's Ihren früheren Freunden bestenten, daß sie peinlich berührt sind über die Wandlung, die Sie in der Zeit durchgemacht! Arthur hat's schon abschriftlich Ihrer Mutter gemeint tis zu dem Punkte, wo der Kavalier, der Offizier beim besten Willen nicht mehr mit kann . . . Sie müssen eben etwas erlebt haben . . .“

„Nein, ich erlebe es erst jetzt,“ unterbrach er sie in sonderbar ruhigem Tone, „ich frage Sie aus Gewissen, Gräfin, hat Ihnen das Retzhue wirklich gelegt? Er, der die Wahrheit besser kennt als jeder?“

„Wer hat's?“

Loja griff in die Brustkasche und holte ein Portefeuille hervor, ein altes, von Damenhand gestickt Portefeuille, welches wohl seine galante Geschichte haben mochte. Mit zitternden Händen öffnete es Loja, nahm ein Papier heraus, ein Gesicht war bleich. Und während er zwischen den Papieren mit der Ungeschicklichkeit einer großen Aufregung herumsuchte, fragte sich die Gräfin, warum ergable ich da eigentlich Dinge, an die ich längst nicht mehr glaube?

Endlich hatte er gefunden, was er suchte und schob ihr über den Tisch ein Papier zu . . . „Lesen Sie . . . es ist Hoffos letzte an die letzte Quittung eines Wuchrers . . . dem ich die Hälfte meines Gehaltes verpfändete, um Rate für Rate, Jahr für Jahr die Schulden des verstorbenen Kurt v. Gumprich zu bezahlen — das sind ein Millionenerbe . . . hm!“

Sie schob das Papier mit den Fingerspitzen zurück. „Das beweist eben nur, daß Sie mit meinem verstorbenen Schwager sehr gute Freunde sein müssen. Ob ich das für eine Empfehlung halten soll nach allem, was der gethan hat . . .“

„Nein, bei Gott, das soll's nicht sein!“ lachte Loja höhnisch auf . . . „Hören Sie, Comtesse,“ fuhr er erregt fort, „erinnern Sie sich unserer tollen Wettfahrt? Erinnern Sie sich, daß ich von einem Manne sprach, beffen Herzblut ich wollte — langsam, Tropfen für Tropfen? Und kennen Sie den Mann?“

„Retzure!“

„Nun, ich habe sein Herzblut noch nicht gewollt, Marian! — bei Gott, ich habe es bis vielleicht am letzten, Gräfin! . . . Ich habe geschwiegen, wo ich sprechen konnte — ich habe höflich gelächelt, wo mir die Gerinnsel des Ekels bester gestanden hätte — ich wollte weggehen, ohne daß mir mitteinander abgerechnet haben . . . ich mit ihm . . . er nicht mit mir! Der Mann, der mir alles verdankt, kriecht hinter meinem Rücken den Staub über mich!“

„Wahrscheinlich, weil er ein Recht hat!“ Plötzlich trat sie dicht zu nahe auf ihn zu, daß sie sich fast berührten und er ihren heißen Atem fühlte: „Sie lügen! Er hat nie etwas gethan, was das Licht scheut. Wielleicht Sie . . .“

„Stehen Sie sich, Gräfin,“ sagte er finster. „Es ist eine lange Geschichte.

„Sie beginnt wie alle Geschichten: Es war einmal . . . Vor zehn Jahren gab's einen Loja, einen gang andern Loja, der zu den verlorensten Lebensmännern gehörte, die je Berliner Gustluft genossen haben. Er glaubte, sein hinreichend bis zu haben, was zur Verdocheheit gehört: das Geld, den eisernen Körper und die Herzenskälte. Er hatte überall Glück — bei den Frauen, beim Spiel. Auch ein guter Kamerad soll er gewesen sein — und war mit zwei Lieutenants z. Gumwesch von Rhein her eng beseruhet. Der eine, der ältere, war ein toller Leichtsinn, der prädestinierte Kandidat für die Morgue oder die Galeere, der andere — nachträglich klar geworden. Der andre war das nicht. Und wee log, er habe jemals eine große Thorheit begangen, der lügt.“ Loja war langsam mit gekreuzten Armen auf und abgegangen, jetzt blieb er stehen und fuhr wie im gedampften Selbstgespräch fort: „Nein, das wäre brutal . . . Ich soll Sie ja nicht treffen. Es sind auch Dinge, die Ihr Ohr nicht vertrag. Ihr Herz nicht verkeidet. Es ist der Sumpf . . .“ Seine Lippen zuckten. Wae's Gtel, war's Empörung?

„Weiter . . . ich will's!“ mahnte sie.

„Ja, weiter,“ wiederholte er wie geistesabwesend. „Soll ich Ihnen beichten? . . . Beichten . . . ich? . . . Lächerlich! Soll ich Ihnen von einem Mädchen erzählen, das einen Mann sehr lieb hatte? Oh nur keine Ehe — sie hatten nicht einmal heiraten sind, da war ein andrer Mann, ein häßlicher Kerl, der auch was vom Handwerk verstand . . . Den reize nicht das stille Gesicht des jungen Geschöpfes, nicht der Schüren, der ihr Haar umgeschwärmt umherhängte umgab. Aber er wollte sie haben, weil es schwer schien, unerreichbar, weil sie den andern, häßlichen ehrlich liebte. Der unglückte Kampf reizte ihn. Und der andre war leichtsinnig, toll war Feder und Karten und propovierte eine unsinnige Meine. Der Häßliche nahm soforat an. Die Sache war reinlicher so . . . Niemals ist ein Knos faltstädtiger und Beret gespannt! Und der Häßliche schnell am Ziel. Wer's der Satan selbst, der ihm diese seltene Kunst lehrte, zu lächeln, zu schmeicheln, sterbensverliebt zu scheinen und doch mit eisernem Griff in einigen unwiderbringlichen Augenblick der Schwäche das Glück zu fassen, an sich zu reißen, zu halten — und mit dem Fuße wegzustoßen, wenn sie ganz sein ist . . . Denn sie war sein, so ganz sein, daß sie verzorn, verblaßt, verstarben, nicht einmal die Kraft zur Empörung, zum Stolze fand, daß sie auch das wie etwas Selbstverständliches von ihm hinnahm. Hatte sie ihn doch einmal beseffen!

„Der Schurke war ihr Gl.

„Und ich empfand nicht einen Schatten von Reue, nur ein kühlich prickelndes Gefühl, eine Schlechtigkeit gethan zu haben, die alle seiner meiner Gelüsten befriedigte, befriedigte. Jetzt, kaltes Herz, und jede Frau gehört uns: mein alter Sag — vielleicht ist er richtig in einer Welt, wo die Lüge mehr Lebensluft zu haben scheint als die Wahrheit. Ich zeigte den Triumph, den ich — doch lieb sich schwer auf einem Stuhl finden — ein wilder Mann . . . Aber das Glück wied mich von Stund' an. Ich verlor viel Geld in Papieren, im Spiel; mein älteres Glut begann mir zu nicken. — Ich bekenteren diese kleinen Unglücksfälle für mich? Wenn der Bruder meiner Mutter starb — bei dem herzkranken Manne war das eine sehr bald zu erwartende Nutzgelegenheit — heiran ich ein fürstliches Vermögen. Freilich mit unsrer gegenseitigen Liebe war das so eine Sache. Er bis in die Fingerspitzen Kaufmann, Geldmensch, weiß mache man — und ich der hochmütige Offizier, der je das Durchbrennen des adeligsten Corps getragen.“

Er schwieg. Plötzlich stand er auf. „Gräfin! Sie mich, Comtesse! . . . Wozu das Verzagnen? Ich bin ja auch Partei . . . weiß, daß Sie Blut, die Empörung mich übermannen würde. Leben Sie wohl, Comtesse, leben Sie wohl . . . und seien Sie glücklich . . .“ Er hielt ihr die Hand hin. Sie aber bot das Auge nicht. Ein Zittern ging durch ihren jungen Körper . . . „Comtesse! . . .“

Dann fuhren sie beide zusammen. Ein beklemmender Schrei war hereingedrungen. Und wie teuflisches Grinsen zuckte der breite Bürgerfer über die alten Bilder. Die Comtesse war an das Fenster gestürzt: „Im Gottes willen, das hat eingeschlagen!“

„Leben Sie wohl, Comtesse,“ wiederholte er leise und wandte sich zum Gehen.

Digitized by Google

Türkischer Offizier als Gefangener im griechischen Lager.

Julius v. Pinter,
österreichisch-ungarischer Generalkonsul, Vertreter der deutschen Interessen auf Kreta.

Insurgenten, zum Angriff vorgehend.

Oesterreichisches Konsulat in Hania.

Insurgent auf Vorposten.

Zusammentreffen deutscher, österreichischer, italienischer und englischer Offiziere mit den Insurgenten auf Kreta.

Türkische Gefangene im griechischen Lager.

Nach Momentaufnahmen von Richard G. Steiger in Rom.

Die Ereignisse auf Kreta.

Digitized by Google

Mit zwei Schritten war sie neben ihm, ergriff seine Hand und sagte leidenschaftlich: „Sie dürfen nicht gehen, Freiherr v. Loja! Ich will weiterhören . . . ich muß. Lebt die Unselige noch? . . . Lieben Sie sie noch?“

„Ich habe sie nie geliebt,“ antwortete er kouloS.

Sie atmete auf. Dann brach eine heiße Flamme aus ihren Augen. „Gleichviel, ich will bei Wahrheit, will alles wissen . . . Sagen Sie doch, was Sie nicht sagen wollen, daß Arthur meineidig ward, sein Wort brach . . . nein, daß er Sie hintergieng, bestahl, feige, mutlos.“

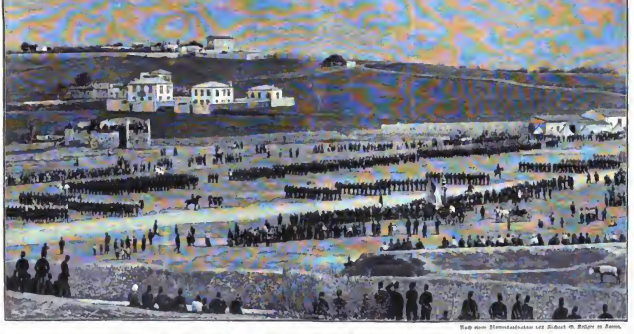
„Nein!“ Er drückte sie mit zitternder Hand auf den Notenstuhl, auf dem sie eben gelesen, und über ihre Schulter gebeugt sprach er leise: „Wir beide reden im Fieber, Comtesse . . . Was Arthur v. Gampesch that, das würden viele thun — wir beide nicht . . . Er kam eines Abends spät zu mir, aschgrau, und zeigte mir starren Blickes ein ganzes Dutzend Papierwische — Wechsel über eine enorme Summe. Sein Name stand unter allen . . . er war schlecht gefälscht. Ich erriet sofort. ‚Kurt?‘ — ‚Kurt!‘ Wir sahen uns rathlos an. Und dann fragte nach einer Minute — einer Ewigkeit — seine angstvolle Stimme: ‚Kannst du?‘ — ‚Wenn ich mich ruiniren will — ja.‘ Es war die Wahrheit. Aber er erklärte mir, wie er die Sache meine: Ich solle die gefälschten Wechsel einlösen mit der Inanspruchnahme meines äußersten Kredits. Er habe so sein mütterliches Vermögen, und das wolle er flüssig machen . . . Nur nicht die Schande, einen Gaunerstreich zu vertuschen, vielleicht als Wechselfälscher verfolgt! Ich bin auch damit entdeckt, Hans, Hans, daß Erbarmen! In vierzehn Tagen hat die alles zurück. Ich bin ein Bettler, aber die Familienehre ist gerettet.‘ Ich hatte das selbstverständliche Ja des Kavaliers auf der Zunge, da stürzt Kurt herein in Zivil, maßlos aufgeregt, doch schon mit dem unsicheren Augenaufschlag eines Menschen, dem die Gendarmen auf den Fersen sind. Es war eine grauenvolle Szene. Mit einem einzigen Blicke erkannte er die Situation, und ohne sich an das herausgestürzte ‚Du Schuft!‘ seines Bruders zu kehren, stürzt er mir zu Füßen, weint, winselt wie ein Hund: er, der bildhübsche, leichtsinnige Filou. Und in den Pausen dieses verzweifelten Schluchzens immer diese mokoloro Selbstanklagen eines völlig Haltlosen. ‚Ja, ich bin ein Schuft . . . ich gehöre ins Zuchthaus . . . ich muß mich totschießen . . . ich will ja auch . . .‘ Wir beide schwiegen. Plötzlich sprang er auf und ging auf seinen Bruder los. ‚Ja, ich weiß, warum du hier bist. Hans, dem ich schon Unsummen schuldig bin, soll auch noch das Letzte für mich

Nach einer Aufnahme von Hofphotograph C. Raf in Freiburg i. B.

Prinz Wilhelm von Baden †. (Text S. 567.)

opfern — nicht für mich, nein für dich, du kalte Hundenase, für den Aas, für deinen Aas!‘ Dann wandte er sich wieder zu mir: ‚O, des Leun' icht . . . Sei verständig, Hans! Gieb dein Geld nicht! Du bekommst keinen Pfennig zurück . . . Wozu willst du dich denn für den da taxmt machen? Ich gehe ja doch vor die Hühner, ob das nun heute geschieht oder in einem Jahr — ich bin ja nicht mehr zu retten! Verlaug von einem Sieb, daß es kein Wasser mehr durchlassen soll . . .‘ Er hatte recht. Ich aber war entschlossen, zu geben, und wenn ich auch nichts behielte, als die Aussicht auf die Millionen meines Onkels. An andern Tage wurde alles geregelt. Kurt zog den Attila nach seinlich in Ehren aus, und Arthur versprach . . . versprach . . . Dann sollte die Lawine weiter. Ich lebte toller wie je, lebte von Schulden: ‚Wenn doch nur mein Onkel stürbe!‘ Dachte dann eines Tages ein Brief. Mein Onkel hat mich zu einer Unterredung nach Homburg.“

Und ein andres Bild stieg Loja auf. Ein alter Mann mit weißem Gesicht in einem Lehnstuhl zusammengekrümmt, die Hände geschwollen, die Stimme rasselnd, aber in den Augen eine böse, unerbittliche Klarheit. Er fühlte diese Augen forschend auf sich gerichtet, und diese Stimme sagte mit Anstrengung: ‚Du sollst bleibe sein, und zwar weil du für einen adligen Wechselfälscher eingetreten bist . . . Das würde ein Grund für mich sein, dich zu enterben . . . Die Millionen, die ich mit meinem Kopfe verdient habe, die Millionen des Kaufmanns, des Arbeiters sollen nicht durch deine Hände den Weg strafbaren Leichtsinns gehen. Wie verhält sich das?‘ . . . Die Augen nahmen einen lauernden Ausdruck an und die Stimme fuhr, ohne die Antwort abzuwarten, fort: ‚Sag nein, mein Junge . . . ich will nicht wissen, ob's wahr ist. Ich werde auch nicht nachforschen . . . Also, du hast's nicht getban?‘ Der alte Mann spielte nicht. Das begriff der Junge wohl, der vor ihm stand. Und die Lüge würgte ihm die Kehle, die Lüge, vor der dies Haus des Reichtums kapitulieren wollte, so daß die Wahrheit nicht heraus konnte. Er warf einen flehenden Blick über dieses prosteratisch einfache Krankenzimmer mit seiner ungeheuren Stickluft und auf diesen alten, kranken, bösen Mann, der ihm wie der Verkörper vorkam. Und da ermannte er sich — ein Loja lügen, pfui! Er antwortete laut und kalt: ‚Ja.‘ Die Pupillen der alten Augen zogen sich zusammen wie bei einer Katze, die ins Licht sieht. ‚Wenn auch das Geld des Kaufmanns so wenig wert ist, dann verdient ihr's auch nicht . . . Du hättest nein sagen sollen, lieber Neffe. Ich gebe dir auch jetzt noch Bedenkzeit . . .‘ Einen Monat später starb der Alte. Das



Nach einer Momentaufnahme von Richard G. Hasper in Boston.

Die Ereignisse auf Kreta: Internationale Parade auf dem türkischen Exerzierplatz bei Kanea am 25. April.

Digitized by Google

Testament, welches den Neffen wegen unverantwortlichen Leichtsinns enterbte, war über ein Jahr alt. Der Wert des Gelbes hatte an dem Abel der Gebürt keine Rache genommen."

Leise fuhr Lola zur Comtesse fort: „Ich wurde enterbt. Also mußte ich das Geld von Arthur haben. Er war damals auf der Reitschule. Ich schrieb ihm ... sagte alles ... Ich konnte nie unter Menschen verkehre es sofort die Minister: Mein Unterrichtsherr! Er habe in einem Augenblick unüberlegter Aufregung ein Versprechen gegeben, das er nicht halten könne — er appelliere an den Freund, an den Edelmann ... er würde Kurt zwingen, mir einen Teil der Revenuen des Majorats zu verpfänden ... Kurt — ha! der schon wieder bald am Galgen hing.

„Der Brief war nicht mehr. Lassen wir ihn passieren. Nur das einen Passus nicht: Meine die Nachgerebet beim Lachen auf meinen Urabel gestiften — den Wilhe habe ich ihm zerrissen zurückgeschickt ... Da nimm auch noch das Lepte, was dich kompromittieren könnte, du karetter Schuft!"

Und als habe die Comtesse von diesen wilden Anklagen nichts vernommen, sagte sie tonlos:

„Und sie ... sie?"

Er trat von ihrem Stuhle weg, und seine Hand stützte sich schwer auf die Tischplatte. „Es kam ein Tag, wo ich nichts mehr besaß. Aber ehe man so weit kommt! Die Bekannten, die sofort abfallen... die Freunde, die langsam abbrechen ... die bevorstehenden Möbel. Dann das Chambergarnie zweiter Klasse ... das Leihhaus ... die gemeinen Schulden bei der Wäscherin und beim Kellner. Es ging rasch, und doch nicht rasch genug! ... Ihr unbefangenen Menschen, zum Glauben Neigenden kann ich nicht. Weil sich komischerweise mein ganzes Innere dagegen auflehnte, daß man eines Tages Hans Freiherrn v. Lola aus dem Hause Destemdien wie einen abdachten Strenner tot aufheben könne. Zum Sterben hatte ich durchaus einen tadellosen Anzug nötig. Und eines Donnerstag abends im Frühjahr zog ich den Anzug wirklich an. Heute wachte ich ein Ende machen. Ich empfand nicht einen Schatten von Furcht, nicht einmal das feine Fröhlein, das auch die Abgebrühtesten vor der Pistolenmündung überfällt. Nur anständig um die große Sache gehen! ...

„Und wie ich ja die Lebzgerstrasse entlang ging, ganz kraft, mit einer blasierten Ironie in Gesicht und Herz, da that es mir ordentlich wohl, diesen Kontrast, narrenhaften, elektrischen Lebt, hier seine Hauch von Welt, Eleganz, der über den Spiegelscheiben, den Toiletten, den Gesichtern ausgebreitet liegt. Und ich sah die Zeitungsverkäufer vor mir: Heute abend um acht Uhr erschoß sich im Tiergarten in der Nähe des Luisen-Denkmals der Freiherr Hans v. Lola aus dem Hause Destemdien. Der in den Kreisen der Lebewelt rühmlich bekannte Herr litt schon lange an Melancholie ... Ein Ipreh von ihm erzielte noch unlängst im Zotterfall einen außerordentlichen hohen Preis.'

„Ich begegnete manchen Bekannten. Sie grüßten teils jagerab, teils sehr tief mit dem hündischen, unsichern Blick. Der kabellose Anzug gab ihnen zu denken. Ich mußte sachen über sie — über mich. Daß man die große Komödie selbst bis über den Moment hinaus spielt, sie ist sinnige ist! ... Ich bammelte weiter durch alle möglichen und unmöglichen Straßen. Es machte mir Vergnügen, mich an meiner Kaltblütigkeit zu sonnen. Und wie ich wieder an der Friedrichstraße an den Laden mit den Tiergarten einbiegen will, streift mich ein Frauenarm, eine Stimme flüstert: „Hans, einen Augenblick ..."

Die Comtesse hob die Hände, wie um etwas Häßlichem abzuwehren.

Er fuhr auf: „Nicht dies phantastische Lippenzucken, Reichsgräfin! ... sie war eine Heilige! ... Und der Anblick dieses Weibes, das ich verraten, vergessen, that mir so weh, daß ich zuerst gar nicht verstand, was sie wollte. Der Anzug, diese dreifache Sterbensmut, der meine Bekannten, beinahe mich selbst getäuscht hatte, sie täuschte er nicht. Ich hörte noch immer ihre liebe Stimme, wie sie aufgeregt auf mich einsprach: 'Du hast etwas Schreckliches vor ... ich sah's mit einem Blick ... du gehst's schiedst ... du willst ... du willst dich totschießen!' Ich sah sie mich loskreißen wollte, weil ich nun mit selbst schäme, da kommentte sie mich in wahnsinniger Angst um mich: 'Ich will dir einen Schuymann ... ich sage, du hättest mich beleidigen wollen ...' Und was das gute Herz noch alles Thörichte vorbrachte. 'Ob habe Geld ... ich kann mehr haben!' Und dann schlurpfte sie mir in ihre kleine Muschel. Ich sollte essen, sollte trinken. Und ich konnte keinen Bissen über die Lippen bringen, ich wußte sie nur immer anlehnen ... Und habe dies eine Jahr auch dem schönen Gefühle gemacht! Schon war es noch, aber ... Und ich hätte den schmalen, süßen Mund küssen sollen, vielleicht dachte ich auch daran, aber ich vermochte nur mich auf ihre Hände zu beugen und ihre Küsse zu bedecken. Geweint habe ich auch. Und meinen Sie, Comtesse, ich würde mich je dieser Thränen schämen? ...

„Sie hat ihre Brillanten für mich verkauft — die Brillanten, die sie von ihrem Vater, die großherzige Lügnerin! ... Und als ich's endlich begriff, daß mich dieses glücklich lächelnde Gesicht betrog, daß sie die Zähne zusammenbeißen mußte, um nicht herdenzerschluß hinzuhalten, weil sie für einen Hungerlohn die Nächte durchzuarbeiten, um mir das Geld zur Zigarre zu verdienen — da hatte ich mich schon abgefunden mit meiner Eigenannte Konfessorschaft ... Und benutzte! Meine Sie, Comtesse," sagte er mild auf, „wie weit ein Mann 'runter sein muß, bis ein Weib für sich arbeiten läßt, das er nicht einmal liebt? ... Nein, nein, ich will ihr reines Bild nicht beschmutzen. Sie ist eine Heilige! Ich bin verloren, sie hat mir den Glauben wiedergegeben an das Gute, was mir alle hier drin im Herzen haben. Und in dem Elende der Niedrigkeit, die Ihr Gefühl empört, wie Ihre Nerven der Geruchlosigkeit, da besann sich der Freiherr v. Lola aus dem Hause Destemdien auf den guten Tropfen Pfefferkrint, der sich mit den ersten blauen Veilchen nie verleugnet hat. Sie ist meine Retterin geworden! ... Ich bin hier steht, daß er nicht unterzugangen ist! ... Damals habe ich arbeiten gelernt, die ehrliche, bürgerliche Arbeit selbst in einem geschätzten Berufe ... Also sie verschwand von mir und es nämlich für gut befunden, ein Universitätsstipendium für Studierende der Medizin zu gründen. Hundertundfünfzig Jahre hatten andere die Stiftungsurkunde gemacht, und jeder von ihnen bedachten mit seinen Anstinnen zurückwies. Für den letzten des Namens war die sehr beschiedene Summe die Rettung. Ein armes Subjekt war bis jetzt so glücklich gewesen, sich a conto meiner Prokuration ein Kollegium anzugarn, und jetzt nahm ich's ihm wieder drunk. Cest la guerre — für die vier Studienjahre war ich nun wenigstens vor dem Neugretten geschert ... Ich wollte mich eine andere Heine ... ich wollte sie heiraten — war's nicht die selbstverständlichste Dankespflicht eines Menschen, der genug gelebt, um ...?" Er sachte wieder hart auf ... „Und nun erklären Sie mir das Folgende.

„Ich sagte es ihr. Sie sel mit glücklich um den Hals. Zwei Tage sahen wir uns nicht. Am dritten kam ich einen Brief:

„Nein — nicht Dein Ich für Opfer! ... Denn Du hast mich nie geliebt! Was sonst Du freilich dafür, daß Du mir alles gewesen? Zwei Tage habe ich gerungen, mit Gott allein weiß, was noch der Verzicht kostet ... Nun Dank, mein! Vielleicht sist's Eifersucht auf die, die doch kommen würde ... und ich will sie nicht sehen, ich ertrüg's nie ... Vielleicht ist's Hochmut, die letzte winzige Rose Eigenem im Leben mit entbehren, die auch einmal großherzig geben möchte, ohne zu nehmen.

„Küsse noch einmal die Stelle dicht unter Deinem Namen, Hand, ich habe sie ganz geküßt. Dann verbrenne den Brief.'

„Ich habe noch lange vor diesem Brief gesessen, nicht berührt, nicht verwirrt. Ich liebte sie nicht! Der ganze grausame Egoismus des Mannes, den sein Mitleid, seine Bewunderung, seine Dankespflicht ganz zu bannen vermag, da war er wieder. Ich habe auch die Stelle im Briefe nicht gefügt, wie sie mich bat. Warum eigentlich nicht? Später hab' ich's doch so oft gethan! Hatte mich der gemeine Rumpf mit den gemeinen Sorgen so hart gemacht, daß ich nur das gemeine Befriedigungsgefühl empfand, wieder einmal frei zu sein? Oder schwebte etwas so Heiliges, so Unnahbares über diesen Zeilen — diesen Zeilen mit den zitrigen, kleinen, der Seele abgewandten Buchstaben, die man halben Gottesfurcht so sehr Lügen strafen — daß mir der Kuß sündig erschien? ...

„Ich habe sie nie wiedergesehen ... Alle sie unter uns aufgetaucht war, schön, gut, ohne Manne, in zurückwarm sie auch mir. Seitdem Geschäft! ... Sie, die alles so leicht, so vornehm hingab — ihre Verzagtheit niemand, auch mir nicht! Die paar Monaten, die sie noch erhielte, verbrobt ich einen häßlichen Scherz: Meine Mutter war heute bei mir.' Es war eine Lüge, sie erriet's sofort. Dennoch brach sie in ein so qualvolles Schluchzen aus, daß ich, der ich Weiberthränen hasse, weich wurde. Da unter dem Druck dieser Nervenanfälle, erzählte sie mir im Halbtraum von einer alten Mutter, einer langen Schwester ... Sie hatte die Schwester als Kind verloren, wollte sie nie wiedersehen und liebte sie dennoch mit einer zärtlichen, ängstlichen Liebe. Während sie mit damals das erzählte, schien der blitzte Knoch durch die abgeschlifenen Organ wie eine Strahlstreicherwerung zu flingen ... Ich bitte Sie lassen sich gern auf meinen Lebewagen gerissen, gern gut gemacht, was ich an der Schwester gesündigt ... Ich habe sie auch getroffen ... aber ..."

Die Comtesse hob den brennenden Blage auch sagte eine trockene Geste: „Lege versteh' ich nicht!" Dann band sie plötzlich auf und sah dem Freiherrn fest ins Gesicht: „Und Martha Gellmann sollte gestell sein gegen den Zunder, den die stärker Schwester in Funken unterzog?"

„Comtesse!"

„Keine Angst! ... Ich kann schweigen ... Und hier: gekrochen, was sie gebacht, soll die Gesichte bleiben Gottes verschlungen, wie sie wohl schon Schimmerees verschlungen hat. Und halten Sie mich nicht für so engherzig, Herr v. Lola, daß ich Ihr Gefühl für Ehrlichkeit nicht verstehe. Im Bösen immer Sieger und im Guten Herr sein! Dann mit der Gellmann haben Sie's gut gemeint, so gut, wie's ein Bruder mit der Schwester meint. Das brauchen Sie mir nicht zu beschwören! Bei der Szene der Ihren einmal Mitleid zu zum Guten ... Und das eine, hohe Gesichhof zurückgelassen auf einen leichtfertigen Boden die unbefriedigte Kraft — giebt einem Dorfbrief Rendezvous — ich bitte Sie — einem Dorfbrief! Und diesen Jahr ist sie verheiratet mit einem andern Dorfbrief durchgegangen! ..."

Er ging mit schleppenden Schritten im Zimmer auf und ab. „Ich habe mich überschätzt — auch im Bösen. Glauben Sie mir, Comtesse!" ...

„Ueberschätzt? Sie?" Der leidenschaftliche Zorn zwang ihn, stehen zu bleiben. Sie sah ihn an. „Wenn mir jemand vor einem Jahre zu sagen gewagt hätte: 'Aber wird Martha Gellmann stehen und das alles gahdren, auch nur den zehnten Teil von dem, was Sie mit jetzt getagt — ohne aufzubrauen, ohne zu erröten,' ich hätte ihm sicherlich an die Stirn gefacht und gesagt: 'Junge, du bist toll ...' Wer hat mir denn den Willen gestählt, wenn nicht Sie? ... Ist das kein Erfolg?"

„Und wer hat mir den Willen gebrochen? ..." Der Ton war hart, spröde. „Wie stehen nun zum letztenmal, Comtesse ... vielleicht habe ich alles gesagt, gewußt, vielleicht habe ich mich nach dem Schlusse gesehnt wie ein Raubtier nach dem warmen Blute seines Opfers. Ich habe gesiegt, habe kann ich Arthur v. Gaupegeld die schwerste Wunde schlagen. Und ich gehe, ohne sie geschlagen zu haben. Ich kann mich, ich will nicht! ... Was man werden wollte — bleiben? Pfui!"

Sie wollte einen Schritt nach ihm hin machen und vermochte es nicht; sie wollte in selbstvergessener Leidenschaft ihn zurufen: „Ich liebe dich, ja, ich liebe dich wahnsinnig!" Und die zukommengleichmäßige Stelle gab nur einen rauhen Laut von sich.

Da tönten von unten aus dem Parke laute Rufe im breiten Ostpreußisch: „Ferner! Es brennt!"

„Was brennt?" fragte eine fertige Stimme etwas lallend.

Digitized by Google

„Na, wo wird's denn sein? Macht doch die Tore auf, Schäfer — die Kraftschaft brennt!“

„Ach für man brennen! . . . Wenn da so viel getrunken hätteit auf dem Markt, wie ich, Korbelt!“

Die Gumtelle war bei den Worte „Gesellschaft“ zusammengesackt. Sie wankte nach dem Fenster. Der Himmel blaute wieder, und die Sonne leichte mit schüchterner Bescheidenheit. Doch über dem Walde stand noch ein dünn eine dicke Rauchwolke, in der schwefelgelb Licht packte. „Hergott!“ stammelte sie in Abkürze . . . „wann's ins Wohnhaus eingeschlagen hätte . . . der Vater . . . Gott! . . . warum hab ich fortgeritten . . . Herder . . . ich hab zu hören . . . ich pflichtvergessene, verlaßs Geschöpf ich . . .“ Halb willenlos lehnte sie am Fensterkreuz.

„Aber Comtesse, fassen Sie sich doch! Es ist sicher nicht Forchen; es brennt weiter drüben im Katholischen.“

Und da berührte seine Hand ihre Hand. Lug in dem Tone, der Berührung für sie irgend etwas Empfehlendes, Schutzliches? die sie hier wie von einem giftigen Insekt gestoßen zurück. „Bist wegen der?“ Und ehe es selbst, fragschaft über den Ausdruck des Hasses in ihren blitzenden Augen, etwas erwidern konnte, stürzte sie an ihm vorüber und hinaus.

Er folgte ihr langsam. (Fortsetzung folgt.)

Zur Vermählung des Herzogs Ernst Günther zu Schleswig-Holstein mit der Prinzessin Dorothea von Sachsen-Koburg.

(Siehe die Portraits Seite 553.)

Das prächtige, in altdeutschen Burgstile erridete Herrenschloß in Primkenau in Schlesien, dem Familiensitze des Herzogs Ernst Günther von Schleswig-Holstein, wird sich im Laufe jener Balzenburg, in wenigen Monaten voll es möglich sein, die Heimat des deutschen Kaiserpaares eingewurzelt werden; wahrscheinlich wird dann schon die junge Gemahlin des fürstlichen Besitzers, die jugendlich-anmutige Prinzessin Dorothea von Sachsen-Koburg-Gotha, ihren Einzug halten. Bei einem Jagdvergnügen in Ebenthal lernte Herzog Ernst Günther seine gegenwärtig erst im siebzehnten Lebensjahr stehende Braut kennen, die, am 29. April 1881 geboren, eine Tochter des österreichischen Feldmarschall-Lieutenants Prinzen Philipp von Sachsen-Koburg-Gotha und der Prinzessin Luise von Belgien ist. Durch die mannigfachen Familienverbindungen ihrer Eltern ist die Prinzessin mit fast allen deutschen Fürstenhäusern verwandt, auch mit der Stammlinger Linie der Hohenzollern; ihr Onkel ist der Zaren Ferdinand von Bulgarien, ihr Großvetter der König von Portugal; sie selbst ist eine Urenkelin des Königs Louis Philipp von Frankreich. Herzog Ernst Günther, der Bruder der Deutschen Kaiserin, steht im zweiundvierzigsten Lebensjahre; geboren am 11. August 1863 zu Dalzig in Schlesien als Sohn des Herzogs Friedrich und seiner Gemahlin Adelheid, geborenen Prinzessin zu Hohenlohe-Langenburg, absolvierte er eine sehr sorgfältige Erziehung, studierte nach abgelegtem Examen mehrere Semester in Bonn und widmete sich dem Militärdienste, seit dem er den Garderegimentern, zuletzt im Generalstabe. Seit zwei Jahren steht er als Major à la suite des Regiments, das der Herzog Friedrich, sein großer Vater, zu benen auch ein unsterbliches Heldenlied gebaut, seine blutige Auferstehung erlebnet. Auf großen Weltreisen hat Herzog Ernst Günther seine umfassenden Kenntnisse noch erweitert und durch seine liebenswürdige Gemahlin Wien sich allgemeine Sympathien erworben. Mit seiner Verlobung hat er einen Herzenswunsch seiner Schwester, der Kaiserin Auguste Viktoria, erfüllt.

E. Z.

Die Ereignisse auf Kreta.

(Zu den Abbildungen Seite 556 und 557.)

Noch bes zwischen der Türkei und Griechenland entbrannten Krieges halten die verbündeten Mächte auf der Insel Kreta sorgfältig. Gegen die Mitte des Monats April wurden die dort stehenden europäischen Truppen durch neuen Zuzug aus Italien und Frankreich verstärkt, und am 15. wurde auf dem türkischen Erzpanzerzug der Kanea eine internationale Parade über die Besatzungstruppen abgehalten. Zusammen genommen die Schutzmacht-Truppen, Engländer und Italien sind, wobei bald diese, bald jene Parteien im Vorteil war. Vergebens suchten Offiziere der fremden Truppen bei den Kampfhandlungen zu vermitteln. Der Kommandant des englischen Kriegsschiffes „Tavistock“ begab sich mit einem Parlamentär zu den Aufständischen, um sie zu der Annahme der Bedingungen zu bestimmen und ihren Widerstand zu überbringen. Die Aufständischen unter Korakos gaben eine spöttische Antwort; nicht mit den Europäern, sondern mit den Türken hätten sie im Kriege, Gefangene anzunehmen, hätten sie nicht nötig. Dabei wächst das Elend von allen Seiten. Lebhafte Kämpfe fanden in der Gegend von Heraklion statt. Die Aufständischen wandten sich auch gegen die europäischen Truppen und wechselten mit den Letzteren einige Schüsse. Eine legendarische Thätigkeit entfaltete während der letzten Zeit der österreichische Generalkonsul Julius von Pinter, der auch mit der Wahrnehmung der deutschen Interessen auf Kreta betraut ist. Dort von Pinter ist es gelungen, in der auf seinem Posten aufgehalten hat, während alle übrigen Konsuln verlassen und Zuflucht in Kanea selbst gesucht haben.

Zum Straßburger Universitäts-Jubiläum.

Von

Alfred Maues.

(Siehe die Abbildungen Seite 560.)

Wenn eine deutsche Universität ein Jubiläum festlich begeht, so pflegt es in der Regel eine Feier vielgewerbtigen Behebens zu sein. Auch die Straßburger Hochschule kann auf gar manches Glänzen zurückblicken, und doch hat sie in den ersten Monaten dieses Jahres nur die Wiederkehr ihrer fünfundzwanzigsten Stiftungsfeiers gefeiert, indem sie lediglich den Festpunkt ihrer Neubegründung, den Tag des Erstehens der deutschen Reichsuniversität, berücksichtigte. Es ist die Straßburger Jubiläum praktisch ein patriotischer Gedenktag für ganz Deutschland. Er zeigt die Segnungen von sinnentsprungsgiebiger Geistesbereit, wie sie nur einer dem Boden Schutze des Vaterlandes gedeihen konnte, und er bringt zugleich der junge Reihe der Gedenktage zu hammenden Reichsluh, die das deutsche Volk in Erinnerung an die Wiederstehen der siegreicher Jahre gefeiert hat.

Professer Dr. Windelband,
Rektor der Universität Straßburg.

Ein klassischer Boden deutscher Bildung und Gelehrsamkeit ist es, auf dem die jüngste deutsche Universität aufgebaut ist. Das alemannische Land hat stets, nicht zuletzt durch die Gunst seiner gesegneten Lage, weit genommen an all den mächtigen Bewegungen, welche durch die deutschen Stämme hinten. Von seinen Klassikern germanischer Kultur bis zu ihren Pflegern, von der Reformation bis zur Romantik, Wesens bis zu jener Wiederbelebung: immer schlugen die Wogen lebens- und Geist auch hinterlassen hier ihre Spuren. Auch die humanistische Strömung hat sich manchen Tummel in Elsaß gefeiert, und ein ewiges Zeugnis dafür ist die Gründung einer hohen Schule in Straßburg.

Das von Johannes Sturm 1538 inaugurierte Gymnasium wurde durch ein Privilegium Kaiser Maximilians II. am 1. Mai 1567 zu einer Akademie mit vier Fakultäten erhöht, und ein Privilegium Kaiser Ferdinands II. gab ihr unterm 6. Februar 1621 die Rechte einer Universität. In weiten hohen Ansehen die Anstalt bereits zu Beginn ihrer Thätigkeit stand, beweist unter Anderem das, daß man bei der Kapitulation Straßburgs 1681 die Universität ausgenommen verbriefen ließ. Ja, Ludwig XIV. gab ein besonderes Gebot heraus, in dem er befahl, daß sich die Neuwerbung der durch die Reiter begründeten und seit einer langen Reihe von Jahren berühmten Universität ebenso annehme wie der übrigen Landeskinder. Diesem Wunsch wurde hundertundsiebzig Jahre lang entsprochen, und wickend dieser Zeit, in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, gelangte die Hochschule zum Gipfelpunkt ihrer Blüte. Ausgezeichnete Männer der Wissenschaft zählte sie zu ihren Lehrern, und eine große Anzahl vorzüglicher Gelehrter ging aus ihren Schülern hervor. Das Goethe 1770 nach Straßburg als Student kam, ist bekannt.

Aber der Blüte folgte unmittelbar der Verfall. Der Ausbruch der französischen Revolution bereitete auch der Straßburger Universität ein jähes Ende. Ihre Professoren wurden zum Teil eingekerkert und deren Güter, ebenso wie die der Anstalt selbst, konfisziert. Doch allmählich kehrte man zur Besonnenheit wieder zurück, und die zerstreuten Kräfte suchten sich zu sammeln; aber es dauerte bis zum Jahre 1808, bis eine endgültige Organisation getroffen wurde. Damals wurde die deutsche Universität in eine der gewöhnlichen französischen Akademien umgewandelt, und als solche fristete sie bis 1870 ihr Dasein.

Daß mit der Wiedergewinnung des Elsasses die durch die französische Revolution zerstörte deutsche Universität wieder aufgerichtet werden mußte, wurde als selbstverständlich erachtet. Aber auch nur allgemeinen patriotischen Gesichten und Ueberzeugungen verdankt Straßburg seine neue Hochschule, sondern vor allem auch den Traditionen der deutschen Universitätspolitik, die sich schon mehrfach bewährt hatte. Diese Politik lief darauf hinaus, in neu gewonnenen Provinzen durch Neugründung oder Verbesserung von bereits bestehenden Hochschulen die durch Waffengewalt hergestellte Verwingung zu festigen durch die Macht deutscher Wissenschaft. Man denke nur an die Duisburger Universitätsgründung der Großen Kurfürsten oder an die Bonner Hochschulstiftung.

Bereits im Spätherbst 1870 hatte das preußische Kultusministerium den Plan erwogen, und als der Reichstag im Mai 1871, nach kräftiger Fürsprache des Abgeordneten von Treitschke, dennoch Heidelberger Professor, auf Antrag des Abgeordneten Dr. Bürkenmeyer, des Reichskanzler ersucht hatte, für die Errichtung einer Hochschule in Straßburg Sorge zu tragen, wurde der ehemalige bekannte Minister von Roggenbach mit den Vorbereitungen zur Organisation beauftragt. Die nötigen Mittel wurden ebenfalls ohne weiteres bewilligt, und bereits am 28. April 1872 wurde mittels Gesetz und Siegelurkunde die Errichtung einer Reichsuniversität in Straßburg vollzogen.

Die Hoffnungen, die sich an der Gründung geknüpft hatten, erfüllten sich nicht in rasch. Zunächst hatte man das Bild eines Gemeinlebens ohne Armee, denn den vielen von auswärts herbeigerufenen Professoren stellten sie Studenten. Fast nur provinzialistische Theologen und Philologier kamen in den ersten Semestern an. Nach und nach zogen allerdings auch die Philologen, die Juristen und die andern, aber es ging recht langsam mit dem Wachsen der Frequenz.

Das war kein Wunder, denn vor allem spielte es an geeigneten Räumlichkeiten. Aber dem suchte man bereits nach kurzer Zeit durch den Bau des Jahres 1879 wenn der von Professor Wurth entworfene Neubau eines kollegiengebäudes begonnen: 1884 war er vollendet. Prächtig Kollegiengebäude ist ein Prachtbau, wie ihn kaum eine andere deutsche Universität aufzuweisen vermag. Ferner wurden eine institute Reihe medizinischer und anderer wissenschaftlicher Spezialinstitute errichtet.

Mittlerweile hatte die Hochschule eine besondere Anziehungskraft erhalten. Kaiser Wilhelm, der mit dem Kronprinzen dem Jubiläum persönlich beiwohnte, verschönte, verlieh ihr den Namen „Kaiser Wilhelm-Universität“.

Die Studenten wurden bei nur wenige Abweichungen einen konservativen Charakter tragen. Man wollte seine Neuerungen einführen, die noch nicht allgemein erkannt worden waren, und für die keine praktischen Erfahrungen vorlagen. Nur eine Einrichtung, die namentlich dem Studium hatte, verbiente bedeutete Würdigung, es ist der bereits 1878 ins Leben gerufene Ausschuß der Studierenden, dem die Aufgabe gestellt, das Interesse der gesamten Studentenschaft nach außen hin zu wahren und zu vertreten, und der sie namentlich auch den nicht-inkorporierten Studenten viele Vorteile bietet.

Doch Deutschland jüngste Universität von allen kennen, die sie aus Erfahrung kennen gelernt haben, geliebt und gehabt wird, so gut wie irgend eine deutsche Mutterhalt, hat die überaus harte Verleumdung von seiten der „Alten Herren“ bewiesen, die an den Ehrentage ihrer lieben alma mater dieser persönlich Ruhm und Gastfreundschaft bewähren. Nächst dieser bietet die ehemaligen Dozenten der Universität und die Deputierten der deutschen Hochschulen das Kontingent der Ehrengäste, die sich an den von der Straßburger Studentenschaft und den Vertretern gebotenen Festlichkeiten beteiligten.

Im Mittelpunkte soll aller der zahlreichen festlichen Veranstaltungen stand unzweifelhaft der heutige Rektor Magnifizus, Professor Dr. Wilhelm Windelband. Er bekleidete die Würde schon einmal, im Studienjahr 1894 bis 1895. Wilhelm Windelband, am 11. Mai 1848 zu Potsdam geboren, ist Philosoph, und zwar fogt seine besondere Stärke in der Geschichte der Philosophie. Er promovierte in Göttingen 1870, wurde dann Privatdozent in Leipzig und kam bereits 1876 als ordentlicher Professor nach Zürich, 1877 erhielt er einen Ruf nach Freiburg, von wo er 1882 nach Straßburg ging. Hier ist er gleichzeitig Direktor des philosophischen Seminars.

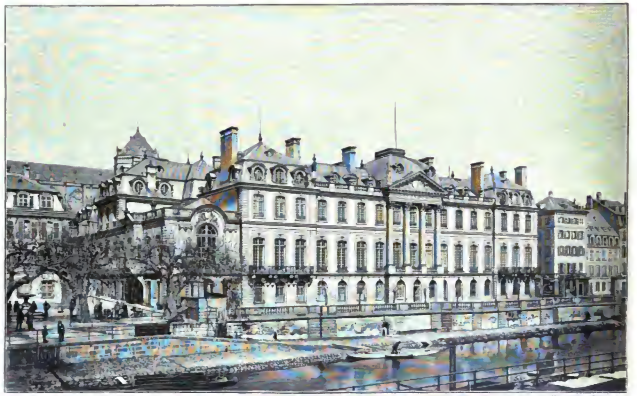
Der Verlauf der vorzüglich arrangierten Festlichkeiten war gelungen, und es waren wohlgemeinte Wünsche, die man zu den ersten Mahlzeiten des ersten Herzens der jüngsten deutschen Hochschule sahte, im Sinne Schefsels, der vor fünfundzwanzig Jahren gesungen hatte:

Steht an, Brudergeister, heil hier,
Soll wachsen und treiben gesunde
Als Stätte der geistigen Einheit,
Als Burg der Wahrheit am Rhein!

Digitized by Google

Nach einem photographischen Aufnahme von Julius Plastat in Straßburg.

Das neue Regierungsgebäude in Straßburg.



Nach dem demnächst erscheinenden Prachtwerk von Dr. O. Fleischmann „Die Kaiser Wilhelm-Universität" (Verlag von W. Heinrich in Straßburg).

Das alte Schloß, beim der Straßburger Hochschule bis 1884.

Digitized by Google

Copyright 1895 by Franz Hanfstaengl, München.

Beim Maiwein. Nach dem Gemälde von Eugen Klimsch.

Digitized by Google

Jung gefreit!

Humoristischer Roman
von
Nataly von Eschstruth.
(Fortsetzung.)

In dem Augenblick, da Gylau in den Abgrund sauste, ergahlte gerade Muff in der Stube von dem tollen Unternehmen. „Die Verräterin sind beyert worden und beherzen nun wieberum ander, und barum verstehen sie sich auf allerhand Zauberspuk, sie klettern an steilen Wänden hinauf auf das Dach, sie kommyen aus der Erde und fahren in Rauch- und Schwefeldampf in die Unterwelt."

Gerade wie er das sagte, krachte und brohnte es seitlich an der Wand, ein wahres Höllengeholter erhob sich, noch ein brohnender Schuß, und ein mit Namen und Beinen zappelnder Mann flog unter lautem Schrei mitten in die Stube hinein.

Wie gejagt stürzten alle nach der Thür.

„Der Verräcke ist los! Der Verräcke ist ausgebrochen!" gellte es, die Holzpantoffeln klapperten und flogen weit ab von den Füßen; sich gegenseitig über den Haufen rennend, bedrängten die Wache in sinnloser Flucht hinaus.

Gylau aber lag einen Moment wie betäubt.

Alle Wetter, wo war er hingeraten? In die Küche, und dort an der Wand . . . der Speisezettel!

Er wollte eigentlich lachen, aber die Krampfen thaten ihm zu weh. Er sammelte Athem und seine Glieder und prüfte sie. Püffe und Stöße genug, aber ernste Verletzungen anscheinend nicht.

Da fiel sein Blick auf die Kaffeetasse der Mannsell. Gott sei Lob und Dank, — er ist am Umsinken vor Hunger und Durst. Er ergreift die Tasse und trinkt, das hatte seine Lebensgeister. Man lacht ex und kennt sich, daß er seinem Gefängnis entronnen. Wenn man ihn hier einsperrt, ist es nicht so bedenklich, die Speisekammer befindet sich nebenan.

„Der Verräcke ist los! Der Verräcke ist ausgebrochen!" so gellt und pfeift es auf dem Hof und durchmißt das ganze Haus.

Er hebt benossen den Kopf. Für einen Verräckten hat man ihn gehalten? Nun fällt's ihm wie Schuppen von den Augen, nun begreift er alles. Wie aber konnte ein so haarsträubendes Mißverständnis kommen? Nun, es wird wohl muß sich ja aufklären.

Nehme ich sein übelnehmerischer Mensch und er hat Sinn zum Verständnis für Humor. Das namenlose Komische seiner Situation wird ihm nun erst völlig klar, er lehnt sich in den Stuhl zurück und lacht — lacht, daß ihm die Thränen über die Wangen rollen.

Da klingen hastige Schritte. Der Onkel, der Landrat, Spitting und ein fremder Herr erscheinen in der Thür und starren sprachlos auf den äußerst vergnügten Kaffeetrinker.

„Hermann!"

„Bielel, lieber Onkel? . . . behabbabe! Noch meinere Reise durch den Stil hätte du mich gewiß erst recht für verrückt!" Und schlenzend vor Lachen erhebt er sich, schreitet den Herren entgegen und sagt: „Unbefangt, ich bin, Gott sei Lob und Dank, bei völlig gesunden Verstande, wenn eure eigenwitige Gastfreundschaft mich auch leicht dürfte daran bringen können!"

Der Major hatte noch nie im Leben so verlegen ausgesehen als in diesem Augenblick. Er errät den Resten beide Hände und drückt sie scheu krampfhaft.

„Verrückt . . . wie dich für verrückt halten?" stottert er. „Wer sagt solchen Unsinn?"

Gylau lacht noch mehr. „Ei, erstens hab ge sonnte Küchenpersonal und zweitens euer aller Benehmen. Nein, sag um Himmels willen, bester Onkel, wie seid ihr auf diese unerhörte Idee gekommen?"

„Aber lieber Junge, du hast in deinem Zimmer beratig getobt, daß man wirklich —"

„Getobt? Allerdings; aber Haud aufs Herz, lieber Onkel, hättest du nicht vielleicht noch ärger getobt, wenn du dich wohlen wüßt und dein Bester vorfindest, wenn du die Thür öffnen wüßt und bemerkst, daß du eingeschlossen bist, wenn du nach der Dienerschaft rufst, und es kommt niemand, obwohl draußen Schritte und Stimmen deutlich zu hören sind! Wenn du schließlich solch einer empörenden Behandlung durch einen Akt nach der Herrschaft ein Ende machen willst und behufs dessen das Fenster öffnest, als Empfang aber einen Wasserstrahl ins Gesicht erhältst und dich plötzlich in ägyptischer Finsternis befindest — pardon meine Herren, daß ich bemerkenswerte noch in Hemdsärmeln bin, aber mein Rock kriecht noch wie ein Schwamm."

Der fremde Herr hatte schon während der ganzen Beschreibung solcher Leiden gelacht, daß er sich die Thränen trocknete. Jetzt sagte er die Hand auf die Schulter Wellsens und sagte voll größter Heiterkeit: „Nehmen Sie es mir nicht übel, verehrtester Herr Major, aber bei einer solchen Behandlung tobt der Verrücktheit der Lauf ich übrigens bitten, mich bekannt zu machen?"

Wellsen nannte die Namen, und Gylau sagte voll Humor: „Man hat Sie mit einer Zwangsjacke zu Hilfe telegraphiert? Auf Ehre, die Jacke wäre mir momentan recht willkommen, denn ich sange an, wie ein Schneider zu frieren."

„Ums Himmels willen, Verehrtester, ich besorge Ihnen sofort einen Rock!" rief Schilling mit dunkelrotem Kopf und stürmte davon.

„Kommt, bitte, nur allen Dingen hinauf in das Zimmer!" bat Wellsen. „Ich weiß wahrhaftig gar nicht, wie ich das unglückselige Mißverständnis aufklären soll! — Siegfried, laß vom „Besten" aus dem Keller bringen, in den Gartensalon; wir wollen diesen gräßlichen Tag und jedwederinnerung daran ersäufen."

Der Wein wirkte in den Gliedern, und Wellsen erklärte mit tiefgen Worten das Mißverständnis. Siegfried aber wies mit ernstem Gesicht den geheimnisvollen Brief vor und sagte: „Ich versprache Ihnen hier feierlich, daß ich von diesem Schreiben kein Wort, welchen in diesem Schreiben enthalten ist, verzeihen will, wenn Sie mir ehrlich beantworten, ob Sie der Verfasser sind."

Männe hatte diese seltsame Schriftstelle kannend an. „Das soll ich gelobrieben haben? Nein, lieber Born, mein heiliges Ehrenwort darauf, ich habe diesen Brief weder zum Gutem, noch zum Bösen verfaßt. Ich habe ja niemals mit Cousine Salome korrespondiert, ich möchte nichts von Ihrem Geheimen, welches, so Gott will, in diesem Schreiben nur verunglimpft wird, und wenn ich Ihnen sage, daß ich ihnen unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertrauen, daß ich glücklicher Bräutigam bin."

„Also doch eine Mystifikation von einem lieben Feldherrn! Feldherr, große Horn mit schweren Wetterwolken auf der Stirn. „Adee hine, das Thema zeigt fallen zu lassen, die Damen kommen."

„Und sagen Sie, lieber Doktor, Sie halten ihn als thatsächlich für gefund?" flüsterte Wellsen.

„So gesund wie Sie und mich!"

„Donnerwetter, und nun habe ich an den Doktor Tassel telegraphiert."

Gylau hörte den Namen und schnellte herum. — „Tassel? Was ist mit dem Menschen?"

„Männe! lieber, bester Männe, wir hielten ihn für einen Irrenarzt, welcher dich bewachen sollte, darum benachrichtigte ich ihn von deinem Unterwohl."

Einen Augenblick faß der Referendar wie versteinert vor Schreck, dann fuhr er mit beiden Händen voll Entsetzen nach seinem Haupte.

„Tassel! Tassel! Ich bin verloren, das ist ja furchtbar! Nun werden wir den unheimlichen Kerl in Wochen nicht wieder los, denn meine Depesche hält er für eine Einladung oder legt sie wenigstens so aus!"

Der Major hat schon lange seine Fassung wieder dunkelrot aus. „Ich bin doch Herr in meinem Hause! Ich werfe den Menschen hinaus."

„Ach, Onkel, du kennst ihn noch nicht." Seine beleidigende Liebenswürdigkeit läßt einen gar nicht zum Gebrauchen kommen."

„Ich werde aber groh!"

„Ob hilft nicht viel!"

„Wenigstens giebt es namenlose Aufregungen und Aergee!" seufzte Frau Dora.

Wulff meldete, daß das Essen serviert sei.

„Ach, mir ist der Appetit völlig vergangen," stöhnte Männe. „Onkel, ich bin fein feiger Kerl, aber vor dem Tassel zittere ich."

Wellsen schaute schweigend vor sich hin, aber er gesikulierte so lebhaft, als würde er den Anliegenden schon jetzt zur Thür zum Hause hinaus.

„Und all diese Aufregungen wegen jenes dämlichen Briefes!" seufzte Nele.

Dem Landrat schien die Ankunft Tassos am unangenehmsten zu sein. „Es ist unmöglich, ganz unmöglich, daß wir diesen fragwürdigen Herrn hier im Hause aufnehmen."

Der Major wurde immer aufgeregter. „Er wird überhaupt nicht angenommen. Zur Not reisen wir sämtlich ab."

„Nach Thüringen?" fragte Joachim leise, mit tiefem Seufzer.

„Meinetwegen selbst nach Rußla."

„Herr Major, eine Depesche!" meldete Bachmann eilig, von dem Garten her über die Veranda kommend.

„Eine Depesche, natürlich von ihm."

„Gevte abend ist er hier."

„Alle guten Geister!"

Und dann trat Stille. Der Major war so erregt, daß er das Papier kaum öffnen konnte. Er las — und plötzlich stieß er einen Jauchzer aus, knüllte das Papier wie in tollem Uebermut zusammen und warf es den Fliegen an den Kopf. „Da hast du deinen saubern Bajenfreund!" rief er lachend.

„Was ist mit ihm?"

„Lesen Sie, Gylau!"

„Sag doch, Papa, kommt er?"

Der Referendar glättete eilig das Papier und las: „Doktor Tassos sochen als Hochzeitsgeschenk. Werde Aufregung in ganzen Hause. Bot falschen Namen gezahlt. — Monsenin Bielmann."

„Ich sage es ja, ich ahnte es ja!" stöhnte Männe, dann aber warf er in jubelnder Freude die Arme hoch und erneute erleichtert auf. „Gott sei Lob und Dank!"

„Alle falrisch ein Schwindbel!" rief der Landrat.

„Donnwe, welch ein Segen, daß er nicht gar bei uns hier hineingeschneit kommen!"

Große, allgemeine freudigste Erregung. Die überwundene Gefahr kann zurück.

„So, Kinder, nun wollen wir diesen bösen Tag, welcher so gut endete, noch gründlich feiern."

Salome und Tante Sidonie erschienen in der Thür. Sie standen betroffen bei dem jubelnden Halloh hin.

„Frau v. Born sah verweint aus, die Professorin böse, „Rette Zustände hier im Hause," schimpfte sie gewohnheitsmäßig los, „und niemand macht mir Mitteilung davon, niemand warnt mich, es ist eine Unverschämtheit. Wo ist denn der verrückte Herr Neffe, he?"

„Hat die Ehre, hier vor Ihnen zu stehen, Frau Tante!"

Sie musterte ihn ingrimmig. „Hörten auch zu Hause bleiben können, Hermann, anstatt hier das ganze Haus auf den Kopf stellen. Sind ja schon zu viele Menschen hier. Ich kann solch eine Besuchskolonie in den Tod nicht leiden."

Siegfried bat der Grollenden galant den Arm. „Nun, dann wäre es das einfachste, liebe Tante. Sie packen die Koffer und reisen ab, dann ist sofort ein Gast weniger im Hause. Und nun bort ich wohl bitten, meine Herrschaften, Palamaske nach dem Eßzimmer!"

XXIV.

Selten hatte in den kleinen Familienkreise eine so überwältige Laune geherrscht wie an diesem Abend. Der Doktor, welcher sich der Tafelrunde als Gast angeschlossen hatte, wußte die böse mitgenommene Referendar im geheimen weiter beobachtete, konnte den Umweltenden nur stets von neuem zuklatschen. Das Herr v. Gylau zwar ein wenig nervös, aber sonst durchaus gesund und zurechnungsfähig sei.

Da schlug dem Major das Gewissen immer heftiger und machte ihn schlendig. Eine Flasche nach der andern wanderte aus dem Keller herauf, und als er Wulff sagte befahl, die feinen Weingläser aufzustellen, und mit fröhlichem Schmunzeln sagte: „Nun wollen wir mal auf Männes ganz speziellen Wohl trinken," da wurde die Stimmung ganz ausgelassen.

Frau v. Wellsen schlug dann vor, den köstlichen Mondschein zu benutzen und noch hinaus in den blühenden Park zu wandeln, eine Idee, welche allgemeinen Anklang fand.

Digitized by Google

Rose und Joachim schritten unter heiterem Geplauder in die Anlagen hinein. Zuerst gingen Salome und der Doktor wo ihnen lee, dann bogen diese links ab, während das junge Pärchen harmlos geradeaus schritt.

Anfänglich hielt die fröhliche Weinlaune an, sie lachten und scherzten weiter, und die frische, halbsamische Nachtluft strich labend über die heißen Gesichter, und die kleinen Uebelkeiten legten sich kühl herzu und spannen im Mondlicht viel tausend feine Silberfäden zu einem Netzchen, das wachsen sie über die beiden Menschenkinder und zogen die Maschen zusammen — immer fester, immer dichter.

Die Unterhaltung stockte allmählich. Rose blieb stehen und schaute mit gespann, leuchtenden Augen wieder. „Wie schön ist's doch!“ sagte sie aus tiefster Brust heraus, „solch einen Abend lernen die armen Stadtmenschen doch niemals kennen.“

„Nein, es ist ein Jammer von uns einsamen Landleuten,“ meinte Joachim, aber er sah dabei nicht in den silbernen Glanz, in die weiße verschwiegene Nacht der Zweige, sondern nur voll innigen Entzückens in die jungen, lichtverklärten Angesichte.

Er ward ihm gar seltsam zu Mute. Er, der übermütige, recke Draufgeist, fühlte, wie sein Herz weit und groß ward, so voll von Sehnsucht, daß es hätte zerspringen mögen.

Wie ein Rausch erfaßte es ihn, und doch kannte er nicht, wie er wohl gewollt, die Arme jubelnd um die Geliebte schlingend, sie in ungestümer Werbung zu eigen nehmen, es lag etwas so Reines, heim Reuiches in diesem wondbeglänzten Mädchengesicht, daß er ihm ganz anbetend zu Füßen sank.

Sie schwiegen beide, und dann begegnete sich ihr Blick. Sie wandte das Köpfchen ihm zur Seite und scheint weiter. „Wir sind ja tief gegangen. Die andern sind bald drüben,“ sagte sie befremdet.

Da nahm er ihre Hand in die seine, ganz zaghaft, zum erstenmal im Leben.

„Wie schön Salome singt,“ sagte er, „als ob sie meine Gedanken aussprächen. Verstehen Sie es, Rose?“

Sie wollte ihre Hand zurückziehen. „Gewiß, ich kenne ja das Lied.“

Schön war Tau in den Gräsern der Wald,
Der Mond stieg herauf in lichter Pracht
Wie heiden wandelte zwischen ...

„Nein, stille! Sie doch nicht so, ich ... ich ... ich habe Ihnen ja so viel zu sagen.“

Sie zögerte ein wenig und senkte das Köpfchen. Ihre Hand zitterte. „Sie haben mir etwas zu sagen?“ wiederholte sie wie im Traum.

„So sprich doch, Rose, du sollst mich nicht siezen!“ Und sie hörte, wie sie mich hören?“

Sie nickte nur — sprechen konnte sie nicht — und hielt sich beklommen auf der Bank unter dem Flieder gerade, die Hände im Schoß zusammengefaltet.

„Rose,“ flüstert er, an ihrer Seite Platz nehmend, „ich habe schon seit Tagen keine Ruh und Rast mehr. Es drängt mich, Ihnen alles zu sagen, was mir im Herzen lebt und glüht. Aber brauchte es wirklich erst der Worte? Liebe, süße, kleine Rose — nicht wahr, du ahnst es ja längst, wie es um mich steht, und du wirst doch meinem erbarmen und mich erhören?“

Er rückt näher und faßt leidenschaftlich ihre Hände, die aber liegen wie angenagelt in ihrem Schoß.

„Bitte, reden Sie weiter,“ haucht sie mit tief gesenktem Köpfchen, als er eine kleine Pause macht.

Er will lachen, aber er kann es nicht, weil sie so unerhörlich ernst ist. „Also, sie will eine regelrechte Liebeserklärung,“ denkt er und hofft bei diesem Gedanken ein klein wenig verlegen, denn er weiß nicht recht, was er noch alles sagen soll, und möchte sie viel lieber in den Arm nehmen und küssen, aber dennoch respektiert er sie so ernsten Gebaren. Sie nehmen, welchen ihn ganz besonders gut steht.

„Als ich Sie zuerst sah ... ich meine, als ich dich zuerst erblickte, herzliche Rose, da hat du gleich einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht, daß ich mich gar nicht gegen den Zauber gewehrt habe. Ich gab mich ganz dem heilig süßen Entzücken hin, zum erstenmal zu lieben. Rose, meine einzig holde, gottige Rose!“ Und er wollte den Arm um sie legen und alles weitere in Küssen sagen, aber das junge Mädchen rückte zitternd von ihm ab, bis in die Blütenzweige und den vollen Mondglanz hinein, senkte die Wimpern tief über die Augen und flüsterte mit seligem Lächeln: „Ich, bitte ... reden Sie weiter.“

Das Nebenhalten war ihm zwar heiß schwer gefallen, und er hätte gerade in diesem Augenblick alles andere lieber getan, als Phrasen gedrechselt, aber Rose sahen bisordnen Wert auf eine gut stilisierte Liebeserklärung zu legen, und so fuhr er denn, alle seine poetischen Reminiszenzen wachrufend, fort:

„Sieh, Rose, es ist zwar noch nicht der wundervolle Monat Mai, aber dennoch singen alle Vöglein und besonnen ihr Lied von der Liebe aufgegangen. Und was alle Blumen bieten, noch alle Sterne glücklich von fernen, traumhaften Glück verheißen, was die Nachtigall jauchzt, das klagt mir aus den Lippen im zitternden Sehnen: Ich liebe dich!“

Er war vor ihr niedergesunken, um dieser doch traulos schienen Liebeserklärung den wärmen Nachdruck zu verleihen, indem Rose Hände und bedeckte sie mit heißen Küssen. „Rose — und was antwortest du darauf?“

„Ich, bitte — reden Sie weiter!“ rang es sich wie ein zitternder Jubellaut von ihren Lippen.

Ganz entsetzt blickte er zu ihr auf. „Noch mehr reden? Aber liebes, süßer Herzensschatz —“

„Ich, bitte, bleiben Sie steinen, und reden Sie auch!“ flehte sie, aber sie preßte unwillkürlich seine Hände dabei an ihr Herz.

„Ja, was soll ich denn noch sagen, einziges Lieb?“ flüsterte er. „Daß ich dich liebe, weißt du, daß du mein Glückliche, angebetete kleines Weibchen unter der Sonne werden sollst, glaubst du mir das auch gewiß. Daß ich dich auf Händen trage, dich als liebstes Kleinod behüten und wert halten will, bedarf keiner Versicherung. Und nun erbarme dich, sag nie, daß du mir auch ein wenig gut bist, daß du mein eigen sein willst, und Rose — liebe kleine Braut — gieb mir endlich einen Kuß!“

„Ja ... das darf ich doch erst, wenn Sie... wenn du wiedergeredet hast, lieber Rahim!“

„Herzhaftchen, jetzt habe ich aber wahrhaftig ausgeredet!“

„Wirklich? Ganz und ganz? Gott sei Dank! Das viele Sprechen hat mich ganz schwindlig gemacht. Ach, Rahim, lieber, allerbester Rahim — dich will ich haben und keinen andern auf der Welt.“

„Rose, meine Rose!“ und er sprang auf, nahm ihr Köpfchen zwischen seine Hände und küßte das heiße, feuchtende Kindergesicht.

„Doarost, Will Rahim.“ Wo seien Sie hinverschellt?“ rief es plötzlich dicht neben ihnen.

„Pfui, ganz feierlich und fremd gethan. Die darf nichts merken, ehe wir das Jawort der Eltern erhalten,“ flüsterte das junge Mädchen, dann hastig und verwirrt ihre Locken ordnet, kam noch einen schnellen, heißen Kuß, und Rahim und Rose wanderten in ernstem Gespräch den Kiesweg entlang, auf welchem Miß Dolly sie eifersüchtig erwartet und verschwor, daß sie schon den halben Park nach ihnen abgesucht habe.

Nach lebhaften Wiedersehen auf der Veranda sagte man sich bald, und jeder zum Ruhe süßlich, ein seligbeglückt Gutenacht. Der Landrat, dessen Heiterkeit eine etwas gewaltsame gewesen, kehrte eilig nach der Terrasse zurück und sagte sich, seiner Gewohnheit gemäß, noch ein halbes Stündchen zur Lampe, um die Zeitung durchzusehen.

Salome hatte den Eltern und Rose gute Nacht gesagt; sie schlank noch einmal durch die Thür, sah ihren Mann und trat hinter ihn, sich ihm schweigend gegenüber zu setzen. Dem Herrn mit bemalter Stirn auf die Abendzeitung der Feldherrner Anzeigenblatt nieder, dennoch empfand er es, wie der Blick seiner Frau unverwandt auf ihm ruhte.

Also hatte es doch! Aber seltsames Benehmen erhöhte die Unruhe, in welche ihn der unerklärliche Brief mit den empörenden Anschuldigungen versetzt. Da sie sein Blick auf eine fettgedruckte Annonce, dieselbe, welche der Major hatte einrücken lassen.

„Auch Vater einen Diener?“ fragte er lächelnd.

Salome lehnte gelassen in ihrem Sessel. „Ja, für uns.“

„Für uns? Wie kommt er dazu?“

„Nun, wir gebrauchen doch einen neuen.“

„Ist das Vaters Sache. Ich darum zu kümmern?“ brauste Siegfried auf. „Was soll das heißen, daß er sich schon wieder in unsre Angelegenheiten mischt?“

Salome blieb außergewöhnlich ruhig. „Aber, lieber Schatz, so sei ihm doch dankbar, wenn er dir diese Sorge abnimmt!“

„Nein, ich bin ihm nicht dankbar. Ich verbitte mir diese einige, ununterbrochene Einmischung in unsre Angelegenheiten. War alles gestern noch zu bewerkstelligen, als wäre ich ein dummer Junge! Da heißt es in der ganzen Welt, die Schwiegermutter wäre das beste Element im Hause ihrer Kinder, und Gott sei gepriesen, es giebt Schwiegerväter, die noch schlimmer sind!“

Salome erhob sich, trat an den Sessel und legte den Arm um den Nacken ihres Mannes. Sie sah nicht pikiert und feindselig aus wie sonst; mit verhaltenem Lächeln blickte sie ihm in die Augen.

„Wie kannst du gleich so heftig sein, Siegfried! Ich bitte dich, es gilt ja deiner hauptsächlich darum, daß Hausbesitzern zu beuten. Ich ihm doch diesen Scherz! Lieber, bester Mann, mit zuliebe sang keinen Streit darüber mit Papa an. Hörst du? Versprich es mir!“

Wie sie ihn ansah! Welche Weichheit, welche Milde in Stimme und Wesen! Ihm ward es glühend heiß um das Herz.

„Nein, ich lange genug nicht an,“ brummte er, ihrem Blick ausweichend, „mir ist jeder Zank greulich, obwohl es wirklich kaum noch zu ertragen ist —“

Sie schmiegte sich noch zärtlicher an ihn. „Wir können ja also heute in unser eigen Nestchen, und da sollst lehen, glückliches Papa werden in Zukunft unsren Frieden nicht mehr stören. Siegfried, es ist so herrlich im Park — möchtest du nicht noch einmal mit mir durch den Mondschein gehen?“

Ahn! der feine Sirene! Sie verstand alle Zauberkünste, seinen starren Sinn zu beugen, sie will ihren Willen durchsetzen und Mondschein und heriche Frühlingsstimmung sollen ihr helfen, den unzufriedenen und mürrischen Mann wieder als seinen Sklaven und willenlosen Liebhaber vor ihre Füße zu zwingen.

Er durchschaute ihre Absicht und lächelte bitter. „Mage dich!“ sagte er gelassen erwidernd. „Meine Gesellschaft dürfte dir mit der Zeit langweilig geworden sein.“

Ihr Auge leuchtet auf. Der Brief! Der Brief! Er hat seine Schuldigkeit; daß Fräulein Eiserfeld will zur Flamme wachen.

Sie lacht. „Je nun, versuchen wir, und in schlanker Zeiten zurück zu versetzen. Wir sind hier so ganz unbeobachtet eingerichtet, daß wir unbeirrt stürlich nehmen müssen.“

Er blickt sie scharf an. „Wirklich, müssen wir das?“ Und ihn Hand sanft in die seinen, und sie ließ sie ruhig. „Ich bin ja ganz zufrieden!“ sagte sie, „ich will mir in den Augen, Salome! Du hast ein Geheimnis vor mir!“

Sie wollte sie es haben! Jetzt ist die Stunde gekommen, ihn sie all seine Kälte und Haetherzigkeit zu strafen, ihr Herz jubelt in übermütiger Lust. Aber sie senkt die Augen und stammelt wie verwirrt: „Ich weiß?“ Sie denkt dabei an die Nische und ihre Geheimnisse und freut sich ihrer Schlauheit.

Er zuckt zusammen und wird blaß. Dann giebt er ihre Hand frei und sagt kalt: „Nein — ich weiß von nichts und interessiere mich auch nicht für deine Geheimnisse. Behalte sie für dich.“

Das hatte sie nicht erwartet. Der alte Trotz erwacht. Sie wirft den Kopf in den Nacken. „Ich glaube allerdings, daß ich sie für mich behalte — und sehe es keiner ja spät ein, wie viel Liebe und Nähe und Demut ich an dich verschwendet habe,“ stößt sie erregt hervor.

„Demut!“ sie lacht spöttisch.

Trümmen treten in ihre Augen. Nein, bei Gott, er liebt sie nicht mehr, alles war Irrtum, alles Täuschung. Sie wendet ihm den Rücken und schreitet zur Thür. Draußen in ihrem Zimmerchen aber weint sie bitterlich.

XXV.

„Einsam wandelt der Freund im blumigen Garten!“ dachte Rose wohl lächelnd im Traum, wenn der Ries brannen unter seinen Scheitern erfunkte und die kraftvoll schlanke Gestalt Joachims wie ein Schatten durch den Mondschein wanderte.

Digitized by Google

Haupthalle von der Rückseite mit dem Tunnel

Steinerkaverne (Detail)

„Bella Vista" mit Hauptbahn. Hauptrestaurant. Seenhütte.

Wasserrutschbahn.

Chinesisch

Ansichten aus der Allgemeinen Gartenbau-Ausstellung in

Digitized by Google

...de und Hauptbahn.

Weinhütte im Thal, im Hintergrunde Hirschgarten.

Wandelgang, an beiden Enden Musikpavillons.

...hirschgarten.

Genehmigt. Wandelgang mit Triumphbogen.

...ntrg. Nach photographischen Aufnahmen von John Thiele in Hamburg.

Digitized by Google

Er fand noch seine Ruhe im Zimmer. Eine glückselige Anfregung trieb ihn hinaus in die stille, blühende Welt, auf die Bank im Fliedergebüsch, welche vor kurzer Zeit Zeugin seines jungen Liebesglückes gewesen.

Er war keine schwärmerische Natur, wohl aber ein „Gefühlsmensch“, welcher trotz seines so ruhigen, vornünftigen Wesens dennoch im Stande war, sich ganz dem Zauber poesievoller Stunden hinzugeben. So saß er auf der Bank und durchlebte im Geiste noch einmal alle Wonne eines ersten Empfangs und Bittens. Weiße Silberstricken säumten die Wölkchen, welche sich den Mond verschleierten. Nachtschmetterlinge und Käfer surrten über ihm um die Blütenbolden, und dicht hinter ihm hob einer Nachtigall ihr süßes Liebeswerben an.

Da ging's wie ein jäher Schreck durch das Herz des jungen Bräutigams. Die Nachtigall erinnerte ihn an all das Unbehagliche, das er in dem Wonnerausch der letzten Stunden völlig vergessen hatte, an die Thatsache, daß er selber der bestgehaßte Mann für die Familie Wiesen sei, jener in Aller Beisein unterbrochene junge Tourist aus Thüringen, welchen die Tochter hatte, welchem der Vater einige Nuche geschworen.

Bisher hatte er das fatale Geheimniß zu wahren gewußt, nöthigt ihn aber nicht die Pflicht, es zu offenbaren? Thut er es nicht, so handelt er nicht ehrlich, entdeckt er sich aber, so hat er Rosel Hain und die Hoffnung verloren, je das Amoret des Majors zu erringen!

Hätte Herr v. Wiesen nur das Antragen aus dem Fremdenbuch nicht! Lieber kurz oder lange wäre es doch zum Verrätter werden, denn es erfüllten Briefe und Schriftstücke von ihm, welche er vor der Verwandung seiner Hand geschrieben. Und wenn er auch so lange wie möglich, wenigstens bis nach der Hochzeit, dem Schwiegervater gegenüber sein fatales Geheimniß wahrt — Rose muß auf jeden Fall klar sehen, ehe sie sich ihm öffentlich angelobt.

Wann aber soll er ihr beichten? Er hatte sich verabredet, daß Joachim morgen vormittag bei den Eltern anhalten solle. Vorher muß er sich also um jeden Preis mit der Geliebten aussprechen. Die wenigen kleine Landwirtin steht zu jeden Morgen zwischen Tau und Tag auf, sich kontrolliert die Mägde beim Melken in den Ställen.

Nach Joachim liebt die Morgenstunde, und er wird morgen früh nicht die konventionelle Zeit abwarten, um Rose im Garten zu begrüßen, sondern sie diesmal sehr zeitig überraschen.

Langsam, langsam Zweifel im Herzen, schreitet Joachim zum Hause zurück und kommt just recht, als Winkt die Fruchtmagen auszuschen will.

So klar, wie nachts der Mond geschienen, so freudenhell will morgenlos heigt die Sonne über den dunklen Waldstreif des Horizontes. Joachim steht bereits am Fenster und blickt ihr sprüchtig entgegen.

Horch, im Hause wird es lebendig. Man hört Thüren knarren, in der Küche brummen vielleicht man am Herd. Auch auf dem Hof regt es sich. Die Hähne haben sich bereits tief gekräht, jetzt knallen Peitschen, und Wagen rollen. Im Garten schallen scheiche Stimmen, Feldarbeiterinnen mit knieschürzten Röcken und nackten Füßen wandern wohlgemut durch das tauperlende Gras der Pforte zu.

Nun wird er nicht mehr lange auf Rose zu warten haben. Richtig, ihr Fenster klappt schon auf, die wäßige Morgenluft einströmen zu lassen.

Joachims Herz wallt auf. Alle Heftigkeit, wie tückig ist sie! Zur Gutsfrau gehören! Ach, wäre nur erst die nächste Stunde verschwunden! Rose hat gebaud greift er nach dem Hut und tritt leise auf den Flur, nach wenigen Minuten scheitet er über den Hof nach den Ställen, lehnt auf halbem Wege um und holt sich erst im Garten die schönste Rose für alles Roten Königin.

„Joachim, du hinein hier?“ hallt es ihm entgegen, als er im Wirtschaftshof auf und nieder wandelt und der Geliebten mit Ungen, aus welchen das Entzücken leuchtet, entgegenschaut.

Er preßt ihre Hand in der seinen, er flüstert ihr tausend zärtliche Worte zu. „Ich die Leute heut allein fertig werden, Herzlieb! Komm in den Garten!“ bittet er.

Sie schlüpfen durch die Pforte. „Noch zeitpaner Arbeit ist gut ruhen,“ tacht sie; „es dauert ja nicht lang.“

Nicht lang! Ihm däucht es eine Ewigkeit. Die Stallthür nach der Gartenseite steht offen. Die schmalen Gemüsebeete Ringsherbei dehnen sich dauer aus. Joachim erträgt es nicht, unter so viel beobachtenden Augen mit der Braut gleichgültig zu verkehren. Er tritt in den Sonnenschein hinaus und beschlägt sie leise: „Rose, sehen Sie mal die Radieschen an!“ ruft sie zurück.

„Hat Zeit!“ weist sie.

Endlich, endlich kann sie abkommen. Sie tritt zu ihm heraus und will sich wirklich über jenes Radieschen einsehen freuen.

„Wir wollen mal nach den Gurken sehen!“ ruft er und eilt mit Riesenschritten vorwärts, he wenzog kaum so schnell zu folgen und sachte hild vor sich hin.

Endlich allein und unbeobachtet! Die Sonne, welche noch nichts davon erfahren, was sich während ihrer Abwesenheit ereignet, ist klarr über das Beschienen der soeben so leidenschaftlich jungen Leute. Reugierig lugt sie ihren goldenen Strahlen durch die Blätterzweige und lauscht.

„Eine Beichte! Du hast mir etwas zu beichten?“ fragt das junge Mädchen, und es klingt ein wenig verlegen in ihrer sonst Rolle als Bräutchen. „Also, daher deine Ungeduld und die frühe Eilste im Hinblick! Nun, du hübet Mensch, daß du noch Schlimmeres gethan als einem armen, harmlosen Mädel das Herz zu stehlen?“

Da faßt er ihr ihre Hände. „Rose,“ sagt er, und es scheint, als müßte er gewaltsam etwas im Halse herunterwürgen: „Rose . . . sieh mich einmal an, ganz genau an!“

Sie blickt ihm zärtlich in die Augen. „Ja, du bist bildhübsch! Willst du das hören?“

„Nein . . . ich will deine Herzlichkeit auf!“

Sie sieht erstaunter aus. „Ein Heimlichkeit?“

„Ja, eine Nebenlichkeit! Besinne dich!“

Sie schüttelt zweifelnd das Köpfchen: „Ich wüßte wahrlich nicht, was!“

Einen Augenblick scheint er schwer mit sich zu kämpfen, dann wendet er plötzlich den Kopf halb zur Seite, und plötzlich — Rose sieht sie stehen beide Arme wie geblümt heraufstehen — erübet ganz leise zwischen Lachen hervor das Locken und Schlagen einer Nachtigall, derselben Nachtigall, welche sie ehemals an der Hohen Sonne zu dem grausamsüßen Felsitein jenseits des Straßengrabens gelockt.

„Achim!“ schreit sie auf, und dann wendet sie ihn hastig an den Schultern herum und starrt ihm mit weit offenen Augen abermals in das Gesicht. „Das wurde ja! . . . Achim!“ stammelt sie faltungslos.

Mit beiden Armen preßt er sie stürmisch an sich: „Ja, ich war es, Herzlieb! Gott sei es gesagt! Böse war es, und gemein, und doch zürnst du mir so sehr und willst mir gar Strafe das Herz brechen und mir nie verzeihen! Rose, liebe, liebe Rose, ich will ja jede Strafe geduldig auf mich nehmen, sage mir nur, daß du mir endlich doch wieder gut sein willst!“

Sie ringt sich aus seinem Arm frei, und er hält sie voll banger Angst nur desto fester.

„Nein, ich laß' dich nicht!“ murmelt er.

Da tacht sie so hell auf, daß er ganz erschrocken die Arme löst. Sie lacht? Ein Lachen dichter Bitterkeit und Trauer? Nein, sie lacht so lieb und herzig wie je zuvor. Zwar ist sie fehr, sehr rot geworden, und die Beklemmung scheint ihr noch aus den Augen, aber sie streicht hochaufatmend die wirren Haare glatt und steht weder zornig noch trotzig aus.

„Du unser Feind aus Thüringen?! Wiederholt sie mit Nachdruck den Ausruf, und ihr Blick wird gewiß, daß nicht sofort wiederzuerkennen!“ Und dann reicht sie ihm plötzlich beide Hände und blickt ihm voll in die Augen. „Du Schlingel, wie so arg mißspielen! Wie oft es mir möglich, daß wir uns alle so sehr in dir täuschen konnten, daß ich dich, den ich nun auf Gottes weiter Welt habe, mir jemals eine Sekunde lang voll feindlicher Thaten hatten konnte!“

Wie ein Rausch des Entzückens überkommt es ihn. Ihm ist's, als ginge ein Lichtstrom von der Geliebten aus, welcher ihm Augen, Herz und Seele benebet.

„Und du bist mir wirklich nicht böse?“ fragt er noch einmal leise, als müsse er sich erst vollkommen versichern.

Da lacht sie abermals, legt ihren Arm in den seinen und schreitet langsam mit ihm weiter in die blühende Gartenwelt hinein. „Wie sollte ich wohl so närrisch sein,“ scherzt sie, — „aber freilich, der Vater!“ hält sie betroffen inne.

Du glaubst auch, daß dein Vater weniger mildhe und verhärtet sein würde wie du?“ seufzte der junge Mann schwer auf.

Rose blieb erschrocken stehen und hob wie beschwörend die Hände: „Achim, du willst ihm doch nicht auch beichten!“

„Muß ich es nicht, ehrlicherweise?!“

Sie schüttelte energisch das Köpfchen. „Nein, unser Lebensglück ist zu heilig, um es einer Laune opfern zu dürfen; Vater hat doch nicht eher, während so lennen gelernt wie ich und würde freilich seinen Unwillen größer sein lassen als seine Nachsicht. Ich weiß, wie starr er in seinen Ansichten ist, wie zähe er an einem Vorurteil festhält. Du würdest zerstochen vergebens um seine Liebe und Freundschaft werben!“

„Aber er ist doch so gut und freundlich gegen mich!“

„Weil er ahnungslos ist. Du hörst, wie eifrig er noch nach dem Mitschäter forscht!“

„Und wenn er mich entdeckt!?“

„Das ist Sache unsers Zusammenhaltens! Sollte es später ein fataler Zufall fügen, nun, so hast du bis dahin als Schwiegersohn, so Gott will, schon so seiner Liebe verstichert, daß er alsdann um unsers Glückes willen gern verzeihen.“

„Du hast recht, Zeit gewonnen, alles gewonnen! Meine geschossene Hand verbrach mich ja vor dem bandschriftlichen Examen!“

„Meinst du was? Wir gehen zurück zu Mutterchen und besprechen dann ganze Angelegenheit mit ihr; was sie und alsdann tut, ist sicherlich das Richtige.“

Bachend und glücklich, alle Sorgen in den Wind schlagend, wandern sie auf Umwegen nach dem Hause zurück. Dort wachten leben es seit den fabelhaften Langschläfern auf und ahnten es gar nicht, wie viel Gold die Morgenstunde im Mund hat, lauter Dukatengold, worauf der Thurmuhr geschmiedet werden.

Wieder traut man den Kaffee auf der Veranda. Die Post war bereits gekommen, und Herr v. Wiesen griff stummgelach nach verschiedenen Briefen, welche sie Mutter ihm reichte.

„Aha, da hätten wir ja die verehrten Herren Reflektanten!“ sagte er vergnüglich. „Lauter eigne Handschriften! Na, Kinder, diesmal soll ihr mit euren Dienern nicht beschwatzen.“

„O, Väterchen, der hier ist mit einem Schmeichelbalg geschrieben!“ lachte Rose, „was für unverschämte Kratzfüße! Aber bieser hier! Sieh, dieser ist hübsch geschrieben!“

„Soll Väterlich, Du kleine Zungfer Weisheit!“ höhnte der Gregsbolog, drohte Schreiben eifrig durch die Brille studierend: „na, da sieht man ja am besten, wie der Schein trügt! Hier der Schmeichelbalg mann . . . Jochen Klüsing . . . oder Brüsing . . . bedienstet gewesen als zweiter Kutscher bei dem Oberamtmann Mattow auf Kroffin, dreis Lübben, hat servieren und aufwarten gelernt, wird bestens empfohlen von seiner Herrschaft, schickt auf Wunsch Originalzeugnis ein, achtundzwanzig Jahre alt, ehrlich, zuverlässig, geschickt und anstellig . . .“

„Im . . . lobt sich selber!“

„Gewiß, muß es doch thun, da er das Zeugnis noch nicht hat! Na, dieser Jochen Klüsing scheidet eine klare, rühige Schrift. Will mal meine Bücher zu Rate ziehen, vielleicht ist mich ja länger!“

Er stand auf und ging. Ziemlich schweigsam barrte man seiner Rückkehr. Das Ehepaar Born schien sich neuerdings gezankt zu haben, da waren beide Schreiber dann sicherer kaum. Rose und Joachim sahen zwar beide strahlender aus, aber sie sprachen auch nicht viel, und nur Vetter Eilau, welcher praktisch geschlafen hatte, und Frau v. Wiesen, die stets gleichmäßig Liebenswürdige, trugen die Kosten der Unterhaltung.

Endlich erschien der Major wieder in der Thür. Er sah düst ernst und hochbetrübt aus.

„Der Schmeichelphilmann mich engagiert!“ sagte er mit Nachdruck; „ein vorzüglicher Kerl. Alle nur

Digitized by Google

denkbar guter Eigenschaften garantiert seine Schrift. Aber der andre hier, welcher nur ähnlich lakonisch schreibt: „Ich, August Friedberg, geboren 22. März 1850, bei Herrn Baron v. Gralik auf Groß-Schmeltow bedienstet, bitte, mich mit meinem Zeugnis versönlich der Herrschaft vorstellen zu können,“ — dieser Kerl mit der langen, scharfen Gefängnis-Schrift sagt in Ton und Worten nichts. Der hat mit mit den: Bestellungsthum, Lüge, Brutalität, Egoismus die zur Dieberei, Sinnlichkeit, Hang zur Verschwendung, Unmäßigkeit, alle sieglos Trunksucht . . . Na, wer diesen Herrn Augst mag und Gott die wahren! Gewiß ein recht unverschämter, roher Patron, mit üttig verschlagener Galgenphysiognomie und schleichendem Wesen — na, auf den, Kinder, reflektieren wir freundlich! Schade, daß wir nicht mit den alten Schmeltowern verfehren; so ein feuchtes, greisenhaftes Bärchen hat natürlich gegen solch einen Kerl nichts aufkommen können . . . na . . . Bachmann? Hebe, wen bringen Sie denn da?“

Bachmann trat, die Mütze in der Hand, an die Terrine der Veranda; hinter ihm, weiter ab im Garten, stand ein großer, rüstiger Mann in ehrerbietiger Haltung.

„Verzeihen Herr Major, da meldet sich der Kutscher ans Schmeltow und bittet, sich der gnädigen Herrschaften vorstellen zu dürfen.“

Alle Köpfe wandten sich wie ferngelenkt dem Genannten zu.

„Wie? August Friedberg . . . der da? Hm, soll wahrer treten.“ brummte der Major und flüsterte leise hinzu: „Laßt euch nicht tre machen, Kinder, der Kerl ist ein Hexdjer.“

(Nachdruck verboten.)

Prinz Wilhelm von Baden †.

(Zu dem Portrait Seite 553.)

In tiefe Trauer ist das badische Land durch den Tod des Prinzen Wilhelm, ältesten Sohnes des Großherzogs Friedrich, versetzt worden, und wie in seinem Heimatlande, so wird der Heimgang dieses seit deutsch gesinnten Fürsten im ganzen Reche aufrichtig beklagt. Am 18. Dezember 1829 zu Karlsruhe geboren, begann Prinz Wilhelm seine militärische Laufbahn am 27. November 1847 als Sekondeleutenant in badischen Dragonern. Am 3. Juni 1849 wurde er zum Premierleutenant befördert und in dieser Charge am 22. November 1849 dem preußischen 1. Garderegiment zu Fuß aggregiert. Am 14. Mai 1850 wurde er Hauptmann und in derselben Zahr à la suite des Regiments gestellt. Drei Jahre später wurde er zur Dienstleistung beim Garde-Artillerieregiment kommandiert und 1854 Major. Am 31. Mai 1859 wurde er Oberst. In den Jahren 1862 und 1863 war er als Mitglied der Artilleriepüfungskommission thätig und wurde darauf als Generalmajor zweiter zu den Offizieren à la suite der Armee versetzt. Am 31. Dezember 1866 zum Generalleutenant befördert, erhielt der Prinz das deutsche Kriegsschiff Zeitzage das Kommando der 1. badischen Brigade, an deren Spitze er sich besonders am 30. Oktober im Gefechte bei Tryon und am 18. Dezember bei Nuits auszeichnete. In letzterem Gefechte wurde er schwer verwundet und übernahm das Kommando dem Obersten von Renz, der gleichzeitig in die rote bei 1. badischen Grenadierregiments Nr. 109, in dessen Mitte er schwer verwundet worden war. In den Jahren 1871 bis 1873 gehörte Prinz Wilhelm als badischer Abgeordneter dem Reichstage an und hielt hier zur deutschen Reichssprache. In treuer ungetrübter Freundschaft er sich ebenfalls am politischen Leben und zeigte sich als gründlich unterrichtet und mit großer Rednergabe ausgerüstet. Seit dem November 1893 war er Präsident der Ersten badischen Kammer. Am 11. Februar 1863 hatte Prinz Wilhelm sich mit der Herzogin Maria von Leuchtenberg vermählt. Aus dieser Ehe sind zwei Kinder entsprossen, die am 26. Juli 1865 geborene, mit dem Erbprinzen von Hohenzollern vermählte Prinzessin Marie und Prinz Maximilian, geboren am 10. Juli 1867, der à la suite des preußischen Garde-Kürassierregiments gestellt wird und bei diesem Regiment mehrere Jahre aktiven Dienst gethan hat.

Das Edelweiß.

Von
Georg Scherer.[*])

Was blickst du, bleiches Felsenkind,
So hoch, so einsam auf mich an?
Du, die so küssn um Liebe wunst,
Kalt du auch wie's dyn angethan?
Halb mit Verlangen, halb mit Bangen
Ins Auge schau' ich der hinein;
Du nimmst die Sonne mit gefangen
Wie Alphornklang im Abendschein.

Dich hegt und pflegt die Jungfrau nicht,
Du prangst nicht kund am Hut und See
Hoch überm Abgrund blüht du schlicht
Bei Gletscherau und ew'gem Schnee.
Auch strenge im stillen Heiligthume
Des Hochgebirges stolz und frei —
Du bist der Berge Bamberkrone,
Du bist der Alpen Lorelei.

Denn mutig klimmen Alpenhirt
Und Gemsenjäger und Sennerin,
Durch deinen Anblick sich verwirrt,
Die nunmehr ihre Pfade fliehn.
Die überkommt's wie Alpenglühen,
Auf ueberfahrt ihr Auge flammt,
Erschaun'n sie dein geheimes Mühen
Und deiner Blätter weißen Sammt.

Wohl ist du hold dem kühnen Mut,
Der glücklich die Gefahr besteht:
Blaß nickst du von des Felsjees hut,
Wenn Sonntags er zur Kirche geht.
Der Jüngling nachts mit süßen Sorgen
Dich sehen vor Liebchens Fenster liegt,
Weglückt, wenn sie am nächsten Morgen
Sein Sträußchen stolz am Busen trägt.

Doch oft nicht jedem Wandere glückt
Das Wagnis, küssn um dich verwirbt:
Er fregt, von deinem Reiz berückt,
Verschellt in tiefer Felsschlucht.
Dort spricht kein Priester seinen Segen,
Sie setzen ihm nicht Kreuz noch Stein,
Und keine Blumenkränze legen
Sie auf sein moderndes Gebein.

Nur Sonnenschein und Wondlicht greift
Zuweilen mitleidsvoll hinab,
Und eine stille Göree schleift
Dann um sein einsam Felsengrab.
Da aber thronst im heiligthume
Der Berge fort, so kalt, so frei —
Des Hochgebirges Bamberkrone,
Der Alpen Rose Lorelei.

[*]) Aus „Gedichte“ von Georg Scherer, mit Illustrationen von Paul Thumann. Sechste Auflage (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt).

Von der allgemeinen Gartenbau-Ausstellung in Hamburg.

I.

(Siehe die Abbildungen Seite 564 und 565.)

Der erste Mai wachte in Hamburg kein freundliches Gesicht. Es wehte, regnete und war kalt. Dennoch waren Tausende und Abertausende zur Eröffnung der Allgemeinen Gartenbau-Ausstellung herbeigeeilt. Gott ist doch den Pogiun eines Unternehmens, das alle bisherigen Veranstaltungen gleicher Art weit überragt. Und daß es nur von vornherein gelingt ist, der Veranstalter hatten ihr Ziel heute schon erreicht; sie brauchten etwas zu pandn, dort nach jeder Richtung hin gesichert, vollendet ist. Vollendet auch insofern, als der Eröffnungstag nichts Halbes bot, was bei sonst bei Ausstellungen als selbstverständlich hingenommen wird, sondern am Ganzes dem staunenden Auge zeigte. Keine einzige Hammerschläge mehr, keine halbertigen Arbeiten, überhaupt nichts, was zu einem Verdrießen gehört. Ein vollendet Ganzes war diese Ausstellung schon am 1. Mai.

Eine Riesenarbeit ist geleistet worden, und die Männer, die sich ihr unterzogen haben, verdienen warmen Dank und hohe Anerkennung. Solche wird ihnen ohne Frage von den zahlreichen Fremden gespendet werden, die Hamburg während der Dauer der Gartenbau-Ausstellung, also vom Mai bis Oktober, zu erwarten hat. Auch die Gastfreundschaft bringen dem Unternehmen ein räumliches Interesse entgegen; sie können ihrem Stamen nicht genug Anerkennung verleihen. Wenn sich dieses prächtige Stück Erde, welches der Ausstellung angewiesen worden ist, auch ganz vorzüglich zu jenem Zweck eignet, so haben doch Gärtner, Künstler, Ingenieure und in weiter en ganz bedeutende Summen entwickelt und ein Ganzes geschaffen, das bewundernswürdig ist. Natürlich konnte vom vorhandenen Teil nur die Frühjahrsausstellung in der Hauptsache und den Hauptsachen Hallen vollendet sein, alle übrigen Sonderausstellungen und die Dauerausstellung im Freien und in den dafür errichteten Hallen können erst noch und noch folgen, je nachdem die Jahreszeit vorschreitet. Daher handelt es sich aber heut nur um einen Abschied einzelner Erscheinungen und Formen innerhalb des großen künstlerischen Landschaftsbildes, das mit jedem neuen Blumenschmuck, der ihm die Zeit in ihren Füllhörnern bietet, neue Reize gewinnt. Fertig sind alle Bauwerke, und von diesen gehen wir heute vorläufig die wichtigsten im Bilde wieder.

M. B.

Karl v. Lützow †.

Mit Professor Dr. Karl v. Lützow, der am 24. April 1891 in Wien dahinschied, hat Deutschland einen seiner bedeutendsten und verdienstvollsten Kunstschriftsteller verloren. Er hatte einen hervorragenden Anteil daran, daß das bisher ziemlich vernachlässigte kunsthistorische Forschung zu Ehren

Dr. Karl v. Lützow.

kam, und daß das Interesse an der darstellenden Kunst und ihren Werken in den weitesten Kreisen der Gebildeten erwecht wurde. Karl v. Lützow war am 25. Dezember 1832 in Göttingen geboren, kam aber schon in früher Jugend nach Schwerin, wo sein Vater am großherzoglichen Hofe das Amt eines Oberstschenken bekleidete. Nachdem er das Gymnasium in Schwerin absolviert hatte, legte er, um Philologie und Archäologie zu studieren, die Universität Göttingen, siedelte jedoch bald nach München über, wo er an Friedrich Thiersch, dem das Königreich Bayern die Wiederbelebung der klassischen Studien dankte, einen väterlichen Freund und Berater fand. Bestimmend für seine weitere Lebensbahn wurde sodann ein längerer Aufenthalt in Berlin, wo er in vertrautem Verkehr mit Franz Kugler gelangte, dem eigentlichen Begründer der kunstgeschichtlichen Forschung in Deutschland. Im Englischen Hause lernte er auch Karl Schnaase kennen, den hervorragenden Oberlandesgerichtsrat und Herausgeber des „Christlichen Kunstblattes“, und Wilhelm Lübke, den nach Kuglers Heimgange bedeutendsten Kunstschriftsteller, der damals bereits mit einigen kleineren Arbeiten hervortrat. Mit dem um sechs Jahre älteren Manne verband ihn bald eine innige Freundschaft, die für das Lebenandauerte. Nachdem Lübke und Lützow zusammen Italien bereist hatten, unternahmen sie gemeinsam die Neuberarbeitung der Kuglerschen „Handbuch der Kunst“. Im Jahr 1858 habilitierte sich Lützow in München als Privatdozent der kunstgeschichte, siedelte jedoch 1863 nach Bonn über, wo er ebenfalls als Privatdozent Vorlesungen hielt, aber zugleich die Redaktion der „Zeitschrift für bildende Kunst“ übernahm. Schon im folgenden Jahre wurde er zum Professor der Kunstgeschichte an der Wiener Kunstakademie ernannt, und hierzu gesellte sich überdies eine Reihe weiterer Aemter. Im Jahre 1866 wurde er zum Bibliothekar und Custos der Kupferstichsammlung der Akademie wie zum Vorsteher des Museums der Skulpturgipse berufen, und 1867 erfolgte seine Ernennung zum Vorsteher der Architekturgipsabteilung an der technischen Hochschule. Unterschadet aller dieser Aemter entwickelte Lützow mit unermüdlichem Fleiß eine rege literarische Thätigkeit. Die oben erwähnten „Neuerscheinungen“, deren Herausgabe ihn nach

Digitized by Google

Wien gehört hatte, wandelte er in die bald hoch angesehene „Gesellschaft für bildende Kunst“ um, gekommen und Rudolf Alexenberg redigierte er später die „Kunstchronik“, und auch im Feuilleton großer Tagesjournalen lieh er oft sein feinsiches Urteil leben. Den Reigen seiner selbständigen Werke hatten schon 1861 die „Münchener Antiken“ eröffnet, worin er namentlich die Werke der Glyptothek und der Pinakothek erörterte; dann folgten — wir heben nur das Bedeutendste hervor — die „Meisterwerke der Kirchenbaukunst“, die „Geschichte der Akademie der bildenden Künste in Wien“, „Die Kunstschätze Italiens“, „Die seltenste Gemäldegalerie im Belvedere“ mit den Radierungen von William Unger, „Die vermeintlichen Kunde der Gegenwart“, die „Geschichte des deutschen Kupferstichs und Holzschnittes“, wohl das am meisten verbreitete Werk Lützows, endlich die Neubearbeitung von Schnaases Geschichte bethlehemden Künste. Für die Entwicklung des Kunstlernes in der österreichischen Kaiserstadt war Lützows Thätigkeit von hoher, geradezu reformatorischer Bedeutung. Vorher war der Sinn für Kunstgeschichte in Wien nur auf sehr enge Kreise beschränkt, Karl v. Lützow aber wußte das allgemeine Interesse zu erwecken, indem er zunächst bereits auf die jüngere Künstlergeneration einwirkte, indem sich an alle Gebildeten wendet und über die Grenzen Wiens auch Oesterreichs hinaus in allen Ländern deutscher Zunge lernbegierige und eifrige Jünger erwarb. Auch an der Neubelebung des deutschen Kunstgewerbes, auf das lange Zeit die Künstler mit Geringschätzung herabsahen, hatte er einen rühmenswerten Anteil. Den Künstlern der allen Ueberzeug ist ihm bekanntlich vorgeworfen worden, daß er in den Betrieben, daß Verständnis für Kunst weisen Kreisen zu erschließen, zu weit gegangen sei und so leidenschaftlich Partei ergriffen habe, daß nicht als sachmännisch gelten können. Aber dieser Tadel ist im Grunde nur ein Lob, denn ohne die Ueberzeugung des Kunstwissenschaftlichen

Nach einer photographischen Aufnahme von H. Pöschner in Hamburg.

Das Geburtshaus des Komponisten Johannes Brahms in Hamburg.

lichen in das Allgemeinverständliche würde der Sinn für Kunst und Kunstgeschichte, der doch auch den Meistern von Fach und den Schöpfungen zu gute kommt, sich nicht so erfreulich verbreitet, wie es heute in Wirklichkeit der Fall ist. Die unbefangenen artistischen Künstler haben denn auch willig das Verdienst Lützows anerkannt, und mit ihnen wohnen alle Kunstfreunde dem Verewigten ein ehrendes Angedenken.

Theodor Ost.

Das Geburtshaus von Johannes Brahms in Hamburg.

Die ausführliche Biographie, welche wir in Nummer 30 dem verewigten Tonmeister widmeten, hob hervor, in wie trüben Verhältnissen Johannes Brahms seine früheste Jugendzeit verlebte. Sein Vater war ein armer Musikant, und der Knabe mußte mit ihm zum Tanz aufspielen, bis wohlmeinende Gönner auf sein Talent aufmerksam wurden und ihn auf der unwürdigen Bahn beherten. Jene ärmlichen Verhältnisse endlich anschaulich das Geburtshaus des Meisters vor Augen, das ausführlich zu machen ein nach seinem Tode gefaßt, und somit gewährt dieses Denkmal Herrn Julius Thaas in Hamburg. Das Haus erhebt sich im Hofe des Speckgangs Nr. 60, und von der Straße aus hat Johannes Brahms das nicht der Welt erblickt haben. Es ist, wie der Augenschein lehrt, eine alte, unansehnliche Werkstätte, und der Gebäude, an deren Gebäude eine Erinnerungstafel angebracht, findet in Hamburg wenig Anklang, zumal in Tage der wachsenden Bauen-gesucht wenn dürfte, denn seit 1892 vorgieht in Angriff genommenen Sanierung Hamburgs wird gerade der alte Speckgang zum Opfer fallen. Vielleicht kann das Geburtshaus des Komponisten Brahms verschwindet, haben wir es durch die Photographien im Bilde festhalten lassen.

— Für müßige Stunden. —

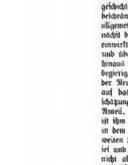
Schach.

(Redigiert von E. Schallopp.)

Aufgabe 28.

Von Adolphus Petzold in Tirol.

(„Wiedehopf“)



Weiß.

Weiß setzt mit dem letzt mit dem dritten Zuge matt.

Aufstellung der Aufgabe 25 S. 520:

Weiß: Kb2—c2 Bc3—c4 Sa1—b3 Sc1—d3 Ba2—a3 Bb2—b4 Bc3—c4 Bd2—d3 Be2—e3 Bf2—f3 Bg2—g3 Bh2—h3

Schwarz: Ka8—a7 Dd8—d7 Ta8—a6 Th8—h6 Sb8—c6 Sg8—e7 Bb7—b6 Bc7—c5 Bd7—d6 Be7—e6 Bf7—f6 Bg7—g6 Bh7—h6

Weiß: Kc2—b1 Sb3—c1 Sd3—b2 Ba3—a4 Bb4—b5 Bc4—c5 Bd3—d4 Be3—e4 Bf3—f4 Bg3—g4 Bh3—h4

Schwarz: Ka7—a8 Da6—a5 Sc6—b8 Se7—c8 Ba7—a6 Bb6—b5 Bc5—c6 Bd6—d5 Be6—e5 Bf6—f5 Bg6—g5 Bh6—h5

Weiß: Kb1—a1 Sc1—b3 Sb2—d3 Ba4—a5 Bb5—b6 Bc6—c7 Bd4—d5 Be4—e5 Bf4—f5 Bg4—g5 Bh4—h5

Schwarz: Ka8—b8 Da5—d8 Sb8—c6 Sc8—e7 Ba6—a7 Bb6—b7 Bc7—c6 Bd5—d6 Be5—e6 Bf5—f6 Bg5—g6 Bh5—h6

Weiß: Ka1—b1 Sb3—c1 Sd3—b2 Ba5—a6 Bb6—b7 Bc7—c8=D Bd5—d6 Be5—e6 Bf5—f6 Bg5—g6 Bh5—h6

Schwarz: Ka7—a8 Da8—d8 Sc6—b8 Se7—c8 Ba7—a6 Bb6—b7 Bc7—c6 Bd6—d5 Be6—e5 Bf6—f5 Bg6—g5 Bh6—h5

Weiß: Kb1—a1 Sc1—b3 Sb2—d3 Ba6—a7 Bb7—b8=D Bc8—c7 Bd6—d5 Be6—e5 Bf6—f5 Bg6—g5 Bh6—h5

Schwarz: Ka8—b8 Db8—d8 Sb8—c6 Sc8—e7 Ba7—a6 Bb6—b7 Bc7—c6 Bd6—d5 Be6—e5 Bf6—f5 Bg6—g5 Bh6—h5

Weiß: Ka1—b1 Sb3—c1 Sd3—b2

Über Land und Meer.

78. Band.
Neunundsiebzigster Jahrgang.
Oktober 1896—1897
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 M. 50 Pfg.
Mit Post-Aufschlag 4 M. 75 Pfg.
Redaktion:
Ernst Schubert in Stuttgart.

Quitt!

Roman von

Johannes Richard zur Megede.

XXIV.

Draußen wehte eine milde, reine Luft. Im Birkenhäuschen stand der fromme Vollblutjunge allein. Jetzt erst dachte Lojа daran, daß irgend etwas geschehen müsse. Einen Augenblick überlegte er mit zusammengepreßten Zähnen, dann zog er Klödel die Gurten fester und ritt fort.

Im Parke begegnete ihm der alte Kaufmann, der kopfschüttelnd, aber gemächlich durch die Verwüstung schlenderte, die der Sturm angerichtet. „Na, wohin, Herr Baron?“

Lojа sah ihn gedankenlos an. Der Alte in seinem furchtbaren Räuberzivil, ohne Kragen und Stulpen, lachte gutmütig. „Ist Ihnen auch die Peterilie verhagelt?“ Dann rief er ärgerlich mit seinem Eichenstock in einen Lindenstamm, den das Wetter niedergelegt hatte, so daß die tiefige Wurzel wie knorriges Gestüt aus dem zerfetzten Erdreich mannshoch aufragte: „Hätte ich jemals geglaubt, daß der prächtige Kerl vor mir ins Gras beißen würde!“

„Lorchen brennt,“ antwortete Lojа, als wenn dies die natürliche Antwort wäre.

„Was Sie da sagen, Herr Baron!... Adieu, adieu!“ Der alte Mann tratte in hastiger Eile nach dem Wirtschaftshofe.

Lojа eilt weiter. Das ängstlich schnaubende Pferd legte vorsichtig Fuß für Fuß in dem Gewirr abgerissener Zweige und Äste, das den Boden des Hauptweges bedeckte.

Als er draußen auf der kahlen, gelben Stoppelebene, die eine untergehende Sonne jetzt mit kaltem, hartem Licht übergoß, sah er weit drüben eine Reiterin — die Comtesse galoppierte schon mit verhängtem Zügel an der Waldecke. Da schüttelte er mit einem Ruck die schwächliche Erstarrung ab, und Klödel mußte sich zu seinem besten Jagdgalopp strecken. In wenigen Minuten hatte er sie eingeholt. Schweigend ritten sie nebeneinander. Der Wald lag stumm. Frische Wärme stieg aus dem moosigen Boden, zog als feiner Duft über die Schonung. Die breiten Dämmerungsschatten begannen sich zwischen die hohen Stämme zu senken; wo über die rote Sonne noch durchbrach, auf den Höhen, auf den felsigen verschlungenen Gassen, die sich der Wildschluren gewöhnt, gebrochen — da lagen die gefällten Bäume in grausigem Chaos, mit der Wurzel angefressen wie Gras die einen, in der Mitte zerknickt, zerfetzt, zerrissen die andern. Alte Riesenfichten auf junge, unverletzte gestürzt, die Wucht stöhnten, sanken; blutjunges Volk, im Todeskampf an überlebende Bäume gelehnt, überschlankes Stangenholz zu Haufen auf die Schonungen geschmettert.

Sie ritten dicht nebeneinander und waren doch jeder ganz allein. Der Weg war aufgeweicht, gelbe Lachen blinkten. Die Pferde jagten durch die hochaufspritzende Lehmluft, die Comtesse merkte es nicht. Ein Reh wechselte im eiligen Sprung über die Straße und verschwand. Sie sah es nicht. Nur vorwärts, vorwärts! Denn Fuchs war der Jugendmut der ersten Jahre längst verraucht. Auch lag er im letzten Ehrgeiz dem hochgezogenen Braunen an den Gurten. Aber wie lang? Denn das Vollblut streckte sich jetzt, warm geworden, zu immer mächtigerem Galopp-sprung. Auch jetzt begann der Fuchs zu keuchen, nachzulassen. Die Augen traten ihm aus dem Kopf; der Schweiß der Erschöpfung rieselte mit dem hinaufgespritzten Kot der Straße das dunkel gewordene Fell hinab. Die Comtesse gab ihm die Peitsche in strierwigem Hieb. Was galt ihr der Fuchs? Nur noch Lorchen erreichen, den Vater lebend finden!

Da hörete ein quer über den Weg gebrochener Stamm die Pferde. Der Fuchs stutzte kurz und

Unerreichter. Nach dem Gemälde von C. v. Reth.

Photogravure-Verlag der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Digitized by Google

schleuderte seine Reitrute faft auf dem Sattel. Jetzt nahm ſich die beiden zum erſtenmal bei dem ſchonvergeſſenen Witz ins Geſicht: die Comteſſe mit rattloſer Angſt, er mit dem Totenblick eines Nachtwandlers. Doch der Anblick ihres ſeufzenden, pampfenden Tieres gab ihm die Beſinnung zurück. „In dem Tempo können die die Stute doch nicht forcieren, Comteſſe! Die bricht Ihnen noch vor Schwäche zuſammen . . . Seien Sie doch verſtändig, Gräfin! Ihrem Vater iſt ſchwerlich etwas paſſiert. Wir wenn's Ihnen eine Beruhigung iſt, ich reite voran und current Ihnen auf dem Bollblut hier die halbe Meile in fünf Minuten runter.“

Schon nahm er Bieber zum Sprung zuſammen, da drängte ſie ihr Pferd hart an das ſeine und antwortete ganz leiſe: „Herr Freiherr v. Loja, Sie reiten nicht! Und wenn meinem armen Vatern beim an den fünf Minuten etwas paſſiert wäre, wenn ich wüßte — lieber tot! Aber Sie dürfen ihn nicht reiten — Sie nicht!“

Er antwortete nicht.

Sie aber lieh den Zaum faſt zurückfuhren. „Allez, hopp!“ Die Peitſche ſchwirrte. Sie brachte den Todmüden doch herüber.

Sie gaben weiter auf ihren ſchaumbedeckten Tieren. Dem Vollblut war's recht, aber der Fuchs brauchte bei jedem dritten Galoppſprung die Peitſche. Endlich war der Waldrand erreicht. Im Grunde lag Schwolmen. Die Comteſſe hielt. Weiße Hügel drüben bemmten den Blick, bedeuteten ſtreg die Brandwolke auf, ſchwarz, unbewegſich, ein ziegler Luftballon, an dem rote Flammen emporleckten. Ein brenzliger Geruch zog durch die Luft, vom kühlen Abendwind getragen.

„Es kann nicht Vorſichen ſein,“ verſicherte Loja, „es iſt viel weiter rechts.“

Die Antwort war ein Peitſchenſchmiß, der den Fuchs wieder zu ſeinem krachenden Galopp antrieb. Es ging dergab an der Mühle vorbei, dem rauſchenden Thal — durchs Dorf. Aufgeregte Menſchengruppen ſtanden auf der Straße, Frauen rangen die Hände, Kinder ſchrien. Vor den Reitern ſtob das Geflügel kreiſchend zur Seite. Hunde fuhren bellend aus den Höfen, bleckere Dorfhemden, die den Wegrand abpickten, flogen mit Rauhgeraufe auf. Als die beiden in die Chauſſee einbogen, teilten ſie auf einen Zwölf-Fahrmorkstoßwagen, die eilig heimwärts trabten. Die Mädchen mit ihren bunten Kopftüchern knieten, Frauen mit neuen weißen Spindeln, Marktkörben, triefenden Kindern am Arm ſtanden ſich in Reihen, doch die Knechte in ihren hohen Schwierſtiefeln, den dicken Wollſchaal um den Hals, wankten gruſchlos weiter. Rauhwolk, neugierig, von Alkohol glänzende Augen ſchauten zu den Reitenden hinauf. Ein unbeſchreiblicher Duft von Schnaps, Tabak, friſcher Semmel und Häring lag über dem Knäuel. Der Gampelſchleuser Kutſcher kam mit dem leeren Jagdwagen ihnen entgegengefahren, die Jagdherren ihren ſcharfen Trab. Er war ſo aufgeregt, daß er die Comteſſe nicht einmal grüßte. Sie ſah ihm ſonſchüttelnd nach. Die Augenlicht benutzte den Fuchs, um in Trab zu fallen. Sie aber ließ ihn unbarmherzig mit der Peitſche an. In fliegender Carriere kamen ſie auf die Höhe. Da parierte ſie ſolt auf der Stelle den todmüden Gaul, daß er ſtolperte ins Knie kam.

„Es iſt Gampelſchleuſe,“ ſagte ſie leiſe. Die Spannung in ihren Zügen war gewichen. Die Brand Intereſſierte ſie nicht. In wilden Schritt ritt ſie weiter. Erſt als ſie in den Lorſcher Weg einbogen, begann ſie zu traben. Wie matt, gleichgültig ſie war — die Gutsleute vermißten ſollen's nicht wiſſen! Aber das ausgeritene Tier vermochte nur ſchwerfällig, ſchaukelnd vorwärts zu kommen. Sie klopfte ihm mitleidig den naſſen Hals: „Fuchschen, Fuchschen!“ Und der Fuchs ächzte ſchwer.

*

Auf dem Lorſcher Hofe wogte wildes Leben. Leiterwagen knarren unordentlich umher, Waſſertonnen wurden geſchleppt. Halb angeſchirrte Geſpanne, wiehernde, nervöſe Pferde, kurze Befehle, Schreien, Fluchen. Ein ungetrunkener Knecht, der bereits im Sattel ſaß, knallte mit der Peitſche: „Weg da!“ Der Inſpektor tobte, der alte Hofmann lief ratlos umher. Weiber, Kinder drängten ſich heran, wurden zurückgeſchoben. Mücken, Kreiſchen. Eine alte Ortsarme kumpelte glucklend in einer ſchmutzſtarrenden Nachtjacke umher. Der Waſſerhund ſtürzte mit wütendem Gebell auf ſie los. Mitten in dem Gewoge ſtand der Graf. „Himmeldonnerwetter, Herr! Warum iſt die Sprütze unbrauchbar? Die Pfaffer einer leckt . . . Ach Sie ſind's! Sie ſind ſo gut und holen!“ Darauf verlegene Entſchuldigungen, Achſelzucken. Der Hebel der Handſprütze zuckte dazu klimmerlich, der Schlauch weigerte ſich konſequent, Waſſer aufzunehmen.

Jetzt kamen die beiden auf ihren abgetriebenen Pferden auf den Hof geritten. Der Graf begrüßte ſie wie eine Erlöſung. „Guten Abend, Herr Baron! Gott ſei Dank, daß Sie da ſind! Ich weiß niemand ein verſtändiger Menſch da iſt! . . . Sie müſſen ſchon den zweiten Zug führen — der andre iſt eben abgeſchoren . . . Und wo haſt du dich rumgetrieben, Mieze?“ Als er den Fuchs erblickt, der mit ein-gefallenen Augen teilnahmlos da ſtand, ſchüttelte er unwillig den Kopf: „Was haſt du mit dem Pferd gemacht? Das iſt ja am Bereuben!“

„Ich hatte in Angſt . . . ſo Angſt um dich, Papa.“ Sie konnte nicht weiter ſprechen, ein Thränenſtrom erſtickte ihre Stimme. Der Graf mußte ſie mit ſeinen Armen auffangen, ſonſt wäre ſie vor ihm zuſammengeſunken. Da ſeinem Halſe ſchluchzte ſie krampfhaft, ſeufzend.

„Na, ſei nur ruhig, du gutes, kleines Ding.“ Tröſtete der Alte. Da Loja wandte er ſich ein ſchuldigend: „Sie war immer ſehr zart und iſt in letzter Zeit ſo nervös geworden. Sie hat ſich natürlich eingebildet, Vorſchen brenne und ich könne mit meinen gichtiſchen Beinen nicht allein vom Schlafzimmer die Treppen runter . . . Artiger iſt auch nicht da . . .“

Als ſie den Namen hörte, zuckte ſie zuſammen. „Aber ich bitte ſehr, Herr Graf . . .“ Loja ſprach verlegen. „Aber das Comteſſe hatte ſich langſam aufgerichtet und ſah ihn an. Da fuhr er in ſprödem Tone fort: „Ich muß mich ſchon hier von Ihnen verabſchieden, Herr Graf — ich bin nur beſorgen mit Ihrem Befinden. Mein Urlaub iſt unbedingt in Sonnunen. Morgen mit dem Frühzug fahre ich — die Zeit iſt ſchlecht gewählt, auch der Anzug.“ Er wies auf ſeine ſchmutzbedeckten Reitgamaſchen. „Aber ich hoffe, meinen Urlaub, Herr Graf, machen ſolche Kreuzereitlichkeiten nichts. Wir leben uns ja auch nie wieder.“

Die Comteſſe hatte ſich vom Vater losgewandt: „Sie haben hier Gäſte, die viel unverdiente Güte erwieſen, Herr v. Loja, erweiſen Sie ihm auch die letzte und begleiten Sie mich jetzt nach Gampelſchleim. Papa mit ſeiner Gicht kann nicht. Ich aber auch. Ich will den Inſpektor — das wäre unpaſſend . . .“ Sie ſprach ſo ſicher, ſo ruhig, ſo ſehr vornehme Dame, daß der Alte ſein ſchlaukgebeugtes Haupt kaum wieder erhoben.

Loja verbeugte ſich ſtumm. „Gräfin befehlen . . .“ Dieſmal war ihr Wille der ſtärkere.

Es war faſt Nacht, als der zweite Trupp abfuhr. Die Erntewagen rollerten über das Holzpflaſter, das Waſſer in den Tonnen glucſte. Die Knechte ſtanden kampfesmutig in den Bügeln und knallten über die Köpfe der unruhig trabenden Pferde hinweg. Hinter den Wagenleitern ſchritten Männer mit Peitſchenſtiel. Der Jorgerrock, der beſtrenge Onkel, das ungewohnte, geheimnisvolle rote Licht regte die Tiere auf, gab den Leuten kriegeriſche Gefühle. Das jagte wie die wilde Jagd durch den Gutshof. Die rohe Strenge der Anherzbeorderſchaften lag auf den breiten Geſichtern. Durch die hohen Stämme blinkte das ferne Feuer, erſt wie ein qualmumwogter glühender Punkt, dann wie ein loſes, rotes Mondgeſicht, über das ſich zuweilen der Schleier des Rauches legte, zuletzt als breite Feuergarbe, die aus einem ſchmutzgelben Lichterne emporſchoß. Nun bogen ſie um den welchen Waldwege auf die hohe, bröhnende Chauſſee ein, deren weiße Schlangenlinie ſpitzen dühren Fichtenpyramiden ſich hinzog. Das brennende Gampelſchleim verbeckte vorſprungender Wald.

Hinter den letzten Wagen ritt Loja und die Comteſſe. Sie hatte ſich einen alten Mützchimmel ſatteln laſſen, der niemals den Damenſattel getragen hatte und über die hohe Ehre mit einem mitſamen Trabe antitierte.

„Wir wollen etwas zurückbleiben, Herr v. Loja. So . . . Was ich vorhin von der Mühlthat ſagte, iſt natürlich Unſinn. Ich wollte Sie nur noch einmal ſprechen — und zwar allein. Heute trennen wir uns, und Gott behüte uns vor einem Wiederſehen! . . . Von dem, was ich Ihnen vorhin geſagt habe, Bibel und Gutes, nehme ich kein Wort zurück. Sie ſollen auch kein Wort zurücknehmen . . . Glauben Sie mir, ich bin einfach elektriſch. Es iſt nun ſo, daß ich einen Bräutigam zu nennen! Eine Ehre, Ihnen zu widerſprechen, ſtehen Sie nicht zu. Ich aber wollen Sie mir verſprechen, niemals und zu niemand von unſrer heutigen Unterredung zu Trennbleben zu ſprechen?“

„Gnädige Comteſſe, ich ſchatten Sie mir, daß ich auf der Stelle umkehre. Die Komödie der Freundſchaft mit Gampelſchleim iſt mir einfach elektriſch. Er iſt mir zut lieber als lebendig! . . .“

Er wollte das Pferd wenden, Sie hielt ihn zurück. „So ſpielen Sie dieſe Komödie wenigſtens heute noch, Herr v. Loja! . . . Laſſen Sie mich nicht allein mit ihm! . . . Sehen Sie, ich bin am Ende meiner Kraft . . . die Mühle, die Gicht — Sie ſtehen hilfen. Wenn ich jetzt zu Ihnen ſpreche, klopft mir das Herz ſo, daß ich mich kaum im Sattel halten kann. Aber ich will nach Gampelſchleim, will ihm das Gefühl geben: Ich bin bewaffnet! Ich ſage, dem Todfeind unſers Verhältniſſes, den Blick geſroren Noſes, den Sie bebe tauſchen . . . Sie ſind der Stärkere! Aber denn thut er mir leid, ſo ſehr leid, daß ihm, denn weiß ich, wo meine Pflicht iſt . . . Und wenn Sie mich jetzt mit ihm allein laſſen, nach der ſchrecklichen Auseinanderſetzung zuſammen ſind, die ſie kommen müßte — denn würde ich nicht ſagen können mit Worten, denn würde ich ihm mit ihm Wort für Wort wiederholen, was Sie geſagt — ich könnte nicht anders. Darf ich ihm ſagen, was ich in Augenblick fühle: ich glaube Loja mehr als dir? — Das wäre das Ende! . . . Und Sie wollen mich doch nicht unglücklich machen — nur ihn. Sehen Sie, morgen, da ſeh' ich gewiß alles anders, da kommt die Sammlung, da iſt die Ferne wieder da, da ſag' ich mit herzlichem Dank wie Frauen eigentlich nur da ſind zum Verzeihen . . . Sie ſind der Stärkere auch wie gegenüber . . . ſo viel ſtärker! . . . Helfen Sie mir, ich bitte Sie . . . Gute, ich Sie eigentlich . . . Denken Sie an das Kind!

Wagen bogen in die Chaussee ein. „Ja, wo die Kerls mit dem Pferdefleisch wohnen können, wenn ihnen Thierschinderei Menschenpflicht scheint!“ knarrte Prinz Lack.

Dann rief er dem ersten Spitzbuben, das vorübergaloppiren wollte, zu: „Rasch nicht so, Lump! Schritt!“ Sie gehorchten nur zögernd dem Befehl. War doch derselbe Herr, der sie, der erste im Sattel, vor einer Stunde auf das Heftigste insultirt, ihnen genommen hatte: „Schont die Schinder nicht!“ — bee sie auf den düsterern, lächerlichen Waldwegen umgetrieben hatte: „Vorwärts, wozu habt ihr die Peitsche!“ Jetzt sah er mit aufmerksamen Blicken die Wagenkolonnen entlang. Die kohlspritzten Pferde mit den eingeschlagenen dampfenden Flanken schlichen nur so daher. Er war ein guter Rechner, ein kühler Kopf, der ironische Hasso, und niemals würde er sein wertvolles Eigentum so spielermäßig riskiert haben, wenn ihm bei dem Ruf „Lorschen brennt!“ auch das Herz nicht gebieben wäre. Jetzt wandte er sich heftig zur Comtesse: „Schöne Gemütsmenschen, ihr Lorscher! Ich pumpe meine Gespanne auf wie ein Renntreiber vor dem Pferden, blow um die Formilie Wilmein auf einem Schleierhasen verkommelt zu sehen — und ihr? Dort ist's Feuer, und Gräfin, geborene Grissin, ob Sie vielleicht die Spitzenreihe eines Leichenzuges sind? Wenn der Bräutigam nicht zu Hause und die neue Heimat brennt, do tollst doch ihr Brant zwischen Lorschen und Gaunerschelmen ein halbes Dutzend Pferde kaput galoppieren! Gruh, Loja, vergeiß ich den saulenden Schritt schon eher. Wenn ich mit den abgetriebenen Braunen anhebe, dann trage ich mich, ob es mich einen Pferdehändel giebt, und ob dieser schmutzige Schelett vielleicht die ruheloke Seele meines weiland Kübber ist.“

Loja lächelte matt: „Alter Spaßmacher!“

Aber die Comtesse richtete sich im Sattel auf: „Du hast recht, Hasso, ich bin wirklich beinahe unzurechnungsfähig.“

Die Komtesse setzte sich in Trab. Die Gespanne zetterten nach.

*

Seitdem war eine Stunde vergangen. Tiefe, sternenlose Nacht deckte die Ebene. Nur über Gamweichsem log eine grelle, unerbittliche Helle. Die alte Scheune, in die der Blitz eingeschlagen, brannte noch immer wie ein riesiges Feuer. Sie strahlte ihre gerspitzende Helle über die Wege im weiten Bogen zurückwerfen sich.

Die Comtesse war allein inmitten einer Menschenmenge, bei sich gar nicht um sie und ihre Gefährtin kümmerte, sie stieß, drängte, und doch. Aber hefter Schuß war der alte Schimmel, den sie noch immer am Zügel hielt, weil niemand in der Aufregung daran gedacht hatte, ihn zu abzuziehen. Sie stählte heiter, ein Mannsmensch, der ihren Rocken, spürte den Zahnmotorgeruch von Frauenkleidern, die sie berührten. Eine Junge krach unter dem Hunde des Schimmels weg, ein kleiner, struppiger Köter leckte ihr benäßig den Hals. Sie bengte sich wieder, den Schupfhunden zu streicheln, zu phoof einer brutale Stimme: „Jagt doch den Schimmel weg!“ Dann wieder bernhigende Stimmen: „Seid doch nicht so dumm!ich,“ — die Comtesse sah Lorschen, und bog gegen wieder die auffässige: „Ach, die ist auch nicht mehr, wie wir!“ Kinder heulten, Frauen jammerten, Männer schimpften. Und dazwischen klang wieder lautes, herzloses Kinderlachen, dieses fröstige Lachen, das der Comtesse wohlthat inmitten dieses Wirrwels von Angst, Roheit, Zorn. Zuweilen wurde dem alten Schimmel das Langmaul zugehalten, er kniff die Ohren und kickte aus. Da war sie dann für einen Zeit freien Blicken auf freiem Blick. Da sah sie das alte, hochgiebelige Gebäude, in dem Feuermeer und immer feine Konturen schärfer: das Dach zu Zusammengebrochen, die Sparren, und das Holz wie in einem heißen Kessel prasselten in Handbreit, knisternden Bahnenstreif, flammendes Getreide. Wo aber der Brand die riesigen Holzpfeiler packen wollte, da duckte sich das Feuer zusammen, leckte dann gierig empor, umschlang sie mit Glut und Qualm, daß man das ohnmächtige Stöhnen des alten Holzes hörte.

In achtungsvoller Entfernung standen die Feuerwehren der Umländischen Dörfer, die Spritzen von Sassen, Lorschen, Brandhöfen, und arbeiteten fieberhaft. Wenn dann die Strahlen in die Glut zuckten, schüttelten sich die Flammen unmutig und lohten gleich darauf höher empor. Die Comtesse hörte Hassos scharfes Organ, der noch immer zu Pferde rücksichtslos alles zurückwies: „Die Wand hier, Kerls! Nur auf mein Kommando hören! Heinat hoch den Gaul zusammen, ihr Dromhöfer! ... Dahin! Wozu mitten in die Glut? Das ist so viel wert, als wenn ein Affe ins Wettmeer spuckt!“

Von Zeit zu Zeit schrie es: „Heiß!“ Jetzt drängten sich die Massen wieder seitwärts, und sie sah in den weiten Himmel, den sich die Glut geschaffen. Ein Schaf blökte und rannte wie toll umher ... ein todgeschrenes Pferd stürzte mit den Hufen ... „Der Wind springt um!“ Riesige Stille. Darauf Gebeul, eine wilde Bewegung in den Massen, die sie und den Schimmel mit fortriß bis an Hassos Rock, der ironische Hasso, und niemals würde er sein wertvolles Eigentum so spielermäßig riskiert haben, wenn ihm bei dem Ruf „Lorschen brennt!“ auch das Herz nicht geblieben wäre. Jetzt wandte er sich heftig zur Comtesse: „Schöne Gemütsmenschen, ihr Lorscher! Ich pumpe meine Gespanne auf wie ein Rennetreiber vor dem Pferden, blow um die Formilie Wilmein auf einem Schleierhasen verkommelt zu sehen — und ihr? Dort ist's Feuer, und Gräfin, geborene Grissin, ob Sie vielleicht die Spitzenreihe eines Leichenzuges sind? Wenn der Bräutigam nicht zu Hause und die neue Heimat brennt, do tollst doch ihr Brant zwischen Lorschen und Gaunerschelmen ein halbes Dutzend Pferde kaput galoppieren! Gruh, Loja, vergeiß ich den saulenden Schritt schon eher. Wenn ich mit den abgetriebenen Braunen anhebe, dann trage ich mich, ob es mich einen Pferdehändel giebt, und ob dieser schmutzige Schelett vielleicht die ruheloke Seele meines weiland Kübber ist.“

Loja lächelte matt: „Alter Spaßmacher!“

Aber die Comtesse richtete sich im Sattel auf: „Du hast recht, Hasso, ich bin wirklich beinahe unzurechnungsfähig.“

Die Komtesse setzte sich in Trab. Die Gespanne zetterten nach.

*

Seitdem war eine Stunde vergangen. Tiefe, sternenlose Nacht deckte die Ebene. Nur über Gamweichsem log eine grelle, unerbittliche Helle. Die alte Scheune, in die der Blitz eingeschlagen, brannte noch immer wie ein riesiges Feuer. Sie strahlte ihre gerspitzende Helle über die Wege im weiten Bogen zurückwerfen sich.

Die Comtesse war allein inmitten einer Menschenmenge, bei sich gar nicht um sie und ihre Gefährtin kümmerte, sie stieß, drängte, und doch. Aber hefter Schuß war der alte Schimmel, den sie noch immer am Zügel hielt, weil niemand in der Aufregung daran gedacht hatte, ihn zu abzuziehen. Sie stählte heiter, ein Mannsmensch, der ihren Rocken, spürte den Zahnmotorgeruch von Frauenkleidern, die sie berührten. Eine Junge krach unter dem Hunde des Schimmels weg, ein kleiner, struppiger Köter leckte ihr benäßig den Hals. Sie bengte sich wieder, den Schupfhunden zu streicheln, zu phoof einer brutale Stimme: „Jagt doch den Schimmel weg!“ Dann wieder bernhigende Stimmen: „Seid doch nicht so dumm!ich,“ — die Comtesse sah Lorschen, und bog gegen wieder die auffässige: „Ach, die ist auch nicht mehr, wie wir!“ Kinder heulten, Frauen jammerten, Männer schimpften. Und dazwischen klang wieder lautes, herzloses Kinderlachen, dieses fröstige Lachen, das der Comtesse wohlthat inmitten dieses Wirrwels von Angst, Roheit, Zorn. Zuweilen wurde dem alten Schimmel das Langmaul zugehalten, er kniff die Ohren und kickte aus. Da war sie dann für einen Zeit freien Blicken auf freiem Blick. Da sah sie das alte, hochgiebelige Gebäude, in dem Feuermeer und immer feine Konturen: das Dach zu Zusammengebrochen, die Sparren, und das Holz wie in einem heißen Kessel prasselten in Handbreit, knisternden Bahnenstreif, flammendes Getreide. Wo aber der Brand die riesigen Holzpfeiler packen wollte, da duckte sich das Feuer zusammen, leckte dann gierig empor, umschlang sie mit Glut und Qualm, daß man das ohnmächtige Stöhnen des alten Holzes hörte.

In achtungsvoller Entfernung standen die Feuerwehren der Umländischen Dörfer, die Spritzen von Sassen, Lorschen, Brandhöfen, und arbeiteten fieberhaft. Wenn dann die Strahlen in die Glut zuckten, nannt hatten, streckte sich rote Lohe wie ein geschmeidiger Arm hinüber. Das Strohdach stand in Flammen.

„Verkracht!“ Hasso v. Rugseld stampfte mit dem Fuße.

Da vernahm die Comtesse eine bekannte, liebenswürdige Stimme, ihr eine bekannte, geschmeidige Figur. „Sie thun zu Wunder, Herr v. Rugseld,“ sagte Arthur. „Schade, daß um die Baracken nicht — alles gut verstichert.“

Und Rugseld antwortete kalt: „Das hätte ich früher wissen müssen, Herr Attmeister, dann hätte ich einfach die ganze Wirtschaft heimgeschickt.“

Die Comtesse drückte sich auf die Seite. Ihr bangte doch vor dem ersten Blick, dem ersten Wort aus seinen Augen. Dem entging sie leicht inmitten der tosenden Flucht, sah sie aller Zeit bemächtigt zu haben schien. Die Spritzen vergossen das Löschen, die Eimer das Wasserschöpfen. Prinz Lack stand bei seinen Leuten und sah mit stiller Ruhe das Gewühl. Jetzt war der Gutsherr da — mochte der heißen! Leider bemies sich Maried Bräutigam der Lage nicht gewachsen. Er eilte von Gruppe zu Gruppe, befahl, schalt, bat, beschwichtigte. Aber die Leute, denen die Habe auf dem Spiele stand, denen die bleiche Angst jeden Standesunterschied vermischte, sahen auf ihn wie auf einen Fremden, drückten sich an ihm vorüber, schrien, rissen unbekümmert um ihn. Und dieser stammte mit den Füßerstein, daß die großen Lagen ihn immer klein finden würden. Im Mündner war er am Platze — aber der Krieg! Und das war der Krieg, der den Mann konnte, nicht die Uniform. Die Comtesse schämte sich für ihre eigne Unthätigkeit heißer weißen, zarten, ungeübten aristokratischen Hände, die nicht anpacken konnten, wo's Ernst ward, dieses engen, reizenden Kreiselens, das — eine Ironie des Schicksals — sie immer in den Augenblicken trugen mußte, wo es an der Situation gemessen, unpassend, albern war. Die fürigen Männer und Frauen in ihre Arbeitskleider, leuchten herum mit Betten, Korrespeisekisten, armseligem Hausrat, selbst die Kinder schleppten wertlosen Hausrat, und der Lund Hirtung beseind mit. Sie wußte theoretisch zu schätzen, theoretisch lächeln über diesen schweißtriefenden Eifer um des Sachen, die sich kaum das Tragen lohnten. Im Reitsteil beten, lächerlich? Drüben liehen die vor Aufregung zitternd gewordenen Hände der Knechte die Gespannpferde los, der Hirt weiherte nicht mehr die blökende Schafherde. Die Herde stürzten nach dem brennenden Stalle, der Glut zurück, der Angst toll wie die Menschen. Die Comtesse wollte sagen: „Haltet doch die Zähne fest ...“

Ein großer Raubvogel stürmte hart an ihr vorüber in Carriere in die Stallthür, und der Flamme und Rauch schon herausschlugen. Sie hatte das schöne Tier, dem nicht zu helfen, und sie sah darum schärfer auf den zusammenstürzenden Giebel des Daches, in dem die Flammen mit fanatischem Wüten wühlten.

Was das nicht ein menschlicher Laut, ein unbestimmtes Lullen, das der Hengst nicht ausgestoßen haben konnte?

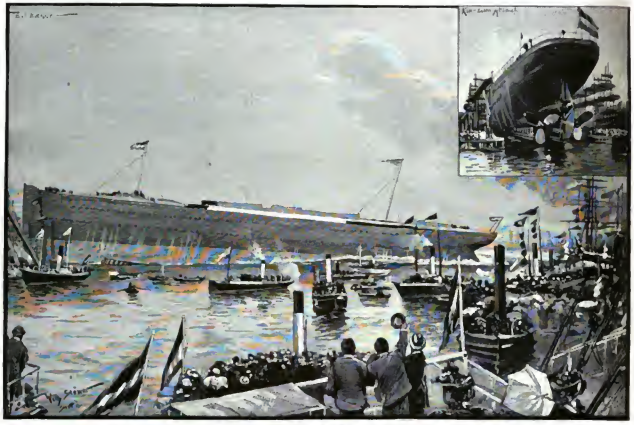
„Ihr, ihr!“ Was's wirklich ein Mensch, der diesen tierischen Ton ausstieß?

„Der Leske! ... der Leske!“ riefen Stimmen. „Wo?“

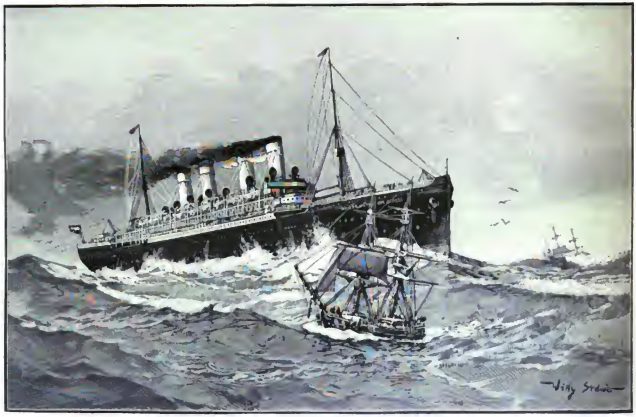
„In der Knechtskammer im Pferdestall.“

„Der Leske verbrennt!“ Der Jini pflanzte sich fort in allen Modulationen, gellend, dumpf, heiser. Jetzt wurde es still. Die Stille der Erkenntnis, der dichten Angst, wo der Jammerlaut in der Kehle erstickt. Wie eine unbeweglische Masse zog es sich um den Stallesgang ... Menschen mit ungeziegenen und blöden Gesichtsausdruck, Augen, die in Aufregung stimmerten, Männern, die vor Angst offenstehen gebliebenen waren, Hände, die das Retten der eignen Habe vergessen hatten und schlaff herabhingen. Ein Mensch, der lebendig verbrennen muß! Die Comtesse wollte durch die Mauer. Nur irgend etwas thun in dieser schrecklichen Stille, die auch ihr das Mut erstarren machte! Aber die Mauer war noch nicht. Das grausige Knistern, die Flammen der einzige Laut — und jetzt wieder der Ton, aber noch tierischer, gräßlicher, von einem Wesen, das sich halbtod am Boden wälzt.

Digitized by Google



Nach dem Stapellauf.



In voller Fahrt.

Der Doppelschrauben-Schnelldampfer „Kaiser Wilhelm der Große". Originalzeichnungen von Willy Stöwer.

Digitized by Google

Die Stelle, wo der Pavillon des Kinematographen stand.

Das Fenster in der Mauer des Hôtel du Palais.

Durchsuchung der letzten Ueberreste.

Aufräumungsarbeiten.

Das Brandunglück in Paris. Nach Photographien des „Soleil du Dimanche".

Digitized by Google

Und wieder der entsetzte Ausschrei von denen da draußen wie ein Echo.

Und wieder die Totenstille . . .

Dann vernahm sie ein hastig Zuzischgeräusch: „Taugt der Kerl noch?“ Das war der ernstliche Husso. — „Ja . . . nein . . . ein junger Mensch, der sich wahrscheinlich fürchtet, betrunken in das Bett gelegt hat, weil er nicht auf den Zuhrwerk hatte.“ Das war ganz Arthur: Liebenswürdig, lau.

„Nochmals wird er's wohl kaum mehr thun.“ Die Gamestee war empört. Immer persönlich derselbe Bursche, dieser Prinz Lack!

Die Mauer schwankte. Jemand drängte sich durch mit brutaler Schulter und eiserner Faust. Er! Meine fühlte es, wußte es. Jetzt sah sie das höhnische Gesicht mit dem zweifelnden, energischen Auge. Das graue Auge flammte in zorniger Erregung. So liebte sie den Mann, doch mit jener zornigen Liebe, die ihm nie verzagt, daß er stärker, daß er sie bezwingere.

„Wo liegt die Kammer“ wandte er sich an die nächsten.

„Links, Herr Baron, aber . . .“ Und die Leute sahen zweifelnd auf den Mann und die Thür, auf der mißzweifse Rauch qualt.

„Geht mir den nassen Lappen da als Kopfschutz!“ befahl er.

Als er ihn wie einen Backschirm um den Kopf wand, trat Rayfeld rasch heran. Gampesch folgte zögernd. „Hör wen die Thorheit, lieber Lojo? Bleibsicht für den Trunkenbold, den Sie doch nicht lebend herausbekommen — aber für Herrn v. Gampesch? Ich bitte, lieber Freund, ich habe ältere Rechte.“

Gampesch schwieg.

Der Freiherr aber fuhr auf: „Ihr sollter mich besser kennen, Rayfeld! Wenn ein Menschenleben in Gefahr ist, da hält man doch nicht Mauleffen feil, wie ihr alle hier. Geh' ich zum Teufel, dann thu' ich's wenigstens anständig . . . oder, Lojo?“ Er holte noch einmal tief Atem und sprang in den Rauch.

Prinz Lack stürzte nach, ihn zurückzuhalten. Er erreichte ihn nicht mehr, und jetzt vernahm die Gamestee eine Stimme, die sie bekannt war und doch ganz fremd: „Lassen Sie ihn doch, Herr v. Rayfeld! Wem nicht zu raten ist, dem ist auch nicht zu helfen.“ — und eine andre Stimme, auch bekannt und auch ganz fremd: „Arthur, Lojo, v. Gampesch, daß Sie beide sich gerade dazu! Wissen Sie, Herr, daß es mein einziger Freund ist, der hier für Ihren Knecht in den Tod geht?“ Beiden hatte der Augenblick die Maske vom Gesicht gerissen.

Husso eilte zurück zu seinen Paten. „Wenn binnen einer Minute der Herr Baron noch nicht zurück ist, dann kommen wir Sassen, ich voran. Ihr sollt's nicht bereuen, Lenie!“ Er knipste die Kapsel seiner schweren goldenen Uhr gemächlich auf und starrte finster nach dem Fischerhaus.

„Nein, gnädiger Herr,“ flang es von der andern Seite zurück, „wenn der Herr Doktor drin ist, dann kommen wir Lorscher zuerst.“

Prinz Lack sah mit hochmütiger Abneigung den Sprecher an, einen wüsten, ruhigen Kerl, ein altes Fischerhausbergerfest mit schorfen Augen, die gut in diese wilde Umgebung paßten. Dann besann er sich schnell. „Bitte, meine Herren von der Garde, fassen Sie zu . . .,“ antwortete er mit trockener Ironie.

Das sehr Alert war noch nicht herzu, da sprang das Strohdach über der Einfahrt prasselnd zusammen.

Die Gamestee taumelte und mußte sich auf eine Wagendeichsel setzen.

Auch Husso stand eine Sekunde wie betäubt. Dann sprang er vor. „Aerzte her!“ schrie er heiser. „Wie müssen die Wand durchbrechen bei der Knechtskammer?“

Die Gamestee vermochte sich nicht zu rühren. Reste sie ein Fieberträum? Sie sah wildes Gewirr: wütend geschwungene Aexte auf splitterndem Gebälk, Spalten, die die Lohwand zerfetzten, eine Eisenstange, die nachdrich. Neben wilden Polengesichtern mit bischräubigem Strohhaar breite, brutale barstige Bauerngesichter — die schwere Gestalten des Grundherrn, die zusammengebissenen Zähne eines Lorscher Knechtes, glühende Köpfe, fensdender Atem, haarige Arme.

Und mitten in dem triefenden, fensdenden Knäuel, den Flügelaxt mit Funkenregen über-

schüttete — Prinz Lack, atemlos, hetzbebt, den Rock zerrissen, den Schnurrbart verfengt, und neben ihm das Fuchsthausgesicht, geld-blaß, schreckich; durch die graue Bartkoppel rann der rutzige Schweiß. Aber in beider Augen derselbe wilde, fast nächtige Wille einer brutalen, rasenden Entschlossenheit. Die Lohwand stürzte, ein Querbalken stöhnte — ein Loch! Dampf und Qualm, ein Verschwinden der Köpfe hinein, ein Stück Fachwerk klatschte zu Boden.

Und wenige Schritte zurück, die Arme verschränkt, mit zu schmalen Spalte geschlossenen Augen stand Arthur v. Gampesch. Er rührte sich nicht, nur die Brust ging schwer. Die Gamestee sah ihn und schauderte. Sie verstand.

Da, ein dumpfer Knäuel, Stöhnen — blutrote Köpfe tauchten auf. Der Lorscher sprang zur Seite. Die wilde Knäuel löste sich. Das verwirrte Wagenrad vom Stockwerk auf den Dachfirst war herunterzerstirzt mitten unter die Leute. Prinz Lack stolperte, fuhr sich mit der Hand nach dem Kopf. Unter dem schwarzen Haar rieselte Blut. Einen Moment schloß er die Augen. Dann riß er sich zusammen, und die weißen Zähne zusammenpreßt, bot gutmütig verfehlter Versuch zur Grimasse verzerrt, rief er mit heiserem, gurgelndem Ton:

„Kreppiert, Hunde — aber auf dem Fleck hier!“

Darauf riß der Zuckschlüsse die Eisenstange, die er sallen gelassen, wieder in die Höhe. Eine arthenwerte Hand hob sich mechanisch . . . Arthur v. Gampesch starrte noch immer in das Mauerloch. Prinz Lack sah sich wild im Kreise um — er sah auch den andern Herrn nicht mehr . . . ich thute auch“ — er riß sich die Zuckerquäke vom Kopf — „aber ich muß ihn lebendig herausbringen. Kerls, — ich muß!“ — Verstieht ihr?“

Und sie verstanden. Es sprang sie wieder heran mit der spreihenden Energie des Augenblicks, die niemand in dem kalten Menschen gesucht. Die Aexte schwirrten, der Lehm bröckelte. Husso taumelte den Kopf in die Achselhöhle. „Lojo!“ Die Antwort ein hohles Gurgeln. Da packte er mit den Händen in die Oeffnung und riß ein Stück Wand heraus.

„So geht's nicht, gnädiger Herr!“ knarrte der Fuchsthäusler. Aber die andern sprangen jetzt heran. Bestandne Aexte, rutzige Fäuste fuhren hinein . . . „Da empade, Fricht! — bol“ . . . Brutal gesponnene Muskeln, tierisches Stöhnen — die Verdämmung bog sich. Klacks! Klacks! — das Lohnfach stürzte mit dumpfem Gerassel heraus. Dicker Rauch drohte die Augen. Husso sprang in die Oeffnung: „Lojo! Lojo!“ — kummelte beiserlich. „Ihr soll mich in Schnaps baden können!“ murmelte er.

Das Fuchsthäuslergesicht verzog sich zu breitem Lächeln. „Das lassen wir uns nicht zweimal sagen, gnädiger Herr! — Los, Leute! Ich hole sie . . .“ Er verschwand im Rauch.

Der Gamestee tanzten Funken vor den Augen. Sie wollte aufspringen und konnte nicht ein Glied rühren, sie wollte schreien — kein Laut. Sie hatte das Gefühl, als wenn in dem Augenblick in ihrer Seele sich etwas spannte, immer stärker spannte, bis zum Zerspringen, bis zur Verzweiflung. Dabei sah sie ganz deutlich die Gestalten wie Silhouetten: Husso angstvergerrtes Gesicht, die blutleeren Lippen des Bräutigams, die stumpfen Züge der Leute, den aufsteigenden Rauch. Und jetzt wirbelte der Rauch stärker aus der Oeffnung. Ein häßlich breiter Stiefel . . . eine schmale, weiße Hand . . . ein leblolos, zusammengekrümmtes Etwas, das ein tumultender Mann wie einen Sack auf dem Arme trug. Draußen hörte sie den Mann zusammen, der Pack sackte auf die Erde — es war Lojo. In dem Moment hatte ein heller Schrei durch die Luft, nachgitternd wie bei einer gesprungenen Saite; er kam aus dem Munde der Gamestee. Niemand hörte ihn, niemand sah sie ohnmächtig zusammensinken.

Prinz Lack hatte sich auf den starren Körper des Freiherrn gestürzt, trib den Hemd an der Brust auf. Eine unsichere, verschleierte Stimme fragte: „Tot?“ und eine triumphierende antwortete: „Nein, Herr Rittmeister, er lebt!“ Die beiden Männer sahen sich an. „Hund!“ murmelte Husso und sein Auge glänzte barr wie Stahl. Gampesch senkte den Blick und sah in den Rauch.

„Und der Leske? Der Leske?“

Die dumpfe, fast drohende Frage der Leute kam in Hussos Seele seinen Wiederhall. Er kniete bei Lojo und spritzte ihm Wasser ins Gesicht. „Nur immer rin, Leute — vielleicht langt's!“ Aber er drehte sich dabei nicht einmal um. Der verdrommelte Knecht interessierte ihn nicht.

Als Gamestee Marie aus ihrer Ohnmacht erwachte, brannte der Herdfeuer lichterloh, aber der Wind hatte sich gelegt, und die Fischhäuser waren gerettet. Husso sah wieder zu Pferde. Er hielt mitten auf dem Hofe, schwarz wie ein Teufel, die seidene Hosenmütze blieg ihm in verlengten Fetzen um den Kopf: nur am vorndemen Pferde erkannte man den vornehmen Reiter.

„Was von Sassen da ist — an die Gesbannte!“ rief er durch die hohle Hand. Seine Leute gehorchten sögernd. Er hatte hier wieder den kalte, hochmütige Herr — doch wie er jetzt im sausenden Schritte die langsam sich ordnenden Wagen entlang ritt, zitterte in seinem dunkeln Auge etwas von der wilden Erregung der zurückliegenden Stunde wach. Ein junger Knecht machte sich ungebührlich lang an seinem Sattel zu schaffen. Von den Wagen sah man ihm höhnisch lächelnd zu, andre knurrten, und der junge Pole mit seinem widerwärtigen Gesicht gab nur die allgemeine mißmutige Stimmung wieder. Sofort in der Nacht den weiten Weg wieder zurück! Sie hatten auf eine extra große Schnapsoration jetzt gleich gehofft.

„Zu den Sattel!“ rief Husso dem Burschen zu. Und als das gedunsene Gesicht sich zu einem roten Grinsen verzog, riß er ein Sprunge gegen den Mann. Der duckte sich, die schwere Hundspeitsche sirrte. „Gehorchen, Kanaille!“ Der Knecht stieg leichenblaß in den Bügel — sein Herr hätte ihn um ein Haar niedergerissen. Darauf Totenstille. Die Wagen rutterten in Schritt an. Auf dem letzten lag der bestimmungslose Lojo, in Pferdedecken gehüllt, auf Stroh, von Leuten gehalten; Husso hatte es so gewollt. Er selbst folgte dicht hinterdrein. Prinz Lack sah nicht mehr zurück: sah noch links. Die Lippe war gestissen. Er grüßte niemand zum Abschied.

An der Einfahrt des Hofes stand der Fuchshäusler und zog die Mütze. Da riet Husso zu ihm heran. „Ihr seid aus Lorschen?“

„Jawohl, gnädiger Herr.“

„Wohl noch nicht lang? Euer Gesicht ist mir unbekannt.“

Der Mann faltete die Braue, und die rutzgeschwärzten Züge sahen heimtückisch aus. „Nein — ich bin eben aus der Strafanstalt entlassen.“

Husso nickte. „Ah . . . ich erinnere mich. Es war was mit Sankt Johann — was?“

„Jawohl, gnädiger Herr.“

„Ihr habt Euch brillant benommen, Mann!“ Der Fuchshäusler fragte sich unbehaglich in der Haaren. „Das macht Spaß, gnädiger Herr . . . Wenn's so hetz kommt wie heute, da weiß nie's ganz est nor den Augen, und ich könnte wer noch was thun . . . Aber gerade den Herrn Baron hätte ich auch sonst gern 'eausgeholt . . . Er hat mir ein paarmal auf der Straße angerebet, wie ich ihm grüßte. Und das wollte unterinnen.“

Als Husso sie streckte, sah Lojo die Hand vom Pferd herunter: „Ich danke Ihnen . . . haben Sie irgend einen Wunsch?“ Und als der Mann erst die schmutzige Tatze an den Hose abwischen wollte, wurde er sachend ob: „Der will der Baron, so schmutzig wie sie ist! Meine ist auch schmutzig. Aber ich denke: Der Schmutz entehrt und heilt nicht!“

Leute drängten sich neugierig herzu. Husso würdigte keinen eines Blickes, sondern redete nach seinen Gespannen nach. (Fortsetzung folgt.)

Aphorismen.

Von

A. Bier.

Gegen den Freund: mit offnen Visier,
Offenlich, ehrmalt nur gegen Gewalt!
Für ihn: auch hinter verschlossener Thür.
Wenn es sein muß, vorn, vom Hinterhalt!

Das Neue kommt nie auf glatter Bahn
Für und fertig und höflich an;
Denn auch es die Menschheit immer vergißt,
Beruht's grob und ungehobelt herein.

Digitized by Google

Vom Bergsteigen.

Von

H. Hirm-Hochegg.

Wenn wir den ersteren Fremdenverkehr beobachten, der sich ausschließlich in den Alpen drehte, erscheint er in seinem glanzlosen, daß die Zeit nicht allzu weit liegt, in der das Berühmtsein für die Schönheit der Landschaften noch kaum erwacht war, erst mit der Erleichterung des Verkehrs durch Eisenbahnen, Straßen- und Hüttenbauten hat sich die Luft an dem Kraftgut der Alpenwelt immer weiter greifender und mit ihm der Zuzug an Bergsteigern, der Zuwachs an Uebernachtungen stärker. Gleich und Gleich tut sich zusammen in der hehren Runde einer gewaltigen Natur.

Aber nun der Zuzug dieser Natur ganz erfassen und verstehen, der sie eitrig huldiert, der sie auf Wegen bekommt hat, die nicht immer die bequemsten sind, der Sonnenhitze, Staub, Regen, Müdigkeit aller Art nicht scheut, kurz der Enthusiasmierer. Zunächst locken allüberall an den frischgrünen Matten, den spendenden Wassern und blauen Seen der Alpen vorbei, die bereits Schönheit im Vorbeigehen nur nehmen, weil sie sich zum Weitmachen, zum Verschwenden und zum Dumpfsicht nie ganz ergeben läßt.

Kaum glaublich will es und barum scheinen, daß Menschen, denen noch kalp Berichtgewohnte, die Wilde genommen ist, auch den kleinsten Weg schwern, der von der Station der Bergbahn nach einem nahe gelegenen Aussichtspunkte führt. Vielleicht keine hier nur die Gelegenheit, von den leuchtenden Alpenrosen selbst von den seligen Hängen gebrüht hat, der sich die Straße nur halb, denn Grünhahn und Klinger führen und zu schnell am ersten ausruhen, nun möchtest auf Angedrohte kaudern nach der Brotzeitstelle. Wie hier, ist es bei den meisten Alpenstrecken und Wegen. Wie kennen das Charakteristische an ihnen, das sie nicht durch dürrte Verpflanzung fernen, und die ist in den Alpen nur einem seichigen Fußgänger und tüchtigen Steiger möglich. Wie wird man doch zu einem solchen, wenn man Tage lang Fußgast an Hause ist und in den wenigen Wochen, die man zu den Bergen zubringt, möglichst viel sehen will, ohne kaum noch abgelegt nach Hause zu kommen? Wie wird man alle möglichen, menschenunwürdigen Tragleistet und dem eigenfinnigen Maultier zu begnügen? Da haben wir ermen Touristen, und wenn den sportsmännischen Bergsteiger mit seinem Ausdauer borgen lassen, der alles zusammenfaßt: Training. Uebung macht zwar auch in Deutschland den Meister, aber Uebung ist hierher nicht genügt genug ausgebraucht, denn Training ist eine so zielbewußte Art der Uebung, daß sie nur für die körperliche Bewegung paßt.

Training ist aber das 9 und das 2 des Bergsteigens in den Alpen, des Bergsteigens. Dieses Training nun soll ein vorzunftiges sein, das und nicht übercanstrengt, es und gar verkrampfen kann zum Schaden für die ganzen Leben führt. Wenn man den Tage hintereinander zu bereiten Stunde denselben Weg geht, wird man bemerken, daß am dritten Tag sich Herz und Lunge so übermüdet mit unsern Venen und vermehrt angestrengten Muskeln abfinden, daß sie bis zu jeder Stunde in weiterhin kürzerer Zeit zurücklegen, wie am Anfang. Aber es ist durchaus nicht nötig, stets denselben Weg zu gehen, noch zu nennig machen, ob gehe dies nur als Beispiel an. Eine bis anderthalb Stunden steigen am Morgen und eine am Mittag sind das Pensum des ersten Tages, das am zweiten morgens schon bis zu zwei Stunden steigen kann, während der Nachmittag dann der Ruhe gewidmet sein darf, das heißt nicht dem vollständigen Stillliegen, sondern Bewegung, von Haltestelle zu Haltestelle, zu einem zahlreichen Aussichtspunkt, ist nur von Vorteil, damit die Glieder nicht steif werden. Der dritte Tag darf nun schon morgens sehr bei bis zwei Stunden Bewegung bekommen, die und dann nicht allzu große Schwierigkeit mehr machen werden. Wenn wir in dieser Weise fortgehen, kommen wir unmerklich zum Ziel; allerdings sollte spätes zwei einen gesprächsfreien Tagesmarsch steht ein Ruhetag folgen, um und wieder gewalt- und aufnahmefähig zu machen. Ueberhaupt ist das planlose Bäumetreiben, nur Eher, in der kurzesten Zeit einen Weg gemacht zu haben, den Bergsteigen mehr, das unsere Gesundheit förderlich ist, vielmehr leicht gefährliche Herzhaustehen hervorrufen kann. Wer ruhig geht, langsam steigt, besonders morgens in der ersten Stunde, wird den Ziel leichter und vielleicht eher erreichen, als der, der einen sogenannten „Anlauf“ emmt. Die Atelier steigen nie schnell: ein Tritt so ruhig wie der andere und ein Gleiten in gleich und der andere, aber stetig, ohne Stehenbleiben, ohne Umsehauen und ohne Aufsuchen, wenigstens in den ersten Stunden. Denn nichts ermüdet mehr, wie öfteres Stehenbleiben, Umsehauen, Besonderstehen, so verlockend zahlreich und üppig die letzteren auch in den Bergen sein mögen.

Wer am Morgen leidet, sollte jegliches Gespräch beim Steigen unterlassen, den Mund geschlossen halten und sich bei momentanem Aufhalten stets mit dem Gesicht bergaufwärts drehen, um so besser die Lunge vor kühlender Aufkühlung mag bewerzige sein, den leicht Schwindel erfaßt. Manche lassen sich dadurch ganz von Bergsteigen abhalten, was aber durchaus nicht notwendig ist. Mit einiger Gewöhnung und Ruhe ist es leicht möglich, denselben zu verringern, in günstigen Fällen ganz zu beseitigen, besonders wenn der Trabante einhaltsam und ernsthaften Gesichten hat. Spottet ist hier das Faltblatte. Man wird dadurch bemerken, daß die wenigen mit eben leicht an einer freien Stelle stehen können, als einen anderen dort Halt machen. Einige Experimente dieser Art in Gesellschaft eines Schwindligen unterlassen. Wer aber sich seinen Weg hat, wird immer gut thun, es einzuprägen und es sich genau einzuprägen. In manchen Fällen genügt es schon, den Schwindligen seit an der Hand zu halten, den Stock oder Pickel ihm zu reichen oder an der Thalseite gehen oder einzuschneiden, um ihn über eine heikle Stelle hinwegzuhelfen. Bei der sogenannten Bergangst beginnt es oft tatsam, den Betreffenen, wenn möglich, sich legen und sie lange Zeit in der Nähen schlafen zu lassen. Oftmals genügt es, ihn zu beschwichtigen, die zwar von manchen als Einbildung verlacht und gelengnet wird, aber leider vorhanden ist. Es ist ein unangenehmes Gefühl vollständiger Unbeholfenheit, wenn Ungeschicklichkeit gepaart allen, das den Menschen packt und ihm seine Lage trotzlos erscheinen läßt. Ohrensausen, Herzklopfen und Appetitlosigkeit sind Begleiterscheinungen. Wer sich in den Leichten streiten die Mehrzahl, denn Unlust, Aerger oder schlechter Schlaf sind obenein gewaltige Faktoren, um zu verursachen, daß Hunger und Durst nicht mehr empfunden, in leichten Fällen, daß ein energischer Appell an unsern Ehrgeiz, um und bis zu dem vorher bestimmten Aufenthalt zu bringen, in allen weiter schwierigen Fällen ist vollständiger Rückzug das beste. Ist der Patient zum Essen zu bewegen, so gebe man ihm etwas leicht Verdauliches, am wenig Weinbeat, etwas Schokolade, ab und zu einen Schluck Wein, aber feinerlei Spirituosen und nichts von den neuen, zustpreizenen Anregungsmitteln, wie Cocainbonbons und dergleichen. Es wird dadurch nur der Grund zum Nervenleiden Nervosität erzielt, wodurch im andern Fall die Nerven sich durch Ruhe und etwas Essen, wenn auch langsamer, so doch für länger wieder erholen und kräftigen.

Unter den übrigen Unannehmlichkeiten, die sich manchmal bei Neulingen und Unvorsichtigen einstellen, ist auch die Schneeblindheit zu verzeichnen. Gegen diese, der sich bei Neulingen leicht gesellt macht. Bei Wanderungen, die uns möglicherweise über Neuschnee führen, sollte man beschützen Brillen, am besten mit Drahtgeflecht versehen, über feinerlei Spirituosen und nichts von den neuen, zustpreizenen Anregungsmitteln, wie Cocainbonbons und dergleichen. Es wird dadurch nur der Grund zum Nervenleiden Nervosität erzielt, wodurch im andern Fall die Nerven sich durch Ruhe und etwas Essen, wenn auch langsamer, so doch für länger wieder erholen und kräftigen.

Unter den übrigen Unannehmlichkeiten, die sich manchmal bei Neulingen und Unvorsichtigen einstellen, ist auch die Schneeblindheit zu verzeichnen. Gegen diese, der sich bei Neulingen leicht gesellt macht. Bei Wanderungen, die uns möglicherweise über Neuschnee führen, sollte man beschützen Brillen, am besten mit Drahtgeflecht versehen, über feinerlei Spirituosen und nichts von den neuen, zustpreizenen Anregungsmitteln, wie Cocainbonbons und dergleichen. Es wird dadurch nur der Grund zum Nervenleiden Nervosität erzielt, wodurch im andern Fall die Nerven sich durch Ruhe und etwas Essen, wenn auch langsamer, so doch für länger wieder erholen und kräftigen.

Unter den übrigen Unannehmlichkeiten, die sich manchmal bei Neulingen und Unvorsichtigen einstellen, ist auch die Schneeblindheit zu verzeichnen. Gegen diese, der sich bei Neulingen leicht gesellt macht. Bei Wanderungen, die uns möglicherweise über Neuschnee führen, sollte man beschützen Brillen, am besten mit Drahtgeflecht versehen, über feinerlei Spirituosen und nichts von den neuen, zustpreizenen Anregungsmitteln, wie Cocainbonbons und dergleichen. Es wird dadurch nur der Grund zum Nervenleiden Nervosität erzielt, wodurch im andern Fall die Nerven sich durch Ruhe und etwas Essen, wenn auch langsamer, so doch für länger wieder erholen und kräftigen.

Unter den übrigen Unannehmlichkeiten, die sich manchmal bei Neulingen und Unvorsichtigen einstellen, ist auch die Schneeblindheit zu verzeichnen. Gegen diese, der sich bei Neulingen leicht gesellt macht. Bei Wanderungen, die uns möglicherweise über Neuschnee führen, sollte man beschützen Brillen, am besten mit Drahtgeflecht versehen, über feinerlei Spirituosen und nichts von den neuen, zustpreizenen Anregungsmitteln, wie Cocainbonbons und dergleichen. Es wird dadurch nur der Grund zum Nervenleiden Nervosität erzielt, wodurch im andern Fall die Nerven sich durch Ruhe und etwas Essen, wenn auch langsamer, so doch für länger wieder erholen und kräftigen.

Unter den übrigen Unannehmlichkeiten, die sich manchmal bei Neulingen und Unvorsichtigen einstellen, ist auch die Schneeblindheit zu verzeichnen. Gegen diese, der sich bei Neulingen leicht gesellt macht. Bei Wanderungen, die uns möglicherweise über Neuschnee führen, sollte man beschützen Brillen, am besten mit Drahtgeflecht versehen, über feinerlei Spirituosen und nichts von den neuen, zustpreizenen Anregungsmitteln, wie Cocainbonbons und dergleichen. Es wird dadurch nur der Grund zum Nervenleiden Nervosität erzielt, wodurch im andern Fall die Nerven sich durch Ruhe und etwas Essen, wenn auch langsamer, so doch für länger wieder erholen und kräftigen.

Digitized by Google

Jung gefreit!

Humoristischer Roman
von
Nataly von Eschstruth.

(Schluß)

August Friedberg stürzt stramm herzu. Aller Augen hafteten auf ihm, dennoch ward er nicht verlegen. Anmuthig und sicher flog er die Treppe empor.

Sonne mußten. Unser Herr Baron hat nun das Gut verpachtet, löst den Haushalt auf und reist nach Italien."

Das klang so traurig und ernst, als würde es August Friedberg sehr schwer, sich an diesen Gedanken zu gewöhnen.

„Warum nimmt Sie der Herr Baron nicht mit?"

„Der Kammerdiener und die Jungfer, welche besser die Pflege verstehen, sollen die Herrschaft begleiten. Wagen und Pferde werden zu verkaufen . . . und der Friedrich ist ja auch schon so sehr lange beim gnädigen Herrn."

Herr mich bei sich behalten, und ich habe ihm versprochen dürfen, bis ihn nach fünf Jahren der himmlische Vater zu sich nahm."

Die Stimme des Mannes zitterte, er schluckte ein paarmal und fuhr rathlos fort: „Nun weiß alles anders in Schmettow, und das Majorat fällt einem an den Vetter des Herrn. Da bleib' ich nicht gern in der entfernten Heimat, bin auch noch rüstig und mag nicht auf der faulen Haut liegen."

„Sind Sie verheirathet?"

„Ich bin Wittwer, gnädige Frau. Mein Junge ist zwölf Jahre alt."

Nach einer photographischen Aufnahme von John Ahlers in Hamburg.

Aus der Allgemeinen Gartenbau-Ausstellung zu Hamburg: In der Haupthalle.

„Aber Papa, der Fleck ist fabelhaft nett aus!" flüsterte Rose, und die kleine Tafelrunde nickte Beifall.

Der übelbeleumundete Kutscher aus Schmettow blickte mit gutherzigen, treuen Augen um sich. Sein glattrasiertes Gesicht sah frisch und gesund aus, bescheiden, ernst und freundlich im Ausdruck. Es lag beinahe etwas Bürdiges in dem Wesen und Aussehen des alternden Mannes.

„Hm . . . Sie sind der Kutscher aus Schmettow?"

„Befehl, Herr Major."

„Warum verlassen Sie Ihren Dienst?"

„Die Herrschaft ist krank und alt geworden, da behält der Herr Doktor, daß sie in wärmere

„Hm . . . und wie lange sind Sie in Schmettow bedienstet?"

Die Augen des Sprechers wurden feucht. „Es sind nun im letzten Herbst dreißig Jahre gewesen, Herr Major." Als fünfzehnjähriger Junge kam ich dermaleins schon in den Pferdestall, und Anno siebzig schickte mich der Herr Baron nach Berlin, wo ich als Freiwilliger im Regiment bei unserm jungen Herrn Lieutenant eintrat. Ich sollt' ein Auge auf ihn haben und . . . na, der liebe Herrgott hat es mir ja auch beschieden, daß ich ihn bei St. Privat aus dem Feuer tragen konnte, er hatte zwei Schüsse weggekommen. Dann wollte der junge

Baron heute das Zeugnis und den Brief des Barons gaben, welcher bemelden beigefügt war. „Herr v. Stahl hat Ihnen einen Gnadenlohn ausgesetzt, welchen Sie auch fernerhin beziehen!"

„Ja, Herr Landrat, um des jungen Herrn willen, der in meinen Armen starb."

„Sie werden ganz außerordentlich gelobt in dem Zeugnis!"

„Die Herrschaft war so gut zu mir." Er sagte es leise, wieder zitterte seine Stimme, und die kummervolle Linie zwischen den Brauen vertiefte sich.

„Sie haben eine gute Schulbildung genossen!"

Digitized by Google

Cäsar an den Ufern des Tiber. Nach dem Gemälde von A. Bompiani.

Digitized by Google

fragte Melken, welcher sich immer unruhiger auf seinem Stuhl hin und her bewegte.

Da wurde August Friedberg dunkelrot. „Halten zu Gnaden, Herr Major, aber . . . ehrlich heraus . . . nein, bei Gott, bei Gott, ich nicht."

„Sie schreiben aber eine recht geläufige Schrift."

Da lachte der Mann das Haupt tief zur Brust. „Nehmen Sie es nicht ungnädig, Herr Major, ich kann nicht schreiben und auch nur Gebrauchtes lesen!"

„Wie? was? sind dieser Brief hier?"

„Der Herr Major befahlen schriftliche Antwort," flatterte der Mann weiter, „und da ich doch nicht selber schreiben konnte, ging ich zu dem Herrn Kantor und bat ihn . . ."

Die Zuhörer suchten den Ludwig zu verstecken, der Landrat aber zog den verblüfften August in den Gartenpfuhl und enggescharte ihn dort mit den freundlichsten und unerlesensten Worten als Diener.

Trotz seiner Bedeutung kümmerte der Major. „Meine Gepäckstage ist besonders verschieden!" rief er, den Stallerkluch erregt über der Stirn drehend. „Die dritte Kondnite, welche ich dem braven August verehrt aussetzte, gilt also dem Herrn Kantor. Donnerwetter, ja, da reise ich sprach einmal nach Schmettow, um den Tartüff kennen zu lernen!"

Frau Dora, Rose und Achim wechselten einen schnellen Blick; diese günstige Stimmung mußte benutzt werden.

Als Melken sich erhob, eine „Friedenspfeife" nach dem Schrecken zu holen, stand Joachim auf und folgte, nachdem er seiner Rose verstohlen die Hand gedrückt, dem stolzigen Schwergepäck, zum besten Jawort zu erbitten. Es dauerte auch gar nicht lange, da kehrte Melken mit hochgerötetem Antlitz zurück, faßte die Hände von Frau v. Melken und Rose und rief, in der Anrennung die Anwesenheit der andern ganz vergessend:

„Mutter! Rose! Er gibt sein Jawort, aber zuvor will er meine Handschrift sehen!"

Voraus vergehen all ihre schlechte Laune und beförmten das Bemtpaar mit Fragen. Da hieb Frau v. Melken nichts andres übrig, als ihnen und Eylau die Lage der Dinge auszueinander.

„Und ihre Schrift will er sehen!" lachte der Landrat, ja, zum Teufel, Schilling, wie wollen Sie denn mit Ihrem Haubtagnent noch schreiben?"

Joachim kriech sich mit dem Taschentuch über die glühende Stirn: „Da dies leider unmöglich ist, verlangt er eine Schriftprobe aus früherer Zeit! stöhnte er auf.

„Na, famos!" wieke Eylau, „dann suchen Sie eine recht sauber gemalte Examensarbeit raus und legen sie dem Gestrengen vor; denn wenn Sie nicht vor seiner Kritik bestehen, erklärt er womöglich, der Mensch ist sein voller Schilling, höchstens ein Skrupel, und um so niedere Münze verhandle ich meine Tochter nicht!"

Achim und Rose blickten knmmervoll darein.

„Nonsteick, Joachim! Irgend ein alter Brief oder dergleichen wird sich schon finden!"

„Unmöglich . . . der Major darf meine Schrift unter keinen Umständen sehen!" stieß Schilling gepreßt durch die Zähne.

„Mann, warum denn nicht? Scheinen Sie etwa ähnlich wie der fürchtete Kantor?"

Tiefes, trostloses Schweigen; plötzlich lachakte Rose ganz verzweifelt auf. „Ach, wenn ihr wüßtet!"

„Was denn? Was? Mamm . . . Tante . . . du weißt es! Bitte, schenk uns reinen Wein ein! schwirrten die Stimmen durcheinander.

Frau v. Melken blickte fragend auf Achim, dieser nickte kurzweg, und Frau Dora erzählte der stummen den Mnnde, welch ein Wolf sich in Joachims Schafspelz verbarge!

„Der Bösewicht aus Rußland? Alle wenn Donner!"

„Joachim, Sie sind der Heiratsschwindler, Vorgemahlter Grundbuchtiger! Dann darf Vater allerdings nie ihre Handschrift zu Gesicht bekommen."

Joachim schlang mit tiefem Seufzer den Arm um Rose, und diese lehnte das Köpfchen mit thränenerfüllten Augen an seine Brust.

„Nun sich einer diesen Rattsand der vereinigten Landwirte!" schmunzelte Eylau; „wenn man eine Photographie dieser armen Agrarier an den Reichstag schickte, ich wette zehn gegen eins, alles Elend hätte bald ein Ende!"

„Du bist ein herzloser Spötter, Mämel!"

„Ich? Im Gegenteil. Wie setze mir die Not der Liebenden zu Herzen geht, will ich euch positiv beweisen, indem ich einen rettenden Vorschlag mache."

„Rede, mein Goldjunge!" rief Schilling.

„Na, dann hört, Kinder. Ich reise morgen nach Berlin zurück. Dort beehre ich meine sämtlichen Freunde zu mir. Allen bittter ich einen Brief an Herzenskinder Mamsell, worin mir Achims ehemaliger Garnison, mit irgend einem recht netten, soldi und brav gedachten Inhalt. Unterschrieben: ‚Dein getreuer Achim.' Die sämtlichen Schriftstücke schleppe ich zu einem Graphologen, deren es ja verschiedene in Berlin giebt, läß die schönste und vielversprechendste Schrift aus allen herausstuchen und übermittele auch alsdann das wichtige Resultat zur gefälligen Kenntnis. Ich rate ihn auch nicht eher für die sechs Stunden Fisolerzeit!"

Lebhafte Anerkennung folgte dem Vorschlag, nur Schilling blickte Frau v. Melken ernsthaft an und schüttelte den Kopf. „Achim, das darf ich nicht wagen!"

„Sie allerdings dürfen es nicht, lieber Achim," lächelte ihm Frau Dora zu, „denn das würde allzu sehr gegen den Respekt sein, aber ich habe einen ähnlichen Plan wie Eylau, nur weniger fahn. Einen Versuch müssen wir allerdings auch machen, Papa zu bekümmen, von der Schriftprobe abzusehen; bekommt er jedoch auf seinem Willen und weist mit seiner ferm Ehre einen Skrupel gefährlich, nun, so stelst mir als Frau und Mutter schon eher das Recht zu, dem Schicksal zu Hilfe zu kommen!"

„Darin, Mütterchen soll leben, die beste, liebenswürdigste Frau von Europa, nur wenig fahn. Einen Versuch müssen wir allerdings auch machen, Papa zu bekümmen, von der Schriftprobe abzusehen; bekommt er jedoch auf seinem Willen und weist mit seiner ferm Ehre einen Skrupel gefährlich, nun, so stelst mir als Frau und Mutter schon eher das Recht zu, dem Schicksal zu Hilfe zu kommen!"

„Darin, Mütterchen soll leben, die beste, liebenswürdigste Frau von Europa, nur wenig fahn. Einen und Eylau, Achim aber faßte die Hände der Hausfrau und drückte sie lautig an seine Lippen, dieweil Rose mit strahlendem Gesicht die Arme um ihren Nacken schlang und flüsterte: „Ich wußte es ja, du liebe, liebe Herzensmama, daß du uns helfen würdest!"

XXVI.

Wenn auch Papa Melken nicht gerade mit offenen Armen einen Schwiegersohn aufnahm, welchem seiner Ansicht nach das Wichtigste fehlte, eine Hand zum Schreiben, so gab er doch dem jungen Paar seinen Segen, mit dem Vorbehalt, daß auch Achims Schrift all die guten Eigenschaften verbürge, welche er bisher an dem jungen Mann wahrgenommen hatte.

„Als dahin aber unterfage ich schweben brünnlichen Briefen gänzlich euch!" schloß er streng. „Bis die Verlobung perfektionirt wird, seht ihr euch nur im Beisein von Mama oder Miß Dolly."

„Aber Papachen!"

„Ueber, lieber Onkel, daß ist ja ein unsinnliches Gebot! Bedenken Sie doch, wie lange es noch dauern kann, bis meine Eltern reisen und das Schriftstück unterzeichnet können! Lieber, einziger Schwiegervater, Sie sind doch auch einmal jung und verliebt gewesen —"

Der Major lachte. „Na, na, ihr unbesiedenes Volk, so fahlmm ist's nun nicht! Wollte euch eigentlich damit überraschen, aber wenn ihr mir das Messer derart an die Kehle setzt, muß ich wohl schon beichten! Hm . . . hätte ja blind sein müssen, wenn ich den Rotter Anwr gesehen hätte, ich hätte sehen wollen. Na, Kinder, so war ich denn auf diese Stunde vorbereitet und that meine Schritte. Habe auch an eine gute, sichere Quelle gewandt und mir ein paar Schriftstücke aus Achims Leutenantszeit verschrieben, hoffe, sie würden eher so fein als der Heiratsantrag. Nun können sie aber leben Augenblick einkreffen, und ihn halte verlange ich Geduld. Glücklich gethanen, lieber Achim, hatte ich andre Pläne mit der Rose im Sinn, wollte ihn gern einen Mann mit harmonischer Schrift anstreiben, mit einer Schrift, wie sie mir ganz besonders im Sinne liegt. Na, das ist aber wohl ein Ding der Unmöglichkeit, und darum will ich mich darüber freuen. Alle nochmals: Glückauf, mein Junge! Wie alle ihnen Sie aufrichtig gern, und Sie sollen uns vor Herzen willkommen sein, wenn Sie nicht gerade eine Verbrecherschrift schreiben! Und das glaube ich nicht. Nun adio, Kinder, und noch ein paar Tage Ordre pariert."

Rose hatte das Taschentuch vor das Gesicht gepreßt und stürzte ohne ein weiteres Wort hinaus, Achim drückte die Hand des Majors und stammelte ein paar unverständliche Worte, dann folgte er hastig zur Thür.

Fern im Park, im kleinen Tempel ward großer Familienrat gehalten. Borns und Vetter Eulen waren als Vertrauenspersonen hinzugezogen. Die Besetzung war groß. Bekam der Major die Schrift Achims zu Gesicht, so war alles verloren.

„Es darf nicht geschehen, es muß unter allen Umständen vereitelt werden!" entschied der Landrat.

„Wenn man unerwünschte, an mich gerichtete Briefe öffnet!" „Gleichviel! Du wenn er sich auch gewandt hat, der Brief darf nicht ankommen."

„Dann sind mir ja für einige Zeilen ein unverletzbares Brantzwort!"

„Unsinn, wir schieben währenddessen unser Knickuckei unter, denn da Papa keine Antwort erhält, dennstellt auch du dich und beforgt ihm deine Schriftprobe."

„Das wäre ein rettender Gedanke! Man müßte die Post in Feldheim verhindern."

„Nein, das wandt Aufsehen, und außerdem würden sich die Beamten nicht darauf einlassen."

„Wir müssen Tag für Tag dem Postboten entgegengehen und sehen, daß wir den verdächtigen Brief in unsre Hände schwungvoll!"

„Aber wie dann damit tun?"

„Sehr einfach, wir nehmen Achims Schrift heraus und ersetzen sie durch eine andre."

„Durch welche?"

„Nun! Nur diese ich das Schriftstück von einem Schreiber kopieren!" entfuhr der Landrat. „Ne! lehrt beten, und nun so viel Unheil zu verhüten, kann man schon ein bißchen Taschenspielerkunststen in Scene setzen."

„Du müßtest dann gleich nach Feldheim reiten!"

„Wir können ja so wie so übermorgen dorthin zurück. Sechs Wochen sind wir bereits hier, nun reisen auch die andern heim, welche von hier aus nicht gut gerogelt werden können."

Man beriet noch hin und her, überlegte, wie man dem Briefträger auflauern und ihm die Mappe abnehmen wolle, Salome erklärte sich bereit, der Schäffer zu verstehen unter irgend welchem Vorwand aus Papas Schreibtisch zu stehlen, kurzum, es war die vollendete Verschwörung.

Der Landrat und Eylau wollten heute als erste Streifpatrouille gegen vier Uhr den Feldweg und die Chaussee nach Feldheim abspähen, und morgen früh sollten Achim, Salome und Rose die Wachtposten übernehmen.

Siegfried wanderte mit dem Aeferendar, eifrig beratend, in dem Gartenweg auf und nieder, Rose und Achim standen sich Arm in Arm Mut ein, und Frau v. Melken und Dolly saßen in trautem Gespräch unweit von ihnen und schienen manchertei für die Ueberseelung des Landratspaares nach Feldheim zu beprechen.

Salome hatte es endlich nach langem Kampfe über sich gewonnen, der Mutter ihren letzten Streit mit Siegfried zu beichten.

Nun hielt Frau Dora die Tropfgläschen in Arm und rehete mit ihrer leisen, lieben Stimme zum Guten: „Wenn er wirklich eifersüchtig ist, so hätte doch wohl, Herzenskind, ihn zu reizen. Die Eifersucht ist eine Wunde des Herzens, reizt man sie unvorsichtig weiter, heilt sie nie so schnerzen und hinterläßt ihre Narben: trünkelt man gar voll Hindbuten Leichtsinns Gift hinein, so wird sie tödlich. Wer heiden jungen, heißblütigen Menschen hat ein durch falschen Stolz gepeinigtes Herz das lehen unnützlich schwarzt, dabei auch gegenseitig in eine falsche Bahn gedrängt, und nun will keins zurück. Wie soll das enden? Sieh, Herzenskind, Siegfried ist dein Mann, du hast ihn selber erwählt, du darf ihm verschert, daß du ihn liebst — willst du ihn belogen haben? Willst du nicht halten, was du ihm versprochen? Ich weiß, daß es dir hier schwer werden wird, andre Luft, andre Menschen, neuen Streit, als Bittende und Gehorsame vor deinen Mann zu treten, und doch beschwöre ich dich um deines eigenen Glückes willen, thue es, Salome. Du darf in diesen sechs Wochen genug gelernt, um die künftig selber zurechtsein zu können. Ganz allmählich, ganz bei kleinen winde deinem Mann die Zügel des Haushalten aus der Hand und führe du sie, wie es sich für dich gehört. Du obseh gar nicht, welch eine unerhörlichliche Oneile der Seligkeit du die dadurch erschließt, welch einen Triumph für dich dieses scheinbare Gerniederigen in sich schließt."

Digitized by Google

Salome hatte schweigend gelauscht, jetzt hob sie das Antlitz und blickte mit thränenumglänzenden Augen auf: „Du gute, gute Mutter! Du meinst es treu, und du hast recht!“

Von Hause schallte das erste Zeichen der Thürglocke. Die kleine Versammlung brach auf.

Der Landrat wendete sich nun, und sein Blick traf wie in schwerzlicher Erinnerung seine Frau. Wie hatte er sie früher als Braut so oft von dieser Stelle zu Tisch geführt!

Salome ergriff, aber sie trat schnell an seine Seite, nahm mit bittendem Blick seinen Arm und sagte leise: „Komm!“

Seine Augen leuchteten auf, unwillkürlich preßte er ihren Arm an sich und sah sie an, ganz wie früher.

Als man das Haus erreichte und die Veranda betrat, lag eine tot umfangene Stille auf dem Tisch.

Joachim sah sie zuerst und zuckte leicht zusammen.

„Vater . . . wer ist denn bei dem Herrn Major, Waldi?“

„Der Briefträger, gnädiger Herr.“

Ein leiser, vierstimmiger Aufschrei des Entsetzens. „Zeigt Ihn dieser außergewöhnlichen Stunde?“

„Es war ein Expreßbrief, eingeschrieben, gnädige Frau!“

„Allmächtiger Gott, das ist er!“

Rose sah leidenschaftlich aus, die kleine Gesellschaft stand wie versteinert.

„Neben Sie in die Küche! Sollen erst hier zu Mittag essen!“ flang Wellens Stimme nebenan, und dann trappten die Nägelschuhe des Postboten durch das Gartenzimmer, und die Flurthür schloß sich hinter ihm.

„Salome, ich beschwöre dich, geh hinein zu Papa und bringe heraus, was der Brief enthält! Du hast scharfe Augen, und dir sagt er es auch am ersten.“

Frau v. Boen nickte sehr resolut und betrat das Arbeitszimmer des alten Herrn. Schon nach wenigen Minuten kam sie wieder zurück. Sie hatte sehr erregt aus.

„Es sind wahrhaftig Briefe von Joachim,“ sagte sie, „und Papa hat auch die Handschrift vom Umschlag erkannt. Er scheint vor Aufregung zu beben! Salome, ich bitte ihn! Höre er mir zu! gegangen, und dann ist es seinen Schreibstisch auf und wühlte in den Papieren; traglos suchte er nach dem Blatt aus dem Fremdenbuch.“

Rose war sich schluchzend an die Brust des Geliebten, und Achim umschlang sie so fest, als wolle er sie vor einer ganzen Welt schützen. Er warf den Kopf energisch zurück, seine Augen blitzen. Jetzt, angesichts der Gefahr kannte er keine Furcht mehr.

„Nun, Rose! Es ist ja unbeschaut, daß der Vater wegen eines Abermitzigen Scherzes unser Lebenglück auf das Spiel setzt! Laß mich arm mit ihm reden, ich werde mich schon mit ihm verständigen!“

Frau v. Wellen war auf einen Stuhl niedergesunken und starrte wie in verzweifeltem Nachdenken vor sich hin.

„Er kommt!“ murmelte Born.

„Nun wie kommt er!“ kreischte Evlau.

Eine Thür flog schmetternd zurück. Gellige Schritte kamen herzu, und dann stürzte die Glashür der Veranda, auf welcher die Beschwornen mit bangem Herzen der Dinge harrten, die nunmehr kommen mußten.

Da stand auch Wellsen schon auf der Schwelle. Er sah dunkelrot aus.

„Achim!“ schrie er, „Achim!“ Und dann eilte er ungestüm auf den jungen Mann zu und schloß ihn in die Arme.

„Junge Schlingel, also da warst du! Und sagtest es nicht länger! Pog Blitz und Donnerwetter, was ist Rose? Mordsch, hierher, kleine, einen Mann mit einer harmonischeren Handschrift kannst du wie im Leben bekommen, darum sollst ihr meinen Segen haben, wenn auch dieser Satanskerl von einem Achim seinen lieben Schwiegervater übel mitgespielt hat!“

Die Wirkung dieser Worte war eine unglaubliche. Niemand sahte und begriff dieses neunte Weltwunder, nur Evlau sahte sich zuerst und schrie „Hurra!“ und Schilling preßte Rose an sich und starrte seinem unerklärlichen Schwiegerpaar wie ein Wundsichtiger in das Gesicht.

Alle anderen standen regungslos, wie versteinert, bis Frau Dora mit einem seligsten Jubelton ihrem Mann um den Hals fiel. „Ernst, lieber Ernst, ist das Wahrheit oder grausamer Scherz?“

Da stieß sich der Major aufatmend über die erhitzte Stirn, und sein blick flog nun rasch umherum in die Runde. Dann lachte er schallend auf.

„Kinder, was für tödliche Gesichter macht ihr!“ rief er in bester Laune. „Aha, nun verstehe ich euch recht! Meinen Segen hattet ihr nicht so ganz erwartet. Trotzt so, meinte ihr, kann etwas schon. Doch Achim mein kurer Freund und Gastgenosse aus Krähe war?“

„Wir wußten es, Ernst, allerdings auch erst seit kürzester Zeit.“

„Na, Schwerenot, warum sagt ihr mir denn das nicht gleich, sondern macht mir erst noch solch beftige Mühe, bis ich die Wahrheit erfahre?“

Rose hatte sich den Armen ihres Verlobten entwunden, ungestüm umschlang sie den Vater: „Ach, Papachen, wie hätten wir denn das wagen dürfen!“ rief sie zwischen Lachen und Weinen, „du hastest so seinen Unbekannten so sehr, und wir fürchteten, du könnest ihm nie vergeben.“

„Einem derart darmonisch schreibenden Menschen vergebe ich alles! Sehe ich doch aus der Schrift, daß es keine Bosheit, sondern nur Frohsinn und Heiterkeit, feine Ironie, sondern Humor, feine Unverschämtheit, sondern nur gute Laune war, welche den Menschen da zu all seinen Schabernak trieb!“

„Aber Papachen, hatte denn die harmonische Schrift nicht schon längst an dem Gedicht erkannt?“ fragte Salome, noch immer starr vor Staunen.

„Na, gewiß! Darum gab ich mir ja die Mühe, den Schreiber ausfindig zu machen.“

„Und wir hielten diese Nachforschungen nur für ein Zeichen ungeheilter Rache!“

„Aha, und deshalb setzte mir der Urheber verheimlicht!“ Wetzen lachte immer vergnügter. „Zu dörrisch, Kinder! Und ich habe so oft gedacht, solch einen Mann mit so viel guten Eigenschaften möchtest du wohl für deine Rose haben!“

„Hurra!“ rief Evlau abermals und warf voll ausgelassener Freude die langen Arme in die Luft.

Das Mittagsmahl gestaltete sich zu einem überaus heiteren Beisammensein. Joachim legte eine Depesche an seine Eltern auf, welche der Postbote sogleich mit zur Stadt nahm, und dann begab sich die Tischgesellschaft auf die Veranda, um dort in Sonnenglanz und Blütenduft den Kaffee zu trinken.

Da rollte ein Wagen heran: Hofrennuftormen. Herr v. Elten sprang zuerst zur Erde, einen großen Blumenstrauß in der Hand. Er hatte seiner Knistin nach die Fahrt lange genug aufgehungert und wollte nun als ein so lang und schmerzlich Vermißter doppelten Eindruck machen. Er grüßte allgemein und wandte sich dann sofort zu Rose, die den Strauß mit ausdrucksvollen Worten, mit ein paar bedeutsamen Worten zu überreichen.

Zum erstenmal in ihrem Leben sah die Kleine ein wenig verlegen aus.

„Mein Gott, Herr v. Elten, Sie scheinen mit höheren Mächten in Verbindung zu stehen!“ rief sie lachend. „Schon Salomes Verlobung wußten Sie früher als alle andern Menschen und kamen als erster Gratulant, und nun machen Sie es bei mir ebenso.“

„Ihre Verlobung . . . Sie sind . . . auch verlobt?“ stotterte der Premierlieutenant, zum erstenmal im Leben fassungslos.

„Ja,“ rief Rose, in Wellen in fröhlichster Laune und stellte seinen zweiten Schwiegervater vor: „Herr v. Schilling, der glückliche Auserwählte!“

Elten machte bewerfiche Miene zum bösen Spiel. Er verschuche mit einemmal alle Trauer. Born das alte Spiel zu beginnen, mußte aber wahrnehmen, daß der Liebe Müh' umsonst war. Nach dem kleinen Mittmeister war die Situation nicht recht behaglich, und es schien ihm eine bedeutende Fremde zu sein, mittellen zu können, daß er als Lehrer an die Reitschule zu H. kommandiert sei.

Nach einer nicht sehr erbaulichen Kaffeestunde verabschiedeten die Herren sich wieder. Sie setzten eine Einladung zum Abend ab. Der Rittmeister empfahl sich alsogleich, und Herr v. Elten sah ebenfalls aus, als nehme er einen ewigen Abschied von Jeserig.

XXVII.

Die Bornichen Koffer wurden aufgeladen, und die Gofbkutsche stutzenden ungeduldig in das Gehöft. Das Brautpaar warf den Abreisenden glückstrahlend die schönsten Rosen in den Wagen, und Vetter Julian band an der Gartenspitze, richtete sie drohend auf die Insassen und schrie: „Mache!“ Da rückte der Kutscher schnell die Zügel, und der Wagen sauste die Chaussee entlang.

Wie blau der Himmel, wie goldig hell die frische Sommersprache! Singsang! Zwischen Hafen die jungen Saaten hinaus in die blütenbestreute Welt, und dann sanken sich plötzlich ihre Augen, und Blick verschmolz im Blick. Da nahm Siegfried ihre Hand und hielt sie mit sanftem Druck in der seinen. „Heim, wir fahren heim!“ sagte er leise; „freust du dich?“

Ihre Augen leuchteten auf. „Ob Geduld mit mir, es soll alles gut werden!“ flüsterte sie.

Der Kirchturm von Feldheim tauchte auf. Noch eine kurze Strecke, dann holperte der Wagen auf dem Pflaster, und die Häuschen mit den grün umsäumten Blumengärchen grüßten rechts und links vom Wege.

Nun hielten sie vor dem Landratsamt. Da stand schon der neue Diener, der heute Auguft, mit seinem freundlich ernsten Gesicht und hob die Hände, der gnädigen Frau beim Aussteigen behilflich zu sein. Der Landrat aber warf ihm die Zügel zu, schwang sich behend zur Erde und bot sein Weibchen mit strahlendem Gesicht zur Erde.

Gong war eingetreten, und fiel heute kein Schatten über den Weg, als sie die Steinstufen emporstiegen. Das Haus war sauber und spiegelblank von oben bis unten, das Sindenmädchen reichte fröhliche Willkommen, und auf allen Tischen dufteten Blumensträuße.

Da brachte Auguft mit etwas betroffenem Gesicht einen Brief. Die Mädin war daheim an Halsentzündung erkrankt und konnte vorerst nicht gehen.

„Je nun, so lacht immer, das Essen aus dem Gasthaus holen, liebes Herz,“ sagte der Landrat, „wir können und die paar Tage sehr gut behelfen.“

Salome antwortete nicht, aber ihre Wangen glühten auf, und ihre Augen blitzen lustig.

Siegfried nahmen sogleich dienstliche Geschäfte in Anspruch. „Es trifft sich ganz gut, daß mir heute erst später essen,“ sagte er, „ich muß noch zu einem Termin ins Haselholz fahren und bin vor vier Uhr kaum zurück.“

Dann nahm er Abschied von Salome. Er hielt ihre Hände in den seinen und drückte sie. Beide waren plötzlich ganz verlegen. Warum küßten sie sich nicht? Sie wußten es selber nicht, es war ja schon so lange her, seit sie den letzten Kuß getauscht. Aber er nahm sich ihr Rechte und preßte sie an die Lippen.

„Auf Wiedersehen!“

Sie sand an Fenster und blickte ihm nach, wie er davonritt, und er lob das Haupt und sah empor. Eine Blutwelle schoß ihm in das Gesicht, als er sie wieder an dem alten Platz sah. Er rief den Hut vom Kopf und schwenkte ihn noch lange zurück.

Als er müde und hungrig heimkam, erstieg ihm der sonder gebeckte, blumengeschmückte Tisch bereits entgegen. „Sieh an, wie geschickt Auguft seine Sache macht,“ dachte er vergnügt.

Und bei Tische konnte er sich des offenen Lobes nicht enthalten.

„Die Fleischbrühe hat ja Frau Waltner einmal ausnahmsweise ohne Eitrait gekocht,“ sagte er und sah sich einen zweiten Teller voll, „die frischen Semüse dorin Liebe ich ganz besonders.“

Es sei ihm nicht auf, wie schonsichtig seine kleine Frau aussah, denn sie saß gegen das Licht.

Dann kam Hühnerbrust mit Stachelbeerkompott, Brattartoffeln und frischen Spargeln.

„Ein ganzes Huhn? Seltsam, sonst bekommt man doch stets Portionen geschnitten . . . und der Spargel ist ja so gut gekocht, daß man ihn zum letzten Erbe essen kann! Das war sonst eine sehr schwache Seite von Mutter Walther. Ich muß sagen, heute hat sie sich selber übertroffen, vielleicht hat sie irgend ein Anliegen und macht mir darum per Hochlöffel die Cour.“

Den Kaffee tranken sie im Erker. Siegfried. Der Spätwind brauste unter dem Kreselchen. „Willst du selber aufgießen?“ fragte er überrascht.

(Fortsetzung folgt Seite 582.)

Digitized by Google

Die Enneberg bei Brunecken und Toblach aus der Luft.

Von Brunecken ins ladinische Enneberg.

Text und Abbildungen von Eduard Pichler.

Das Pustertal, ein am Ausdehnung wie an Naturschönheiten hervorragendes Tal Tirols, im westlichen und östlichen Teil von mächtigen Bergen eingeengt, weitet sich bei Brunecken, dem Hauptorte des Tales, feierlich aus. Gegen Westen eröffnet sich dem von der Lienzer Seite einfahrenden Touristen, nachdem der Zug den letzten Tunnel durchreist hat, ein prachtvoller Blick auf das freundliche Städtchen, welches, sich an den Fuß ungeheurer Berge anschmiegend, eine außerordentlich malerische Lage besitzt. Aufwärts berichtet man beim Betreten des altertümlichen Ortes der echt deutsche Charakter der mittelalterlichen Architektur, in allen Gäßchen reizvolle Bilder erschließend. Das weite Tal beherrschend, erhebt sich über den Häusern friedliebender Bürger eine hohe Burg, noch heute gut erhalten; diese sowie die Stadt wurden um die Mitte des 13. Jahrhunderts vom Bischof Bruno von Brixen erbaut. Gegenwärtig bildet Brunecken einen sehr beliebten Sommeraufenthalt, welcher wegen seiner schattigen Anlagen und reizenden Ausflugsorte mit Recht gelobt wird.

Unser Weg führt uns gegen S. Lorenzen, den freundlichen Marktflecken, zwischen der Sonnen- und Michaelskirche an der alten Römerstraße gelegen. Hier finden wir im Gasthause zum Mondschein gute Verpflegung und angenehme Unterhaltung, bis uns der eigenartig melodisch-schöne Rhythmus und Tonfall erstarrende Gesang des Nachtwächters zur Ruhe ermahnt.

Des Morgens besuchen wir die westlich vom Orte auf einem steilen Felsenhügel sich erhebende Sonnenburg, deren Entstehung auf die Römer zurückzuführen ist. 1018 wurde die Burg in ein Frauenkloster umgewandelt und blieb als solches bis 1785 bestehen, in welchem Jahre Kaiser Joseph II. das Kloster auflöste. Gegenwärtig ist die Anlage im Besitze des Marktfleckens S. Lorenzen und dient armen Leuten als Wohnstätte. Unter der Sonnenburg ruht und ein hier ausgegrabener und an der Hocelitsche aufgestellter Meilenstein die Macht des römischen Reiches mit seiner hohen Kultur und seinen Eroberungsgedanken ins Gedächtnis zurück. Dieser Stein ist jedoch nur eine Nachbildung des Originals, das sich im Innsbrucker Museum befindet.

Auch die der Sonnenburg gegenüberliegende Michaelskirche war ehemals eine römische Befestigung. Im Innern ist noch eine Anzahl kleiner, mittelalterlicher Grenzsteine mit sinnigen Ernst, zum Teil verstellt, erhalten. Die gesammelten Steine dienen den Raubvögeln zum Nistenhalt.

Gegen Südwest öffnet sich das schmale Gnadenberger Gabelthal mit seinem reichlichen Bache. Die steilen bewaldeten Gehänge treten nur an wenigen Stellen auseinander und bieten an der Thalsohle kleinen Ortschaften Raum; zumeist sind die Dörfchen in bedeutender Höhe erbaut, wo die Bewohner bisher in ihrer Abgeschiedenheit ein sehr einsames Dasein führten.

Der alte Fahrweg, welcher bald hoch an den steilen Wänden, bald unten an den Ufern des Baches, den Krümmungen der Berge folgend, die größere Frachten nicht bewältigen war, wurde vor einigen Jahren durch eine neue, nach System, gebahnt, welche den modernsten Straßenbauarbeit in mustergiltiger Weise entspricht. Kunstbrücke aufs beste ersetzt. An steilen Felswänden entlang musste mit Sprengmitteln der Bahn geebnet werden; stellenweise führt und der Weg zwischen gewaltig mächtigen Steinblöcken und der Bergwand, selbst durch Tunnels hindurch bis zu einem Gasthause, der ersten Ansiedlung, wo ladinischer Mundart ertönt.

Zur Gemeinde Pallua gehörig, erhebt der Besitzer des Gasthofes, früher hoch oben an der alten Straße gelegen, ein neues Gasthaus, welchem er die eben abgebrochene Schenke hier anfügte, indem er in Erwägung eines entsprechenden Bergzuwachs zwei mächtige Pfeiler aus dem Bette des Baches aufführen, auf welchen der hölzerne Bau über dem Abgrunde schwebt. Auf der weiteren Wanderung giebt uns ein einfaches Denkmal von einem alt Opfer treuer Thätigkeit beim Streckenbau ortsangehörigen Soldaten Kunde.

Nach einem Marsche von neun Kilometern öffnet sich das Thal; wir stehen vor Zwischenwasser, einem Dörfchen an der Mündung des vom S. Vigil abfließenden Baches in den Gadenbach.

Wir überlegen das Frühstück und gelangen nach anderthalbstündiger Wanderung gegen Süden nach Pieconia und S. Martin mit den Schlösse Thurn, in weiterer Folge nach Pedevena, einem kleinen Orte an den Ufern eines aus dem Herzen der Dolomitenwelt hervorsprudelnden Wildbaches, dessen Ufer durch einfach übereinander gelegte starke Bäume vor den mitunter gewaltbrechenden Gewässern geschützt sind.

Von hier an gestaltet sich die Landschaft immer großartiger, die malerische Schönheit der Straße erreicht bei der Pedracei (S. Leonhard) hoch über dem Abgrunde errichteten eisernen Brücke ihren Höhepunkt. Letztgenannte Tat schließt ein viel besuchtes Schwelethal ein.

Der langgestreckte Anden des gewaltigen Kreuzkofel begleitet uns nun eine geraume Strecke, bis wir durch enge, deutliche Spuren von Schutzmassen an sich tragenden Wald zum Orte Stern und auf glatter Bahn zum Gschiegstaten, in dessen Kessel Corvara und Gotschiag liegen, gelangen. Diese beiden Orte, deren absolute Höhen 1572 Meter und 1643 Meter betragen, zeigen den ursprünglichen Charakter hochgelegener Bergorte. Zerstreut liegen da nur wenige, zumeist höhere Bauten, unter denen die freundlichen Gasthäuser aufstellen. In beiden Orten zeugen gute Gasthäuser für bequeme Unterkunft. Das Wirtshaus in Corvara ist außerdem durch zahlreiche schöne Gemälde und kunstvolle Skizzen von dem bedeutenden Maler Rottonara, einem Kinde des Hauses, interessant.

Im Schutze des Berkess breiten sich weite Wiesen aus. Die Abhänge der nächsten emporstrebenden Berge sind mit noch an ihrem Fuße mit spärlichem Nadelholz besetzt, zumeist zum Schutze der kultivierten Teile gegen Lawinen. Zu hohe Lage macht den Ackerbau fast unmöglich. Von großem Interesse erscheint die vielgestalte Gestalt der Sellagruppe mit der Boé-Spitze, wie auch das Steinmeer der Pordoi-Alpe mit ihren kleinen, stillen Bergsee.

Die im Süden emporragende Marke liegt zwischen beiden letztgenannten Orten und trägt den eigenartig malerischen Charakter ähnlicher Tirolerbauten an sich.

Allen Naturfreunden sei die mühelose Wanderung in dieses schöne, sagenreiche Thal aufs beste empfohlen; zu Mineraliengesteinen ist es taugt berühmt. Verbindungen führen von Corvara und Gotschiag in das Ampezo- und Gadertthal, sowie nach Buchenstein und ins Fassathal.

Gotschiag mit Sella Gruppe.

Mühle bei Gadeiden.

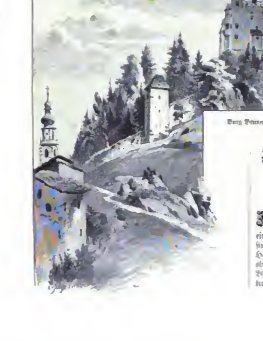
Digitized by Google

Die Musikkapelle bei Bord.

Der neue Doppelschrauben-Schnelldampfer „Kaiser Wilhelm der Große".

(Ueber die Abbildungen Seite 572.)

Vor drei Wochen, nachdem auf der Werft des „Vulkan" bei Stettin der Panzerkreuzer „Hertha" vollendet worden (vergleiche Abbildungen und Text in Nr. 33), lief daselbst ein neues Riesenschiff der deutschen Handels-Flotte vom Stapel, der im Auftrage des Norddeutschen Lloyd in Bremen erbaute Doppelschrauben-Schnelldampfer, der bei der feierlichen, in Gegenwart des Kaisers vollzogenen Taufe den Namen „Kaiser Wilhelm der Große" erhielt. Am Donnerstag den 4. Mai war die Werft von einer dichten Menschenmenge umringt; auf der Ueber lagen unzählige festlich beflaggte Dampfer und Boote. Vom Prunkzelt des Reichskanzlers, das der Werft des „Vulkan", Geheimrat Schlutow, den Platz rechts neben der Taufkanzel, ferner vom Präsidenten des Reichstages, Grafen Ballestrem, vom Präsidenten des Reichsgerichts, Dr. Bürgard, empfangen, schritt der Kaiser die Front der Ehrenkompagnie ab und begab sich alsdann auf die am Bug des Schiffes errichtete Tribüne. Nach der von Frau Pfarr gehaltenen Taufrede zu Worten begab der Kaiser sich mit einem Teil des Gefolges nach dem an der Backbordseite des Dampfers errichteten Pavillon, von wo hier auf den Stapellauf bequem übersehen zu können. Dieser ging glücklich von statten. Der Schnelldampfer glitt in seinen Verhältnissen den weitem alle bisher in Fahrt befindlichen Schiffe der Gegenwart. Das Schiff ist 648 Fuß über Lot lang, besitzt eine Breite von 66 Fuß und von Kanzelhof bis zum Kiel eine Tiefe von 43 Fuß. Sein Inhalt beläuft sich auf nahezu 14 000 Registertonnen, die Wasserverdrängung stellt sich auf 20 000 Tonnen. Eine besondere Erwähnung verdienen die nach den neuesten Erfahrungen getroffenen Maßregeln für die Sicherheit des Schiffes und der Passagiere. Das Schiff ist durch 16 bis zum Oberdeck reichende Querschotten und ein Längsschott in Maschinenraum in 18 wasserdichte Abteilungen geteilt, deren Wandungen so getroffen sind, daß selbst das Vollaufen von zwei Abteilungen das Schiff nicht zum Sinken bringen kann. Besonderer Wert ist auch darauf gelegt, daß die vier Kesselgruppen jede in einer für sich abgeschlossenen wasserdichten Abteilung untergebracht worden sind, so daß bei einem Zusammenstoß niemals der Fall eintreten kann, daß das Schiff ohne Dampf zum Betrieb der Hauptmaschinen oder Pumpen bleibt. Zu erwähnen ist noch, daß das Schiff in Uebereinstimmung mit den Anforderungen der deutschen Marine erbaut wurde, um im Kriegsfall, mit einer großen Anzahl von Geschützen ausgerüstet, als Kreuzer Verwendung zu finden. Für die erste Klasse stehen 290 Kabinen zur Verfügung, welche für 400 Passagiere eingerichtet sind. Die zweite Klasse enthält 101 Kabinen mit etwa 350 Betten; die dritte Klasse ist für 800 Passagiere eingerichtet. Die Besatzung des Schiffes wird aus 450 Köpfen bestehen. Für die verschiedenen Zwecke werden in den Maschinen- und den Kesselräumen eine Anzahl Dampfpumpen und andre Hilfsmaschinen, im ganzen 47, aufgestellt, darunter vier große Lenzmaschinen, zwei Ballastpumpenmaschinen, zwei große Centrifugalpumpen, eine Multiplexmaschine und andre mehr. Die Gesamtkraft der überhaupt auf diesem Dampfer befindlichen Maschinen beträgt 68 mit jetzigen 124 Dampfkesselnden. Seine erste Fahrt wird „Kaiser Wilhelm der Große" am 14. September von Bremen aus nach New York antreten.



Burg Pernek.

Von der allgemeinen Gartenbau-Ausstellung in Hamburg.

II.

(Siehe die Abbildung Seite 576.)

Mit man das Ausstellungsgelände durch den Hauptportal eingang am Holstenwall betritt, so wird zunächst ein großer freier Platz dem Auge sichtbar. Prächtige Beete und hier angelegt und schöne Gebäude errichtet. Rechter Hand liegen die Blumenhallen, deren blühende Ausstellungsobjekte einen schier betäubenden Duft ausströmen; durch Blumenbeete und Rasenflächen von diesen Blumenhallen gelangt, erblickt sich ein Promenadenweg, an dessen Enden sich je ein Restaurationen befindet, und der, mit Bäumen überpflanzt, auch bei Regenwetter dem Publikum die Möglichkeit zum Umherwandeln gewährt. Durch diesen Promenadenweg gelangt man nach dem Café Zeidler, einem geräumigen, mit Terrassen versehenen Bau im Barockstil. An der andern Seite dieses Gebäudes finden die Wandelbahnen ihre Fortsetzung, um nach einmal von dem Hauptrestaurant unterbrochen zu werden. Auf der andern Seite des Weges, der von den schönsten Blumenbeeten flankiert wird, liegt das Riesenrestaurant Bella Vista, ebenfalls im Barockstil gehalten. Das Aeußere des Hauptausstellungsgebäudes ist in deutscher Renaissance gehalten, das Innere dagegen in romanischem Stil. Mit ihrem üppigen Blüten- und Blattgewächsen grünenden diese Räume, besonders wenn sie am Abend vom strahlendem Lichte durchflutet sind, einen herrlichen Anblick. Einen Teil dieser Haupthalle giebt nebst Abteilung wieder.

Wenn man das Hauptausstellungsgebäude verläßt, schreitet man auf eine Kreisbrücke zu, die über den breiteren Stadtgraben gespannt ist. Eine Wasserrutschbahn führt die auf Rädern ruhenden Boote auf abschüssiger Holzbahn hin-

Petrik in Saarburg.

Sommerluft.

Wenn der blaue Flieder in Blüten steht
Und der Sommerregen über die Lauben geht,
Wenn der Kukuk ruft aus blühenden Wiesen
Und am Himmel die lichtblauen Wolken schreiten,
Wenn die Sonne lacht den ganzen Tag
Und Düfte strömen aus Garten und Hag,
Wenn im Kühlenden Rohr am kühlen Teich
Der Rohrsänger Nistet so süß und so weich
Und des Abends hinter den dämmrigen Schleiern
Die Burschen und Mädel spazieren gehen,
Dann wandert mit milder, sonniger Hand
Die Liebe über das bunte Land.
Dann kommen die Träume auf weichen Schwingen,
Dann stellt sich die Sehnsucht ins in die Brust,
Dann wächst das Herz mit im Liede springen
Vor süßer, unbändiger Sommerlust!

Hans Bethge.

Digitized by Google

„Warum nicht? Versuchen muß so ein Schelm. Ob es gelingt, ist freilich eine andre Sache."

Und wie gelang es? — Siegfried rauchte seine Zigarre mit schnute voll Entzückter zu. Die und da huschte er eins der weißen Hündchen mit Küsse.

Plötzlich hielt er über die zarrende Fingerspitzen hin.

„Aufgespungene Haut! Um Gotte Jadrezeit!" fragte er ganz erkannt, „und hier dieß beim Stelle fühlt sich so beinah' an wie eine Schwiele?"

Sie antworteten nicht, aber ihr Blick traf einen Moment den seinen wie in lebender Erwartung.

„Gewiß von dem Tennisspielen! Die zarten Händchen sind solches Hantieren mit dem schweren Holzstiel nicht gewohnt."

Da lachte sie leise auf, aber sie schwieg.

*

Am nächsten Tag war der Landrat den ganzen Vormittag beschäftigt. Als er heimkehr und an seinem alten Stammtolal vorüberkam, stand Frau Walther in der Thür und machte einen tiefsinnen Knicks.

Vorn hielt die Pferde an. „Na, Frau Walther, mein Kompliment für Ihre zartkrellste Küche! War eine famose Ider, das Huhn ganz zu schicken, und die Spargel waren geradezu meisterlich gekocht."

Die dicke Wirtin machte ein sehr dummes Gesicht.

„Huhn — Spargel?" stotterte sie: „o, wo meinen denn der Herr Landrat eigentlich?"

„Nun, das schöne Mittagessen meine ich, welches Sie uns gestern geschickt haben."

„Mittagessen? — Ich?"

„Na natürlich! Unsre Köchin ist krank, und da hat doch meine Frau zu Ihnen geschickt und das Essen bestellen lassen."

Frau Walther schüttelte den Kopf.

„Nicht bei Ihnen?"

„Nein, Herr Landrat, das ist ein Irrtum."

„Aber zum Kuckuck, Sie haben doch den einzigen Gasthof hier in der Stadt!"

„Das schon, gnädiger Herr, und früher habe ich ja auch öfters die Speisen geliefert. Aber gestern? Nein! Ich habe gar kein Huhn und keine Spargel im Hause gehabt."

„Na, dann muß ich mich wohl irren. Guten Morgen, Frau Walther!"

In tiefen Gedanken sah Bora weiter. Sollte Salome die Köchin genommen haben? Wohl möglich. Sie weiß, daß er Hartelsalz nicht liebt.

Angst hand bereit und hielt die Pferde. Bora nickte ihm freundlich zu. „Haben Sie den Tisch wieder so hübsch gedeckt, wie gestern?"

Der Gefragte verbeugte sich. „Zu Gnaden, Herr Landrat, ich mußte gestern verschiedentliche Dinge in der Stadt besorgen, da hat die gnädige Frau die Güte gehabt, den Tisch zu decken."

„Meine Frau? Unmöglich!"

Angst sah ganz verdutzt aus. „Zu Gnaden, Herr Landrat, ganz gewiß."

„So — hm. Fahren Sie die Pferde in den Stall, ich muß noch ein paar Worte mit dem Aktsser sprechen."

Langsam, das Haupt wie in tiefen Gedanken geneigt, schritt er die Straße entlang, erledigte seinen Auftrag und kehrte wieder um. Das Thor zu dem Grasgarten stand offen; um abzukürzen, wählte er diesen fürzeren Heimweg über das Beet.

„Salome braun Kaffee — gieb Bäsche heraus — deckt den Tisch" — die Gedanken verbeiten hinter seiner Stirn.

Als er in den Hof trat, kam ihm das Stubenmädchen entgegen und schrit mit dem Korb nach dem Hofstall. Sie sah ihn nicht. Unbemerkt erreichte er die Souterrainthür und trat in den Flur.

Die polterte etwas in der Küche. Wer mag darinnen sein? Angst ist im Stall, Bertha holt Holz.

Leise schritt er herzu und trat in die offene Thür. Was er sah, benahm ihm schier den Atem.

Vor ihm, den Rücken nach der Thür gekehrt, stand Salome seine Frau. Ueber die heidnisnes Sommerkleid hatte sie eine Küchenschürze gebunden und die spitzenbesetzten Aermel hochgestreift. Sie zog just den Braten aus der Röhre, begoß ihn sorglich und schob ihn zurück.

Dann hob sie den Deckel von einem Kochtopf, rührte den Inhalt mit gris sleißig nach einem kleinen Porzellanlöffel, in welchem ein Quiet kal. Fluß und bedeutete, geschickt wie eine erfahrene Köchin quirlte sie nochmals den Inhalt, nachdem sie zuvor von einem Holzbrettchen feingehackte Petersilie hinzugefügt, und dann goß sie die geschickte Sauce in den Kochtopf und rührte abermals behutsam um.

Ihr Gesicht glühte, und die blanden Löckchen hingen ein wenig aufgelöst in die Stirn.

Dorn machte eine jähe Bewegung.

„Sind Sie zurück, Bertha?" fragte Salome, ohne von ihrer Arbeit aufzusehen. „Dann bleiben Sie jetzt bei dem Essen und achten Sie darauf, daß nun Himmels willen nichts anbrennt. Ich will mir die Haare schnell etwas ordnen, Sie kannst sich im Salon bin, wenn der Herr kommt . . ."

Weiter sprach sie nicht, sie stieß einen leisen Schrei des Schreckens aus, und der Kochlöffel polterte auf den Herd.

*

„Siegfried!"

Mit beiden Armen hielt er sie umschlungen, doß sie sanftgerade empor, preßte sie an seine Brust und bedeckte ihre Stirnen und Lippen mit Küssen.

„Salome!" jubelte er. „Herr Gott des Himmels, kann es denn möglich sein?"

Sie lachte und weinte zugleich, und dann legte sie das Köpfchen an seine Schulter und blickte wie berückt zu ihm auf. „Was wär der Liebe unmöglich!" sagte sie leise.

„Salome!"

„Ja . . . Bertha kommt!"

Da nahm er sie wie ein Kind auf den Arm und trug sie davon.

*

Am Nachmittag hielt der Zugwagen aus Jeserig vor dem Hause, welchem zu derzeitiger Ueberwachung auch Tante Sidonie entstieg.

Das Brautpaar empfing mochte seine erste Visite, und Baus Weisen Hoite Sidonienfroh zu seinem Schwiegersohn Born: „Bis jetzt hat mein Weinkeller klaren müssen, dirte, daß nun auch den beinen einmal merken, daß große Feste in der Familie gefeiert werden. Ich will mich in Zukunft mit meinem Vorrat inspizieren, denn ihr junges Volk habt noch keine Erfahrung und müßt in allen Dingen noch bemuttert werden."

„Schwiegermutter," klang es unter schallendem Gelächter im Kreise, „mein, beschwiegermutter!" Der Major machte ein etwas betroffenes Gesicht und knurrte: „Unsinn, das schöne grade noch, daß ihr mir einen Schimmel kapuzt!"

„Hast du längst!" rechte Tante. „Als ich in Feldheim einen Mann nach dem Jeseritzer Weg fragte, lachte er und sagte: „Ha, Sie wollen zu Papa Schwiegermutter!"

Schon Donnerwetter, Junge, da phantasiert!"

„Keine Spur von Phantasie!" schimpfte Frau Dora den Papa. „Die ganze Stadt beobachtet es ja, wie du mich im Hause Born ersetzest!"

„Das thut ich den Kindern zuliebe!" verteidigte sich der Major und zog die Augenbrauen hoch.

„Pappertapapp, Bärchen!" Die Kinder sind ja groß genug, um selber zu wissen, was sie thut."

„Meinerwegen," knckte Meisen die Achsein: „ich müßte wenigstens ein Jahr lein, mich auf kauer müserstandener Gutmütigkeit „Papa Schwiegermutter" schimpfen zu lassen. Sorg da selber für deinen Weinkeller, lieber Siegfried, aber wenn ich bitten darf, gleich, wir haben Durst."

Und wob sie Durst! hallte es sidermütig Antwort.

Strahlend, beinah noch glückseliger anzuschauen wie das Brautpaar, wateten Born als die liebenswürdigsten Wirte, und Eskan sagte konfektionierte an Joachim: „In sonnich, daß alle jungen Ehelente doch am liebsten im eignen Nest sitzen. In Jeserig machten sie beide Gesichter wie zehn Tage Regenwetter, und hier sind sie schier außer Rand und Band vor Zärtlichkeit."

Frau Dora wußte worum, und sie drückte ihr Sangetuch Salome voll unbeschreiblicher Freude an die Brust.

*

Drei Jahre sind vergangen.

Im stillen Gotteshäuschen zu Jeserig stiel Frau Dora und strickt Strumpfchen und Jäckchen für die Enkelkinder. Ihr Antlitz sieht so friedlich und glücklich aus, als ob es all die Stürmnis und das heiße Begehren spiegele, welches in der Familie herrschte.

Sie ist vor einer Stunde aus Feldheim zurückgekommen, und das Herz ist ihr warm geworden bei dem Anblick all des großen, wohlerlosen Glückes, welches in dem Landratshause herrscht. Salome von heute gleicht der von ehedem fast in keinem Zuge mehr. Die Sainbame ist zur Hausfrau geworden, ohne dabei von ihrer angeborenen Eleganz und ihrem eigenartigen Schick verloren zu haben.

Frau v. Born sieht nicht mehr selber in der Küche, um zu kochen, das zwidel ihr einer Gotte nicht, welcher große Stücke auf die weißen Händchen seiner Herzliebsten hält, aber sie beaufsichtigt und leitet den ganzen Haushalt vom Boden bis zum Keller hinab, und ihre Dienstboten gehorchen gern und respektvoll, denn sie wissen, daß die gnädige Frau die Sache versteht und es können darob die Thal bewiesen kann, wenn einmal es nötig ist, energisch zu wirken, wie sie es will.

Seit gar ein ruhiges Mädel in der Wiege zappelte, denn in kurzer Frist ein sehr energisch schreiender Bruder folgte, hat Frau Salome ein Hände voll zu thun und begreift es oft selber nicht, wie es sie in ihren Leben Zeiten gehen konnte, da sie sich langweilte.

Auch die gesellschaftlichen Verhältnisse von Feldheim haben sich geändert. Herr v. Olten ist sehr bald versetzt worden, zu seiner etwas unangenehmen Ueberraschung zum Train. Er hatte aber das Glück, eine reiche Frau zu heiraten, darum hing er den Säbel an die Wand und nahm den Abschied. Die Militärischer Schwadron ward ebenfalls nach Feldheim gelegt, und da sich zur Zeit viele verheiratete Offiziere zusammenfanden, entwickelte sich ein sehr flotter und lebensfroher Verkehr, welcher durch seine Eleganz alles Kleinstädtische abstreifte und eine nie gekannte Blütezeit für Feldheim brachte.

Salome, welche früher über das einsamige Leben so bitter geklagt, legt oft über die lebhafte Geselligkeit. Sie ist so glücklich daheim, aber sie weiß auch, daß nichts die eigne, behaglich Häuslichkeit lieber macht, als der Verkehr mit fremden Menschen. Darum ist sie so freudig und dankbar, was ihr geboten wird, ohne darüber Haushalt und Kinder zu vernachlässigen.

Papa Weisen wollte seine Enkelchen hören, er hat sich überzeugt, daß seine Kinder auch ohne seine Hilfe glücklich sind, und darum überredet er sich selber zu einer Reise auf die Gukel. Diese lassen es sich gern gefallen, denn der Großvater ist der beste Spielkameraden und trägt die schönsten Bisquits in der Tasche.

Die harmonische Hausschrift Joachims hat sich bewährt. Es kam nirgendwo eine größere Harmonie zum Vorschein, als bei dem Ehepaar Schilling. „Sie sind so vernünftig, sie haben so richtige Ansichten!" schreibt Frau Hortense v. Schilling an die Freundin in Jeserig; „sie haben sich noch nie gezankt, und ich glaube auch, daß es nie vorkommen wird. Wo sein erster Zank anfommt, kann es auch keinen segen geben! Ich habe oft, als der kleine Klang geboren war, nun gleich es sich einmal Gelegenheit, aber sich konnte sie fragtos einmal uneinig, aber der Frieden ist auch seit dem „neuen Herrn" im Hause noch nie gestört worden, und ich kann, gelehrte Dora, wie sehr bei ihrer großen Jugend so verständig in ihrer Aufgaben! Und wie alle Verhältnisse schiefe."

Frau v. Weisen lächelte vor sich hin, als sie diesen Brief las. Dann wurde sie ja der Frau Wolfers gerecht. Tante Sidonie hatte eine scharfe Auffassung durchgemacht und krankte an ihren Folgen. Sie war launischer, greiser, rücksichtsloser als je, die Siegfried eines Tags die Gedult riß und er ihr sagte, was er von ihrer Art dachte. Sie verschwieg über Naturheilmethode zum Fenster hinausgewarf und den Arzt zu ihr schickte. „Er kommt, ich bezahle ihn; damit basta."

Und sie sügte sich wie ein Lamm. Bald darauf machte sie ihr Testament, und die Spannung, wer sie bereinst beerben werde, war groß. Ganz unerwartet und überraschend machte dann ein Lungenleiden ihrem Leben ein Ende. Als ihr Testament geöffnet ward, erfuhr man zu mahlosserem Staunen, daß der Landrat Siegfried v. Born, „weil er immer so grad und ehrlich war," zu ihrem Universalerben ernannt war. Aehe war mit einer verhältnismäßig kleinen Absindungssumme bedacht, während die der Schwestern in Frankfurt, Klärchen, Erna und Martha, voll scharfen Spottes war ihrer Bücher unter-

Digitized by Google

„Die sittlichen Verwandten", „Böse Zungen" und „Gegengift".

Wiederum hatte das Weihnachtsfest die gesamte Familie mit Kind und Kindeskind in Zeltorp vereinigt. Der Baum hatte so voll und festlich geschmückt wie noch nie — kaum war der Kindesjubel verklungen, die Liebe verteilenden, und in stiller, glückseliger Nachfeier saßen Herr und Frau v. Welsen im Sofa-Eckchen, hielten die Hände verschlungen und schauten auf die beiden jüngsten Paare, welche Arm in Arm, ein Bild vollkommensten Glückes, unter dem Christbaume standen.

Der Major soll seiner Frau plötzlich nachdenklich in die Augen. „Wie seltsam es unseren beiden Kindern doch ergangen ist!" sagte er. „Aber Gerhard der Sonne um ein Glück kämpfen müssen, welches Nörte ohne Mühe und Not in den Schoß fiel. Ich wörte sagen, Salome hat zu jung gefreit, und das allzu junge Geborgtsein langt nicht, ihrer Natur Ernst leichter auch einen andern, denn sie ist eben so jung wie die Schwester unter die Haube gekommen, und doch kann man keine musterhaftigere Ehe finden als die ihre. Mütterchen, du hast ja immer so sehr für Frau gewesen, man sag einmal, was das rechte ist: soll ein Mädchen jung freien oder nicht?"

Da lächelte Frau Dora und blickte auf den kleinen Weihnachtsbaum, welcher ihrer Neffen Ehe leichter Art einen andern, daß auf welchem Rand: „Nach meinem Hergen!" Und sie nickte nachdenklich von sich hin und antwortete: „Ich jung freien, oder nicht, das kommt ganz auf die Erziehung an, welche ein Mädchen genossen hat."

Catull an den Afern des Tiber.

(Zu dem Bilde Seite 577.)

Obwohl und von den Werken des Gajus Valerius Catullus nur wenig mehr als einige Gedichte erhalten sind, so genügt dieses Wenige doch, um erkennen zu lassen, daß in ihm das weltberühmteste Kind seiner genialen Epoche lebte. Im Jahre 87 vor Christo in Verona geboren, kam Catull schon im Jünglingsalter nach Rom und versuchte schnell sein poetisches Talent Anerkennen. Zunächst machte er sich durch Nachahmungen griechischer Dichtungen bekannt, ging aber bald seine eigenen Wege, indem er Empfindungsliede seine griechische Gedichte schuf. Durch viele Verleben geht ein herber, schmerzlicher Zug, und das erklärt sich leicht, wenn man sich erinnert, daß die von ihm gefeierte „Lesbia" die ganz verkannte Liebe, aber Ehefrau des Konsul war, Gemahlin des Luzius Metellus Celer, den sie angeblich ermorden ließ, und Schwester des übel berüchtigten Clodius Pulcher, der in den Unruhen der Umsturz der Republik eine hervorragende Rolle spielte. Catull beteiligte sich persönlich an den Parteikämpfen nicht, dagegen gab er durch seine Satiren über Cäsar, Pompejus und Crassus Veranlassung des Bürgerkrieges. Sogar Cäsar und seinen Günstlinge griff er in seinen Spottversen an, doch hatte dies keine üblen Folgen für ihn. Er starb schon im Jahre 54 vor Christo, nur 33 Jahre alt. Der Künstler zeigt uns den jungen Poeten, wie er im Garten einer der herrlichen Villen am Ufer des Fernbildliche einen von erhobenen Gegenstand vortragt. Seine Haltung ist ausdrucksvoll, und so dürfen wir auch auf einen jener schwungvollen Hochgesänge lieber schließen, wie er sie zu Ehren von Hymenäus und ihren Angehörigen ertönen. Die beteiligte Schöne im Vordergrunde, die und den Rücken zugewendet, hält schon die bekannte Maske bereit, die nach Verdrängung des Vorhanges den heutigen Sänger belohnen soll.

Der Schnitter.

Von

E. C. Ries.

Der Mond war eben fertig geworden mit seiner Arbeit, er hatte einen hübschen, warmen Sommertag gemacht. Nun ruhte er aus. Er wischte den Schweiß von der Stirn, rieb mit purpte die goldne Sichel und hängte sie bläzend und blank zu den dunkelblauen Abendhimmel. Dabei sah er hinab zur Erde. Gerade in dem Augenblick trat unten die schöne Saite aus ihrer Thür, und der Mond sah ihn und lief, was den Dieb nicht mehr von ihr. So sahen nur sie.

Er kam alle Tage leidlich, um sie sich anzuschauen, und freute sich, daß sich das mit seinem Jahresgeschäften so gut wertrug.

Endlich im Spätsommer — er war schon sehr früh fertig geworden — sprach er zu sich: „Das geht so nicht länger, heute will ich hinab und die Erde; die schöne Saite gewiß nur gut zu gut. Er sah also einen Wolkenvorhang über den Himmel, daß niemand seine Abwesenheit merke, und stieg sich auf die Erde hinab.

Hier lief er zuerst auf eine Leiche, die fergengerade auf den Acern in die Luft ausstand und vielleicht. Die fragte er: „Kennst du die schöne Saite?"

„Ei, freilich," quitterte sie, „sie ist ja so frisch auf wie wir!"

„Ich will um sie werben," sagte der Mond.

„Wie wirst du das machen?" sagte erstaunt die Leiche. „Wir verstehen ja die Menschen wohl, sie sind oder nicht, weil wir die Menschenherzen nicht sprechen!"

„Siehe sich das nicht kennen?" sagte der Mond.

„Ich weiß nicht," meinte die Leiche. „Doch höre, wie sollst einen ein. Du bist ja ganz unserer Bekanntschaft. Der ist in der Jugend oft unter den Menschen gewesen und hat ihre Sprache gelernt. Viel weiß er wohl nicht mehr, er ist oft und hat sein Gedächtnis. Aber traget kannteß du ihn."

Da ging der Mond zu dem Star und sprach: „Kannst du mich wohl die Sprache der Menschen lehren?"

Der nickte gefälligerweise und rief summend: „Für dich? Für dich? Für dich?" Weiter wußte er nichts mehr.

„Lieber und oder gering!" dachte der Mond; „wenn sie mich sieht, verdirbt sie's."

Er machte sich auf und suchte die schöne Saite. Da kam er endlich freilich herauf, daß sie bereits viele Bewerber hatte. Die sahen im Kreislaufen und zankten und prahlten und warteten drauf, wen sie wählen würde; denn das Bauerngut von der Saite sah ihnen gerade so in die Augen wie die Bäuerin selber.

Aber die Saite wollte von allen nichts wissen. Sie mochte nur einen, den Jörgen. Und der mochte sie auch, doch er war arm und wußte nicht, wie sie zu werben.

Nun sieben aber die Freier nicht nach und hatten und drangsen, und Schnitter wußte sich keinen Rat mehr in ihrer Not. Da wendet sie sich an den Star und sprach:

„Du wußt mir vorsichtig sein, und wir drei Brüder zusammen bringt, den will ich verhexen!"

Da jauchzten die Brüder, denn guter Dinge. Sie aber dachte: „Was ich will, das kann niemand, das kann ich sie tod!"

Und sie sagte: „An meinem Wege wurden hieja ein Buch, und an dem Buch liegt eine Weise, und es ist fest zum Grummet. Wer mir mengen macht kann allein die Weise machen, der soll mich haben."

„Oho!" riefen sie laut. „Das soll euch nach einem, der's kann!" Und sie prahlten weiter, und auch der arme Jörgen versuchte sein Glück und traurig den Kopf.

Der Mond aber hatte jedes Mörtlein gehört, und am Abend, als auch die Freier im Wirtshaus saßen und klärmten und der Jörgen allein auf der Treshant saß und den Kopf in die Hände stützte, da ging er hinaus auf die Wiese, nahm seine goldene Sichel zur Hand und schnitt das Gras.

Schnitte sich durch das Kammerseufter und sah einen Schritt auf der Wiese wie vom Mondlicht; aber kein Mond stand am Himmel.

„Das wird wohl der Jörgen sein," meinte sie, „und hat eine Laterne und haut das Gras."

Sie stand und sah ging hinaus und die Wiese. Da war aber der Jörgen, und sah den bleicher Mann auf der Wiese und schnitt das Gras mit goldner Sichel, und wort der Tau der Lichtlichen.

Die Saite erschrak und lief zu ihrer Mutter; sagt war doch einer da, der's verstehe. Sie trat zu dem blechen Schnitter heran und fragte scheu: „Wer bist du?"

Der Mond aber sprach: „Ich bin's, ich bin's nur an.

„Deine Augen sehen aus, als ob sie nicht schlafen konnten," sagte sie ängstlich. „Wer bist du?"

Aber der Mond gab ihr noch Antwort. Er sah sie an und mähte dann schweigend weiter.

Da wurmte das Mädchen es noch einmal und fragte: „Für wen machst du das Werk?"

Jetzt erhob er die Augen und sprach leis: „Für dich!"

„Ach!" seufzte die Saite. „Das kann mir nichts helfen. Ja, wenn's nur der Jörgen wäre!" Und sie ging fort.

„Der Jörgen!" dachte der Mond betroffen. „Ich bot der Burich, der am Thun sind!" Aber er sagte nichts mehr, sondern sah nur immer den Mägdlein nach. Dann mähte er weiter, still und emsig, und lange vor Morgengrauen war der Grummet gemäht und in Haufen.

Freihmorgens kamen die Leute vom Wirtshaus und wollten sehen ihren Augen nicht trauen, als sie das Gras gemäht und in Haufen sanden.

„Wer hat das getan?"

„Ich nicht," sprach Schmiede's, „was sieht es euch an?"

Sie sielen aber nicht nach und hörten herum und fragten die Leute. Die erzählten von einem mit blechem Gesicht und hoher Gestalt, der mit einer goldenen Sichel das Gras an der Nacht gemäht, und sie zeigten auf ihn, der gerade des Weges kam.

Da wurden die Burschen groß vor Neid und machten die Arbeit schlecht und zerstampen: „Es sagt nicht mit rechten Dingen zu!"

„Was!" rief der Jörgen, „hat er's geschafft, so war's eine saubere Arbeit!"

Der Mond hörte alles an. „So," sprach er zu sich, „das ist also der Jörgen."

„Was einer kann, das können wir auch," schrieen die Freier und drangen auch neue in die Bauerin, daß sie das zweite Stück sage.

Nun wußte sie sich nicht mehr zu helfen und sprach: „Hinter dem Hof, da ist ein enges Mörtlein, das ist noch einmal so groß als die Wiese. Wenn einer allein in der Nacht mit den roten Aber haut, nachher mäht er Heer und dem Hof."

„Das kann sicher niemand!" dachte sie. Und die Freier dachten dasselbe. Sie verdrückten's heraus gar nicht, sondern lachten, gingen ins Wirtshaus und schlemmten weiter. Und der Jörgen saß wieder betrübt auf der Thenbank, bloß die wollten Noten mit um seinen Kopf in die Hände.

Doch der Mond ging hinaus, nahm seine goldene Sichel zur Hand und schnitt den roten Klee.

Schnitte sich wieder ins Schlafstein vom Fenster und dachte: „Heute ist's gewiß der Jörgen!"

Aber als sie hinaustam, da war es wieder der blechte Mann von gestern. Der Mond sah sie kommt und gehörnt Sichel, und von seiner goldenen Sichel fiel gleich Licht auf den roten Klee.

Schnitte sagte nicht mehr: war bist du? Sie weinte und sprach: „Warum kannst du denn den roten Klee?"

Da hob der Mond wieder die ewigen Augen und sprach: „Für dich!"

Der Saite sollten die Thränen über die Wangen: „Das kann mir nicht helfen; ja, wenn's der Jörgen wäre!"

Sie wandte sich wieder und sah sich ihn allein.

Er mähte weiter, ganz langsam und traurig, aber lange noch war Tagesgrauen, da war der Klee gehauen und in Haufen gebracht.

Da sahen die Freier kamen vom Wirtshaus, stammten mit offenem Munde und tieben gültig: „Er ist ein Hexenmeister. Man steht es an seinem Gesicht und an den Augen."

„O Liebster! endlich!" rief wieder der Jörgen. „Das liebe ich nicht; er sieht nur traurig aus. Hat er's geschafft, so ist er ein ganzer Mann."

„Was ist der Jörgen und verdrießlichen," dachte der Mond. „Kein Wunder, daß die Saite ihn mag!"

Aber die Freier wurden nur wilder und schalten und bedrängten die Saite, daß sie das dritte Stück sage.

„Hier binde ich nur, was keiner kann?" klagte das Mädchen. Endlich sprach sie:

„Drunten bem Quaal ist ein Kornfeld. Solchen Weizen wie den hat niemand im Dorf, auch nicht der Herr Pfarrer. Da kann ein Mann durchgehen und ist nicht zu sehen darin. Der soll sie mir schneiden in einer Nacht."

Aber sie wußte wohl, das Kornfeld war noch größer als Kleefeld und Wiese zusammen, und das brachte niemand zuwege. Und sie war froh, daß sie keine Antwort und dachten: „Hinein, das's einen, der's tut!" Denn neuen gingen sie ins Wirtshaus und tranken.

Aber der Jörgen ging nicht mit. „Dies ist das letzte Stück, damit ist alles verloren," sagte er; „nun kann in nicht mehr als verlieben."

Er ging in die Höhe, nahm seine Sense vom Nagel und bengelte sie, daß es durch Dorf klang. Am Abend, als es schon dunkelte, schrist er hinaus auf das Feld und machte sich an die Arbeit und mähte das Korn. Der Schweiß lief in Strömen von seiner Stirn, und Stunde auf Stunde verrann — aber er kam nicht viel weiter. Das Feld war zu groß.

„Das hilft es, daß ich mich mühe," sagte er traurig, „ich bringe es nimmer fertig. Es ist ganz aussichtslos." Er stand und stützte den Arm auf die Sense.

Da sielen plötzlich die goldenen Ketten in weiten Umkreis zu seinen Füßen nieder, und Aumensch sah er das Korn selbst gehaun und sah den blechen Freiern, der mit gewaltigen Arm über dem letzten Stück die goldene Sichel schwang.

Verwundernd sah er ihm zu. „Du bist ein Erdenkischer," sagte er.

Darüber kam die Saite auch ins Feld. Sie hatte wieder den lichtscheuen bemerkt und bei sich gemeint: „Vielleicht ist's dennoch der Jörgen!" Sie strahlte vor Freude, als sie ihn nun wirklich sah. Er aber hatte die Augen voll Thränen und sagte bekümmert: „Ich bringe es nicht. Ich bin auch zu schlecht für dich."

Die Saite sprühte aus Herzensdrang, sie wandte sich ab von dem trennen Mann und sagte nichts mehr. Sie sahte vor voll Angst Jörgen an, und Mond und wandte.

Der Mann blickte hin auf die beiden.

Der Jörgen, der hatte ihm Glück gethan und war ihr als ein ungetreuer, denn sie wußte, daß die andern ihr schlecht machten, und die Saite, — die wußte ihn nicht.

Er seufzte auf. Die beiden hörten's und wandten sich zu ihm.

„Was nur wohlt du das Korn?" rief die Saite verzweifelt.

Da sah der Mond die lange und verkündig an, wie einer, der Abschied nimmt von dem Glück. Dann hob er sich auf zu gewaltiger Höhe, berührte mit seiner Sichel Jörgens Seite und sprach mit seiner Stimme zu ihm: „Für dich!"

Laut aus schrieen die beiden vor Glück, jauchzten und lachten und fielen sich in die Arme und küßten einander und sahen im Morgengrauen, daß Jörgens Seite zu Gerste geworden war.

Digitized by Google

Arm war er reich und konnte die reiche Bäuerin freien und heimführen.

Der Mond hörte den Jubel. Es frösstelte ihn. Am Morgengrauen holkten die Hähne. Die Bäume streckten ihre schwarzen Arme gespensterhaft durch den Nebel. Da stieg der Mond hinauf in den Himmel, ein bleicher, müder Mann, und hing mit matter Hand die strahlenbesetzte, glanzlose, blasse Sichel in das graue Gewölk.

Das Brandunglück in Paris.

(Siehe die Abbildungen auf Seite 573 und auf der Beilage.)

In der ganzen zivilisierten Welt hat das furchtbare Brandunglück, das verdienen die Stadt Paris zu Anfang des Monats Mai betroffen wurde, Entsetzen und Grauen wie vielen Mitgefühl wachgerufen, und viele Einzelzüge verdienten sich, da der unglückseligen Opfer des ernsten Werke der Wohlthätigkeit, der unsagenmäßigen Menschenleide dahingerafft wurden und die Katastrophe ohne Frage durch hervorragenden Leichtsinn verschuldet worden war. Der Wohlthätigkeitsdame unter dem Protektorat von Damen der vornehmsten Gesellschaftskreise ist in Paris eine staatige Einrichtung; er findet zu Gunsten mildthätiger Zwecke eine kommen Werke statt und bringt stets reichen Erfolg. Diesmal war worden der Bazar auf einem unbebauten Grundstück in der Rue Jean Goujon errichtet, das der Wittwe Michel Ney, ein Verwandter des Dichters Heinrich Heine, unentgeltlich zur Verfügung gestellt hatte. Bei der Errichtung des Bazars, der auf drei Seiten von Mauern ohne Thüren umschlossen ist, und auf den von zum Boulevard des Hotel du Palais ein Fenster durchbricht, verfuhr man mit unglaublicher Sorglosigkeit. Der Bazar wurde durch eine Bretterwand geschieden, von der drei Seiten abstehen hörten, und in einer 80 Meter langen, aus bemalter und getünchter Leinwand bestehenden Dekoration, die einst der Theaterausstellung im Gewerbepalast verwendet worden war, verschlossen der Bazar eine Straße von Alt-Paris; darüber spannte sich ein hölzernes, durchbrochenes Segeldach. Zwischen beiden Seiten der Dekoration befand sich nur ein 10 Meter breiter Durchgang. Da an allen vier Wänden sich entzündbare Verkaufsstände waren aus Holz errichtet und mit leichten Stoffdekorationen ausgeschmückt, und das Ganze umstieß ein hoher Zaun aus Tannenbretern. Dieser feuergefährliche, aus lauter leicht entzündbarem Material hergestellte Bau hatte nur drei enge Ein- und Ausgänge, zwei nach der Straße und einen nach dem schmalen Raum, der zwischen dem Bretterzaun und den Mauern der anstoßenden Häuser frei geblieben war. Um die Gefahr noch dadurch zu steigern, war in einer Ecke der Pavillon eines Kinematographen aufgeschlagen, der eine mit Petroleum gespeiste Dampfmaschine in Bewegung setzte. Und

Prinzessin Gabrielle von Bel-Odiart, München.

Jugendblüthen der Herzogin von Alençon.

trotz aller dieser lebensfeindlichen Erscheinungen hatte man nicht die geringste Vorsorge zur Bekämpfung eines etwa entstehenden Brandes getroffen; nicht ein einziger Feuerwehrmann war zur Stelle und kümmerte sich um Vorsichtsmaßregeln.

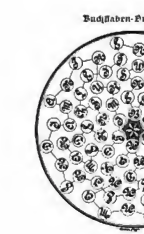
Unter großem Andrang war der Bazar am 3. Mai eröffnet worden, und der folgende Tag brachte den gleichen Zulauf. Die vornehmsten Damen des Geburtsadels und der Finanzwelt wetteiferten um den Verkaufsständen, und nachmittags gegen halb fünf Uhr befanden sich etwa 1500 Personen in den Räumen, vorwiegend Damen und ein ersten Kreisen der Gesellschaft. Plötzlich erhebt der Ruf „Feuer“ in wenigen Minuten war der ganze Bazar ein Flammenmeer, und es spielten sich die grausigsten Schreckensszenen ab. Viele sind von den Tagesberichtigern erschütternd geschildert worden, und wir verzichten auf die weitere Ausmalung des Furchtbaren. Nur jenes wackeren Mannes, des Kochs Gouverg, wollen wir gedenken, der durch das eben erwähnte Kellerfenster des Hotel du Palais über 150 Frauen den Rettungsweg wies. Schnelle Hände eilte wurden schnell die Treppe der Flammen aber erstickten im Qualm, und es erscheint heute traglich, ob die Zahl der Opfer schon abgeschlossen ist, denn noch liegen viele in den Trümmern unter den Verschwungen, die sie in dem wildest Gedränge davongetragen haben, schwer darnieder. Wenn die Wehrde der Feuerwehr auch noch nicht amtlich ergründet ist, so hat doch soß, daß der Brand im Pavillon des Kinematographen zum Ausbruch kam, und zwar einen Augenblicken riehet sich der Verdacht der Brandstiftung.

Das der Gemut nach vornehmste Opfer des Brandunglücks war die Herzogin Sophie von Alençon, Schwester der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich und der Königin Marie von Sizilien. Als Tochter des Herzogs Max en Bayern am 22. Februar 1847 geboren, wurde sie im Januar 1867 die Braut des jungen Königs Ludwig II. von Bayern, doch ward das Verlöbnis bald wieder gelöst. Während der Krieg unvermeidlich blieb, reichte die Herzogin Sophie am 28. September 1868 dem Herzog Ferdinand von Alençon und Nemours die Hand. Der Ehe entsprossen drei Kinder: Prinzessin Luise, seit 1891 mit dem Prinzen Wilhelm von Baiern vermählt, Prinz Emmanuel, Herzog von Vendôme, seit 1896 Gemahl der Prinzessin Henriette von Belgien, und die jungjährige, noch unvermählte Prinzessin Blanka. Zu dem auch wiedergegebenen Jugendbildnis der Herzogin Sophie zeigt eine große Aehnlichkeit mit ihrer erhabenen Schwester, der Kaiserin Elisabeth. Als ein inniglich Opfer der Katastrophe ist auch der Herzog Ferdinand von Alençon empfehlen, Thräne der unter in schweren Umständen auch Leben gekommenen Herzogin Sophie. Von einer schweren Krankheit kaum genesen, wurde er durch die Nachricht von dem jammervollen Ende seiner Nichte auf das tiefste erschüttert, und in der Nacht zum 7. Mai machte ein Herzschlag seinem Leben ein Ende.

R. R.

Für müßige Stunden.

Buchstaben-Ornament.



Buchstabenrätsel.

1, 2 und 3, den ich die Red begeret,
Gewalt hat in mich schwellung gegeret
1, 2, 3, 4, viel haben mich getragen,
Die beigeld mich nicht, wenn ich weich' gefallen?
1, 2 und 3, 4, ist ich Körperinnen,
Was Schönheitsdamen, auch die Mondes Sinnen;
5, 6 und 7, 8, ihm auf dem Himmel
Da findest mich in trockenster Gemeinheit;
5, 6—10, mit denselben Hort ich stehen,
Wenn er mich Hort, verfehlt zu Boderthöhen:
9, 8, 10, 11 und 10; im Grunde Quelle
Den ich ein Mann von adelsgleichen Stande;
5, 9, 10, 11, 9, 10, ein Zeitvertreiben,
Gefährlich auch, wenn du mich je gehüben;
5, 8, 12, 9 ein Tiefe gegraben,
Der hast ein Glück, hab' über andere Leben;
7, 9, 12, und mit Schein Gange
Begleit ich dich in hehrer Gastesstange;
10, 11, 12, 12 kommt ja die oft weiter,
Nach einer Glück' Ehr, verborgenen und heiter;
11, 12 und 11, leicht ist zu ordnen,
Daß dessen Gesell ich Unentwahl' zu schaffen —
Ach! — 12, deutsch das dichte „Meer“,
Wird deutscher Gott mit Mitwirkung sich vereinen“ —

Silbenrätsel.

Die Worte sind wenigen und ähnlich sich gleichen,
Doch schwer und schlimm Meilen sich bleiben,
Sie kann sich den bedeuten Bildern gestalten
Und warm in dem Element des Lebens entfalten.

Die Anderen sind wunderlich Werk anlegen,
Die prahlen sich gierig, nennen und schätzen,
Verlangend deutlich nach der Schale Gaben,
Gedenk sie sich mildernen ihrem Werke.

Aber bremse sich Ganze nicht allzusehr nach jagen
In glücklicher Zukunft Sonnen-Tagen!
Und freundlich Gestalten, die sie sich vermählen,
Nach nützen, wenn schon zu den Alten wie gehen.

W. Sch., Kassel.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 552:

Der silberglänzende Mond.

Der Schiffbrüchige-Wechsel. Die Figur weist 30 Gevierte zu je 3 Buchstaben auf, und zwar 6 untere und 24 höhere, von welch letzteren 12 einen gegen die Mitte zugeschobenen Halt. Betrachtet man, beginnend mit D rechts die vier Buchstabenpaare zusammen, so ergeben Buchstaben der 6 unteren Gevierten, nahmen die gleichen der vorgeschobenen von der einzelnen der zweiten geschlossenen Gevierten herum in derselben Ordnung die positiv und negativen Buchstaben der gleichen Gevierten, so erhielt man:

Die Jugend hat der Wein in Mund,
Die Alten bleiben Pfiff;
Das kommt, die trunken mit Verstand
Noch jetzt mit Gluck!

Des Buchstabenrätsels: Remagnen.

Schachbriefwechsel.

Red. von Dr. Max Lange und Georg Marco.

Alle für diese Rubrik bestimmten Briefe und Zusendungen sind zu richten an Dr. Max Lange, Berlin W., Kurfürstenstraße 151.

6. in Ludwigsh. Nr. 24 ist nicht gut für Weiß wegen 2. ... Sc3—e4 und Weiß kann seine Dame nicht mehr retten. Wir werden Ihr Problem gern noch ansehen.

Th. St. in Leipzig. Nr. 24 wird durch 1. Se6—c5 nicht gelöst. Der Schluß geht auch auf 2. ... Sxc5 mit 3. d7—d8 S matt. Ihr Problem ist sehr gut.

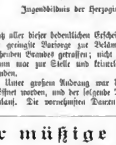
H. Sa. in Worms. Nr. 1 geht an zwei weiß bei Gelegenheit zum Matt. Ihr Problem ist Nr. 2 noch bei Mattzug, auch den Bauernumwandlungen nicht zu Grunde.

Sämtliche Lösungen konnten bereits am 29. in Leipzig und 3. in Nr. 24 mit nach 22. zwei M. W. Q. und 1 weiße in Worms (Breitstein) — somit insbesondere in 11. 17 nach 21.; 29. W. in Nr. 24; 3. Feiten in Dresden zu 22 und 27.; 3. Mensig in Berlin zu 24., Professor A. Wagner in Mainz zu 24 und 29.

In der Lösung zu 27 (Seite 536) ist unter C die Stellung X.... Kh5 — e4 2. Dh4—e8 matt ausgelassen.

Aufgabe 29.

Von A. Mund in Bamberg.
(„Städtisch der Schach.“)



Weiß setzt in acht Zügen mit dem letzten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 26 S. 536:

Weiß.	Schwarz.
1. Le5—c7	1. Sc6—e7
2. Sg5—f3	2. Se7—c6
3. Lc7—b6	3. Le5—c7
4. Sf3—e5	4. Sc6—e7
5. Se5—c6	5. Se7—c6
6. Lb6—c7	6. Sc6—e7
7. Lc7—a5†)	7. Se7—c6
8. Sc6—e7	8. Sc6—e7
9. Se7—d5	9. Se7—d5
10. Sd5—c7	10. Sd5—c7
11. Sc7—e6	11. Sc7—e6
12. Se6—c5	12. Se6—c5
13. Sc5—e4	13. Sc5—e4
14. Se4—c3	14. Se4—c3
15. Sc3—e2	15. Sc3—e2
16. Se2—f4	16. Se2—f4
17. Sf4—h5	17. Sf4—h5
18. Sh5—g7	18. Sh5—g7
19. Sg7—e6	19. Sg7—e6
20. Se6—f4	20. Se6—f4
21. Sf4—h5	21. Sf4—h5
22. Sh5—g7	22. Sh5—g7

Partie Nr. 22.

Auf einem Kongreß zum Rettung gelungenen Wettkampf. Gespielt zu Breslau am 12. März 1897.

Spanische Partie.

Weiß: J. H. Blackburne.	Schwarz: G. N. Hillebrandt.
1. e2—e4	1. e7—e5
2. Sg1—f3	2. Sb8—c6
3. Lf1—b5	3. a7—a6
4. La4—b3	4. Sg8—f6
5. 0—0	5. Lc8—e7
6. c2—c3	6. 0—0
7. d2—d4	7. Lf8—b4
8. Sb1—d2	8. Sf6—e4
9. Sd2—f1	9. Se4—c5
10. Lb3—c2	10. d7—d5
11. e4—d5	11. Sc6—d5
12. Sf1—e3	12. Lb4—c5
13. Le1—f4	13. Sd5—e7
14. Sf3—e5	14. Se7—c6
15. Se5—d3	15. Sc5—d6
16. Lf4—g3	16. Ld6—c7
17. Sd3—f4	17. Sc6—e7
18. Sf4—h5	18. Se7—c6
19. Sh5—f4	19. Sc6—e7
20. Sf4—h5	20. Se7—c6
21. Sh5—f4	21. Sc6—e7
22. Sf4—h5	22. Se7—c6
23. Sh5—f4	23. Sc6—e7
24. Sf4—h5	24. Se7—c6
25. Sh5—f4	25. Sc6—e7
26. Sf4—h5	26. Se7—c6
27. Sh5—f4	27. Sc6—e7
28. Sf4—h5	28. Se7—c6
29. Sh5—f4	29. Sc6—e7
30. Sf4—h5	30. Se7—c6
31. Sh5—f4	31. Sc6—e7
32. Sf4—h5	32. Se7—c6
33. Sh5—f4	33. Sc6—e7
34. Sf4—h5	34. Se7—c6
35. Sh5—f4	35. Sc6—e7
36. Sf4—h5	36. Se7—c6
37. Sh5—f4	37. Sc6—e7
38. Sf4—h5	38. Se7—c6
39. Sh5—f4	39. Sc6—e7
40. Sf4—h5	40. Se7—c6
41. Sh5—f4	41. Sc6—e7
42. Sf4—h5	42. Se7—c6
43. Sh5—f4	43. Sc6—e7
44. Sf4—h5	44. Se7—c6
45. Sh5—f4	45. Sc6—e7
46. Sf4—h5	46. Se7—c6
47. Sh5—f4	47. Sc6—e7
48. Sf4—h5	48. Se7—c6
49. Sh5—f4	49. Sc6—e7
50. Sf4—h5	50. Se7—c6
51. Sh5—f4	51. Sc6—e7
52. Sf4—h5	52. Se7—c6
53. Sh5—f4	53. Sc6—e7
54. Sf4—h5	54. Se7—c6
55. Sh5—f4	55. Sc6—e7
56. Sf4—h5	56. Se7—c6
57. Sh5—f4	57. Sc6—e7
58. Sf4—h5	58. Se7—c6
59. Sh5—f4	59. Sc6—e7
60. Sf4—h5	60. Se7—c6
61. Sh5—f4	61. Sc6—e7
62. Sf4—h5	62. Se7—c6
63. Sh5—f4	63. Sc6—e7
64. Sf4—h5	64. Se7—c6
65. Sh5—f4	65. Sc6—e7
66. Sf4—h5	66. Se7—c6
67. Sh5—f4	67. Sc6—e7
68. Sf4—h5	68. Se7—c6
69. Sh5—f4	69. Sc6—e7
70. Sf4—h5	70. Se7—c6
71. Sh5—f4	71. Sc6—e7
72. Sf4—h5	72. Se7—c6
73. Sh5—f4	73. Sc6—e7
74. Sf4—h5	74. Se7—c6
75. Sh5—f4	75. Sc6—e7
76. Sf4—h5	76. Se7—c6
77. Sh5—f4	77. Sc6—e7
78. Sf4—h5	78. Se7—c6
79. Sh5—f4	79. Sc6—e7
80. Sf4—h5	80. Se7—c6
81. Sh5—f4	81. Sc6—e7
82. Sf4—h5	82. Se7—c6
83. Sh5—f4	83. Sc6—e7
84. Sf4—h5	84. Se7—c6
85. Sh5—f4	85. Sc6—e7
86. Sf4—h5	86. Se7—c6
87. Sh5—f4	87. Sc6—e7
88. Sf4—h5	88. Se7—c6
89. Sh5—f4	89. Sc6—e7
90. Sf4—h5	90. Se7—c6
91. Sh5—f4	91. Sc6—e7
92. Sf4—h5	92. Se7—c6
93. Sh5—f4	93. Sc6—e7
94. Sf4—h5	94. Se7—c6
95. Sh5—f4	95. Sc6—e7
96. Sf4—h5	96. Se7—c6
97. Sh5—f4	97. Sc6—e7
98. Sf4—h5	98. Se7—c6
99. Sh5—f4	99. Sc6—e7
100. Sf4—h5	100. Se7—c6

*) In zweiter Zeit ist ein blick Gelb auf — geschieht d. Schach Verwechslung Verwechslung nicht unbedeutend, beispielsweise, wenn Zuge sich ein ebenso gut gleich bleibt, Dieser erklärt der Zeitung fast den besten. D. Red.

†) Verhältnisse ist hier 6. Lb5—c6 matt. D. Red.

*) Der Zeitpunkt des Rücktritts ergiebt Weiß noch einen ganzen Zug. D. Red.

*) Die beiden Lf1—b5/Sc6—e7.

*) Schach, gedeckt.

*) Schwarz noch besser wäre ein Gleichzeitzug jener Figuren beiderseits.

*) Die Partie ist remis erklärt beiderseits.

*) In jeder Richtung lehrreiche Partie. Matt in Zugabstand fünf Züge. D. Red.

Digitized by Google

78. Band.
Neunundreißigster Jahrgang.
Oktober 1896—1897.
Erscheint jeden Sonntag.

Über Land und Meer.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 M. 50 Pfg.
Bei Post-Aufschlag 4 M. 75 Pfg.
Redakteur
Emil Schaberl in Stuttgart.

Quitt!

Roman
von
Johannes Richard zur Megede

XXV.

Otto Gellmann war begraben. Keines von den riesigen Landbegräbnissen, mit endlosen Wagenreihen, hohen Hüten, singenden Dorfkindern und einer Prunkrede — nein, ein armseliges Leichenbegängnis, von dem man sich beeilte, hinwegzukommen: der Prediger und die Leidtragenden. Der Tote hatte sich selbst gerichtet, selbst rehabilitiert, darin lag der Zwiespalt. Die eine Masse empörte sich über den Abgang, die andre erbante sich daran. Die vier dekorativen Leidtragenden sahen benennsprechend aus — Loja finster, der Dandy gedrückt, Herr v. Lette ehrlich gerührt, Prinz Lud gelangweilt. Als der Sarg versenkt war, der Oberst den Dorffriedhof.

Die schöne Frau hatte den Wagen vorausgeschickt. Sie dachte an seine leichtsinnigen Begegnungen mit Dorfstedt, sie war aber auch nicht todestraurig. Sie empfand nur das natürliche Grauen der Jugend und Gesundheit vor dem erkältenden Hauche des Todes. Sie wählte zum Abkamp den schmalen Pfad den Fluß entlang. Die gelben Wasser flossen träge vorüber. Der herbe Geruch von welkendem Kartoffelkraut mischte sich mit dem feuchten Dunst. Es war ein müder Herbstnachmittag, kühl, stumm — die Natur ein schwermütiger Traum. Als sie weit genug vom Dorfe war, zog sie einen Brief heraus, einen herzlichen Brief von Marie Witwein: Sie fühle sich nicht wohl, könne darum nicht kommen, würde es aber noch in dieser Woche nachholen. Seien Sie versichert, gnädige Frau,

Juni. Originalzeichnung von A. H. Schram.

daß ich vieles herne, und daß Sie mir von Herzen leid thun.'

Die schöne Frau lächelte trübe: ‚Ihr habt leicht gut sein, wenn's nicht mehr nötig! Warum schriebst du den Brief nicht ein Jahr früher? . . . Und doch möchte ich das Jahr nicht mehr zurückgehen!' Dann zerknitterte sie gedankenlos das Papier und wollte es in den Fluß werfen. Es fing sich in den Zweigen des Ufergestrüpps. ‚Bleib, wo du bist!' sagte sie gleichgültig. Noch zwei Schritten blieb sie vor einer riesigen Kopfweide stehen, die sich über das Wasser neigte. Hier an dieser Stelle, vor diesem Baume hatte sie die letzte großherzige Regung für den Toten empfunden. Die blaue Winternacht stand wieder vor ihrer Seele, das namenlose Angstgefühl. Ob sie jemals später ihn wieder hätte so tragen können? ‚Nein, ihn nicht!' Sie pflückte ein dürres Weidenblatt vom Baum und steckte es in eine Seitentasche des Portemonnaies. Langsam stieg sie den Weg nach Sonnenau in die Höhe. Die Füße waren ihr auf einmal schwer, obgleich's gar nicht steil und der schmale Feldweg braunen. Ihr war's, als ob es damals mit ihm auf dem Arm viel leichter gewesen wäre!

Als sie in dem Hausflur kam, meldete das Stubenmädchen, daß der Freiherr v. Loja sie schon seit einer halben Stunde erwarte. Die schöne Frau zuckte leicht zusammen und wurde einen Schatten blässer. Aber sie beeilte sich nicht, ihn zu empfangen. Sie trat vor den Trumeau und nahm das Kopfputzkästchen mit dem schwarzen Krepphäubchen ab. Ihrer vollen, schlanken Gestalt stand auch die Farbe der Trauer gut. Das hübsche, regelmäßige Gesicht mit den matten

Digitized by Google

grauen Augen und dem wolligen Blondhaar doch sich verführerisch auf dem pompösen Schwarz. Ein vornehmes Bild — und sie sah's so gern! Das Mädchen räusperte sich. Martha erwachte aus einem hübschen Traum. Die goldige Braue folgte sich scharf. Ihr Gesichtsich war gesalbt, als sie in das gute Zimmer trat.

„Ich weiß nicht, was Sie gerade heute von mir wünschen können, Herr v. Loja.“ Sie wollte aufs Ziel, und ihre einstudierte Zurückweisung noch dem Fenteuil war frostig genug.

„Was ich vielleicht an jedem andern Tage vergeblich wünschen würde . . .“

„Das wäre?“

„Sie selbst.“

Vielleicht soll das geistreich sein. Wie erscheint's beplaciert. Ich komme von einem Begräbnis . . .“

„Ich auch.“

Sie maßen sich von mit den Blicken wie zwei Ringer vor dem Kampfe. Sie ruhig, er aufgeregt. Aber sie bemerkte einen Frenchen, fonkten Zug in dem energischen Gesichte. War's die Nachwirkung der schrecklichen Brandszene, von der er sich noch nicht erholt? War's lähmende Erinnerung?

Freilich, als er begann — seine Stimme klang hart, entschlossen — „Sie werden die Sache mit Doerstedt ansehen! . . . Ich weiß alles . . . ich kenne Ihr erstes, Ihr letztes Rendezvous — ich konnte Ihnen die Worte wiederholen, die Sie dort gesprochen.“

„Sie!“ fragte sie ironisch, „Sie sollten uns belauscht haben? O nein, Herr v. Loja, da — Todfeind hätte ich gewittert!“

„Ich Todfeind aber nicht — lassen wir die Phrasen! — ich appelliere an Ihre gesunden sinn Sinne, die Ihnen sagen müssen: Treibe ich's so weiter, verfomme ich; ich appelliere auch an den Funken von Moral, der, wenn überhaupt, doch am Todestage Ihres Mannes zum Durchbruch kommen muß, ich appelliere an Sie im . . .“

„Im Namen meiner Schwester! Das mußte kommen! Und das ist Ihr bester Trumpf, Herr v. Loja! . . . Sie . . . Sie . . . ich muß Sie mit immer wieder ansehen . . . Der Mensch, der meine Schwester unsagbar elend gemacht hat, wagt es, mir Moral zu predigen? . . . Von Ihnen elend gemacht zu werden! . . . Seitdem ich Sie kenne, begreife ich meine Schwester nicht mehr! Sie, der Sie weder hübsch, noch klug, noch gut, noch reich sind . . . Sie, der Sie's nie gewesen sein können! . . . Vielleicht reich . . . Das sollte meine kühne, stolze Schwester bethört haben? O nein! Das Sie fälter, berechnender, schlechter gewesen sind, als alles, daran ist sie zu Grunde gegangen. Weichheit haben Sie? Sie impnotisiert, langsam vergiftet — ich traue Ihnen alles zu — aber Ihrerwegen fündig, unglücklich, am gebrochenen Herzen zerbern? Na, es giebt seltsame Neigungen! Sind nun zu meiner Ruglegenheit! Und ich gebeten herheimlichen würde, kann ich Ihrer Moral ganz ruhig anvertrauen: Ja, ich liebe Frip v. Doerstedt, ich habe Beziehungen zu ihm — und ich werde sie nicht lösen! Sie woo aufgeschlagen. Nur ein rotiger Schimmer an den Schläfen verriet die innere Bewegung.

Auch Loja hatte sich erhoben. „Lassen Sie das meine Sorge sein. Die Beziehungen werden gelöst.“

In dem Ton seiner Worte mußte etwas Grausiges durchzittern, etwas Lähmendes, Tötendes. Die schöne Frau hatte zwei Schritte vorwärts gemacht, als wenn sie dem entsetzenden Tone nachteilen wollte. Die matten Augen glänzten, die Rosenlippen zitterten.

„Sie wollen ihn morden!“

Er schwieg.

„Sie wollen ihn morden! Ich seh's an Ihren Augen, Ihrem Winde . . .“ Sie hatte sich auf ihn gestürzt, ihre Handne umklammerten seine Hände: „Nein, das nicht — nur das nicht! . . . Denken Sie an meine Schwester!“ Sie fühlte, wie seine Nerven fieberten, bis endlich der finstere Zug einem gütigen wich.

„Lassen Sie uns vernünftig sprechen, Alida,“ sagte er leise. Bei den Worten ließ sie ihn los und sah ihm angstvoll ins Gesicht.

Trog ihn tänschende Traum? Oder war mirklich die andre hier wieder lebendig geworden mit ihrem gesagen, guten Herzen? Er sah diesehen suchen, beben den Lippen, dieselben in selbstvergessener Angst sehenden Augen und fühlte, daß ein feines, egoistisches Herz doch frei und groß werden konnte in einer vielleicht verbrecherischen Liebe. Der Schotten der Gestorbenen trat zwischen ihn und die Lebende — und ertote den Dandes. Er sprach jetzt ganz anders zu ihr: „Ich will zu nur Ihr Bestes. Denken Sie, ein Bruder spräche zu Ihnen . . . meinetwegen ein verlorenes, schlechtes Subjekt, dem sich in einem Augenblick seiner Schwäche die Herzlichkeit und den Glauben an seine kleine Schwester bewahrt hat. Und leben Sie, wenn der zu Ihnen kommt und sagt: Marsha, du steht vor einem Sumpf, meine andre Schwester ist darin ertrunken, sie ist zugrunde gegangen — eine stärkere, selbstlosere, auch bessere Schwester — sehr um!“ — würden Sie ihm auch antworten: Du bist selbst schlecht. Wie kannst du mich warnen?“

Sie schüttelte den Kopf, und Thränen traten in ihre Augen: „Es ist ja mein Bruder.“

„Und wollen Sie denn nicht begreifen, daß ich hierher kommen mußte? Sie mußte eine Seele des Bösen sein. „Sie sollen mich gar nicht lieben! Sie werden mir Ihr Haus, Sie konten mir nicht mehr — das verstehe ich. Warum hatte Ihre Schwester das Unglück, gerade in meine erkorenungslosen Hände zu fallen! Vielleicht war's Schicksal, wie's Schicksal war, daß ich Sie traf. Als ich Sie damals im Walde zuerst sah und sofort erkannte, da hätte ich doch fliehen sollen vor der Erinnerung, der Vergangenheit. Eine Stunde lang war mir's auch so zu Mute. Und dann war mir wieder, als wenn ich endlich das Kind gefunden, das ich lange gesucht. Ja, ich habe Sie lieb wie die aus ihren Erzählungen kenne, schlank, zierlich — ein empfindliches Gewächs, das man sorgfältig hüten muß — so erschienen Sie mir auch heute noch — ein Kind, dessen Sorge ich mir auferlegt hat. Es ist eine gewisse Ironie, ich weiß es! . . . Wenn ich Sie glücklich gesehen, auf der Höhe, hätte ich mich zu Ihnen gedrängt? Aber auch Sie warf das Schicksal in unerbittliche Konflikte. Ist es Ihre Schuld? Sie brauchten einen Mann nicht zu heiraten, den Sie nicht liebten — und wenn Sie ihn nicht liebten, so konnten Sie ihm doch eine bessere Frau sein. Es ist so. Sein Traum ist zu Ende. Requiescat! . . . Ihr Traum beginnt. Ich will Ihnen die konventionelle Thräne für den Toten schenken. Und Loja log der Dach stets näher, als das Geständnis. Aber die Thräne kam an diesem Tage in Ihnen. Heute stehen Sie vor dem Kreuzwege. Gut oder böse? . . . Sie haben zu leben. Sie sind frei. Sie können nach Ihren Kräften gehen, können Ihr Leben wieder aufbauen. Sie sind ein feiner Mund. „Vielleicht finden Sie auf der Jagd noch einen glänzenden Glück bieses Glück.“

„Glück, ohne ihn!“ Sie sah mirklich gut aus mit dem verzweifelten Blicke. Kann befonn sie sich und wurde ernst. „Zwischen uns giebt's kein Verstehen — mir ist's sehr recht.

„Herr v. Loja, Sie sagen: Sie hätten mich gern geliebt. Lüge — sie haben mich gehaßt. Nun, ich habe Sie gehaßt, lange ehe ich Sie gekannt! . . . Meine Schwester war verschollen, vergessen — auch damals wütterte schon das Wild leidenschaft den Mann! Endlich fand sie doch den Weg ins Elternhaus zurück zum Sterben. Und da wußte ich's! . . . Sie war gar nicht mehr hübsch, wolf, schon vom Tod gezeichnet. Wir verbargen sie, nur man einen Lichtschein sah. Die Wärter mieden immerfort. Ich halbwahrlosen Ding Kind neugierig um ihr Bett. Warum kam sie, und warum kam sie erst jetzt? Und daß sie mich zu rührend anlud und sprechen . . . Das ist so gut, aber ich sühne doch dahinter die Sünde. Eines Abends war die Mutter nach der Apotheke gegangen. Sie schlief. Ich beugte mich den feinen Spitzenbrief ihres Hemdes, ihre Hammerte den Hals . . . und da sah ich etwas Weißes vorgucken, ein Papier . . . einen Brief. Ich zog ihn mit unendlicher Vorsicht heraus. Es war ein schrecklicher Brief — Ihr Brief, — worin Sie endlich schreiben, daß das Ganze ein Scherz, eine Wette, auf die sie 'reingefallen:

‚Nimmt nicht tragisch, Schatz!‘

Gruß Dein Hank.‘

„Ich begriff's nicht halb, nicht den zehnten Teil, aber daß ihn ein Schurke geschrieben, das begriff ich! Und den Brief trug das arme, sterbende Kind an seinem Herzen! Ich war wohl die einzige Zeile von Ihnen, die sie besaß und die sie auch im Tode nicht lassen wollte. So grenzenlos, so hündisch geliebt zu werden! Und als sie im letzten Delirium lag und niemand merke und sah und erkannte, da sah sie immer nur nach nach der Thür, gespannt, so unalosell gespannt: nur ein Laut von Ihnen . . . Ihr Schritt . . . Sie stehn — Aber Sie waren grausam. Sie kamen nicht! . . . Ich sah Delirium endlich ihren Tod erbarmte . . . ‚Da bist du ja, Hank — Hank!‘ So oft sie gestorben.

„Und Sie sollte ich nicht hassen? . . . Bedürfen wir Worte, um zu verstehen? Ich ist nur wenig gesagt. Sein Gindruck versiefe sich sogar von Jahr zu Jahr. ‚So sind die Männer, so die Frauen!‘ dachte ich. Sie haben mich missbraucht, benutzt, gequält, gefoltert, verführt, verstört, verlockt haben.“

„Und was thun, Herr v. Loja! Ich bin leichtsinnig, oberflächlich — ich habe auch wohl anfangs seine Illusionen, seinen Namen nicht gelobt als ihn selbst. Was wollen Sie? . . . Da ist er nun da. Was soll in denn mit einem anfangen, zu dem ich aufsehen muß wie zu einem Heiligen — die Ruhetung wurde mir langweilig werden! Man sieht sich, das andre ist zum Gähnen. Und dann, wie ich Ihnen Recht gab mit seinen hübnischen Büchern ‚Tandy‘, ‚Banzerreiter‘, Schlimmeres? nennen, ich liese ihn doch. Fehe mich ist er nun einmal schon, gestreckt, gut. Und wenn Sie das mir wieder wollen,“ sehr mit einem zärtlichen Leuchten ihrer grauen Augen fort, „dann wäre Sie eben den einzigen Menschen, den ich liebe.

„Vielleicht würde ich auch darüber hinwegkommen, obgleich ich's nicht glaube. Aber Sie hätten einen leichtfertigen, vergnügungssüchtigen Geschöpf den leichten Halt mit ihm gemacht. In ein Klofter würde ich doch nicht gehen, auch nicht in den Tod! Ich würde leichtfertig werden bis zur Verwahrlosung, aber voll, so kalt, daß mir schon jetzt vor mir selber fröstelt. Sehen Sie, so bin ich! Soll ich für das schrecklichste Jahr meiner Ehe büßen, immer weiter dürfen für einen, der mich nicht glaubt. Ich bin nun einmal zum Gemalt, zum Augenblick geboren! Daran ändert kein Kokzeien etwas. Warum soll der von meiner Jugend, meinem hübschen Gesichte nicht seine Freude haben? Ich bin's ihm, ich lieb' ihn doch. Alle Liebe zwischen Mann und Weib ist zu guter Legt sündig. Das weiß ich. Aber ich habe von der Pflicht genug, genade genug. Es bleiben tot hohe Ziele, die mich belohnen. Leid — was ich will leiden, leben! Vielleicht, wenn es mir schlecht gegangen, komme ich zu Ihnen und sage: Die Welt ist öde. Vielleicht komme ich auch nicht. Nein, ich komme auch gewiß nicht! Ich will leben, auch wenn er mich verläßt, ich werde ihm nicht böse sein, wenn er eine andre heiratet. Nur die kleine, scheue Gisela darf's nicht sein, die ist zu hübsch! Und leben will ich für mein Kind. Aber die Gesinnung an die Liebe wird mich vor dem Leichtsinn bewahren und vor dem Pharisäertum. Und wenn ich sterbe, so werde ich vielleicht auch sterben wie meine Schwester, mit einem Namen auf den Lippen. Nein, das kalte, anständige Glück, wie's der bachmäßigen Welterin so selbstverständlich ist, paßt nicht für mich. Da bitte ich zu einer Gnadenkrone gehören kein weißes, sondern ein rotes Band, den erschlafften blauen Mute. Früher habe ich sie um das alles beneidet. Jetzt? Doerstedte leichtsinnige Seele ist mir viel lieber als ihren Gemahl, perfekter Ritter . . .“

Loja war aufgestanden. „Leben Sie wohl, gnädige Frau. Wir sehen und nie wieder.“

„Doerstedt nie!“ antwortete sie eifrig.

„Werden Sie auch so glücklich,“ fragte er leise hinzu. Und wieder glitt ein Ausdruck von Zärtlichkeit und Güte über sein hübsches Gesicht. Dann ging er, ohne sich umzusehen, und dem Zimmer.

Die schöne Frau stand am Fenster. Sie sah

Digitized by Google

auf den Hof, den kleinen, vermaledeiten Wirthshofhof, über den die Laubstraße ging. Er lag fast einsam, still, nur ein paar graue Hennen balgten sich vor der Pferdeschlaftür. Und mit der sinkenden Herbstdämmerung lag doch etwas wie Sentimentalität in ihr Herz, ein Schatten von Heimweh nach dem Geschwistern. Sie sah ihn über den Hof schreiten, seine feine heitere Stimme — auch als er zur letzten Jagd ging, die ihn allein zur Strecke bringen sollte. Er ging so stramm und erschlossen, wie selten in den letzten Monaten, und sein großer Schwung sah er doch nimmal um und winkte. Sie aber trat schnell vom Fenster weg. Sie hatte nur nachgeschaut, nun sicher zu sein, daß er wirklich ging, keine halbe Stunde hatte sie ihn in Nächtenschimmung am Fluß glücklich in Dorfbeide Armen. Da drinnen sie auch den verdächtigwollten Doppelmund. Sie lachten beide dorüber — sie waren ja so weit vom Schuß. Jetzt endlich sie die Erinnerung. Ihr war, als stände er immer noch an der großen Scheune und winkte. Es war die Hand des Todes, der sie nachziehen wollte ins Grab. Durch das dämmernde Zimmer schien etwas Kühle zu wehen, der Hauch des Todes . . . Das Herz krampfte sich in erkaltenden Gefühle zusammen. Es umwitterte sie etwas Furchtbares. Sie wollte aus dem Zimmer flüchten, aus dem Haus. Sie konnte dort, den die Totenkränze zurückgelassen, und den scharfen Geruch von Harz und Lichtern, den der Sarg durch das ganze Haus getragen. Aber die Füße waren ihr schwer. Sie vermochte noch gerade zum grünen Plüschsofa zu wanken, dann sank sie zusammen. Und hier schlachte sie stelle, unaufhaltsam. Sie wendte, wie die Kinder weinen, mit dem weißen Taschentuch im Gesicht, um den Jammer sterben zu müssen, und an dem sie doch nie sterben.

Dabei mochte sie das Rollen eines Jagdwagens auf dem Hofpflaster überhört haben. Ein leises Klopfen. An einer Bewegung der Luft merkte sie, daß jemand im Zimmer war. „Wer ist da?“ fragte sie, langsam sich aufrichtend, und da fühlte sie sich auch schon umschlungen, aufgehoben; ein heißer Männermund küßte sie die Tränen von den Augen. Und sie vermochte nichts, als willenlos wie ein Kind weiterzuweinen und zu jammeln: „Du . . . du . . .“

Dem Dandy waren die Thränen zwar etwas unbequem, aber er tröstete doch, so gut er konnte. „Ich wollte dich doch heute nicht allein lassen, du süßes Geschöpf! Sieht da, ich habe dich so unsinnig lieb, so unsinnig . . . Trete dir, daß ich zu Hause einen Riesenskandal gehabt habe. Meine Mutter ist vollkommen orientiert. Irgend ein Schurke muß uns gesehen, belauscht haben . . . Ich habe meine Mutter fast mißhandelt, um den Kerl herauszubringen, aber sie schwieg wie eine Katakombe. Angeld muß es gewesen sein, der perfide Hund! Vor einem andern würden Mutter und Schwester nicht so unbedingt geschwiegen haben! . . . Und was der ihr alles Zeug! Ich habe ihn ausgelacht, so gut ich das Majorat verlieren, wenn ich eine Bürgerliche heirate . . . Das stünde übrig und ich hätte der Stiftungsurkunde. Dann soll ich beim Regiment ausgestrichen werden — Du, mit dem Regiment, das ist ‘ne schlimme Sache, das kostet einen eventuell den Kopf . . . aber jetzt ist mir alles egal. Da kalfiert mich weiterweggen infam! . . . Da sieht wirds natürlich nicht kommen . . . Aber dich aufgeben — das! Wir müssen natürlich vorsichtig sein für die Zukunft . . .“ Er bedeckte mit seinen Küssen gerade den goldig schimmernden, dahinter Sammetblauen des Nackens und hätte durch alle unklare Verliebtheit hindurch, daß er von diesem Weibe nicht lassen könne, auch um die ewige Verdammnis nicht.

Die Thränen der schönen Frau flossen spärlicher. „Komm doch in mein Zimmer, Ferdy. Ein Mädchen könnte hier herein sehen . . . Leise . . . leise.“

Der Stiefel des Dandys knarrte etwas, während er sie behutsam, den Arm fest um die Taille, in die Boudoir führte, das nach dem Garten hinaus lag. Sie ließen vorsichtig, wie Verbrecher, die Vorhänge herab. Der Gaslüster flirrte ein wenig, als sie die Kampe anzündete, und sie sahr zusammen.

Nun fand sie im weichen Lichte vor ihm mit ihrem verweinten Gesicht, ein verlegenes Lächeln auf den hübschen Lippen, das ihr entzückend stand.

Er blickte sie zärtlich an: „Bist du wirklich so hübsch? . . . Ich glaube manchmal, ein Kobold steckt mich — Wie entzückend du auch in Schwarz aussiehst! Früher dachte ich, ich sterbe nur Hell.“ Sie lächelte darauf liebkosend und neckte ihn zu. „Ja, warum bist du eigentlich so reizend?“ Er ging langsam um sie herum mit glänzenden Augen. „Wenn ich die Wilhelm lebe, sag' ich wie: sie ist hübsch, aber sie hat einen großen Mund . . . und meine schöne Schwester — pah, die Kälte! Alle haben etwas, das mich anzieht und abstößt zugleich. Aber um dich könnte ich stundenlang herumgehen, da möchte mir niemand begegnen, ich möchte aufstehen. Jetzt seh' ich gerade deinen Fuß an.“ Sie zog ihn rasch unter das Kleid zurück. „Nicht, nicht, Martyochen!“ bat er. „Bleibt du, was ich möchte? Niederknien, den kleinen Fuß küssen.“

„Aber Ferdy!“

„Und wenn es die dabei einfiele, den häßlichen Fuß auf meinen Kopf zu setzen, mich zogelrecht zu mißhandeln — ich glaube, ich würde auch das reizend finden.“

Sie biß sich mit ihren weißen Zähnen auf die roten Lippen und sah ihn mit einem eigentümlichen Blick an.

So redete er viele thörichte Sachen. Sie hörte es gern. Der Tote war längst vergessen.

Eine kleine Flasche war eingetreten — die nächste, verlegene Pause trat jetzt zwischen Liebende. Die Neigungsgelegenheit ist erschöpft. Jetzt gab die schöne Frau ihren Gedanken Audienz. Der Dandy putzte sein Monocle.

„Der Lotja war ja vorhin auch da. Warum kocht der eigentlich in den Pferdeschloß? Ich nenne er drin war, warum verbrannte er nicht wenigstens?“

„Ja, warum?“ wiederholte sie.

„Also hat sie? Und was?“ fragte er interessiert.

Martha sah plötzlich so merkwürdig ernst aus, ihre Lippen zuckten. Sie saßen auf dem kleinen, modernen Puppensofa, wo gerade nur für zwei Personen Platz. Er wollte sie näher an sich ziehen: „Liebling, nicht wieder weinen!“

Sie aber widerstrebte, bedeckte ihr Gesicht mit den Händen, und krampfhaft aufschluchzend stieß sie hervor: „Ich bin so schrecklich!“

„Wieso denn?“ Der Dandy meinte, sie denke an den Verstorbenen, an das trostlos nüchterne Leichenbegängnis, und etwas von der empörenden Tragik dieses Schicksals und der leichten Fertigkeit der Stunde zog wie ein häßlicher Schatten auch über seine kleine Seele, so daß er das billige Trostwort: „Er hat's überstanden!“ nur unbehoffen herausbringen konnte.

Die schöne Frau schüttelte den blonden Kopf; „Ich habe ihn so nie geliebt! . . . Aber . . . aber . . .“

„Also quält dich denn, Schatz?“

Und da erzählte sie ihm die Geschichte ihrer Schwester, schluchzend, abgebrochen, und doch mit jener leichten Artouche, welche aus einem Drama ein Rührstück macht.

Es war ein gewagtes Experiment, dieses Vertrauen. Sie fühlte es an Dorfbeids genierten Blicke, der ihn scheu wich, an dem leisen Zittern seines blonden Schnurrbarts, das peinliche Gefühle verriet.

Gemüh rührte ihn die Geschichte. Seine zarte liebe Phantasie gaukelte sich gern hübsche Frauen vor. Und diese hier sah es ganz gewiß vor sich: Unglück reizend und doch schlechtes. So hinterlistig ins Netz gelockt, so schändet verlassen — trotzig! dachte er; es war das halbe Mitleid, wo man für die eigne weiche Schwäche fürchtet.

Als folge sie seinem Ihdengang genau, kam sie leise fort: „Er hat mich vor dir gewarnt. Du würdest mich auch betrügen, auch verlassen, wie der Fremder v. Lotja und dem Hause Dessenheim meine Schwester . . .“

Hatte hier wieder einmal das Weltkind an die richtige Stelle getippt? Dem Dandy krampfte sich innere einmal zusammen. Nein, der Vergleich mit Lotja paßte ihm gar nicht! Er, Fritz v. Dorfbeide, hatte doch keine Vergangenheit und auf seinem Gewissen lächtens ein paar hübsche Studenmädchen seiner Mutter. Bei aller Liebelei, allen Leichtsinn — aufsündig war er immer gebliehen. Und nun wurf man ihn in einen Topf mit einem, der doß seiner Auffassung nach nicht mehr war. Hatten sie ein Recht dazu? Er sah finster vor sich hin, dachte nach, und zuletzt sagte er sich ehrlich: Ja, sie hoben ein Recht.

„Das wird kommen, muß kommen,“ sagte sie mit mildem Lächeln. Mar'n der schicksalerne Kyrnell ihren Bergens an sein Herz, was sie so sprechen hieß? Oder nahm sie die Zukunft wirklich als das Unabänderliche?

Dorfbeide hieß das Monocle fallen und lehnte sich im Sofa zurück. Was die Nonne hielten leichten Menschenkind an Ebelmut, die Geburt an Ehre gegeben hatte, wogte empor. Die Stunde der Entscheidung war da. Es kam ihm schwer an, aber er sühlte ganz klar, daß sich sein auf diesem Sofa seine Zukunft entscheiden müsse. Entweder aufstehen, weggehen, um niemals wiederzukommen — oder . . . Aber dieses „Oder“ stellte sein edles Herz vor die härteste Probe. Er sah sämtliche Mädelgesichten, das verlegene Lächeln, den kalten Hohn Kopfeids, die spöttische Verachtung der Wilhelm. „Martha v. Dorfbeid, verwitwete Gellmann.“ Er sah sich, wie er das gefährliche Atelier anzeigte, das seine Verabschiedung im Militärkonchenblatt. An Mutter und Schwester dachte er nicht. Aber sich loszerissen von allem, von dem Standesbewußtsein, der ihn gelegt, von der Lebensanschauung, die ihn getragen, sich hinwerfen von dem Boden, auf dem sein Geschlecht seit Jahrhunderten gelesen? Sein Geist irrte rastlos umher, wie sein Auge.

Auf der schönen Frau blieb es endlich haften — verstohlen, geniert. Der süße Mund . . . die schön geschwungene Braue . . . der Goldflaum des Nackens! — es rieselte ihm sriedend heiß durch die Adern. Dem allein entlagen sie immer, für einen andern? Sein Blick glitt weiter. Bei der schwanen Rüsche, die den weißen Hals so pikant abschloß, sinnte er. Sie war in Trauer, verwitwet, schuldlos ihm preisgegeben; der Tag, der Ort waren der denkbar Appell an seine Ehrenhaftigkeit. Die schwarze Rüsche entzückte. Er benutzte sich zur schönen Frau hinüber und küßte sie auf den Nacken.

„Ich bin ein gräßlicher Kerl, Schatz . . . ich betrete dich unbedingt.“

Da sah sie ihn mit einem glückseligen Lächeln ihrer grauen Augen an: „Fritz . . . du guter Fritz . . .“

Sie hatte ihr Glück gefunden — ihr Glück.

(Fortsetzung folgt.)

Pfingsten.

Von
Richard Hoszmann.

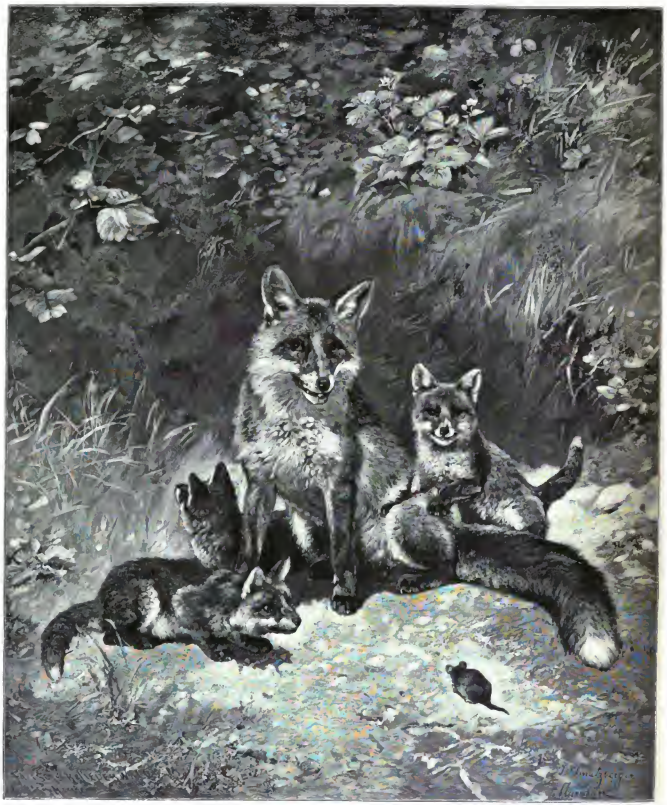
Als der Herr hinweggenommen
Ward aus seiner Jünger Kreise,
Blickten sie ihm nach betrommen,
Und der Scheidende redete leise.
Aber da die Hoffen zagte
Und der Zweifel heimlich nagte —
Durch die Nacht des Glaubens tagte
Des Erlösers heiliger Geist.
Wie ein Abendwind zerstreibt!

Und entkommt von heiliger Lehre
Zog die Schar von Land zu Lande,
Predigend das wahre, hehre
Gotteswort dem Unverstande.
Will sich drum der Zweifel regen,
Sieh hinaus auf Gottes Wegen —
Wunderbar wird dich umhegen
Des Erlösers heiliger Geist.
Daß du doch der Angst befreist!

Nicht allein im hohen Dome,
Auch im freien Gotteshayne,
Hoch auf Bergen, tief am Strome,
In des Waldes Laubgehenne
Laß sich der Allmächtige finden;
Aller Kleinmut weich der schweren —
Macht zu lösen und zu binden
Hat des Heilands heiliger Geist.
Wenn das Herz ihn liebend preist!

Ja, zum höchsten und Geringsten
Läßt sich Gottes Gnade nieder;
Feiert dann das Fest der Pfingsten,
Wenn die Liebe einst uns wieder!
Wie die Welt uns Wintermanten
Neu zum Leben anerstanden,
Wird auch niemals nun zu Schanden
Hoffnung auf der Liebe Geist,
Der das Herz zum Himmel reißt!

Digitized by Google



Eine Ueberraschung. Nach dem Gemälde von J. Schmitzberger.

Digitized by Google

Schutzrecht Wiedergabe bei Deutscher Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Bescheidenheit. Nach dem Gemälde von R. Seifert.

Digitized by Google

Frau Susanne.

Novelle
von
Rudolf Straß.

... Eins ... zwei ... drei ... vier Uhr! ... Durch die regloß stille, geschwungene Rosenbernacht konnte er, mit offenen Augen im Bette wachend, deutlich die Schläge der fernen Turmglocke hören.

Erst vier Uhr morgens? Weiß Gott ... solch eine Nacht vor einem schweren Pistolenduell war doch etwas Gräuliches! Diese lärmende, heiter-fieberhafte Gedankenjagd, dies jähe Aufschrecken und mit brennendem Hirnhöhlchen Nach-der-Uhr-sehen ... dies Sich-wieder-hinlegen und vorbeidem Hervorsuchen nach Schlaf suchen ... an all das hatte er früher nie gedacht, wenn er mit seiner zerrissen Lebhaftigkeit und dem klangvollen Redefluß des Privatdozenten seine Anschauungen über den Widersinn des mittelalterlichen Ehrbegriffs und die Unsittlichkeit des Zweikampfes entwickelte.

Das war in der Theorie! In der Praxis freilich ...

Sein Gegner, der Assistar, mochte wohl auch nicht schlafen! Vielleicht beteuse er jetzt die paar leichtfertigen Worte, die er vorgestern abend beim Ball im Rauchzimmer gesprochen!

„Gott ... die kleine Susanne ... na ... ich lag' ja weiter nichts!" Und dabei ein gewisses Lächeln, ein gewisses Achselzucken, als seien ihm die Lese festen Dinge über die junge Wärme bekannt.

Das heran Freund, der Privatdozent, in der Nähe war, das merkte er erst, als er sah, wie ihm die Hand auf die Schulter legte und ihn fragte: „Was wissen Sie von Frau Susanne Thiel?"

Natürlich wußte der Assessor gar nichts, sondern stotterte und stammelte ein paar nichtssagende Sätze, die ihm der andre mit den erregten Worten abschnitt: „Ich halte es einfach für unehrenhaft, über eine Dame von adeligem Blut in solchen Ton und mit solcher Miene zu sprechen!"

Das war Taktik. Den bolden gefürgten Tag hatten die Sekundanten verhandelt und Protokolle abgefaßt, und heute morgen stellte er, der Duellgegner und friedliche junge Gelehrte, sich für diese schöne Freundin schießen.

Und das war, wenn er am Fenster blieb, die Verlockung — die Versuchung, die schon lange in der Luft lag, seit er nach dem Tode ihres Mannes immer häufiger bei ihr verkehrte, und die nun, wenn er für ihren Ruf auf den Kampfplatz trat, gewissermaßen öffentlich und der Welt bestegelt werde.

Bei dem Gedanken klopfte sein Herz anders als bisher. Nicht mehr in nervöser Erregung, sondern in erwartungsvoller, banger Freude. Es war doch etwas Schönes ... seine Gedanken glitten wieder in den Halbschlaf hinüber ... etwas Hohes und Gewaltiges ... so als Mann ... Aug' in Auge ... die Waffe in der Hand ...

Freilich, er hatte bis gestern mittag, wo er sich auf dem Schießstand etwas einschoß, noch nie eine Pistole in der Hand gehabt. Es war sein erstes Duell. Selbst auf der Universität hatte er den Raufkodeen nur ein-, zweimal als Zuschauer beigewohnt.

Wie wohl der Assessor schoß? Wahrscheinlich sehr gut, als alter Corpsstudent, Reserveleutnant und etwas landschaftlicher Lebemann. Wieder klopfte merste sein Herz. Ja, es war sehr wahrscheinlich, daß der Assessor traf ...

Und dann ... wie würde es dann morgen mit ihm stehen?

Vielleicht lag er dann wieder hier im Bett mit eingeschientem Arm. Neulich, als er im Ernstenhaus einen Kollegen von der medizinischen Fakultät besuchte, fand da ein Trupp junger, eleganter Herren und in ihrer Mitte einer, der sich damit aufstalt und um den blaulich angelaufenen rechten Arm zwei mit Binden zusammengeschnürte Cigarrenstirndeckel trug. „Unser Freund hat sich beim Rauchgleiten den Arm gebrochen," sagten sie zu dem Arzt, und der hatte, auf ihre beschmunzten Stiefel und übermächtigen Geschäfter blickend, jovial erwidert: „Na ... unser aus, meine Herren ... wo sind denn der Schuß?" Und dann waren sie alle zusammen in ein Zimmer gegangen. Aus dem tönte nach kurzer Zeit ein greller Aufschrei und das Murmeln von Stimmen, und es war wieder still.

Vielleicht lag er morgen um diese Zeit auch in einem Zimmer dieses Krankenhauses! Und vor ihm hatte der Arzt mit der gebogenen Beule und der großen weißen Messerstelle, die dunklen Haaren der Schwestern, die weißen Kittel der Assistenten hinter ihm und ...

Vielleicht aber — morgen um diese Zeit über-haupt nicht mehr — ein starrer Leib. In Leipzig hatte er als Student einen im Zweikampf gefallenen Kommilitonen gesehen. Ein finsterer, nackter Riese, halb der Erde, der hämmerigen Leichenkammer gelegen, mit gelblichem, wachsartigem Gesicht, und er und seine Freunde waren in flüsternden Gruppen über den Waßstillen des Duells davongeschlichen.

Und nun ... er begann einzuschlafen ... nun ... schlag er sich selbst ... die schöne Thiel ...

*

„Weiß Gott ... er schießt!" sagte der Major, der Zweitzeitgerend und Adjutantenpflicht nach vorgeblichem Rückgrat bei ihm stand. „Na, so gut! ... Gieb 'ne feste Hand! Aber um dalby! ... Der Wagen hielt unten. Ziehen Sie sich an. Ich seh' inzwischen, daß Ihr Frühstück fertig wird. Eine Tasse schwarzen Kaffee, 'n Schuß Cognac hinein, und ein paar weiche Eier ... mehr giebt's nicht für heute ..."

Der Major war das Frühaufstehen gewöhnt. Er sah gelaund und rosig aus, wie er im Nebenzimmer, eine dicke, schwarze Cigarre rauchend und dazwischen laut pfeifend, auf und nieder ging. In dem Kasten- den Versailler Uniformrock und in seinen Zuavierhosenrock und dazwischen das Band des Eisernen Kreuzes. Sein Duellant beneidete ihn um solche gute Konstitution, während er sich, mit einem dumpfen, blöden Gefühl im Kopfe, mühsam und aufrichte, kaum im Stehen seine Hosenknöpfe hinabwürgte und an seiner Seite hinaus auf die Straße trat.

Der Morgen graute. Ein trüber, kittertalter Morgen, durch dessen Nebelfetzen sich noch die Laternen als gelbliche Rauchscheiben blinkten. Kein Mensch ringsum, kein Laut. Alle Häuser verschlafen, alle Läden zu, alles öde und still wie der Tod.

Rod einen letzten Blick zu seiner Wohnung hinauf, zu der Studierstube oben, wo ihm der nächtliche Lampenschein so viele Stunden sinnender Einsamkeit erhellt, und wo ... der Major packte ihn am Arm. „Herr!" sagte er, sich in seinen Mantel wickelnd, „steigen Sie ein, den Herrn da können wir dann schon!"

Der Herr drinnen auf dem Vordersitz war ein junger Arzt, wie ihm sein in den undeutlichen Konturen etwas mehr als Schwarzer Klaffen eine leberne Verbandtasche darauf. Der Doktor lüftete schweigend den Hut, und die Droschke fuhr los, in das Morgengrauen hinein.

Durch die stillen Straßen der Mittelstadt, zum Thor hinaus, an leeren Reefern vorbei, auf denen, wahrend sich rings alles noch heller färbte, diese Nebelschleierchen brüteten, weiter, immer weiter zwischen den entlaubten Apfelbäumen der Chaussee. Der Wagen stieß und rumpelte in den gefrorenen Furchen. Keiner der Insassen sprach ein Wort. Der Major rauchte, der Zweite Arzt lächelte still vor sich hin und sagte von Zeit zu Zeit seinen von dem Morgenfrost angeschwollenen goldenen Zwicker mit einem Zipfel seines Halstuchs, und der Polizeidoktor hatte Mütze, einen pelzverbrämten Ueberrock zu unterbrechen, sein feistes, verdöses Gähnen, für das er keine Erklärung wußte.

Nun kam der Wald. Kahle, von triefendem Nebel umspannene Aeste, feucht dunstfondes, welkes Laub am Boden, gefrorene gelbe Regenlachen zwischen weißbereiften, verdorrten Gras. Am Himmel grauen, zerrissene Gewölk, falle, schneidende Windstöße ... um Polizeidoktoren zum Teil rechte Wetter! Der Privatdozent schlug die Augen. Ganz plötzlich hatte er die Gewißheit, daß er fallen würde! Eine unendliche Wehmut ergriff ihn bei dem Gedanken, daß er nun von allem scheiden müsse, von seinem jungen Leben, von der Welt im grauen Frühgeriesel des Morgens, von der schönen Frau dort drüben, an deren Seite er sich ein Dasein voll zahllosen, freundlichen Glückes erträumen hatte ... Eine milde Wut gegen den Assessor stieg in ihm auf: Was hatte dieser Mensch davon, daß er ihn niederkanalte? Er machte zwei andere unglücklich und sich selbst dazu! Und das alles wegen ein paar flüchtiger, vielleicht gar nicht so schlimm gemeinter Worte ... Der junge Gelehrte tastete im Stillen über sich. Er kam sich so wunderlich vor: er, der Duellgegner, der da mit dem Pistolenkasten vor sich im schlanken Trab zum Zweikampf fuhr und vielleicht doch — wieder erwachte die Hoffnung — vielleicht doch den Feind niederschoß! Nicht tödlich — er wollte, der Gedanke, einen Menschen getötet zu haben, würde ihn sein ganzes Leben nicht verlassen — nein ... etwa ein Schuß ins Bein ... eine verdiente Züchtigung, die er dem Frechen gab. Versuchen wollte er es jedenfalls. Vielleicht hob die gerechte Sache auch Kraft.

„Halt!" schrie der Major, sich aus dem Wagenfenster beugend. Sie stiegen aus und schritten im Gänsemarsch, der Assessor an der Spitze, einen schmalen Waldpfad entlang. Hier Reste knackten unter ihren Stiefeln, einkahle Tautropfen spritzen aus den zurückgeschlagenen Zweigen in ihr Gesicht, und von Himmel herab begann es leise zu rieseln und zu rauschen. Und niemand dachte der Pistolen, bezeugt: „Mir traurig, bei Regenwetter zu sterben!"

Auf der Wiese, zu der der Waldpfad führte, stand eine Gruppe gähnender, dunkel gekleideter Herren und winkte die Nahe beim Gruß der Ankömmlinge schweigend vom Rand. Der Assessor, sein Gegner, sah bleich aus. „Die leichtsinnige Fliege", als welche sich seine Freundin kennzeichnete, konnte sich dem Ernst der Situation doch nicht entziehen. Sein blühendes, gutmütiges Gesicht war finster und verlegen. Er grub mit der Stiefelspitze ein Loch in den Rasen, und starrte teilnahmlos hinein, ohne aufzuschauen, während die Formalitäten des Zweikampfes erledigt wurden.

Endlose, atemraubende Minuten, in denen Schweigen, nur unterbrochen durch das Knurren der Mägen, und in denen die Scheine von den Wiesen aufspringenden Stundanten, das Kramen und Hantieren der am Boden neben einem Wasserquell knieenden Aerzte.

Endlich war alles bereit. Die Stäbchen fielen im Boden, der Versöhnungsversuch war gescheitert und die Duellanten noch einmal über die Bedingungen instruiert; in einer Reihe, als sollten sie photographiert werden, standen der Unparteiische, die Aerzte und der Jude, und rechts und links von ihm die Sekundanten.

Ob bei der Assessor! Auf fünfzehn Schritt, die elegante, schlanke Figur haltlinks gewendet, die Hagen hinzeln zugekniffen, die Lippen eingepreßt, in der über die Schulter gelegten Rechten die schräg zum Himmel weisende Pistole, als wolle er sagen: „Da hinauf werde ich dich jetzt in der nächsten Minute befördern!"

„Nein — ich bich!" dachte der junge Gelehrte, und plötzlich regte sich in ihm eine grimme Mordlust. „Ja was sich niederschießen lassen? Er würde den Kerl da drüben zusammenknallen, gleichviel, wo hin die Kugel traf!

„Eins ... zwei ... drei ..." Sah aber zu spielen, hatte er in der Aufregung losgeschossen. Der Assessor drüben stand unbeweglich, den rechten Arm gesenkt. Wollte er nicht feuern? Aber nein ... aus der Mündung seiner Pistole krauselte sich ein Rauchwölkchen. Er hatte also auch einen Fehlschuß getan.

Die Sekundanten traten stumm über Kreuz herein, wechselten die Pistolen und luden sie. Dann formierte sich wieder die Reihe zum Photographieren.

„Eins ... zwei ... drei!" Diesmal sah er, daß der Assessor eine kleine Bewegung mit dem Arm machte, daß etwas Rot-Feuriges drüben aufblitzte. Zugleich schuß er selbst. Die beiden Duellanten blickten gespannt aufeinander. Keiner wankte. Die zwei Kugeln waren daneben gegangen ...

Zwischen den nämlichen wehte der Wind den bolzenden Pulverrauch über die nahen Riedgräser fort. „Die Kugel sitzt in der Fichte links ..." sagte eine heiklauste Stimme.

Der dritte und letzte Gang! Jetzt mußte die Entscheidung fallen. „Ich oder ich!" kam's durch auf den beiden blassen Gesichtern geschrieben.

„Eins ... zwei ... drei!" Diesmal hielt der Privatdozent mit aller Kraft auf den mittelsten Westenknopf seines Gegenüber. Der andre zielte

Digitized by Google

nicht minder. Die Pistolen zitterten und schwankten . . . und jetzt . . ein Knall . . und noch einer . . .

Die beiden Duellanten standen aufrecht da und sahen sich verwundert an. Und beiden kam gleichzeitig der Gedanke: „Du lebst, und der da drüben auch! Wir haben zusammen sechs Schüsse in die Natur geschossen."

Der dicke Baron, der als Unparteiischer kungierte, krachte seine Uhr ein und trat heran. „Hm . . der Zweikampf ist beendet," sagte er mit seiner fistulirenden Stimme und Kockte — denn ein großer Redner war er nicht — „hm . . ja . . und zwar ist er unter Wahrung der Standesehre . . und zwar resultatlos vollzogen . . Ich möchte die Herren bitten . . nachdem . . hm . . nun ja der Ehre genug geschehen . . sich zu versöhnen und einander die Hand zu reichen . . ."

Dem Privatdozenten war zu Mut, als wandle er im Traum, als würde er im nächsten Augenblick in seinem Zimmer erwachen und wieder nach der Uhr sehen, ob es noch nicht Zeit zum Duell sei. Er begriff das alles gar nicht. Aber da hatte schon der Assessor vor ihm, ein halb neunmütiges, halb gewinnendes Lächeln auf dem leichenfinnigen Gesicht, und streckte ihm die Hand hin, die Hand, mit der er ihn eben noch hatte erschießen wollen.

Er nahm sie. Die Nerven hatten ihre Sachen zusammengepackt. Die beiden Gruppen traten auseinander und lüfteten stumm vor einander die Hüte. Dann gingen sie nach rechts und links auseinander mit im Gänsemarsch durch schmale, nasse Waldwege davon.

Auf der Fahrstraße stand die Droschke des Majors. Der alte Kutscher blickte mengierig auf, als er die Zweige kreuzen hörte. Dann ging ein Lächeln um seinen zahnlosen Mund, und er winkte dem krumpfsinnig davonbestehenden Burschen, dem Pferd die Decke abzunehmen und den Herren den Wagenschlag zu öffnen.

Die Herren stiegen ein, der Bursche kletterte auf den Bock, und über die hartgefrorenen Furchen rumpelte und holperte die Droschke der Stadt zu.

Die drei, die drinnen saßen, sprachen nicht viel. Der Major rauchte nachdenklich seine dritte Cigarre, der junge Arzt auf dem Vordersitz sah nur sich hin und blickte zuweilen seitsam, und der Privatdozent schamte den Arzt heftig und gereizt an. „Macht der sich über uns lustig?" ging es ihm durch den Kopf, „oder was denkt er sich eigentlich?"

Wahrscheinlich, daß er für eine dermaßen Spaßerfahrt im Morgengrauen dieser Tage eine ansehnliche Baukasse als Honorar zugesendet erhalten wirdet!

Der alte Kutscher hatte auch die wunderlich in sich hineingrarrt, als sie einfuhren . . ja . . es war dem unverletzten Duellanten, als habe sich selbst der Landbereiter, der, auf seinen großen Stecken gestützt, mitsichtig grübelnd an ihnen vorbeischritt.

Und hatten diese Leute nicht recht? Ein Duellgegner, der seine Grundsätze in unbilligem Zweikampf verlengnet!

„Ja nunn!" sagte er plötzlich ganz laut, so daß die beiden andern aufsahen, und setzte, ihr Erstaunen bemerkend, hinzu: „Hält' ich das gesagt, daß eine solche Sache aufgehen kann wie das Hornberger Schießen . . ."

Der Major streifte phlegmatisch die Asche von seiner Cigarre: „Und wenn Sie nun den Assessor zur Strecke gebracht hätten — meinen Sie, drei, vier Jahre Festung sind ein Vergnügen? Nee . . das ist, obgesehen von allem andern, sicher ein kolossaler Zeitverlust . . bringt einen Knacks in Ihre ganze Carriere . . na . . und daß er Sie getroffen hätte, danach hegen Sie wohl auch kein lebhaftes Verlangen . . Bleibt also nur eines . . ."

„. . . daß ich ihn mit einem Schuß ins Bein niederstrecke," sagte der Privatdozent mit nervös bebender Stimme.

„Stimmt, lieber Freund!" erwiderte der Major gelassen. „Aber dazu muß man eben schießen können! Gott weiß, wohin ihr beide heute gezielt habt! Ich glaube, wir Sekundanten waren in größerer Lebensgefahr . . ."

Der Privatdozent erwiderte nichts, der junge Arzt lächelte wieder, und weiter rumpelte die Droschke durch den frühenden Regen dahin . . .

Unten vor seinem Hause hatte er sich von dem Offizier und dem Doktor verabschiedet und ihnen mit einem Händedruck für ihre Bemühungen gedankt. Jetzt stand er inmitten seines kalten, vom Morgen her noch in Unordnung befindlichen Wohnzimmers, mit einem Gefühl . . . ja . . . kein Zweifel . . das war der richtige „Katzenjammer", den er früher ein paarmal nach den seltenen Exzessen seiner Studentenzeit empfunden.

Zum Tische tretend, dachte er bitter auf. Da stand noch die erlesene Kerze, Siegellack und Petschaft lagen daneben und davor die Abschiedsbriefe, die er an seine Lieben heute nacht verfaßt, ein ganz besonders dicker mit der Aufschrift „Frau Sulamne Thiel".

Er zerfetzte die Briefe und warf sie in den Papierkorb. Dann setzte er sich frösteln an den Tisch. „Du sublime an réfléchir à n'y a qu'un pas!" . . . wer hatte das eigentlich gesagt? Es fiel ihm nicht ein. Aber recht hatte der Unbekannte.

Der leiseste Zufall in Zittern der beiden Pistolen, die um eine Haarbreitesschwinde frühere Berührung des Abzuges . . und es gab da keinen Ausweg eine Tragödie, die mit Schrecken und Mitleid in der ganzen Stadt besprochen wurde, die der Telegraph nach allen Windrichtungen trug, die man in Kaffeehausunterhaltungen, vielleicht in Redekreisen selbst in langen Reden erörterte . . .

Und nun? Er stand auf und klingelte seiner Haushälterin, um eine Tasse Kaffee zu bestellen. Gottes Bürmherzigkeit hatte ihn ja wohl der würdige Abschluß dieses Ehrenhandels.

Ein Segen, daß nur die paar Eingeweihten davon wußten! In wenigen Wochen würde die ganze Sache verschollen sein. Er konnte lachend einen dicken Strich durch diese dicke Dummheit seines Lebens ziehen.

Die Haushälterin erschien, einen Brief in der Hand. Der Gärtner der gnädigen Frau Thiel sei seit acht Uhr morgens schon viermal dagewesen und habe zeit dies Schreiben zurückgelassen.

Er öffnete hebend das Couvert. Die feinen, langgeschnittenen Schriftzüge Ihre Haushälterin standen vor seinen Augen. Es dauerte eine Weile, bis er in Ruhe lesen konnte.

„Lieber Freund! Gestern abend spät erst hörte ich in Gesellschaft von dem Auftritt vorgestern am meinetwillen. Es hieß, Sie würden sich schießen! Die ganze Nacht lag ich vor Angst schlaflos und in Thränen! Heute in aller Frühe habe ich meinen Gärtner zu Ihnen geschickt. Ihre Haushälterin sagte ihm, Sie seien im Morgengrauen mit einem Offizier in einer Droschke vors Thor gefahren. Ich weiß, was das bedeutet! Um Gottes willen, erlösen Sie mich so rasch wie möglich aus der entsetzlichen Ungewißheit und beingen Sie Nachricht Ihrer Freundin

Sulamne Thiel."

Der Gärtner — berichtete die Haushälterin, während er los — habe gemeint, die gnädige Frau müsse krank sein. Sie liege auf dem Sofa und weine in einem fort und sehr jedesmal ganz entsetzt zusammen, wenn es klingle, und . . .

Er hörte nicht mehr auf sie, warf sich den Mantel um, griff nach Hut und Schirm und stürmte die Treppe hinab.

Als er sich hastigen Schrittes mit aufgespannten Regenschirm dem wohldekannten Hause näherte, sah er, wie ein blonder Kopf von dem Gesimster, aus dem er auf die Straße gespäht, eilig verschwand, und eke er noch, drei Stufen auf einmal nehmend, die Flurklingel ziehen konnte, ging die Thür schon von selber auf, und in ihr stand die schöne Frau, blaß, bewegt und glückselig lächelnd.

„Gott sei Dank!" das war das einzige, was sie aus tiefster Brust hervorbringen konnte. Sie trat ihm entgegen und streckte ihm beide Hände hin, es schimmerte in Perlen und Trop in ihren feuchten Augen . . ihre Lippen zitterten sich . . .

Das war ein langer Verlobungstuß zwischen Thür und Angel, bis drinnen im dunkeln Flur eine andre Thür knarrte und das Dienstmädchen sichtbar wurde. Sie nahm den Besucher den nassen Ueberzieher und den triefenden Regenschirm ab und sah den beiden mit verständnisvollem Lächeln nach, wie sie zusammen in den Salon traten.

Dort saßen sie eine Weile beklommen und selig da und schauten sich an. „Gott sei Dank," sagte Frau Sulamne noch einmal leise, tupfte sich mit ihrem Spitzentuch die letzten Thränenspuren von den großen blauen Augen und wurde plötzlich unter seinem Blicke dunkelrot. Sie stand hastig auf. „Jetzt müssen Sie aber vor allem sich stärken," sagte sie geschäftig, und wandte sich nun ihm ab. „Sie sehen ja elend aus. Gleich bekommen Sie ein Glas Wein und etwas dazu. Ich leihe Ihnen Gesellschaft. Ich hab' heute vor Angst noch nicht einen Bissen zu mir nehmen können."

Das Mädchen war gegangen. Frau Sulamne hatte sich neben ihn gesetzt. Er ergriff mit seinen beiden Händen ihre schlanke, weiße Rechte und hielt sie mit dankkender Zärtlichkeit umspannt. Aber in seinen Erinnnen schauderte sie plötzlich bei seiner Berührung zusammen und machte sich frei.

„Ich sündige mich vor Ihrer Hand," stammelte sie, und ein angstvolles Zittern umspielte ihre Lippen.

„Vor meiner Hand?"

„Ist Blut daran?" fragte sie rasch und leise, ohne ihn anzuschauen, „sagen Sie es mir offen . . ich bin stark genug . . ich er tarf"

Einen Augenblick war der Privatdozent ganz verwirrt. Die Idee, daß der Assessor tot sein könne, war ihm seit Stunden schon völlig entschwunden. Er sammelte sich mit Mühe und sagte ruhig: „Nein!"

Sie atmete erleichtert auf. „Und auch nicht tödlich verwundet?" forschte sie weiter.

„Nein!"

„Gott sei Dank," sagte die schöne Frau wieder. „Der Tod wäre eine zu harte Strafe für die Frechheit eines solchen unbesonnenen Taugenichts gewesen . . ."

Er erwiderte nichts.

Sie schaute immer noch an ihm vorbei ins Leere. Beide schwiegen eine Weile, dann öffnete sie den Mund und fragte halblaut:

„Wohin haben Sie ihn getroffen?"

Der Privatdozent räuperte sich wie zu einem schweren Geständnis. „Ich habe ihn überhaupt nicht getroffen," erwiderte er.

Sie wandte ihm ein blasses Gesicht zu, über das langsam ein unverhohlenes Erstaunen glitt. „Ja . . aber . . " sagte sie fassungslos und dann ganz rasch und ängstlich: „Sie sehen so gelb aus! Sie sind verwundet . . ."

„Nein!" sprach der Privatdozent verlegen. Ihm war nicht wohl zu Mute. „Wir sind beide unverletzt!"

„Ja . . also haben Sie sich gar nicht geschlagen?"

„Doch!"

„Ja . . und . . ."

„Wir haben uns eben nicht getroffen. Sechs Kugeln sind vorbeigegangen."

Die junge Frau stand auf. Sie sah völlig ratlos aus. „Ich verstehe das nicht," sagte sie tonlos. „Wie der Assessor hat über mich doch in Ihrer Gegenwart in beschimpfender Weise gesprochen . . nicht wahr? Sie haben sich zu meinem Ritter aufgeworfen . . nicht wahr? Um ihn für die Frechheit, mit der er meinen Ruf antastete, zu züchtigen?"

„Jawohl. So ist es!"

„Ja . . und nun geht der Assessor umher, als sei nichts geschehen?"

„Ja. Leider."

„Und damit ist die Sache zu Ende?"

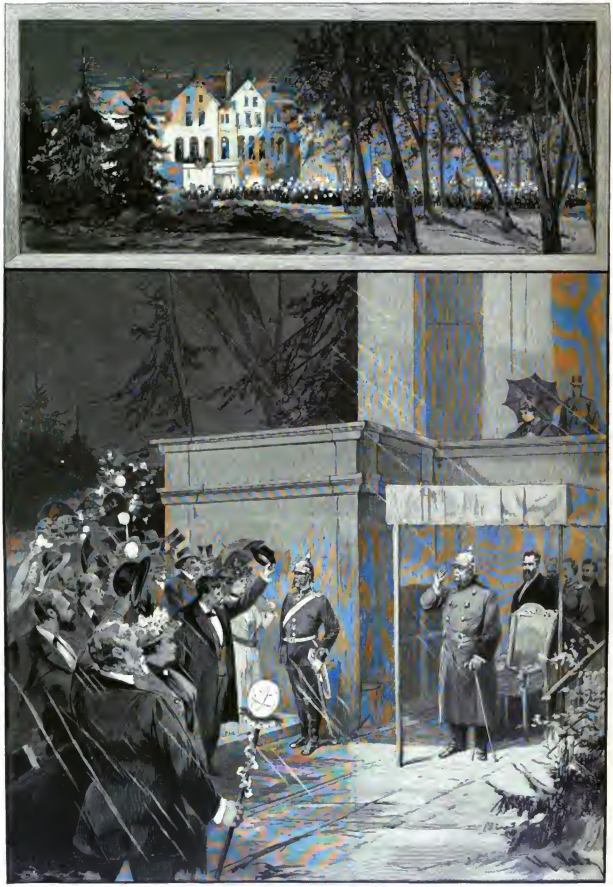
„Ja. Denn ich hab' mich, wie es Brauch zu sein scheint, nach dem Zweikampf mit ihm versöhnt."

„O!" Frau Sulamne war plötzlich so blind und liebenswürdig geworden wie eine Weltdame, die einen Freunden in ihrem Salon empfängt. „Sie haben sich mit dem Manne, der mich beleidigt hat, versöhnt . . nun . . es ist ja ein Segen, daß das Abenteuer für die Beteiligten so glücklich ausliet . . ."

Er erschrak über ihre jähe Wandlung. „Wie hätte ich denn thun sollen?" sagte er zum Schluß selbst den kleinmütigen Klang seiner Stimme. „Der Unwartetsiche und alle die Herren schienen das als selbstverständlich anzusehen. Sie meinten, der Ehre sei nun genug geschehen, und . . ."

„Welcher Ehre?" Ein zorniges Aufleuchten erschien für einen Moment in Frau Sulamnes blauen Augen. „Handelte es sich denn um Ihre Ehre? Nein . . um meinet Die war zu mir hinübergegriffen, und ich kann nicht einsehen, wieso er dafür irgendwie bestraft worden ist!"

Digitized by Google



Der Fackelzug zu Ehren des Fürsten Bismarck in Friedrichsruh, am 30. Mai. Nach einer Skizze von Paul Böhm.

Digitized by Google

Kgl. Ministerialrat Dr. Anton Wehner,
Vorsitzender der kgl. Staatsregierung.

Kgl. Württ. Rat Adolf Paulus,
Geschäftsführer.

Prof. Ludwig Dill,
zweiter Präsident.

Franz Mayer,
erster Schriftführer.

Prof. Franz v. Lenbach,
erster Präsident.

Franz Schwab-Breitenbach,
zweiter Schriftführer.

Das Präsidium der VII. Internationalen Kunstausstellung zu München.

1897 (Bd. 58)

Digitized by Google

Er sprang auf. „Ich kann doch nichts dafür," stieß er hervor, „daß ich so schlecht schieße!"

„Nein . . . gewiß nicht!" Sie war wieder ganz gefaßt und lächelte in heiterster Unbefangenheit. „Von einem Mann der Wissenschaft muß einem Liebhaber kann man das wirklich nicht verlangen . . . höchstens das eine, daß er sich selbst treu bleibt und nicht sich und andre . . . aber da ist das Frühstück! . . . Kommen Sie . . . wir wollen uns setzen!"

„Ich habe wirklich einen rechten Hunger!" plauderte sie, ihm seinen Platz anweisend und selbst daneben nur. „Ich hab' mich aber den darnieder Zwischenfall mehr aufgeregt, als recht ist, und nichts essen und trinken können . . . Ich glaube, ich sag' es Ihnen schon . . . aber freilich ich's . . . haben Sie vielleicht meinen Brief in der Tasche? . . . Ach . . . zeigen Sie doch mal, bitte, her . . ."

Er reichte ihr stumm das zierliche Billet.

„Ja, ein wahres Glück," sagte sie lachend und zerpflückte dabei scheinbar sachlos ihren Brief in kleine Stückchen, die auf den Smyrnateppich niederglitten, ein Glück, daß alles so gut abläuft! Mich kann den Attentor nicht beleidigen, ob er nun nachher den Arm in der Binde trägt oder nicht. Sie hatten ganz recht, einander zu schonen!"

„Wie haben uns nicht geschont!" Er legte zornig Messer und Gabel weg. „Wir haben uns treffen wollen!"

„Nun ja," sagte die junge Witwe sanft, „das kommt ja auf eins heraus! Nur, lieber Freund, ehrlich gesagt . . . wenn andre Leute um Nacht zimmer über mich gesprochen werd . . ."

„Was soll ich denn thun!" unterbrach er ihr verzweifelt. „Soll ich denn einen Revolver auf der Tasche holen und um mich knallen? Oder schnellgeh zuhören oder den Hut nehmen und wegzehen . . . oder was sonst?" Es bleibt ja nur das eine: Man muß sich schießen!"

„Wenn man schießen kann!" Sie warf den Kopf zurück, verschränkte die Hände im Nacken und lachte hell auf.

Er schwieg verstört.

„Essen Sie denn nichts?" fragte sie nach einer Pause höflich.

„Danke. Sie essen ja auch nichts!"

„Nein. Ich habe doch keinen Hunger."

„Ich auch nicht!"

Und wieder eine Pause, eine tödlich lange Pause. Er hatte das Gefühl, als glitte die schöne Frau ihm gegenüber zurück, weiter und immer weiter, in unerreichbare Fernen.

Gelegneie Mahlzeit!" Sie erhob sich mit liebenswürdiger Kopfneigung und trat zum Fenster.

Er fühlte: alles stand auf dem Spiel. Er mußte handeln. Sonst war sie ihm verloren.

Mit leisen Schritten ging er zu ihr und stellte sich dicht hinter sie. Gerade vor ihm gleißte ihr Goldhaar, in einem griechischen Knoten aufgesteckt und von einem schlanken Diadem gehalten.

Er beugte sein Haupt zu ihrem Ohr. „Entsanne," sagte er leise und innig. „Entsanne . . . machen Sie uns beide nicht unglücklich . . ."

Sie erwiderte nichts. Aber sie blieb stehen, in leisen Zittern und ohne den Kopf nach ihm zu wenden.

Entsanne" — er wagte ihre Hand zu ergreifen, die sie ihm zögernd ließ — „soll ich denn wirklich so schwer für meine Ungeschicklichkeit büßen?"

Es war ihm, als habe sie fast unmerklich den Kopf geschüttelt. Aber sie sah selben Augenblick traf sie mit einem halblauten Ausruf des Zornes vom Fenster zurück und brach plötzlich unaufhaltsam in Thränen aus.

Er schaute hinaus.

Da dummelte der Affessor, tadellos elegant, rosig und lächelnd, die Cigarette schief im Mund, und blickte sich eben wohlgefällig nach einer vorüberhastenden hochgeschürzten Dirnsmaad um.

Dann erdete ihn ein Freund an. Er nahm dessen Arm und schlenderte mit ihm um die Ecke, während er ihm lachend etwas ins Ohr flüsterte.

„Wirklich! wieder wie oder mich!" sagte Frau Susanne voll und starrte ihn mit funkelnden Augen nach.

„Nein . . . das gewiß nicht!"

Sie trocknete ihre Thränen. „Sie haben recht!" sagte sie wieder ganz glatt und liebenswürdig. „Nach der Lektion, die er heute morgen von Ihnen bekommen hat, wird er wohl sobald keine Lust haben, es wieder zu versuchen!"

Darauf erwiderte er nichts.

Das Mädchen trat ein und meldete Herrn Konsul a. D. Rumjen.

Es war nun ein unleidlicher Schwächer und Gourmachee, ein alter Gesell, den Langeweile und der Trieb nach Geselligkeit zu einer Art halbfreiwilligen Bojazzos der Klubs und Salons gemacht hatten.

Frau Susanne sah den Neuankommenden einen Augenblick fest an, dann sagte sie mit lauter Stimme:

„Ich lasse bitten!"

Er nahm seinen Hut.

„Leben Sie wohl, gnädige Frau!"

„Leben Sie wohl!"

Fürst Bismarck und seine Hamburger Freunde.

Von

H. Bethge.

(Schluß der Nachdruck Seite 592.)

Seit der Zeit, wo Fürst Bismarck nun seinen Amte zurückgetreten ist und in Friedrichsruh inmerdt Aufenthalt genommen hat, wurde ihm alljährlich zu seinem Geburtstage, 1. April, von dem Hamburger Bevölkerung, deren sich viele andre auch der Friedrichsruher Umgegend anschlossen, ein Fackelzug dargebracht. Es ist das ja einem schönen und lebhaften Brauch, der sich seit einigen Jahren in diesem Jahre eingebürgert werden sollte. Aber die schwere Krankheit, die den Fürsten im März befiel und am 1. April noch andauerte, ließ es nicht ratsam erscheinen, er mußte dadurch seinen Geburtstag in größter Stille verleben. Jener gingen die Beweise von hohe und Anhänglichkeit auch dies Jahr in ähnlicher Weise in den bedauernswürdigen Verenhaarie im Sachsenwalde ein; aber keine Deputation erschien, kein Beirat einzelner Gratulanten wurde angenommen. Man hatte ein jedes Fackelzug, der sich trotzdem heute Tag mit Fug brachte, auf demgemäßen Wunsch des Geheimrats Schwenninger, den die Sorge hier des großen Altreichskanzlers Gesundheit in erster Linie obliegt, absagen müssen. Mehr schneller, als man sie gehofft hat, ist der Krankheit und dem Alter des Fürsten es hätte erhoffen dürfen, machte die Genesung Fortschritte, und so konnte der 10. Mai, der Tag des Friedensschlusses zwischen Frankreich und Preußen, zu der Feier anberaumt werden. Die ausgezeichnete Jahreszeit lieh die Zeitungen erwarten, daß voraussichtlich ein wahres Festzug-Wetter der Hamburger Bevölkerung wieder beschieden werde. Leider sollte es anders kommen. Warm schon die ersten neun Tage des Monnonats in Nordwestdeutschland ungewöhnlich unfreundlich, regnerisch und kalt. Am 10. Mai eine grobe, winterliche Kälte. Und als die ersten Nachmittagszüge von Hamburg, Bergedorf und Reinbek Scharen von Fackelträgern nach Friedrichsruh brachten, da war es ganz langen Erwägen die übrigen Teilnehmer des Fackelzuges folgen, teilte ein kalter Regenschauer den andern ab, und als sich um 8 Uhr der Zug schließlich durch die Hallen in Stemmen aus den Wolken brach, ohne daß in den nächsten zwei Stunden auch nur eine annähernde Pause im Regen eingetreten wäre. Trotzdem war

Die Sprache der Affen.

Professor Garners Buch über die Affensprache*) ist in der jüngsten Zeit wohl häufig erwähnt worden, doch ist auch seinem Inhalt verhältnismäßig nur wenig in weitere Kreise gedrungen. Dies ist um so mehr zu bedauern, als das Thatsächliche nicht immer geeignet war, eine richtige Vorstellung von der Natur des hochentwickelten und wahrhaft originellen Geistes zu erwecken, welcher aus der vorliegenden Arbeit spricht. In den nachstehenden Zeilen soll wenigstens ein Umriß von diesem Inhalt gegeben werden, und der wissenschaftliche Ertrag der hier neue Forschungen festgestellten verlockt hat.

Es ist bekannt, daß der Mensch seinem Pferd oder seinem Hunde spricht. Positive Garner hält dies, und wohl mit Recht, ganz mit Unrecht, für einen mangelhaften Weg zur Annäherung eines intimeren Verkehrs zwischen Tier und Mensch und ging deshalb daraus aus, dem Tierwesen verwandtere Laute aufzusuchen und in Anwendung zu bringen.

Als Objekt seiner in dieser Richtung hochbedeutenden Untersuchungen wählte er den Affen, und es gelang ihm in der That nach sehr langen ununterbrochenen Beobachtungen mit Hilfe eines Phonographen, auch eine er die Laute jener Tiere zu verschiedenen Zeiten und verschiedenen Umständen auffing, ein bedeutendes Wörterbuch der Sprache mehr oberflächlichen Weisen zusammenzustellen. Dabei darf nicht übersehen werden, daß sich das Interesse jener Tiere naturgemäß nur auf wenige Gegenstände erstreckt, die sich an meistentheil um zwei Hauptgegenstände drehen: die Erregung von Nahrung und die Vermeidung drohender Gefahr. Es kann uns daher nicht überraschen, daß Garner fand, daß das „Wort“ für Nahrung ein vollständiges, Klangerfolge „Hallo“ mit geringen Abweichungen in Accentuierung und Tonfall, die sich in unserer Schrift nicht wiedergeben lassen, im allgemeinen zum Ausdruck für alle angenehmen Empfindungen, wie zum Beispiel auch als fremdsprachliche Bezeichnung, diente. Dagegen fällt ein Laut, der sich durch herausgestoßener Zeichen als Warnungsgeräusch des großen vorderen Gebisse oder Angriff.“) Die Lockrufe sind so daß Professor Garner ungefähr entdeckt hatten, Kennzeichen nur in Spuren. Ein Beispiel sie viele:

„Einst Tages,“ erzählt Garner, „brachte ich den Tiergarten in Einsiedelei und kam bei einem Käfig vorbei, in dem ein kleines Kapuzinerfräulein. Es war schon spät am Abend. Die Besucher hatten den Platz verlassen, und der kleine Affe, ermüdet von den Anstrengungen des Tages, saß still im Hintergrund des Käfigs. Ich sieh den Ton hören, den ich anfangs mit Hinter überlegt hatte, der aber, wie ich später herausfand, auch ein Laut der Begrüßungsform gab. Das kleine Tier wandte sich um, betrachtete mich aufmerksam; dann antwortete es mit dem gleichen Laut, erhob sich, ging nach dem Hintergrund des Käfigs und kam mit einer Schüssel zurück, die es mir hielt, während es immer wieder denselben Laut hören ließ. Ich sieh der Meinung einen Bissen reichen, daß der Affen mit großer Ehrerbietung . . . Begnügten mich und meinen übrigen Affen an das Gitter herangekommen, erwiderten meine Begrüßung, und als ich meine Finger durch den Käfig streckte, hielten sie sie sich und küßten sie mit großer Freundlichkeit und Vertrauen.“

Es ist bemerkenswerth, daß die Affen, wenn ihre Sprache vermittelt wird, sich mit einander unterhalten können, ohne sich zu sehen. Garner hatte mich gemacht, daß er eine Reise machen wollte, und ging deshalb daraus aus, dem Tierwesen verwandtere Laute aufzusuchen und in Anwendung zu bringen. Als Objekt seiner in dieser Richtung hochbedeutenden Untersuchungen wählte er den Affen, und es gelang ihm in der That nach sehr langen ununterbrochenen Beobachtungen mit Hilfe eines Phonographen, auch eine er die Laute jener Tiere zu verschiedenen Zeiten und verschiedenen Umständen auffing, ein bedeutendes Wörterbuch der Sprache mehr oberflächlichen Weisen zusammenzustellen. Dabei darf nicht übersehen werden, daß sich das Interesse jener Tiere naturgemäß nur auf wenige Gegenstände erstreckt, die sich an meistentheil um zwei Hauptgegenstände drehen: die Erregung von Nahrung und die Vermeidung drohender Gefahr. Es kann uns daher nicht überraschen, daß Garner fand, daß das „Wort“ für Nahrung ein vollständiges, Klangerfolge „Hallo“ mit geringen Abweichungen in Accentuierung und Tonfall, die sich in unserer Schrift nicht wiedergeben lassen, im allgemeinen zum Ausdruck für alle angenehmen Empfindungen, wie zum Beispiel auch als fremdsprachliche Bezeichnung, diente. Dagegen fällt ein Laut, der sich durch herausgestoßener Zeichen als Warnungsgeräusch des großen vorderen Gebisse oder Angriff.“) Die Lockrufe sind so daß Professor Garner ungefähr entdeckt hatten, Kennzeichen nur in Spuren. Ein Beispiel sie viele:

„Einst Tages,“ erzählt Garner, „brachte ich den Tiergarten in Einsiedelei und kam bei einem Käfig vorbei, in dem ein kleines Kapuzinerfräulein. Es war schon spät am Abend. Die Besucher hatten den Platz verlassen, und der kleine Affe, ermüdet von den Anstrengungen des Tages, saß still im Hintergrund des Käfigs. Ich sieh den Ton hören, den ich anfangs mit Hinter überlegt hatte, der aber, wie ich später herausfand, auch ein Laut der Begrüßungsform gab. Das kleine Tier wandte sich um, betrachtete mich aufmerksam; dann antwortete es mit dem gleichen Laut, erhob sich, ging nach dem Hintergrund des Käfigs und kam mit einer Schüssel zurück, die es mir hielt, während es immer wieder denselben Laut hören ließ. Ich sieh der Meinung einen Bissen reichen, daß der Affen mit großer Ehrerbietung . . . Begnügten mich und meinen übrigen Affen an das Gitter herangekommen, erwiderten meine Begrüßung, und als ich meine Finger durch den Käfig streckte, hielten sie sie sich und küßten sie mit großer Freundlichkeit und Vertrauen.“

Eine andere Erfahrung jenes Forschers sieht auch für den Laien „greifbar“ ist: „Ich habe mir auf diese Weise angewöhnt einen Ball, einen Stock und dergleichen auch dem Käfig reichen lassen. Die betreffenden Gegenstände wurden sich jedoch nur einen durch den Phonographen wiedergeben, wie sie denn bei der Schnelligkeit, mit der die Tiere zu sprechen pflegen, nur für so kleine Chaos von Tönen gehalten sind . . . Um dieselbe Zeit besuchte ich einen andern kleinen Cebus-Affen, der sich überhaupt für die intelligenteste Art von allen hielte. Eine Dame hatte mich gemacht, daß er gegen Fremde böse sei. Als ich mich ihm näherte, entfuhr ich ihm den gewöhnlichen Gruß, der keinen Beantwortung fand. Ich sieh mich aber Umstände weiter an ihn heran, ihn und der Hand. Während andere zugereisten Besuchern ihn zum Beispiel gefährdete kleines Regenschirmchen durch und durch in einiger Entfernung und neugierig sahen. Ich berichte, daß Kind auf dem Arme der Wärterfrau zu sehen, stand auf, brachte es gewahren mich und den Affen und lief plötzlich den (schon erwähnten) Alarmruf ertönen. Das Tier entlief sofort in seiner Hut, während ich den Kopf nicht wiederholte und zugleich einen Schein-angriff gegen den Kleinen machte. Sofort sah der Affen mit Papierkorbe verlaufen, und den Affen ihnen lassen mußte, daß das Mädchen den Rat aufgestehen habe. Darauf trieb ich das Affen mit großem Aufwand von Gewalt hinaus. Der Affe lief sich jedoch an jenem Tag nicht mehr sehen lassen, und man sagte mir später, daß er noch viele Tage nachher jede Annäherung oder Aufterung von seiten des Mädchens flüchtete. Ich erhebe daraus eine neue Bestätigung für die Bedeutung des Lautes, den ich im allgemeinen so wenig als möglich zur Anwendung bringe, um das Zutrauen meiner kleinen Freunde und eine nicht allzugeschlechte Probe zu stellen. Nur diesjenigen, welche die mehr als schlechte Behandlungen, welche jener kleine Geschöpfe leicht erfahren haben, wissen, wie stark eine solche Nachlässigkeit werden kann.“

Professor Garner kommt dann im Laufe seiner Berichte dazu, die Punkte aufzuzählen, in denen die Affensprache mit der der Menschen übereinstimmt und die dadurch bedingt als „Sprache“ charakterisiert. Nach ihm bringt der Affe die Laute willkürlich, mehr oder weniger und artikuliert hervor. Sie sind stets an irgend ein bestimmtes Empfinden gebunden, gewöhnlich auf den unmittelbaren Zweck, aufgelöst und verstanden zu werden. Die Affen zeigen durch ihre eigenen Handlungen und die der ihrer Mitgeschöpfen an, daß sie die Verrichtung bemußt sind, die sie durch das Medium der Sprache mitzuteilen wünschen. Sie erwarten auch eine Antwort, und wenn diese ausbleibt, so wiederholen sie die betreffenden Laute mehrere Male hintereinander. An der Regel ziehen sie die angerufene Persönlichkeit an und ändern die Laute nicht zum bloßen Vergnügen oder wenn sie allein sind, sondern nur dann, wenn eine Person oder ein anderer Affe vorhanden ist, der sie hören soll. Sie verlieren die Laute nicht, wenn ihnen der Akt und beantworten sie gemäßhaft durch denselben Laut; sie verstehen sie aber auch in ihrer Nachahmung durch eine musikalische Stimme und einen Phonographen aber lenkige mechanische Hilfsmittel, wob also beweist, daß sie allein durch die Laute und nicht durch andere Zeichen, Gebärden oder sonstige Hilfsmittel verstanden werden. Ferner ist ein allgemeines hie deutsche Ding gebraucht, beispielsweise wenn von andern Artikulaten belangt. Verschiedene Laute werden auch von verschiedenen Affen in verschiedenen Gegenden mit den gleichen Händen verschiedene Folgen. Die Affen bringen ihre Laute durch die Einmorgane hervor und unbaliesern sie mittelst der Lippen, der Zunge und den Lippen, ganz in derselben Weise, wie der Mensch seine Stimmlaute artikuliert. Je geschlagter eine Affenart ist, desto mannigfaltiger der Lippen ihre Sprache. In manchen Fällen deuten die Laute Existenz, und gleichfalls die bei volle Bewußtsein ihrer Bedeutung spricht. Wenn nun aber ein Affenlaut diese oder seine Bestellung klar mitteilt, in welcher Weise unterscheidet er sich dann noch von der Sprache des Menschen, von wenn ihr Laute alle Aufgaben des Sprechens erfüllen, in welcher Beziehung sollten sie dann nicht als „Sprache“ gelten!

Dabei hebt sich Garner mit Recht an einer ausdrucksvollen Gebärdensprache. „Bei einem meiner häufigsten Besuche,“ erzählt Garner, „kroch einer meiner kleinen Freunde einst Tages durch die Gitterstäbe und mogte einen Angriff auf mich, weil ich eine Schüssel nicht loslassen wollte, und der ich ihm Milch streckte. Ich zog ihr mit der Reise an mich heran und sah ihr die heftige Schläge, worauf er seinen Kopf heimsuchte auf den Boden niederlegte, die Zunge herausstreckte und einen entherzerbrechlich klagenden, wimmernden Ausdruck des Laut von sich gab. Ich schlug daraus, daß dies ein Zeichen der Unterwerfung sei, und fand diese Auffassung später bei vielen ähnlichen Gelegenheiten bestätigt. Ein anderer Laut, den Mrs. Brenda Spedden, klug auf ihrer Reise in Ostafrika einst Tages einen kleinen Affen. Sie bekreiste, wie der kleine Bursche sich oben in die Spitze des Zeltes verkroch und mit seiner Schwanzen Stimme herunterschnatterte, bis er, durch den Schall aus ihrem Gewehr plötzlich verwundet, herabfiel. Als er so zu ihren Füßen lag, wandte er seine kleinen brechenden Augen klagend und wie um Mitleid bittend nach ihr hin. Sie erlitzt nahm sie ihn in ihre Arme und versuchte ihn zu pflegen. Als Mutmaßt Mrs. Spedden verbarrscht und seiner Zunge ihre Hand, wie um sie zu küssen, und schon noch in der Todesstunde eine Zärtlichkeit aus seine Seite zu erfreuen, die sie halbvergnügt und mit einem bedeutenden Zweck ein Leben genommen hatte, das nun Wert haben konnte für seine Kameraden im Urwald.“

Wir wollen und zu weit führen, wollten wir alle die zahlreichen Beweise Garners hier anschließen, die dazu dienen, die oben mitgeteilten hauptsächlichen Resultate zu bestätigen. Nur so viel sei noch erwähnt, daß er unter anderem beispielsweise konnte, daß Affen nicht nur die allgemeinen Unterschiede zu unterscheiden wissen, sondern auch ein ausfallendes Verhältnis in der Farben bis zu einer gewissen, allerdings beschränkten Höhe besitzen; daß sie Lieblingsfarben haben, unter denen, wie wohl nicht anders zu erwarten, Grün obenanzieht, und daß sie musikalische Töne lieben.“)

*) Speech of monkeys (London, Heymenan). Eine deutsche Uebersetzung liegt noch nicht vor.

**) Der Laut ist auch genauer bedeutet nachgesonnen, daß man einen leichten Pfeif mit den Hauptlippen bezeichnet und den Indianer mit Hinterlassen lässt in möglichst hoher Stimmlage einige Sekunden lang anhält. Einer anderen auf mindern Gefahr bezeichnen Warnungsruf giebt Garner: Phonographen etwa wie k-e-p-h weiter, während ein hoch wahrnehmbarer Laut sich wie ch-i (ch wie in Buch) endet.

***) In einigen bei Hagenbeck nach Hier erwähnt, daß bei anständig wohnenden Professor Romanes, wie er dem Referenten schrieb, einen weiblichen Schimpansen den possierlichen Gurcaut zu taufen, weil über Garners Resultate hinaus, daß Verschiedene der Farben von 1—10 liebte. Bezeichne hoffen ausgezeichnete Werke (in deutscher Uebersetzung): Geistige Entwicklung im Thierreich und beim Menschen (Leipzig, Ernst Günther).

Heilbronn und seine Umgebungen.

Mit Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Paul Pfleiderer in Heilbronn.

Es sind nun gerade bald drei Jahre her, da lockte ein Aufsehen von einer Perle des Neckarthals zur andern, von Heidelberg nach Heilbronn. Wer es wohl damals unternommen, auch nur einen der Nittagsthäler — denn es ist Hochsommer — in Sindlosen auch und erreicht abends am Ziele war? Das hat sich seitdem Wandern.

Diese Stadt mit ihrer Umgebung unterscheidet sich wohl. Wer sie aber drei Tage darauf keinen Freund; „ich bleib den 28. August (des Reichen Geburtstag) daheim und habe den 29. von Sonnenaufgang aus, so daß ich schon um neun Uhr in Ludwigsburg war, abends um fünf Uhr wieder angelangt und mit Sonnenuntergang nach Stuttgart kam.“ Ein kurzer Besuch! Wohl hat aber der Mann recht gesehen und gehört in diesen vierundzwanzig Stunden und in derselben Zeit seinen Tagebuch aufgeschrieben! Er sah eine in ihrer Art einzige Beobachtungsgabe gehabt haben. Diese hatte er auch: er hörte sie! Wie man eine freudige Botschaft

Der heimwee Mann auf dem Pfälzerthurm.

hierher bringt, ist ihre Bewohner, und wenn auch manches, was er sah und erzählt, nicht mehr zutrifft, so gehen und seine Aufzeichnungen doch ein Element Wert der Zeitschrift, welche auch vor einem Jahrhundert in dem blühenden Gewerbe, aber auch einem hohen Begriff von dem Beruf des Dichters sich hielt. Es mag nicht unser heutiges Gedicht des Verlechts und Dampfes sind, und in der man nicht auf die Reise anders, sondern auf das eigne Sehen und Fragen angewiesen ist. „Eine Beschreibung von einer Plan konnte ich nun Heilbronn nicht erhalten,“ sagt Goethe, selbst und aber in der Stadt und an diejelbe herum, als oder er der geborene Eleveine; ja mit dem letzteren Mittel macht er genaueren den Anfang. „Wenn man sich einen günstigen Begriff von Heilbronn machen will, so muß man um die Stadt gehen,“ lautet der erste Satz seines Tagebuchs; „denn,“ hört er sich, „die Manier des Gehens ist ein wichtiges Kontinent der ganzen Welt . . . Die Stadt ist ihrer glücklichen Lage, ihrer Lebhaften und trefflichen Gegend nach auf Getreide-, Obst- und Weinbau begründet, und man sieht, wie sie zu einer gewissen Zeit der Vorrathe sich entschließen mußte, die hinreichenden Vorräthe, sowohl die gewerbetreibenden als die ackerbauenden Einwohner in sich aufzunehmen.“ In den wenigen Worten liegt eigentlich alles beschlossen, was von früh an Heilbronn zu einer der bedeutendsten Städte Südwestdeutschlands gemacht hat: eine ungemein günstige Lage in mächtiger Gegend, reich an Gaben des Himmels und der Erde, eine sicher Burg schaffenden und erneuernden Kultur.

Goethe hat Heilbronn noch alt und gesehen, und die Stadt sei der Kurzlinger Zeit gewesen und, äußerlich wenigstens, bis zu Anfang unseres Jahrhunderts gethieben ist: eine geschlossene Stadt. Ein herrauf, lange Thore einnehmbar gehalten, später mehrmals genommen, aber von allen, die sie beiegt hielten, einem Gürtel Tore, einem Turmen, einem Graben, mit immer neuen Befestigungsmitteln ausgestattet, bis sie unter verändertem politischen Verhältnissen und des neuer Art der Kriegführung ihren Charakter als feste Platz abgelegt waren. Die Ringmauern fielen, die Gräben wurden ausgefüllt, die Thore abgetragen, und von den maligen Türmen und Bollwerken sieht der flüchtige Beobachter, die Reste der alten Stadtmauer an den darauf gebauten Gebäudehäusern und die noch vorhandenen kleineren Türmchen kaum bemerkend, nur zwei traulige Zeugen unbildsamer Zeit, die Hummel sagen: unbarmherzig den runden „Bollwerksturm“ und aufwärts den flotzigen, viereckigen Diebsturm oben „Gefängnisturm“, der heute Namen daraus hat, daß dort die Frau Verbrecher noch darin gefangen lag (Winglitet 1519), bis er zu einer „Lustige“ Stube des Rathauses kam, um später in einer Herberge für Langere Zeit unterzugehen zu werden.

Nach dem Aufnahmen um die Stadt verriesch sich Goethe in das Labyrinth der Gassen und Gäßchen; mit scharfem Blick werden die Häuser, die Gemeindeanstalten, die Kirchen und Tereben der Bewohner, die bemerkenswerthen Plätze, die Mühlen, die Stadtverwaltung, die Gärten genauert, alles gehet über den Eindruck „einer ruhigen, breiten, hinreichenden Genüsse“; aber Goethe sieht auch, daß wir heutzutage Sehenswürdigkeiten nennen, aber über das, was sich geschichtlich gerichteten Menschen der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts auf diesen Merenbleiben und in einer solchen uralten Stadt besonders anziehend erscheint, schweigt sich das Tagebuch des Reisenden fast ganz aus. Man gieudt einen Nationalkommissaren, einen Stadtbereichtenen, einen trockenen Bureaumenschen zu hören, allel, nur keinen Dichter. „Die alten Kirchen sind nicht groß, von außen einfach und

Digitized by Google

Bönnerturm, im Hintergrund der Wartberg.

Aquarell von Heilbronn.

ohne Hirsal, der Markt winkig, das Rathaus nicht groß, aber ehrlich . . das weiße Brot ist hier sehr klein. Männer und Frauenzimmer gehen ordentlich, aber nicht sehr modisch gekleidet . . . Die Menschen sind durchaus höflich und zeigen in ihren Betragen eine gute, natürliche, stille, bürgerliche Denkart . . . Die Mägde sind meist schöne, stark und fein gebildete Mädchen und geben einen Begriff von der Bildung des Landvolks; sie gehen aber meistentheils schmutzig, weil sie oft zu dem Feldbau der Familie gebraucht werden."

Ganz wie Goethe hatte vier Jahre vorher Schiller bei seinem Besuch in der schwäbischen Heimat Heilbronn kennen gelernt. Wie sein Freund rühmt er in einem Schreiben an den Amtsbürgermeister der Reichsstadt die herrliche Gegend, die Blüte des Gemeinwesens, die Kultur der Sitten. Auch von Spätgebornen stimmen in hellen Lob ein, aber wie viel anderes finden wir noch! Man sagt, Schiller sei vor Heilbronn vorbeigegangen, weil er keine Wohnung mit einem Garten habe finden können; man kennt ja seine Vorliebe für Gartenhäuser. Jetzt fände er, was er gewünscht, in Hülle und Fülle. Ein Kranz der schönsten Straßen mit wohleingerichteten, zum Teil prächtigen Häusern, untermischt mit angenehmen Alleen, mit Obst- und Ziergarten, hat sich um die Altstadt gelegt, und in diesen Straßen bewegt sich ein Geschlecht, das an lokalpatriotischer wie an nationaler Gesinnung, an Bürgertugend und Bürgerstolz, an Arbeitsgeist und Tüchtigkeit, an ernstem Pflichtgefühl und an hoherer Lebenslust den Vorvätern nichts nachgiebt, an Weitblick und Unternehmungsgeist sie bedeutend übertrifft.

Heilbronn ist jetzt in erster Linie Handelsstadt, die ansehnlichste Handelsstadt Württembergs. Was früher die länderverbindenden Straßen zwischen Schwaben, Franken und der Pfalz, die wie in einen Knotenpunkt hier zusammenliefen, den Handelsherren besorgten, das thun jetzt mehrere Eisenbahnlinien und die Neckarschleppschiffahrt auf dem Neckar. Bahnhof und Hafen sind die Mittelpunkte des Verkehrs. Dem Handel ebenbürtig ist das Gewerbe. Schon die hohen Schornsteine, die über der Häuser-Ungleichheit, weisen darauf hin, daß hier nicht bloß Stapelwaren vertrieben, sondern Handelsgüter erzeugt werden. Die Papier-, die Silberwaren-, die Meiererlocken sind ersten Ranges, die Bodenerzeugnisse ebenso, auch der Wein, wenigstens der schwäbische Gemmen. Früher bis in die Hansestädte verschickt, wird er jetzt auf engeren Raum konsumiert; die Heilbronner selbst sind gute Zecher. Die Stadt hat ihren eigenen Ratskeller, wo die besten Tropfen und den umliegenden Rebenhügeln in unverhältnismäßiger Größe gereicht werden. Wie München die Metropole des Biers, so ist Heilbronn die Weinstadt im Vollsinn. Anders als in ihren handels- und industrieerblühenden Schwestern tritt hier zum Kaufmann und Gewerbetreibenden der Stand der Weingärtner, eine eigne Klasse, schwer erobernd und oft von der Witterung um den Preis der Mühe betrogen, aber redlichsaften und ehrenwert wie einer.

„Saure Wochen, frohe Feste!" gilt von Heilbronn mehr als von irgend einer Stadt Schwabens. Die zum größten Teil künstliche Bevölkerung ist an sich schon lebhafter, beweglicher, redseliger, „flüssiger" als der Schwabe; ein ganzes Weinjahr fällt die Woche und bringt das Blut in Wallung. Die Weinfeste, der „Herbst" weiß zum Vollfest. Wie oftmals ist er schon beschrieben worden, dieser Heilbronner Herbst! Aber keine Feder kann einen echten Begriff geben von dem fröhlichen, oft ausgelassenen und doch Land und Leuten so eingepaßten Treiben auf den Straßen der gastlichen Stadt, auf den sonnigen Höhen ringsum, wo vom frühen Morgen an die Böller und Pistolen knallen, wo Feuerwerke aller Art gegen den Nordhimmel steigen, und von wo in der Nacht Feuergarben und zuckende Züge bei Fackelschein und Gesang ins Tal hinunterleuchten.

„Eine materielle Welt! Gedeyen und Genuß" jauchzt der Klingling. Geb einmal vom stattlichen Bahnhof — woher du auch kommen magst, das Dampfroß hat dich durch fachende Gegenden geführt, die dein Auge wohl machen — durch die breite, mit Anlagen geschmückte Straße hinein in die Stadt und sieh dich um, und beim Lage nach, ob auf deinem allerdemokratischen, durch ein reiche Geschichte geheiligten, durch Natur und durch Bürgersinn verherrlichten Boden nicht auch für Herz und Gemüt gesorgt ist, ob mild auch Wissenschaft und Kunst, Religion und Jugendunterricht, Barmherzigkeit und Menschenliebe sich hier manche treue Stätte geschaffen haben.

Gleich zu Anfang grüßt dich das schöne Standbild

Bahnhof.

Digitized by Google

Rathhausplatz.

Kirchen-Platz. Marktplatz mit Rathaus.

der rastlosen Arbeitsluft, der, wie in viele hohe und mächtige Denkmälern aus alter und neuer Zeit, dem plumpen Spotte des Jahrhunderts, zur Zeit der Barockmode, wie die alte Heidelberg ein Hermomerod und die königliche Burg des Neckarufers — gerne als Stall unter seinen Bürgern wurde. Bald geht du an der Neckarbrücke, und ein Stadtbild von seltener Art liegt vor dir ausgebreitet. Zu dem einzelnen Gepräge des Alters tritt der kräftige Glanz der Jugend, der Kampf der scharfenden Natur und des gestaltenden Menschen mußten harmonisch zusammen, unter der behaglich traumende Ruhe, belebt von Nahen, dem romantischgewölbten Bogenbau, dem Schlittschuhläufer, den Badenden an einem ungemeinen Strand und dem Spaziergang am Ufer, denken in nächster Nähe ein Palast, der Tempel Merkurs, das Polizeihaus; zu dem Gemälde das lebhafte Stadtgetümmel, im Vordergrund altertümlich und ernst umwoben die hohe ernstdunkle Türme. Am Horizonte sind die lachenden Berge, schon den Römern ein Lustrevier, der schwarzen Wald des mittelalterlichen Ritterlandes, von dem das Auge mehr als ein Dutzend Städte, meist beim prächtig Türmen und zehn Burgruinen (darunter Hornberg, wo Götz von Berlichingen starb), die Weinberge, Obstwälder und Ackerweiden, umspannt und gegen vierundzwanzig Stunden weit zu den Bergkuppen des Landes, zum Königsstuhl bei Heidelberg, zum Katzenbuckel, den Reisen des Odenwaldes, schweift. Auch andere Seite liegt ein ebenso belebter Ausflugspunkt, das berühmte Jägerhaus, inmitten ausgedehnter und wohlgepflegter Gartenanlagen, die zum auf angenehmen Wegen erreicht. Hier wie am Trappenriese und in dem zu denselben gehörenden Gartenhaus, einem alten Schlößchen, entwickelt sich an schönen Sommerabenden, namentlich des Sonntags, eine heitere Geselligkeit, deren gemütlichen Treiben den Fremden besonders wohlthuend berühren.

In der Mitte dieses Stadt- und Landschaftsbildes liegt nachgerade über dem Türm und Staub der Straßen die Ruinenkirche. Vergebens sucht du drei ihr den „heiligen" (heiligenhaften) Lauf, der einst dem Dir den Namen gegeben, der unter dem Altar hervorsprudelte und den lange Zeit als Heilbronner Wahrzeichen geltenden „Siebenröhrenbrunnen" speiste. Er ist vor wenigen Jahrzehnten versiegt, und erst jetzt wieder hat eine pietätvolle Zeit einen Ersatz für den Heilbrunnen geschaffen. Am in Schwiesenreute ist das Bruchsal und das Innere des stattlichen Gotteshauses, namentlich das von einer stimmigen Rengerkuppel, den sogenannten „Mantel", gekrönten Hauptturmes, bei den Heilbronnern sehr und hoch geworden ist. Eine merkwürdige Stiftung aber vielmehr eine — von einem noch ohne eingehen Terminabverordnung von gotischen und Renaissancezimmern, bereit die Kirche in einzelnen kostbolle Steinarbeiten und herrliche Schnitzwerke; der Hochaltar gilt als ein Meisterwerk deutscher Kunst. Früher als die Stiftskirche ist die auch dem jetzigen Jahrhundert humanitäre Nikolauskapelle, in der 1525 der erste evangelische Gottesdienst gehalten wurde, und die, nachdem sie lange profanen Zwecken gedient, neuerdings wieder zum Gotteshaus eingeweiht worden ist.

Rieche und Rathaus bilderen in der alten Zeit die beiden Brennpunkte des Gemeindelebens. Auch heute noch wendet sich der Besucher Heilbronns von der Stiftskirche dem Rathaus und seiner Umgebung, dem Marktplatz und den anstoßenden Gasselchen, zu. Das weiße Rathaus erst und den schönsten Jahrhunderts. Unter der gewaltigen, auf Rundbogen ruhenden Treppe des Rathauses zeigt man das Marktmaßgebot eine 27 Ach lange, und einen Stab bekannte Eisenstange. Wer nicht aber wohl das Ringe von den an der Bordermand des Hauses angebrachten großen Werwolf angezogen, das mit drei übereinanderstehenden Gesichtsbildern die Wendepunkten und den Mondlauf der Gestirne anzeigt und durch verschiedene, dem Wochentage in Bezeugung kommende Vogel- und Tiergarten belebt ist. Auf dem Platze erhebt sich das Denkmal des berühmtesten unter vielen hervorragenden Heilbronner Söhnen, Robert Mayers, des Entdeckers der mechanischen Wärmetheorie, eine typische Gestaltsgruppe von symbolischer Bedeutsamkeit, und worauf bleibt, dem Vertreter der Energien und Kraftverhältnisse Wissenschaft gebührenden Stelle hat die vom Bürgerverein Museum angegangene Phonixhalle auch hier die Heimat des ungeheuerlichen und ausgestorbenen Fleischfressers Dromeus, Ratzbahn vom Heilbronn, das Haus des Pflegevaters und Wohlthäters Heilbronns Archivrath Haverbeck gefunden, ebenso ist jene schaurliche Verfehlt nicht einmal das Recht jugendlicher Uebertreibung geltend gemacht werden kann.

Nur Bildhauerei und Poesie tritt die bildende Kunst, die nicht sich in Denkmälern großen Stiles entfaltet, jetzt, wo ihrer selbst willen gepflegt, gerade in unserer Zeit zum Aufblühen des Schöne sagt. Fritz das den gewaltig wachsende Industrieverzeichnet hat das Reich, für das Phantasium, wie die Real- und Fortbildungsschule hat die Stadt durch die Hand gleichviller Architekten edle monumentale Bauwerke geschaffen. Textbuch nächster erhebt sich die große Kuppel der in mittrich-byzantinischem Stil erbauten Synagoge. Die „Harmonie", ein prunkvoll ausgestattetes Geselschafts- und Vergnügungslokal, liegt im Hintergebäude den Theaterplatz und die Räume des Kunstvereins, wo immer eine Reihe von Gemälden ausgestellt ist. Ja, die große Ausstellung dieses Jahrhunderts soll folgen, und die Schwaben des neunzehnten Jahrhunderts und die Heilbronner insbesondere in Industrie und Kunst zu leisten vermögen. Auch der Aufschwung der Town, der schönste Gotteshaus Deutschlands, ist reich an ausgezeichneten Gebilden der Kunst, darunter zwei von der Meisterhand Dannecker. Endlich zeigen die schönen Prunkbaumanlagen einzelner reicher Kaufherren, daß der Kultus des Idealen auf diesem Boden geschäftiger Wirklichkeit nicht zu kurz kommt.

So gilt von Heilbronn auch heute noch, was vor hundert Jahren und vor tausend Jahren galt und ausgesprochen wurde: „Hier läßt sich's leben."

Otto Eberhardt.

Digitized by Google

Das Tel der Medea.

Eine naturwissenschaftlich-historische Studie.

Von

Julius Stinde.

Zwei Wege führen ins Altertum hinein. Ja den einen haben die Dichter die Breite, die leicht schwebende, auf der man hindurchgelangt, denn die Phantasie die leichte Hand leiht, den andern erreichen wir, indem wir die allerdings auch nicht immer sicheren Ausleger befragen, die vom Wahrheit erstrebenden Forschungseifer geräumert wurden. So kennen wir Medea, die Tochter des kolchischen Königs, durch die Dichter alt und doch jung, das, der sinnlichen Zauberflamme mächtig, doch dem Zauber der Liebe erlag, das die finsteren Gewalten beherrschte und dennoch der finsteren Gewalt der Eifersucht zeigen mußte, daß zu unerhörter Tat. Wir kennen sie wie die Dichter sie schildern; zu ihren Bildmalern Grauen und Mitleid die Farben; nur den Gelehrten verriet sie das Heiligtum ihres Landes und preisgabelte sie den Bruder, den verzeihenden Vater aufzuhalten; den unsterblichen Garten Phasis verwüstete sie mit tückischer Flamme, und um ihn selbst auf das tückischste zu treffen, ermordete sie Jasons Söhne, ihre eigenen Kinder. Eines Weibes Herz, so übermenschlich hoch am Liebe erfüllt und mit Haß, der nicht allein dem Dichter Stoff, sondern auch dem dichtenden Weltgeiste, der Sagen und Märchen spinnt, von jener Kunstwerke schafft, in denen die poetische Wahrheit größer ist als die Wahrheit der Thatsachen.

Medea, die Zauberin, war dem Volke Aergirn und Zauberin, wie im Altertum Hexenmeister und magische Kunst zusammenstehen. Sie kannte die Bereitung der Kräuter und verstand sie anzuwenden zum Guten oder Schlimmen; Heiltränke mischte sie und Gifte. Noch jetzt erinnert der Name einer Giftpflanze an sie. Es ist das die Herbstzeitlose, Colchicum autumnale genannt. Die Bereitung des tödlichen Trankes daraus wird der Medea zugeschrieben; seine Wirkung schildert der griechische Arzt Nikandros mit den Worten: „Gleich nach dem Genusse erfolgt ein unerträglicher Frost im Munde, Hitze und Brennen im ganzen Körper, dann Mutbrechen und Abgang grünfarbiger Fleischmassen.“ Gegen das „teuflische Feuer der kolchischen Medea“ riet er das Trinken heißer Milch an. Der Erklärer des Nikandros schon scheint bemerkt haben zu sei ein ähnliches Gift, das die Barbaren Kaphta nennen, und Dioskurides sagt in seiner Beschreibung von Kreta, daß an dem Wege, der vom Marsche nach Phaon führt, ein Brunnen sei, der nach der Giftpflanze genannt ist, „denn in ihn soll sie sich getürzt haben, in der Meinung, das Wasser werde sie vom Gifte der Medea heilen.“

Obgleich die Herbstzeitlose die kolchische heißt, ist es dennoch fraglich, ob sie es war, mit der Medea ihre Mordbrüderin, die unglückselige Glauke, tötete, denn von anderer Seite wird berichtet, auf dem Thadem, das Medea durch ihre Künste der Braut des Gatten gesandt, sei Feuer hervorgebrochen, das sie ergriff, als das Brautpaar zur Feier der Vermählung begangen wurde. Die Aerzte suchten die Ursache des Feuers zu erklären, indem sie ein brennendes Schmerzen erzeugendes Gift das teuflische Feuer nannten, die Dichter blieben bei der magischen Flamme, und während von einzelnen jagliche ungewöhnlich erscheinende Kunst der Zauberin gelungen wurde, gaben spätere Schriftsteller nicht unbedeutende Winweise, auf denen die wahre Natur jenes rätselhaften Feuers sich ahnen läßt.

In jenen Ursprung gehört Palaiphatos, der in seinem Buche von „Unglaublichen Begebenheiten“ erzählt, daß bei seinen Tagen noch der Mythen und Fabeln zu machen sucht und auch Medea

Heilbronn und seine Umgebungen: Schießerhaus.

mit dem hellen Dichte poetischer Auffassung beleuchtet. Es verlohnt sich, den Wortlaut hierher zu setzen. „Von der Medea sagt man, daß sie durch Zauberkünste alte Leute jung machte. Allein es geschah folgendes. Medea kannte zuerst eine Farbe, die weiße Haare schnarz machen konnte; sie bemerkte also, daß alte Leute statt mit weißlichen, mit schwarzen Haaren erschienen. Auch das Trunkmittel erfand Medea zuerst. Sie wandte dies Mittel bei denen, die es verlangten, nicht öffentlich an, damit keiner von den Aergten es bemerken möchte; diese ihre Beschäftigung nannte man Zauberkunst. Die Menschen wurden durch diese Mittel bethört und getäuscht. Todte glaubten die, welche die Zauberei, Kessel, Holz und Feuer sahen, sie koche die Menschen aus. Pelias, ein alter, kraftloser Mann, gebrauchte ein Trunkmittel und starb.“

Wie so häufig, leidet auch hier die Auffassung an der Unmöglichkeitserscheinungen als die unzugerklärende Ursache. Vater Medea war eine Doctorberühmtheit gewesen, schwerlich hätten die Argiker sie zum Mittelpunkt ihrer Dichtungen gemacht, und zu abgeschmackt wirkt der Heimholzaubrer um neue Dampfbadern, die allen Heilbedürftigen bekannt sind, um den Aergten nicht. Außerdem war die Kunst des Haarfärbens uralt, wir finden Andeutungen bereits im Papyrus Ebers.

Palaiphatos meint es sicher gut, aber er war doch ein zu großer Philister, um durch seine Krankheitsfeuern die Gebiete der Sage ersetzen zu können. Das einfachste wäre gewesen, die Medea ganz zu leugnen, aber, wie es heute geschieht, sie als eine Verkörperung von Naturvorgängen aufzufassen, als Gewitterwolke oder als Herbstblumen.

Die Alten nahmen jedoch an, daß eine wirkliche Medea gelebt habe, und ihr Name ist unzertrennlich von Gotten und Argwirn, deren Anwendung sie gelehrt haben soll.

Nun dem Feuchtum wurde bereits vorhin gedacht, es giebt aber noch ein Mittel, das bei späteren Schriftstellern das Tel der Medea genannt wird. Einige meinen, es sei das Zauberöl, das sie zum Einbalsamieren des Drachen nahm, der das goldene Vließ bewachte, andre aber behaupten, es sei dieses Tel die Glaute in Feuer gesetzt worden. Daß die Kunst des Goldverfertigens hoch ausgebildet war, unterliegt keinem Zweifel; es sei nur an den Schleierhaftkunst erinnert, der schwerlos bleibt, und an Mischbrote, den König der Gifte, andererseits aber wird auch von dem griechischen Feuer berichtet, das auf dem Wasser brannte und feindlichen Schiffen verderblich wurde. Mit beiden wußte Medea umzugehen mit Gift sowohl wie mit Feuer.

Wenn auch Strabo sagt, daß Herodot und andre das Wunderbare gleichsam als Mittel oder Vorbereitung aber Rede ihrer Darstellung beimischen und viel lobeln, so stellt sich dennoch immer mehr heraus, daß manche vermeintliche Fabel der Alten das thatsächlichen Untergrundes nicht entbehrt. Ausgrabungen und Nachforschungen haben die Angelegenheiten von dem Barbarei schlechter Täuschungen besprochen. Ob nun wirklich eine Medea je lebte, bleibe die Frage: Was war das „Tel der Medea?“ kann, wer die Frage gründlich mich Wahl verbunden die Alten unter jenem Tele, das sie nach der Medea benannten, von der sie sagen, daß es Menschen in Brand legen konnte?

Der Erklärer der Atlantisschen Schrift von den Giftgiften sagt, das feindliche Feuer der kolchischen Medea in ein ähnliches Gift, das der Barbaren Kaphtha nennen. Das Wort Kaphtha findet sich im Mohrischen nachweis, daß es und bedeutet wie ausschmingen, und zwar bezeichnet Naphtha ein aus der Erde ausdringendes Tel. Ueber das Kaphtha theilt Strabo in dem dreizehnten Buche seiner Geographie: „In Babylonien findet sich auch viel Asphalt, worüber Eratosthenes also spricht: es giebt Flüssiges, das sie Naphtha nennen, und das sich in Zum findet, aber auch trockenes, das verhärtete Zum, in Babylonien.

Heilbronn und seine Umgebungen: Bottwarbahnviaduct-Hochbau.

Digitized by Google

Das Bittige soll eine besondere Eigenschaft haben; bringt man es nämlich in die Nähe einer Flamme, so reißt es plötzlich an sich, und bringt man einen damit bestrichenen Körper daran, so verbrennt er, und man kann ihn mit Wasser nicht löschen, denn er brennt nur desto mehr, ausgenommen man nun reibt mit darauf bringt; nämlich mit Asche von Lehm, Essig, Vitriol und Vogelleim erstickt es. Posidonius sagt, in den babylonischen Kupferbergwerken gäb es trieb weißes, teils schwarzes Naphtha; unter beiden entstehen einige Bittiger Schweiel, ich meine die mit weißem Naphtha, es seien drei die, welche die Flamme anziehen; die vom schwarzen entstehenden Naphalt, den sie statt des Colli in den Lampen brennen."

Posidonius unterscheidet, wie wohl zu beachten ist, zwischen dem brennenden Asphalt und dem Naphtha, welches nicht Feuer fängt, sondern als Lampenöl verwandt werden kann, und zwar in Lampen, bei denen, wie bei allen andern Lampen, der Docht frei mit dem Brennstoff.

Sechzig Erbst hielt, nach Dr. Franz Stolzes Berichte, in Persien auf manchen Naphthaquellen und diente, ohne aufbewahrt zu werden, als Lampenöl. Ferner Bischof Heinrich eines Kalkgebirges Naphtha zugleich mit Wasser von 38 Grad Celsius aus, das jedoch an der Luft bald seine weiße Farbe verliert und schwarz wird.

Vergleicht man mit diesen Beobachtungen letzter Zeit, was Herodot im siebenten Buch seiner Geschichte über einen nicht weit von Susa entdeckten brennenden Quell, so wird man der Aehnlichkeit wegen, daß ihn der beim Gelegenheit der Zahn Strabos nicht trieb, wenn er ergibt, der Brennen doch ein deutsch Meilen, so man Hedeberg, und auch Erdöl ihm schöpfe und das Oel in Gruben kommle. „Das Oel aber ist schwarz und von besonderem Geruch." Erdöl kommt auch in Demidowanen und an anderen Orten mit Salzwasser vorgeschlossen vor. Der Vater des Geschichte hat daher keinewegs gelobt.

Daß das Erdöl sich in Lampen brennen ließ, lehrte der Gebrauch der bei den Naphthaquellen Bewohnen; daß das leichte Naphtha mit solcher Flamme brennt, zeigen die Bohrlemier dem Konig Nerander, der den Schland des Elbatana bewunderte, und dann Besitzung, wie sie Curtius, Plinius, herzvorzuhalten und Naphtha Nicke, das einen stärkeren Trieb bildet. „Im dem Königs die besonderen Eigenschaften des Naphtha zu zeigen, befahl Alexander, ein Haus mit Naphtha reichlichen die Barbaren die nach seinem Cantiter fuhrenden Gasse nur ganz leicht mit dürrem Stoffe, stellten sich dann, als ob sie Fackeln gerochen nur, so daß eine Flamme sie nicht brachten an die benetzten Teile. Der verderbte Platz fing sogleich Feuer, und bis Pfau so weiter verbreitete sich, ehe man sich's versah, daß das ganze Gasse stand. Da brannte, in daß die ganze Stadt plötzlich in Feuer stand."

Dieses Feuerspiel fand den Beifall Alexanders, und als am nächsten Tage der Athenes Hephaestion zu Gaste war, sprach: „Willst du, Hasing, daß wir mit dieser Materie einen Versuch am Stephanos seinem Schlafen, aber poetischerlichen, jungenhaften Gebäude machen?", antwortete mit dem Kopfe, und Alexander ein, jenhern Stephanos selbst stimmte zu. „Kaum aber," fährt Plutarch fort, „hatte man die Sache beschlossen und Feuer nahe gebracht, als eine so große Flamme entstand, daß über den ganzen Körper verbreitete, daß Hephaestion in der größte Gefahr und Bangigkeit geriet. Und wären nicht glücklicherweise viele Cisternen, Wasser und Wasser zur Hand gewesen, so hätte man der um sich greifenden Flamme nicht mehr Einhalt thun können. Doch man löschte noch mit vieler Mühe den in Brand gerathenen Körper der Knaben, die in der Folge viel dazu zu leiden hatte. Dabei bekommen nun einige, die die Zahl der Wahrheit nahe zu bringen haben, mit großer Wahrscheinlichkeit viel, daß der Naphtha ist das Elektrizität der Medea gewesen, womit sie den durch die Tragödie berühmt gewordenen Kranz und Schleier verbrannte hatte. Denn das Feuer ist weder ein, jenhern Strophanos selbst stimmte zu. „Kaum aber," hätte Plutarch sagt, „hatte man die damit bestrichen und Feuer nahe gebracht, als eine so große Flamme entstand, daß über den ganzen Körper verbreitete, daß Hephaestion in der größte Gefahr und Bangigkeit geriet. Und wären nicht glücklicherweise viele Cisternen, Wasser und Wasser zur Hand gewesen, so hätte man der um sich greifenden Flamme nicht mehr Einhalt thun können. Doch man löschte noch mit vieler Mühe den in Brand gerathenen Körper der Knaben, die in der Folge viel dazu zu leiden hatte. Dabei bekommen nun einige, die die Zahl der Wahrheit nahe zu bringen haben, mit großer Wahrscheinlichkeit viel, daß der Naphtha ist das Elektrizität der Medea gewesen, womit sie den durch die Tragödie berühmt gewordenen Kranz und Schleier verbrannte hatte. Denn das Feuer ist weder an diesen Dingen noch von selbst aufgebrochen, sondern erst, nachdem eine Flamme daran gebracht worden."

Mit dieser Ansicht stimmt auch die Mitteilung des Posidonius überein, nach welcher Glaube sich in den Brunnen hinzie, um das Feuer der salzhaltigen Medea (wirklich) herunter zu löschen.

Das Oel der Medea war nichts Erdöl, Naphtha oder, wie wir es jetzt nennen, Petroleum, besten Anwendung zur Brandstiftung in der That der Dichter Kommune seine humorigste Verwunderung erlangte und den perstörungswütigen Weibern den Namen der Petroleusen eindrachte. Ob nun Judentinnen oder nicht: Medea ist die erste, von der gesagt wird, daß sie Oel in zum Erdöl gerieten sah.

Sie war eine Kolcherin, und die Kolcher waren ein seefahrendes Volk, das regen Tauschhandel trieb, und Erdöl gehörte zu den Exportartikeln der alten Welt, daß sie kennzeichnet der agyptischen Königstochter mit diesem Mittel und seinen Eigenschaften, möglicher sowohl wie tatsächlicher, sich ungezwungen erklärt. Entfernt beuten die Verwandtschaften ehemen Stiere des Aetes, die ins Joch zu spannen den Jason durch Medeens heimliche Hilfe gelang, auf Petroleumflamme hin.

Die Aegypter balsamierten die Leichen mit Asphalt und Naphtha. Merkwürdig ist eine Stelle im Totenbuche, die kannt: „Ich bin gekommen zum Feuerpfuhl im Lande der Feuer." Vielleicht spielt das: die Mumie ist mit jenem Oel der Erde getränkt, das aus dem Feuerlande gebracht wird, aus der Gegend des Kaspischen See oder aus Babylonien, wo brennende Naphthaquellen noch heute sind. Auch weist im Papyrus Ebers das „Oel der Erde" bei vielen Stellen auf dem Kopfe als wirksames Heilmittel angeführt. Die jüdischen griechischen und christlichen Aerzte, zumal Dioskorides und andere, priesen das Naphtha als wirksam gegen den Star, Verdunklungen und Flecke der Augen, gegen Gicht und Lahmungen und andere Gebreden als getreulichen Mittel. Nitumen, das ist Asphalt, benutzten nach Plinius die Künstler zum Ueberziehen der Gypsbilder, die Handwerker in den Eisenwerkstätten zum Härten der Werkzeuge. Das beste Naphtha sollte dasjenige sein, um es flüssig und durchsichtig zu machen, ist aber Naphtha.

Erdöl wurde schon in alter Zeit an verschiedenen Orten gewonnen. Plutarch erzählt, daß Alexander, Agathokles, Sizilien, und der es letzterig und flüssig herausbringt und einen Duft verbreitet. „Die Anwohner sammeln es mit Schöpfeimern, so wie das Wasser, und gießen es zwischen sich hindurchen in ihren Lampen statt des Oels; besgleichen gießen die Räube das Jungfrau. Es gießt auch ein flüssiges Erdharz, wie das von Zakynthos (Zante) und das von Babylon hergebrachte; dort nämlich kommt es auch fest vor."

Mit denselben Worten hat der alte Sammelschriftsteller, der sich Plutarch nennt, das Naphtha charakterisiert vor.

Aerzte, Künstler, Handwerker kannten das Erdöl und wußt auch die Insel, deren die Verwendung sich geschichtlich Interes bietet, wenn Beschreibungen, Naphthaquellen teil Naphtha genossen ist, da es keine andere Materie gibt, die mit gleicher Leichtigkeit auf dem Wasser zu brennen und zu glühen vermag. Die Naphtha- und Petroleumquellen werden allerdings heutzutage benutzt als heilspendendes mineralisches und technisches Erzeugnisse. Aber ein Gebrauch, der alle Aegypter und Fremden, vielleicht auch die Perserkönige, in den Hintergrund setzt, ist das Brennen des Erdöls.

Im Babylon und Assyrien herrschte der Feuerdienst, den seinen Ursprung im Vorderasien am Kaspischen Meere hatte, wohin noch heute fromme Parsen — die letzten Feueranbeter — aus Indien und Persien wallfahrten, um in Baku an den Naphthaquellen ihre Andacht zu „ewigen" Flammen zu verrichten. Einiges, unanständliches Feuer brannte in den Tempeln auch der Nachfolgervölker, in bei den Griechen, den Römern, den Juden, in Jerusalem, im Tempel der Vesta und in den Königspalästen, und zwar ist es wohl als wahrscheinlich, daß die Lampen, in denen das heilige Oel brannte, mit dem gewöhnlichen Oel, Baumöl, wenn irgend möglich, mit dem aus der Erde quellenden Oel gespeist wurden, das noch einen Gegenden stammte, wo doch gottesmenschliche Feuer, wie Ezechiel und die Menschen machte, das sie es zum Gegenstand des Kultus erhoben. Ja, der Bestand der Herrschaft knüpfte sich an das Heiligkeit des heiligen „ewigen" Feuers.

Einen deutlichen Hinweis finden wir in den ersten Kapiteln des zweiten Buches der Makkabäer. Xast weit gezählt, wie Nehemia das Feuer gefunden hat in der Lampe und den Altar wieder aufbaute und opferte. „Da die unsre Väter nach Persien weggeführt wurden, haben die Priester das heilige Feuer nehmen, es heimlich, tiefem Grube verstecken und erhalten, daß es niemand erfahre. Als nun nach etlichen Jahren Nehemias nach dem Willen Gottes vom König wiedergesandt ward, schickte er herselben Priester Nachkommen, die das Feuer verborgen hatten, daß sie es wieder suchten. Aber, wie sie uns berichtet haben, haben sie kein Feuer, sondern dicken Wasser funden. Darüber hat er sie heißen schöpfen und bringen. Da nun alles zum Opfer zugerichtet war, hat Nehemias befohlen, sie sollten das Wasser auf das Holz und was darauf lag, auch auf den Holz lag. Als sie dasselbige gethan hatten und die Sonne weiß herauf gekommen war und die Wolken vergangen, da zündete sich ein groß Feuer an, daß verwunderte sie sich alle. Danach sungen die Priester Lobgesänge dazu, bei das Opfer vergehret war. Danach hieß Nehemias das übrige Wasser auf die großen Steine gießen. Da ging auch eine Flamme auf, doch ward verzehret von der Flamme des Altars. Das ist bald kundbar worden und war den Königs der Perser kommen, wo man an dem Ort, wo man das Feuer verwahrt hatte, Wasser gefunden, dadurch die Opfer angegündet hatte. Da verjagte es der König auch und ließ den Ort umbmauren und beheiligen. Und gab den Leuten große Gaben. Da befahl Nehemias denselben auch den Ort Nephtar (auf deutsch Reinigung), etliche heißen ihn auch Nephtar."

Sie weit der Bericht. Auf ihm geht hervor, daß bei von den Priestern lange Zeit gehemmen unterhaltenen ewige Feuer erlöschen war, und daß ein neues heiliges Feuer entzündet werden mußte, daß Wasser die Opferstätte wieder weihte. Solch heiligen Feuer durfte nicht von beliebigem unheiligen Feuer genommen werden, sondern war neu — rein — hervorgebrungen, und zwar durch das bekannte Reiben geeigneter Hölzer oder durch Entzündung am heiligen reinen Sonnenfeuer.

Die Alten nannten sowohl das Brennglas wie den Brennspiegel. In den „Wolken" bei Aristophanes fragt der verschuldete schlaue Bauer den Sokrates:

Hab du in Sokratiden wohl einmal
Gehört, daß jemand, der schuldig, bei barbiichtigen,
Wenn ihr Feuer machen?

Sokrates: Meinst du den Brennspiegel?

— — Ja wohnt den.
Indem die Schreiber mich verklagen hörten,
Und daß' auch jemand etwas nach der Sonne hin
Und schmelz' im untern Hofbett dann im Kasig aus.

Da die Griechen in Wachstafeln schrieben, war die Hitze, eine unleidsame Schrift dem Schreibenden unter den Fingern auszulöschen, für jeden, der die Wirkung eines Brennglases kannte, ein wohl bekanntes, wenn auch praktisch nicht nachsichtbarer Vorschlag, und in diesem Widerspruch liegt die vom Dichter gewollte Komik. Jedenfalls war das Feuermachen mittels Brennglas nicht unbekannt, denn auch heute Reisigbrande den Schorz als der Menge unverständlich nicht und die Bühne gebraucht, und wenn wir uns in den griechischen und römischen Schriftstellern weiter umsehen, finden wir nicht nur bei Plutarch, Plinius und andern die Kenntnis von Brennglästern und Brennspiegeln, sondern es wird ausdrücklich gesagt, daß diese zum Entzünden reinen Feuers auf den Altären dienten. Noch dem Cabyr Natalbus konnte das neue Feuer (in der Obermedia) auch durch ein Brennglas vermöge der Sonnenstrahlen hervorgebracht werden. Cum autem in aede illuminatum sivo a nilice ecclesiarum heist es, also entweder durch die Sonne, oder aus Kieselsteinen gefunden. Unter ampulla ist gewiß kein eigentliches Brennglas, sondern ein mit Wasser gefülltes gläsernes Gefäß von Kugelform zu verstehen, das darüber Deutte leitet, sind doch durch Wasserkugeln, wie in der Nähe von Pferdewerkzeugen und dergleichen fanden, Feuerübrunste angezündet worden, wenn sie von den Strahlen der Sonne getroffen wurden.

Als Nehemia anfing, behutete es bei erneut Feuer, und daß er sich eines Brennglases oder Brennspiegels bedeute, geht zweifelhaft aus dem Text des Makkabäerbuches hervor, denn das Feuer glänzte sich erst an, nachdem „die Sonne wohl herausgekommen war und die Wolken vergangen." Je höher die Sonne steht, um so besser glühen sich die gewünschte Verwirkungen und Brennglaser, Flächen oder Schalenförmige. Die brennliche Entzündung bei aufgeschichteten Hölzern ist dabei nicht als ein übernatürliches Geschehens, als ein Wunder anzusehen, sondern erweist sich als ein Naturgesetz, das nur den Priestern bei Dienst — ohne Berücksichtigung der Jahreszeiten — gnädig bekannt, und es sich darum handelte, erneut Feuer zu haben. „Nun von dem Feuer, das Nehemia von neue ernte, anzündete Jasonas auf langen," schreibt Plutarch.

Ein wirkliches Wunder war das Aufbrennen des auf das Holz und die Opfersteine gegossenen Wassers, denn das Wasser wirkliche Wasser gewesen wäre. Es war aber, wie ausdrücklich gesagt wird, ein dickes Wasser, und gegen das dicke Wasser hatten die Priester Vorsorge getroffen, daß es nicht ganz rein war, daß es vielleicht etwas ganz anders gewesen ist als Wasser.

Hier einfach wird die Lösung, daß wie in dem dicken Wasser und den Inhalt eines Erdölbrunnens vorhanden, einen Zumpfes oder einer Vertiefung, worin Wasser und Erdöl gleichgültig an den Tag treten, gerade wie Strahe beschreibt und noch überall bei geringen, schwachen Oelquellen beobachtet worden kann. Aber auch die Bezeichnung jener Erdölgrube mit dem Namen Nephtar ist bemerkenswert, denn dieser ist medisch-persischer Herkunft und bedeutet eben Naphtha, das und des Feuer gelöschte Oel. Der Verfasser des Makkabäerbuches kannte vielleicht selbst diesen Namen nicht, denn er ist ein Eigenname eines Dinges unüberstrichen.

Angeblich nun jetzt aufbewahrten Feuer schlägt nach erhöhtes zu per bei griechischen Opferopfern aus einer Cisternen, das heiligen Grabes zu Jerusalem kommen. Am Ostersonntag ist die Naherbeigungsfeier der Pilgern abendlich, die ihre Kerzen an dem Feuer anzünden, dem sie stündende und entzündigende Eigenschaften zuschreiben. Die Menge drängt sich an den Ort der Feuers, um davon zu trahen die Kerze kommt, um in mehr Glück hinzig sie, und nur mit Mühe können türkische Soldaten die Ordnung aufrecht erhalten. Auch einer Pergrinen kamen die Griechen und Armenier, die Feuer, das sie heißen „Feuerschein" mit dem griechischen Patriarchen in das Heiligtum, und bald darauf zieht die Prozession aus der etwa siebzigfachen Umfassung. Der abklang beginnende Kampf spottet aller Beschreibung, so daß es oft, wie wir sie will. Die heißen Plätze in der Nähe des heiligen Grabes erwerben sich hohen Preisen bezahlt. Den Reichen Arab nach zu urteilen, den die Flamme an der Heiligkeit verschont, dürfte der Feuerschein Naphtha enthalten; gewöhnliches Oel würde doch wohl zu jahen brennen.

Die wunderbare Kraft des himmlischen Feuers am Osterabend hörecht sich auch den Tagen des durch Wunder berühmten Bischofs Narcissus her, der gegen Ende des zweiten Jahrhunderts nach Christo zu Jerusalem lebte, es verliert sich aber dieser Feuerkraft in der Zeit Nehemias und weiter bis auf jene Hebdomas hinein und fährt zurück auf das Oel der Medea, auf das Erdöl, das gebrannt und gewinschmandt wurde, je nach der Gesinnung derer, die darüber zu urteilen wußten.

Zum Schlusse sei noch eine Legende wiedergetellt, die sich an der Summierung egyptischer Geschichten der Gregory berhebaut (1264—1286 nach Christo) findet. „Es war um die Zeit, als der Prophet Jeremia mit einer Stadt auseinanderzugehen worden war, daß ein Reisender den einem Manne nächtigte. Und der Reisende sprach zu dem

Digitized by Google

Hauptherrn: „Zweifle nicht daran, daß Gott der Mörder des Propheten nicht gebeerdt, denn er weiß sie nach ihrer auf Erden verhaften.“ Der Herr des Hauses antwortete ihm: „Ich war einer von denen, die die Säge hielten!“ Und es geschah, während sie sprachen, daß die Flamme der Lampe flackerte und sprühte. Und der Hausherr streckte seine Hand aus, die Flamme zu löschen. Und die Flamme erhielt seine Finger — denn sie brannten Propheten in der Lampe — auch als er seinen Mund näherte, auf daß Feuer zu löschen, ergriff es seinen Bart und sein Antlitz, und obgleich er hinausblies und sich in die Ecktenne stürzte, verbrannte er ganz und gar.“

Das ist das alte, wie bekannte Beispiel einer durch eine Petroleumlampe entstandenen Verbrennung. Von einer Explosion kann nicht die Rede sein, da die Lampen offene Dochtbehälter hatten, wohl aber ist es möglich, daß dieses, entzündbarstes Oehl, durch eine Dochtflamme erhitzt, in der beschriebenen Weise doch Feuer überträgt, und wenn wir die ganzliche Verbrennung auch auf Rechnung der poetischen Uebertreibung setzen, so erscheint der Tod infolge der Verbrennung durchaus wahrscheinlich in Hinsicht auf die heißen Gewänder der Orientalen, und die verbrannte Hausordnung auf leichten Stoffen. Auch dieser Mann judete, wie Glaube, das Feuer im Brennen zu löschen.

Das Oehl ist und als Beleuchtungsmaterial unentbehrlich, es ist ein gesuchtiger Faktor unseres Kulturlebens. Durch die Lampe bei warmem Mannes ist manches zum Kreuz, zum Leidtag geworden, und viele verdanken ihr Wohlhaben, sowohl im Großen wie in der Industrie, dem Oehl, seitdem die Quellen in Amerika und Rußland erschlossen wurden.

Simopulos, Finanzminister.

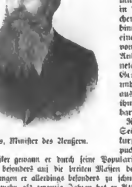
Tod Oehl verlangert den Tag durch seine leuchtende Flamme, sie dient und als Fackel, an der Hand der alten Schriftsteller bieten in das Dunkel der Vergangenheit ein wandern, die Naturkunde und Dichtung sich zu wundersamen Gagen verwoben.

Das neue griechische Ministerium.

Am Dienstagmorgen Zeit wurde an den letzten Tagen des April in Athen das Ministerium Delyannis gebildet, und neue Männer übernahmen die Leitung des schwer gebeutelten Griechenlands. Delyannis gehörte der bisherigen Opposition an, und an ihrer

Rallis, Premierminister.

Spitze steht Demeter Rallis, der bei der endgültigen Parlamentsersetzung bes unter seiner Leitung gebildeten neuen Ministeriums den Vorsitz und das Portefeuille der Aeußern übernahm. Die übrigen Aemter vertheilten sich wie folgt: Theotokis Innered, Stalidis Aeußeres, Gutzopul Unterricht, Triantopulos Justiz, Simopulos Finanzen und Oberst Tsamados Krieg. Die hervorragendste und charakteristischste Gestalt unter den neuen Ministern ist jedenfalls der Präsident. Demeter Rallis hat bereits unter Trikupis einmal im griechischen Ministerrate gesessen, damals mit dem Departement der Justiz betraut. Im Jahre 1844 geboren, entstammt er einer angesehenen und begüterten phanariotischen Familie. Sein Vater Themistokles war als einer der bedeutendsten Rechtslehrer an der Universität zu Athen. Gleich dem Vater studirte auch der Sohn sich den Rechtsstudium zu und habilitirte sich sodann an der juristischen Fakultät in Athen. Die akademische Laufbahn gewann jedoch, wie es schien, seinem Ehrgeiz kein rechte Befriedigung. Er verließ dieselbe und wurde Advokat in Athen. Als solcher gewann er bald großen Ruf und sogar eine ziemliche Praxis. Seine Reden sind kurz, schlicht und packend sein. Als Politiker genommt er durch seine Popularität und durch seine Beredsamkeit, besonders auf die breiten Massen des Volkes, deren Neigungen er allerdings bekanntlich zu schmeicheln versteht. Seit mehr als zwanzig Jahren hat er Sitz und Stimme in der Kammer (Kammer) verfochten. Der neue Minister des Aeußern, Stalidis, ist gleichfalls schon unter Trikupis an der Leitung der Staatsgeschäfte beteiligt gewesen; er gemacht den Ruf eines tüchtig gebildeten Politikers. Der neue Finanzminister Simopulos, von dem behauptet wird, daß er sich hier bedeutende Sachkenntnis angeeignet, hat unter Trikupis die Kultusministerium verwaltet. Ob es dem neuen Ministerium gelingen wird, die ungeheuren Schwierigkeiten zu überwinden, in welche Griechenland durch den leichtsinnig herbeigeführten Krieg gestürzt worden ist, steht dahin.



Stalidis, Minister des Aeußern.

Für müßige Stunden.

Schach.

(Eigentlich von d. Schriftsetzer.)

Aufgabe 39.

Von **Johannes Kohrn** in Danzig.

Weiß zieht an und hält mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 27 S. 552:

Weiß.
1. Te5—f5
2. L. K×QX3
3. Dc4—f1
4. D. K×L—e4, g4
5. S. S×L—f6 matt.

Schwarz.
1. K×D(c3)
2. K—d4
3. K—c5
4. K—d6 matt.

A.
1. L—d1—d4
2. S. S×S—e5!
3. D. K×D(e5) oder beliebig anderes
4. S. Te5—e4, S×D matt.

B.
1. K×D(c3)
2. K—d4
3. K—c5
4. K—d6 matt.

C.
1. beliebig anderes
2. S. S×S—e5!
3. K×D(c3)
4. D. Te5—e3, —e4 matt.

Partie Nr. 23.

Gespielt im „Industrieverein“ zu Regensburg am 16. April 1887.

1. Zuttorneh der Schwarz.

Giuoco piano.

Weiß: R. Neierdadt. — Schwarz: R.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	e7—e5	14. Te4—e3	Le6—c8?
2. Sg1—f3	Sf6—c6	15. Sf3—e5	L×Sg4(e5)
3. Lf1—c4	Lf8—c5	16. Te3×Sg4	Dd8—f6
4. c2—c3	Sg8—f6	17. Tg4—h4?	D×Se5(e5)
5. d2—d4	e5—d4	18. Lc4×L	T×L—f7(f)
6. c3—d4	Lc5—b4	19. Th4—f4	Df6—g6
7. Sb1—c3	Sc6×e4	20. Tf4—g4	Dg6—h5
8. Dd1—b3	Se4×Sc3	21. Tg4—g3	Lb4—a5
9. a2—a3	Lb4—c5	22. Dd4—f6	Kf8—e8
10. Lc1—d2	Lc8—d7	23. Df6—g5	Ke8—d8
11. Tf1—e1	b7—b5(!)	24. Tg3—g6	Kd8—c8
12. Ld2—c3	Ld7—c6	25. Dg5—f6	Kc8—b8
13. Lc3—b5	Lc6—d7	26. Tg6—g8 matt	

1) Gewinnt zwar den Bauernverlust wieder, die ohnige Stellung berechtigt aber dem Weiß zu einem Angriff, der ihn zum Sieg führt. 2) Lc4—d5 —e6 —b7 ist natürlich nicht gut. 3) Weiß hätte nun Dd4—b6 mit Gewinn der Qualität. 4) Lc4—d5 —e6 —b7 ist natürlich nicht gut. 5) Weiß hätte nun Dd4—b6 mit Gewinn der Qualität. 6) Lc4—d5 —e6 —b7 ist natürlich nicht gut. 7) Weiß hätte nun Dd4—b6 mit Gewinn der Qualität. 8) Lc4—d5 —e6 —b7 ist natürlich nicht gut. 9) Weiß hätte nun Dd4—b6 mit Gewinn der Qualität. 10) Lc4—d5 —e6 —b7 ist natürlich nicht gut. 11) Weiß hätte nun Dd4—b6 mit Gewinn der Qualität. 12) Lc4—d5 —e6 —b7 ist natürlich nicht gut. 13) Weiß hätte nun Dd4—b6 mit Gewinn der Qualität. 14) Lc4—d5 —e6 —b7 ist natürlich nicht gut. 15) Weiß hätte nun Dd4—b6 mit Gewinn der Qualität. 16) Lc4—d5 —e6 —b7 ist natürlich nicht gut. 17) Weiß hätte nun Dd4—b6 mit Gewinn der Qualität. 18) Lc4—d5 —e6 —b7 ist natürlich nicht gut. 19) Weiß hätte nun Dd4—b6 mit Gewinn der Qualität. 20) Lc4—d5 —e6 —b7 ist natürlich nicht gut. 21) Weiß hätte nun Dd4—b6 mit Gewinn der Qualität. 22) Lc4—d5 —e6 —b7 ist natürlich nicht gut. 23) Weiß hätte nun Dd4—b6 mit Gewinn der Qualität. 24) Lc4—d5 —e6 —b7 ist natürlich nicht gut. 25) Weiß hätte nun Dd4—b6 mit Gewinn der Qualität. 26) Lc4—d5 —e6 —b7 ist natürlich nicht gut. 27) Weiß hätte nun Dd4—b6 mit Gewinn der Qualität. 28) Lc4—d5 —e6 —b7 ist natürlich nicht gut. 29) Weiß hätte nun Dd4—b6 mit Gewinn der Qualität. 30) Lc4—d5 —e6 —b7 ist natürlich nicht gut. 31) Weiß hätte nun Dd4—b6 mit Gewinn der Qualität. 32) Lc4—d5 —e6 —b7 ist natürlich nicht gut. 33) Weiß hätte nun Dd4—b6 mit Gewinn der Qualität. 34) Lc4—d5 —e6 —b7 ist natürlich nicht gut. 35) Weiß hätte nun Dd4—b6 mit Gewinn der Qualität. 36) Lc4—d5 —e6 —b7 ist natürlich nicht gut. 37) Weiß hätte nun Dd4—b6 mit Gewinn der Qualität. 38) Lc4—d5 —e6 —b7 ist natürlich nicht gut. 39) Weiß hätte nun Dd4—b6 mit Gewinn der Qualität. 40) Lc4—d5 —e6 —b7 ist natürlich nicht gut. 41) Weiß hätte nun Dd4—b6 mit Gewinn der Qualität. 42) Lc4—d5 —e6 —b7 ist natürlich nicht gut. 43) Weiß hätte nun Dd4—b6 mit Gewinn der Qualität. 44) Lc4—d5 —e6 —b7 ist natürlich nicht gut. 45) Weiß hätte nun Dd4—b6 mit Gewinn der Qualität. 46) Lc4—d5 —e6 —b7 ist natürlich nicht gut. 47) Weiß hätte nun Dd4—b6 mit Gewinn der Qualität. 48) Lc4—d5 —e6 —b7 ist natürlich nicht gut. 49) Weiß hätte nun Dd4—b6 mit Gewinn der Qualität. 50) Lc4—d5 —e6 —b7 ist natürlich nicht gut. 51) Weiß hätte nun Dd4—b6 mit Gewinn der Qualität. 52) Lc4—d5 —e6 —b7 ist natürlich nicht gut. 53) Weiß hätte nun Dd4—b6 mit Gewinn der Qualität. 54) Lc4—d5 —e6 —b7 ist natürlich nicht gut. 55) Weiß hätte nun Dd4—b6 mit Gewinn der Qualität. 56) Lc4—d5 —e6 —b7 ist natürlich nicht gut. 57) Weiß hätte nun Dd4—b6 mit Gewinn der Qualität. 58) Lc4—d5 —e6 —b7 ist natürlich nicht gut. 59) Weiß hätte nun Dd4—b6 mit Gewinn der Qualität. 60) Lc4—d5 —e6 —b7 ist natürlich nicht gut. 61) Weiß hätte nun Dd4—b6 mit Gewinn der Qualität. 62) Lc4—d5 —e6 —b7 ist natürlich nicht gut. 63) Weiß hätte nun Dd4—b6 mit Gewinn der Qualität. 64) Lc4—d5 —e6 —b7 ist natürlich nicht gut. 65) Weiß hätte nun Dd4—b6 mit Gewinn der Qualität. 66) Lc4—d5 —e6 —b7 ist natürlich nicht gut. 67) Weiß hätte nun Dd4—b6 mit Gewinn der Qualität. 68) Lc4—d5 —e6 —b7 ist natürlich nicht gut. 69) Weiß hätte nun Dd4—b6 mit Gewinn der Qualität. 70) Lc4—d5 —e6 —b7 ist natürlich nicht gut. 71) Weiß hätte nun Dd4—b6 mit Gewinn der Qualität. 72) Lc4—d5 —e6 —b7 ist natürlich nicht gut. 73) Weiß hätte nun Dd4—b6 mit Gewinn der Qualität. 74) Lc4—d5 —e6 —b7 ist natürlich nicht gut. 75) Weiß hätte nun Dd4—b6 mit Gewinn der Qualität. 76) Lc4—d5 —e6 —b7 ist natürlich nicht gut. 77) Weiß hätte nun Dd4—b6 mit Gewinn der Qualität. 78) Lc4—d5 —e6 —b7 ist natürlich nicht gut. 79) Weiß hätte nun Dd4—b6 mit Gewinn der Qualität. 80) Lc4—d5 —e6 —b7 ist natürlich nicht gut. 81) Weiß hätte nun Dd4—b6 mit Gewinn der Qualität. 82) Lc4—d5 —e6 —b7 ist natürlich nicht gut. 83) Weiß hätte nun Dd4—b6 mit Gewinn der Qualität. 84) Lc4—d5 —e6 —b7 ist natürlich nicht gut. 85) Weiß hätte nun Dd4—b6 mit Gewinn der Qualität. 86) Lc4—d5 —e6 —b7 ist natürlich nicht gut. 87) Weiß hätte nun Dd4—b6 mit Gewinn der Qualität. 88) Lc4—d5 —e6 —b7 ist natürlich nicht gut. 89) Weiß hätte nun Dd4—b6 mit Gewinn der Qualität. 90) Lc4—d5 —e6 —b7 ist natürlich nicht gut. 91) Weiß hätte nun Dd4—b6 mit Gewinn der Qualität. 92) Lc4—d5 —e6 —b7 ist natürlich nicht gut. 93) Weiß hätte nun Dd4—b6 mit Gewinn der Qualität. 94) Lc4—d5 —e6 —b7 ist natürlich nicht gut. 95) Weiß hätte nun Dd4—b6 mit Gewinn der Qualität. 96) Lc4—d5 —e6 —b7 ist natürlich nicht gut. 97) Weiß hätte nun Dd4—b6 mit Gewinn der Qualität. 98) Lc4—d5 —e6 —b7 ist natürlich nicht gut. 99) Weiß hätte nun Dd4—b6 mit Gewinn der Qualität. 100) Lc4—d5 —e6 —b7 ist natürlich nicht gut.

Vexirbild.

Ein erhabner Tatsamt.
Tor ein braver Bursche wird sitzt,
Später ist dem Weib gewicht
Und der Mutter Lieben sein Leid,
Vorher die heiligen Hann
Jener hochgeehrte Mann,
Der sie dem Bräutigam,
Des Ehevaters Vaterrecht,
Gelenen Pflichten ernst verwies.
Jungmeisterin Freund und Freud
Nicht den Mitmenschen er hier,
Manchen sich den Namen Sinn,
Und zwei Worte nun verbindet,
Die nicht ohne Schmerz sein Herz,
Wenn sie sich vereinen Mode
Schlicht die grausamste Strafe,
Peitsche, das sich ausdrückt
Und verbrecht das harte Band,
Worin sich langen Jahren Glück,
Hoffen, Darren, Liebeswünsche
Schmerz und Herzen bringt
Und ein andrer Herz begrünt.

M. Sch. Kastel.

Buchstabenrätsel.

1 . . . . . die Jahreszeit (f), ein Spielzeug.
1 2 . . . . . Verwirrtheit als Person verwandt.
1 2 3 . . . . . ist der mit „der“ und „das“ Verbund.
1 2 3 4 . . . . . der Ort wird's, der ein Stache hat.
1 2 3 4 5 . . . . . jemand ist auf das Land Athen.
1 2 3 4 5 6 . . . . . ein schöner Brief in deutscher Sinn. F. M.

Wechselrätsel.

Mit B nach Osten ist der Jäger bringt,
Mit G gewandt es, lieber ist er weicht,
Mit L ertönt er nur in der Gesellschaft nur,
Mit M erkennt es das Weihnachtsfest Chr. F. M.

Litterarischen Ausfüllrätsel.

Anfangsbuchstaben der Lösungsworte
Bodenstedt
Hauenschild
Hahnfeld
Zierzeit
Hochstädter
Hopfenhagen
Jeschke
Jmmermann
Hamburg
Kleinert
Herzig
Gradstein
v. Claudi
Ungelt
Raabe

Man trage in die freien Felder je einen Namen des vorstehenden Rätsels ein; die Anfangsbuchstaben der Worte lesen dann einen Namen von Autorität ergeben.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 568:

Des Verstorben-Erbes:

Ist der Pfiff
Aus der Höhle,
Die Leiter missbeich
Alles gestrichen.“

Des Buchhändlerrätsels: Andersen, Richter, Meier, Junge, Herz, Herz, Junge, Junge, Mangold, Jenkwerz

Des Auflösungsrätsels:

Wieder gelungen diese Probe.
Ach, ein Herz nicht gebrochen,
Auch ich nicht im Minderbrade
Dichten solchen Worten gehen!

Ich, was geht der deine Tätig,
Leidung, einem Herz voll Schmerzen?
Tröst dir die schönste Pflicht
Gutem oder, wandern Herzen!

Allseitig. Wieder von Hindernissen!

Des Verbrecherrätsels: 1. Stadt, 2. Ulm, 3. Tod, 4. Ost.
5. Nebner, 6. Meier, 7. Mord, 8. Nebner, 9. Meier.

Des Vexirrätsels: Beethoven.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Eduard Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Sendungen und Zuschriften sind: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Digitized by Google

Über Land und Meer.

78. Band.
Neunundbreißigster Jahrgang.
Oktober 1896—1897
Erscheint jeden Samstag.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 M. 50 Pfg.
Mit Post-Aufschlag 3 M. 75 Pfg.
Redakteur
Ernst Schubert in Stuttgart.

Quitt!

Roman von

Johannes Richard zur Megede.

XXVI.

Seit dem Brande waren drei Tage vergangen. Raufeld mied die Menschen seinem versengten Schnurrbart zuliebe. Die Comtesse sollte schwer krank vor Aufregung sein, wenigstens schlich man in den Korridoren des Loscher Herrenhauses auf Fußspitzen umher, und den Knechten wurde das Weitschenkenlassen verboten. Marie lag auf der Chaiselongue, wollte niemand sehen, auch den Bräutigam nicht; nur wenn der Vater leise hereintrat und ihr das Gesicht streichelte, faßte sie ihm wortlos die Hand.

„Soll ich wirklich nicht den Arzt holen lassen, Töchterchen? ... Oder wenigstens die Tante?"

Sie schüttelte energisch den Kopf: „Nur allein will ich sein."

Der Alte schlich gedrückt hinaus. Am vierten Tage war ihr Geburtstag. Sie hatte weder Erwarten mittags auf, freute sich über den Geschenktisch, scherzte mit dem Vater. Er war ganz glücklich, daß sie so schnell genesen. Als Gauwesche Jagdwagen über das Pflaster rollte, zitterte sie — aus Furcht des Wiedererlebens, wie der Graf dachte. Aber als er die Brautleute allein lassen wollte, bat sie ihn mit den Augen, zu bleiben. So kam's, daß das Wiedererleben ein wenig vernünftig war: formell bei ihm, festlig bei ihr. Irgend etwas lastete auf der Stimmung. Seine Lustigkeit klang gemacht, und sie redete gestiltentlich, oberflächlich und viel. Da fühlte der Graf dach, daß er zu viel sei.

Als die beiden im Geburtstagszimmer allein waren, wollte Arthur die Braut ans Herz drücken. „Und nun kommt mein wirklicher Geburtstagswunsch, Mieze."

Aber sie wehrte ihm ruhig mit der Hand ab, so daß er das Ende des Satzes vergaß. „Laß lieber ... meine Nerven ertragen keine Berührung."

„Dann wollen wir an die Luft gehen," lief er galant.

„Meinetwegen."

Auf dem Flur setzte sie sich mit träger Hand das Filzhütchen auf und steckte die Nadel ins Haar, ohne in den Spiegel zu sehen. Als sie draußen waren, wollte er ihr den Arm geben. „Gelaub."

Sie wich aus und sagte nichts.

Er kniff die Augen etwas zusammen: „Hm ... hm ..." Eine braune Kastanie fiel vom Baume vor der Thür. Du bückte er sich langsam, wog die glänzende Frucht in der Hand und schleuderte sie dann aufs Pflaster, daß sie zersprang.

„Hat die die Kastanie etwas gethan, Arthur?" fragte sie kühl.

„Nein, die Kastanie nicht! ... Aber ..." Und

Plünderung eines armenischen Dorfes durch Kurden. Nach dem Gemälde von Franz Roubaud.

Digitized by Google

er sah an der Comtesse vorbei auf das gackernd zusammengelaufene Hühnervolk, das die Küchenschürzen gerade füttrete . . . „Der Hühnerstall ist mir auch runtergebrannt. Das interessiert dich aber wohl nicht . . . Wollen wir unsern alten Weg gehen?“

„Wenn's sein muß, auch den alten Weg.“ Der ungewohnte Ton knisch ihm den Mund.

Sie gingen schweigend an dem Stallstalle, dem Hofeiche vorbei. Die Kühe drittten nach Futter, die Ernten schnaubten gemächlich auf dem saftstrotzenden Rasen. Die hohen Pappeln am Teichen fielen weg ein. Die Comtesse hatte die Räuber vor zwei Jahren mit Obstbäumen bepflanzen lassen und übere schwenglichen Hoffnungen auf künftige Ernten gesetzt. Die Bäume verkümmerten die Mäuse, nagten die junge Rinde im strengen Winter an, und der Gärtner erhielt keine Kündigung, weil die Strohmanschlung mangelhaft. Die Comtesse pflegte sich bei jedem Spaziergang an ihrer trockenen Krankheit zu ärgern, aufzuregen: „Dieser Gärtner . . . dieser Gärtner!“ und Arthur wußte sie mit Liebkosungen beruhigen. Heute gingen die beiden stillen und drückten auf den schmalen Fußsohlen getrennt, nachdenklich wie zwei Menschen, die nicht zu einander gehören. Zuweilen bückte er nach einem Blatt in den niedrigen Kronen, blieb stehen, betrachtete die verwirrschenden schmalen Wunden im jungen, schon moosigen Holze — spielte zu Marie hinüber. Wie merkwürdig die heute war! Müde und doch entschlossen; die schönen Augen glühten über die weiße Stirne — über die gelbe Kleiderspeel, von der ein Volk Hühner im schwarzenden Zinge aufging, über die schweigsamen Bracken, die der Arbeiterfrauen mit dichten, feinen Gesichte beschauen, in der Hechtstraße klusterd wie ein Silbergrauer Schleier. Und doch war Arthur überzeugt, daß sie von all dem gar nichts erblickte. Sie träumte wohl — aber wo sie träumte, war kein guter Traum. Ihm wurde das Schweigen unheimlich. „Geht der Gärtner am ersten Oktober, Miezi?“ — Es ist übrigens ein Schwager von dem Tonnal, den im Frühjahr das Pferd durch . . .“

„Ich weiß . . . er bleibt auch . . .“

Glaubesch räuspere sich scharf. „Weißt du das Neueste,“ fuhr er in einer andern Tonart fort. „Dein Vetter Rapteld kommt in den Reichstag . . . Ja, die Wählereien von dem! Daß das alles der Loja auf den Gewissen. An den Minister ist äußerst unginnig über den Saffer berichtet worden . . . Man umstellt von einer ganz ungeheuerlichen Aufregung an allerhöchster Stelle. So fabelhaft vornehme Familie — Johannitter — Berufung ins Herrenhaus selbstverständlich — und der dann setzt nach rechts und nach links, nach oben und nach unten! Die anständige Presse tobt gegen ihn. Er benimmt sich aber auch in einer Weise. Renlich wieder auf dem Provinziallandtage die Szene mit dem Herzoghut! Der widersprichst seinen Kasinomitherrschaften sehr taktvoll, rät zur Mäßigung, und da sagt ihm Rapteld in seiner irrsinnen Manier so über's Bandgeleit weg: Sie haben so viele Wandlungen zum Besseren durchgemacht, Herr v. Gergath, daß Sie wohl wissen müssen, was zur Zeit das Beste ist.“ Sein Schwiegersohn Donnat hat nachher den Saffer zur Rede stellen müssen, und da gammerte er dem ganz freundlich: Aber Herr Donnat, daß sollte ja doch eine Anerkennung sein.“ Mit der wohligen Erklärung gab man sich auch zufrieden. Denn Rapteld ist brennzige thatsächliche und Interpunktion, über die man bei der Rechtsbeschreibung leicht stolpern kann. Es giebt viele Besitzer, die noch vor einem halben Jahr auf ihn schwuren und zeigt auf ihn schwören wie auf's Kreuzige.“

Sie war sichern gebrieben und sah ihn mit einem bösen Lächeln an: „Hoffa hat Mut und reißt die andern mit. Und daß er den Mut auch ohne Gefahr hat, kannst ihr ihm wohl nie vergeben?“

Sie wollte weitergehen. Er aber verrtat ihr den Weg, faßte ihre Hand. „Miezi!“ Sie verschatte, sich loszumachen, er aber ließ sie nicht, und ohne sich um ihr widerstrebendes, unwilliges Gesicht zu kümmern, sagte er in zärtlich besorgtem Tone: „Das mit Heute, an deinem Geburtstage? Hat denn der Weg für dich gar keine Erinnerungen? Wir sind ihn so oft gegangen, haben ihre innerlich so viel erlebt?“ Er zeigte auf das graue Mauerwerk des Gamwehrkiener Kirchturms, der durch die Pfahlliche hervorschimmte. „Schämst du dich vor dem alten Burschen gar nicht? Er hat uns so oft glücklich gesehen, so glücklich!“

Sie sah unverwandt mit kalter Verwunst: „Ich ist ein Weg wie viele andre — ich finde gar nichts Besonderes an ihm. Ich wundere mich nur, daß ich ihn so oft gegangen bin. Und der Turm? Alle Ordensritter sehen so aus. Ich habe ihn ganz lebhaftes bei dem Brande gesehen, und seitdem habe ich ihn gar nicht mehr gern, wenn ich ihn überhaupt je gern gehabt habe.“

Sie sah ihn verwundert ihre Hand los. „Ja, wenn wir so weit sind, Miezi . . .“

„Ja, so weit sind wir, Arthur.“

Sie gingen weiter. Auch er sah von der Gegend nichts mehr. Alles, was er sah, trübte den innern Grund zu dieser Szene, die kaum einer Lunte entsprungen, und sank ihn nicht. Die Baum war wohl schöner geworden in den Monaten, aber auch gefeigter, älter, und ihn brannte diese Wendung. Es war ja die Klärung des köstlichen Rosens, der sich zumeilen recht unzugegen gebildet und sein Tatsächlich auf beiderseits Wunsch gepflegt hatte. Die köstlichen Liebenschaftsanklagungen schwanden, die schöne korrekte Liebe blieb — und er hatte sie ja bei aller Leidenschaft immer so korrekt gefunden! Und je schärfer er sich prüfte, je schuldloser er sich fühlte, er, der ewig Gleichmäßige, Liebenswürdige, Unentwegte — unsicherer fühlte er seinen Nerger, seine Energie wachsen bleiben rätselhaften Nerven anspielen, die plötzlich widerstrebt in einem Augenblick, der ihnen auch nicht einen Schatten von Grund gab. Nerven, Nerven — natürlich diese verwünschten Nerven, denen eine große Aufregung willkommen, wenn sie so lange Kontinuität gerabt.“

Darüber hatte er gar nicht bemerkt, daß sie lange im Walde waren, in dem herbstlichen Walde mit ganz leisen Vogellimmen, wehmütigen Sonnenflecken und Wiesgeruch. Plötzlich blieb sie stehen — er mechanisch mit. Die kralle Grenze zwischen den Gütern zog sich hier als grasumdauer Pfirschpfad durch den Wald, an der Verlauf Holzpflöcken befestigt. Ein kleiner Teich lag da noch auf Forcher Gebiet mitten im Holze. Die Gutsleute weichten hier ihren Flachs ein. Das Wasser war braunschimmernd, von strenger Pflanzengerbsäure durchsrömt dem bewegungslosen Wälder. Es war ein melancholischer Ort, so still, so tot, als läge ein böser Zauber über der Flur.

„Miezi!“ Er hatte sie verbeisaten? Fürchtet er mit etwas diftigem Humor.

„Ich gehe nicht weiter,“ antwortete sie kurz. „Warum, Miezi?“

„Weil ich nicht will!“

Da riß ihm die Geduld. „Nun aber Klarheit, Kind!“

„Bist du nach nicht klar?“ fragte sie ruhig zurück. „Klar insofern, als deine Launen ausleben müssen! . . . Was habe ich die getan, bitte?“

„Nichts.“

„Das ist doch keine Art!“ fuhr er zornig fort. Sein bisheriges Gesicht entfeilte sich dabei merkwürdig. „Ich habe keine Lust mehr, mich um Nerven zu kümmern. Wenn das so weitergeht, dann wird es einfach der Standal der Gegend. Ich habe dich mit meiner Engelsgüte verwöhnt, Miezi.“

„Wirklich? Meinst du?“

„Ja, wo soll denn das heißen, Kind?“ Ich sieße ja hier nie wie der dumme Junge von Meißen . . . Drei Wochenstelldiene, dein Pflichtgefühl in allen Ehren — aber dein ganzes Leben ist ja eine fortwährende Brüskierung der Gesellschaft. Die sagenst dabei das Taktgefühl liebenswürdig abhanden zu kommen. Von mir will ich gar nicht sprechen, obgleich meine Liebe doch auch nicht alle Pfeife vertragt. Selbst die einfachste Gesellschaft lößt du andere acht! Du bist bei dem Brande dabei, läufst zu Fuße weg, ohne mich überhaupt gesehen, gesprochen zu haben.“

„Gesehen doch, Arthur.“

„Um so schlimmer! Ich verzeih dir das vielleicht, aber die Gegend: Dorrstedt, Gerzuhns, Neilendurgs, mein Pfarrer, die Hofleute, das Gesinde, das dich in der Unglücksnacht gesehen — die sagen sich nicht, was ich natürlich weiß: Die Gräfin ist weggelaufen, weil sie Loja und den Rapteld nicht riechen kann und weil sie 'mal wieder ihre Nervenanfälle hat.' Ich höre die Leute tuscheln: Haben Sie nicht gehört? . . . Weggelaufen . . . Er so einer Unglücksnacht . . . bei der Braunschaft muß verschiedenes sonst sein.“

„Und wenn das nun wirklich wäre?“ antwortete sie, ohne sich zu rühren, mit kaltem Gesicht.

Darauf stieß er durch die zusammengepreßten Zähne: „Ich doch nicht und Sachen, die du nicht aetaumtworten kannst!“ Mit starker Selbstbeherrschung fuhr er fort: „Man muß eben zuweilen von seiner absoluten Gerechtigkeit etwas zurücktreten, auf seine berechtigten Ansprüche verzichten, Rücksichten nehmen, Rücksichten verlangen, wo der Anstand erfordert! Die Gesellschaft hat Rechte, sehr große sogar. Gut . . . wir können beide den Loja nicht ausleben, und ist Rapteld unbequemlich — er ist mir auch lieber, viel bei dem Brande gar nicht gefallen! Aber seine Leute wie er waren nun einmal zum Lächeln. Rapteld hat in meiner Abwesenheit Erkundigungen gestellt, Loja wollte meinen Rocht retten und wäre beinah um ein Haar amd Leben gekommen. Ja . . . ja, da hat man eben Pflichten, da erkundigt man sich nach denen, die sich für uns aufopfernd, ob wir sie nun lieben oder nicht. Dem Saffer sind bei der Gelegenheit nachträglich zwei wertvolle Sattelpferde eingegangen, Loja hat einen halben Tag benommungslos gelegen. Und von dem ganzen Brand erzählt ihn dem Vater überhaupt nicht ein Wort. Ich muß zufällig von andern Tag zuverstehen und die ganze Geschichte noch einmal erzählen . . . Dein Vater war wie aus den Wolken gefallen, schickt sofort einen reitenden Boten nach Schwolmen, wo es zu spät und Loja schon wieder halbwegs auf Dorf war. Da wäre es deine Pflicht gewesen, noch am Abend jemand zu schicken zu dem Rapteld zu sagen darauf einen dankbaren Brief zu schreiben. So krank, daß du nicht wenigstens diktieren konntest, wardt du doch nicht! Das ist Mangel an Taktgefühl, ich bin an andern Herzen mit dem feinsten Takt nach Schwolmen gefahren, nicht allein weil mich Loja's Aufkommen interessiert, sondern weil das eben gesellschaftlich unumgänglich ist. Ich wurde freilich nicht angenommen . . . aber man sieht doch den guten Willen . . .“

„Verzichte!“ Sie trat auf ihn zu mit einem so kalten Blick, über dessen dunklen Pupillen er unwillkürlich zurückwich, mehr vor der unerbittlichen Stille, dem Ton. „Ja, du . . . du!“ wiederholte sie.

„Marie!“ Das Gesprochen verging ihm.

„Wirklich du, nun du bist's! Ein Forscher . . . Mann.“

Sie hatte Schritte fagen wollen. „Ich habe immer die gestanden bei dem Brande . . . als er hinein-stürzte, verloren gewesen wäre . . . wenn nicht . . . Ich bin froh, daß es geschehen! Weiter du nun, was Freundschaft heißt, weißt du, was einer kann, der den Freund retten will. Und ein einziger kann dabei, ohne die Hand zu rühren und starrte in das Loch in der Wand, das sein Kind werden sollte — du! Du trittst mir der Schein, er sollte da drinnen umkommen: darum verbietet du vielleicht. Korrekt, sehr korrekt! Aber der Mord ist ausständiger.“

„Ich verstehe nicht, was du meinst,“ antwortete er mit mühsamer Fassung. „Gut . . . wir beide, Loja und ich, haben etwas miteinander vorgehabt. Ich habe allerdings . . . ich hätte die auch später gesagt . . . ich will die jetzt nicht sagen.“

Sie zuckte verächtlich die Achsel. Ein kalt grausamer Zug legte sich um den leidenschaftlichen Mund. „Also konntest du mir Neues sagen — was? Es war auch den Mord nicht! . . . Einen Mord schilt könnte ich dir vergeben . . . aber der hast nicht gemordet — du nicht! . . . Du stehst da starrst in das Loch und denkst: „Wenn er nur nicht wieder herauskommt!“ — und kannst sicher da, etwas die freilich — und eine Stunde später erkundigtest du dich nach dem Befinden des Patienten... Tag die so viel an seinem Wohlbefinden? Der hofftest du, doch noch zu hören, daß nachträglich der Himmel dein Gebet erhört und ihn zu sich genommen hätte?“ . . .“

Gamwehl rührte sich nicht. Er sah auf den schwarzen Teich.

Sie aber fuhr erbarmungslos fort: „Und heute du nicht etwa deinetwegen, weil es sein Herzen, ein ständiger falscher Impuls — ich war gar nicht krank

Digitized by Google

ich habe nur gekämpft mit einer Art Pflichtgefühl — ich liebe ist ja schon lange tot!“

Da erwachte er, und ein Stöhnen entrang sich seiner Brust. „Mirza, lag alles — nur das nicht!“

Doch ihr Herz schlug keine Antwort mehr. Mochte er verblinden, sie verblinete ja auch. „Ich will fertig werden mit dir, hier, auf dieser Stelle! Wir werden uns Zorreft trennen, Arthur.“

Er sah sie gedankenlos an. „Zorreft!“ Mechanisch wiederholte er das letzte Wort.

„Verstehst du denn selbst nicht mehr, Arthur? Zorreft! — Das ist ja nicht Deutsch, unter der ihr alles dürft — lügen, trügen, stehlen. Nur morden nicht! Dazu langt's nicht . . . da müßtet ihr ja herauswandern aus eurer Zorreftheit.“ Und leise sie fort: „Wenn ich Du wärest, wäre, und einem elterlichen Geschlechte, mit blanker Waffe an der Seite, mit beinem lächelnden Haß — ich hätte ihn doch erstoßen, dafür, daß ich ihm etwas gethan habe!“

Ihm mochte vor der Frauenlogik grauen: „Du bist wahnsinnig!“

„Meinst du?“ lachte sie. „Ich bin nur nicht Zorreft! Mit der Zorreftheit habe ich ja ein Ende gekämpft . . . danke doch Gott auf den Knieen, daß er mich im letzten Augenblick erleuchtet hat! Wenn er's nun auch gethan, wenn wir nun beisammen wären, zwanzig Jahre miteinander gerungen hätten, unehrlich, heimlich, daß wir verdammt aber verdorrten! Aber wenn wir nach zwanzig Jahren, wo nichts mehr zu ändern, die Schamröthen von den Wangen gefallen wären, wenn ich erkannt hätte, was ich jetzt weiß: daß die sorrefte Liebe vor Leben glatt, klar, beseligend wie ein Meer! Daß sie nicht ist als alte Frau noch in den Teich hier springen müßten! Du schweigst, du siehst mich von der Seite an und denkst: ‚Sie ist verrenntrunk!‘ Ich habe dich auch an: du bist hündisch, du bist siebenhündisch — ich leide dir alles Gute — nur das eine vorfeh' ich nicht mehr: daß ich dich je geliebt habe!“

Er hob die Hände, er wollte etwas sagen . . . ein ganz fremdes Lachen, ein Aufschrei, ein Stöhnen, ein gellender Laut . . . endlich sprach eine fremde, heisere Stimme: „Lieb mich allein.“

9.

Sie ging. Sie hatte kein rechtes Gefühl mehr für Zeit und Ort. Nun schritt sie den schmalen Grenzpfad dahin, der seit Jahrhunderten die Güter schied — und auch sie beide sorkan trennte. Groß war's ihr leicht und Herz. War doch der Alp von ihr genommen, war ihr doch frei! Aber wie sie tiefer hineinbrang in den herbstlichen Wald, in die Einsamkeit, da fühlte sie wieder das alte, grosslos beklemmende Gefühl von Verlust. Sie hatte sich auf einen vermorschten Fichtenkrumpf; sie war müde. Hier bleiben, ohne Bewegung, ohne Gedanken, Kundenlang, ewig; nur auch das dürre Waldgras fressen, wie die braunen Rehe! Ersterben, die Knochen darben und Hunger und Liebe denselben erbitterten Kampf kämpfen wie bei den Menschen — den Lauten des Waldes zuhören, dem Singen der Fichtennadeln, dem verschollenen Zaubergetön, dem scharfen Pfiffe des Raubvogels in der Luft: und dabei nichts zu empfinden als das wunderbare Gefühl der Befreiung! Die Comteffe hatte vergessen. Mit unheimlicher Klarheit stieg die scharfe lische Scene wieder vor ihr auf, sie vernahm ihre Worte, sie sah ihn, und ihr war's, als wenn erst jetzt alles für sie Gestalt und Sinn gewänne. Sie verstand nichts. Demenden fühlte sie sich schwach, elend. Und ob sie auch gegen das dumpfe Gefühl rang, hilflos verzweifelt — es drang doch durch und klagte sie laut an: da hilf schuldig, schuldig durch die sündige Liebe zu einem andern Mann! Sündig? Comteffe Marie preßte die Hände auf die Augen. Ihr Blut wallte heiß und begriff die Sünde nicht, aber sie fühlte schwer und verdammend.

Sie sank auf. Der Gläubigen war eine Erleuchtung gekommen. Sie wollte zu dem alten Pfarrer nach Gumpelschlehen gehen und beichten.

Die Comteffe ging unerkleidet auf Knyk, einen Bekannten zu begegnen. Auf den Feldern grüßen Dorfleute ihre knrückfeln, rückten an der Mütze und haben der Einsamen vorwunderk nach. Hochgelehrte Wagen mit Weberzeugnissen schwankten über die löcherigen Wege. Knechte knallten mit der Peitsche. Mädchen sangen. Es war ein müdes, melancholisches Lied. Herbst schwelte in der schweren Luft und der starke Geruch des Kartoffelkrautes. Die Dorfkirche lag wemschenleer, still; die Leute waren draußen auf der Arbeit. Nur aus dem Schulzenhause klang das scharfe Kreischen der Säge. Ein krampfiger Pudel lag am Wege und konnte sich in der matten, krankhaften Herbstsonne. Als er die Comteffe sah, wedelte er und bittgelte sie gähnend an. Sie war ein alter Hund, den sie schon seit Jahren kannte. Heute erinnerte sie sich seiner nur ganz unbestimmt und wunderte sich über seine freundliche Art. Es kam ihr alles fremd vor. Ein Kindesleben Wünschen mit dem Vater aus dem Gumpelschlemer Park zu ihr hinüber. Ein Blatt blieb ihr am Kleide hängen. Sie schüttelte es ab. Als das Blatt zu Boden sank, war's, als sie's vielleicht aufwendet zur Erinnerung an Arthur. Die Schlosspfront stieg auf, kalt, weiß, dahinter verbrühtes Spatenwerk, ein verdächerter Mauerrest — es roch scharf nach umgegrabenen nach Beeten. Die alten Weiber vom Hospital durchsuchten kopfschüttelnd den Schutt, barfüßige Flachsköpfe spielten unter den Pferdeschüttinmern „Verbrennen“.

Das Pförtchen stand offen. Eine Verwüstung abgewandt hinter dem Kirchturme — ein altes, gemütliches Haus inmitten einer Obstbaumwildnis dort am Ruß. Ueber die weiße Mauer des Gottesackers klang ein Gesang herüber, und das hohe Geschlant wucherte die rissigen Steine empor, neugierig auf die große Welt da draußen — ein wunderlustiger Leichtsinn, dem die Friedhofsruhe und die Friedhofsstimmung fremd sind. Und dem Obstgarten klangen Stimmen: eine lustige, freischende — die Comteffe erkannte sofort das pläreende Obstverkäufs des Pförtners — und eine etwas salbungsvolle — sie gehörte dem Vikar. Eine Begegnung mit denen reizte sie eigentlich nicht. Sie machte noch ein paar Schritte vorstaltig weiter, und da erblickte sie auch den Vikar und den Pförtner, die so gut zu ihrer Stimme paßte, nach einem Pflaumenbaum erhoben, zu dem eben der Pförtner im schwarzen Rock gravitätisch, als wäre es die Kanzel, auf einer Leiter emporstieg. Die Pförtnerin, ein Pflaumenkorb vorsichtig vor sich hertragend, — Gärtner, Herr Kantschul, fürcher!“

Auf der wackligen Holzpyramide vor dem Hause hatte der alte Gesellige mit Schlafrock und Pfeife. Er hatte das Käpschen gelüftet und lächelte. Der Comteffe aber fiel es auf die Seele, daß er zu ihrem Besuche kommen, daß er sie, ihre reute sie der Herrlichkeit, sie wollte sich empfehlen davonstehlen — es war zu spät; die neugierigen Brillengläser des Pförtners hatten sie noch im letzten Augenblick erspäht: „Gräfin, Gräfin!“ Auch der Pförtner wandte, und der Vikar stieg gravitätisch die Leitersprossen wieder hinab.

Zeyt stand Marie bei ihnen.

„Aber Kind, Kind!“ sagte der Herr Rittmeister hier vorbeigekommen — soll ich jemand nach ihm schicken?“ Die spitze Nase bewegte sich dienstfreitig.

„Nein, nein!“ wehrte die Comteffe lebhaft.

Und die neugierige Frau ging mit und und dem abgesponnenen Zug in der Comteffe Gesicht einen sehr verwunderlichen Schluß, den sie aber sofort in klugschenden Vorschwall hüllte. „Darf man auch nachträglich gratulieren zum Geburtstag, Gräfin? Zweiundzwanzig Jahre ist doch das schönste Alter!“ Und mit liebenswürdigem Vorwurf sich an den Gatten wendend, der noch immer auf der Leiter stand: „Aber Karl, sorgst du denn zum Geburtstag? Komm gleich runter zu gratulieren!“

Der gesellige Herr aber schwenkte nur humorvoll sein Käppchen, „darf sich's nun aber eben thun, Comteffe?“ runter ginge es die wackligen Stufen wohl noch, aber wieder rauf, da streiken die alten Beine . . . Ich weiß Ihren Geburtstag sehr genau. Ich habe Sie ja als Kind, konfirmiert und zu denke Sie auch mit Gottes Hilfe zu trauen . . . Aber man wird mit dem Alter eigensinnig und verzigt gern die Geburtstage. Man denkt dabei immer an den eigenen. Und ob der überhaupt nachmalig für mich wiederkehrt, das ist doch eine sehr zweifelhafte Sache.“

Die Comteffe lachte: „Wo denken Sie hin, Herr Pfarrer, Sie werden uns alle noch überleben!“ und wollte die Stufen hinauf, aber der Vikar machte gerade eine eifrige Verbeugung: „Möge eine gnädige Vorsehung Sie, gnädigste Comteffe, noch lange dem Lande erhalten! Das ist das Gebet der Armen und Bedrängten — und auch meines.“

Früher hatte Marie die salbungsvolle Schmeichelei nicht ungern über sich ergehen lassen, jetzt aber streifte sie Blick den jungen Mann mit der krätigen Priesternase und der gebrungenen Heldenstirne schnell, doch scharf, und sie dachte: Du willst dich den Gumpelschlehener Patronat verdienen — wenn du wüßtest, wie wenig meine Protektion von deute ab wert ist! Sie nickte ihm darum nur einen kühlen Dank und ging zu dem alten Pfarrer hinauf.

„Ich will Ihnen allein sprechen, Herr Pfarrer,“ sagte sie leise zu ihm.

Er sah sie freundlich an mit seinen alten, schwachen Augen. „Wir werden uns in meinem Zimmer setzen, liebe Comteffe.“ Seine Frau, die alles gehört und noch mehr ahnte, machte einen tiefen Servilen, den Beichtschauplatz in ihr blanked Zimmer hinüberspielen. Es ist ja gemütlicher dort, der Kaffee gerade fertig. Doch der geistliche Herr wies sie mit sanftem Nachdruck ab: „Es ist besser so, Kätchen.“

In dem Studierzimmer schwebte nach der blinkenden Kanne an den bunten Gardinen. Der matten Herbstsonne wurde's schwer, durch die tünstliche Dämmerung bis zu den hohen Bücherregalen im Hintergrunde durchzudringen, und das Prüfung des Glanbens, die streitende Theologie, in starken Folianten gebrochen war, und daneben die heidnische Klassizität in verblaster Vergoldung schimmerte — auch das Bleistift Duft barunter. Aber auf dem breiten Lederkofen, dem riesigen Mahagonischreibtisch spielten die Strahlen vergnüglich, klettertem über ein altes Schlachtschwert, hingen neugierig in den Zackenkronen und umerfuchten die schwarze Tiefe der Schmuckschatulle. Jedoch am lustigsten spiegelten sie sich in einer silbernen Brille und in einer durchgiegen Kaffeekanne, die hinter einer aufgeschlagenen Handbibel den Schreibtisch zierte.

„Stehen Sie mir willkommen, Comteffe,“ grüßte der geistliche Herr. Dann sieboste er mit spitzer Hand einen Lehnstuhl zurück, der sich mit leisem Aufsprang, doch der Größen Kurt mitzraute. „Er ist ganz jung,“ entschuldigte der Pfarrer. „Soll ich ihn ‚raubeschdrenn‘? Er ist aber ganz harmlos. Nur wenn die Freiung einer Predigt macht, will er partout mit mir spielen, und das geht doch nicht! Etwas Jugend muß man um sich haben. Und wenn's nur ein Hund ist — es benutzt mir mit dem Gnädigsterwerden. Meiner Frau ist der Fiefeler ein Dorn im Auge, weil er Stiefe anmagt und immer zur Unzeit heult. Aber haben wir uns nicht alle so unvernünftig benommen, als wir jung waren? Und wenn er mir auch manchmal die Schlafrockzroddeln zerfeyt — mag er! Dafür ist er so jung . . . Seben Sie, so schrumpft der ganze Hotzjaut mit dem Alter zusammen. Früher war mein Herrgottsprengel viel zu klein — und jetzt ist dies Zimmer meine Welt. Vom Schreibtisch zum Tabakskasten aber zum Ofenrohr, wo ich meinen Kaffee immer stehen habe, zumeilen ein Ausflug bis an das Bücherregal . . . das sind so meine Spaziergänge . . . Ja, liebes Kind, ich bin sehr alt!“ — Und wenn Sie etwas Schwerzes auf dem Herzen haben, so weiß ich nicht 'mal, ob es der Rede ist, an den Sie sich wenden. Kommen Sie, und setzen Sie sich auf meinen Arbeitsstuhl, er ist sehr bequem, und machen Sie nicht ein so trübliches Gesicht, als wenn Sie dem Jahrgang aber in einer Klinik wären . . . Nur Vertrauen sollen Sie haben! Eine hochnotpeinliche Angelegenheit wird's ja nicht sein.“

Die Comteffe Gesichte verdunkelte sich. „Hochnotpeinlich? Nein.“ Sie wußte nicht recht, wie sie anfangen sollte. Es war ein alter, guter Mann, und sie hatte ihn lieb, aber konnte er auch die Sünden der beiden Herzen verstehen?

Da setzte er sich dicht neben sie und nahm ihre jungen, schlanken Hände in seine runzeligen alten. „Ich's mit Ihrem Schwingen wohl, Comteffe?“

Sie antwete schwer. „Ja.“

„Etwas Schlimmes?“

„Das Schlimmste, Herr Pfarrer! Ich bin nicht mehr verlobt.“

Der alte Herr wurde unruhig. „Ei, ei! Es ist doch so ein prächtiger Mensch . . . hm, hm . . . und bei gutem Willen beiderseits löst sich das alles schnell und richtige Geleise bringen.“

Digitized by Google

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung 1897: Blüchers R

Digitized by Google

Ligny, 16. Juni 1815. Nach dem Gemälde von P. F. Messerschmitt.

Digitized by Google

Da entzog ihm die Comtesse ihre Hände. „Deswegen bin ich nicht gekommen. Ich will keine Betheuerungen. Arthur und ich sind miteinander fertig. Alles's gekommen, verstehst? vielleicht nur ich — jedenfalls nicht von gestern bis heute . . . Wenn der liebe Gott selbst uns wieder zusammenbringen wollte, er könnte nicht!“

„Na, na,“ begütigte er, „also alles aus? . . . Aber es müßte doch . . .“ Dann unterbrach er sich selbst. „Gewiß, gewiß — daß das ohne schwere Kämpfe für Sie nicht abgehen würde, das war mir gleich bei der Verlobung klar. Da habe ja die Gamweichheiner Jungens großmachen sollen. Sie auch, Comtesse. Und da hat man so seine Gedanken . . .“ Er zeigte aufs Herz. „Wo da der Arthur gerade hineinsticht nach gerung hat, da haben Sie viel zu viel. Aber ich dachte, daß sich das ergänzen müßte . . . An jeder Ehe thät's nicht viel anders, denn daß, was die Jugend Glück nennt, das gibt's in gar nicht. Man erlebt sich im Laufen um im Bösen gegenseitig so viel ab, daß nichts mehr da ist. Aber dann ist man ja, Gott sei Dank, alt geworden . . .“

„Ja ich's auch bei mir gekommen,“ bestätigte die Comtesse. „Aber wenn ich in meiner Verzweiflung mich an Sie wende, Herr Pfarrer, so ist keine Spur von Bedauern über den Bruch selbst dabei — er mußte kommen — weil ich — “ die Worte kamen ihr hart, stoßweise aus der Kehle — „einen andern Mann liebe.“

Der geistliche Herr winkte unwillig mit der Hand. „Leider, Comtesse!“ Mit gleicher Geste scheuchte der Hund einen Regenschirm. Er öffnete die Thür zum Nebenzimmer. „Ist jemand da?“ Keine Antwort, nur ein leichtes Rascheln von Kleidern. Aber der Hund stieß durch die Türe des Pfarrers hindurch laut plätschend nach einem Kleiderschrank.

„Ich wollte mir nur ein Tischtuch holen,“ sagte etwas verlegen die feine Stimme.

„Im Kleiderschrank, Mütterlein?“

„Ja, im Kleiderschrank, lieber Kurt.“ Und der spitzen Stimme war jetzt anzuhören, daß die Angeredete damit nicht recht zufrieden.

Darauf schloß der Pfarrer die Thür wieder, machte mit Hund und Schnupftabaksdose eine längere Promenade durchs Zimmer. „Also wer ist's?“ fragte er endlich nach einem langen Zage und der Pfeife.

Die Comtesse war aufgestanden. „Der Freiherr v. Loja,“ antwortete sie hart.

Da stellte der alte Herr die Pfeife in die Ecke und ergriff wieder ihre beiden Hände. „Nicht unruhig werden, liebes Fräulein . . . Wie ist es gekommen?“

„Genau kann ich Ihnen das nicht erklären, Herr Pfarrer. Erst habe ich ihn gehaßt und ihm alles Schlechte nachgelegt . . . Da auf einmal begriff ich, daß ich mich selbst belog, daß ich ihn liebte. Und da war's zu spät! Er weiß nichts davon, er sieht mich nicht wieder.“ Ihre Stimme wurde ganz leise. „Aber ich weiß, daß ich ihm trotzdem gehöre mit Leib und Seele . . . Und wenn er ein Verbrechen von mir verlangte, ich würde es ihm — heute noch, auf der Stelle! Ich — ich bin vor Arthur unerträglich geworden . . . Ich mußte mit ihm brechen, Herr Pfarrer, ich mußte! . . . Seit heute bin ich frei. Was hier eine Freiheit! Ich fühle mich elender, wie je . . . ich fühle, daß ich sündige, schlecht; daß ich den Schritt nie getan hätte, wenn ich den andern Mann nicht so wahnsinnig liebte.“ Sie fuhr auf. „Und doch mußte ich den Schritt thun!“

Der Pfarrer sah zu ihren heißen Augen verdüstert, hinaus, und nickte. Sie aber fuhr gereizten Tones fort: „Ist solche Liebe eine große Sünde? . . . Und wie kann ich büßen?“

Ueber sein faltiges, verwittertes Gesicht flog ein helles Leuchten. „Sünde? Nein, das ist Jugend! Sie sehen mich verwundert an, Comtesse; Sie erkennen den alten Gamweichheimer Pfarrer nicht mehr, der so gröblich mit seinen Bauernkindern umgeht? Meine Dorfjugend verlangt freilich ein schärferes Regiment. Mit der ist kein sentimentales Poussieren. Für die ist der Buchstabe da. Denen weise ich meinen Weg zum Himmel, und wenn einer Meine macht, abspringen, den drehe ich gleich mit Hölle und Verdammnis und bin gar kein langmütiger Hirte . . . Sie, Comtesse, kann ich damit nicht schrecken. Sie wollen einen wirklichen Trost, den kein Buchstabe giebt. So lange ich Sie kenne, habe ich mich an Ihnen gefreut und habe für Sie gebangt. Sie haben ein so starkes, feines Gefühl, und was andere halb empfinden, empfinden Sie ganz. Es ist ein schlimmes Geschenk der Vorfahren, weiß auf dieser Erde so wenig Gutes giebt. Das Glück ist der Konkurrentin auch zu ben haben Sie keine Minge . . . Dem Gefühl, das Sie jetzt in Ihrer Seelennot zu mir kommen, so liegen hinter Ihnen so viele Kämpfe, so viel Herzenskanal, daß bes lanblüftige Trost, welchen ich Ihnen bieten könnte, gar keinen Wert hätte. Aber ich bin ein alter Mann und habe manches erlebt. Ich habe auch meine Versuchungen gehabt und habe sie auch nicht bestanden. Dagegen half nicht, daß ich in Erlangen beinahe Unterstübler nach ben Gesetzen wurf und selbst in die Buchdruckerei der Entsagung ging. Unser Verfuchen ist das Temperament, die Jugend — und man soll die Bestrebung des Alters nicht zu hoch anschlagen; das hat keinen Zweck. Verstehe mich recht . . . Aber wenn ich so gar nicht mehr auch noch ein wußte, da war bas verständige Bibelwort mir noch immer der beste Trost. Bleibet hübsch Ihnen auch. Jedoch leien Sie es nicht als bas trockene Buch des Gerichts, der Vergeltung; denken Sie immer, daß der alte Gott gar gnädig ist auch in seinem Zorn, daß er, so lange bie Welt steht, unaufhörlich verzeihen hat, und daß bas Verzeihen sein göttlicher Beruf ist. Die Bibel verzeiht dem reuigen Sünder alles — nur die Sünden gegen die Natur nicht. Das kann sie nicht.“

Der alte Mann hatte die letzten Worte leise, aber fest gesprochen — wie unter einem innern Drucke, dem er nur ungern nachgab.

Der Comtesse war es seltsam zu Sinn. Wohl war es ein gemilderter, geläuterter Glaube, den der alte Mann ihr allein in dem einsamen Stubier zimmer predigte. Aber es zitterte auch ein herbstlich-weltliches Gefühl durch die milde Zlederstuben fterbender Blätter. Und nun am Schluß brach aus der Entsagung des Alters eine jugendliche Flamme empor. Vor der Gott, der alles vergeben, nicht alles mit den starken Augen des jungen Retter, die alles Sein in ihr unerbittliches Gesetz schlägt?

War das nicht Blasphemie — seine Rede, ihre Gedanken? Und dann klang sie bas Verfluchendu auf. „Was ich gethan habe, ist also nur recht — und hätte ich's nicht gethan, so hätte ich gerade gesündigt?“

Er zögerte und rückte an seinem Käppchen. „Herr Pfarrer, ich will eine Antwort,“ drängte sie. „Ich habe die Frage gestürchtet, und meine Antwort ist sehr unchristlich: nur die stärkere Liebe hat das Recht.“

„Und doch ist mir das kein Trost, Herr Pfarrer.“ Er lächelte. „Ich weiß es. Weil die größere Liebe ja verkümmern muß . . . Bolchen Sie den Satz männlich, wahrer Sie, daß er Sie ebenso heiß wiederbietet — Sie fanden jetzt nicht nur mir, mein Kind . . .“

Sie schwiegen lange.

Der alte Mann sahen zu rauchen. Endlich hub er wieder an: „Haben Sie mit Ihrem Vater gesprochen?“

„Nein, Herr Pfarrer.“

„Es ist auch besser so.“ Dann schwieg er wieder. Aber die Runzeln um den bartlosen Mund zitterten in starker Erregung . . . „Ja, was an einem so sieben Jahren alles zusammengeht . . .“ sprach er kopfschüttelnd . . . „Gar nicht lange vor Ihrer Geburt kam auch Ihr Vater hier . . . ich sah ihn noch . . . ein so schöner, energischer Mann, ein Jahr älter war er eigentlich . . .“

„Was wollte mein Vater bei Ihnen, und warum ist Ihnen das jetzt noch so genau in der Erinnerung?“ fragte die Comtesse verwundert.

„Da sehen wir's,“ sagte der alte Mann unheimlich. „Ich kann wohl gehen. Herr Pfarrer!“

Da bekam er sich wieder. „Bleiben Sie uns noch, Comtesse,“ sagte er leutselig, „ich habe Sie ja nur ire gemacht. Und wenn Sie so zu Ihrem Vater gingen! . . . Ich will Ihnen noch etwas sagen — es ist ein wenig leichenhaft, und ein eisenber Mutterbruder würde mich solcher beim Konsistorium verklagen . . . Bitte sinnen hier ja so hart an Grundsatz, und durch die Zweige da können Sie schon das weiße Haus eines katholischen „Kirchenbaues“ liegen sehen. Früher habe ich ungemütig die Leute wegen ihrer katholischen Heiligenbilder auf einen Klepper gehenbelmerische Helden genannt. Später habe ich bachmütig darüber gelächelt als über eine viel eingewurzelte Unart des Kultes — jetzt verstehe ich die „Bildsäule“ manchmal. Weilleicht ist es der Mangel und des Alters, die hölzliche zweite Kindheit, die den Geist blöde macht, aber nicht jung. Und wenn ich auf einem zehe einsamen, verwahrlosten Landwege so 'n Muttergottesbild erblicke, so ist mir's ganz verstohlen an meiner Mühe. Der Bengel auf dem Bock brauch's nicht zu sehen! Wir haben keine Heiligen, aber heilig ist uns die Mutter Gottes doch. Und wie schlecht auch manchmal das Holzbild ist, es schwebt immer ein milder Schimmer von Jugend und Glauben und schöner Menschlichkeit um die Mariengestalt. Ist es nicht etwas Wunderbares, daß in der Glaubensverfolgung der Jahrtausende sie wandellos geblieben ist: jung und schön? Und so ein schwerer und schuldbeladener Menschenkind, bas der Pfleger ihr Sohnschaft obliegt, das in der Zahlen oder überalenen Kirche seinen Gott nicht finbet, bas auch draußen in der lachenden Natur vergebens nach ihm sucht — warum soll das nicht vor dem Muttergottesbild Erlösung und Beruhigung finden? . . . Sie sieht auch Frauen ja menschlich so nahe, sie hat den Gottessohn mit Schmerzen geboren, sie hat gezweifelt, gerungen — nicht gewaltig, sinnend nach Mysterien, sondern klug, wie Frauen, wie's ihre Frauennatur war . . . Ist das, wenn es recht sieht, solch schlimm für einen protestantischen Pfarrer? Ich weiß nicht, ich alles so leicht verunworten könnte bort auch nicht.“

„Ihr Vater und ich können Ihnen nicht raten, liebes Kind. Wir sind beide alt. Wie ich zu nachsichtig bin, da würde er zu streng sein. Verstehen würden wir Sie wir ganz . . . Vielleicht hilft Ihnen die Mutter Gottes. Sie ist jung, wie Sie, Weib, wie Sie, und ich habe noch nie gehört, daß sie ein Gemiß verschmäht hätte. Wollen Sie, Kind?“

Da küßte Marie dem alten Pfarrer stumm die Hand und ging. (Fortsetzung folgt.)

Der Tegernsee.

Von

Hugo Arnold.

(Hierzu bie Abbildungen Seite 608.)

Mit ein schimmernder Zauberspuk auf einem zusammengefrorenen Nebelsee liegt der smaragdgrüne Spiegel des lieblichen Tegernsees in einer weiten, vor Kernen durch die Kluft der Gletscherformationen ausgetrichterten Mulde inmitten des ringlum sich erhebenden Bergzugs eingebettet. Im Hintergrunde der Wände tiefbunkle Waldungen bekleiden, und deren Fuß helle Matten und Wiesen kümmen. Am schönsten Rande bes Sees, durch bie Höhen Rohn begrenzt, liegen die weißen Häuser maleischer Bauerngehöfte und schmucker Landhäuser, hinter den hohen Türme der Kirchen zum Himmel, und hoch darüber, über den Gipfeln und Schluchten bes Bergen in den Sommer hinein in weißen Schneemassen gelagerten Bergs ipannt sich das azurne Gewölbe, von dem Licht und Glanz in reicher Fülle herabfließen auf die Landschaften Bilden. Gen glänzenden Juwel landschaftlicher Schönheit ist der Tegernsee, den Bergen, und bas auch weithin berühmten Klosters, das wir heute in Bild und Wort führen wollen, und bas wissen nicht minder die hohen Fürstlichkeiten, die Größen der Gelehrten, der eleganten und der vornehmen Welt, die auf Besuch in den Sommerfrischen am Strande bes gelben Tegernsees aufsuchen. Sie alle verlebt der lebendige Odem des Bergluft, der aus den hohen Gipfeln, aus den Tiefen weht und über die Gewässer streicht. Ihn vermachte selbst die von den Gebirgen in das Thal gestürzten Felsen-Gerölle nicht zu hindern, bas mit ihrem Kommen den Thal am Gestade zum Reich und die bewegen Bewohn, Jäger und Fischer zu Ansiedlern zwischen Land und Stadt verwandelt hat.

Den Mönchen mag über die einsamige Hochhalde und bas wuldige Vorland der Menzenschwaigdorf bringt und die Natur an das Nordende des Tegernsees, an dem heutigen lieben Dorfe Gmund die gerne Mangfall sich heben Schote entwindet; von da unterbrechen bes zum Südende, wo die blühenden Türme Tegernsees und Rottach zu Füßen bes Stadtbergen auf kachenber Aue ruhen, erstreckt sich am Ufer hin eine Kette von bunterlichen Häusern und prelaben

Digitized by Google

Willen, wiegirant eingerichtet und bestimmt hier die Periode von Sonnenaufgang. Den Mittelpunkt bildet das mächtige Dreh Tegernze, das sich hochverjüngt um das prachtige Schloß gruppirt.

Den ersten Fürstentag haben die Schüsse des heiligen Benedikt am morgen Jahrhundert eröffnet. Der Ursprung an achten Jahrhundert verbindet die Abtei mit Personen und hochadeligen Geschlechte: Adalbert und Cigar; der letztere ist wahrscheinlich jene geschichtliche Persönlichkeit, die als „Cyger der Dane" in den sagenumwobenen Kreis der Baldur-Lieder sich Gesichte übergang. Sie begaben das Stift gleich mit ausgedehnten Besitzungen, mit 11 Höfe Gehen und 22 Salzpfannen, weshalb es nicht wunderzunehmen darf, daß nach den Bedeutigkeiten der Ungarnot der bairische Herzog Arnulf das Kloster entlich und mit vielen Gütern jene Ritter ausgestattete. Walter II. Reiche Stift wieder her, und nun gehieß es zu hoher ritterlicher und geistiger Blüte. Der Abt galt als der Reichen Abt, und sein Hausmarshall gehört weit hinaus in das Bistum; die Stadt München ist auf Tegernseer Grund und Boden erbauten und trägt Namen und Wappen von den Tegernseer Mönchen. Mauer und Wassergraben haben in den letzten Zeiten eine friedliche Heimat; um die Wende des ersten Jahrtausends bedienten hier schon geniale Werkmeister die Hygrofh und Glockenmaterie, Kunstgeräte, Schriften, Bücher, die am Kaisern und Fürsten mit Gold aufgewogen wurden. In unsern Tagen hat der Tichter der „Hodlandsieder", Karl Stieler, in Tegernsee seinen Wohnsitz und sein allzu früheh Grab gefunden. Unter den Kutterstagen gewinnt sich gewissermaßen als sein Vorbilder zur manchen begabte Poet; im ältesten Jahrhundert schrieb Ekkehard der Vier-lasser das „Epos Waldrich", ein zweifaches Marklied, das die Wunder des Klosterpatrons, des heiligen Quirinus, in barbarischen Versen besang, und Ekkehard der Jüngere, Ekkehard Marianischen Ichrieb. Ihn diejelbe Zeit ist auch das grandiose Epistel von der Reliquie und dem Liturgang des Heiligen Pirmin entstanden, ein poetisch-politisches Gedicht, einem Lied ähnlich eine Oper, die von Kaiser Friedrich Barbarossa in Scenen gesetzt wurde, um ihm zum Kurzgange zu bestimmen. Unter den vielen Gästen, die einst in Tegernsee weilten, ist vor allem die weltberühmte Pariser Tänzerin zu nennen, eine nachdrücklich Cuelle für unsere Kenntnis der antiken Gesangsspiele; der von Kaiser Karl d. Gr. gestiftete Pfalzer Konvikt Ludwig hat sie von der „ertrübt".

Die Umwälzungen im Anfang unseres Jahrhunderts brachten über unsere Stifte das Beil. Es wurde zum zweiten Male und für immer aufgehoben. Die Bibliothek wanderte zum größeren Teile nach München, von den herrlichen Klostergebäuden wurden bis auf die Gotteshäuser alle Teile niedergerissen, darob die Geschäftigkeit des Entwurfes unsinnigerweise und in der That einen Irrsinnigen Herrn anbringt. Man gelangte daher in den Besitz des Herzogs Max Joseph, dann des Prinzen Karl und behielt sich zeit in den Händen des Herzogs Karl Theodor, den Wittelsbach und Wittelsbach begründet.

Hoch über See und Tor liegt wachsüchtig der Neureuth-berg, ein hochherrlicher Aussichtspunkt, an, der einer Terrasse am Berge, der „Gabriel-Maria", das Kreuzen nach Süd und West, über Gut gestellte Kuppeltürme schauen die Franken, eine breit Glorwande gelagert. Derenda die Stadt freundlich gruppirt ist. Ein Stück ungetrennt Ackerfeld, und von allen Seiten zum dieser sich eine entzückende Rundsicht über den Thalboden und den wogenden See und auf den Kranz der Voralpen und Alpen der Berge. Zwei türkische Bierbegebäude entfalten zahlreiche Räume für Bierverkehr und Pferde. Ein liebliches Garten mit plattierenden Kastanien und Linden, mit Sitze und Tischen, mit Zeremonien abhalbend und aufwogend, in einen natürlichen Park über, der sich dem herrlichen Hochwald des Berges anschmiegt. Auf diesem prächtigen, den Zeichen der Alltagsruhe in zeremoniger Ruhe entrückten Ehrfitze ist gut hausen — ein hat darum der Eigentümer, Herr Hämmerich, ein Officier der Reserve und Abgeordneter zum Gebrut, der Deutschen Kaiserin zur Verfügung gestellt, als er am Gestade des grünen Tegernsee nach einer Wohnung suchen ließ. Hier sind die hohe Frau mit ihren nächsten Umgebung Aufenthalt nehmen, die Leiterchen Kinder aber ersehen weiter unten Unterkunft finden, in der einen Hören Häusl gehörigen, ganzumgrünen Villa, einem drei Stock werke hohen, einfachen Baue inmitten grünender Auger und schattiger Pfeilerlauben.

Mit zusammengefügter Hände wird wärmige Bergsalut die kaiserliche Familie umschallen, um im Schatten riesiger Thorne, Linden und Fichten neuen bei kleinen Prinzen sich tummeln, auf das warmste beteiligenommen und schauen von den stimmigen Getreuen des Hochlandes.

Die Kunst zu fliegen.

Zur Didaktik der Lokflüge.

Von

Emil Jöllé.

Seit Jahrtausenden ruhen die Menschen von der Superiorität des Geistes über den Körper, der Idee über die Materie — und wie sieht es in der Praxis damit aus! Man greife ein paar Dutzend Alltagsmenschen heraus und frage sie, welches Maß von Energiekraft und Aufmerksamkeit sie einerseits ihrer körperlichen, andererseits ihrer geistigen Ernährung zuwenden.

Das Ergebnis der Umfrage würde niederschmetternd sein. So gewiß jedermann, wenn er auch just kein Feinschmecker und Vielesser ist, sich etwas Gutes bei Zeiten kommen, daß er der Frage seiner körperlichen Ernährung verständlichst Interesse entgegenbringt. Jeder vernünftige Mensch hält es für barbarisch zu werden, wieviel Kost er braucht, um die Lebensmaschine ganzgenau zu heizen, wieviel er verträgt, ohne sich zu überessen, welche Art der Nahrung er am leichtesten verdaut, welche Art am besten bekagt — mit einem Wort, jeder Kulturmensch, der seinen Namen verdient, hält es für der Mühe wert, über Menge und Beschaffenheit seiner Nahrung zu sicherer Orientirung zu gelangen.

Und wie steht's mit der geistigen Kost? Wie viele Menschen giebt es, die sich bemühen, in bestimmter und planmäßiger Weise die Nahrungsfrage der Seele zu regeln? Wie viele existiren es für notwendig, eine Lektüre zu ihrer Nahrung zu machen, eine Lektüre, die ihnen geistig Leiblam! Niemand hält es ein, sich ausschließlich von Tortelette und konditoren Leckereien zu ernähren; aber es giebt Leute, die jahrelang nichts als Romane, Zeitungsfeuilletons, Annoncen gelesen. Wie würden den Menschen einen Narren schelten, der ausschließlich rohe Fleischspeisen genießt, aber den Gaumen damit nicht verdirbt! Wie viele Menschen: allein es giebt viele und gerade sehr hochstehende Männer, die wie mals auch der strengsten wissenschaftlichen Lektüre herumtummeln, sich niemals Zeit nehmen, sich ein Buch zu Ende zu lesen, der Hunger ergeben. Wir haben zahllose Menschen, welche die wenigen Stunden geistiger Erholung der ausschließlichen Lektüre einer Tageszeitung, einer Illustrirten, mit andere wieder, die sich ihren Bedarf an geistiger Kost regelmäßig und wohlvorbereitet aus den ersten besten Romanen und Novellenprodukten zusammenlesen. Die Minderzahl gering ist die Zahl jener, welche in die wichtigste Form ihrer geistigen Ernährung eine feste Regel, ein geordnetes System bringen.

Daß es uns in Deutschland an einer solchen Regel fehlen sich redlich bemüht haben, in vielem Punkte ergreifen zu wollen. Schopenhauer hat in seinem kurzen Aufsatz seiner Lesern und Bücher" ein Stück Lebensweisheit, das sich zu seiner Zeit über der Sache lagen ließ, und Emerson ist mit anderen Wege zu den gleichen Ergebnissen gekommen. Ein jungerer Amerikaner, Charles Richard Vanderbilt in Genf, erhielt manchen schönen Rat, wie einer guten Philosophie der Lektüre, leider aber leider auf falschen Wege stehen. Er hält in einer Schrift über literarischen Hausbedarf seiner Zeitgenossen der derselbe Mann, um einen richtigen Kanon der Kunst der Lektüre aufzustellen.

Ich glaube, an die Spitze eines solchen Kanons müßte das unerschütterliche Prinzip der Individualität gestellt werden. Jeder Gebildete hat sich die Literatur in ein streng persönliches Verhältnis setzen. Die Literatur der Vergangenheit und der weite Umkreis der Ich muß auch zu dem zur Geltung kommen, soll man lesen, und in der That, wo man lieft. Damit soll nicht bestritten sein, daß es einen gewissen festen Fonds an Literaturgut giebt, den jedermann bewußtigt haben muß. Jeder soll vor allem die elementaren Grundbegriffe der wissenschaftlichen Disziplinen in sich aufnehmen. Allein wer weit wird schon hier gegen die Kardinalregel des psychologischen Vorgangs gefehlt? Ich überschätze wohl eine junge Dame bei der Lektüre einer historischen Streitschrift, die sie der Bücherei ihres Vaters entnommen hatte. Wie mag ich aber auch Leute, die sich der Lektüre eines philosophischen Lehrbuches unterziehen Begriffe fehlen, so daß ein Verständnis des fraglichen Werkes eine reinere Unmöglichkeit war! Wie viele Menschen haben Bücher gelesen, die sie unverstanden zu tun, denn die Unglücklichen konnte offenbar nicht mehr als einen Wust unverstandener Worte in sich aufnehmen, sie sah das Buch, wie ein Kind, das noch nicht lesen gelernt hat, die Welt begreift.

Tatsächlich aber auch soll bei der sachgemäßen Lektüre, und der Gedanken des Autors in sich aufnehmen, einen gewissen Grad von Selbstprüfung und Selbstbeherrschung des Schriftstands und deren markantete Gestalten zu gewinnen. Darüber hinaus jedoch muß die Individualität in der Woche treten. Bei einiger Selbstprüfung wird jedermann Neigungen in sich entdecken, die ihn auf ein bestimmtes Gebiet wissenschaftlicher oder schöngeistiger Schriftstums, auf die Pflege einzelner Autoren oder gewisser literarischer Strömungen hinweisen. Möge niemand es unterlassen, in diesem Sinne ein Spezialist der Lektüre zu werden! Nicht nur muß ihn jeglicher Streben dadurch vor einseitiger Inhalt, einen leeren Vielwisserei gewinnen — auch einen der schwersten Uebel unserer geistigen Lebens, die babische Zerrissenheit, die geradezu systematische Gleichmacherei der Intellekte wird auf solche Art wirksam bekämpft werden. Man lese doch nur einmal einen landesüblichen Jahresabschnitt selbst unter gebildeten Männern und Frauen! Jeder hat bestehe gelesen, jeder hat's bestehe, aber urteilt gleich. Das Jahrsinnen ist tot, es lebe der Normalmensch! . . . Wo anders, wenn heute sich gegenüberstehen, beren geistige Betätigung sich auf verschiedenartige Interessen konzentriert! Welche Anregung, welche gegenseitige Befruchtung der Ideen!

Ob es die natürliche Konsequenz des individualistischen Prinzips, daß jeder sich sucht lese, was ihm gefällt. Man sollte es für überflüssig halten, diesen Satz überhaupt nur auszusprechen. Und doch wird gegen seine Geltung so oft verstoßen wie gegen keine. Ein Buch mit innerem Widerstand lesen, sich gewaltsam durchringen, Seite für Seite die Langeweile und den Widerwut bezwingen — das ist ein Opfer, das sich jedweder leicht auferlegt, und mit welchem sie sich der lang bemessenen Stunden beranden, die ihnen für die Lektüre zu Gebote stehen. Wenn mit dieser Selbstaufopferung, und wenn auch mit jenem Buche, das man nach den ersten beiden oder vierzig Seiten nicht immer ungemeinsicher kennt!

Aber selbst diese Maxime nicht in schrankenlose Uebertreibung mit einer anderen Gefahr!

Jeder erfahrene und kluge Leser wird der Einteilung seiner Lektüre die größeste Vorsicht zu Gewande legen: Viel vor allem nur leichte Kost, die durch ihre Communis opinion der Gebildeten als leistenswert, als eine Vererscheinung merkwürdiges Denkend und Empfindens, als wahrheitte staatsbare bezeichnet werden. Ich bin der Letzte, der die Idee eine der wertvollsten, wenn nicht die allerwichtigste Rücksichtnahme für eine vernünftige und ergiebige Lektüre. Schopenhauer und Emerson haben sie überwältigenden Ausdruck, und wer sie beobachtet, wird kaum jemals fehlgehen. Schreiber dieses beobachtet seit langem ein Verfahren, das sich als sehr zweckmäßig bewährt erwiesen hat. Es ist der Buchkritiker, in der Zeitung aber während des Gespräches auf den Namen eines Verfassers oder eines Werkes hört, nie es sich sogen muß: „Hoch, das ist ja der Name oder das Buch, worüber ich schon so viel gehört und gelesen" — da macht er einen langen Vermerk im Notizbuch, und so oft dann der Name einem neuen Anlaß an die Ohren dringt, stellt ein lebhafteres Interesse, verlässlicher Katalog zur Verfügung.

Wie einst sich aber diese Vorsicht mit jener andern, daß man nur das lese, was einem gefällt? Daß sie mit die Pflicht, mich unter allen Umständen durch ein berühmtes Wort durchzubeißen?

Nein, die Pflicht besteht keineswegs. Wer allem sie es eine selbstverliebte Erfahrung, daß viele berühmte Werke und nur deshalb unbeliebt, weil sie sie in einer Weise lesen, wie sie gelesen sein wollen. Ich bin der letzte, mich gegen sondern sind, oder in einer seichten Stimmung, wo wir keinen innern Kontakt mit ihnen finden. Als ich mit achtzehn Jahren Shakespeare, Goethe, Schiller und Lessing las, konnte ich die Lechzgeschichtchen und dramatischen Darlegungen des ersten Bandes absolut nicht hintereinander und sogar die Sonette der Zeit Jahre später verstehen als mit Leidtragen die sich Bändes des englischen Meisterwerkes. Ebenso ergings mir mit Büchern berühmten Darstellers „Faust-Einer", und es ist bei mangelnden Kenntnissen, die sich ein andermal einstellen. Heinen Gangen' „Fortschritt von Wirrnis" merkte ich bisher lassen, weil ich in einem Spätherbst mich gegangen war, um mir die ökonomische Verbildung mangelte; als ich sie erworben hatte, ist ich das Buch des amerikanischen Journalisten mit hohem Genuß und Gewinn. Es ist auch man Stelzen, daß ich die Zahl der berühmten Bücher, denen man anscheinend nicht gewachsen ist, mit der Zeit und der wechselnden Umständen der erheblich vermindert, und jeder Mensch von normaler Bildung wird zur beglückenden Erkenntnis kommen, daß die meisten der monumentalen Literaturwerke auch für ihn und seine Fassungskraft geschaffen worden sind. Es versteht, daß dann noch übrig bleiben und selbst wiederholten Angriffen Widerstand leisten, die lege man ruhig beiseite und nehme sich nicht, irgendwelchen Zwang zu leisten:

„Das bab' ich nicht gelesen, weil es mir nicht gefiel, und weil ich mir nicht zu nahe zwinge." Einen solchen sich mag ihr alle, und wer mit edler Ferube den Klassikern oder den Staussischen Wälzer taudte, zeigt mehr Kunstverstand, als wer im philosophischen Konzert dem guten Ton zuliebe bei Buchner Kraftgenien Stirn und Stirnleben fraut gehört . . .

In der Vorsicht, nur Bedeutendes zu lesen, liegt sich eine andere Gefahren, die, oft von dem Verfasser gepredigt, leider allzu oft außer acht gelassen wird. Sie lautet: Abschaffen im Lesen! Wenn irgendwo, so gilt hier das Wort: Abwechslung, und praktum. Die Verbrennungen, die ein Autoritäten ausübender Leistung im Geistesleben des Individuums anzurichten vermag, sind von den besten Denkern klar erkannt worden. Ich erinnere mich da an ein prächtiges Wort, das Macaulay in seinen literarischen Bildervergabe über Professor Henry Todwell sallen läßt: „Langjährige Bücher in verschiedenen Sprachen hatte er schon sehr früh, und in der That mehr Gelehrsamkeit erworben, als seine schwachen Jahgleisen zu tragen im Stande waren. Der leine geistige Zunft, der in ihm lebte, war durch das Ueberwuchs an Brennmaterial erstickt worden . . ."

Digitized by Google

Epigramme.

Sieh dein Geheimnis lieber ganz preis, als daß du der Kombination die Ehre schenkt.

Die oberflächlichen Leute lesen von vielen Dingen nur — den Staub. p. p.

„Wie eine Springsalbe", bemerkt Schopenhauer, „durch den unbaldesten Druck eines fremden Körpers ihre Elasticität endlich einbüßt, in der Breit die seine durch vorwiegendes Aufbringen trocken werden". „Ueber wird der Zahl" heute stets gewagen, welche das Zahnbenden als einen feinen Genuß kultivieren. Aber viele wenigen werden nur es bestätigen, daß noch hundert gelesene Jahren kennt die hohe, reine Freude bereiten wie ein einziger guter, selbstgekaufter Gedanke, und wenn wir dann denselben Gedanken in einem Buche wiederfinden, so wird uns sein Besitz dadurch nicht genommen, und das tiefe Gefühl einsamster Verlassenheit zu rauhen, verwandelt sich dem erhebenden Bewußtsein der Zusammenschaft mit hochstehenden Geistern erhalten.

So stellt sich denn nach der nahezu Betrachter die Kunst zu leien eigentlich als die Kunst des Nichtlesens dar — als die Kunst, aus dem Wege zum Ziele Schriftlern all dem Unbedeutenden, Leeren und Wertlosen auszuweichen, und die kanonenhafte Feuchtbarkeit des literarischen Marktes zubringt zuhören zu Tage bringt. Nur selten aber teilt der deutsche Leier mit unerbittlich strammster Strenge einem Grundsatz huldigen, der, seit eingebalten, einen der schwersten Fehler deutschen Gelehrtentums zu verringern betrachten wäre. Ich meine: jedes Buch, an welchem uns auf den ersten Blick eine große Besteigung der Form, ein sclarfer, schlagwortiger Stil auffällt, muß unbedingt beiseitegeschleudert werden. Mehr als jedes andre Zeichen leidet die heutige Sprache darunter, daß sie von den meisten gerade nur als das kunstwerkmäßige Instrument betrachtet wird, mit dem man recht und schlecht seine Gedanken ausdrückt. Daß man aufgiern. Der Leier muß den Schriftsteller zu seinem Knecht zwingen, die Sprache als das edelste Kunstwerk menschlicher Entwicklung zu betrachten, deinen sorgsamsten Pflege jedem als heiligste Amt anvertraut ist, der sie jeder übt. Diese Anforderung muß an jeden Schriftsteller, und nicht an den schöngeistiger allein, gestellt werden. Denn jede geübtere Leier dieser Selbstzucht übt, dann werden sich die Heeren Autoren mit der Zeit davon gewöhnen, zu wie es sich jetzt, daß jeder Stadt zu anständiger und idealdenkender Sprachfreiheit vor das Publikum zu treten.

Die Notwendigkeit metallischer Führung durch das Weltreich der Literaturmenen ist allseitig anerkannt worden. Eines der merkwürdigsten, vielgepriesenen und vielverschlungenen Produkte dieser Erkenntnis sind die „Führer der Bücherei" bei Bücher". Sie Zahn Leibock hat in seinen lobhungsvollen, etwas traditionsfreundlichen „Freuden des Lesens" bereits begonnen, und für deutsche Leier liegt ein ähnlicher Versuch in der Enquete vor, welche vor einiger Zeit ein Berliner bei einer Reihe deutscher Autoren veranstaltete. Gewiß ist das Unternehmen, die leienswertesten Bücher geraine in das Privatvermögen der Hundertzahl zu spannen, nicht halbher. Noch findet sich in diesen Listen allzuviel des rein Individuellen, das oft dem allereigenen Bevorfreiche des bedeutenden Autoren entspringt. Allein Gewinn ist doch jeder freihume Leier aus diesen Verzeichnissen übrigen können, schon deshalb, weil das aufstellende Zusammentreffen vieler Urteile beziehlich eines einzelnen Werkes eine gewisse Gewähr für seinen Wert bietet. Und wenn schon nicht anderes, so mag man aus diesen Listen wenigstens die eine große Lehre schöpfen, daß die wohlabgelegte, systematische Wahl der Lektüre ein Weg von höchstem Wert ist, und daß es kaum einer größeren Verirrung geben kann, als wenn Gein giebt als daß kunterbunte, wahl- und ziellose Durcheinanderlesen.

Selbstporträt.

Wenn man sich bei mir nach meiner hanseatischen Heimat befragt und frägt, ob Hamburg, Lübeck oder Bremen meine Vaterstadt wäre, so weiß ich immer eine Antwort geben, die in hohem Grade unverständlich erscheint, nämlich: „beiderstind ich." Es gab von jeher eine Reihe von politisch-geographischen Mischverhältnissen in meinem Vaterland, und so eine ganz kleine weiß ganz besonders deutlige waren die Ottmarschen, genannt die „Vierlande", nebst dem auf der Geest gelegenen Städtchen Bergedorf, meinem Geburtsort. Von den alten großen Zeiten her, wo die Hansaten die Herrscher der Welt waren, hatten Lübeck und Hamburg diese „Lande" und das Städtchen in gemeinsamem Besitz. Das Wappen von Bergedorf (auch die zeichnen Formmarken, welche jetzt am ganz heilwarer Artikel für Sammler geworden sind) zeigte den halben lübischen Adler und anderthalb von den Hamburger den Türmen; ein Jahr wurden wir von Hamburg, ein andres Jahr von Lübeck regiert. Alle waren wir „Bedienstete ab", bis 1865 Lübeck seinen Besitzanteil an Hamburg verkaufte und mein Vater nach Lübeck übersiedelte.

Ich war noch ein kleines Mädel, allein die Jugendeindrücke sind in ihrer Eigenart zu stark gewesen, als daß sie je hätten verwischt werden können: der große Deichbau, durch den die Marschen überflutet und die Hauser unter Wasser gesetzt wurden, so daß wir Kinder in der Nacht auf den Boden gebracht werden mußten; die stillen Nächte zwischen grünen Deichen, die hellbeleuchteten Schiffe mit den Fenstern, die an Sommerabenden zu melancholisch langen; die Scharen von vielen braunlenden Pferdeherden oder Ochsen von Holsteinbauern, durch deren Lungen das energische Peitsche klirrte; unter Kaufleuten, bei denen das ganze Gespann über Pferdeställe auf breiten Fähren gesetzt wurde — das alles sah ich Pfingsten Kindergang. Und in Lübeck war wieder das Wasser der Fremde meiner innerlich einsamen Kindheit: die Trave floß an dem alten Patrizierhaus vorbei, das wir bewohnten; ich sah sie schwellen bei jedem Ostwind, und ich sah sie 1872 bei der Sturmflut das ganze Erdgeschoß durchrauschen, in das die Lebensmittel per Boot an den Balkon der ersten Etage gebracht wurden; ich sah das ewige Leben des Hafens, die stille, mir romantisch scheinende Welt der Kleinen Schiffer, die in ihrer einzigen Kajüte wohnten, schliefen, kochten.

Und auch jetzt, zum Fernster meines Arbeitszimmers aus, geht mein Blick über die belgische Weltverkehrsstraße, an deren Ufer mein Garten liegt — ist die Wasserstraße, die mit ihrem ewigen Kommen und Gehen, mit ihrem Kommen und Gehen der Schiffe, mit ihrem Kommen und Gehen der Menschen mir immer wieder das Gefühl der Einsamkeit, der Verlassenheit, der Fremde meiner innerlich einsamen Kindheit: die Trave floß an dem alten Patrizierhaus vorbei, das wir bewohnten; ich sah sie schwellen bei jedem Ostwind, und ich sah sie 1872 bei der Sturmflut das ganze Erdgeschoß durchrauschen, in das die Lebensmittel per Boot an den Balkon der ersten Etage gebracht wurden; ich sah das ewige Leben des Hafens, die stille, mir romantisch scheinende Welt der Kleinen Schiffer, die in ihrer einzigen Kajüte wohnten, schliefen, kochten.

Ida Boy-Ed.

sprechen dem Charakter meiner norddeutschen Heimat und der Richtung meines Stils, der mir meiner Lebensdarstellung meine innerlichen Zusammenhang empfinden — ich selbst glaube ihn zu spüren.

Aber weit allem der Norderstadt, viel mehr noch der Dorfart kommt in mir zu Wort. Die beinahen Verhältnisse, in denen wir leben, haben und eine ganze Anzahl von Fehlern und Vorzügen angezüchtet. Wir haben keinen Hof und sein hohes Beamtentum; in seinem, meine auch vielleicht emporgekommen Bürgerstoli leben wir, ohne uns vor regem gemand zu beugen. Jeder Familienkreis, jede Bekanntenclique hält sich innerlich über die andern erhaben: viele haben mehr Geld, jene mehr Wissen; diese haben den Sport, in tadellosen Chevauxmanieren gängen zu wollen, jene die innere Freiheit, sich nichts daraus zu machen; diese Familie ist alter, jene hat weniger Vornehme und so weiter. Die übersinnlichen Verbindungen — ich habe Familie selbst bei einer oder andre Mitglieder aber bei Cyans — gehen dem Blick keine Bahn. Es ist ein grauer, kühner, freier Zug im Hanseatentum. Aber unvermeidlich neben der Größe steht Kleinheit und auch die Wendigkeit und Enge. Vorurteile gegen alles Nichthanseatische, Mangel an Interesse für alles Künstlerische und Literarische erschweren den Verkehr. Den Wechselspiel von Aufsteigung und Niederbrud hat, wie jede Stadt in Bewegung, besonders Hamburg gezeigt. Es kann kein Zufall sein, daß die Hansestädte und besonders Lübeck dem Vaterland so manchen Mann von Wert geschenkt.

Aber zu hanseatischen Verhältnissen gehoren und gezogen worden ist, findet sich nur schwer und immer mit dem Gefühl gekommen Zudrunste in andere zurecht. Ich kenne ein baltisches Stück von der Welt, denn ich trete jetzo sehr langsame Zeit, und ich kenne so ziemlich alle Kreise der Gesellschaft, hoch und nieder, denn wer in der Enge eines Kreises sich bewegt, sieht zuletzt keine Menschen mehr, sieht nur Typen — aber ich habe auch keine Verhältnisse gesehen, die mir als dauernder Zustand angenehmer vorgekommen wären als arme hanseatischen.

Ich bin geboren 1865 als Tochter mit Karl J. Bey, dem Chef eines alten Lübecker Handelshauses, hatte, wie das ganz natürlich war, meine geistige Entwicklung zunächst ausschließlich unter dem Einfluß meiner Frau, die mein Bruder hat, an Unterricht und Fortbildung denken? Dann also brannte mein Talent mächtig, und sehr ungeduldig damit, daß ja verjuchen. Es gab eine ganze Mappe von Skizzenbüchern, die mein Bruder mir heimlich wegnahm, und mein eigner Vater, ein gastlig hochbedeutender und trotz vielig Fertigkeiten sehr bescheidener Mensch, der mir meine Freude daran hatte: er hatte der Lieblingsschüler die Schwerer der Niederlage erfassen wollen und dachte: „Wenn sie nichts aus ihnen, daß sie's doch noch." Ich sah „nichts aus kann", ist eine Frage, die ich immer mit qualvollsten Zweifel bei mir erwogen werde, solange ich lebe. Aber ich gewann Jahre alt. Ein garzes Jahr war ich in Berlin als Zuschauerin und lernte das Leben damals in seinem Maximum besser kennen, als es einer Dame in einer Landstadt jemals in Jahren möglich. Manche sind zu kommen eine harte Schule, bei der die Waffen klingen, hüben und drüben; allein sie sind auch eine tüchtige Schule, und wenn man sie hier und dort mit gestochen, kann sich eines wahrhaft barmherzigen Lebens erkennen. Das sind nun bedeutende Jahre her — heute, im Jahre 1898, bin ich unermüdlicher Arbeit, von welcher vierundzwanzig Bände Novellen mit Romane gezogen. Sie machen mir Spaß, wenn ich ihre Bilder in Bücherregal anlege und habe die stattliche Anzahl von Uebersetzungen bekommen, die von meinen Werken in italienischer, schwedischer, norwegischer, dänischer, holländischer, polnischer, ungarischer und spanischer Sprache erschienen sind — vielleicht hinter meinem Rücken, deutlichweise. Persönlich habe ich von ihnen, die Leute meinen Autoren. Die deutschen Zeitungen in Amerika drucken mir auch alles nach; so bin ich selbst recht bekannt — manchmal, aber ich einen Polen Honorar dafür gesehen zu haben.

Doch eine schriftstellerische Thätigkeit sich ihr gut und der Erziehung von Mutterpflichten vereinigt, habe ich dann auch erprobt. Ich lehrte mir, daß meine Kinder zufrieden sind mit der, mich so ihnen war und bin; das innigste Freundschaftsverhältnis verbinden mich mit ihnen, und sie erwachsen sind. Ich weiß nicht, ob alle Mütter das von sich sagen können. Lang bleiben, in Jugend verbringen — das ist ganz Geheimnis der Kindererziehung. Im April wurde ich verheiratet, aber ich bleibe in mir eigen ein unerbittlicher Trieb Jugend — vielleicht ist es schöpferische Phantasie, genug, ich bilde mich nur unter jungen Menschenkindern in meiner reinen Gesellschaft. Meine einzige Tochter ist 16, mein Junge Ehe, der mir Leiterer ist Literatur der Kriegsmarine, auch der zweite hat den Entschluß gefaßt, Seeoffizier zu werden, und ich bin dritte auf vorbereitenden Seereisen die Meere durchfahren, um selbstverstand später in die Heimat heimkehren. Ich bin ein Seemannskind.

Wenn man als Frau in der Lesezirkelheit steht, worgleich nur in der literarischen der Schriftstellerei, weiß das Leben einen ganz eigenartigen Reiz gewinnen. Wenn man lernt mehr Menschen kennen. Man hat und braucht mehr Bewegungsfreiheit. Man macht mehr schlimme, aber auch mehr gute Erfahrungen. Die bedeutenden Jahre mit Ehrbedürfnis, welche ich für die schrecklichste Stufe halte, weil Verzichtleistet ihre Vorbedingung ist, und Taute laut die Bedürftigkeit behaupt auch in der leisten Zeile der Feder nennen; die ebelsten Freuden habe ich immer in der bescheidenen Freundschaft, der anhänglichen Gesinnung guter weiblicher Männer und Frauen gefunden. Wenn der Mensch sich sich selbst beobachtender Mensch sich am gleich aber ähnlich Strebenden mißt, so kommt er hervorzu auf den Weg zur Reife.

In meiner Heimatstadt habe ich gar sehr gern (siehe oben): ich habe es mir auch zur Aufgabe gestellt, in ihr vorurteilsfreie Interessen für Kunst und Theater zu machen, verschiedene auch zu halten, zu sterben und zu klären. Und ich freundliche Gesinge meinen Mitbürgern zum literarischen Verkehrungen verschmähen, ich habe, erfolgen ich in mir Journalistik, ja ich Rubrenden, daß ich nur durchaus an mein Lobed denken darf. Es hebt natürlich auch nicht an einiger Zeitschrift, aber die möchte ich erst recht nicht missen, denn wie sieht's an unserm alten Schriftenstand? „Alles zu gefallen ist unmöglich."

So rinnt das Leben, laht und heiter wie der Sand in Stundenglase. Ich wohl auch viel Sand in der oberen Hälfte meines Glases ist! Und wenn er abgelaufen sein wird, wie wenig, ah wie bedeutend wenig hab' ich dann wirklich geleistet.

Ida Boy-Ed.

Digitized by Google

Das Jagdschloß in Tegernsee, Sommerresidenz der Deutschen Kaiserin.

Nach photographischen Aufnahmen von A. Beckmann in Tegernsee.

Ansicht von Tegernsee.

Digitized by Google

Die Flucht.

Roman
von
Ida Boy-Ed.

Der Mann mit dem grossen Namen stand in breitem Behagen an seinem Thurm, langsam, laut und hör. Felix Dahlland sah auf dem Rohrstuhl neben dem Schreibtisch wie auf der Bank der Angeklagten und hörte mit dem dumpfen Gefühl zu, daß er nicht der erste sei, dem diese Rede gehalten werde, obschon die Vertrauenswelle den Anschein erweckten wollte, als sei jedes Wort zugleich neu geboren und wohl erwogen, habe alles den höchsten Wert zugleich des Unpersönlichen und Massvollen.

Den Sessel zu geräckt, daß der Schreibtisch ihm zur Linken blieb, saß der Dichter zurückgelehnt da. Er hielt ein Bein über das andere geschlagen, hatte die Ellbogen auf die Armlehnen des Stuhles gestützt und drückte die Fingerspitzen der erhobenen Hände zusammen.

Von seiner nachtigen Stirn trat das graue Haar weit zurück und fiel in ungepflegten Strähnen nachewärts nieder auf den Kockkragen, den es mit Schuppen und Staub bedeckte. Das helle Auge sah lebhaft und aufbringlich in das Angesicht des jungen Mannes; um das hartlose Untergesicht spielte in breiten Linien Behiebigung. Das Tageslicht kam schwerkraft bei durch das breitfigtige Fenster herein, nur dem der aufspitzte Scheinwerfer fehlte. An den Fensterpfosten hingen schmale, graue Damastgardinen nieder.

Hinter dem Glase stand das Bild der Außenwelt: das weil eingeschnittene, mit vorspringenden Mansarden, hunten Ziegeldächern und kuciefen Schornsteinen versehene Dach eines Mammonmalerkasers, die obere Hälfte der Bogenfenstersreihe des höchsten Stockwerks dieses roten Baues und dahinter ein weißgrauer Himmel.

Vom Schreibtisch aus konnte der Blick sich immer geradeaus auf dies vielgeschäftige, kolossale Dach heften, dessen Nähe im Besitzer ein Gefühl der Höhe erzeugte — wenigstens Felix hatte die Vorstellung, als stehe er im Stübchen eines Turmwächters, doch über allen bürgerlichen Wohnhäusern.

Die Wände des Zimmers waren einigs mit Bücherregalen zugestellt; im Hintergrund befand sich eine Thür, mit verdüschenen grünen Damaststoff verhängt. Das Ganze hatte etwas fürstlich Abgeschlossenes, wenn nicht gar Jungferliches.

Auf der braunen Tischplatte des Schreibtisches, gerade vor einem silbernen Monstre-Tintenfaß, das Blumen und Zwischrift eines fürstlichen Gebers trug, lag ein Manuskript.

Felix, obschon er, ohne mit der Wimper zu zucken, sich bemühte, den Redenden innen freundlich anzuhören, saß dennoch immer auch dieses Manuskript: weiß und eckig, bildete es in seinem Gesichtsfeld einen störenden Punkt.

„Sie dürfen von sich nicht einmal sagen, daß Sie alle geistigen Kinderkrankheiten durchgemacht, daß Sie alle notwendigen inneren Kämpfe der Jugend bestanden, wenn Sie einen solchen Versuch nicht gemacht," sagte Stephan Aluis, sich dem Ende seines Vortrages nähernd. „Der Versuch an sich ist also etwas ganz Natürliches, denn, wein lieber junger Freund, es ist der Zug der Zeit: die unbestimmte Tranigkeit, die nach unbestimmter Befriedigung, das suchende Drängen nach höheren, freieren Daseinsformen, wovon unsre Jugend erfüllt ist, wird von dieser für künstlerischen Trieb genommen. Jeder fühlt sich mächtig und möchte auch von der Welt als ein mächtiger Mensch angesehen werden. Persönliche Bedeutung zu erlangen, scheint am leichtesten auf dem Wege der Kunst. So ist der Versuch, sich künstlerisch auszusprechen, bereits eine epidemische Krankheit der Jugend geworden. Ihr seid alle Thorfoorfrger geworden. Die Begeisterten aber sind nur, jetzt wie damals, Ihr habt das Herz voll, und weil es voll ist, glaubt ihr, ihr müßtet es erleichtern, ihr jungen Leute. Mein lieber junger Freund — so lange es nur von Unbefriedigtsein voll ist, habt ihr gar kein Recht, es zu erleichtern. Erst habt ein Ziel. Dann sucht es zu erreichen. Aber suchen ohne Ziel, das heißt Kraft treiben mit dem Bruchteil Kräften, das in euch steckt. Denn etwas steckt in jedem! Spürt nur nach im Lebenstamps, was es ist, und wohin es wachsen will. Aber verwechselt nicht das Unklare mit dem Künstlerischen, und das Schwere mit dem Recht, andern Schwenden etwas zu sagen. Ich verleihe das Bedürfnis des gegenstandslosen Unpflichtgefühls, das Ihnen Ihrer Generation bekannt und verhängnisvoll machen zu wollen. Aber ich kann dieses blasse Bedürfnis nicht als einen ausreichenden Grund an schriftstellerischer Thätigkeit anerkennen, wenn ich sein Talent sehe. Und Sie, lieber Dahlland, haben feines. In Erinnerung an die schönen Stunden, welche ich mit Ihrer Mutter — wahrhaftig, es sind schon zwanzig Jahre her —, er stieß sich über die kahle Stirn, „damals hatten wir noch unsre braunen Locken."

Er seufzte, blickte starr hinüber auf das Dach, und als sich eine ganze Reihe von Erinnerungen in ihm abgeschlossen hatte, fuhr er fort, als habe ihn nichts unterbrochen:

„Zu der Erinnerung an Ihre holde Mutter habe ich mir die Mühe gemacht, Ihnen das zu sagen."

Felix Dahlland war sehr blaß. Er legte seine kalte Hand einen Augenblick fest über seine Stirn, wie jemand, der unstatthafte Kopfschmerzen hat. Seine dunkeln Augen glitzerten wie im Fieber. Dem ganzen edeln, jungen Gesicht war die Spur tiefen Leidens aufgedrückt.

„Ich handele sich bei mir nicht nun ein gegenstandsloses Unzufriedenheit," sagte er schnell. „Ich kämpfe einen harten Kampf um das Dasein; der Kampf tobt meiner Eltern, die langen Mittel, die vorhanden waren, haben nicht zu einer Heilung gedeihen, für den ich kaum Fähigkeiten, jedenfalls gar keine Neigung habe, und in welchem mich wohl lediglich dieser magenhaften Begabung auch obenein alles Glück verlassen hat. Alles, was Sie gesagt haben, ist Wahrheit. Nur auf mich treffen sie nicht ganz zu. Denn mich treibt, außer dem heißen Drang, die Not meiner Seele in eine befreiende Künstlerthat umzusetzen, auch die herbe Notwendigkeit, einen Verdienst zu finden. Man hatte einst in der Familie meine kindlichen Verse bei festlichen Gelegenheiten gelobt, in der Schule deklagte mein lieber Vater meinen Aufsätze, daß ich nicht zum Studieren Mittel habe . . ."

Stephan Aluis schüttelte nachsichtig. Das hatte man ihm, seit er einen berühmten Namen trug, schon an die hundertmal gestrichen oder erzählt. Fast immer ganz dasselbe.

Nur dem Lächeln verstummte Felix. Er fühlte selbst, daß er eine banale Geschichte erzählte. Aber wenn das banale Unglück eben mein Unglück ist, ist es für mich nicht mehr banal,' dachte er bitter.

Er erwartete nun eine Frage menschlicher Teilnahme. Obschon er sich, ehe er hierher kam, ganz nüchtern klar gemacht hatte, daß Stephan Aluis alle Tage zum Vertrauen eines Verzweifelnden gezwungen werde und unmöglich helfen könne; daß schon vieles Anrufen dem Dichter die Berühmtheit oft zur Last machen müsse, so hatte doch im Hintergrund seiner Seele eine leise Hoffnung geschlummert, daß vielleicht er, gerade er selbst nicht zu den unzumutbarsten Anspruchen gehören werde, sondern der eine Dunderte sei, dem Aluis seine volle Teilnahme zuwende. Denn er besaß aus dem Nachlaß seiner Mutter drei wundervolle Gedichte, welche Aluis einst an sie gerichtet hatte.

Seine jugendliche Phantasie machte einen Roman daraus. Weil er solche Verse zu schreiben nur in den Seelenzuständen rasender Leidenschaft für möglich hielt, glaubte er ganz naiv, seine Mutter sei der unerrückte Gegenstand einer solchen Dichterliebe gewesen. Er hatte geglaubt, mit Wehmut, ja mit Liebe empfangen zu werden, nachdem er bei Ueberlassung des Manuskripts sich beiestich als Sohn seiner Mutter erstärt und gebeten hatte, in einigen Tagen persönlich vorsprechen zu dürfen.

Das jene wundervollen Gedichte, die längst von der Nachwelt als Perlen der Aluisschen Poesie anerkannt waren, einem aufstrebenden und schnell erloschenen Strohfeuer ihre Entstehung verdankt hatten, wußte Felix nicht.

Hingegen begriff er, daß er in der That von den Hunderten der eine war, den Aluis Zeit und Nachdenken geschenkt. Aber er begriff auch, daß die ganze Teilnahme rein litterarischer Natur und so eingestellt war, daß der Dichter nicht einmal mit einer Hellsichtigkeit sage darüber hinausging. Die Unzulänglichkeit der Novelle für den Druck, den Mangel an Beobachtungsschärfe und Darstellungsklarheit hatte er ganz ausführlich bekundet, aber die Frage, wober ihm denn die Notwendigkeit zu verdienen entstanden sei, und wie weitere, wie er sie zu lösen hoffe, erfolgte nicht.

Und auf das leiseste Wort hin hätte Felix einen Akt zu erbitten gewagt. Alles mußte doch wissen, wie man der Leidenden erlösen konnte, um auf die allerunterste Sprosse derselben den Fuß setzen zu können; irgend eine Empfehlung mußte er doch geben können, vermittels deren Felix eine Stelle als Vorlesesekretär, Korrektor bei einem Verleger hätte finden können.

Da aber der andere schwieg, kam er sich vor wie ein Bettler. Er fühlte klar, daß er sich ein Anrecht auf Aluis' Teilnahme nun selbst nahm, in wie er verbolt hatte, daß sie sein werde — nur durch einen Talentbeweis hätte erwerben können.

Er stählte, daß er aufstehen, sich bedanken und gehen mußte. Aber es war, als hielte ihn innere mit Gewalt auf dem Stuhl fest; die Bleischwere der Enttäuschung lag ihm eben in allen Gliedern. Er fürchtete weder eine freie Haltung zu haben noch sich ein freies Wort abringen zu können.

Dies Stehenbleiben und Schweigen ward ihr Aluis im hohen Grad peinlich. In ähnlichen Fällen hat er eine kleine Ablenkerübung an und hatte seiner Gast dann zwei bis zu zwanzig Mal, je nach der Schädigkeit der Kleidung, die das „unsrbrende Talent" trug. Allein vor seiner Bewunderung schien das bereits bei den besten jungen Leun Hauptmann Dahlland, die er, gegen und gefeiert wie sie war, einst auf dem Schloß eines schlesischen Grafen kennen gelernt. Dem Sohn dieser Dame wollte er doch nicht gerade Mark andieten, dazu bemerkte er plötzlich, daß Felix an seiner auffallend schlanken und wohlgebildeten Hand einen kostlichen Ring trug: einen großen alten, mattem und blitzgrünen Smaragd, der aber blitzend Brillanten umgaben, während der Ring selbst ein sein künstliches, vielverschlungenes Goldgeschmeide war. Wer solchen Ring trägt, dem kann man kein Almosen anbieten, dachte Aluis.

Er nahm das Manuskript, dog es zusammen, strich ein paarmal liebkosend über das glatte Papier hin und sagte:

„Ja — ich bedanke von Herzen . . ."

Jetzt stand Felix auf. Seine Lippen zitterten. Sagen konnte er nichts. Während er das Manuskript aus Aluis' Hand nahm, sah er diesen an.

Der schwerfällige Ausdruck in dem schönen jungen Gesicht, das dunkle, wundervolle Auge wirkten so einbrucksvoll, daß Aluis sich betroffen fühlte.

„Der junge Mensch hat da was an sich von Prinzen in der Verkleidung," dachte er, und nicht auf einmal, wie der jugendliche Held seines nächsten Romans aussehen würde. Hierüber empfand er ein plötzliches Zartgefühl für Felix. Weil die Gabe, die er ihm gewähnet hatte, noch eine Anregung gebracht, war sie alla nicht verloren gewesen. Er wiederholte mit wärmer:

„Wirklich, ich bedanke von Herzen. Ihnen diese Dinge gesagt zu haben. Aber Sie sind doch wohl gekommen, um Gründlichkeit zu finden? Verlieren Sie keine Zeit mit Versuchen — Sie haben kein Talent. Das kann sich nie ganz verbergen. Selbst in den kläglichsten Erzeugnissen digt es noch auf. Aus spürt es an einem neuen oder heißen oder männlichen Wort; an zu großen Lücken, an zu weiten Sprüngen, an zu kleinen. Sind solche Symptome entzücken nicht. Denn wenn sie schließlich bei den meisten alten zu Ruhm Gelommenen noch die ganze Schriftstellerei? Im Grund genommen nichts anderes als: Lebensverbindung, in künstlerische Form gegossen und an der richtigen Stelle angebracht. Also mehr lehre als kunst. Sie stehen, lieber Dahlland, mit sich selbst gerade haben würde, in Ihnen ein Talent zu entdecken. Haben Sie mir nicht?"

Während dieser Worte sah Aluis den jungen Mann durchdringend an, um sich seine Züge genau einzuprägen, und hielt geradezu freundschaftlich dessen Hand unschlossen.

Digitized by Google

Felix kannte das Leben schon genug, um zu wissen, daß die Freundlichkeit der Menschen sich gewöhnlich steigert, wenn sie einen lästigen Besuch endlich Abschied nehmen sehen. Und für solche erleichterte Abschiedsfreundlichkeit hielt er auch Alma's warmeren Ton.

„Ich danke Ihnen,“ sagte er gemüthlich, verbeugte sich mit gutem Anstand und ging hinaus.

Im Speisezimmer fand er seine Mutter, stirre Frau mit glatten Scheiteln und hob über ihr Spitze hinweg ausmerksam Felix an. Die Frau trug eine blaue Tagleidung und wußte mit großem Talent eine Gleichheit zu haben, welche von einem klimmelbestreiten Rückenstissen abgerissen war, zu welchem Zweck sie das Kissen auf das Fensterbrett gekommt hatte. Es war Alma's Frau, und trop seiner ganz mit sich beschäftigten Gedanken hatte Felix den Eindruck, als habe sie sich hier zu schaffen gemacht, um den Beginn, welchen ihr Mann empfang, zu kontrolliren.

Er grüßte nur oberflächlich. Mehr als jemand, der Geld gekriegt hat, dachte Frau Alma erschlecht.

Er ging treppab. Seine Kniee zitterten, und seine Füße waren schwer. Es schien, als seien die Treppen endlos und gingen hinab in unergründliche Tiefen. Endlich war er über alle drei nach unten gelangt. Das schwere Hausthor sei mit dumpfem Ton hinter ihm ins Schloß. Er spürte von dem Geräusch in ihm Herzlichen Schmerz.

Die Thür der Entscheidung war hinter ihm zugefallen. Nun stand er draußen und konnte in die Hoffnungslosigkeit hineingehen. Da scheiten die Füße langsam, und der müde Körper wich ihm widerwillig von ihnen getragen.

Der große Frühlingssonnenschein hatte etwas Beleidigendes für Felix. Es war ihm fast, als sei die Welt, sicher es ihm. Alle Gesichter waren klärer, alle Menschen betrugen sich lebhafter, es waren viel mehr Leute auf der Straße als sonst. Sie kehren heim von Spaziergängen und besitzen nicht ihr Herz an ihren Geschäften. Der März ging zu Ende, und das gute Wetter, die laurre Luft hatten den Reiz der Neuheit.

„Wie warm ist es heute, schon zwölf Grad,“ sagte eine Frau, die vor Felix herging.

„Im Sylvester wich sie sagen, wie kalt ist es heute, nur zwölf Grad,“ dachte Felix, es kommt bei all unseren Empfindungen also stets auf die letzten Gewohnheiten an.“

Dann wunderte er sich, daß er so etwas denken konnte, daß sein Geist noch tätig war, irgend etwas anfangenden, und nicht auf sein Unglück Bezug hatte.

Er ging weiter. Sein Weg war weit. Aus den Straßen des Westens, wo Alma sein Dichterheim hatte, mußte er nach dem Norden Berlins wandern. Er hatte Zeit, seine Lage noch einmal zu überdenken, die er in kein armes, kleines Hofzimmer kam, wo sein Schicksal ihn erwartete.

Die Bewegung auf der Straße, das endlos sich fortspinnende Getriebe, das aus den vielen Thoren von Menschenkommen, hallenden Schritten, rasselnden Wagen, klingelnden Pferdebahnen zusammengelegt war, umgab ihn, saß wie Klogen einer Schmiede wurden. Es war ihm, als ränge ihn das mit sich und trüge ihn mechanisch seinem Ziel zu. Der Tag verblich, und die Ferne der Straßen hüllte sich in blauen Dämmer, der haltend wie ein feiner Rauch, durch den allmählich die Lichter der Laternen gefaßt anzündeten.

Gerade so würde morgen um dieselbe Stunde das Straßenbild aussehen. Nur daß er dann nicht mehr durch dasselbe schritt . . .

In seinem Herzen war aber keine Bitterkeit mehr. Die ist immer noch die letzte Spur eines Glückserlangens, noch der letzte Schein einer verlorene Lebenslicht. Felix hatte die seinigen seit Jahren langsam hingeben müssen, eines nach dem andern. Das Unglück war über ihn gekommen, wie der Tropfen auf einen Stein, der schließlich zerbricht. Immer nur ein Tropfen auf das Haupt des Opfers nieder, aber regelmäßig, unabwendbar, endlos, bis der Wahnsinn kommt.

Er lebte noch einmal alles durch. Seine Kindheit war ihm lange wie ein schöner Märchentraum voll Glanz und Glück erschienen. Aber aus Kindern werden denkende Menschen, und sie sehen erschrocken und gewinnen nachträgliche Erkenntnis. Felix wußte längst, daß der Glanz hohl und das Glück mit Thränen bezahlt gewesen war. Sein Vater war einer von denen, die sich ewig zurückgesetzt fühlen und es vielleicht auch sind, weil sie ihren Ansprüchen über das ihrer Persönlichkeit Gemäße hinausgehen. Seine militärischen Verdienste glaubte er fortwährend böswillig verkannt, und als er an der Majorsdeck scheiterte, sah er in sich das Opfer des Uebelwollens eines Vorgesetzten. Er verschwor sich, daß sein einziger Sohn die ihm Beruf einlernen solle, der dem wahren Verdienst keine Gelegenheit zur freien Entfaltung gebe. Felix, der damals noch seine Neigung hatte, sondern nur den unsrigen Wunsch, ging den Lieblingsweg des beleidigten Vaters, und es war ihm, als sei jetzt genau, daß das verstorbene Kind seinen Eltern gewesen, was ihm damals als Neigung erschien war. Die Mutter erblickte in der Unterbringung des Sohnes im Kasernenhaus die natürlichste Versorgung für denselben; der Vater wollte blos um seinen Preis. Felix sollte siegen. Es wäre ihm eine Thür zuhören, denen von Hause aus keine Mittel zu Gebot standen. Wohlhe gab es denn Stipendien und wofür hatte man seine Beziehungen, wenn man nicht so viele Stipendien erlangen sollte?

Während seines Vaters Hauptmannszeit stand dieser in einer kleinen schlesischen Garnison. Es war die Glanzzeit im Leben seiner Mutter. Damals hatte Felix sie noch in voller Schönheit seiner Mutter angekannt, wenn sie zu Festen kam, die unabsehlich auf den Schlössern der umgegend stattfanden. Als alle Kinder, hielt auch er seine Eltern für sehr reich und sehr vornehm, weil sie einen sehr vornehmen, angesehenen und einflußreichen Mann. Jetzt wußte er längst, daß man seinen Vater für einen langweiligen Menschen gehalten und nur seiner reizenden Frau wegen eingeladen hatte. Und Felix wußte er, daß die schönen Kleider seiner Mutter immer von ihr selbst mit Freudlohen neu aufgearbeitet, umgeändert und gewendet waren.

Seine Mutter war für das groß, lange, lonige, flatte Leben wie geschaffen gewesen. Der Zuschnitt ihres Wesens war nun einmal so. Felix sah sie Bild durch viele Jahre vor sich. Blos daß als Kätzlein geboren ist, kann kein Haushuhn werden. Freilich giebt's im Menschen so etwas wie Selbstbezwingung und sittliche Notwendigkeit. Allein da es sich um seine Mutter handelte, wollte Felix nicht einmal in seinem Gedächtnis noch nachträglich Forderungen stellen. Er fand im Gegenteil Milderungsgründe für ihre Fehde an anherhänlichen Vergnügungen in dem Mangel an rechter Liebesdrahme ihrer Häuslichkeit.

Der Vater betam den Abschied. Von dieser Tag an gab es nur noch bittere Worte und Thränen im Offizierhaus. Vielleicht war der Vater sich damals durch sein maßloses Benehmen die letzten Sympathien verscherzt — scherzhaft gelang es ihm nicht, für den Sohn auch nur das leiseste Interesse zu erwecken. Die Absicht, den Knaben zu lassen, wurde aufgegeben werden. Hauptmann Dahlloch phantasierte davon, daß sein Sohn ein Großkaufmann werden und Vermögen mit seinen Millionen die übertrumpfen solle, denen das jetzige Elend zu verdanken war. „Meine Feinde,“ blieb das tägliche, bittere Wort seines Vaters.

Felix kam also in die Kaufmannslehre.

Bald danach starb seine Mutter. Er empfand fast mehr Wut und Enttäuschung als Schmerz, aber die erfreuen waren so stark, daß sie bei seinem Überdenken. Der kleine Knabe hatte nämlich eine ganz naive Zukunftsvorstellung gestanden: in dieser war der Vater tot, die Mutter hatte ihren Frieden im Haus, und er, der Sohn, verdiente schon so viel Geld, um sie beide, ihr Leben, gutes Leben, herrliche Reisen und viele Vergnügungen zu beschaffen. Das war nun vorbei. Der Vater lebte, und die Mutter war dahingegangen, ohne nach entschädigende Überfluß und Genuß ersahren zu haben.

In der Folge machte sich Felix heftige Vorwürfe, seinen Vater so gleichsam in stillen Wünschen hinweggerannt zu haben, und er that alles, um ein gärtlicher Sohn zu sein. Der Vater aber, der nun den ganzen Tag lang seinen Aerger über alles und alle hinunterschlucken mußte und keine geduldige Zuhörerin mehr hatte, starrte alle Galle bis zum Abend auf und machte Felix zum Ohrenzeugen aller gehässigen Betrachtungen.

Das war seine Häuslichkeit, in die er heimkam nach langen, oftlich qualvollen Stunden in einem heißen Comptoir der Getreidehandlung, wo er am Pult saß, die fungende Gastlampe über seiner Stirn, und in große Bücher Zahlen schrieb oder Briefe kopierte und an lauter Dinge denken mußte, denen er nie, nie Interesse abgewinnen konnte.

Um diese Zeit kam auch zuerst die wirkliche Not und erschwerte Vater und Sohn das Leben. Das kleine Kapital, das die Familie besessen, war wie groß genug gewesen, um außerdem Zinsen zu geben. Man hatte schon lange vom Kapital mitgezehrt, denn der Hauptmannsgehalt hielt sich nicht leben. Felix verfuchte nach seinen Comptoirstunden noch durch Uebersetzungen etwas zu verdienen. Er war zwanzig Jahre alt, hatte ausgezeichnet Latein, eine guter Prise und reichlichen Schulsack bedeckt. Es kämpfte er den ganzen Tag mit Müdigkeit, verfuhr oft etwas im Geschäft und hörte mehr Tadel als Lob von seinem Chef.

Sein junges Herz schmie sich nach Freude. Es war das Blut seiner Mutter, das sich in ihm rührte. Ein Durst nach schönen, großen, sorglosen Lebenstreiben brannte oft in ihm, und zugleich mit diesen Bedürfnissen regte sich ein Hochmutsgefühl, das ihn hinaushob über seine Umgebung. Er kam sich wirklich vor wie ein Prinz in der Verbannung — das hatte Alma ihm einmal über seine Stirn gesagt, jetzt noch, wo er schon vier Jahre älter geworden. Bielleicht nur, weil eine Begierde nach Ereignissen, nach wirklichem Leben, nach irgend einer höheren Existenz in ihm war, getrieben von der Not als Disposition, zu leben. Da aber sein mühsames Tagewerk und die Gesellschaft eines Elternhauses ihn schwerfällig gemacht, wurde ihm auch diese erste Liebe sein lastender Verstandigungsgang, sondern ein lastendes Greignis voll Sorge und Enttäuschung. Lore, die hochgebürtige Tochter ihrer Finanzbarone, erwiderte seine Liebe, vielleicht oft nur aus dem Reizes der Heimlichkeit willen. Ihre Mutterkeit kämpfte lange gegen seine trauervolle Art, allmählich aber mord auch ihr das blonde Köpfchen schwerzhaft von all der Hoffnungslosigkeit in Felix' Leben. Sie fing an, ihn wirklich zu lieben, mit ihm zu leiden, und gefiel sich lange in dem Versuch, auf ihn warten zu wollen, und solle sie darüber alt und grau werden.

Felix' Vater starb, und der Sohn ein Jahr lang die erste Stellung hatte, in welcher er hundert Mark monatlich verdiente. Die Erkenntnis, daß man im Kaufmannsstande nicht binnen weniger Jahre „ein paar Millionen zusammenscharren“, wie Hauptmann Dahlland sich in seiner Weltfremdheit gedacht, verbitterte ihm noch das letzte Lebenslahr. Felix fühlte sich beinahe zufrieden, daß sein Vater tot war — jedes weitere Zusammenleben hätte nur neue Enttäuschungen bringen können. Nun ruhte er doch in Frieden!

Felix war in dieser Zeit stark mit Grübeleien beschäftigt, ob es ein persönliches Bewußtsein nach dem Tode geben könne, und für seinen armen Vater hatte er solches Bewußtsein sordern mögen vom Schöpfer aller Dinge, damit dem Armen doch eine Wohlthat werde, die beschiedenste von allen: seine Ruhe, seine tiefe Ruhe zu schaffen.

Das Westchen Hohe: ein paar Möbel, Bilder, Kleider, Betten durch verkauft. Felix behielt nur den Ring, welcher in seines Vaters Familie durch viele Generationen erblich gewesen, und den alten Hund. Mit dreihundert Mark in der Tasche kam er sich fast wohlhabend vor, und er taufte sich ein zimmergroßes Logdogier. Er sprach täglich mit Lore von der Möglichkeit, daß es gezogen werden könne mit einem Gewinne, der sie in den Stand setze, sich zu heiraten.

Seine erste Stelle gab er bald auf. Das Comptoir, in dem er zu arbeiten hatte, stieß an einen Speicher mit vohen Kalkfellen — außer Korn ein Hauptcertifel seines Handels Gips — und der Staub, in ihm mit der Zeit unerträglich. Es fand sich nicht sogleich ein besserer Platz wieder, denn überall wurde „Kenntnis der Branche“ verlangt. Felix war bei einem Getreidehändler in der Lehre gewesen, weil sein Vater behauptete, „mit Korntyskulationen verdient man ein tausendes Geld.“ Er machte alle Qualen eines Lehrlingsleben Kommis durch. Lore mißbilligte, daß er die erste Stelle aufgegeben. Von der zweiten, die er endlich fand, wurde er schnell entlassen.

Digitized by Google

Das Suchen und Finden ward schwieriger, weil Zeugnisse über lobenswerthe Wirken fehlten.

Und dann kam eines Tages ein wohlgesetztes Schreiben von Lores Mutter. Es besagte, daß sie, die Mutter, das nunmehr seit vier Jahren befolgende heimliche Verlöbniß ihrer Tochter mit Herrn Felix, bei aller Hochschätzung seiner, aufzubrechen sich gezwungen sehe. Es scheine doch gar nicht, als ob ein Vermögenskommen da sei. Und Lore dürfe nicht ihre Zugend verpfuschen. Auch habe sich ein tüchtiger Bewerber gefunden, und gottlob habe Lore selbst ein Einsehen. So bliebe denn nur noch die herzliche Bitte, er möge es nicht zu schwer nehmen.

Mutter und Tochter wünschten auch noch ein gutes Fortkommen.

Er verließ noch in derselben Nacht die Stadt und wandte sich nach Berlin.

Seitdem waren Wochen vergangen, die ihm jetzt vorkamen wie ein Tag. Denn ihr Inhalt war immer der gleiche gewesen, ein bedrängtes, gequältes Suchen nach Stellung, nach Verdienst. Jeden noch der Beweis tief verborgener und zu Unrecht beleidigter Fähigkeiten sein können. Felix wußte: er hatte keine Berufung zum Dichter; nur daß sein „Stoff“ als alltäglich und dürftig bezeichnet ward, erstaunte ihn ein wenig. Niemand mag gern, was er mit tausend Schmerzen durchlebt hat, als „alltäglich“ bezeichnen hören.

Erst hatte ihn in Berlin das Gefühl wohlgethan, ungekannt unter der Menge zu sein. Niemand konnte ihn plump auf Lores Verlobung, niemand ihn auf seine Stellenlosigkeit ansehen. Er konnte darben, ohne daß es bemerkt wurde, er brauchte sich nicht durch Mitleid kränken zu lassen.

Aber als Woche um Woche in hoffnungslosigkeit verstrich, erwuchs in ihm das Gefühl einer ungeheuren Einsamkeit. Sie kam von fern, langsam wie ein Nebel, der nach und nach alles einhüllt und zuletzt auch die Nähe verschleiert, so daß die Welt verunten scheint. Es war nicht die stolze Einsamkeit der vornehmen Seele, die sich freiwillig von der Menge scheidet, es war die Einsamkeit des Ausgestoßenen.

und an dem eben die Sterne so merkwürdig zu flimmern begannen, als seien sie feine fette Lichtpunkte, sondern zitternde Fünklchen.

Auf der ersten Treppe des Hinterhauses kniete eine schwerarbe Frau und wischte mit ihrem nassen Lumpen der Hausordnung gemäß die Stufen ab. Felix bat höflich um Verzeihung, als er über die Gerätschaften der Frau hinwegtrat; sie rief ihm eine häßliche Redensart nach. Das Treppenhaus hatte gekalkte Wände, die sehr schmutzig und mit allerlei häßlichen Inschriften bedeckt waren. Das grelle Licht, das die offenen, breitgeaueschten Gasflammen gaben, beleuchtete den Anfang schmutzigst.

„Zum letztenmal,“ dachte Felix, als ihm aus einer offenen Thür des ersten Stockwerks eine Wolke übler Düfte und dreuzischen Qualms entgegenschlug, der ihn schaudern machte.

Oben in seiner Wohnung war es ganz dunkel. Weder seine Wirte noch deren Kinder und Schlafburschen schienen von der Arbeit zurück zu sein, aber doch erklang ein fremdiger, winselnder Ton aus dem

Reisebilder aus Schottland: Das Walter Scott-Denkmal in Edinburgh.

Tag hatte er in einem Kofferkasch aus allen Zeitungen die Annoncen ausgeschrieben, in denen jemand gesucht wurde.

Unterschiedslos hatte er sich als Gouvnis, als Lehrer, als Aktschreiber, als Reisebegleiter gemeldet. Zimmer zumindest. Und den Rest des Tages saß er und schrieb an jener Novelle, die er Alius gebracht. Ihn trug bei dieser Arbeit nicht der Feuerglaube an sein Talent vorwärts, keine Begeisterung lieh ihm die Lebenstönt während des Schaffens vergessen: er war sich immer bewußt, einen Versuch zu machen auf einem Gebiet, auf dem er vielleicht durch Routine mit der Zeit Erfolg haben könnte. Nur hoffte er, daß sein tiefes Unglück seiner Darstellung Wärme und Kraft gegeben haben möge. Er hatte seine Liebe zu Lore und diese Liebe Grube in eine novellistische Form gebracht.

Und Alius sagte klipp und klar: der Vorwurf sei alltäglich und dürftig, die Sprache nicht individuell, sondern das gebildete Deutsch, das „für uns dichtet und denkt“.

Mit zweifelloser Deutlichkeit fühlte Felix, daß Alius recht habe. Nicht einmal Trotz gegen das harte Urteil wollte in ihm auf. Solcher Trotz hätte

Ohr, als er im Dunkeln tastend seine Stube aufschloß. Sie ging nach dem Hof hinaus und empfing von draußen ein karges Licht durch die Glasflamme auf dem Hof und all die erleuchteten Fenster des Vorderhauses.

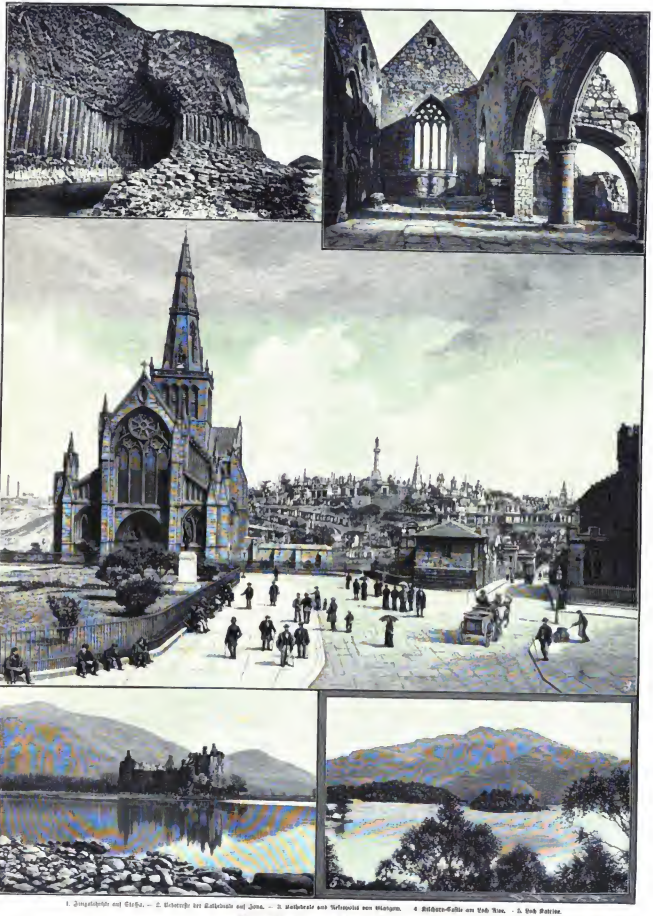
Und in diesem ungewissen Schein sah Felix, wie sein Hund sich aufrichtete und schweifwedelnd auf ihn zukam. Es war ein großer Neufundländer, mit einem tadellosen, schwarzen lockigen Fell, das freilich von seinem Seidenglanz schon viel verloren hatte. Robby war ein alter Herr, fast zehn Jahre alt und auch er hatte, seit sie in Berlin waren, wie sein Herr, nicht oft satt bekommen.

Felix schloß seine Thür und setzte sich dann aus Fenster. Mit betäubtem Gewinsel rieb Robby seine Schnauze an seines Herren Knie. Felix legte seine Hand auf den Kopf des Tieres.

„Es ist aus, mein alter Robby, ganz aus,“ sagte er leise.

Als er nach Berlin abreiste, hatten sie es in seiner Heimatsstadt „verrückt“ genannt, daß er den alten Hund mitnahm, er, der selber nichts zu leben hatte. Man riet ihm, das Tier erschießen zu lassen, und bedauerte, daß es nicht mehr lung genug sei.

Digitized by Google



1. Fingalshöhle auf Staffa. — 2. Ueberreste der Kathedrale auf Jona. — 3. Kathedrale und Nationalmonument von Edinburgh. 4. Bischofs-Castle am Loch Awe. — 5. Loch Katrine.

Reisebilder aus Schottland.

Digitized by Google

um vorteilhaft verkauft zu werden. Felix schwieg dazu. Der Hund hatte noch seiner Mutter gedenkt — nichts hätte ihn bewegen können, sich von dem Tiere zu trennen.

Nun saßen sie still im Haldbunkel, Herr und Hund. Der Herr dachte nach, und der Hund wartete, die trüben Augen wachsam auf seinen Herrn gerichtet.

Felix wunderte sich darüber, daß in seinem Herzen keine Unruhe war, nicht einmal Bellommenheit.

Es wird die absolute Gewißheit sein,' dachte er, ‚die bewirkt diese Klarheit giebt.'

Ihm fiel ein, was er gelegentlich von der standhaften oder gleichgültigen Haltung zum Tode Verurteilter gelesen. Er begriff das jetzt völlig. Hier es kein Entrinnen giebt, giebt es auch kein Aufbäumen mehr. Selbst die Verzweiflung hört auf.

Er versuchte, sich den Vorteil vorzustellen, den er gehabt, wenn er noch in den Tagen seines einen Verbrechs oder eine Stellung gefunden hätte. Es wäre wahrscheinlich um eine Hinzögerung seines unabwendbaren Geschicks gewesen. Und überdies: nur sehen um nicht zu sterben — nein, über brutale Leben hatte er satt. Er fühlte ganz deutlich, daß neben der Gewißheit, verhungern oder betteln zu müssen, wenn nicht über Nacht ein Wunder geschähe, noch eine andere Erkenntnis bestand, die ihm das Leben zum Ekel machte.

Er kann sich vor wie ein Mensch ohne Boden. Er hätte ein reicher, großer Mann sein mögen mit allen Kenntnissen, die sich in heutiger Zeit durch Begabung und Fleiß aneignen lassen, um mit allem Golde sich edelste Lebensgenüsse zu verschaffen und mit immer größerem Behagen diesen wirken zu können. Oder er hätte ein Arbeiter sein mögen, der den Hammer schwingt, ein Mann, der hart und rauh sein Brot arbeitet, seine lasterden Traditionen von geschlechtlichen Vorurteilen an sich hängen hat, durch keine ästhetischen Bedürfnisse gequält wird, ein Mann mit rohen Sinnen und rohem Geschmack, mit dem Recht, die Freude zu besaufen, wo man ihm zu nah tritt, mit der Fähigkeit, schweren, tiefen Mühigkeit nach körperlicher Arbeit.

Felix dachte, es müßte nur zwei Stunde gehen; vielleicht käme damit Frieden und Ordnung in die Welt. Er selbst gehörte keinem an. Was wie ein machte es Tausende und Abertausende geben: sorglosen erzogen, in besten Manieren, mit allen Bedürfnissen des guten Geschmacks und der peinlichen Sauberkeit gekleidet, durch Intellekt und durch die Atmosphäre des Elternhauses; aber ohne die Mittel, diesen Gewohnheiten Befriedigung zu verschaffen, in einem Beruf, der allen schlimmen Zufälligkeiten ausgesetzt war, ohne die Fähigkeit, ja ohne die Körperkraft, diesen Beruf wechseln zu können und einfach in die Klasse des Arbeiters hinabzusteigen.

An dem Bilden des Lebens es Felix nicht. Er wünschte inbrünstig ein Protektorat ein und den ganzen Ballast seiner Erziehung abwerfen zu können.

Als er sich einmal seinem Vater, einem Fabrikarbeiter, anvertraut, hatte der ihn ungelacht. Schlich sich war auch das ein Beruf, der von der Tüke an gelernt sein will. Und außerdem fühlte Felix nur zu deutlich, daß er durch die Jahre der Entbehrung und Ueberarbeitung um die Kraft gekommen sei, die er seinen vierundzwanzig Jahren noch haben müßte.

Dem alten schrecklichen Beobachtungen, die er im Kampf der letzten Wochen gemacht, ersahen diese sich die grausamste, daß ein Mensch, der arbeiten will, jonglieren nur mit gebundener Marschroute Arbeit finden kann, und daß obendrein noch der tötliche Wille ein ganz wertloses Vermögen ist, denn ihn hat, weder zur Ehre noch zum Verdienst. Denn was half ihm aller Wille und alles Streben, wenn er keine Arbeit fand?

Dies alles waren ganz neue Betrachtungen, in ihrer Einfachheit lediglich aus seinem eignen Schicksal hervorgegangen.

Wenn er früher in den Zeitungen las, daß junge Menschen sich erhängt oder ertränkt hatten, weil die Not sie dazu getrieben, daß er immer verächtlich, daß es denen wohl am nötigen sittlichen Halt gefehlt habe. Nun erfuhr er es an eignen Leib, daß man sich zugleich vor Arbeitswunsch und Hunger verzweifeln kann.

Bleichsüchtig hatte er auch in all den trüben Jahren, die er sich so freudlos hingezankt, nach und nach seinen Mut verbraucht, so daß jetzt, wo er den äußersten brauchte, keiner mehr da war. Er hatte darüber nicht nach. Er sog nur noch einmal die Summe seines bisherigen Lebens und fragte sich, ob ihm wohl ein Schmerz, eine Sorge, eine Enttäuschung einiger Bedeutung sei. Keiner!

Nobby hatte ihm beschiedentlich die Hand, der Hund war des stummen Zärtlens müde.

Die Berührung dieser warmen Zunge ließ Felix zusammenschrecken. Ihm, der sich schon sinnelich ganz von der Welt geschieden, war das alte Tier das einzige Lebendige in seiner Nähe. Zugleich auch das einzige Wesen, das noch einen Anspruch an ihn erhob.

Er kannt rasch auf und machte Licht. Die ganze Dürftigkeit des Raumes ward nun beleuchtet; Felix sieh die Kaulenne von ganzer Stattlichkeit darob, damit nun beginnen sein Ringen um Klarheit überblicken könne. Das eiserne Bett, mit seinem wenigen Bettzeug, der kleine eiserne Ofen und der Waschtopf zum Kaffeekochen darauf, der Tisch und der Wandschrank, ja selbst die Bilder an der Wand schienen seinen Mitteilungen. Er selbst befaß nichts mehr wie den Anzug an seinem Leibe, den Ring an seiner Hand und den geladenen Revolver seines Bruders.

Der Ring, das einzige Familienerbstück der Familie, sollte mit ihm in das Grab gehen. Die Verfügung, ihn zu verkaufen, war ihm kaum gekommen; denn sie Gewißheit einer Hinzögerung, daß wenn der Erlös des Ringes verbraucht sei, die Lage die selbe gebliehen sein würde. Und es gewährte ihm eine phantastische Genugtuung, sich mit diesem Ring an der Hand nach seinem Tode der Polizei von jener Familie zu fühlen, als einer, der nicht bis zur letzten elenden Beitlerarmseligkeit gesunken hatte, sondern stolz und ergeben darum ging von der Gastlichkeit des Lebens, die ihm Familienstolz der Seinen gebot war. Nobby sah schwitzbehend zu, wie sein Herr im Zimmer auf- und abging. Er erwartete für sich selbst irgend ein Resultat von dieser Bewegung: zärtlichkeit einen Spaziergang oder Fleisch von seinem Teller.

Die kleine Lampe blakte; mit der merkwürdigen Wachsamkeit, die Menschen in den wichtigsten Augenblicken für die unwichtigsten Dinge haben können, sah Felix den Docht, der geputzt werden sollte. Dann nahm er aus seiner Brusttasche eine Photographie und hielt sie über die Flamme. Sie war nicht stark genug, das blaß Blatt in Brand zu setzen, aber das Bild verlor seine Form, Kleider und Gesicht langsam hinter dunkeln Rußflecken.

Felix legte sich danach auf den Stuhl. Der Revolver lag bereit auf dem Tisch.

Nobby, ich sage es dir!

Der Hund drängte sich zwischen die Knie des Herrn. Felix erfaßte die hängenden Ohren und sah dem Tier gerade in die Augen.

Aus dem Dunkel von dem Hofe her klangen die Stimmen des Lebens, das Gerdusch der Welt umbrandete gleichsam diese stille, kleine Zelle. Wie von fern her hörte er es an Felix' Ohr.

Er sah unbewegsich und sah unbewegsich in die treuen Hundeaugen. Den alten Tier war es eine Anstrengung, die Aufmerksamkeit lange zu gespannt zu erhalten. Es fing an zu blinzeln, bewegte den Kopf und wollte seinem Herrn wieder die Hand beleden. Da nahm Felix den Revolver mit kurzem, zartem Griff, legte ihn dem Hund an das Ohr — schnell entschlossen, nur in einer Zwangsvorstellung handelnd, drückte er ab.

Es gab einen ganz kleinen, dumpfen Knall. Nobby fiel auf die Seite, reckte sich und verendete.

Mit Gelassenheit sah Felix zu, wie das Blut hervorquoll.

Neben dem Hund am Boden kniete Felix. Seine Stirn war naß, seine Hände waren kalt.

Das Schwerste war gethan.

Er wartete, ob jemand sich nicht nach rühre. Er hätte gewünscht, daß das Tier ihm noch einen leyten, treuen Blick geschenkt hätte. Er lehnte sich danach, noch einmal die warme Zunge auf seiner Hand zu fühlen. Aber lang, schwer, schwarz und stumm lag das Tier.

Mühsam stand Felix auf. Er setzte sich wieder auf den Stuhl und dachte, wie er nun noch zu thun habe. Einen Zettel schreiben an seine Mitleidenden, denen er nichts schuldig war, die er aber um Verzeihung bitten wollte. Und dann — nichts weiter.

Irgend ein Gefühl zwang ihn, wieder und immer wieder auf den toten Hund niederzublicken.

Ein Lächeln ging dabei bitter und schmerzlich über sein Gesicht: gewiß, der da lag, war nur ein alter, toter Hund. Aber es war noch der Gefährte seiner Jugend gewesen, der Hund der Mutter hatte noch dieses schwarze Fell gekreideht, der gutige Mann, der Vater sogar hatte mit ihm geschmeichelt, und vore that schon mit ihm. Und in dem kleinen Grab der letzten Wochen war das Andenken Mitleids des Tieres, wenn er heimkam, der einzige Laut der Teilnahme gewesen, der an sein Ohr, mein, an sein Herz klang.

Plötzlich ward Felix sich auf den Erbboden nieder, dann sein Gesicht in den Fell des verstummten Tieres und weinte. Lange lag er so.

Langsam froch etwas an ihm heran, unsichtbar, unfühlbar, und doch so stark, daß es ihn ganz und gar, wie die kalte eisige Winternacht, darin der Stern gefriert: das Gefühl der Fürchterlichen Einsamkeit.

Er sprang auf und blieb behend stehen. Obgleich er wußte, daß niemand da war, meinte er, er müsse sich rund umsehen voll Furcht.

Es war ihm, als sei jemand eingetreten. Nein — nichts. Aber morgen früh, wenn es so still bei ihm blieb, aber morgen mittag, wenn es der Wirtin endlich auffiel, daß es sich nicht rege, dann würde man hier einkeren . . .

Er überlief plötzlich eine ganz banale Neugier, brennend, unüberwindlich. Er hatte ganz genau wissen mögen, was morgen geschah, wenn man seinen Tod entdeckte, ob der Mann oder die Frau zuerst hereinkäme, ob die Polizei die Leichen wecke, und auf welche Weise und auf welchem Kirchhof man ihn beerdigen mußte. Ihm schien beinahe, er könne sich nicht töten, ehe er sich über alle diese Dinge nicht genau unterrichtet habe.

Dann kam er sich verächtlich vor, daß er, der so ganz mit dem Leben abgeschlossen hatte, noch an diese kleinen Neugierlichkeiten denken mochte. Er suchte seine Gedanken auf die Vergangenheit zu richten, auf das Liebste darin, auf seine Mutter.

Ihre letzte Stunde erstand ganz deutlich vor ihm. Sie hatte nicht gewußt, daß es zum Tode ging. In ihren Augen konnte nur sie gestorben, daß ihr lieber Sohn neben ihrem Bette saß. Ihre Hand in seinen beiden, saß sie ihn an und atmete schwer und war frei von aller Furcht und aller Not. Zuletzt hatte er sie in ihren Armen gehalten und ihr letzter Liebesblick ruhte in seinen Augen; er sah es wohl, er fühlte es wohl: sie hatte sich beschützt gedacht, und sein bangeS Wuen von Einsamkeit, von einem langen Weg, den sie nun allein gehen sollte, war ihr angeklagen.

O, welch ein schönes Sterben in Liebesarmen, unter Liebesblicken!

Und er sollte so einsam, so stumm, so verlassen in letzten Röten davongehen!

Er dachte auch an seinen Vater und an dessen Sterben. Das war mit dem Bewußtsein einiges Scheidens erfolgt. Und in diesem Bewußtsein hatte selbst er, der Egoist und Unklugeit der Seinen, in seinem Herzen noch Bäume aufstacken gefühlt. Seine letzten Worte waren der Wunsch eines besseren Schicksals für den Sohn, sein letzter Blick ein Dankesblick, weil der Sohn ihm leise die feuchte Stirn gerstrichen.

Und mit immer größerem Schrecken umwuchs ihn die Einsamkeit.

Nur einen Jungen haben sei dem Tod! Nur eine Menschenhand, welche die seine mit letztem Druck warm umschließt! Nur ein Auge, ihn tröstlich anzublicken! Nur eine Stimme, die da fragte: ‚Ja bir wahl?!'

Ein unsäglich Heimweh kam in sein Herz nach allen, die einer verlassenen Seele wachsam kann. So war es ihm denn wirklich beschieden, stumm hinwegzugehen und das Geheimnis seiner Leiden mit sich zu nehmen? Ganz umsonst war sein Dasein gewesen?

Selbst sein Hund hatte ein barmherzigeres Los gefunden, als er selbst finden mochte.

Schaum durchrann ihn. Er hörte mit dem Ohr eines entfernten Phantasten noch einmal den kleinen, dumpfen Knall — aber heimal war die Kugel

Digitized by Google

in sein eignes Hirn gebrungen — er sah sich neben dem Tier auf dem Boden liegen — vielleicht nicht so augenblicklich tot wie dieses — würde seine Hand, gegen sich selbst gerichtet, auch so fest sein? Er sah sich im qualvollen Kampf, und wieder sah er die fürchterliche Einsamkeit.

Sie schien Gestalt gewonnen zu haben: sie stand da, hager und groß mit einem schönen, blassen Gesicht, darin ein leeres Auge starr in ungewisse Fernen sah, und einen ältlichen, graufamen Zügchen um die blassen Lippen. Viele schreckliche Gestalt würde seine Einsamkeit sein in seinen letzten Minuten, und noch sein brechendes Auge würde ihr eiserne Angelegt erblicken!

Von den englischen Tierkörper ging etwas Unheimliches aus: eine große Wüste und ein grabes Schweigen. Es wirkte ihn durch den ganzen Raum und drang dem Bebenden durch alle Poren und füllte sein ganzes Wesen mit Grauen.

Seine Blicke irrten umher. Sein Ohr horchte lechzend. Nur ein Laut, nur ein Ruf, der ihm galt! Nur ein Zoa aus warmer Menschenbrust, der nach ihm rief. Vergebens. Von fern, in gedämpftem Geräusch erklangen die Stimmen fremden Menschenlebens.

In der Stube blieb es still. Hier wohnte der Tod, und unglaubt und ungeheuer lief ihm anheim, was hier noch lebte.

Fritz that einen Schritt vorwärts. Er ergriff den Revolver. Das kalte Metall erschreckte ihn, er ließ die Waffe fallen.

Hart und laut fiel sie hin. Und bieser Ton, der erste seit dem Schuß, entfeste Fritz so, daß er aufschrie.

Da war, als hatte der Schrei wie lebendes Wesen von den Wänden wieder.

Fritz wollte sich bücken, um die Waffe wieder aufzuheben. Da fuhr er zurück. Und sinnlos, die Stirn naß, mit zitternden Knieen ging er rückwärts, rückwärts — das Auge fixer auf den toten Hund und den blanken Revolver daneben gebeftet.

Und dann stürzte er gar Thür hinaus — auf der Flucht vor dem Tode in das Leben hinein.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Florenz.

Von

A. Stier.

I.

Die vier unvollendeten Statuen von Michel-Angelo.

Im Garten Pitti zu Florenz.

Im Forbeer- und Myrtengebüsch,
Durchstrahnet der Jahresbeere Lenz
Manch steinernes Marmorbild.

Doch in einer Grotte Tiefen verstedt,
Im Dämmerschatten gehalten,
Da haben meine Augen entdeckt
Vier wundersame Gestalten.

Titanenhaft, bald Kind, bald Stein,
Recken sie ihre Glieder
Und wenden sich in stummer Pein
Und blicken flehend hervorher:

„Erlöse uns aus des Marmors Haft,
Aus der rohen Materie Umstrickung,
Und löst unsres Keimes gewaltiger Kraft
Zu voller Lebensbeglückung!

Unser Schöpfer war Michel-Angelo,
Wir sind seine Riesengedanken,
Bald Ernst ernsterlich, und bald Scherzen
Doppelt in Fesseln und Schranken.

Jahrhunderte durch; bald Nachtleben, bald Sein,
Bald Tod, bald Leben, wir Armen!“ —
Da ernstlich ich dem gequälten Gebein,
Erfüllt von heißem Erbarmen.

Und draußen in schimmernden Lorbeergrün,
Da stand all das Götzengeschimmel,
Verschwindet und zerrinn, wo Rosen blühn,
Unter dem lachenden Himmel.

II.

Die Malerei der Jahreszeiten.

Der Lenz in Tönen zart und heil
Malt nun ein duftig Zaubereil;
Durch neuen Werdens sichres Grün
Fein violette Schatten ziehn.

Der Sommer brannt voll Farbenkraft
Feigt seines Pinsels Meisterschaft:
Da prangt in Glut und Gottesgluth
Natur mit vollem Blumenkranz.

Schönfarbiger Herbst will großem Zug
Schaffe seine Wunder dann im Flug.
Al fresco wie auf Gold und Nat;
Deckt den Herbst und schmückt den Tod.

Der Winter, wie die Greise sind,
Ist schon ein bischen farbenblind,
Doch in der Erinnerung schwung auf weiß
Getrost er noch den vollen Pinsel.

III.

Auf den Bildern von Pisteln.

So sippig sprießen Hyazinthen und Levkoenblüten,
Als müßten sie ein großes Schicksal bieten.

Sagt, vote Rosen auf der Bildnismauer,
Vergaß ihr ein Gleid? Ihr seid ohne Tauer?

Schweigt über euch hinaus ins Arnothal
Ein selig Augenpaar, ein Mund voll Qual?

Jandyt hier ein Mund in höchster Wonne auch,
Wo dort die Nachtigall im Myrtenstrauch?

Wie, aber lernt im Schatten der Cypressen
Ein blutend Herz vergessen das Vergessen?

Rubt unter immergrünem Eichenzweig
Dem Sieger zu gefallen manch fertiger Held?

Wurd in dem lichtumfluteten Haus geboren
Ein Liebling, den die Musen auserkoren?

Denn sieh ein Gleiches schweigen nunmer ein
Ein Allzugroßen und ein Durchschnittsleben!

Hydrocleine in Schottland.

Reisebilder aus Schottland.

Von

A. Poppritz.

(Siehe die Abbildungen Seite 612 und 613.)

Wer hätte sich nicht in seiner Jugend an den Romanen Walter Scotts begeistert und mit ben schottischen Barden Burns gefungen: „Mein Herz ist im Hochland“? Wen hätte nicht einmal die Sehnsucht beschlichen, das Vaterland Maria Stuarts, der Ossian, Douglas und andere Gestalten, von denen die Dichter singen und sagen, kennen zu lernen? Schottland ist uns dem Namen nach lieb geworden vertraut wie unser eigenes Vaterland, und doch erfuhr sich nur wenigen der Jugendwunsch, dies sagenumwobene, wundervolle Hochland zu bereisen.

Mich trieb meine Wanderluft in diesem Jahr nach jenen nordischen Nebelgreuzen, und zwar betrat ich den Boden Schottlands von Norden aus und wählte Glasgow zum Ausgangspunkt meiner Streifzüge.

Glasgow besitzt zwei hervorragende Gebäude: die neue Universität und die alte Kathedrale, einen bedeutenden, aus dem zwölften Jahrhundert stammenden Bau. Von außen macht das ehrwürdige Gotteshaus einen fast plumpen Eindruck, um so imponierender wirken aber die hohen Strebepfeiler und die malerisch gruppierten Säulenstellungen des Innern. Besonders sehenswert ist die Krypta, welche die Leiche bereits dahingeschiedener nicht nur barg, sondern auch beerdigte. Gewölbe, in schwerige Grabesmacht getaucht ist, umhüllen ein weites Totenreich verbreitet, das die Scele in stiller Betrachtung sieht.

Charakteristisch ist die „Necropolis“, welche auf einer Anhöhe zwischen der Kathedrale liegt. Es bräuhet uns eigentümlich, ist jedoch eine die Einrichtungsmann typische Erscheinung, daß man auf Friedhöfen fast nie das christliche Kreuz antrifft, sondern nur Grabdenkmäler in Gestalt von Säulen, Urnen und Sarkophagen, die den Begräbnisplatz einen noch antiken Vergleich sich heidnischen Charakter verleihen. Von der Necropolis Glasgows aus erblickt man eine gute Gesamtansicht der Stadt. Der bekannte schottische Arzt ist durch den Kanal umgebogen Schornsteine verdeckt und ragt als schwere graue Dunstwolke über dem Ganzen. Am Horizont steht man einen hellen Streifen, das Meer, worin sich die Masten der am Quai ankernden Schiffe wie schwarze Striche eingeichnen. Das Leben und Treiben des Hafens ist interessant zu beobachten, und doch schnürt sich dem Menschenherzen das Herz zusammen bei dem Gedanke der tagalen Kontraste, welche hier unmittelbar nebeneinander bestehen. In seiner anderen Stadt Großbritanniens ist mir der Gegensatz zwischen Überfluß und Mangel so schneidend wie die Seele getreten als gerade in Glasgow. Das Tenementsystem ist's, das viele Armut unter Dach weniger mit Teilnahme als mit Abscheu erfüllt, denn hier reigt das Elend stets den Stempel des Lasters auf der Stirn.

Erleichtert atmete ich auf, als das Schiff uns Hinderung und zwei, drei Meer. Die Fahrt dauert längst der Westküste Schottlands ist sehr reizvoll. Lange, schmale Meeresarme, „Lochs“ genannt, erstrecken sich bis tief in das Innere. Während die Bergen des Nördlichen Hochlands immer steil emporsteigen und der herbe, kraftige Seewind unser Segel bläht, bewundern wir in den geschützten Buchten der Küste eine fast tropische Vegetation. Dunkle Rhododendronbüsche umgeben die blühenden Gärten, und denen myrtenumgrünenden Landhäuser freundlich hervorlugen.

Je höher man nach Norden, um so spärlicher wird der Pflanzenwuchs, bis wir schließlich, nur noch zwischen kahlen Felsenwänden hindurch, nach gebirtsartiger Einfahrt den Hafen von Oban erreichen. Oban war einst die Hauptstadt schottischen Königreichs. In dem Schlosse, von dessen malerischen, ephenumrankten Mauern aus man einen weiten, herrlichen Blick über das Meer, die Inseln und Berge genießt, wurde das schottische Heiligtum „the stone of scone“ bewahrt. Als dieses Stein seit angeblich der Erzvater Jakob gerade haben, als er aus der Hammelleiter träumte, und in seinem Besitz haben die Herrscher Schottlands den Thronen ihrer Macht. Erst nachdem es den Engländern gelungen war, den Stein zu erobern, ergaben sich die Schotten in die Schicksal, und seitdem liegt der heilige Stein, als ein Wahrzeichen der einigen Vereinigung beider Königreiche, unter dem Thronsitz der Westminsterabtei zu London.

Ein breiter Meeresarm wird nicht verkümmen, von Oban aus die berühmte Insel Staffa zu besuchen. Durch wenig bis unter Schiff durch ein Labyrinth von Inseln, welche durch die zahlreich vorgelagerten Inseln und die zerklüftete Küste des Festlandes gebildet werden. Immer neue, geweite Felsenformationen giebt es zu bewundern; in den kahlen Klippen reihen unzählige Seevögel, und doch kristallklare Wasser entschleiert uns die Wunder seiner Tiefe. Doch zeigt traten die Felsen gerade, wie spitzen an der heftiger werdenden Bewegung des Schiffes, daß wir ungehemmt dem Anprall des Atlantischen Ozeans ausgesetzt sind, und bort ragt wie ein riesiger grauer Pilz aus dem tiefgrünen Meeresspiegel die Insel Staffa empor.

Unser Kapitän aber macht ein ernstes Gesicht; er stirbtet, es sei zu stürmisch, um landen zu können. Die Landung muß sich auf allen Meeren, doch mein — dort, jene beiden dunklen Punkte sind Boote, welche von der nahen bewohnten Insel herübekommen, um die Passagiere nach Staffa hinüber zu rudern. Nicht ohne Schwierigkeiten geht das dem lebhaften Schwanken der Meeren Fahrzeuge das Aus-bonten von statten. Nachdem Ungeschicht erlitzt von Klippen, doch plötzlich wird es still — die schwarzgraune Dämmerung der Felsgrotte umfängt uns. Die berauschenden sind, welche Phantasmen und gaukeln in den hohen Felsengewölbe widerhallt, erwacht eine geheimnisvolle Melodie, als gerieten Hunzels Geisterschaben in der Luft, um dem wohrenen Geschlecht von der entschwundenen Herrlichkeit der alten Zeiten zu kunden. Von dieser wertumwehten Poesie zeugen die zahlreichen Namen, welche den schottischen Schmud Schottlands bilden; ja bis Ueberreste der ersten Kathedrale auf der Insel Jona und das romantische Fingalshöhle-Gotte an Loch Awe, in unmittelbarer Nähe von Oban.

Wollen wir den eigentümlich melancholischen Zauber des einsamen Hochlands ganz verstehen lernen, je müssen wir uns von Oban aus ins Innere begeben. Wer sogleich den liebenswürdigen Kontrast sucht — immer enger und höher umschließen die Gebirgsmauern die schmale Wasserstraße, bis wir von dem kleinen Fort William ausiern, das von den überaus hohen Felsenmassen des Ben Nevis überragt wird. Der Anstieg ist beschwerlich und die Umgebung oben schmerzlich, aber der Naturfreund nimmt gern solche Beschwerlichkeiten in den Kauf. Eine kurze Fahrtzeit, wie sie uns die Fahrt der hermetischen Berge gewähren, wird man in Schottland selten genießen, aber der Kampf der Sonnenstrahlen mit den undurchdringlichen Nebelmassen gewährt eine stets überraschender Farbenreiche Szene, welche die Seele so ab, einsinnende Landschaft mit dem Arm einer ewig wechselnden, eigenartigen Beleuchtung überfliegt. Hier hat man oft Gelegenheit, in Wirklichkeit das zu bewundern, was man auf der Leinwand der schottischen Maler schwindet als Illusionen bezeichnet.

Des landeinwärts Seebeneinzieht ist das einzige, was die sich bedrückende Melancholie der Hochlandlandschaft mildert. Schroffe, dunkle Felsen verschein mit leichtgrünem Laubgras ab, welche an das einförmige Grasgrün einer spärlichen Vegetation gefördert sind. Zwischen Felsenkuppen, Gestein und einem dazwischen Gewächs, das die Schotten mit dem Namen „Whin“ (Ulex europaeus) bezeichnen, weiden die

Digitized by Google

Langhaarigen Heidenvölker, die einen unheimlichen Eindruck machen, aber durchaus harmlos sind.

Die breiteren Seen erhoben eher den traurigen Eindruck der Landschaft, statt belebte zu beleben. Dem schottischen Hochland hebt der Zauber der Wälder und glänzenden Flüsse, welche eine Wanderung durch die Alpen so herzerhebend machen. Und doch hat auch diese Natur ihren eigentümlich fesselnden Reiz, den man empfindet, je länger man die düstere Schönheit genießt.

Oft gestaltene Felsriesen, auf denen die mit Nesseln, Disteln und Heidekraut bepflanzten „Feudens" den Uebergang vermitteln, durchbrechen die Hochlande. Seine intimeren Reize jedoch erschließt dies Heideland nur dem Wanderer, der den ganzen Zauber der Einsamkeit auf sich wirken läßt und sie mit den Gestalten der Sage und Geschichte beseelt.

Am lebhaftesten wird es nur um Gemünd-Walter Scotts herum, wenn wir den Loch Katrine erreichen, den Schauplatz seiner berühmten Dichtung „The Lady of the Lake". An seinen Ufern nehmen wir Abschied von den eigentlichen Hochlande, beleben südlichen Gestade bereits üppiges Pflanzenwuchs prägt. Unser Weg geht sich nun durch die bewaldete Schlucht der Trossachs, durch wunderbare Felsen und Thäler, und bald erreichen wir Callander, wo wir aus die Eisenbahn und in wenigen Stunden nach Edinburgh hinüber, das wir Nacht in den schönsten und interessantesten Städten Europas geschaut wird.

Edinburgh liegt in einer Thalmulde, umgeben von einer Kette steiler Felshügel. Einen derselben krönt die alte Burg, der Lieblingsaufenthalt Maria Stuarts — noch heute zeigt man einen dunklen Fleckchen, wo der Stelle, auf welcher der unglückliche Rizzio ermordet wurde.

Die höchste, mehr bebaute Bergkuppe „Arthurs Seat" gewährt einen umfassenden Blick über die schöne, alte Stadt und die herrliche Umgebung, bis an das Gestade der Nordsee, deren ergiebiger Hering das Klima Edinburghs gesund erhält. Diese herrliche Stadt vereinigt des Schönen und Interessanten so viel, daß der Naturfreund wie der Alterthumsforscher, der Künstler wie der Historiker hier eine reiche Quelle des Genusses und der Belehrung finden. Eine der Hauptsehenswürdigkeiten bildet das in Pruna's Styl gebaute Parlamentsgebäude, das einen wahrhaft imposanten Eindruck macht.

Ein Spaziergang durch die Princes Street, die Hauptstraße der Neustadt, mit ihren prachtvollen Gebäuden, Gärten und Denkmälern, wird jeden Fremden entzücken. Ein Besuch des Schlosses, der Universität, der Bibliothek, des Museums, der Kathedrale, der Gallerie der Porträts berühmter Schotten, des Hauses John Knox', des Reformators, des Hauses, in welchem Walter Scott seine Romane schrieb, des Grabes Robert Burns', des Nationaldenkmals, des Scott-Denkmals, das 200 M. hoch ist, des Monuments Wellington's, des Nelson-Denkmals, des Observatoriums, des Calton-Hügels, des Grabes David Hume's, des Grabes Adam Smith's, des Grabes Dugald Stewart's, des Grabes Playfair's, des Grabes Robert Chambers', des Grabes Thomas Brown's, des Grabes Professor Wilson's, des Grabes Professor Pillans', des Grabes Professor Jamieson's, des Grabes Professor Dalzel's, des Grabes Professor Hamilton's, des Grabes Professor Leslie's, des Grabes Professor Playfair's, des Grabes Professor Robertson's, des Grabes Professor Ferguson's, des Grabes Professor Stewart's, des Grabes Professor Black's, des Grabes Professor Hutton's, des Grabes Professor Cullen's, des Grabes Professor Monro's, des Grabes Professor Gregory's, des Grabes Professor Simpson's, des Grabes Professor Lister's, des Grabes Professor Huxley's, des Grabes Professor Tyndall's, des Grabes Professor Darwin's, des Grabes Professor Spencer's, des Grabes Professor Haeckel's, des Grabes Professor Virchow's, des Grabes Professor Helmholtz's, des Grabes Professor Du Bois-Reymond's, des Grabes Professor Ranke's, des Grabes Professor Mommsen's, des Grabes Professor Treitschke's, des Grabes Professor Sybel's, des Grabes Professor Droysen's, des Grabes Professor Gervinus's, des Grabes Professor Häusser's, des Grabes Professor Schlosser's, des Grabes Professor Schiller's, des Grabes Professor Goethe's, des Grabes Professor Lessing's, des Grabes Professor Kant's, des Grabes Professor Fichte's, des Grabes Professor Hegel's, des Grabes Professor Schelling's, des Grabes Professor Schopenhauer's, des Grabes Professor Hartmann's, des Grabes Professor Dühring's, des Grabes Professor Nietzsche's, des Grabes Professor Wagner's, des Grabes Professor Liszt's, des Grabes Professor Bülow's, des Grabes Professor Richter's, des Grabes Professor Joachim's, des Grabes Professor Sarasate's, des Grabes Professor Ysaye's, des Grabes Professor Wieniawski's, des Grabes Professor Vieuxtemps's, des Grabes Professor Ernst

Über Land und Meer

78. Band.
Neunundreißigster Jahrgang.
Oktober 1896—1897.
Erscheint jeden Sonntag.

Nº 3.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 M. 50 Pfg.
Mit Post-Aufschlag 3 M. 70 Pfg.
Herausgeber:
Ernst Schubert in Stuttgart.

1897 (No. 78).

Victoria
1837 1897.

Digitized by Google

Quitt!

Roman
von
Johannes Richard zur Megede.

XXVII.

Marie hatte gehofft, ungesehen davonzukommen. Aber die Pfarrfrau empfing sie sogleich an der Veranda mit Hut und Mantille, ganz bereit zu einem kleinen vertraulichen Waldspaziergang.

„Ich hatte Sie erwartet, Comtesse ... der Herr Ministerialrat sprachen vorhin so sonderbar ... und wenn ich Sie ansehe ... Ihr Herz ist schwer, Sie wollen etwas von der Seele haben. Eine alte, einfache Pfarrfrau weiß manchmal darin besser Rat." Dabei faßte und lächelte sie, und die Brillengläser funkelten neugierig.

Marie sah ihr kalt ins Gesicht. „Ich habe Ihnen nichts zu sagen."

Darauf glückte die beweglich Frau verlegen: „Ich dachte ... ich dachte ... Ein Stück darf ich Sie doch begleiten, Gräfin? Sie sind wohl gar zu Fuß herübergekommen und ganz allein?"

„Und werde ebenso wieder zurückkommen. Ich danke vielmals." Und sie reichte der eifrigen Frau die Hand, wie man sie einem Dienstboten zum Gruß reicht. Die kleine Zerdalt war sie doch gedrieben.

Als sie an der Kirche vorbeikam, waren die gotischen Thürflügel weit geöffnet. Der alte Glöckner lorrugte mit der Giebstange die staubigen Fliesen. Auf den Gräbern blühten die weißen Astern, es roch nach Gruben und feuchtem Gras. Die Comtesse empfand einen Augenblick das dornende Verlangen, hineinzugehen, dem alten Mann zu sagen: „Lassen Sie mich eine Stunde hier allein!" Das wundersame Halbdunkel des alten Raumes zog sie an. Da erhob sich der Gerbstimm und sang mit tausend Kirchengerud verbeben. Ihr vorzug das Verlangen. In der Kirchenthür stand jetzt der alte Glöckner mit abgezogener Mütze und sagte zu jemand, den man nicht sah: „Ob ich von wegen den Kutscherin Michaelis, Herr Rittmeister." — „Das hat noch gute Wege. Lassen Sie die Sprengerei heute, Kutsim!" Marie ging weiter, langsam, gleichgültig. Sie hatte alles gehört, aber ihr Herz schlug nicht schneller. Erst als sie weit weg war am Ende des Dorfes, drehte sie sich um und blieb mitten auf der Landstraße stehen. Um den grauen Turm flatterten lebreiig die Dohlen, die alte Uhr hob rasselnd zum Schlage an. Das Geräusch that der Comtesse weh. Sie wußte nicht warum. Etwas wie träumendes Erinnern wollte sie überkommen. Die Schläge waren verhallt, sie stehr auf. „Plötzlicher Tod," sagte sie halblaut. Dann ging sie weiter, die Landstraße entlang. Bauernfuhrwerke klapperten vorüber, borsichtige Jungen trabten vom Felde heim ... Dann ein Reiter, schwer beladener Heuwagen mit großen, ausgemergelten Pferden. Der Kutscher lag in der Schokkelle und pfiff. Sie sah alles stumpfsinnig an sich vorüberziehen und grüßte mechanisch. Erst als sie den Trab von Herrschaftspferden vom Walde her vernahm, wurde sie aufmerksam. Ein elegenter Zweispänner tauchte hinter einer Chausseewindung auf. Es waren Doerbeins. Vorn die schöne Anna — sie kutschierte selbst — neben ihr der Bruder von Frau Domat in Uniform, die beiden unterbrochen sich sehr lustig; hinten Mutter und Sohn. Sie sehen hinter vor sich hin und sprachen kein Wort. Wahrscheinlich kannten sie gegenseitig und suchten mich jetzt in Gamweschkem," dachte Marie. Es war gut, daß der Wald so nahe und sie noch gerade auf den Dornbüsser Kirchturm zurückschritt konnte — eine Begegnung mit der schönen Anna wünschte sie heute nicht.

Das Rollen des Wagens verklang, die Comtesse trat auf den Unterhalt, und dann — Gott sei Dank! sie ihr wieder der Gedurtstag ein und daß man sie zu Hause erwartete. Aber heute lächelte, lockte, die Gläubiger spielen — unmöglich! Sie sah sich um. Wohin?! An die heilige Frau dachte sie nicht. Da fiel ihr Blick auf den Wegweiser, dessen verwitterter Arm schief hing, solange sie denken konnte, ein Gichtzeugnis rechte sich darüber, der Wind rauschte im dürren Laube. Das Rascheln ... der Hund — die Erinnerung ward ihr wach. Den Weg war sie ja mit ihm gegangen! Freilich, damals war's Frühling. Sie schlug die Augen wie ein Schuldkind, dach, Heimweh im Herzen, auf den Ferien kommt und immer hofft, wenn es die Augen wieder öffnet, werde der Zug nach der andern Seite rollen — der Heimat zu. Und ihr war's, als schmeichelten unter ihr die Federn des Wagens, sein Arm berührte leise ihren Arm, die Glatts schnurrten, der Morgenwind ging ... Jetzt öffnete sie die Augen wieder — der Traum war so schön! Da sah sie ein Fieres, also Gestalt — die Gasse Gespenst modelte gestohlen heran, als sie den Dornbüsser Kirchenweg nach galoppierten — sie hatte das Gefühl, es sei das alte Gefühl, ihr Gefühl, das kein Regen vermochten, kein Wind zusammenbauen konnte. Sie hatte vor dem dem Radreisen in das nähe Erdreich gesprengt. Sie grub ihn mit der Hand aus und küßte ihn. Es war so kindisch, so sentimental — sie wußte es. Aber die Erinnerung kannte. Noch einmal den alten Weg, noch einmal den thörichten Traum!

Es war ganz einsam, die bleiche Herbstsonne lächelte. Marie aber folgte dem Gefühle, wie man dem Spuken folgt, mit einer Unbefangenheit. Sie konnte nicht anders. Der wollüstige Schmerz der Erinnerung that ihr weh und wohl. Zuweilen blieb sie stehen und sah umher. Da war die Brücke. Sie hörte den hundischen Jubelruf auf dem Holz; die Orlosse schnaubten. Er faßte die Zügel kurz. Auch die Hand sah sie ganz deutlich, die schmale Hand mit der stählernen Kraft. „Ich möchte sie jetzt küssen. Warum kann ich's nicht?" Und sie geschah's doch nicht. Sie stieg den Knüppeldamm hinauf, der zur Uferhöhe geleitete. Das Waldgerstrüpp hatte sein welkes Laub bis in den Hohlweg gestreut, das Gebirte war verschwunden. Der Krampfe sich die Hand Herz in thörichtem Heimweh zusammen. „Das Gelein — das Gelein!"

Auf der Höhe, da war der Boden weicher, fand sie's wieder. Der Platz wich. Sie mehte benahbar dem dürftigen Sonnenstrahle zu, der den Weg durch die hohen Fichtenwipfel gefunden. Aus der Tiefe klirte der Bach herauf, sie hörte ihn erfrischend empor. Lange stand sie an der Stelle. Sie mochte nicht begreifen, daß es nicht die ersten Lichter des Frühlingsmorgens waren, sondern die alternde Herbstsonne; auch daß sie allein war, begriff sie nicht. Der Weg war sandiger, Heidekraut blühte am Rande, die dürftigen Fichtenstämmchen der Schonungen klomm dichtes graues Moos empor und schmückte ihnen die Rinde. Hinter einer alten Baumreihen dahinter waren kahl, die Rinde abgeblättert — der Borkenkäfer threte sie langsam. Auf dem gelben Grunde trach das Gelein nur undeutlich dahin. Die Comtesse sah nicht mehr, sie hatte eine kindliche Angst, es zu verlieren. Aber als der Wind die Baumkronen entlang fuhr, dachte sie an den Knarz; als ein bitzer Zweig mitet ihren Fesseln stieß, an den Schlag der Axt über die Lichtung zog. Sie empfand alles noch einmal, doch mit jener Wehmut, wie man eine Jugenderinnerung im Alter aufsucht und weiß, daß sie köstlich gewesen — aber viel köstlicher in der Erinnerung zeigt, als damals. Das Gefühl wollte sie übermannen und verwochte es doch nicht. Sie war so noch jung! Und mitten in der Hammerlichen Wehmut des Gedenkens empfand sie hörer als je, daß der alte Pfarrer mahr gesprochen. Sie mußte sündigen! Das alte, gute Gefühl hat sein Recht, wo's ein junges, beseeltes giebt. Sie würde wieder sündigen, heute ... morgen, ihres Jahr ... immer, weil sie nicht anders konnte. „Ihn hier haben — und ich ihn glücklich! Die Mutter Gottes vermag mir nicht zu helfen — nur er." Es war ein quälender Gedanke, aber sie konnte nicht über ihn wegkommen.

Der Wald lichtete sich. Prächtige Kiefern, wuchernde Heidetraut — ein breiter Markstein. Nur ihr ihn das Wappen. Das Gefühl war verschwunden, verloren in einem Gewirr undeutlicher Empfindungen, denn rechts und links dogen Wege ab. Die Comtesse gab sich auch nicht mehr Mühe, es zu suchen. Wenn die sentimentale Narrheit verschen? Es war zu allen Tägt vorbei. Sie fühlte sich nicht einmal unglücklich; nur eine ungeheure Leere empfand sie.

Ihr dunkles Auge schweifte müde über das weilige Land. Gelbe Stoppeln, welkendes Kartoffelkraut — gelbe Stoppeln, welkendes Kartoffelkraut immer wieder ... Und die paar Ordnöfirchen dazein, kahl, häßlich — graue Punkte in der grauen Ebene. Ein einsäuiges Bild, aber phantastisch geradezu von den fernen, scharfen Weltlinien des Horizonts. Aber das die Heimat, die sie so leidenschaftlich liebte! Und dütter lächelnd schüttelte sie den Kopf. Sie wußte genau, daß sie von dieser Heimat heute dahin scheiden könnte ohne Bedauern, ohne Seufzer — von den Menschen auch. Onde drinnen, Onde draußen! Und diese Onde begann auf ihr zu lasten, schwer, immer schwerer. Nichts hatte sie hingehalten, kein leidenschaftliches Schuldgefühl, das die Nerven spannt, kein quälendes Sündenbewußtsein, das Bergebung heischt — nur Leere ... Leere ... Sie dachte in den Wald zurückkehren zu mögen, in die Geborgenheit, die ein Tier, das sich in der Dickung zum Sterben niederstirnt. Dennoch ging sie weiter, denselben Weg, den sie mit Lola einst gekommen. Sie wußte es kaum, sie führte kein Zwiegespräch. Nur die Last, die Leere weiterschleppen, bis die Glieder versagen, bis zum Niederbrechen, bis zur Ohnmacht — bis zum Tode!

Aber die Glieder versagten nicht. Sie leisteten ihre Dienste, unverdrossen, mechanisch. Die Comtesse sah, erkannte auch alles wieder — das ermländische Bauernhaus mit dem rohigen Giebelrand über dem Stalle, den hellsäuligen Balkon, der jetzt mit seinen Obsten pflügte. Auch eine graue Katze sprang ihnen Heb. Also's dieselbe Kape?

Sie war bis zur Landstraße gekommen. Das Heiligenbild stand da: MARIA HUTE, BEWAHRE UNS IN DEINER HUTHE." Und dann brach sie hämmerd zusammen. Die Last war unerträglich geworden.

Mutter Gonrads, erbarme dich meiner! Lach mich strafen. Sieh, ich liege vor die im Staube der Straße, aber ich kann die nicht beichten wie eine bußfertige Sünderin, kann die weine Schuld vor den Verdammnis lösbitzen da oben. Ich bin sündig und fühle keine Reue. Ich will sein Vergessen, sein Vergehen — ich will nur ihn! Kannst du ihn mir wiedergeben, Mutter Gonrads?

Der Wind fuhr durch die dürren Gräser der Landstraße und Staub wirbelte gegen das Heiligenbild, das frommne Einfalt hier errichtet. Marie blieb auf. Das Gesicht war ihr von heiligem Zorne gerötet, das Jesuskind lächelte verklärt. Aber auf dem Muttergottesantlitz lag ein Zug, der ihr wie Hähe erschien. Die heilige Trösterin nicht.

Die Comtesse stand wieder der Hampt, bis das schwarze Haar den gerbrückenden Kloß des Postamentes berührte. Sie betete weiter. „Du willst meine Bitte nicht hören, Maria, weil sie sündig ist. Bleibst du's auch besser so ... ich habe Ihn, ja ich habe ihn gekommen, weil ein alter Pfarrer mich zu dir wies, und weil ich nicht mehr weiter konnte. Maria, ich will sterben!... Und wenn du ein Weib wie ich, wenn du gelitten hast wie ich, so würdest du doch ich nicht leben kann ohne ihn. Verdammte mich — was ist eine Seligkeit ohne ihn? — doch laß mich sterben!"

Es war ein haftiges Gebet und dem Stelle krengen Glaubens vielleicht lästerlich. Die Comtesse fühlte es wohl. Für die Leere ihres Herzens gab es eben nur den Tod. Und wie heiß sie auch nach himmlischer Verbrüchung war bei dem Gedanken, sie konnte nun immer weiter stammeln: „Ich habe gesündigt ... weil ich ihn liebe ... und ich würde weiter sündigen ... ich kann nicht anders. Laß mich sterben, Maria!"

Sie vermeinte, das alte Postament sollte über ihr zusammenstürzen, sie zu strafen für den sündigen Wunsch. Es geschah nicht. Doch ein nunmer Sommerfrost küßte trübend ihr schmerzzerrissenes Gesicht, auch über das Antlitz der heiligen Frau glitt er. Auf der Landstraße klang ferne das Rattern von Leiterwagen, Jauchzen, Jubeln. Die Comtesse erhob sich. Hier im Staube liegen zu bleiben, erschien ihr wie eine Sünde der Neue, die sie ja doch nicht empfand. Wie zum Abschied küßte sie zum Marienbild empor. Aber's die liebe Sonne, die auf Mutter und Kind in kümmerlichen Lichtern spielte, war's die Einbildung einer überreizten Phantasie — das Muttergottesbild war nicht mehr starr. Der Ausdruck der Güte war gewichen; ein gönnische Güte strahlte aus den Madonnenaugen.

Digitized by Google

„Du bist jung, du liebst, warum sollst du sterben?“ Die Heilige jammte nicht. Der Hauch wundeborer Menschlichkeit mischte sich mit dem heißen Zauber des Gottlichen. Auch das Jesuskind lächelte holb das wonnige Jugendlächeln, das der sonnigen Zukunft entgegenläßelt.

Der Wagen, die Stimmen kamen näher. Die Gamelle schlug das Kreuz und bengte das Knie — dann ging sie.

Es war nicht der ganze Trupp, den kleine Herzen so schnell trennen. Aber ein wohnlicher Hoffnungsschimmer log doch durch ihre verdüsterte Seele. Die Heilige würde sie nicht dahinsterben lassen. Glück oder Tod! Auch Marie wanderte über die gelbe Steppe zurück nach dem Kloster. An das Glück dachte sie nicht — aber der Tod — der Tod — Schlaf ... kein Erwachen, kein Himmel ... „Warum kann ich nicht in seinen Armen sterben? Aber das wäre ja auch viel schwerer!“ So trieben die Gedanken.

Sie war wieder im Walde. Es dämmerte leicht. Die Natur schwieg — das rätselvolle Abendschweigen, wo der leise Schritt gespenstisch wiederholt wird und der einsame Wanderer zuweilen seinen Atem anhält und lauscht — und lauscht und nichts vernimmt als den eigenen Atem. Als wenn der Wald ein düsteres Geheimnis berge, das ein Windhauch, ein Rabenflattern verraten könnte! Und dem Boden steigt die feuchte Kühle, Harzduft entströmt den Stämmen. Und dann rif's wieder, als ginge ein Schrein durch in den Lüften, die zarten Fichtenwipfel nicken stumm, und der Wald beginnt zu schummern.

Auch Marie empfand diese schwermütige Stille. Sie that ihr wohl. Darum wählte sie nicht den „Franziskenweg“, der in breiter, leichter Linie hier durch den Forst ging und sie für die nächsten Stunden und nach Hause geführt hätte. Sie hatte ein anderes Ziel. Wie's die Menschen immer wieder nach den Orten zieht, wo sie sehr glücklich oder sehr unglücklich gewesen, scheint sie sich nach der Felsenhöhle an Stelle am Fluß, wo die Fuchs den Todessprung gewagt. Es war kein ganz klares Gefühl, das sie trieb: der Wunsch nach Ruhe, eine Art Abschied und die rage Hoffnung auf Erfüllung ihres Gebetes. Wenn sie in den Abgrund hinabstürzte — vielleicht war ihr der Tod gnädig, der plötzliche Entschluß.

Und sie eilte schneller durch das Holz. Der letzten Entscheidung entgegen? Fast wollte es ihr scheinen ... Sie merkte es gar nicht, wie das wenige Wohlgroß den niederdrauen allen widerstanden hat. Buschwerk sie zurückhalten wollte. Noch sah sie den Fluß nicht, aber sie hörte das leise Murmeln. Magnetisch zog sie's. Jetzt war sie an der Stelle. Die einsame Uferstaude reckte sich stärker in die Höhe. Noch blühte das Heidekraut und duftete. Ein verspäteter Käfer summte vorüber. Aus der Tiefe klebte der Fluß; die Wasser lachten. Mache bengte sich weit vor. Der trügerische Boden schien sie. Sie schloß die Augen — es war nicht Furcht. Da ... stieg es aus der Tiefe, das Mariendild. Wieder Bilder der Gütigsten! — In wunderborer Klarheit hatte sie Heilige sie gesehen. Wie das Mondenwasser sich vor der ermüdlichen Landstraße — eine Lichtgestalt, luna, schön, ein warmes Leuchten in den sternen Augen; um die gütlichen Lippen schwebte das göttliche Lächeln sündenfolgen Mitleidsglücks. „Du bist jung, du liebst, warum willst du sterben?“ Und dem Murmeln des Flusses klang es ihr, aus dem leisen Rauche des Abendwindes, der über das Wasser glitt. Die Gestalt öffnete die Augen, trat zaumelnd einen Schritt zurück ... noch einen ... weiter, bis sie den Fluß nicht mehr sah. An der Fichte brach sie zusammen. Die Lag sie, den Kopf ins feuchte Heidekraut vergraben, der schlanke Frauenkörper zuckend im heißen Schluchzen des tiefsten Wehes. Sie sah nichts, hörte nichts ... Da fühlte sie eine Hand mit ihrer Hand ... sie konnte die Hand ... fuhr auf mit noch geschlossenen Augen, als fürchte sie das Erwachen aus einem schönen Traum ...

„Gamelle ... Marie!“

Da schlug sie die Augen auf ... „Hans ... Hans!“

Und sie sank ihm wortlos in die Arme, wie man dem Schicksal in die Arme sinkt.

Die Vergangenheit ist versunken ... ueber den dunkeln Tannen leuchtet Abendrot. Ein Stern flimmert. Auf den fernbelohnen Wassern der Tiefe zittern verglimmende Lichter. Dann flattern Nebelschleier um die Erlenbüsche einen am Ufer. Bläschweißer Dunst zieht über den Fluß. Noch hingen gespenstisch die Wasser durch ... die Nebel rocken sich höher ... Baum und Busch verschwimmt. Noch ein schwarzer Rift, der in den Dunst ragt, ein Tannenwipfel, der in die Luft greifend scheint ... Zuletzt brodelndes Nebelmeer, feuchte Kühle. Nur die Wasser murmeln. Die Feen ziehen den Reigen. Gamelle Marie weiß es. Wann sollen die guten Mirten sonst tanzen, als am Geburtstage des glückseligen Weibes?

Sie will das auch dem Manne an ihrer Seite sagen. Sie vermag's nicht.

Sie fühlt seine Hand an sich und sieht doch mit leuchtenden Augen ins Leere. Wenn das Glück nur ein Traum wäre — ein zum Greifen sichrer Traum? Gefahne Thörin! Sie fühlt seine Hand in der ihrigen, sie fühlt den Atem seines Mundes, sie fühlt die furchtbare Nähe, die sie jetzt so unbeschreiblich glücklich macht. Aber das Wort fehlt ihr, das Lächeln in den Augen.

War der Weg kurz, war er lang? Das Glück ist nie lang! Der Mann hatte sie um die Hüfte gefaßt, er preßte sie an sich — der gierige Durst der Liebeswelt, der in ihr Herz zittern. „So sterben!“ ... Die beiden wandern aufs Geratewohl durch Tann und Busch. Das Dickicht knackt. Ein heller Rdbang. Sie strauchelt, weil sie nicht sieht. Und dann fühlt sie sich emporheben wie ein Blatt. Stolzend, fraucheud geht's abwärts. Der Fluß plätschert. Er trägt sie hindurch. Und sie fröstelt dabei, daß ihr die Zähne klappern. Die Fingerspitzen brennen, daß sie sich in den Augen ihr Gesicht an seine Schulter pressen muß, und daß er ihren glühenden Atem fühlt. Dann gleitet sie wieder zu Boden, er umschlingt sie — ein glühendes Männerfeuer auf ihrer Frauenlippen. Sie möchte ihn wiederküssen, wiedermarmen. Und die Hände hängen schlaff, der Mund verlagt — der sehr dürfen bebt in einem köstlichen, nie gekannten Gefühl.

Sie sind aus dem Waldesschatten heraus. Dunstüberwogte Steppel, schläfrige Sterne, in der Mitte eine weiße Linie: der Weg. Sie schreiten, aber der Schenkel bre der halperige Trab eines Einspännerts. Ein loses Hufeisen klappt auf den Steinen im Takt nach, und ganz fern das monotone Rauschen des Schmiedewerkes. Sie bleiben gehen schneller. Aus den Dorfbäumen schimmert das erleuchtete Heerenhaus. Hunde schlagen an. Marie stählt, wie eine feuchte Schmuge sich in ihre herabhängende Hand wühlt und Treue daß freundig winselt, daß freudlich kuret, je nachdem es der geliebten Herrin gilt oder dem fremden Manne.

Jetzt steht der Schritt des Mannes etwas. Er flüstert. Sie aber fährt mit Schreckbungen durch den Garten bis zu der weißen Bank am Ende des Lindengangs.

Da sah sie ihm zum erstenmal voll ins Gesicht und umfaßung ihn: „Ich bin zum Sterben glücklich ...“

Sie saßen auf der weißen Bank. Tyeos frisch durch das Gebüsch. Ein Vogel flatterte auf. Im Lindengange mußte die Uhr ihre Schatten, und die verwirrenden Stimme sahen im zuckenden Lichte drohend und wie Verwunmte. Doch im Westen, wo die Aller aufs Feld hinausbiegt, zog sich hoher Wald wie eine gelbe Mauer. Die breiten Blätter rauschelten, und die zierlichen Blütenrispen nickten. Darüber hob sich die dunkige Mondsichel und warf übergrauen Schimmer auf Schatt und Blatt.

Marie hatte sich an ihn gelehnt. Das Auge glänzte. Jumellen schauerte sie leicht.

„Dich friert! Es ist kalt,“ sagte er besorgt.

„Nein, nein, Hans, ich bin ganz warm ... aber gieb mir Deine Hand noch mehr ... so ... ich liebe deine Hand so!“

„Mehr wie den glücklichen Besitzer?“

Da lächelte sie träumerisch: „Mehr? Lieber Gott! ... Ich liebe je anders die nichts mehr. Sieh mal, das daß du mit mir gemacht: ich könnte die Heimat verlassen ... den Vater ... alles ... Ich habe ja sür nichts mehr Gefühl als für dich!“ Sie schmeete wieder zusammen.

„Du erkältest dich, Marie ... du fieberst ja leicht ...“

„Ach wo!“ wehrte sie. „Meine Nerven ertragen nur nicht so viel Glück! ... Und wenn ich wirklich fieberte — morgen sterben müßte? Was schadete das denn? ... Weißt du: ein Augenblick gelebt im Paradiese ... nein, nur die köstliche Stunde mir nicht zerkürzen! ... Ich habe so schon meine dummen Gedanken. Vielleicht habe ich doch gar nicht lange ... vielleicht ist es das erste und letzte Mal ... Bleib leicht ihr's noch Traum — so ein Traum!: ... Sag mir mal irgend was Liebes, aber sieh mich nur an! Es ist doch kein Traum ... Hans ... Hans ... du ... daß du jemals eine andre Frau geliebt? Ich bin nicht eifersüchtig ... ich möchte nur wissen, ob's einem andern auch so gehen kann, daß einem die ganze Vergangenheit erscheint wie ein Schatten, der weiter keine Wirklichkeit hat als daß er hat, einen Augenblick nur um so heller zu machen ...“

Er drückte sich auf ihr Haar und küßte es. „Marie ... wenn du mir gesommen wärest — ich müßte sterben! ... Ich habe viel gefühlt — aber geliebt, geliebt habe ich nur dich.“ Er sprach mit der leisen, leidenschaftdurchbebten Stimme, die bei verschlossenen Menschen so seltsam klingt.

„Sag's noch einmal,“ bat sie. „Nicht das erste! ... Sterben — du? Sagu bin ich gut ... Ganz langsam ... aber! ...“

„Geliebt habe ich nur dich,“ wiederholte er.

Da schlang sie ihren Arm um seinen Hals. „Küsse mich ... küsse mich ... nein, nie auf — hier auf ... ich verbrenne.“ Dann sah sie einen Augenblick regungslos und starrte mit toten Augen in den Mond.

Er sah sie mit ärtlicher Sorge an: „Du stehst angegriffen aus, Marie.“

Sie nickte schlaftrig. „Du hast du mich auf dem Gewissen! Meine Schneiderin behauptet, ich werde von Tag zu Tag magerer. Und meine Taille wie bei einem Mädchen von sechzehn Jahren — und ich schäme mich gar nicht. Kannst ich der gnädigen Frau sagen: doß mich ein kokettischer Freiherr seit Juni und Tag so mallt, daß ich nicht mehr schlafe und nicht mehr eß?“

„Und warum ist dieser kränkliche Freiherr faß ein Jahr hier gebieben? Auf eine schönsose Nacht bei dir kamen zwei schlaffose Nächte bei ihm. Das ist auch gerade kein Verwuntrung,“ spöttelte er. Dann legte er seinen Arm um ihren Kopf. „Marie, ich will dein geliebtes, schwarzes Kopfchen ganz nahe bei mir haben, daß es mir niemand nehmen kann — auch das Gedächtnis nicht. Weißt du, Geliebte, daß es die erste Stunde meines Lebens ist, wo ich glücklich bin? — Du selbst einem die Worte, das soll der einzige, leidenschaftliche Trost weder ersdlären, als ein ganzes Kapitel Gefühlsbekenntnis. Ergählt er's dir, dieser Trost, Geliebte? Fühlst du's?“

Sie schloß die Augen und atmete schwer.

„Ja, du fühlst es! Und doch möchte es dir wie Hohn erscheinen, daß ich dir's alles gebeichte, alles darbringen hat ... Ich weiß selbst nicht, wo ich noch diese Jugend her habe — du giebst sie mir wohl, Marie, und ich habe Angst, du giebst mir zu viel; ich bin nur der Pförtner, der dich aufmacht, an dem du stirbst.“

„Hans!“ Sie richtete sich auf.

„Nein, Marie, ich lüg' nicht — und drückte das schwarze Haar fester an sich. „Du bist die Jugend, das Glück ... du bist, was ich früher sehr oft getraumt habe: Mon sieht das Weib, man empfindet das wunderbare Gefühl ... und man kann erwacht, do tickt die Weckuhr, durch den Vorhang fällt der kahle Frühlichtschimmer ... das Gefühl zittert noch nach; man will's halten und kann's nicht. Man schleift hin durch den Tag, die Gestalt sich weiter nur zaubern — die Phantasie ist tot — bis gulegt das häßliche Ernüchterungsgefühl kommt. „Schönsinnige Träumerei! ... Sieh mich an, Marie, bist du das Traumbild? Bist du's?“

Sie schwieg.

„Ich rede viel dummes Zeug? Giebt's eigentlich überhaupt Menschen, die sich sieben und die nicht Thörichtes sprechen? ... Und doch hätte ich die viel andres zu sagen ... ich will's auch. Weißt du, warum ich hierher kam, Marie?“

„Um dich an Arthur zu. Gaunzesch zu rächen.“

„Ja — nein ... Denkt die einen Menschen, der zahrelang das Dasein stumpfsinnig vor sich hin gelebt hat ... die Zigarre, der Rum ... dann allem

Digitized by Google

freilich nur so viel, daß man über die Vergangenheit wegkommt. Ein Beruf... Na ja ... ein Gaul, der sich eingebildet hat, für die Rennbahn bestimmt zu sein, dort zu fliegen, zu glänzen — um endlich vor der Logentribüne beim großen Armeejagdrennen zusammenzubrechen als Sieger direkt hinterm Ziel. Du glaubst gar nicht, wie wichtig's ist, vor der Logentribüne zu enden! Und der bekommt als Dreijähriger einen Sehnenklapp, wird Droschkengaul. Es ist auch ein Lebenszweck, vielleicht für ihn und die Menschheit ehrenwerter, als der andre. Aber er hat nun einmal die Rennbahn im Kopf und das ewige Trotten ohne Ziel strapaziert schrapaziert, alles bloß, um sich das bißchen Hafer und den kalten Stall zu verdienen — schrecklich! Allgemach aber hat er sich eingetrottet, vielleicht ergeben, daß das nun einmal sein Beruf ist, sein muß... Ein guter Droschkengaul wird er trotzdem nicht! — Das Pferd bin ich, und die Droschke, die ich ziehe, ist mein Beruf. An der Droschke habe ich so ziemlich zehn Jahre gezogen. Und eines Tages konnte ich nicht mehr weiterziehen. Ich wurde auf die Weide geschickt. Es ist ein bißchen kostspielig für einen Droschkenkutscher, seinen stumpfen Gaul nach Saruan zum Auskutieren zu senden. Aber der Gaul war ja in diesem Falle ein Mensch... Sieh mal, wie stumpfsinnig ich geworden war! Ich hatte kein Heimweh nach Menschen — vielleicht nach der Gegend... Unsinnig nur

Prinz Adalbert. Prinz Oskar. Prinz August Wilhelm.

Auf der Veranda.

bangte ich mich nach dem Schnee. Wahrscheinlich habe ich einen Fürsprecher da oben, der bescherte mir auf eurer Rittgelbahn das Schneewehen, auf eurem Maeste die Rondibarel. An dem Novemberabend habe ich dich zuerst gesehen..."

„Weiter," sagte sie.

„Es war nicht Liebe auf den ersten Blick. Du hattest eine aus in deinem Rohmantel und hattest ein wunderschönes Organ ... Trotzdem hätte ich dich ganz sicher vergessen, ohne Bedauern — wenn nie das Schicksal nicht den Gaumpelz zur selben Stunde in die Hände gespielt hätte. Bei meinem Droschkentrott hatte ich ihn fast vergessen; aber es ist merkwürdig, wenn so eine Erinnerung plötzlich wieder hochkommt, packt sie einen viel schärfer. Man ist nicht mehr Herr seiner Gefühle. Es war sein Pech, daß er mich zuerst erkannte ... daß er mir von dir erzählte. „Jetzt kommt du, mein Junge!" — der Gedanke schoß mir ganz unvermittelt durch den Kopf. Die bösen Gedanken haben selten eine lange Entwicklung nötig. Es regte sich wohl auch etwas vom alten Rassepferd in mir. Ich hatte wieder einmal im Leben ein Ziel — und das Ziel warst du! — Ja, packe nur zusammen, Marie! An deinem Glücke lag mir verzweifelt wenig. Doch dem Hunde das Beste zu nehmen, das Weib, die Zukunft, in dem Augenblick, wo er alles sicher zu haben schien ... ah! Da fragt man nicht viel, wie weit der Sprung, wie groß die Kluft. Danach habe ich überhaupt selten gefragt. Und

Die Kaiserfamilie wird der Hofstaat von dem Schloß.

Die deutsche Kaiserfamilie auf Schloß Arville in Lothringen. Nach Aufnahmen von Hofphotograph C. Jacobi in Metz.

Digitized by Google

Copyright 1898 by Franz Hanfstaengl, München.

Indiskretion. Nach dem Gemälde von A. Perez.

Digitized by Google

Mitleid mit ihm? Nee — ich wollte quitt mit ihm werden . . . Wenn ich mir's recht überlege, komme ich mir vor wie ein Narr, der herrisch ohne Führer auf dem Montblanc klettern will . . . Mit eigner Kraft bin ich auch nicht weit gekommen . . . Tom hat ja das Seitsame bei der Geschichte: Ich liebte ihn! Ich liebe doch schon lange, Marie — auch festsam! — seit dem Geburtstage deines Vaters, wo du mir das »geborene Schuh« ins Gesicht bliebst. Es war empfernd . . . es war vielleicht gemein . . . aber es war Rasse drin!

„Da hätte ich gehen sollen. Ich wollt's auch — und ich kann's nicht. Offenbar wegen der Gesinnung. Das schöne Gelübde! Nee! Irgendwo zu stehen und feige wegzugehen? Das war ich der unglücklichen Schwester denn doch schuldig! Freilich . . . das Schicksal ist von einer grausigen Ironie — sie reicht mich nicht. Wenn du mir gleichgültig gewesen wärst, und es wäre möglich gewesen, dich ihm zu entreißen — ehrlich gesagt: ich hätte ihn und dich grospfeet ohne Wimpernzucken. Dafür wurde du das erste Weib, das, weil Gott weiß wann, das geblasterte Menschen wie ein Magnet zu sich zwang. Du liebtest mich nicht. Und dich meiner Rache zu entern? — das wäre der feige Diebstahl, den er selbst an mir geübt. Wenn ich ihn erschossen hätte — mußtest du mich lieben! . . . Doch gab's Augenblicke — damals auf der wolkenfinstern Fahrt, wo du mich dich wirst Mut reißerst; an dir mit Gewalt Ehebne das Gefühl, das brutale Gewehr des Augenblicks aus mir herausholtest — da kamen wieder die wilden Gedanken. »Mag sie mit ihm zum Teufel gehen!«"

Weicher fuhr er fort: „Und ich hatte nur eine Qual mehr dadurch . . . Mit der Rache war's also nichts. Aber! . . . Manchmal brehe ich: Wenn ich ihn nicht so hätte gehabt hätte, hätte ich dich nicht so leidenschaftlich lieben können. Es muß doch irgend ein Funken übergesprungen sein. Vielleicht gehört zu der ganzen Liebe der ganze Haß . . . Und sieh mal, so thöricht sind Männer oft: sie lassen, daß sie irgend etwas haben, was die Frauen anzieht — Frauen wie du. Und als junger Dachs und bei Frauen, die mich eistalt liehen, da hatte ich doch den Schwärmerblick: denn ich sie sentimental, morgen unausstehlich, übermorgen nennt sich mich sonnyschinken ein Schwein! — und du hast sie.' Die Leiter der Gesellte hat sehr viele Sprossen, aber die einzige wirklich, wo das Weib hinaufsteigt, will — und in die Arme, die hatte ich noch immer gefunden . . . Und bei dir, die ich liebte, Gott, wie man eine einmal lieben kann! — da verlief mich die Philosophie, da war ich bei aller Abgeklärtheit doch der Tertianer, der von einer Märchenprinzeß träumte. Du hattest mich, du mußtest mich ja hassen! Auch in Domhöfen, wo die und mir Verstand und Gefühl durchgingen wie ein Ostan — ertief ich nichts. Ich wollte weg, und ich tilt mir nach. Weiter reichte es mit der Philosophie und dem Gutsein nicht. Erst im Gumpelschlamm Stolze — mir rissen zum Brande — dämmerte mir etwas, und auch das war schwach.

„Und dann der Brand . . . da ging mal wieder der Gfel, die Erregung mit mir durch. Und war ja auch egal, ob ich wieder herauskam oder nicht. In Onde war's ja doch! . . . Gedankt habe ich Hasso für seine Rettung nicht . . . Ich wollte fort, ich mußte fort . . . ich ging auch. Kopfleid brachte mich auf die Bahn. Kutscher und Diener Gaslurez — alles knackte nur so. Ein paar von euren Leuten waren auf dem Perron, höflich, verwundert. Sie hätten sich doch allgemach an unser Fremdsheit gewöhnen können! Hasso, der sonst immer eine billige Bemerkung bereit hat, sagte sie kaum, war über die Maßen hibel. Etwas eigentümlich kam mir der lustige Abschied hier Leben doch vor. Als der Zug langsam einlief, fuhr er sich mit dem Finger ganz unmotiviert in die rechte Augenecke: ‚Der verwünschte Schnupfen!' Du verstand ich, was seine Fröhlichkeit wert war. ‚Leben Sie wohl, Hasso. Sie vornehmer Kerl!' Ich wußte im Moment nichts Besseres. Und er schielte mich mit sonnenumgeschnitzenen Augen von der Seite an: ‚Warum gehen Sie eigentlich? Die Saat hin ich nicht wieder!' — ‚Ich auch nicht!' . . . Und nun? Es ist ja Geschäft! Ich schüttelte den Kopf. Er drückte mir ganz plötzlich mit zwei Finger und ging rasch in den Wartesaal zurück. Der verwünschte Schnupfen! Ich verstand ihn. Als ich endlich im Coupé lag, Gott sei Dank allein, und einer Ohrenpein wieder an mir vorüberflog, da empfand ich so ein stumpfes Heimweh. Ich verlieh den einzigen Freund, den ich vielleicht je besessen. Ich hab ihn nicht verdient . . . Ich drückte die Knöpfe an den Coupéwänden, die Muscheln im Kautschuk leer sind. Da blödsinnige Beschäftigungen sind wie der Brust, sie helfen über alles weg. Kind, sind, sind, sagte ich, und fand ich nicht; ich mußte immer wieder von vorn anfangen. Dein Bild schwebte vor mir, du machtest gar keinen glücklichen Eindruck . . . Und doch hätten wir uns nie wieder gesehen. An drei Tagen ging mein Schiff. Ich sotzte willenlos einer wertlosen Rücksicht. Sie hätte mich auch weitergetragen bis Berlin. Anderdem, dieses Meer . . . Ich kenne mich. Ich war eben wieder bei ganz Verzweifelnsamkeit, war viel, viel sinnpfer. Aber das Schicksal wollte das nicht. — In einer kleinen Station wurde plötzlich die Coupés entlang gefragt, ob ein Arzt im Zuge wäre. ‚Das wohl' — sagte ich mir — ‚doch wohl der Doktor!' Ich sah am Gütterschuppen einen Menschenauflauf; daneben Soldaten, die wahrscheinlich verladen werden sollten, und einen schönen, zweijährigen Hengst. Der Doktor! Der Doktor! . . . Die Leute wichen um Sie Seite. Da liegt ein junger Mensch mit einer Bahnwitze, das Kinn zerschmettert, die Lunfaxn völlig. Neben dem Soldaten Körper ein Weib. ‚Der da, der da . . . geschlagen.' Einige zeigen auf den Hengst. Das Weib liegt ganz still. Aber wie ich mich zu dem Verletzten herabbeuge und sie berühre, stößt sie einen Schrei aus, einen Schrei, hell. ‚Den Schrei?' Den muß ich schon mal gehört haben! . . . Aber wo? . . . Ich suchte mir auch so ein Schatten von Erinnern durchs Gehirn . . . Dann habe ich den Menschen betrachtet, den Mann, der's eben ging — sterben wird er nicht dran . . . und die Frau geströstet. Natürlich ging mir der Zug dabei vor der Nase weg. Bis zum nächsten dauerte es noch Stunden. Ich hatte mir den Wirtshaus . . . ‚Der Schrei?' — immer wieder der Schrei!' Ich konnte nur an den Schrei denken. ‚Den hab ich . . . den hab ich . . .' Und auf einmal hörte ich ihn auch wieder ganz deutlich in meinem Ohr. Ah, in Gumpelschlamm habe ich ihn gehört . . .' Ich bin kein Phantast, aber plötzlich sah ich ganz hell. Der Schrei lag mir noch in den Ohren, als ich auf meinen Diwanwald zurückkam. ‚Der Schrei!' — ich wußte es, du hast ihn ausgestoßen, Marie — Hans's sein?' Sag mir, Geliebte!"

Die Tantelle sühlte ihr Augenlid wieder die furchtbare Spannung der Scene, so daß sie nur murmeln konnte: „Ja . . . ich stehe . . . ich liebe dich ja so sehr . . ."

„Und da sahst mich ein so rasendes Heimweh nach dir, Marie. Dich noch einmal sehen, einmal nur noch! Ich habe nicht mal auf den Zug gewartet. Ich nahm mir ein Bauernfuhrwerk — dann ich den Kutscher, der mich hier herumgestreift. Zuerst wollte ich nach Barchen, dir im Parke auflauern, auf dich losspringen wie ein Panther, dich umarmen, drücken, pressen, bis wir beide nur waren. Aber dann kam mir's wieder so lächerlich vor: ich verbrauchter Mensch mit dieser wohnsinnigen Leidenschaft im Herzen . . . Dann habe ich mich in den Wald gelegt und gegrungen . . . gerungen . . . mit ein Gott mit mir's ein, daß ich mich doch ermannte, wieder weg wollte, ohne dich gesehen zu haben. Ich trete aus dem Walde, — sind auf der Stoppel sah' ich . . . sah' ich — anfangs glaubte ich, ich wäre verrückt geworden — doch! Da geht so sonderbar, du siehst so sonderbar aus. Ich bin dir gefolgt wie ein Bluder. ‚Hier küsse ich sie — hier töte ich sie!' So weit war's mit mir. Wie ich näher und näher schleiche, daß ich dein verzweifeltes Weinen. Es mag wohl Secunden gehen, wo man vorsichtig Eingeleiten durchleie, wo blitzartig die Wahrheit kommt, nach der man vielleicht ein ganzes Leben lang gesucht. Ich wußte es: du liebest mich!"

Bei den letzten Worten war der Wollstaub konvrend aufgesahnden und tappte mit funkelnden Lichtern näher. Er liebte den fremden Mann nicht, der seine zarte Herrin in leidenschaftlich umschlang.

Marie zog die Lippe: „Du traust ihm nicht, du bummer Kerl? Komm gleich und gieb ihm die Pfote!" Das Tier gehorchte unwillig. Sie aber beleehte: „Du sollst mich gegen alle Menschen schützen, aber nicht vor ihnen!"

Laja lächelte: „Der zottige Bursch hat vielleicht recht. Nicht wahr, Tuxos, ich bin viel, viel zu schlecht für sie? . . . Ich kann auch Gnade fühlen auch, Meete. Mit dem Gumpelsch bin ich doch emit geworden auf eine Weise, die ich eigentlich bereuen sollte."

Marie schüttelte den Kopf. „Du bereuh's! Lieber Hans! Seitdem ich dich kenne, bin ich innerlich ganz frei geworden. Mein Vater hat mich voe dem heißen Rassebluten Blute meiner Mutter gewarnt — und ich habe gehabt. Jetzt weiß ich, daß das Rassebluten Blut mich als hierher gebracht hat — und ich segne es! Was hätte mir denn das Wilneinische Bischofsblut hier genutzt? Ich bereue nichts! Nichts . . . Stände . . . Rein in allen Adern! Pfuteufel, an der Liebe gemessen. Ich habe doch ehrlich gekämpft, so ehrlich, daß ich noch vor sechs Stunden glaubte, es wäre die Standessaft, die mich elend machte . . . Meine ist übrigens, daß sie mich zu Gebauertrug ist! Und du bist mein Gesichent!" Ihre Augen leuchteten. „Lieber, lieber Hans! . . . Es ist unchristlich, wohl ich sage und bekläne, und mich kommt's nur, als verstände ich zum ersten Male mich recht . . . nur du bleibst! Ich's nicht wie in der Bibel: du sollst Vater und Mutter verlassen und deinem Manne anhangen!"

Sie stieße sie, und sie schlug die Augen. „Marie!" — Aber sie wiederholte sie leise. „Das habe ich ja gern von dir . . . Schatz', Liebling', ‚Kleine' . . . Ich habe es übrigens, daß mich Gebauertrug ist! Und du bist mein Gesichent!" Ihre Augen leuchteten. „Lieber, lieber Hans! . . . Es ist unchristlich, wohl ich sage und bekläne, und mich kommt's nur, als verstände ich zum ersten Male mich recht . . . nur du bleibst! Ich's nicht wie in der Bibel: du sollst Vater und Mutter verlassen und deinem Manne anhangen!"

Sie stieße sie, und sie schlug die Augen. „Marie!" — Aber sie wiederholte sie leise. „Das habe ich ja gern von dir . . . Schatz', Liebling', ‚Kleine' . . . Ich habe es übrigens, daß mich so das sah' zwei Jahre ertragen habe — das Fade, Süßliche, auch die Stimme! Da hast wir nie geschwiegen, mich immer hort, höhnisch, höhnisch behandelt. Aber du bist ein Mann! — Das hat dir kann ich allen ertragen. Schirt mich — ich tadle; schlage mich — und ich küsse dir die Hand. Da sind wir Frauen, wenn wir lieben. Und zu ernsthaften, selbst aufzugehen, alles zu sein nur in ihm — das ist unser Glück!" Sie lächelte leig. Dann lusahen wehmütige Schatten über das süße Gesicht. „Marie', . . . und doch klingt's wie Schwermut durch, Hans, als wenn du an das Glück nicht recht glauben könntest . . . Glaube doch, glaube doch! Ich glaube jetzt fest daran."

„Wir lieben uns ja sehr, Marie."

„Mit einemmal Pessimist? Und wenn's nicht wahr kommen — na gut! Möchte ich vor eine Stunde hier für eine mittelmäßige Ewigkeit vergeben?" — Ich nicht!"

„Meinst du, ich, Marie?"

„Alle warmen Trübsal blasen? Uebrigens ein merkwürdiger Mensch bist du doch! . . . Interessiert es dich denn gar nicht, sei wann ich dich liebe, wie es gekommen ist, wie ich mit allem andern gebrochen?" Sie sah ihn schelmisch an und verstand den geneidten Zug seines energischen Mundes nicht recht.

„Ich sah' in die Zukunft, Geliebte, und . . ."

Sie legte ihre Hand sest auf seine Lippen: „Nein, nein! . . . Heute nichts mehr von der Zukunft! . . . Da sieht du, wie weit es mit meiner limmerhältigkeit her ist; der Standessaft längst schon an . . . Und Marie! Denke ihn unter Beichtsig . . . Bilde dir nur nicht etwa ein, Hans, daß der Freiherr v. Laja nur hierher zu kommen brauchte, damit sich die Countess Wilneen in ihn stehenden Zorn verliebte. O nein! Sie hat ihn ganz vorsichtsvoll gehabt, beachtet, abschenlich gefunden. Was ich dir heimlich und öffentlich nachgesagt habe . . . Teufel! — war noch das mildeste! Denn du bist der leibhaftige Teufel! Du weißt wahrscheinlich selber gar nicht wissen, daß du mich Nall für Zoll vergiftet hast. Daß ich's nicht sah! Daß ich einen solchen Teufel lieben konnte, der mit den Glauben, den Lebensmut, der Freundin, den Bräutigam genommen hat, um sich's ganz allein in meinen verödeten Herzen bequem zu machen! Und wenn ich wenigstens die moralische Kraft hätte, die

Digitized by Google

und mir dafür die Leviten zu lesen . . . nein, ich bin dem schlechten Menschen so grenzenlos dankbar dafür, daß er mir nichts geraubt hat, als sich selbst. Damals, wo Pflicht, Treue, Glaube, Selbstaufopferung wie gute Engel für mich kämpften gegen die Sünde, da fühlte ich mich fortbestehungsfähig. Jetzt bin ich mich der Ansicht aller guten Leute ein sündiges, verlorenes Schaf — und unbeschreiblich glücklich! . . . Dafür muß ihn mir mich wieder die Welt ansehen, um mit seinen höhnischen Augen . . . ganz sich . . . nach fetzt . . . so — näher . . . näher . . . ah! . . . Du machst mich noch wahnsinnig mit deinem Küssen! . . . So möchte ich sterben . . .“

Die langgezogenen Töne des Taumans hallten durch den Park. Die Gontesse richtete sich auf und sah mit verständnißlosen Augen den Wolkenbau an, der sich plötzlich erhob und sie anwedelte. „Wie spät, Hans?“ fragte sie endlich.

„Viertel neun.“

Sie war zur Wirklichkeit erwacht. „Sie wollen zu Abend essen. Gesellschaft wird auch genug da sein . . .“

„Dann geh, Marie.“

„Ich werde wohl müssen,“ antwortete sie langsam, „sind wem ich nicht ginge, bei die bliebe den Abend — für immer! Wir gehen durch, wie meine Gouvernante mit dem Besen.“ Und Gott haben wir beide nicht. Wir lassen uns nicht. Ich bin eine ein Hosstuch am mir eine Bauernfrau. Aber dann wirst du mich nicht mehr lieb haben, Hans?“

Er zuckte unmütig die Achseln. „Am Ende von Neunzig hängt meine Liebe nicht!“

Darauf dachte sie einen Augenblick nach und lachte dann auf. „Ach wo! Das mach' ich ganz anders. Wir gehen in den Saal, wo natürlich die Creme der Gesellschaft hungrig und durst auf mich wartet — wir beide strahlenfürstlich Arm in Arm — und ich sage: ‚Wenn Sie sind glückliche Sünder lesen wollen, meine Herrschaften, bitte, hier!‘ Ich glaube, das kapiert die alte Knöpfen, ohne daß man's ihr ins Hörrohr schreien muß. Und Doerfiedt — das dumme Gesicht! Und die Mutter — das Lächeln! Und Anna, der Hoffo hurt die Lappen ausfallen! Ach, das wäre zum Totlachen! Vielleicht ist auch der dicke Tomai da, womöglich noch den haben Geburtstag in der Landwehruniform ohne Talle, — und die Frau, meine Freundin! Hmmmm wünsch' sie mich nicht. Seidben er den Pierpoget beinahe am Ring durch die Nase hat, da ist die Nobilitierung zu nah, um gesellschaftliche Ungeheuerlichkeiten zu konstatieren. Aber die Tochter, diese die verlegenen Examinatoriumen! Nein, Hans, wenn ihnen dann die Schaufpielerei nicht in die Brüche geht, dann sind sie vom Fach . . .“

„Und ich Narr!“ warf er ein.

Das übermütige Leuchten in den sahnen Augen wurde matter, und ein trotziger Zug lag um die Mundwinkel. „Wirklich — erdem wird er nicht sein! . . . Meinetwegen . . . Vernehmen wollen wir allein, ganz allein . . . Dann richten wir uns das alle Schloß ein — das heißt,“ verbesserte sie sich rasch, „so unfreundlich bin ich nicht. Er ist mein guter, guter Vater, der wieder auf sich nehmen würde, um mich glücklich zu sehen.“

„Wer weiß,“ zweifelte er. „Am übrigen geht die Phantasie mit die durch, Marie. Die Sache liegt viel ernster. Wenn's morgen Gewißheit erfährt?“

„Warum nicht!“ Mit hochmütiger Kühle sah sie wieder auf den Hund.

Lyla aber antwortete langsam, jedes Wort betonend: „Ich habe mich verdreht! Ich könnte ihn in diesem Falle die Sanktionation nicht verweigern . . . Er hat den ersten Schuß.“ — Maries Gesicht wurde grau — „erwidert hat er mich beim ersten ab.“ — Maries Arm sank schlaff herab — „beim zweiten erschießt ich ihn! . . .“

Die wurf sie sich mit dem ganzen Körper auf den Mann, als wollte sie ihn schützen. „Ja, du bin . . . ja, du bin!“ hauchte sie. Und mit der Todesangst des Weibes, die im grausigen Egoismus nur für den einen bebt, sprach sie weiter: „Du hattst dich nicht mit ihm schießen! Er ist doch ehrlos — er hat die ein Wort gebrochen! Und wenn du's nicht sagst, ich stelle ihn auf der Landstraße, in seinem Hause, bei uns, wo ich ihn finde — und ich werde ihn finden! — und spring' ihm ins Gesicht und sage ihm: ‚Du meinedieger Schuft!‘ . . . Oder wenn's kein muß — Hasso wird's machen, daß du den ersten Schuß hast, daß du ihn erschießen kannst... Und wenn du ihn doch nicht trafst — und er dich!... Nein, das ist unmöglich! Nein, nein!“ Die Worte jagten sich, während ihr alle Glieder zitterten. „Ich werde ihn vergiften, werde einem Knecht Geld geben, daß er ihn heimtückisch erschlägt . . . Reitz und nicht zum Aeußersten — in jedem Weibe steckt ein Raubtier . . .“

Dann noch die unheimliche Nervenspannung, mit Marie bredt in ein verzweifeltes Schluchzen aus, als wenn sie ihn schon erschossen vor sich sähe, den toten Mann — „o Gott, o Gott! — Und wenn sie dich beimbringen, kalt, tot . . . mein Gott, das kannst du mir nicht antun!“ Die Tote ihm liebkosend küßte, daß das Blut ihre brennenden Lippen färbte. Hände sie ihn auf. „Sieh mich an, geliebter Mann! Nicht mahr, das wirst du nicht tun?“ Aber sie, „Was ist denn die ganze Ehre wert, wenn sie solches Unglück schaffen kann? Verzeih mir's, sei gut! Sieh mal, als ich noch mit ihm verkobt war, da dachte ich immer: Wenn er doch mal so wird ganz Verzweifelt bloß — wenn ich ihn nicht hätte! Und bei dir bin ich gar nicht auf den Gedanken gekommen, ich habe nur Angst für dich! Das ist ja die andre, die große Liebe . . .“

Nur langsam legte sie ihr Antlitz an. „Sieh mir ein Taschentuch, Hans, daß ich nicht so verweint aussehe; ich habe meinen im Walde vergessen.“ Sie erhob sich. „Ich aber will schleunigst ins Bad. Vergessen, daß ich verweint, verlieh sich darauf! Und du, verkeb dich in deiner Wohnung, bent nach, was wir thun können! Ja nicht mehr ein Wort! Wir sind wieder Freunde. Morgen um zehn treffen wir uns an der alten Stelle. Ich werde Tyras mitbringen wie heute, gegen einsame Leutchen. Behüt' dich Gott!“

„Behüt dich Gott!“

Sie hörte ihn nicht. Die Gontesse eilte leichtfüßig von dannen. Er wandelte nachdenklich durch die Aller. Nach seinem Bauernhause geschieht es ihn nicht. Als er endlich auf einen Seitenweg, der zwischen Hecken hindurchführte, bis zu einer Feldwiese fortschlängelte, vorsichtig dahinschlich, rascheln es im Buschwerk. Er sah zusammen — zwei Frauenzimmer anstehlangen ihn. „Ich muß dich noch mal küssen . . . ich muß! Nicht wahr, du schiefest dich nicht? . . . Ich müßte ja vor Angst sterben! Verspricht du's mir?“

Und er versprach.

(Fortsetzung folgt.)

Zum Regierungsjubiläum der Königin Viktoria von Großbritannien und Irland.

Eine ungeheure Freude wird sich in England während der Tage entfalten, da vor sechzig Jahren die Königin Viktoria den Thron bestieg, und mag auch das wichtige Ereignis selbst, das Verbundensein einer ganzen Aera, der hier Gelegenheit wird sich offenbaren, wie hart dort das monarchische Gefühl entwickelt ist. Eine umfassende Literatur über jeden einzelnen Abschnitt dieser Jubiläum zu geben und zu preisen, welcher Herrlichkeit sei den jetzt Lebenden ihrer Regierung die verewigten Königreiche sich schenken, ihr Glanz der ausländischen Welt nur wollen und begnügen, in knappem Rückblick auf die Verhältnisse hinzuweisen, unter denen die hohe Frau auf den Brittischen Thron gelangte.

König Georg III. lebte seit 1811 geistesumnachtet im Schlosse zu Windsor; sein ältester Sohn, später König IV., der sich für die Regierung tüchtig hielt, war eine einzige Lederbe, der schon 1817 hinderbes starb; demnach war nach dem frühen Tode des zweiten Sohnes von Georg III., des Herzogs von York, der ebenfalls keine Kinder hinterließ, der mittlerweile rüstige Thronerbe der dritte Sohn, Herzog von Clarence, Prinz Georg Wilhelm IV., und auch dieser besaß keine Kinder. Somit war nur noch Thronanwärter der vierte von den sechs Söhnen des Königs Georg III., der 1767 geborene Herzog Eduard von Kent. Er war ein tüchtiger Soldat, hatte sein ganzes Haushalten, und eine Spartanerlichkeit leiten er bei 1816 auf dem Kontinent. Zu Brüssel lernte er die verwitwete Fürstin Viktoria von Leiningen, geborene Prinzessin von Sachsen-Koburg-Saalfeld, kennen und vermählte sich 1818, bereits 51 Jahre alt, mit ihr. Somit hat zu erwartende Kind auf britischem Boden geboren werde, besaß er mit seinen Gemahlin nach England zurück, und im Kensingtonpalast zu London erblickte am 24. Mai 1819 die Prinzessin Viktoria das Licht der Welt. Schon im Januar des nächsten Jahres starb der Herzog von Kent. Die Witwe lebte fortan mit ihrer Tochter still in Claremont, stellt in Kensington, und als letzteren Schlosse erreichte sie am 20. Januar 1837 die Nachricht vom Tode des Königs Wilhelm IV. Am demselben Tage erschien die sechzehnjährige Königin im Staatsrate, um die Verfassung zu beschwören und die Volksvertretungen ihrer Thronbesteigung zu unterzeichnen.

Die feierliche Krönung am 28. Juni 1838 erfolgte nach alten Hausformen in der Westminsterabtei. Die Zeremonie begann mit der Anerkennung des Rechts der Königin durch alle in der Abtei Anwesenden, indem der Erzbischof von Canterbury sagte: „Ich stelle euch hier Viktoria, die rechtmäßige Erbin der Krone dieses Königreichs, aus: ihr alle, die ihr heute hierher gekommen seid, um Huldigung, Dienst und Pflicht zu leisten, seid ihr willens, dieses zu thun?“ Das wurde einstimmig bejahend, indem Erz Erzbischof nach den vier Himmelsgegenden wandte, wobei die Königin sich ehrerbietig jedesmal verbeugen Seite gelehnte. Auf jede Frage mit dem Brauche gemäß mit dem Rufen Jawol: „Gott erhalte die Königin Viktoria!“ gesammelt, worauf Trommeln und Trompeten ertönten. Alsdann schritt die Königin, unter dem Vortritte der höchsten Staatsbeamten und Edelleute, welche die Krönungsinsignien trugen, dem Altar zu, hvirte auf den Stufen nieder und brachte eine Opfergabe dar, bestehend in einem Purpurtuch von Goldstoff; der Erzbischof sprach ein kurzes Gebet, die Insignien wurden auf dem Altar niedergelegt, und alle setzten auf ihre Plätze zurück. Nunmehr stellt der Bischof von London eine Predigt, worauf der Erzbischof von Canterbury aus einer Pergamentrolle eine Erklärung verlas, enthaltend eine Vorerinnerung der englischen Rechte, worauf welche allbaren sich die Königin Namen leiste. Jetzt folgte der Krönungseid, wobei der Erzbischof der Königin folgende Fragen anlegte:

Erzbischof: „Wollt Ihr wollen, den herkommlichen Eid Ihrer Vorfahren zu leisten?“

Königin: „Ich bin es willens.“

Erzbischof: „Wollen Ihr feierlich versprechen und schwören, daß Ihr Euer bestes vereinigten Königreichs von Großbritannien und Irland und der dazu gehörigen Gebiete in Gemäßheit der im Parlamente beschlossenen Gesetze zu thun und der bestehenden Gesetze und Gebräuche zu regieren?“

Königin: „Ich versprede feierlich, dies zu thun.“

Erzbischof: „Wollt Ihr, soviel in Ihrer Macht liegt, Recht und Gerechtigkeit, gereint mit Milde, in allen Ihren Gerichten entstehen lassen?“

Königin: „Ich will es.“

Erzbischof: „Wollen Sie nach besten Wissen und Vermögen die Gesetze Gottes, das wahre Bekenntnis des Evangeliums und die reformierte gesetzlich eingeführte Religion unterhalten? Und wollen Sie die Einrichtungen der englischen Kirche und der Kirche, Bischöfe, Diözesan und Verwaltung bestehen, wie sie gesetzlich bestimmt sind, in den Königreichen England und Irland, dem Lande Wales, der Stadt Berwick am Tweed und den Gebieten, welche vor der Vereinigung der beiden Königreiche dazu gehörten, aufrecht erhalten und unverletzt bewahren? Und wollen Sie den Bischöfen und der Geistlichkeit von England und Irland und den besitzen Ihrer Obhut anvertrauten Kirchen alle Rechte und Privilegien erhalten, die ihnen, allen oder einzelnen von ihnen, zukommen oder zukommen werden?“

Königin: „Alles dieses versprede ich zu thun.“

Hierauf ging die Königin zum Altar, legte ihre Hand auf die Bibel und leistete wie folgt den Eid: „Alles, was ich versichert versprochen habe, werde ich thun und halten, so wahr mir Gott helfe.“ Sodann küßte sie das Buch und unterzeichnete den Eid, zu welchem Zweck sie vom Lord Oberkammerer ein silbernes Schreibzeug dargebracht wurde.

Auf den Krönungseid folgte die Zeremonie der Salbung; zuvor aber wurde die Hymne Veni creator gesungen und vom Erzbischof ein Gebet gesprochen. Während des Letzteren die Gesang: „Sadod, der Priester, und Nathan, der Prophet, salbten Salomo zum König“ ertönte, wurde der Königin die Kaiserflauer Mantel abgenommen, worauf sie sich auf den Stuhl des heiligen Eduard (so genannt nach König Eduard I.) setzte; vier Ritter des Hosenbandordens hielten ein reiches Tuch von Goldstoff über sie, der Erzbischof nahm das bei Oel enthaltende Ampulla vom Altar und goß ein wenig davon in den goldenen Löffel, womit er auf den Kopf und den Händen der Königin das Kreuzzeichen machte und sprach: „Ich salbe dich zum Weltoverne, der ewige Minister, welcher das Staatsschwert trug, diesen, den Erzbischof, der es mit einem Gebet auf den Altar legte, worauf es der Lord Marlborne mit hundert Schillingen wieder einlöste und der Erzbischof es der Königin mit einer Anrede in die rechte Hand gab. Nachdem der Königin noch der Krönungsmantel angelegt und Reichsapfel, Ring und Scepter übergeben worden waren, folgte die Krönung selbst. Der Erzbischof weihte, von dem Altare holend, die Krone und setzte sie der Königin aufs Haupt, während Trompeten und Trommeln ertönten und eine doppelte Salve von 41 Kanonenschüssen, die im Tower und in Hydepark abgefeuert wurden, dem Volke verkündete, daß der feierliche Akt vollzogen sei.

Nachdem nun das Te deum gesungen worden, setzte sich die Königin auf den Thron und empfing die Huldigung sämtlicher Prälaten und Pairs, worauf der Erzbischof von Canterbury begann, indem er von dem Thron niederkniete, die Hand der Königin

Digitized by Google

tüßte und die Worte sprach: „Ah, William, Erzbischof von Canterbury, will treu und ergeben und wahr sein gegen dich, unsre souveräne Herren, und gegen deine Erben, Könige oder Königinnen der vereinigten Königreiche Großbritannien und Irland, und ich will getreulich thun, was meines Amtes ist, welches ich, als kirchlichen Rechts, von dir nur erbitte. So wahr mir Gott helfe." Darnieder Eid leisteten die übrigen Bischöfe. Dann knieten die Herzoge von Sussex und Cambridge, die Söhne der Königin jüngster Söhne Georgs III.) die Stufen des Thrones hinan, nahmen ihre Mützen ab und knieten vor der Königin nieder, worauf der Herzog von Sussex folgenden Huldigungseid sprach: „Ich, August Friedrich, Herzog von Sussex, werde dein

Mann des Lebenstand; ich schwöre die Ergebenheit und Treue und versprache, sie dich zu leben und zu sterben, gegen jedermann, so wahr mir Gott helfe." Derselbe Formel wiederholte der Herzog von Cambridge. Dann berührten die beiden Prinzen die Krone der Königin, küssten ihre linke Wange und liegen herab. Ahnen folgten die Herzoge und die übrigen Paare der Reihe nach, küssten aber nur die Hand der Königin.

Während der Huldigung ward der Hausschatzmeister der Königin Krönungsmünzen unter die Versammlung. Alsdann folgte die Abendaufführung, und die zweite, in einem Beutel mit Goldstücken bestehende Opergabe, womit die Königin den deutschen Gelehrte und Sängerinnen, mit welchen sie gekrönt war, aber im völligen Krönungsornate, die Krone auf dem Haupte und Scepter und Reichsapfel in den Händen, die Westminsterabtei verließ. O. L.

Wiener Monumentalbrunnen.

(Siehe auch die Portrait-Tafel 623.)

Der jüngst enthüllte Brunnen Edmund Hellmers, den wir neben demjenigen Rudolf Weyrs vermuthungsweise, giebt der Fassade der Wiener Hofburg, dort, wo sie den Michaelerplatz abschließt, den letzten künstlerischen Schmuck. Dieser Teil der Architektur der alten Hofburg, die glücklich die Verwertung der alten Pläne zur Geltung bringt, stellt sich nun als ein schöner Halbkreis dar, welcher beiderseitig von malerisch gegliederten Flanken abgeschlossen wird. Hier bauen sich auf monumentalen Marmorsockeln die schönen Gruppen auf. Sie stellen „Die Macht zu See" und „Die Macht zu Lande" in kraftigen Allegorien dar.

In der „Macht zur See" stellt Professor Weyr, ein Meister dekorativer Plastik, zum erstenmal sein großes Können zu Tage. Zwingt jener künstlerischen Absicht, die dem Auge des Beschauers unmittelbar mache, bekannt und bei in die letzten Feinheiten angewandt werden will. Er hat seine Werke so oft auf den Giebeln der Gebäude zu hattenden Silhouetten zu prächtiger Geltung gebracht, daß man darauf gespannt sein konnte, wie der in zweierlei den Formen und großen Gliederden die glänzende Verwandlung bewältigende Künstler die Dinge gestalten würde, die man nun gleichsam „greifen" mußte. Es hat die ihm gestellte Aufgabe vorzüglich gelöst. Nachstehenden Motive und die musterlegen, von dem Barockgeiste, der dem Künstler so fiel ist, nur leise angerührten Körper des Meergreises, der, den Dreizack in der Rechten, erhaunt den Fall des Unheiles betrachtet, welcher, hart Zeit, halb Menschenungetüm, über der Felsen klirrt, sowie die malerisch wirksame Muschelgruft sind zu kraftvoller Gesamtwirkung unterhalb des weiblichen Genius gereint, der, ein wenig stärker „in Silhouette" gedacht, die Gruppe krönt. Die „Macht zur See" nimmt die Brunnenmitte der linken Flanke des Hofburggebäudes ein. Das Haus freut sich der wuchtigen Bewegung in dem Gesamtmodenacks des Werkes, dessen rechte Seite mit dem sollenden Meeresungeheuer meisterlich erfunden und mit entsprechen Formen gebildet ist. Der Eindruck, den ohnmächtige Ansichtsakt giebt, kann nicht

Nach einer photographischen Aufnahme von H. Jackson (Wilh. Fischer) in Wien.

Brunnengruppe an der Fassade der k. k. Hofburg in Wien: „Die Macht zu Lande." Von Professor Edmund Hellmer.

besser gebildet werden, als es dem Künstler hier gelang. Von ebenso vorzüglicher technischer Vollendung in der Form des Meergreises und der Dynamik des weiblichen Genius, an dem eine besonders moderne Auffassung auffindet die etwas konventionelle Haltung der Beine und Arme bedingen mochte. Professor Rudolf Weyr hat in dieser Brunnengruppe sein Bestes geboten, und dies ist so viel, daß es das können der meisten Wiener Monumentalplastiker übertrag. Der Künstler, 1847 geboren, ein Schüler der Wiener Kunstakademie, hat sehr verschiedene, ebenso wie in dem Fries „Der Bachantzug", welcher das neue Burgtheater gotische schmückt, und in den vorzüglichen Porträtbüsten des Großkaufmanns Wertheimstein und des unglücklichen Gießbaumeisters des Barwis erbrachte, wie er, ein hervorragender Plastiker, der jede neue Aufgabe neu und selbständig zu behandeln weiß, berufen ist, weiter an der plastischen Verschönerung Wiens regen Anteil zu nehmen.

Als Gegenstück zu Weyrs Werk schmückt die rechte Flanke des Hofgebäudes der ziemlich entsprechende Brunnen Hellmers. „Die Macht zu Lande" ist der „Macht zur See" gleichwertig erdacht und ausgeführt. Der Kern der Komposition besteht sich im künstlerischen Denkel, deren Höhe, die Allegorie der Macht, eine im Sinne der Antike stilisierte Jünglingsgestalt einnimmt. Rad der Antike reproduziert, weist die Heroengestalt die mit der Linke bekränzten Gewaltten preßt. Der eine Dämon, die Blumen des Lebens umschlingend, hält erschrocken im Zerstörungswerke inne und blickt scheu zu dem Ueberwinder empor, der zweite Unhold stellt von den Reihen nieder, der heute nicht sich vergeblich ab, die Pfeile zu sprengen, die aufgetürmt dem Herrscher zum Standorte dienen. Ein Adler mit ausgebreiteten Schwingen verteidigt den Thron,

nicht achtend der Schlange, die, am Sandal der Hunterfüß, sich emporringelt.

Man hätte Edmund Hellmer, der eine stille Neigung für die Antike hegt und sie mit so viel mildem Leben und reifrer Anschauungsweise verlegt, wie nur in den schönen Formen und bewegten Gruppen seiner Auferstehungsmonumente, gewiß zu gut, daß er mit solcher Treulichkeit den Ausdruck titanenhaften Ungestüms zu geben wußte. Wer die hatten Gesänder, die prunkvollen Rüstungen der Türkenpest, die Rückkehr der Türkenbefreiung an Hellmers schön und maßvoll gestalteten Denkmale bewundert und das Schmiedeeisenkunst kennt, das zwischen Thron und Bild des Wiener Stadtparkes glänzt, ahnte kaum, daß die Hand, die solche glänzende und lieblich Zeugnisse geschaffen, elementare Größe in Gestalten zwingen konne, die mit jenen Werken, der das Ueberzeugte zu bieten gewohnt ist, so packtig berühren. Denn es hatte sich nun heraus, daß Hellmer, nicht zu kunt und materiell vom Wege, in anderm Sinn jedoch geschlossen, kraftvoll und überzeugend zu gestalten weiß. Es hat sich sogar gezeigt, daß er dieser noch diesen Ausdruck gewaltiger Kraft kenne. Vielleicht nicht ganz gleiche Höhe der in die Haltung der griechischen Jünglings zu bringen vermocht. Gestig voll erfüllt nun aber Rad seines Wesens, im Ausdrucke des Mächtigen wie dessen Gegner, ist die Silhouette dieser apokalyptischen Heldengestalt von einfacher Mängeln nicht frei. Es ist nicht so recht klar, was ein schwer Abschluß der unterschiedlichen Brunnengruppe, die zu den bedeutendsten Schöpfungen der Monumentalplastik unserer Zeit gezählt werden muß.

Edmund Hellmer, 1850 zu Wien geboren und als Schüler der dortigen Akademie mit einem Staatspreis ausgezeichnet, ist gegenwärtig Professor an diesem Institut. Fast alle jungen Wiener Bildhauer sind aus seiner Schule hervorgegangen oder haben sie, ehe sie sich nach Rußland gewendet, besucht. Johanna Zadrazil, der Schöpfer des Denkmals Maria Theresien-Denkmals (in Nr. 37 dieses Blattes wiedergegeben) und Th. A. Hass, eine junge emsische Bildhauerin, haben sich in letzter Zeit als Schüler des Meisters Edmund Hellmer weithin bekannt gemacht.

J. Brunn.

Digitized by Google

Die Flucht.

Roman
von
Ida Boy-Ed.

11.

Die Tage, die nun folgten, verschwammen später in Felix' Erinnerung. Ihm schien immer, als habe sich die Wendung seines Geschicks unmittelbar an jene dunkle Stunde geschlossen, als sei er aus tiefster Nacht jäh in den hellsten Mittagsglanz getreten. Aber jetzt, da er sie durchlebte, waren diese Tage schwerer noch als alles Vorhergegangene. Denn zu dem unverändert fortdauernden äußeren Elend, zu der grenzenlosen Sorge „wo wird morgen sein Ich" trat noch ein neues Gefühl, welches fast Selbstverachtung schien.

Bis dahin hatte der Entschluß in ihm festgestanden, zu sterben, wenn die Welt beim Durchmaß seinen Gebrauch von seinem Willen, sich zu bethätigen, wollte. Er hatte dem Tod als einem friedebringenden Erlöser entgegengesehen.

Nun wußte er, daß er ihn fürchtete! Daß es ihm an Mut gefehlt hatte, freiwillig in die große Unbegreiflichkeit des Sterbens zu versinken. Daß auch ein Verlangen in ihm war, nach Ruteilnahme von Menschenherzen!

Daß er zu feig gewesen, sich stumm und unwerrt der großen Stille des Todes entgegen zu werfen.

Er sing an, sich eine schwere Krankheit zu wünschen, die ihm ein friedliches Sterbelager in einem öffentlichen Krankenhaus verschaffen würde; oder einen Unfall, der ihn jäh hinwegnähme.

Das Bewußtsein der Feigheit durchschreckte ihn stündlich mit Verzweiflung. Denn wußte er nicht bennoch dieses schrecklichen Weg gehen, wenn die neuerdings rastlos betriebenen Versuche, Arbeit zu finden, erfolglos blieben und der Erlös des Ringes verbraucht war?

Diesen hatte er gleich am folgenden Morgen zu einem der allerersten Juweliere Berlins getragen. Er fürchtete, bei einem Trödler in den Verdacht unrechtmäßigen Besitzes zu kommen und überdies zu wenig Geld zu erhalten. Das Herz klopfte ihm aber bennoch, als er die Schwelle des eleganten Ladens betrat; er fühlte, daß seine dürftige Kleidung und der schöne Ring in einem verdächtigen Gegensatz zu einander standen, und es tag überdies in seiner Natur, immer Mißtrauen zu erwarten.

Er verlangte den Chef selbst zu sprechen und wunderte sich fast, daß man dürftig, sehr höflich gegen ihn war, denn er war sich nicht bewußt, daß der Adel seiner Erscheinung ihm von selbst Aufmerksamkeit verschaffte.

Der Chef, ein rundlicher, wohlwollender Herr mit weißer Weste und schwarzem Gehrock, einem goldgefaßten Kneifer auf der fleischigen Nase und einem großartigen Solitär am kleinen Finger der schneeweißen Rechten, hörte Felix' zögernden Antrag freundlich an. Felix wünschte den Ring, von dem er

In diesem Augenblick ward die Ladenthür schnell geöffnet. Man sah eine Faust in weißem Handschuh auf dem Thürdrücker und einen kraft- und geldstrotzenden Arm, mit braunem Tuch bekleidet, das eine Goldtresse zierte. Und an dem Diener vorbei, der ihr die Thür förmlich aufgerissen hatte, kam eine Dame herein, deren Erscheinung bewirkte, daß der Juwelier Felix stehen ließ.

Er verstand, daß das eine wichtige Kundin sein mochte, und wartete ruhig.

Die Dame wollte ein Armband haben, aus dessen Rund sie einen von den fünf Steinen verloren gehabt, und verglich nun genau, ob der neu eingefügte auch in der Farbe zu den andern vier passe. Dazwischen sprach sie allerlei mit dem Juwelier, wie vertraute Kunden mit einem bewährten und geschätzten Geschäftsmann thun. Daß sie doch wohl noch länger in Berlin werde bleiben müssen, daß ihr gewohntes Pech mit ihren Leuten sie wieder verfolge, daß sie sich halbtot langweile in Berlin und eigentlich unterwegs nach Venedig sei, und allerlei andre Dinge, die kaum gehört an Felix' Ohr vorüberglangen, weil sein Auge ganz beschäftigt war, diese Frauenerscheinung zu betrachten.

Sie war groß und schlank und hatte sehr auffallende Haare: wattblond, ohne jeden Glanz, rauh und voll. Dies Haar war auf griechische Weise geordnet, der starke Knoten kam unter der Kante des kleinen Filzhutes hervor. Den dunklen Hut zierten ein paar steife Federn. Die Kleidung der Dame war überaus einfach, dunkelgrün, Rock wie eng anliegende Jacke; aber bei jeder Bewegung der Trägerin zeigten sich von seidenem Futter und seidenen Unterkleidern.

Felix bemühte sich, in der Spiegelwand drüben das Gesicht der Dame zu erkennen. Endlich glückte es ihm, und er erkannte.

Das Gesicht war sehr schön, hatte regelmäßige Züge, wenig feine Linien, aber eine Farbe, dunkelgrane, sehr lebhafte Augen, darüber dunkle Brauen, Lippen von wundervollem Schwung der Linien, fein und rot, mit reichen Mundwinkeln.

Der erste Eindruck dieser Frauenzüge war der einer außerordentlichen, herrischen Bornehmheit.

Dazu paßte auch das Gebaren der Dame. Sie that, als wenn der ganze Laden ihr gehöre und alle Anwesenden nur zu dem einzigen Zweck vorhanden seien, sie zu bedienen. Doch wirkte dies Wesen nicht wie ein Anspruch, sondern wie etwas Unwillkürliches und war mit einer großen Höflichkeit, ja Liebenswürdigkeit verbunden.

Das Armband lieh sie sich gleich umlegen. Es

Brunnengruppe an der Fassade der k. k. Hofburg in Wien: „Die Macht zur See." Von Professor Rudolf Weyr.

Digitized by Google

habe ihr sehr gefehlt, sie sei gewohnt, es alle Tage zu tragen.

Dann fragte Sie:

„Haben Sie was für mich . . . Sie wissen ja — das Gerne zum Madame möre?“

Der Juwelier lächelte und holte aus einem Fach ein Etuichen.

Die Dame sah hinein und lachte.

„Sehr schenständ! Aber alt? Sehr alt? Nun, wenn Sie mir einen anmehmaren Preis machen, nehme ich's.“

Der Juwelier ging hinter dem Ladentisch herum zu dem Kassenwerhen, vor welchem Frelix stand.

„Sie erlauben?“ sagte er höflich und nahm den Ring.

„Aber — bitte —“ stammelte Felix.

Der Juwelier machte eine beruhigende Handbewegung.

„Seien Sie, gnädige Frau,“ sagte er, „das ist einmal etwas wirklich Stilvolles.“

Felix folgte unwillkürlich seinem Ring und kam so in die Nähe der Dame.

Sie, die schon früher ihren linken Handschuh ausgezogen hatte, ergriff den Ring und steckte ihn an ihren Goldfinger. Der Reif war zu weit.

„Sehr schön,“ sprach sie und bot die Hand an.

Felix sah, daß es sehr lange, feine Finger waren, und daß der altertümliche Ring die Hand trefflich kleidete.

Bortlelrfinger, dachte er. Zu dem Weben der Frau hätte besser eine andre, feiner Hand gepaßt.

„Kann man den Ring haben? Was kostet er?“ fragte sie.

Felix machte eine Bewegung.

„Der Ring ist worerst nicht verkäuflich. Dieser junge Herr vertraut ihn uns eine Weile an, für das Recht, ihn nachzuahmen,“ sagte der Juwelier mit einem verbindlichen Lächeln zu Felix hin.

Felix wurde dunkelrot.

Die Dame sah flüchtig und gleichgültig auf den jungen Menschen.

„Schade,“ sprach sie und legte den Ring wieder hin.

Dann begann sie wegen des Schmuckstücks im Kästchen zu unterhandeln. Felix sah nun, daß es eine Brosche auf Silber mit sehr vielen alten Steinen und Birnenperlen war.

Er sah dann wieder auf die Spiegelwand. Vor ihr standen auf Borden silberne Prunkgefäße, zwischen ihr und dem Ladentisch bewegte sich der Juwelier. Traumab aber glückte es Felix zuerst, ungehindert einen vollen Blick in das süße Frauengesicht thun zu können. Das kein Hinstarren auf das Spiegelbild unschicklich sei, fiel ihm nicht ein.

Plötzlich erhob auch sie einmal den Blick und sah ihn dunkle, auf sich gerichtete Auge im Glase. Weder wandte sie den Blick ab noch wandte ihre Wienen streng aber anmutsvoll. Nur ihr Auge öffnete sich weiter, wie bei einem Erstaunten.

Sie stockte in ihrer Rede, nahm sie wieder auf, sagte etwas Zusammenhangloses und sah immer noch auf die Spiegelwand, auf welcher ihr Felix' Auge entgegenleuchteten.

Plötzlich schien sie sich zu ärgern, ein hochmütiger Zug lagerte sich um ihren Mund.

„Was haben Sie da für nette Tbeglälter,“ sagte sie und wandte auf eine Reihe solcher, die auf dem Bord vor der Spiegelwand standen, als habe sie die verflossenen Sekunden dicht betrachtet.

Man wollte sie für beruntergingen.

„Lassen Sie nur — ein andermal. Also sechse kumbert der Stein und hundertfünfzig die Brosche. Ich weiß nicht, ob ich so viel bei habe.“

Sie zog ein Portemonnaie aus ihrer Kleidertasche.

„Ach ja — ich hab' einen Tausendmarkschein eingeckeckt — mogen des Krmbandel. Bitte!“

Felix war zur Besinnung gekommen, als er den Hochmut in ihrem Gesicht erwachen sah.

Besbeiden trat er zurück und wartete, bis die steife Dame den Laden verlassen haben würde.

Auf der Schwelle kehrte sie rasch um. „Ich habe, glaub' ich, mein Notizbuch liegen lassen.“

Man stürzte an den Ladentisch, da war sie gestanden. Das Notizbuch war nicht zu finden.

„So? Pardon, dann hab' ich's wohl nicht mitgebabt.“

Ihr Blick ging langsam suchend durch den ganzen Raum, auch über Felix hin und traf noch einmal seine Augen.

Mit kurzem Herzklopfen fühlte er, daß dies ganze Wandver mit dem Notizbuch nur gemacht war, um ihn nochmals anzusehen.

Sein Geschäft mit dem Juwelier war dann in zwei Minuten beendet. Er hatte zweihundert Mark in der Tasche und einen Schein, daß er auch Recht habe, sich innerhalb eines Jahres den Ring gegen Erstattung der zweihundert Mark wieder zu holen.

Felix ging mit dem Gefühl eines königlichen Mutes die Straßen entlang.

Er hatte etwas erlebt! Und er hatte Geld in der Tasche!

Das ganze Erlebnis war freilich nur ein Blickwechsel gewesen. Eine wunderschöne und vornehme Frau hatte ihr Auge wieder und wieder in das seine versenkt.

Er träumte: so fängt die Liebe an, die große, elementare Liebe auf den ersten Blick. Wenn es im Bereich der Möglichkeit läge, daß sie sich wieder begegneten, wenn er zu ihrem Kreis gehörte, dann, gewiß, dann würde sie ihn lieben und er sie . . .

Aber der Rausch verflog bald. Er besann sich, daß er ein armer Teufel sei, daß er mit richtigem Talt nicht einmal gewagt hatte, sich nach ihrem Namen zu erkundigen. Sie ward sich bewußt, daß das Geld in seiner Tasche nur zweihundert Mark waren, und daß er genau rechnen mußte, wenn er zwei Monate davon leben wollte. Denn er hatte viel Ausgaben für Papier und Freimarken, auch mußte er jeden Tag fünfundzwanzig Pfennig für die Tasse Kaffee aufgeben, um im Kaffeehaus alle Zeitungen auf „Gesuchte männliche Personen“ durchsehen zu können.

Diese jämmerlichen Grübungen stürzten ihn von der romantischen Höhe, die sein Gefühl eben erklommen, wieder tief, tief in das Elend.

Dann prasselte diesmal ein Märzregen nieder, und der Bürgersteig war die Fahrdrämme waren in zwei Minuten von blanken Bäch überwachen. Felix trat.

Eine unsinnige Sehnsucht kam über ihn nach Trockenheit, Sonnenschein und freier Natur.

Vor seiner Phantasie erstanden sanfte Wiesengelände, mit dem Tau der Nacht benetzt, sonnenlosen Morgens darüber, und einer reinen, herben, unendlichen Frische der Luft. Und stille Wälder, dunkel und dicht. Und ein Acker, durch den ein Bächzer sichtbaren Bandes sich fern mit ihren Tritt. Tieren eine Lerche schräg himmelan stieg.

So leben dürfen! Der Pfläger sein! Da seine Kräfte beschäftigen dürfen. Ja, das wäre das Leben!

Aber hier zog ging er über nasse Straßen, durch die der Wind bewte, zwischen hohen Mauerschranken enbloser Häusergeleien dahin und würde ihnen niemals sie, nie entrinnen, wenn er nicht dankbar aufzauchen, wenn das Geschick ihm ein lohnendes Geschäft anwies, das ihm gestattete, sei es auch im engsten, dumpfsten Raum, Brot und Obdach zu finden. Denn er war ein Skiave geworden, der allerprimitivsten Luft zum Leben! Zunächst dieß Leben.

Er brachte seine Tage nun wieder wie in den letzten Wochen zu. Im Kopf füllte er sein Notizbuch mit der Abschrift von Gesuchen. In seinen Zimmer schrieb er täglich zehn, zwanzig Briefe, in denen er sich als Gemanb, als Lehrer für Nachhilfestunden, als Sekretär, als Reisebegleiter, als Hofmeister anfiehet melbete. Das eine oder andre Mal kam die Aufforderung, sich persönlich vorzustellen. Er hatte jedesmal die ersten fünf Minuten lang Hoffnung, denn es kam ihm vor, als spräche er. Dann stellte es sich heraus, daß er entweder die spezielle Warenbranche nicht kannte, oder daß Kautionen gefordert ward, oder daß seine Jugendlie nicht genügten, oder daß man schon Erfahrung in der betreffenden Thätigkeit forderte.

Aber wenn die Verzweiflung wieder an ihn heranschleichen wollte, war es ihm immer, als streckte sich eine überschlanke, weiße Hand aus, mit feinem alten, grün blitzenden Ring daran, und winke herrisch alle finsteren Gedanken fort.

Er lachte sich selbst aus, daß diese kurze Begegnung ihm so fest im Gedächtnis geblieben war. Er legte sich das zurecht: es war seit Jahren das erste Mal, daß er eine wirkliche Dame in der Nähe hatte beobachten können, und alle seine glänzenden Mädchenbitterinnerungen waren dadurch so wach geworden, daß ihm sogar dünkte, dasselbe Parfüm, welches im Juwelierladen sein und süß aus den Kleidern der Dame duftete, habe auch in allen Zimmern der Fürstin Wolsung geschwebt.

Wenn Felix in der ersten Zeit noch hie und da Antwort erhalten hatte, so blieb diese allmählich ganz aus. Der Grund war einfach, daß Felix blieb er verborgen. Nach und nach, als die Sorge wuchs und er die Hoffnung verlor, daß Kaufleute und Rittelerstellen melbete, verändherte sich sein Stil. Von den herkömmlichen knappen, kanzlmäßigen Formen wandte er sich zum Persönlichen. Indem er sein Gesuch recht warm machte, wurde er den Arbeitgebern fast verdächtig und erschien jedenfalls unpraktisch. Und als Felix gar das Wort „Not“ in seinen Briefen sollen ließ, kamen keine Antworten mehr. Einmal hatte er sich auf eine Anzeige gemeldet, welche einen Sekretär und einen Kurier in einer Person verlangte, um eine Familie in das Ausland zu begleiten. Hoher Gewandtheit auf beiden worden Sprachkenntnisse und allerbeste Empfehlungen gefordert. Felix besaß hiervon nur die Sprachkenntnisse, und um wenigstens mit einer Empfehlung aufzuwarten, hatte er sich auf Stephan Klius bezogen, der über seine Herkunft und Familie Nachrichten geben könne.

Es war unbeschieden, kleinlich kaltlos. Felix fühlte es mit Bitterkeit. Allein wenn man um sein Leben kämpft, kann man nicht mehr zaktvoll bleiben. Klius erfuhr vielleicht nie davon, und wenn er es erfuhr, konnte Felix immer noch hingehen und nachträglich um Verzeihung bitten.

Aber das war nun auch schon acht Tage her. Der April näherte sich seiner Mitte, und Felix fing an, den Frühling zu haben. Es waren Sonnentage, und die machten das Blut lebhaftig und ließen in der Seele ein unsinniges Verlangen nach Glück und Liebe aufsteigen. Und da Felix' Phantasie seine andre Nahrung hatte, lebte sie ganz von der Erinnerung an die schöne Frau mit dem hellen Haar und dem stolzen Gebaren. Er arbeitete in seinem Zirn einen völligen Roman aus, was alles aus dieser Begegnung hätte werden können, wenn er ein Abenteurer wäre und den beschäftigte wie Felix.

Einen Tages kam er gegen Abend heim. Er hatte eben wieder sechs Meldebriefe in den Kasten gesteckt, dann für zehn Pfennig Brot und eine Flasche Bier gekauft und war hochgemut in seine Wohnung. Auf der Treppe begegnete ihm das fünfjährige Töchterchen seiner Wirtin; das Kind schlepvte schon sein einjähriges Brüderchen auf dem Arm. Die Kinder sahen sehr oft zusammen aus. Felix litt jedesmal, wenn er ihnen begegnete.

„Da ist 'n Brief vor Ihnen,“ sagte die Kleine, ‚ist 'n weiß Kuvertpapier drin.“

Felix lächelte melancholisch. Die Melancholie war ein wenig gekünstelt: er wollte lieber gleich denken, es sei doch nichts, um nicht zum so und so vielsten Mal enttäuscht zu sein.

Aber seine Finger waren doch kalt, als er den Brief von der bezeichneten Stelle nahm. Dann ging er in seine Stube, schnell, wie jemand, der eine wichtige Angelegenheit hat. Der Brief war da und, als käme er aus einem Geschäft, dazu vor das Papier zu schauen und elegant. Felix erbrach ihn: eine klare, große Schrift bedeckte die Blätter. Er las:

„Sehr geehrter Herr! Sie haben sich auf meine Anzeige, welche einen Sekretär und Kurier forderte, gemeldet, ohne, wie ich sehe, den gestellten Bedingungen ganz entsprechen zu können. Wenn ich Ihnen trotzdem schreibe und Sie bitte, mich morgen vormittag elf Uhr aufzusuchen, so geschieht es, weil ich Ihrem Hinweis folgend, Herrn Klius aufsuchte. Stephan Klius ist so freundlich gewesen, mir zu versichern, daß er Ihre Familie gekannt hat.

Hochachtungsvoll

Conradine de la Frémoire.“

Felix hatte starken Herzklopfen. Also man war doch bei Klius gewesen! Also mochte der von so viel Unwerschämtheit gebadet haben? Felix beschloß, morgen hingugehen und sich wegen seiner Keckheit zu entschuldigen.

Der Brief kam ihm seltsam vor. Er fand keinen Hinweis darin, der ihm erlaubt hätte, auf die Einladung zu hoffen. Man wollte ihn nur sprechen. Wozu? Warum? Hatte vielleicht die Schreiberin

Digitized by Google

aus Alins' Erzählungen irgend einen Namen aufgefischt? Glaß es vielleicht irgend eine Beziehung zwischen seinen Eltern und dieser Conradine de la Fremoire? Erwuchs ihm da vielleicht unerwarteter eine Teilnahme? Gar eine Hilfe?

Und da war sie doch unversehens in sein jungen Herz gekommen, die Hoffnung, welche es lieber nicht hereinlassen wollte.

Nach längerem Grübeln wurde ihm das, was er sich phantasierend ausgedacht, geradezu zur Gewißheit: Conradine de la Fremoire war eine Dame, welche seine Eltern persönlich gekannt hatte und sich von dem ihr bevorzugenen Alius beständigen ließ, daß Felix Dahlland wirklich der Sohn jenes Hauptmannes und jener schönen Frau war, welche bei den Weltungs verehrt hatten.

Vielleicht würde sie ihm helfen, wenn er auch für den „Sekretär und Kurier“ nicht die anderweitigen Fähigkeiten hatte, irgend eine Arbeit finden. Er wollte der alten Dame sagen, daß er sich vor keiner scheue. Doch er dem Grund gründlich, auch in geistiger und in jeder Gestalt kennen gelernt. Vielleicht wird sie mich fragen, ob ich glaube, daß das eine Weltenschaft sei, die bereichere oder zerstöre, dachte er.

Und zugleich richtete er dann erkennend die Frage an sich selbst. Aber er fühlte wohl, nur die Zukunft konnte sie ihm beantworten und ihm zeigen, ob diese Zeit seiner Seele Keime zur Gesundheit oder zur Krankheit gegeben.

III.

Am andern Morgen ging er früh auf. Sein Jackettanzug, leidlich erhalten, brauchte neue Knöpfe. Auch bedürfte er, sich einen neuen Strohhut und ein Paar Manschetten zu kaufen. Er war eilig und sorglich, und die Summe war so gefällig, die richtige Berechnung zur Hoffnung zu gehen. Sie brannte flimmernd am Himmel, trügerisch, wie alles Irdische musse; aber der Licht durchwirrte den ganzen blauen Himmel mit Glanz, so daß es schien, als habe man sie selbst.

Eine Minute vor elf stand Felix vor dem Portier des Hotel Continental und fragte nach Frau de la Fremoire. Man wies ihn in den ersten Stock. Dort trete er nunder, bis er einen Diener traf. Der meldete ihn in einem nach hinten gelegenen Zimmer an und kam mit einem Herrn „Gleich“ zurück.

Dieses kleine Wort verschwand bei Felix allen Mut. Er hatte schon alles, was sich ereignen möchte, vorweg erlebt: eine hohe, edle Greisin, so eine Herzogin von Alliiren und Gestalt, würde ihn sofort empfangen und voll mütterlicher Leutseligkeit fragen, wie es seinen Eltern noch ergangen, wie er sich in solche Lage gekommen, und ob sie ihm helfen solle, Stellung zu finden. Das Warten auf ihre Kontrolle hatte aber nicht in seiner Phantasie gethanen.

Deutlich that sich die Thür jenes Zimmers auf, und eine Dame erschien. Sie hatte aber keine herzogliche Würde an sich, obschon sie ein Kleid von schwarzem Atlas trug und sehr langsam, ja imposant einherschritt. Man sah sofort: sie connerte, sich Respekt gebietend zu wirken. Ihre Haare waren weißblond und glatt gescheitelt, es schien etwas darauf zu haften. Jedenfalls hatte ein Häubchen diesem runden Kopf eine gefälligere Form und eine kleine Krönung gegeben. Das Gesicht sie durch seinen sehr gleichmäßigen rötlichen Teint auf. Vor den hellen Augen trug die Dame einen Kneifer, was gerade ihrem Gesicht etwas Anspruchsvolles gab.

Felix verneigte sich tief. Er war so entkräftet, daß er plötzlich alle seine Hoffnungen begrub.

Die Dame nickte herablassend.

„Herr Dahlland?“

„In dienen.“

„Bitte!“ sagte sie und öffnete eine Thür.

Sie trat ein, und Felix folgte ihr.

Er befand sich in einem kruhesmäßig belegenen Salon, der mit kostbarstem Hotelluxus ausgestattet war.

„Warten Sie einen Augenblick.“

Er wurde nicht aufgefordert, sich zu setzen, und sah die Dame in ein Nebenzimmer gehen. Er wartete, immer mit der Kraft kämpfend, lieber gleich wieder wegzugehen, und schaute sich um.

Auf dem Tisch, der inmitten des Raumes unter einer Krone aus irisierendem Glas stand, lagen ein paar Bücher neben einer Note auf Reklen und Drehdosen. Ein langer, schmaler Schaal von bläulila Seide, mit großen Goldornamenten durchwirkt, hing über einer Stuhllehne und lag mit seinem anderen Ende lang auf dem Teppich. Auf dem Nebentischchen neben der Chaiselongue lagen Zeitungen und ein Blumenstrauß. Auf dem schwarzen Fell, das die Chaiselongue bedeckte, lag Felix ein Buch; es war aufgeschlagen, die Geschäftsleite lag auf der Decke, der Rücken nach oben. Felix konnte der Versuchung nicht widerstehen, er ging heran und sah den Titel.

Es war „Mick Lyhne“.

Felix ward ganz blaß vor Mut. Wenn er bei einem Menschen ein Buch entdeckte, das er selbst liebte, ward ihm, als sei er mit dem Leser in einer Kraftgemeinde.

Er hatte ein Geräusch und wandte sich um. Nicht auf den allerersten Blick erkannte er in der Dame, die eingetreten war, die stolze Schöne aus dem Hunderttausend. Erst nach einiger Zeit hat sie sehen, und besonders hatte seine Physiognomie so viel Aehnlichkeit mit Alius gemalt, daß es seinem Gedächtnis gegangen war wie einem Künstler, der zu viel an einem Bildnis herumändert, bis es der Wahrheit nicht mehr wird.

Aber langsam ging ihm die Gewißheit auf: sie ist es! Und sein Herz klopfte schwer.

Conradine de la Fremoire musste gesehen haben, daß sie den jungen Mann mit den schönen, an seinem Morgen so breiten Augen in Felix finden wurde. Sie kam schnell auf ihn zu, lächelnd und mit ein wenig erhobener Hand.

Sie trug noch ein Morgenkleid. Feiig sah unklar kostbare Stoffe und eine Unmenge köstlicher Spitzen und sah deutlich nur die Hand, die ihn einlud, sich zu setzen.

Ihm war, als habe er sich drei- oder viermal verbeugt, jedenfalls als habe er einige Ungeschicklichkeiten begangen. Das Not stieg ihm ins Gesicht. Er spürte, wenige Augen, sich zu setzen und verachtete sich zugleich wegen der Unterheit seines Benehmens.

In der Hast hatte er gar keinerlei Ungeschicklichkeiten begangen, sondern die Haltung derselben Bescheidenheit bewahrt.

„Ich bitte,“ sagte sie und lieh sich selbst auf das Fußpolster der Chaiselongue nieder; sie saß in etwas schräger Haltung, sich mit der ausgekreckten, gepreßten Rechten auf das schwarze Fell stützend; die Finger der linken spielten mit der Kante eines Spitzenmuskins.

Felix nahm einen Stuhl und setzte sich ihr gegenüber.

„Ich habe Sie hierher gebeten, weil ich mündlich einen Brief mit eine Entschuldigung bei Ihnen anzubringen habe,“ begann sie; „ich hätte das zu wohl auch schriftlich thun können, aber ich mich sehr lebhaft fühle, war mir die Schrift zu konventionell. Das Wort ist mir besser am Platz.“

Sie sprach leicht, mit einer großen Verbindlichkeit, und bemuht lag in ihrem Ton und in ihrer Miene ernst, daß der Gefälligkeit eine Gefälligkeit gegenüberstehe, die sie nicht ohne angenehmlichkeit herstellte. Uebrdies waren ihm ihre Worte völlig rätselhaft.

„Wie Dahlland?“ fragte er zögernd, „mir eine Entschuldigung? Wie sollte das möglich sein?“

Conradine lächelte; es sah aus, als bemühe sie sich, nicht zu lachen.

„Sie wissen nämlich wissen, es war mein heimgender Wunsch, Alius kennen zu lernen. Wie ich Ihnen schon schrieb: für die Stellung, welche bei mir frei ist, eignen Sie sich natürlich absolut nicht. Das ist überdies so eine Art Zeitungsfreiung. Also unmöglich für Sie! Das heißt, das wusste ich zu nicht, als ich zu Stephan Alius ging. Aber immerhin war ich auch schon da entschlossen, Sie nicht zu nehmen, weil Ihnen Lebenspraxis fehlt. Und trotzdem ging ich zu Alius. Die Gelegenheit war zu lockend. Seben Sie, daß ich Ihnen Dank schulde?“

Felix war ganz blaß geworden. Es kam über ihn wie eine Art Lähmung; eine große Schwere und Stille war in seinem Körper. Er hatte nicht gehofft, das heißt, er hatte nur sich selbst immer zu Protokoll genommen: „ich hoffe nichts“, und dennoch schon in einem völlig ausgeworfelten Zukunftsgemälde jedes Detail vor sich gesehen. Alles sich in sich zusammen! Wieder hatte Conradine de la Fremoire seine Eltern gekannt, noch gedachte sie sich für ihn zu interessieren oder ihn gar in ihren Dienst zu nehmen; seine Oper hatte die einfach als Vorwand gedient, einen berühmten Dichter einmal anzusprechen.

Mit dem Versuch eines höchstes sagte er: „Dank endlige Frau aber dazu meiner beschedenen Oper als Vorwand bedurften, wundert mich. Für eine Dame gibt es doch sicher viele Wege, die zur Bekanntschaft mit Alius führen können.“

„Ah, doch nicht,“ erwiderte sie leichte, „für mich nicht. Ich habe mich so zu nennen — oder da zu im Norden,“ sie bezeichnete mit der Linken verschiedene Himmelsgegenden unbestimmter Richtung, „mag, leben in Berlin. Und hier hab' ich nur Gesellschaft: Geld, Kleider, Feste, und man braucht. Und da ich es nicht liebe, von Leuten beschligt zu sein, die mich nichts angehen und immer mir etwas wollen, so bin ich vorsichtig darin, meinerseits jedermann zu werben. Handelt es sich um einen Maler, von dem ich hingerissen bin, kann ich in sein Atelier gehen, ihm eine Sitzge oder ein Bildchen abkaufen und terne ihn kennen mit dem angenehmen Gefühl, ein höchst willkommener Besuch gewesen zu sein. Aber bei einem Dichter liegt das so anders. Und Stephan Alius — ach Gott, für den hab' ich nur eine Begeisterung gehabt. Voilà un homme! sagte ich mir. Und es giebt so wenig Männer, so wirkliche Männer voll Willen und Kraft. Und ich hatte mich's in den Kopf gesetzt, daß Stephan Alius mir imponieren werde. Da fand ich den Autor bezaubernd. Diese die Aufforderung, mich bei Alius zu erkundigen. Ich beschloß, sofort hinzugehen, meldete vorher mich und den Zweck meines Besuches an, bewaffnete mich mit einem Dreidutzendstrauß für die Dichtergattin und — nun, ich bin eben dagewesen!“

Sie lachte und preßte dann plötzlich die Linke vor den Mund, als wolle sie den alle bittere Ernst verletzenden Heiterkeitsausbruch zurückhalten. Felix dachte an Alius' schmutzigen Rockkragen und an die dagere Frau mit den köhlernen Fingerhut und dem blumenbestickten Gasstiefel. Aber ihm war nicht danach zu Mut, über die Enttäuschungen anderer Leute zu lachen.

„Es hätte wirklich weder eines Dankes noch einer Entschuldigung bedurft. Da ich in ihrer weiteren Beziehung zu Alius stehe, hätte ich wie ihren Gange doerhin erfahren,“ sagte er.

„O doch, das war meine Pflicht, denn ich bin Ihnen wirklich dankbar. Man hat so seine höchsten Phantasien — das Anschauen der Wirklichkeit ist so gefährlich. Und ich wusste auch so sehr über Sie lachen! Also erzählte Alius mir das! Ihr Vater war Offizier, er kannte Ihre Eltern von Weihnachten Hause her. Ihre Mama war der gefeierte Mittelpunkt bei den Festen, die Fürst Welting gab. Und Sie wollten Artelerist werden! Gestehen Sie nur, daß Sie da einer fundenlichen Laune nachgaben. Also, daneben Sie, daß sind so recht gewordene Bierbrauer oder Apothekerlehrlinge, die reisen wollen, Leute mit viel Geld und wenig Bildung, und ich vergaß mir nicht ein, daß, wenn ich Ihnen die Kasse führe, Rechnungen zahle, Billette nehme, Reisepläne mache und hie und da ein höchen erkläre, was sie seben. Sie kommen auch in die Gesellschaft und sind wenig doch allein für mich! Ja, gestehen Sie es nur, es war ein Studentenstreich.“

Felix sah, daß seine Persönlichkeit hier ganz falsch aufgefaßt wurde. Das durfte er seinen Eltern bloß länger dulden. Ein bitterliches Gefühl der Demütigung wallte in ihm auf darüber, daß er sich mit seinem Bekenntnis gleichsam aus der Sphäre dieser stolzen Frau schieden mußte, gerade jetzt, wo der er stolz und gleichberechtigt hätte stehen mögen. Aber mannhaft überwand er die Empfindung. Er erhob sich.

„Nein, gnädige Frau,“ sagte er, während der Beschämung alle Farbe aus seinem Gesichte wich, „es war kein Studentenstreich. Ich befinde mich in einer sehr elenden Lage. Seit Monaten ohne Stellung und Verdienst, habe ich mich unterschiedslos an jeder Beschäftigung gemeldet, für welche ich mich einigermaßen befähigt glaubte. Sie sehen keinen übermütigen jungen Kavalier aus der Gesellschaft. Sie sehen einen Deklassierten vor sich. Vergeben Sie, daß ich mit meiner Bewerbung lästig gefallen bin.“

Seine dunklen Augen sprühten sie mit unendlicher Verachtsamkeit an; stumm führte sein Herz seine Rede

Digitized by Google

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung 1897: Margarete v. Peschinger. Nach dem Gemälde von Franz v. Lenbach.

Digitized by Google

Fischmarkt. Nach dem Gemälde von Hans Herrmann.

Digitized by Google

weiter und setzte ihr hinzu: Du selbst, du wunderschöne Frau, hast es zu gelehren, daß ich mein letztes Gut, meinen edlen Faustleuning, verkaufe.'

Rasch sie gebachte jener Scene und ihr Antwort, welche ihr Klaus gegeben, als sie sich — den Scheines halber — mit Freiherr Dahlland verkaufte. „Der junge Mann schien gebeckt, allein das kann gewesen sein, weil seine Neuheit nichts sagte; bedürftig schien er nicht, denn er trug einen auffallend schönen alten Smaragdring.“ Du habe es ihr durch den Sinn, daß Freiherr Dahlland derselbe Mann sein könne, der einen solchen Ring im Leben ihres Jugendlieb verlegte. Und sofort redete sie sich ein, daß sie sich bei ihm entschuldigen müsse, weil sie ihn als Bewerb genommen, Klaus zu befreien.

Jetzt, während seiner Worte, ward sie rot. Nuhre beschämt zu sehen, peinigte sie über alle Maßen, und sie sah, daß der Mann, der bo vor ihr stand mit bebender Stimme sprach, sie tödlich leiner Liebe schmähte.

„Aber bitte, setzen Sie sich doch wieder. Erzählen Sie mir, wie Sie in diese Lage kamen, und wie Ihr Bildungsgang war,“ bat sie und verwirrte seinen Blick.

Er durfte sprechen! Zum erstenmal alles anbeden von einer Seele, die vielleicht mitfühlte, bebenklich aber verstand. Aber ruhig zu erzählen vermochte er nicht. Er stand noch mitten darin in seinen Leiden; noch war seine junge, hohe Seelust schmachtig von den aufgehäuften Entbehrungen, noch suchte sein Herz, wenn er der Stunde gedachte, bei er seinen alten Hund erschoß und nicht den Mut fand zum zweiten Schuß. So leide er, sprechend, noch einmal alles wieder durch. Seine Farben erbleichten sich, sein Auge brannte, seine Nasenflügel bebten. Und von Bitterkeit klang seine Stimme gequält, als er von der fürchterlichen Not sprach, in der er gestanden.

Er sprach unwillkürlich wie zu sich selber, „Vergangenheit“, er sagte nicht „es ist“, sondern immer nur „es war“. Sein Stolz wahlte instinktiv diese Form. Er wollte hier als Mensch zu Menschen sprechen, aber nicht als Bittender zu einem Reichen. Und ebenein nicht als armseliger Mann zu einem reichen Weibe!

Sie aber verstand ganz klar, daß er von seiner Vergangenheit sprach, sondern von einer fürchterlichen Gegenwart. Ihr ganzes thatenburstiges Wesen geriet in Aufruhr. Es fiel ihr gar nicht ein, aus seiner Erzählung allgemeine Schlüsse auf soziale Uebelstände zu ziehen. Aber sie empörte sich über sein Schicksal, und der Zander, der von seiner Persönlichkeit ausging und aus Jugendsicherheit, Schwermut, verhaltenem Temperament und der ungewöhnten Kunst, schön sprechen zu können, seltsam gemischt war, wuchs in ihren Augen.

Den Mann mußte man une auf den richtigen Platz hinstellen, und er würde der Welt schon zeigen, was er könne, dachte sie.

Und Sie, gnädige Frau, mich doch nicht unterbrechen, darf ich so die Wahrheit sagen,“ schalt er. „Die Stellung eines Werkschreibers entspricht nicht meinen Wünschen. Die Art vornehmer Tagebieberei in den Formen knechtlicher Unterwürfigkeit bietet mich hinlänglich beleidigt und war mir entwürdigt. Ich sehne mich nach ernster Arbeit, nach wirklichen Aufgaben, danach, endlich einmal kennen zu lernen, was bas Mannes beste Lebenskraft sein mag: seine Größe an starken Widerstanden messen! Aber wo sollte ich das finden? Zunächst hieß es für mich: nur ein Unterkommen, nur einen Platz gewinnen, von wo aus ich besser Umschau halten könne und einigen Geld daran zu wenden vermöchte, eine Anstellung zu suchen. Von allem Unglück ist es aber noch bas schlimmste, daß ich infolge meines Bildungsganges, der meine Individualität erstickte, nicht einmal weiß, wonach mich meine Sehnsucht noch Arbeit treiben könnte. Ich habe mir schon die Fäuste eines Proletariers gewünscht.“

Er stand auf. Er fühlte, er mußte gehen und würde mit Dankbarkeit im Herzen gehen, weil er eine Stunde lang aus seiner Einsamkeit wohlthätig erlöst gewesen wäre.

Auch Gonradine erhob sich. Sie faltete die Hände auf dem Rücken zusammen und begann in dieser männlichen Haltung im Salon hin und her zu gehen.

„O nein,“ sagte sie gleichsam für sich, „eine Individualität läßt sich nicht ersticken. Thatkraft ohne Ziel — das kommt, wenn viel Intrigieren und viel Phantasie beisammen sind, aber ein sorgliches Talent selbst. Und wenn obenein der geistige Geschmack von Jugend an seine bestimmte Richtung gewinnt, ist es schwer — schwer —“

Sie weiter sich im Nachsinnen.

Freiin hörte ihr begierig und erstaunt zu. Welch ein erster Geist sprach aus ihr, gewohnt, Menschen und Dinge zu beherrschen und zu beurteilen.

Einen Augenblick lang verging Feiix ganz, daß sie der heiß bewunderte Gegenstand seiner Liebesträume geworden. Er sah nur einen bedeutenden Menschen in ihr, ein kostbares Weib.

Aber als sie dann plötzlich vor ihn hintrat und ihn ansah, gerade und leuchtend, erschrak sein Herz vor ihrer Schönheit, und er atmete schwer.

„Mollen Sie beweisen, daß wir kommen, nicht als wenn Bebienfteter, sondern als mein Mitarbeiter?“ fragte sie.

Er stutzte zwiefel und starrte sie an. Ihre Worte kamen ihm als etwas so Unmöglichscheinliches, ja Ueberspannte vor, daß er sie nicht fassen konnte.

„Ich — ein Mitarbeiter — warum? Wie und wo? Das ist ja unmöglich,“ brachte er heraus.

Unstatt zu antworten, lachte sie fein, überlegt ein ein Gefühl namenloser Demütigung. Er hatte nicht daran, daß er sich ihr durch die Geschichte seines Lebens ganz gestanden hatte und ernstes Bertrauen sie ihm entgegenbrachte — er dachte an die kleine Szene im Juwelierladen und daran, daß Conradine sich umgewandt, um ihm noch einmal in die Augen zu sehen — eine große Dame hatte Gefallen gefunden an den bildschönen Augen eines armen Jungen — nein, lanfenmal nein!

Er schüttelte den Kopf mit heftig ablehnender Gebärde.

Sie hielt noch immer die Hände auf dem Rücken gefaltet, und ohne seine stumme Verneinung zu beachten, fing sie wieder an, hin- und herzuschreiten und dabei zu sprechen.

„Besonbere Lebensumstände weisen mich immer darauf an, mich bezahlter Kräfte zu bedienen. Mein Mann ist seit sechs Jahren tot. Er hatte mich wohl angelernt, er besonders, daß ein angeborenes organisatorisches Herrscherlalent, aber als er mich so auf einmal allein ließ, da verzagte er.“

Ihre Stimme hatte gebebt, schmerzlich, sehr schmerzlich, seine Leere zu genau. Also sie hatte diesen Toten geliebt!

„Zuerst,“ fuhr sie fort, und es war, als ob Ton und Mienen sie für plötzlich mit tiefer Wehmut überschleierten, hatte ich zu viel mit meiner Verzweiflung zu thun, als daß es mich gereizt haben sollte, zu schaffen und zu regieren.“

Sie lauschte tief, stand vor einem Fenster still und sah, in Gedanken verloren, ins Leere.

Feiix fühlte zugleich einen fernen, leisen Schmerz und eine seltsame Erleichterung. Eine Frau sagt einem Manne, an dem sie ein zwiefeltes Wohlgefallen findet, nicht, daß sie ihren Gatten bis zur Verzweiflung betrauert. Das sagt sie nur jemand, den sie achtet, und dem sie andeutungen gegenüber steht.

„Mann sollte nicht lieben,“ fagte sie halblaut, „der Schmerz des Verlustes ist so fürchterlich, daß alles vorübergegangene Glück dadurch ausgelöscht wird. Aber wenn ich nun einen jungen Menschen heimgeben, die das Leid besser verstehen und behalten, als das Glück.“

Und dann, mit einem halben Lächeln zu Feiix gewandt:

„Aber warum sag' ich Ihnen das? Doch — ich weiß. Als Dank für all das Vertrauen, das Sie mir schenkten. Und ich wollte Ihnen ja erklären wich. Aber wissen Sie, mich zieht gleich alle Leitungsfähen stark zusammen in meine Hand. O, was für hohe Erfahrungen kannen da! Und was hat das für Geld gekostet! Auf Treibeis ging der Vermögler durch, auf Dahlandsau ist eine Wirtschaft ein. Nun, Sie werden das ja alles erfahren. Aber lieber Gottes wach ich nie durch Schaden klug. Fragen Sie nur Madame mehr. Ich habe mit meinen Neuungsgenossen noch oft Unglück gehabt. Ein spanpathisches Gesicht verführt mich. Ich sehe immer nur die Seitenie nun solle mich besser über den Inhalt unterrichten,“ gestand sie naiv.

Ja, nein. Feiix konnte in diesem Augenblick kein anderes Wort für ihre Art finden, dies alleins traf zu, so wenig Naivität auch zum Bilde der Frau zu passen schien.

„Unterdem hasse ich die kleinlichen Sorgen. Es muß glatt gehen. Viele Fragen, störende Zwischenfälle langweilen mich. Deshalb liebe ich die Gewanden, Erfahrenen, und wenn sie mich mit Mut betrügen, mag es so hingehen. Aber es bleibt eben nie mehrmal.“

„Nun denken gnädige Frau, bei mir sei Zuverlässigkeit und Ehrlichkeit das Selbstverständliche, und die Erfahrung und Gewandtheit liege sich erwerben?“ fragte er. Jetzt erfaßte ihn Freude, jetzt sah er Land. Er fing an, zuversichtlich vor Glück zu werden.

„Ja,“ bat sie, „und setzte ich,“ rief sie und streckte ihm beide Hände entgegen.

„Schlagen Sie ein und sagen Sie im blinden Vertrauen: ja! Recensieren Sie im voraus alle Verhältnisse wie Sie sie finden, alle Bedingungen, die ich stelle! Gehe es später nicht — nun, dann getehen Sie mir es frei, daß der Versuch mißglückte. Und geht es — dann leisten Sie mir Dienste, deren Tragweite Sie schon selbst begreifen werden.“

„Ja,“ sprach Feiix, „ja.“

Er faßte sich die Laute heraus.

Sie empfand eine unsägliche Freude. Sie hatte einen Glücklichen gemacht und konnte sich nicht satt daran sehen.

„Ich werde Sie gleich vorstellen,“ sagte sie frühlich und wandte sich, „Die Dame, welche mit mir lebt, ist die zweite Gattin des Vaters meines Mannes gewesen. Ich nenne sie Madame mère. Ein liebenswoller Drache.“

Sie ging schnell mit raschen Gewändern auf die Thüre zu, durch welche sie vor einer Stunde eingetreten war, und rief in das andre Zimmer einige Worte hinein.

Alsbald erschien die Dame mit den weißhaaren Scheiteln und der starren Alabastrabe. Feiix verzeigte sich tief, während er noch darüber nachdachte, daß Conradine mit so unbändigen Worten vermieden hatte, meine Schwiegermutter“ zu sagen.

„Mein neuer Güterbeamter, Herr Feiix Dahlland — Madame mère,“ sagte Conradine heiter.

Und in der Hoffnung seine Feiix niemals, daß sie Frau de la Frémoire“ oder „meine Schwiegermutter“ sagte; beibehielt wußte sie mit großer Kunst zu vermeiden.

Stumm und streng und kurz erwiderte Madame mère den Gruß und sah darauf erstaunt Conradine an.

„Schon wieder ein neuer Beamter?“ fragte sie. „Conradine?,“ beftätigte Gonradine, „auch diesmal einer, an dem wir auch einen willkommenen Gesellschafter finden sie die langen, langen Abende auf Treibbin oder Dahlaisch. Herr Dahlland ist uns durch Strephon Klaus warm empfohlen: Klaus war intim mit Herrn Dahlland Elsen, Obeft Dahlland und Frau, bekeumbet; sie bezeichnen alle Feiix beim Fürsten Bleiting ihre Gastfreundschaft zusammen.“

Ueber diese Feiner Erklärung erkannte Feiix und sah Conradine de la Frémoire mit unmilligt aufbrechendem Auge an. Auch ehe er den Mund öffnen konnte, zu protestieren, reichte Madame mère ihm die Hand hin und sagte:

„Sein Sie herzlich willkommen. Meine Tochter hat so viel alte Erfahrungen mit ihren Beamten gemacht, daß es mir sehr freut, endlich jemand aus unsern Kreisen neben ihr in einer Vertrauensstellung zu sehen.“

Conradine hatte die Ringen halb geschlossen, ein ein Kurzsichtiger, und ein merkwürdiges Mienenspiel verschärfte die Linien um ihren Mund. Sie glaubte sich unbeachtet, Feiix hatte es aber doch gesehen. Er überwand sich und küßte der Frau, für welche er mit einigen peinlichsten Pflichten umkleidet worden war, die Hand. Alsbald küßte er, daß er mit bleiben Handtuß beide Damen beseligt hatte.

Conradine sprach zu ihm von den nächst zu erledigenden Dingen, aber in ihren Augen funkelte dabei etwas wie Ueberlegenheit, die verachtet, und

Digitized by Google

sie sah Felix an, als stehe er mit ihr in geheimem Einvernehmen, während er doch kaum etwas von der Natur des Verhältnisses zwischen den beiden Frauen zu ahnen begann.

In zwei Stunden sollte Antperton kommen, dann zunächst sei die „question d'argent“ zu regeln — die Gehälter müßten vierteljährlich pränumerando ausbezahlt. Morgen vormittag möge Felix dann kommen und sein Amt antreten. Heute werde er noch für sich zu thun haben. In zwölf Tagen würde er wohl nach Trebbin abreisen müssen. Die dort Ueberraupt, sich mit allem zu versehen, was ein Kavalier auf Reisen brauche. Er werde oft unterwegs sein.

Unwillkürlich nahm Conradine de la Fremoire während ihrer Rede allmählich einen fälteren, beschäftsmäßigen Ton an. Er verletzte Felix wieder. Er wollte fühlen, daß er der Untergebene sei, der sich in heiterer, reuer Arbeit erst die Freundschaft seiner Herrin zu erwerben habe.

Plötzlich, als bemerkte sie selbst ihren Ton, fragte sie:

„Ich bemitzigt Sie nicht, von einer Frau Befehle entgegen zu nehmen?“

„Nein,“ sagte er ehrlich, „ob ich nun als Assessor meinem Bureauchef, oder als Lieutenant meinem Hauptmann, oder als Privatsekretär meiner Herrin gehorche, gilt mir gleich. Gehorchen ist ja faß immer das Teil der Jungen. Später freilich, wenn ich Rete und Können haben werde, dann weiß ich nicht, ob ich es ertrage, blos gehorsames Werkzeug zu sein.“

Ihre Zwischenfrage sei ihm aber doch sehr auf und blieb für immer in seinem Gedächtnis haften.

Und was war er entlassen.

Als ein halb verbrugerter armer Teufel war er gekommen, als Mann mit einem Jahresgehalt von fünftausend Mark ging er.

Sein Blick war so gerade, daß er sich nicht hineinfinden konnte. Aber ebenso groß war sein Erkennen über die Frau, der er nun in täglichem Verkehr wohe treten sollte.

Die Gebieterin seiner Liebessträume verschwand ganz vor dem Bilde der Wirklichkeit. Ja, er erinnerte sich nur mit Verlegenheit der Nähnheit seiner Phantasie. Er dachte immer nur:

„Welch ein merkwürdiger, großartiger Mensch sie ist.“

Und in seiner Seele brannte das Verlangen, nur recht bald mit recht gründlich zeigen zu können, daß er ihres Vertrauens wert sei.

(Fortsetzung folgt.)

Die Fortschritte in der praktischen und theoretischen Elektricitätslehre während der letzten fünf Jahre.

Von

Franz Bendt.

Es sind gewiß die praktischen Erfolge einer Wissenschaft, welche sie dem großen Publikum interessant machen und die Neugier regen, von ihr selbst erwas Näheres zu erfahren.

Mehr wie bei jeder anderen kann man das bei der Lehre von der Elektricität beobachten, die das Meinungsgebiet mit Gleichsehen überschüttete und in verhältnismäßig kurzer Zeit Anhänger und Gegnerschaften unterwarb. Nicht mit Unrecht hätte sie das Schlagwort zum „Zeitalter der Elektricität.“ Es ist hoperbel berechtigt, weil wir uns — wie alle Zeiten verkennen — nicht am Ende, sondern erst am Beginn der eigentlichen Epoche befinden. In welchem Maße behalte werden, dank auch der seltsame und gebrämmissvolle Art, in der die elektrischen Kräfte sich äußern, weiß dazu angethan ist, das Staunen der Eingeweihten und die Bewunderung der Laien zu erregen.

Ueberblickt man die vielen praktischen Errungenschaften der neuen Wissenschaft, dann empfängt man den Eindruck, daß sie ihre Jünglingskräfte erreicht hat und sich bemeisterungen hinzu und mächtig, wenn auch ungleichmäßig entwickelt. Haben sich doch manche Zweige der Industrie seit letzter bereits zu gewaltigen Industrien ausgebildet. Mein Ausdruck zeigt sich bei beispielsweise dadurch, daß die praktischen Zeit, die Elektrowerkstatt, schon in zwei Zeile, in die Schwachstrom- und in die Starkstromtechnik, gespalten werde. Ihre Vertreter gehören gleichsam verschiedenen Parteirichten an, zwischen denen es schon zu harten Kämpfen kam, die sich bis in die Säle der Parlamente hineingezogen.

Wenn wir hier von den Fortschritten der theoretischen und praktischen Elektricitätslehre während der letzten fünf Jahrzehnte sprechen wollen, so setzen und dazu äußere und innere Gründe. Zunächst liegen sehr ausführliche und unterrichtende Berichte über diese an anderen Orten vor. Verhandlungen reiche Zeit vor, und haben sollen in für die bewundernswürdigsten Experimental-Untersuchungen von Heinrich Hertz, Nikolaus Tesla und Wilhelm Röntgen, die auch in dem theoretischen Verständnis der Naturkraft Elektricität mäßer gebracht haben.

Der älteste Zweig der neuen Technik hient dem Nachrichtenwesen. Seit fast fünfzig Jahren ist der elektrische Funke über Ozeane und weite Landstrecken hin Bote. Ungemessen ist die Menge der jetzt vorhandenen Linien und Leitungen, und auch sie hat sich seit so viel wie seit Jahr zu Jahr erhöhen. Im ganzen dürften alle Leitungen eines Kontinent einbegriffen, um von der Erde zum Monde zu führen. Noch genaueres über die Länge der Telegraphen erscheint die Entwicklung des Fernsprechens, der sich bereits zu einem sehr gewaltigen Konkurrenten herausgebildet hat. Wir wollen und hier nur auf die Thatsache hin, daß die neuen Mikrophonapparate auf deutschen Boden begonnen. Im Augenblicke übersprannen bei bereits Reich 150 000 Kilometer Linien und 199 241 Abonnenten Leitungen, welche das gesamte Land und das gesprochene Wort überhäuften. Die Menge der Telegraphenbeschäftigten, die hieran angeschlossen sind, hat die Zahl 21 281 erreicht. Berechnet beträgt jährlich die Zunahme der städtischen Fernsprechstellen. Wachsen sie doch während des letzten Jahres von 109 960 auf 125 810 an.

Für die technischen Berufszweige haben diese Zahlen die Entwicklungen der neuen Fernsprechanlagen zur Verbindung der Städte. Die längste Strecke im Deutschland besitzt sich zwischen Berlin und Hamburg mit der schwungvollen Ausdehnung von 1000 Kilometern. Die große Länge hat keinen Einfluß auf die Deutlichkeit zwischen Linien; trotzdem ist das Sprechen durch die neuen Verbesserungen Untersuchungen für die Anlegung dieser Verbindung gelangen die Techniker der deutschen Reichspost sogar zu der bemerkenswerten Ansicht, daß in naher Zeit ohne Schaden um das Dreifache verlängert werden dürfte. Gelingt es, den Fernsprechverkehr auf eine solche Entfernung auszudehnen, dann wäre auch Deutschland-London-Telephonie-Verbindung an der Spitze ihrer Berufsgenossen stehen, denn eine Telephonübertragung von 3000 Kilometer länge ist bisher ungemein selten gewesen.

In ähnlicher Weise hat sich in jüngster Zeit die Seekabeltechnik entwickelt. Auch hier sie gleist es keine Grenze mehr. Sind doch in wenigen Jahren nicht nur der Kabelbau bedeutend, die transatlantischen Drähte durch den Grenzen Europa zu legen. Denn aber — mit Bestimmung bester Nachrichten — kann man auf Entfernungen durch die Tiefe der ganze Erde senden; dann ist die Kette geschlossen.

Während die Schnellstrecktechnik immerhin seit zwei Drittel des Jahrhunderts zurückreicht, ist die Industrie, die sich ihre jüngere Schwester, die Starkstromtechnik, in verhältnismäßig junger Zeit zu einer Reihe entwickelt. Noch vor einem fünf Jahren war Power, ist jetzt eine vollwertige Thatsache. Wir erinnern nur an die Ausbreitung der elektrischen Straßenbahnen innerhalb dieser Zeit.

Die eigentliche Geburtsstätte der Straßenbahn liegt in der praktischen Durchführung der Methoden der Kraftübertragung. Auf der elektrotechnischen Ausstellung zu Frankfurt a. M. im Jahre 1891 erschien sie mit der Durchführung der Drehstromübertragung von Lauffen am Neckar nach der Ausstellungsstadt zu einem gewissen Abschlusse. Zu den verschiedenen Lösungen der Aufgaben, die man auf diese Lösung stellen, zum größten Teil verwirklicht worden.

Eine der bedeutungsvollsten und bereits vorhandenen Ausführungen der Fernübertragung von Kraftübertragungsanlagen an den Niagarafällen bewundern. Im Augenblicke werden von den fünf Millionen Pferdekräften, welche diese mächtigen Fälle der Industrie zur Verfügung verwendet und unmerklich einst Kreise von 25 Kilometer Radius machen gemacht. Buffalo zum Beispiel, daß an der Peripherie dieser Kreise liegt, verbraucht bereits die Betriebskraft seiner elektrischen Bahnen den Niagarafällen.

Noch auf deutschen Boden, und zwar zu Rheinfelden, sind ausgedehnte elektrische Anlagen von Bau begriffen. Durch gewaltige Turbinen beabsichtigt man dort den Rheinstrom 10 500 Pferdekräfte zu entnehmen und sie mittels Drehstrom zur Fabriken und Fabriken im Umkreis von 20 Kilometer nach allen Richtungen der Windrose übertragbare.

Es ist anzunehmen, daß bei solchen Massenübertragungen die Kraft verhältnismäßig billig abgegeben werden kann. Schon jetzt sind sie eine Verbrennungsmaschine von 30 Prozent der Betriebskraft verbraucht beschäftigt. Die zielbewußte Ausbildung und Zentralisation solcher Industriezweige ist die beste Methode, um den Kleinen einen Vorsprung zu gewinnen, den sie sonst nicht einholen zu können. Die Industrie des Oberrheins zum Beispiel besitzt heute nur ein beschränktes Bulerin, weil sie das Lebensbedürfnis, die Kohle, besitzt. Die elektrischen Ströme, die bald neue Welt einst verbinden wird, besitzen bald, das ist gewiß, um Rheinfelden Städten eines sogen Generalreichen schaffen.

Bereits beginnen die modernen Kraftübertragungsmethoden auch auf den konservativsten Erwerbszweig, auf die Landwirtschaft, einzuwirken. Ist das sich letzteren bei Versuchen, die zu Dietrichshagen, in der Nähe von Rostock, vor den Vertretern des preußischen Ministeriums der Landwirtschaft angestellt wurden, wiederum einmal klar gezeigt, daß man auch in diesen Betriebe bei der Verwendung mechanischer Kräfte bedeutend billiger arbeiten kann als mit Tierkraft. Was das bedeutet, ist leicht zu übersehen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß zum Beispiel in Deutschland etwa 2 500 000 Pferde und 500 000 Zugochsen Verwendung finden. Nach der Berechnung der tüchtigen Fachleute müssen die bereiten Erfahrungen durch den günstigen Gebrauch mechanischer Kräfte eine jährliche Ersparnis von 210 Millionen Mark ergeben. Die Versuche zu Dietrichshagen führten zu dem Ergebnisse, daß man mit Hilfe elektrischer Kraftübertragung und die Verwendung elektrischer Pflüge eine Preisermäßigung von 50 Prozent zu erreichen im stande ist. Das Resultat gestaltet sich noch günstiger, wenn die stets arbeitsbereiten Kräfte auch noch zu anderen Zwecken, zum Beispiel zur Zuckerfabrikation und dergleichen, Verwendung finden. Es ist kaum zu bezweifeln, daß die Natur in Form des fallenden oder fließenden Wassers zur Verfügung stellt, zur Stromerzeugung bewegt.

Auch in den Großstädten bedeutet man sich bereits in recht ergiebiger Weise der elektrischen Ströme zu Arbeitszwecken. Die elektrischen Fahrstühle, die sich dort zur Ortsbewegung von Licht befinden, gehen auch Strom mit Kraft ab, und eine bedeutende Zahl von Werkstätten versorgt mit ihm bei verhältnismäßig geringen Unkosten ihre Maschinen.

Seitdem gewaltige elektrische Ströme beherrschen und neuen Industrien allabendlich zur Verfügung stehen, sind auch die Verwendungen der mechanischen Kraft riesenhaft angewachsen. Daben sich doch sogar in wenigen Jahren neue Möbelindustrien gebildet, welche, wie zum Beispiel die Stuhlrohrne, die Polsterei zur Erzielung besonderer Lebhaftigkeit an den Hochschulen gezwungen. Die Stuhlrohrnerei ist erst bei Verwendung des Elektrizes mit dem Ehrenzeiler hervorgegangen? Der Verbindung und die Lösung der Stoffe gelingt bis vor kurzem mittels verhältnismäßig schwacher Ströme und niederer Temperaturen. Eine Welt von neuen Erscheinungen offenbarte sich den Forschern, als sie mit den gewaltigen Strömen und den vorher unerreichbaren Wärmegraden, welche sie gleich erzeugen, der Körpermelt zu Leibe gingen. Diese Mittel verschiedlichster Eroberungen wurde durch die mächtigen Kraftquellen zur Verfügung gestellt. Metallen der Elektrotechnik angewandt und bald verwendbar und wirkte auf die gewaltige Fabrikation wunderbar belebend.

Einer der glücklichsten Finder auf elektrochemischen Gebiete, welchen Erfolge vorzüglich gezeigt sind, auch das Jahrzehnt wertvolle Kräfte zu erzeugen, ist Baron Mosilan zu Paris. Er gelang durch Anwendung der Kraft der Elemente den verbindungsfähigsten aller Grundstoffe, das Natrium, welches sich bisher hartnäckig den Unterjochungen entgegen hatte, sich fügen, das heißt für uns allen Verbindungen, den Augen der Forscher zu präsentieren. In seinen elektrischen Oefen brillantfarbene sich der Kohlenstoff zum Diamanten, um Gold, Kupfer und viele wertbeständige Metalle wurden vergoß und in Form ihrer Schlappchen niedergeschlagen. Diese und ähnliche Versuche gehen eine deutliche Beschäftigung von der hohen Bedeutung, welche die Starkströme dem Menschen über die Materie verleihen.

Neben solchen neuen Errungenschaften hat die Elektrochemie auch hervorragende praktische Erfolge gezeigt, die wir hier weitere in nahe Aussicht. Die Massengewinnung des so vielbegehrten Aluminium aus der Thonerde vollzieht sich unter der Verwendung der gewaltigen Ströme sehr bequemlich. In ähnlicher Weise bildet sich die Soda nahezu kostenlos aus dem Kochsalz, wenn man den Wert bedeutungsvoller Nebenprodukte mit in Rage hebt. Ebenso ist es vorhanden, mittels der Elektricität Strome und Flüsse zu erzeugen und sie erfolgreich den Lebenskeimen zu befreien, aus denen die Infektionskrankheiten, Gastkrankheiten, wie Diphtherie, die Cholera, der Typhus, die Malaria und ihre Schwesternen, zu entstehen pflegen.

Solche wundervollen Eigenschaften machen die in Laienkreisen oft wundererfüllende Frage verständlich: was ist Elektricität? Noch vor wenigen Jahren hielt ein Physiker ein ausgebildet gelehrtes Publikum, daß er nicht wußte, wer der geheimnisvollen Sphinx weise wie der Frager selbst. Jetzt ist die Frage, wenn auch ganz, doch wenigstens teilweise beantwortet worden.

Während doch nunmehr scheidenden Jahrhundertes gelangten die Naturforscher zu der Erkenntnis, daß das Licht und die irdischen Wärme durch schwingende Bewegungen eines feinen Stoffes, des „Aethers“, hervorgerufen werden. Daß auch die elektrischen Erscheinungen eine ähnliche Erklärung erheischen, war schon verschiedenen Physiker gleichfalls angenehmbar; aber die mechanische Energieleeren vermochte sich darüber, ihre Gedankenwelt klar durchschauen zu lassen. Erst der deutsche Physiker Heinrich Hertz sollte den Schleier heben und zeigte, daß die Elektricität in materiellen Wellen sich im Aether ausbreitet. Damit war endlich der Nachweis geführt, daß thatsächlich alle Kräfte in Form von Wellenbewegungen des Aethers sich offenbaren. Der einzige Unterschied zwischen Licht, strahlender Wärme und in den Erscheinungen der Elektricität liegt nur in der Länge der Wellen.

An die theoretische Einsicht, daß die elektrischen Wellen der in den Atomen hinzuschreiben, knüpfen die Experimente Nikolaus Teslas an, die unterschiedene Fremdsicht in die

Digitized by Google

Weiterentwicklung der Elektrotechnik geworden. Man überlege sich nur, welche Vortheile es gewährt, wenn es gelingen sollte, ohne verwickelten Draht die drahtlose oder scheinbar drahtlose Depesche in die weite Welt zu senden, ohne Kabel, die den Strom führen, Stangen zu heben und überhaupt die elektrische Energie nach jedem Orte, den man auswählt, frei wandern zu lassen. Das zu ermöglichen, ist jetzt nicht mehr der Wunsch einer fruchtbaren Phantasie, sondern bereits teilweise verwirklicht worden. So hat Tesla zum Beispiel Röhren von einem Meter Länge voll aufleuchten, ohne sie irgendwo anzuschließen, und Preece in London sowie Anthonin in Berlin telegraphierten mehr Kilometer weit durch das Sonnenlicht hindurch ohne Kabel.

Um die merkwürdigen Leuchterscheinungen hervorzurufen, bedient sich Tesla besonderer Maschinen, die sogenannte Wechselströme von großer Wechselzahl erzeugen. Mit ihnen machte er die Beobachtung wunderbarer Erscheinungen. Ziemlich allgemein ist es bekannt, daß Wechselströme gefährlich sind, und in der That haben sie bereits viele Menschenleben gefordert. Durch die Wirkung eines gewöhnlichen Wechselstrommaschine kann alles organische Leben vernichtet werden. Die so ausgiebig mit stärkeren und wechselreicheren Zeitlichen Strome schädigen dagegen bei ihrem Durchgange Tier und Mensch durchaus nicht. So kam man zum Beispiel, daß Hunde, welche ein Strom durchlief, welcher 4500 Wechsel in der Sekunde machte, nicht benommen wurden, während ein gleich starker Strom von 120 Wechseln sie tötete. Durch weitere Versuche gelangte Professor Houston überhaupt zu der allgemeinen Erkenntnis, daß mit der Größe der Wechselzahl — man einer gewissen Größe nimmt auch die Größe der Gefahr ab, und so kann man zuletzt Ströme von so hoher Spannung und Wechselzahl hervorbringen, daß sie nicht mehr gefährlich sind. Es ist sogar möglich, daß sie heilsam wirken. Es ist bekannt, daß die Wechselströme auf eine Art Massage hinauslaufen, welche sich bei Nervenleiden vielfach bewährt hat. Ob sie auch bei Krankheiten, die nicht auf Nervenschwäche beruhen, Heilung bringen können, muß die Zukunft lehren.

Die Geburt der Monumentalbronzen an der Wiener Ausstellung.

Ein Strom von hoher Wechselzahl, aber geringer Spannung, ist ungefährlich, weil er nicht in den Körper eindringt, sondern nur an der Oberfläche desselben hinläuft. Es hat sich herausgestellt, daß die Wechselströme auch durch Wellenbewegung des Aethers erzeugt werden, und daß diese Wellen die Eigenschaft haben, die Körper durchdringen zu können. Es hat sich herausgestellt, daß die X-Strahlen auch durch Wellenbewegung des Aethers erzeugt werden, und daß diese Wellen die Eigenschaft haben, die Körper durchdringen zu können. Es hat sich herausgestellt, daß die X-Strahlen auch durch Wellenbewegung des Aethers erzeugt werden, und daß diese Wellen die Eigenschaft haben, die Körper durchdringen zu können.

In unsern Bildern.

Dem Schlosse Urville in Lothringen, daß Kaiser Wilhelm II. vor acht Jahren erworben und seitdem zu einem ursprünglich Prinzessin ausgebaut hat, hatten im Monat Mai das deutsche Kaiserpaar in Begleitung der jüngeren Kinder einen Besuch ab. Wir geben auch dem heiteren Aufenthalt, in dem sich der Herrscher für eine kurze Weile von den Lasten seines hohen verantwortungsvollen Amtes erholen konnte, zwei Szenen wieder. Das eine der Bilder zeigt die Prinzen Adalbert, Oskar und August Wilhelm auf der Veranda des Schlosses, umgeben von mit dem andern das Kaiserpaar, die drei Prinzen und die Prinzessin Viktoria von den Hofdamen erblicken.

Ein Meister liebenswürdiger und schalkhafter Schilderung ist, wie er auch in dem von uns wiedergegebenen Gemälde „Indiskretion" bekundet, der spanische Maler M. Pertegaz. Einen sicher glaubte das junge Mädchen sich in der stillen Laube, aber während die beiden unvorsichtige geistliche Worte tauschen, schleichen leise andre heran — doch Verrat ist von den Neugierigen nicht zu befürchten, denn sie wundern in auf gleichen Pfaden wie die belauschten Verliebten, nur daß sie bereits weiter eingedrungen sind.

Eine bemerkenswerte Herde der Großen Berliner Kunstausstellung ist Franz von Lenbachs Bildnis der Frau Margarete von Podbielski, Gemahlin des bekannten Staatsmannes, der sich namentlich um die wirtschaftliche Gesetzgebungsreform im Neudergenossenschaft des Reiches hohe Verdienste erworben hat. Bismarken hat man Lenbach vorgeworfen, daß er sich meist auf wenige Herrscherleiter von Momentaufgaben verstehe, jedoch nicht auf die Wiedergabe alter Frauengestalten, aber unsere Ansicht wo, so hat der Meister in diesen Werke den Gegenteil widerlegt. Es ist jetzt sich die reiche Gestaltungsart, und mit der Persönlichkeit der dargestellten Dame zu beschäftigen, dem wir haben es hier mit einem der Schöpfung des Künstlers zu thun, aber wir wollen doch kurz erwähnen, daß Margarete von Podbielski nicht nur eine hervorragende Pianistin, sondern auch eine begabte Schriftstellerin ist. Ihre über Novellen, die zuerst in der „Deutschen Revue" veröffentlicht wurden, erschienen im „Universellen Schriftsteller", dem von der Deutschen Verlags-Anstalt zu Stuttgart herausgegebenen Sammelwerke.

Wie keinem „Schwarz!" Hans Herrmann eine neue Probe seines großen künstlerischen Vermögens in der herkömmlichen Verbindung von Landschaft und Figur. Oben sind wir Zeugen des „Erwachen der Meerest" aufgerufen werden, und schon stellen die ersten Männer sich ein, dem — frische Fische, gute Fische.

Für müßige Stunden.

Schach. (Redigiert von C. Schallopp.)

Partie Nr. 24.

Gespielt zu Breslau im April 1897.

Spanische Partie.

Weiß: J. M. Schwalbe. — Schwarz: D. R. Pillsbury.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	e7—e5	21. e5—e6	f7—f6
2. Sg1—f3	Sb8—c6	22. De5—e2	Le7—c5
3. Lf1—b5	Sg8—f6 ?)	23. Te1—d1	Dd7—c8
4. 0—0	Sf6×e4	24. Td1×d8	Td8—d8
5. Te1—e4	Se4—f6	25. Le3—f4	Td8—d7
6. Lb5—a4	Lf8—e7	26. Sc3—e4	Sc6—e7
7. Te4—e1	Lc8—e6 ?)	27. Se4—d6	Le5 g5!
8. Sd2—d3	b7—b5	28. Lf4×g5	Se7×g5
9. Le4—e3	f7—f6?	29. De2 h5	Dc8×h5
10. La4—b3	Ka8—b8	30. Td1×g1	Sg5—e4
11. Sc3—e2 ?)	h7—h6	31. De2—f3	f6—f5
12. Sd3—g3	d7—d5	32. Tg1—g3	Dh5—h4
13. Le3×d5	Le6—d6 ?)	33. g3×f3 ?)	Sf6—f3
14. Le2—g3	Sf6—h5	34. Df3—e2 ?)	Sf3—d4
15. Sc3—d5	Sc6—e5	35. Sd6—f7	Dh4—f6
16. Sg3—e2	Se5—c6	36. Kh1—g2	Df6—f7
17. Se2—c3	d7—d6	37. Df2—d3	Df7—f6
18. Sc3×b5	Sc6×d4	38. Td1—d2	De7×c4
19. Sb5—f3	Sd4—f3	39. Dd3—c3	Sd4—e2
20. Kg2×f3	Sh5 f7	40. Dc3×e2	Dc4—f1 matt.

?) Zu Anmerkungen der Partie 22. heißen Gelehrung mit der einzigen Abweichung matt, wenn man statt dessen den Bauernzug 1. Dd1—d8 wählt, wie dem Sch. Waldmann herausgegebenen „Internationalen Schachkalender" entnommen.

?) Zug und zwar entdecken den Vorzug vor 6) Sc6, weil in Nr. 23 ein besser Züge gefolgt.

?) Noch kann besser, einfach mit 11. Sc3×e2 und 12. Se2×e4 den gewissen Bauern gerad zu nehmen. Den Plan schaut der gewinnt.

?) Damit wird der Kampf ganz kompliziert.

?) Bei diesen und den nächsten Züge giebt Schwarz die gewonnene Stunde wieder hin und beginnt sich mit dem Rückgewinnt durch Bauern bei überlegener Stellung.

?) Hier vergißt Schwarz den Rückzug der Dame und das freie Vorrücken des Bauern des Königsflügels.

?) Auf 34. Ta1×e2 konnte 34—f3 34. De2—f3 e4—e3 35. Tc2—e2 e3—e2 36. Df3—e2 Df7—e7 37. Df2—e2 Sd4—e2 38. Kg2—f3 Se2—d4 39. Kf3—e3 Sd4—c2 40. Ke3—d2 Sc2—a3 41. Kd2—c3 Sa3—c4 42. Kc3—b4 Sc4—a5 43. Kb4—a5 Da7×e2 44. Ka5—b6 Sa5—c4 matt. Ferner 34. Df3—f3 Sd4—e2 35. Kg2—h1 Se2×f3 36. Kh1×g2 Sf3—e5 37. Kg2—f1 Se5—d3 38. Kf1—e2 Sd3×c1 39. Ke2×d3 Dc1—d2 matt.

?) Es ist nicht ersichtlich, warum Schwarz nicht mit 33. Sc3—e2 ?) Sf3—d4 34. De2—f3 Sd4—e2 35. Kg2—h1 Se2×f3 36. Kh1×g2 Sf3—e5 37. Kg2—f1 Se5—d3 38. Kf1—e2 Sd3×c1 39. Ke2×d3 Dc1—d2 matt.

Richtige Lösung zu Nr. 29 ging ein von Professor R. Wagner in Zittau.

Berichtigung zur Lösung der **Aufgabe 27** (Heft 36). Zu **B. Zeile 10. 3. 6. statt „d2" zu lesen „e8".**

Pierrotliche Charade.

Weiß ein Knabe, auch ein Mann,
Wohl die erste auch bei einer
Wie ein Teil der beiden zweiten;
Denke nachen und gehalten
Von der Jugend Lebenskommen
Ist den Weisen Ende Lage.

Tret und wer mitmit und der Mag,
Wie den Jungen auch die Greisen,
Oft an Weisheit gebricht und Witzen,
Ob verbraucht von Glanz und Freuden,
Reizen sie doch stets die Klage.

Doch der Braven und Guten trage,
Mich Meine ihr ernstlich tadelnd;
Viele Kleine trägt die Klage,
Doch der Weltweisheit ganz Andere
Kennen den Einen in Gegen seinen
Der Argwohnen andere Lage.

M. C. C.

Silbenrätsel.

Die erste Silbe wandern ist bedeuten,
Zum Gruß dient sie in manchen Ländern;
Bezeichnet beiden beide ob gefunden
An gemeinsamen Ort gebracht Ziel.

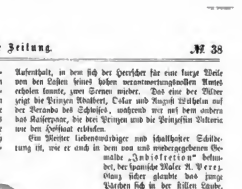
Die Silben 3 und 4, sind sie beginnen
Mit einem der Worte bei zu setzen Wesen;
Die Silben 1, 2 — und 3, 4, sie deuten
Auch hohen Sinnes ein hoher Dichter gab.

Nun rasch das 1 und 2 und 3, 4 wandern
In kühnen innigen Felsenwogen;
Das Ganz ist es, zu Bergen und zu Tiefen
Hier zu Hymnen nach Lemmung. Wiederholen!

Vorträtsel.

Mal, in lichtlicher Form, im Marchen tief in verborgen,
Tief traut, verhüllt, im Herz eben und munter heim. J. M.

Kreis-Königsmarsch.



Auflösungen der Rätselaufgaben Heft 600:

Des Worträtsels: Lebensluft — Hebe Tee.
Des Bahnhofrätsels: T, Ja, Tau, Taub, Taube.

Des Wechselrätsels: Pente, Teufe, Feute, Meute.

Des bitterernsten Ausflugsrätsels: Lau, Wiese, Arne, Dach, Hemd und Hosen, Hirt und, Aber heute, Jagt, Ziege, Aerztin, Lerche, Mühlenbrote, Natur des Tüchtigen, Herzeleidwerger, Gemütlich, Jäger und, Nieten.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird untersagt. — Übersetzungsrecht vorbehalten. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Adolf Dreyer in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Briefe und Sendungen bitten wir an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — oder Postbezugsquelle — zu richten.

Digitized by Google

Über Land und Meer.

78. Band.
Neunundsiebzigster Jahrgang.
Oktober 1896—1897
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 M. 50 Pfg.
Mit Post-Aufschlag 3 M. 75 Pfg.
Postscheck:
Ernst Scheibert in Stuttgart.

Quitt!

Roman von

Johannes Richard zur Megede.

XXVIII.

Im Herrenhause wurde Marie wie eine „Vermißte“ empfangen. „Gamrette“ ... „Gräfin“ ... „Marie“ — „Cynthia!“ Der Besuch war zahlreich, und man erwartete das Geburtstagskind schon seit Stunden.

„Und Arthur?“ fragte der Graf mit leicht gerunzelten Brauen.

„Ich ja, Papa ... ich vergaß ... er bedauert sehr ... fühlte sich schließlich etwas unwohl. Schlimm ist's nicht. Wir sind so lange spazieren gegangen!“ Sie lag ruhig, ohne mit der Wimper zu zucken, daß sie sich über sich selbst wunderte.

„Na, bis Lorchen hätte es mit dem Unwohlsein doch wohl langen können,“ schalt der Graf leicht pikiert. Doch Frau Damal, die Intimste, sah mit wohlwollendem Lächeln auf den Kreis der weniger Intimen: „Ja, so lange geht die wahre, vornehme Liebe spazieren!“ sagten ihre grünen Augen. Und wer die Comtesse heute sah, die Bewegungen so geschmeidig, die Wangen gerötet, die Augen in tiefer Glut leuchtend, der mochte wohl insgeheim den glücklichen Gemahl beneiden, dem das sonst so launige Schicksal dieses kostbar gefaßte Juwel gönnte. Ja, Comtesse Marie spielte ihre Rolle gut — wenn's eine Rolle war! Sie bewegte sich mit der vollen Grazie der Glücklichen, die das Lächeln zeigend, das Mitwort liebenswürdig macht. Und niemand fragte sich: worum diese köstliche Lebensfrische, diese blühende Jugend gerade in der Stunde, wo er nicht da ist? Marie selbst begriff kaum, woher sie diese unheimliche Elastizität nahm an einem Tage, der an wilder Erregung und dumpfer Seelenqual ihr bis dahin Unbekannte zumutete.

Es war nicht die tückische Glut des Fiebers, es war das Lebenselixier des Glückes, das sie jung genascht hatte und frei. Wohl lag ein Schleier über ihren Augen — aber ein rosiger. Sie glitt durch die hohen, düsteren Zimmer und empfand nicht ihre dürftige Barmherzigkeit; sie sah die Menschen und fühlte nicht ihre Mittelmäßigkeit. Sie saß auf dem Balkon eines Zauberschlosses, den Rosenhälfte ans Schwebenden Wundergärten umwehten. Tief unten haftet die Menschheit, ein kraftloses Ameisengewimmel. Sie nimmt sich seltsam aus von der Höhe des Glücks, diese Menschheit. Sie ist bunt und farblos zugleich. Sie kennt und hat kein sichtbares Ziel; die Jubiläumsbäume heben sich nicht heraus. Die schönen und die häßlichen, die jungen und die alten Gesichter verschwimmen in einem unbestimmten Dunst. Das Ganze amüsiert uns, der Einzelne sagt uns nichts. Höchstens wenn ein ganz seltsames Zwergengesicht vorüberhuscht, denkt man daran, daß diese Ameisenwelt doch wahrscheinlich aus sehr verschiedenen Arten bestehen muß — und wenn ein Krüppel dahermunkelt, fragt man sich: Gieb's denn auch in dieser kompakten Masse Glück und Unglück, Freude und Qual? Denn der Boden der Tiefe dringt nicht zu den Zinnen der Zauberburg. Der Egoismus des Glücks ist grausam in seiner Naivität. So glitt auch an Marie heute diese Gesellschaft vorbei, wie die wechselnden Bilder eines Kaleidoskops — die Glasstückchen klappern, die Arabesken formen sich; jedes Bild ist hübsch, und jedes geht spurlos an dem Geiste vorüber.

Dennoch gab es zwei Gestalten, die sie gern mied, weil sie sich scharf gegen die Allgemeinheit abhoben. Ihr Vater, dessen forschenden Blick sie zuweilen ungemütlich auf Haar und Gesicht prickeln fühlte, und Pring Lack, der gegen alle Verabredung nicht in Lack erschienen war und sich auch dementsprechend benahm. Er war unsympathisch. Er erzählte eine Geschichte von einem Mann mit einer gebrochenen Nase, beschrieb die Verunstaltung aufs genauste und erzeugte peinliches Schweigen, weil die Nase von Frau Damal gar nicht zu verkennen war. Er unterhielt sich im Flüsterton mit der alten Baronin Malen, verschmähte das Hörrohr und entlockte der Ängstlichen die kamikaltesten Geschäftsvorträgen, weil sie sich nicht zugeben wollte, daß sie keinen Laut verstand. Als Frau Sandeel sich etwas eingehender mit der Ehre einer Nächsten beschäftigte, mahnte er freundlich: „Der Tee kommt, gnädige Frau!“ Da half die Dame dem doch zornig errötend sagen mußte: „Ich verstehe Sie nicht, Herr v. Razfeld.“ Die jungen Damen, die sich viel von ihm versprochen hatten, sah er überhaupt nicht. Und als nach Tisch im Rauchzimmer sich das Gespräch auf die Landwirtschaft gemütlich verbreitete und jemand angelegt der Vorlage schicksern vorschlug, die etwas verdächtigige Schafzucht wieder aufzunehmen, meinte Hasso lispig: „I was! Ich dächte eigentlich, Schafe hätten wir schon zuviel.“ Auch der Comtesse gratulierte er ganz flüchtig. Lob erwähnte er mit keinem Wort. Zufällig wurde einmal der Rome des Freiherrn genannt; als Antwort stieß er den Rauch seiner Zigarette in die Luft und trommelte mit den Fingern auf einem Seitzglase den Dessouermarsch.

Es war spät geworden, und nur noch einige Notzigster waren zurückgeblieben. Marie fühlte die nahende Abspannung. „Einen Augenblick allein, das macht mich wieder frisch.“ Sie schritt rasch durch die lange Zimmerflucht. Die Lichter brannten niedrig, und mürrische Verlassenheit brütete über den alten Räumen. Die Comtesse wollte in ihr Boudoir, wo Kaminfeuer weiches Licht auf die behagliche Einrichtung warf. Da schrak sie zur Thür, riesigen Schattenreich an der Wand zusammen. Hasso saß bereits in einem Fauteuil und sah in die Flamme.

Das Nobl-Modl. Nach dem Modell von Franz Vogl.

Digitized by Google

„Was machst du hier?“ fragte sie verwundert. Er breite sich um, wenig erkannt über die Störung. „Ich befinde mich in einer vorzüglichen Gesellschaft.“

„Das hebt allein. Sieh mal, das war mein Wunsch auch. Ich gehe ins Kabinett nebenan, da haben wir beide unseren Willen. Wünsche wohl zu träumen.“

„Gleichfalls, Meinchenfräulein.“ Dabei erhob er sich aber mit einem lauernden Aufdruck in den Augen. „Dein Parfüm ist doch immer noch weißer Flieder, Marie?“

„Gewiß. Wieso?“

Raphael einsperre sich und trat in den Lichtkreis der Hängelampe über dem Geburtstagstisch ... „Ob wird die vielleicht noch schleierhaft ein gewisser Freiherr v. Hoja erinnerlich sein ... widerwärtiges Subjekt ... Aufwiegler ...“

„Allerdings, Hasso.“ Alice sie halte Mühe, ruhig zu bleiben.

„Der Herr mault in Lotchen umgekehrt Trotze die, Genschnen, nach Tisch hin ich mit der schönen Anna im Klavierzimmer zusammen. Auf dem Sofa bimen stand ein weißes Taschentuch. Die Dorfleute sich ordnungsliebend und hebt's auf ... Hasso sah der Cousteffe scharf ins Gesicht — „Und denke die, es war ein Taschentuch von diesem Loja mit einem ganz leichten Fliedergeruch! Ich weiß positiv, daß er dort Parfüm tut und heute morgen um sieben Uhr abgefahren ist. Wo kommt der Fliedergeruch her? Mein verdächtiger Gesichtserfer wäre natürlich niemals auf irgend welche Gedanken gekommen, aber die schöne Anna hob gleich die klassische Nase und sagte: „Ach, das ist ja Maries Parfüm.“

Die Cousteffe starrte Prinz Luck an. „Ein Taschentuch? ... Die Anna das's gefunden, sagst du?...“

„Ak! — ah so!... Es ist ja recht niedlich,“ spöttelte er, als wenn ihn Absurdig das Verständnis aufsuche. „Wie wirft die Frau Gräfin die Rolle vor und hat selbst eine unerschütterliche Sammlung fremder Herrentaschentücher.“

„Mach keinen Unsinn, Hasso!“ bräuste sie, „die Anna hat's doch nicht gefunden!“

„Kennst du die wunderschöne Stelle aus dem Tasso? Ein Mann als überaschst seine Frau, als sie ein Prinz von Geblüt küßt. Er ist ein Kavalier, zieht sich leichter zurück und sagt nachher nie ein Wort, warnend: „Madame, seien Sie in Zukunft vorsichtiger! Wir leicht hätte Sie ein andrer als ich überraschen können.“ Mit diesen Worten zog Hasso das Taschentuch aus dem Rock ... „Ich war glatt sei Dank allein der glücklichen Finder.“ Da verstand sie, daß sie in eine Falle gegangen. Sie wollte wieder heraus. Er aber ließ sie nicht. „Wie oft du ja beim Taschentuch gekommen, Cousine? Kann die gebiet's, daß wusste ich sofort! Und darüber nachzudenken, habe ich mich hier studiert.“

Sie sah ihn ruhig in die Augen. Sie jetzt das warme Brachen ihrer eigenen Herzschläge hören schienen: „Du bist sein bester Freund? — ja, du bist's.“

„Man sagt's wenigstens.“

„Dann trat sie rasch ganz nahe zu ihm. Er fühlte den heißen Hauch ihres Mundes und hörte die Worte: „Er ist hier — und ich bin seine Braut.“

Hasso sahe zurück. Das Geständnis hatte er nicht erwartet. „Mädel, bist du toll?“

„Nein, Hasso, nur sehr glücklich!“

Darauf schüttelte er den Kopf: „Ihr Komödianten, ihr! ... Nee, Mieze, für so verständig hätte ich dich nie gehalten! ... Darf ich dir die Hand küssen? ... Du verdienst's! ... Mert die übrigens den Tag: bei so einer Nachricht selbst selbst wird das schwodrige mauvais mot.“

Er fand sich übrigens schnell wieder, der fühle Prinz Luck, „Und die Zukunft?“

„Ach, Zukunft!“ wiederholte sie unwillig und wollte fort.

„Bleib sieben,“ rief er, „und höre auf einen Menschen, der bei allem Interesse für euch den Gesichtswinkel nüchternen Menschenverstandes nungern vermißt. Mit dem Einlohen und Verloben ist das nicht so einfach! Wie ich meinen Vater kenne, Mieze, läßt er dich eher katholisch werden und schickt dich in ein Kloster, als daß er zu eine Schwenkung gut wird. Er läuft hinter dem Pfinge her und wüst die Furche mit dem Zaffstock — die Leute halten sie für die Pfiffst sehr viel und für die Romantik sehr wenig Verständnis. Außerdem möchte ich gar nicht wissen, wad der verstaffene Arthur für eine Rolle zu spielen gedenkt, wenn ihm ausgerechnet Loja das Liebchen adjudgt. Wenn zwei Dudrücker solche Todfeinde sind, daß sie sich gegenseitig tatsächlich verbrennen sehen können, dann endigt so eine Affaire gewöhnlich mit einem großen Liebesschwund. Der Gamperlig liegt ja auch noch nicht! „Hat ich sie nicht — dann soll's die sein und nicht haben!... Da muß einer sein Blut in den Adern haben und keine Galle, wenn er's? gesalten läßt, daß ihm heute mittag zwölf Uhr seine Braut den Abschied giebt und sich fünf Minuten vor dreiviertel ein Uhr mit einem andern verlobt ... Meiner Ansicht nach ist Schweigen, Zeit gewinnen die erste Bürgerpflicht — das sagst sozialistisch, ist mir — Wampfch wird sich schon machen. Und wacht die dann dein Vater die berühmte Scene, fragt: „Wie, wo und warum?“ — so antwortest du einfach: „Ich mag ihn nicht mehr, und weiter hab du da nichts hinzuzufügen. Wenn du eine ganz gute Stambdantin bist, wird du nervenkrank. Zuerst willst du seinen Menschen sehen — dann geht du in ein Bad. Der ahnungslose Vater wird wahrscheinlich nach Berlin

sie beschwichtigen — sie fröhlete. Es war wohl die Natur, die ihr Recht forderte. Dann zog sie den Stein aus der Tasche, den häßlichen Kiesel von der Landstraße. Sie küßte ihn. „Hans . . . Hans.“

Am frühen Morgen erwachte sie. Der alte Diener tanzte durch den Korridor. Der Chef gab einen kurzen Befehl. Ein Wagen fuhr vor. Sie horchte. „Unter Papa!“ . . . Dann schloß sie die Augen und versuchte sich einzubilden, alles sei beim alten. Aber den Wirrkopf hatte sie fortgeschickt. Sie nahm es und drückte es ans Herz. Es war doch kein Traum!

Die Jungfer war verwundert, daß die Langschläferin heute schon so früh klingelte.

„Wie ist's Wetter heute, Anna?“ fragte die Comtesse lustig.

„Es fällt feucht. Man kann keinen Menschen erkennen vor Nebel.“

„Bis zehn Uhr wird die Sonne wieder da sein! Ich möchte doch verantwortlich.“

Die Zofe klopfte. „Die gräfliche Comtesse sind heute sehr guter Laune.“

„Bin ich das nicht immer, Anna?“

„Na . . .“

„Wie sah' ich übrigens aus?“ fragte die Comtesse weiter.

„Etwas angegriffen, Comtesse.“

„Ach, du hast doch immer was zu tadeln . . . Gieb mir den Spiegel.“ Sie sah in ein feines, nervöses Gesichtchen mit matten Linien um Augen und Mund, die sie nachdenklich stimmten. „Ich habe schon vorteilhafter ausgesehen,“ erinnerte sie. Sie warf den Spiegel aufs Bett. „Wenn's Herr nur schwors ist — nicht wahr, Anna? Daß du nicht übrigens 'n Schatz?“

„Ach nee — Comtesse wissen ja: der Karl vom Herrn v. Doerfield.“

Marie schlüpfte in ihren Morgenrock. „Wenn du mir heute ganz ausgezeichnet das Haar machst — ich muß heute gut aussehen! — dann schenk' ich euch zur Hochzeit, wo du dir wünschest . . . Freust du dich nicht? Ach doch, Marie!“ Die Jungfer lächelte devot. „Orientalisch!“ befahl die Comtesse. „Ich will's hören,“ — und sie drängte so lange, bis das Mädchen laut lachte. „Ich will heute mal fröhliche Gesichter sehen.“

Bei der Toilette aber hatte die Zofe schweren Stand. Marie wollte häßlich sein, wollte benommen durch Jungen und Annua. Aber der Jungfer ereigne sie doch Bedenken mit ihrer fröhlichkeit. Der Herr Rittmeister könne sie bekommen, die Modefarbe — die Comtesse befahl das hellgraue Kleid; der Herr Rittmeister bevorzugte die Scheitelfrisur — die Comtesse wünschte den griechischen Knoten. Und als alles glücklich beendet war und der hohe Stehkragen ein sehr gelungenes Werk häkelter Kunst wiedergab, schüttelte Marie doch in komischem Unwillen den Kopf. „Warum hab' ich eigentlich so 'n graues Kleid, Martha — warum?“

Die Jungfer hatte das Schlafzimmer verlassen. Da rief Marie in einer Anwandlung von Reue das wußfelige Gebilde wieder zusammen und wand mit ungeübter Hand den griechischen Knoten selbst. „Wozu die Komödie für ihn? Er hat mich auch so lieb.“

Sie ging. Es war ein wundersschöner Tag. Zwar zog dicker Herbstnebel um Halm und Strauch und verbreitete die Sonne, aber Marie fühlte sie verdrießliche Herbststimmung nicht. Für sie schien die Sonne, was's köstlich heil — und wenn's Nacht gewesen wäre. An der Zuche erwartete sie Fie. Heute sahen sie aus wie ein Paar Sonntagsmenschen. Sonst gingen eng aneinandergeschlungen und sahen sich kaum an. Mit der Unterhaltung war's nicht viel. Von den Waldhäuschen tropfte der Tau, die Schonungen dampften. Noch lag für sie beiden eine jungfräuliche Weihe über der Natur, ein jukunftsfrohes Reinen und Knospen, was dem müden Herbst fern lag und was ihren Herzen kam. Ein wunschloses Glück war in ihre Seelen gegangen. Heute kümmerte sie die Zukunft nicht. Sie wußte ja schon sein!

Gegen Mittag kam auch Prinz Lack. Er rang Gewehr und Jagdpanneschen und tauchte plötzlich hinter einem Tannenbusch auf wie ein Wildsbeck. Turos wehrte verlegen, weil ihm der fürstliche Jägerchrist entgangen. Anfangs war der Comtesse Hoffos Gegenwart etwas unbehaglich, doch er benahm sich mit so rücksichtsloser Herzlichkeit, daß sie lächelnd ihren Hand fortzog: „Soll ich ihn wieder zu Gnaden annehmen?“

„Ja, das kannst du, mein Kind,“ sagte Marie! Wenn's draußt sahen, daß du meinen Frieden kannst und war gottbetrübt.“ Er klopfte Prinz Lack auf die Schulter: „Nicht wahr, alter Hoffos?“ Und Hoffo entgegnete mit sauer-süßem Humor: „Ich muß freuen? Da Hilfe aber allzu heftig, Herr Prinz, Freiherr! Ich rechne ich selbstverst auf Demuthen — dann knuyt's mir die Couline ab — und jetzt wich der wieder ein ganz Fremder vor der Nase gelegt, den ich nicht anstehen kann . . . Nebenbei gesagt: das Verlobungsfrühstück werden die Herrschaften bei mir nehmen. Gestjwurst und Kommiß! Daraus kannt ihr meine Liebe ermessen . . . Eigentlich bin ich hier auf der Treibjammer Ueber!“ fuhr er nachdenklich fort. „Was mir wohl der Gamspelchsirer für meine Wissenschaft geben wird?“ Für einen Korb Sekt verrate ich das Geheimnis, wie ich überhaupt heute so noch einen anständigen Frühstück zu Ende.“

Sie waren bis zu einem verlassenen Sameuhaus weiten im Walde gekommen. Der Zaun war niedergebrochen, und Hirsche und die Jungerhen geschlüft. Ein paar Pferdehänger tauchten sehr unerwartet aus dem Nebel auf — ein kleiner Wirthswagen. Prinz Lack sprang sich in Positur und rückte: „Ich bestimme Sie Kaffee Ausbezieh — eingetragen, wenn's gefällig ist! Ich verbatte Sie“ — er machte ein Gesicht, als wenn er eine große Bestie auf der Nase hätte und ein Niesen bevorstehe — „Sie, den mehrfach vorbestraften Heilgeilfen und Kurpfuscher Lyra aus Batawia wegen unerlaubter Führung des Freiherrn-Prädikates und des beingenden Verdachtes, Steckenpferdreiter zu sein. Ich verbiete Ihnen Lyra zu betreiben — und Sie, die unverbrüchte, aber hiedurchleidlich verfolgte Marie Wilmeln, weiß Sie bei dem verbrecherischen Vorhaben mit Ihrer Person den bankbaren Verlobt gestellt haben sollen. Dazu bemerke ich, daß, da bei dem Jährzorn und dem gewaltthätigen Charakter der Verbrechen die Möglichkeit eines Fluchtversuches oder Widerstandes gegen die Staatsgewalt nicht ausgeschlossen ist, außerdem aber im Anfehung der hohen Gemeingefährlichkeit des p. Lyra und der unverantwortlichen Wahlbrüderschaft der p. Wilmeln meine Schwadron Jubiläerung gebeten hat — die Verhaftung mittels eines Saffer Krämerstuhlwerks erfolgt. Die Kosten für letzteres sind von den Verbrechern zu tragen.“ Der biedere Diener Lackerle hatte inmittlerweile seine angelobene Bäckie. Die Verhalteten sachten und stiegen ein. Die irdische Gerechtigkeit schwang sich als Kutscher auf den Bock. Die mageren Klepper jagten an. Auf Schleichwegen mit viel Lärm bezahlte Hoffo seine Beute bis zum Saffer Park. „Der Verhaftete steigt hier aus und betritt in spätestens einer halben Stunde das Gerichtszimmer. Die Verhaftete nehme Platz.“ Der Beamte knuffte, Hoffo schnitt noch ein höhnisches Gesicht und rief durch die Hand zurück: „Die Verhaftete wird nach Gumpelchheim gebracht, wo sie ortsbehörig.“

Als zu verabredeter Zeit Lack durch den Diener gemeldet wurde, that Prinz Lack sehr erstaunt, und die Comtesse machte eine kühle Verbeugung. Trotzdem stand wie durch Zauberei in Kürze ein ausgemähltes Frühstück parat, der Tisch knuppiert und die Hummern von adeligster Frische. Hoffo ging selbst in die Küche und lobte seine alte Wirtschafterin: „Sehen Sie mal, wie gut das war, Mamielichen; daß wir heute früh noch und der Stadt was kommen liefen.“

„Ja, wer konnte denn das ahnen, gnädiger Herr!“ seufzte die erhitzte Dame und schmunzte das Wohlgefallen. Sie hatte gern alle Tage Ihrer Kochkunst spielen lassen, schon um ihre Lorscher Kollegin zu ärgern, mit der sie wegen einer Anmspeise in Todfeindschaft lebte.

„Meinen Sie, ich wußte es?“ gab Prinz Lack zurück und ging zu seinen Gästen.

Da wurde bei duftendem Kaffee und einer Upmann der Kriegsplan weiter verhandelt. Hoffo residierte im Nat. „Ich bin ja doch der Einzige, der seine fünf Sinne ganz zusammen und beute,“ schalt er gutmütig . . .

„Ich habe mir die Sache überlegt. Du wurdest nicht etwa ab, Mieze, bis dich der Alte stellt, sondern du bekichst ihn gleich morgen früh. Fürt konnte haben wir ihn ja durch ein laubolitisches Phantom aufzuhalten gemacht. Seine Drtalis! Abwarten, wie er's aufnimmt! Er hat dich ja riesig lieb, und trotz unüberbrückbarer Meinungsverschiedenheiten hat ich ihn für den anständigsten Menschen, den das Glück seiner Tochter wirklich doch wohl weiter wert ist, als das Gesellschie der Gegend. Ist er einigermaßen handlich, geht das weiter und gefaßt. Ist er unhandlich, doch du hast Angehener hier schon lange sieht. Es ist eine Geschmacksverirrung, ich gebe es zu! Aber ich leide ja auch an einem ähnlichen Gebrechen. Bleibeicht springt er aber auch dem Hünchen, verwünscht dich und ihn. Das ist übrigens nicht so tragisch bei Vätern, wenn die Töchter einen genügenden Thränenvorrat auf Lager haben. Oder er nimmt's als praktischer Mann, fährt in den Zug und sagt: Kingeretern und Sie wir als Schwiegersohn heimeswegs, ich hätte sogar große Lust, Sie zu prügeln — aber lassen Sie meinetwegen aber die leidige Entlobungsgeschichte etwas machen, und dann wollen wir weiter sprechen.“ Mit 'n dickschen Diplomatie und Zeit läßt sich die Sache schon so einlobeln, daß der hier zu dir kommt wie die Zapeln . . . ins! . . . wie jener zu Corbiege. Ob dein Vater aber ganz radiet, dann exsistiert für dich der Lojo einfach nicht. Dann mach' ich später die Sache von hinten 'rum, in Kaiserberg oder so wo . . . Zuletzt bleibt mir ja noch das Landgericht! Wenn mit dem schweren Geschütz gleich vor'r . . . Weißt du, da bin ich wie Moltke vor Paris: ‚Annäherungen, convieren!‘ Auf einmal kapituliert die Festung, und man pickt ohne Bombardement durch den Triumph bogen.“

Ein heimlicher Waldspaziergang des Paares schlug sich daran. Unverständliche sind ja so, aber sie sind zu nehmen,“ dachte Marie. Und je mehr sie sich in die Zukunft versetzte, um so seiner wurde in ihr der Glaube an den Vaters selbstlose Liebe und seine normalen Denkungsart. Die Zeit verflog. Es war bereits dunkel, als sie endlich nach Saffen zurückkehrte. Sie hoffte, noch eine Nacht zur Ruhe und zur Ueberlegung vor sich zu haben, weil der Vater sich erst spät von dem Thombertfest zu trennen pflegte.

Sie irrte sich. Der Graf empfing sie schon auf dem Flur.

„Du kommst mit Saffer Zuhrwerk?“ fragte er, ohne sie anzusehen.

„Ich habe die Fohlen zerviliert.“

„Hab ich einen Augenblick gesi, Marie?“ Da wußte sie, daß die Situation ernst war. Der Graf verabschiedete kurz den alten Diener: „Ich möchte heute allein nicht mehr gestört werden.“

„Komm, Herr Graf!“ Gute Nacht.“

Dann zündete der Alte selbst einen Leuchter an, der stets auf dem Mittelstich im Flur stehen wurde. Dabei zitterte seine Hand. Marie sah ihn an. Er war blaß, und die Stirnne klang . . . Wie wollen in den Saal gehen — bin ist's doch recht?“

Sie nickte. Er ging voran mit kurzen, aufgeregten Schritten. Im Saal war's beklemmend schwül. Sie kannt bemerkenswert Mich von Blumenduft und Festgeruch lag noch in der Luft und machte das kunstle Zimmer mit dem unruhig flackernden Licht nur noch unheimlicher. Der Kryftallkronen am Kronleuchter klirrte, der Abendspiegel glühte. Ein paar düstere Stahlstiche, über die der Kirchschein glitt, blickten rot. Marie hatte das Gefühl wie vor einer Hinrichtung. Vor der kleinen Estagere, auf der das Bild der Mutter stand, machte der Graf halt. Er zog den Leuchter so, daß er das Daguerreotyp verdeckte.

„Nick dir den Fauteuil näher, Marie.“ Sie sah's faft willenlos, setzte sich und starrte blingelnd in das Licht. Der Graf schob einen leichten Stuhl dicht heran. Es schien dem kräftigen Manne schwer zu werden. Während er sich schwerfällig niederließ, bewegten sich die Lippen, und die Adern an den Schläfen spielten. Marie ließ die Hände sinken. „Jetzt kommt die Katastrophe.“ Der Vater sah sie

Digitized by Google

Aus der Großen Berliner Ausstellung 1937: „Gebet" von Adolf Bock.

Digitized by Google

Von der neuen Dolomitenstraße: Die Rosengartenspitze bei Welschnofen.
Originalzeichnung von Hans Pleß.

Digitized by Google

nur aufsicher an, als er ihre herabhängende Hand ergriff und liebevoll sagte: „Nicht wahr, du bist etwas angegriffen, mein Kind? Du fühlst dir auch im Leben weniger zumuten! Du kannst ja nichts dafür, daß deine Nerven so zart sind. Aber nicht wahr — du weißt eine ganz, ganz gesunde Frau werden — nicht wahr?“ Er streichelte ihr die Hand, Thränen traten ihr in die Augen, und sie vermochte nur mit dem Kopfe zu nicken. Er bewegte sich näher zu ihr. „Ich gehören dir ja nun für Freudentage versprochen — aufgezogen gewissen? — daß thörichte Dinge gelegt, die du gar nicht verantworten kannst und willst? Sag: Ja!“ Unsre ganze Unterredung ist damit endgültig aus. Niemand hat mich mit dir je davon sprechen — auch ee nicht! Aber sag frisch: „Ja!“ — Thu's deinem alten Vater zuliebe.“

Und Marie fühlte ihr Herz weicher und weicher werden bei dem innigen, rührenden Ton der alten, lieben, zeit etwas bebenden Stimme. Eine heiße Flut brach aus ihren Augen. Sie hatte die beiden Hände aufs Gesicht gepreßt, im Fauteuil zusammengekrümmt. Leise murmelte sie: „Ja, ich kann nicht . . . lieber . . . lieber Vater.“

Er drauhte nicht auf. Nur die heftige Brust hatten sich leicht; in den grauen Augen kämpften heftige Liebe mit aufsteigendem Zorn. Er sagte tief Atem. „Sieh, ich habe ihn heute ganz zufällig in der Stadt getroffen — er wich mir sogar aus. Aber ich sah ihm an, daß er etwas Schweres auf dem Herzen hatte. Da bat' ich ihn gestellt und ihn offen und ehrlich gefragt, wie's unter Männern tichtig. Er wollte nicht raus mit der Sprache . . . Nur daß es zu Ende sei! will auch, und daß du ihm schreckliche Sachen gesagt hättest. Er ist sonst nicht ganz mein Fall, wie du weißt — ein bißchen Aber er nahm die Sache so verständig, so vornehm! Er sei die nicht eigentlich böse, er könne die nicht böse sein — aber sein Lebensglück sei durch die vernichtet. Es wae gewiß keine Schaufspielerei dabei! — Meine, sei doch mein gutes Mädel! Er hat sich so herzlich lieb — und du liebst ihn doch auch? Und da sollst ein Wort zu viel gesprochen haben, um solche Worte trennen?! Soll dein alter Vater seinem einzigen Kinde zum Herzen böse werden? Ich weiß ja, daß wir alle unsre schlechten Augenaen haben. Und als er mir das erzählte, dachte ich so in rechtschaffener Selbstjustiz: „Jetzt gieht die das Schicksal das einzige, was dich an diese Erde gefesselt, umgeworfen wieder zurück!“ Und ich war nur ein Moment, ein unbedeutender Schatten. „Sind unsre Kinder für uns da — oder wir für sie?“ fragte ich mich. — Ich denke, das letztere . . . Morgen früh will ee nach Kufsenberg, Berlin und noch weiter, bloß um aus der Heimat zu kommen, zu vergessen. Bezwinge den Trotzkopf, Miese! Ich laß sofort anspannen. Fahr zu ihm! Und was auch die Leute reden mögen, weiß's Gott ist, geh zu ihm unangemeldet, geh ihm einen Kuß und sag: „Sei mir wieder gut, Schatz!“

Da stöhnte sie auf. Alle klingen Natschläge Hassos waren dahin . . . „Ich kann nicht, Papa . . . ich liebe einen andern . . . ich liebe . . .“

Er hab abwehrend die Hand und sagte schneidend: „Keinen Namen, wenn ich bitten darf! Ich will mich nicht wissen!“ Und in seinen Augen spiegelte sich schwere Wolke des Zornes über das wilde Feuer der Liebe.

Ein langes, banges Schweigen.

Auch sie rauten die Tränen versiegt. Vielleicht sieht er doch in seinem Geiste die Männer passieren, die's ihr angethan haben konnen . . . Doerfeldt . . . Roydels . . . der Leutnant Domat . . . An Lejla dachte er nicht einmal . . . Ha — ha! . . . Das Leben hatte ihn zu strenger Selbstbeherrschung erzogen — der Mann der Pflicht liebte den schrankenlosen Jorn nicht. Er hatte nur die Hand der Tochter losgelassen. Das war der schweigende Ernst vor dem Sturm.

Marie fühlte es und richtete sich auf.

„Also man lautet zusammen und lauft auseinander, wie's einem gefällt! Heute gefällt die der, morgen der, übermorgen der . . . nein, ich hätte mich höher taxiert . . . Hör mich genau, mein Kind! Die Liebe und die Ehe ist nicht für heute und gestern — die ist fürs Leben. Und das ist etwas ganz anderes, als der Backfisch träumt. Da giebt's Sonne und Wolken, Lachen und Weinen — und das schadet der Liebe nichts. Auch Langeweile, Ueberdruß, Verstimmungen. Das ist so selbstverständlich wie Tag und Nacht. Nur wenn man Hunger hat, schmeckt's. Zur Liebe gehören die grauen und die kleinen Sorgen. Denn es ist das Segenvolle bei der Liebe in der Ehe, daß sie Pflicht ist, Gesetz. Die Verstimmungen gehen auch kommen — wie Jahre ande. Und wer's ehrlich mit seiner Pflicht meint, dem sind die sündigen Wallungen des Blutes keine Gefahr — das mag altfränkisch klingen, ist aber so. Und wenn der Teufel sich durch den Schaffende, aus dem der Mensch sich über das Tier emporrang. Wenn man zwei Jahre verlobt ist, Kind, da hat man Zeit genug gehabt, sich zu prüfen, ob man zu einander paßt oder nicht. Wenn man zwei Jahre wechlich den Bräutigam geliebt hat, hat man nicht mehr das Recht zu sagen: der andre gefällt mir besser, nicht mehr wieder ein andrer kommen und wieder ein andrer . . . Und wo sollte das hin? Ich habe noch immer die Hoffnung, du kraftst ein. Sieh mal, weil du schon früh wahrhaftiglich wurst und pflichttreu, habe ich dich nicht auch der Schablone erzogen. Du brauchtest meinen Anstcht nach nicht die gemeine Othal, die vielleicht Mädels wne die Doerfeldt nötig haben oder die Gerold, weil sie sich von ihren Fäuserich fügen können oder den Inspektor. Ich sag dir's ehrlich: ich bin stolz gewesen auf das Mädel, daß ich in jeder Situation allein lassen konnte. Mir wären breit-blöde Mädels, die sich verwerfen der Serie. Man soll ein Mädel so erziehen, daß seine Mutter nicht über jeden Schmerzbrief stolpert. Bei die wae ich so sicher! — Ich habe mich doch gestritten . . . Das tint mir weh, daß du mich nicht verstehst in einem Alter, wo ein gesundes Mädel an so etwas denken kann und soll — da wußte ich, daß du nicht den ersten besten nehmen würdest. Aber wenn du gar nicht verstehst, daß ich dir's nicht mehr recht gut, Was ist das Pflichtgefühl, die innerliche Wahrheitsliebe? Bedeut, du bist nicht allein dazu da, glücklich zu werden, sondern du glücklich zu machen!“

Marie war ruhiger geworden. Sie hörte mit klaren, klugen Augen zu. Es war ein vornehmes Geist, der ihr die harte Pflicht predigte — und es war für Marie, als wenn es das eine starre Unbetreibt, ein dumpfer Zug in dieser Lebensdurchflutung. Und sie sah in sein Gesicht — das alte Gesicht, in den die Linien mit jedem Wort sich härteten, starre wurden, so daß die Falten und Furchen erschienen und die Krausen wie ausgemeißelt. Sein Auge glitt an der Tochter vorüber ins Dunkle. Und Marie war's, als sähe aus Spalte er noch zu einen andern, die nicht für sie war. Die andre? Ein entsetzlicher Gedanke kreuzte ihr auf. Sie stieß ihn empfort ins Dunkel zurück. Nein, die andre konnte ihm nicht die bitteren Erfahrungen gegeben haben, die sein welches Herz festgehämmert hatten, daß es nichts mehr verstand, als die eherne Pflicht. „Ich mag er sie auch gemacht haben, diese Erfahrungen! Ich mach' sie nicht!“ Liebe und Jugend haben sich in der Tochter gegen jeden Pflicht. Sie verstand, fühlte alles mit — aber sie fühlte auch, wie sie hinaustrauchte aus dem kleinen kurzen Ring überlieferter Pflichten zu der großen einen, die sich selbst setzt.

Das gab ihr eine fast überlegene Ruhe . . . „Papa, ich schlage dich mit deinen eignen Waffen. Den Mann, dessen Namen du nicht wissen willst, liebe ich! Ich habe ihn gewählt — doch ist meine Pflicht, mich auch dabei zu Grunde gehen mage. Sobald ich das begriffen habe, kann ich nur den einen Weg gehen. Und ich weiß, daß es der richtige ist.“

Seine Nasenflügel zuckten verächtlich, die Lippe kniff sich. „So . . . so — da weiß ich wenigstens, wo ich dran bin. Jawohl, ich verstehe! . . . Und ist dir eine Zeit, die Königs dir, die Eltern verhöhnt, die Pflichten verachtet — die nichts kennt, als die gemeine Leidenschaft. So weit bist du also auch?“ Ihre Augen trafen sich. „Weißt du, mich die steche Stein verdient, mißratenes Ding? Marie . . .“ Er hatte die geballte Faust erhoben.

Ihr aber gegantz vor dem Wort, das kommen sollte, und sie umklammerte seinen Arm: „Um Gottes willen . . . spricht das Wort nicht! Du mißtest uns ja auf ewig trennen . . . Bin ich nicht dein einziges Kind?“ flehte sie, „Vater! . . . Denk doch an die Mutter!“ Es schien ihr wie eine letzte Hilfe, diese Beschwörung. Sie nahm das Taschentuch hinter dem Leichter vor, bekamen, schluchzend, und hielt's ihm hin. „Bittet das nicht für mich, Papa?“

Er hatte sich von der Tochter losgerissen und starrte auf das Tuch. Es glitzerte ihm ein Ring leuchtete. Es war ein hübsches Leuchten! Dann schleuderte er das Bild auf den Tisch zurück, daß das Glas splitterte und die Tochter bei dem feinen Klange zusammenbrach. Da nahm das Dienerzeug zudenken todblassen Gesicht entkannte sie den Vater kaum mehr. „Erinnere mich nicht an sie! . . . Thu's nicht, mein Kind! . . . thu's nicht!“ wiederholte er in einem eigentümlichen hohen, fast singenden Ton. Dann fuhr er sich nach dem Kopf. „Weißt du, wer mir das Haar grau gemacht hat und das Herz alt? — Deine Mutter!“

Da sprang sie auf. „Papa!“

„Sey dich . . . sey dich!“ sprach er, sie mit beiden Armen niederziehend. Er war seiner Sinne kaum noch mächtig.

„Ich bin alt etwas erzählen, mein Kind. Ich hoffte, es könnte mit mir sterben . . . Vielleicht ist's die eine heilsame Lehre . . . und morgen wär's vielleicht zu spät. Denn du sollst nicht zu Grunde gehen an deiner Liebe, Unglückliche! Nimm's aus Sieh dir das Zimmer genau an! Es hat sich wenig geändert seit dreiundzwanzig Jahren. Nur wo das Bild hier steht, stand deiner Mutter. Es war im Frühling. In der Dämmerstunde . . . Ich kam von meinem Ritt durch die Wirtschaft etwas früher zurückgekommen, weil mein Brauner plötzlich zu lahmen anfing . . . Ich habe immer einen scheuren Scheu gehabt, daß es den Pferden genau so ergehen könnte wie Ich in den Saal hier trat — sah ich deine Mutter in den Armen des Dienstherr Rogfeld. Ich war völlig ahnungslos. Ich habe keine Mutter aus purer Liebe geheiratet und jeder Gedanke an Unterne lag mir fern. Und ich mag wohl wie ein Gespenst vor ihnen aufgestanden sein und Entsetzlichs ausgesehen haben, so daß sie selbst vergehen, sich losmachten. Ich sehe alles noch deutlich: ihr leichenblasses, erfrorenes Gesicht, seine zitternden Lippen. Ich war ein Mörder, ich war der Mörder meiner Mutter, ein Mörder, wenn er eine Waffe bei der Hand hat. Ich hatte nur meine Reitpeitsche. Als mußte die's thun! Und wir ich sie hob, kam Leben in die beiden. Sie klappte mit einem Schrei ihre ohnmächtig zusammen, und er sagte mit Haltung: „Mißhandle nur sie nicht! Mit mir mach, was du willst.“ Er hatte auf den Kavalier gerechnet — er hatte die Peitsche gesehen. Ich gab ganz langsam auf ihn zu: „Herr v. Roydels' — in meinem Blick muß wohl etwas Lähmendes gelegen haben — „Sie Hund!“ Und da kriegte er den rechen Hieb quer übers Gesicht. Ich sah noch, wie der blutige Striem aufsprang, und wie er den Arm hebt, sich zu decken. Aber da hab' ich ihn auch schon gepackt. Ich war sehr stark, und er hatte die martlose Angstlichkeit des Feigen. Ich hätte mich wilder stimmen sollen. Doch gerade der Stummen, der sich nicht wehrte, und der's doch weiner Frau angethan hatte, reizte mich. Tatsächlich wußte ich ihn nicht! Es war mich Mitleid — Ja war nie zu wenig. Und ich hab' ihn mißhandelt, wie man einen Hund schlägt oder einen nichtswürdigen Bengel. Sie sah's nicht, sie lag ohnmächtig auf dem Teppich. Aber o wär' nur mir das erspart worden! Es stehen Bäte. Dann hab' ich ihn selbst blutend und halbnackt bis an die Verandatüre geschleppt und ihn 'rausgeworfen. Drücken Sie sich durch den Wald, sonst laufen Sie noch die Schwalmer Sennsungen aus.' Das war mein letzter Wort.“

Marie war erstarrt. Ihr fühlte. Sie dachte nicht an die Mutter, nicht an den Geliebtgenen — aber ein Grauen kam für an vor dem Vater, in dessen altem Gesicht die Brutalität der fuchtbaren Scene sich jetzt noch widerspiegelte. Das war nicht

Digitized by Google

der auf den Tod beleidigte Ehemann, das war der Bauer, der den schwachen Feind mit plumpem Behagen tritt, mit der Wagenwrange niederschlägt. Sie mußte die Augen schließen.

Der Akt sah es nicht. Er fuhr mit einem schauerlichen Behagen fort:

„Da giebt Beleidigungen, wo man keine Satisfaktion verlangt — und keine giebt . . . Nun, er hat sie doch verlangt! — in einem Briefe, den er wohl in der Verzweiflung geschrieben haben wird, weil er nicht so weiterleben konnte oder wollte. Das wußt' ich! Und deswegen gab ich sie ihm nicht. Das hätte ihm so gepaßt: tödtliche Verbindungen — fünf Schritte — er aber ich! Und dann vielleicht das Martyrium der Liebe zu erdulden mit einer Kugel in der Brust? Nein, mein Junge! Aber mit den blutigen Strimmen auf dem Rücken das Leben weiterschleppen, bis es unerträglich wird, und vor weiß wo verenden an Gift, am Strang, so genaun wie möglich, damit nur niemand ahnt, wer der Selbstmörder mit den Striemen gewesen sein mag. Ich muß ihm lassen, daß er zu dem Entschlusse nicht viel Zeit brauchte. Am Tage darauf verschwand er. Verschollen — ha, da! Die Offiziale mögen ihn gesressen haben. Ich gönne ihnen den Genuß. Aber gerade hat er sich doch! Wer's sieht da jetzt vielleicht, warum ich das Dreiblatt Schuß nie betreten habe, das Gut nur, wenn's unumgänglich notwendig? Wenn's doch noch heute ein Gerichter herschlänge mit allem, was darauf ist! Er hat dir nichts zu verreden aber zu schenken, der tote Holunke! . . . Der alte Schalunberger, der Kunstmann, hat wohl es etwas gestrichen. Aber es ist beim Teufen geblieben — bei ihm und bei den andern. Da stand ihnen der Wilmeiische Namen denn doch zu hoch. Ich wüßte's auch keinen zutem!"

„Und die Mutter?" Die Komtesse sprach es kaum hörbar.

Da schien er sich auf sich selbst zu besinnen. Die beiße Liebe, die er für die Geschwebene einst empfunden, wallte als schwacher Abglanz über sein finsteres Gesicht. Er schwand . . . „Ich hätte sie ihm zu nachsichten können. Ihr wär's recht gewesen. Ich wollte es nicht. Mochte sie nur bübser für ihr Jugendsehen sein! Sie hat auch gebüßt! . . . Wir boten fast noch ein Jahr nebeneinander gelebt. Als sie starb, war der Knopf hier grau. Sie hat mich nicht mit Rabenundertzeugen gequälgt, mit Winseln um Verzeihung — was hätte ihr das nicht mit Vorwürfen gequalt. Wir waren zwei einsame Menschen, wir krochen mit zusammengehässenen Zähnen unter unserm Dach dahin: sie unter ihrer Sünde, ich unter meiner Pflicht. Zu Weit burste nichts ahnen! Das war ich dem noch ungeborenen Kinde schuldig. Und sie versuchte mich — sie war nie vielleicht dankbar dafür. Ich habe es gefühlt bei der letzten Aussprache, die wir in diesem Leben noch hatten — es war wenige Tage vor deiner Geburt. Sie hatte wohl zu viel Todesahnung; der Gedanke, sich allein mit mir hier zu lassen, machte sie klein . . . Aus ist mein Kind, sinkt . . . ich schwöre es dir bei allem, was mir heilig ist?" Ich mag wohl sarkastisch gelächelt haben. Denn sie umklammerte leidenschaftlich meine Knie: „Ja, ich habe gesündigt, doch anders, als du denkst, Karl. Ich habe den andern immer gelebt — dich nie! . . . Aber ich habe es nicht gewußt, daß er mich auch liebte. Ich dachte nicht daran, daß es so kommen gehen! Aber es ist dein Kind. Sag mir, daß du es glaubst, ich wüßte mich sonst mit ihm töten! Ich lebe ja nur noch für das Kind!" Darauf habe ich sie aufgehoben und getröstet. Und habe ihr auch mich: warum? Ihr wieder helfen gesterben — und ich auch." Seine Stimme war weicher geworden.

„Sprich nicht weiter, Papa!" bat die Tochter.

Aber der Alte hatte krampfhaft die Hände, daß die Knmmuskeln zitterten und die Nägel sich in das Fleisch gruben . . . „Ich muß! Es will 'runter von der Seele, mein Kind! Als sie starb — der Arzt war gegangen, in den Zimmer verbrannt stärkte die barmherzige Schwester — habe ich vor ihrem Bett gekniet und gebetet. Kind, es war ein grausiges Gebet! Ich habe gebetet, daß sie sterben möchte — zu sterben wünschte . . . Der Herr wird's mir verzeihen. Ich ertrug die Last nicht mehr! Gott hat mich erhört . . . Und auch an deiner Wiege habe ich gekniet und Gott um Erleuchtung gebeten. Das gespreizte, winzichige Ding, das da lag, war sie — und ich war auch der andere . . ."

Marie war aufgestanden. „Vater, du entsetzst mich!" Sie fühlte wie einen Peitschenhieb, der sie aus der Erstarrung emporrik, den grausamen Verdacht, die rasende Ungerechtigkeit des Mannes, der im Kind nach das Weib zu hassen vermochte.

Und als hätte der ernpörte Klang ihrer Worte den Bann der düsteren Vorstellungen in seiner Seele gebrochen, sah er sie an, wandte dann sich scheu wieder. „Komm, Mieze, komm — du bist mein Kind! Sieh mal, ich habe so viel gelitten, daß du nicht alles auf die Goldwage legen darfst, was ich heute sage." Er schlug in seine Arme und küßte ihr das Haar. „Du bist ja das einzige, was ich habe — und du sollst nicht mein Kind sein? Ich weiß es so genau! — sonst müßte alles lügen, der Unglaube, der Verdacht . . . Als ich dich zum erstenmal in meinen Armen hielt und du mich anlächeltest, da hab' ich geweint und der Toten alles abgebeten, weil sie mir mein Kind geschenkt hatte. Aber kann denn Barmherzigkeit wohnen so von Herzen gut und von Herzen böse sein als der eigne Vater?"

Der tiefe Abgrund, den die Szene zwischen Vater und Kind gerissen, schloß sich wieder mit dem Zauberschein. Das gemeinsame Blut trat in sein Recht, so daß im Herzen der Tochter das düstere Bild der Vergangenheit wirres zerfant und nichts zurückblieb, als das großherzige Frauenmitleid für den Mann, der so sehr litt.

Das Licht war tief herabgebrannt . . . In schwerzender Ermattung hatten sich Vater und Tochter umarmt. Und als die Uhr vom Flacken des Steerzimmerpaares mahnte Marie, daß es noch eine Mitternachtsstunde gebe und eine große Frage, die noch unentschieden.

„Also mir wohl, Papa, wir wollen morgen weiter sprechen?"

Auch er war erwacht. Vielleicht war's die natürliche Reaktionskraft, die jüdische Erwägung, die jeder großen Verwunderung folgt, die er ruhig sagte: „Nein, mein Kind! Was uns heute trennt, das würde uns auch morgen trennen. Einen Namen wünschte ich überhaupt nicht! Warum soll man warm beim einen Menschen gegen einen Menschen einnehmen, der sie vielleicht gar nicht verdient? Werden wir uns darum schon fiar! Ich werde uns und nimmermehr diesen Menschen weder als deinen Mann, noch als meinen Schwiegersohn nennen, der eine so schmäle und grundlose Lösung für Arthur von Gumpesch bei dir ist. Wer er auch sein mage, ich müßte ihm aus der Schwelle meines Hauses sagen: „Mein Herr, ich danke für die Ehre Ihrer Bekanntschaft.' Ich bin dir gar nicht böse, Marie, denn wenn du unser Unterredung wirklich gefaßt hast, so wirst du wissen, daß ich nur mich dem Batterer gegen dann. Darum wird du mich gewiß nicht für gefühl zusammennehmen, wie du dein kleines damals zusammengenommen hast, als du den Freiherrn von Loja um Verzeihung batest."

Marie verstörte sich.

„Sieh mal, was du für ein Kindsvopf bist! Noch sest ist die Erinnerung an diese sogenannte Erniedrigung unerträglich. Ohne die Socke damals wäre ich schon lange verheiratet. Jetzt ihn's mir fast leid, daß ich damals so streng war. Also bestimme dich! Arthur wird dir jeden Augenblick zugehören. Ich hoffe auch immer, daß er nur die Morgete seines hübschen Schwarzkopfchens ist. Ist sie weg, bist du selbst am zufriedensten. — Und nun schlaf wohl!" Er wollte sie küssen.

Sie lag dann lange zurück und sah dem Vater fest ins Gesicht. „Dann küsse mich lieber nicht, Papa! Ich werde dir ungehorsam sein. Zwing mich nicht zur Wahl zwischen dir und ihm! Wenn's sein muß — es ist sehr wahrscheinlich, aber es würde auch ein ganz schiefes Licht auf meine Liebe zu ihm werfen, wenn ich dir nicht ehrlich bekennen würde — ich würde gar keinen Kampf kämpfen: ich gehöre nur ihm — nur ihm!"

Der Graf nahm den Leuchter und stieß dabei an das verbrochene Dagnerreotyp. „Also das häßliche Blut wäre doch stärker?" Darauf zwang er sich zu einem kurzen Lachen. „Na, durchgehen wirst du mir wohl nicht!"

Sie antwortete ruhig: „Mag nicht mal das kann ich dir versprechen."

„Marie! . . ."

„Vater . . ."

Sie trennten sich ohne Kuß.

Die Komtesse ging in ihr Schafzimmer. Der Vater stand und stel mit dem Bahngeräder seiner Pflicht, das war ihr klar. „Sie wußten wir und eben trennen." Sie zauberte nicht. Und das Bild des Geliebten stieg ihr auf. Sie fühlte den glühenden Kuß, die namenlose Seligkeit der Sinnde. Der Kopf warf sich zurück. Sie drückte ihn in die Kissen. „Hand . . . Hand."

Darauf nahm sie ein Tuch und schlich auf den Zehen durch den dunklen Korridor die Treppe hinab. Die Hausthür knarrte leise. Als die knackende Nachtluft auf den siebernden Körper fühlte, atmete sie auf. „Ach, das that wohl!" Und sie eilte zu der weißen Bank im Lindengange, wo sie so glücklich gewesen. Tapsig trotteten mit leinenen Halsgrenze bedächtig hinter ihr her. Plötzlich knurrte er warnend. Auf der weißen Bank saß eine dunkle Gestalt. „Arthur, Arthur!" hetzte die Komtesse. Den Fremdling kannte sie: Es war Jack.

„Wie kommst du hierher, Hund?"

„Und du, Marie?"

Sie umarmten sich gärtlich.

„Ich dachte an niemand, Marie."

„Ich auch. Sieh mich übrigens nicht an!" bat sie, während er ihre zarte Gestalt an eine kühle Stelle zog. „Ich sehe so häßlich aus."

„Häßlich?" Marie. Gräme dich nie in deinem Leben um dein Aussehen, du schwarze Einfalt. Für mich giebt's in Leben nur ein Weib — das bist du! — wie du auch aussehen magst, unsterblich. Ich habe nie darüber nachgedacht, noch ist eigentlich an dir besonders lieber. Das wäre nie so klein, so gewöhnlich vorgekommen! Du liebst mich ja auch, obgleich ich häßlich bin. Hast du übrigens mit deinem Vater gesprochen?"

„Jetzt eben."

„Und?"

Sie seufzte. „Ach Hans! . . . Soll ich dir etwas erzählen — etwas Schrecklichs?" . . . Eigentlich soll ich's nicht! Aber vor dir Geheimnisse? — Unsinn! Ich bin ja da, und du bist ich. Aber wir wollen auf die Bank unter der Trauerweide gehen. Da ist es ganz finster und ganz einsam, ich habe so Angst um dich! Und da wirst du mich auf den Schoß nehmen und ganz fest an dich drücken . . ."

Tatsa hielt sie Arthur, die Stirne an seiner, den tief herabhängenden Zweigen des Baumes vom Abend erzählte. Sie war so bitter, sie entsetzte sie fast selbst, diese Beichte des Vaters, daraus erzählte sie alles. „Du verstehst mich, Hans, du fühlst mich nicht roeg!" Der Vater hat so schwer zu tragen, der arme Mann! Aber weißt du, die Mutter thut mir auch leid. Sie konnte ja doch nicht anders! . . . Wir wissen auch entfernen . . . nu wissen es nicht, so beurteilen wir sie hin. Ich's nicht häßlich, so wegzulaufen und vielleicht nie wiederzukommen? Aber daß man, daß du dabei auch wieder so ein lächerliches Gefühl, wenn man sich lassen muß: Jetzt bist du ganz in seiner Hand, jetzt kann er mit dir machen, was er will.' Du darfst mich zu Tode quälen, Hans, aber auch nur du! . . . Aber nicht wegingen! Nicht wahr, das wirst du auch nie können? Der bist habe ich ja gar keinen Stolz, gar nichts! Wenn du mich wegingest, kann würde ich doch wiederkommen, auf allen Knien . . .

„Und wenn's nun unmöglich wäre? . . . Aber jetzt Kopf hoch, Marie! Was das Schicksal nicht geben will, das nehmen wir ihm. Das ist unser Recht. Und das will ich auf: Der Tage vor mir und nicht. Da verlükst sich die ganze Angelegenheit schon etwas. Ich bereite alles bis aufs kleinste vor. Du brauchst nur irgend eine Legitimation, damit wir uns in England trauen lassen können. Aber sei klug wie die Schlange! Ich muß nach nach Berlin, um mein Gehalt zu erheben, mit dem Konsul Rücksprache zu nehmen. Man weiß nie, wie sich die Verhältnisse ändert, und dann sitzen wir eines Tages ohne Geld da. Am Dienstag treffen wir uns bei Hasse. Ist irgend etwas passiert, schreib oder telegraphiere ihm sofort; du kannst auf seine Diskretion unbedingt bauen! Und wenn wir dann so weit sind, dann machen wir den Zeitpunkt genau fest. Ich bin ein alter Reisender und werde diese fatalen klosterbande doch noch über den Ozean

Digitized by Google

expediren können!“ stöhnte er. „Und nun, Marie, gieb mir noch einen Kuß, so heiß, als wenn's der letzte wäre! Ich muß ja drei Tage damit auskommen.“

Sie glitt von seinem Schoß. „Es wird noch alles gut werden. Ich habe das ganz sichere Gefühl, Hans. Behüt' dich Gott!“

„Behüt' dich Gott!“

Er ging. Tyros gönnte ihm noch einen mitfranzösischen Blick. Marie aber wandelte in Träumen noch lange durch die verschlungenen Kiesswege des Parkes. Sie sehnte sich nicht nach dem Schlafe. Als sie endlich zum Herrenhause zurückkehrte, hörte sie vom Gumpelsheimer Turme eins schlagen. Die Hausuhr war geschlossen. Es berührte sie peinlich, obgleich ihr solche Ausschließung schon manchmal passiert war. „Sie rechnen mich gar nicht mehr zum Hause,“ dachte sie. „Nun gut, wenn sie mich nicht brauchen, ich brauche sie auch nicht!“ Sie drehte sich kurz um und ging in den Park zurück.

Als im Frühlicht ein Bierspänner zu dem Maisfelde ging, sah er Comtesse Marie. Sie schlief zusammengekauert auf der weißen Bank.

(Schluß folgt.)

Künstlerhonorare.

Vor kurzem erregte die Nachricht, daß die Patti, die doch nicht mehr in der Blüte ihrer Jugend steht, das Honorar von 25 000 Franken für das einmalige Auftreten in einem Konzerte gefordert und erhalten habe, ein gewisses Staunen. Es ist damit allerdings eine Honorarhöhe erreicht, wie sie noch kaum je dagewesen. Hohe Künstlerhonorare sind wohes nicht zu hören, wie wohl ausgestanden wird, und datieren auch schon aus älterer Zeit. Genau genommen, wurde der Anfang damit in Frankreich unter dem ersten Kaiserreich gemacht. Napoleon hatte in Italien den berühmten Coccicentisten gehört, den König jenes schmelzbegabten Sopranis, die noch zu Beginn unseres Jahrhunderts im Süden eine keineswegs ungewöhnliche Erscheinung waren. Napoleon entführte dem Papste seinen besten Sänger und stellte ihn mit einem jährlichen Gehalt von 30 000 Franken an die Spitze seiner kaiserlichen Hofsänger. Das war für damals gewiß eine beträchtliche Summe. Napoleon, der ein wachsames Musikinteresse war und sich gegen Künstler sehr entgegenkommend bewies, bot der Sängerin Catalani, um dieselbe an die Pariser große Oper zu fesseln, jährlich 100 000 Franken neben einem gewinnanteilschen Urlaub an. Teodoren damals große Wünsche wie Beförderungen wurden, sich die gefeierte Sängerin sich nicht an Paris fesseln, sondern ging nach London, wo sie allerdings das Doppelte erhielt. Als der Schauspieler Talma nach Erfurt berufen wurde, um vor dem besuchten „Parterre von Königen“ zu spielen, erhielt er für jeden Abend 400 Franken, ein Honorar, das damals als ein glänzendes betrachtet wurde. Die Rachel trat bei der Comédie Française mit einem festen Jahresgehalt von 4000 Franken ein; vor ihrem Abgang bezog sie jedoch von dem einmalige Auftreten in dem „Verlorenen Rotwein“ ein Honorar von 3000 Dollars. Da seine Rolle durchaus drei Akte zählte, brachte ihm jeder derselben 10 Dollars ein.

Meyerbeer, der berühmte Urheber jener Lustspiele, wußte einst recht wohl, wenn er sein Monsterbeinkommen auf 300 Franken bringen konnte. Während der letzten zehn Jahre verdiente allerdings in Paris der Tenor Roger, Meyerbeers Lieblingssänger, an jedem Abend, an welchem er in der Oper „Der Prophet“ auftrat, 1000 Franken. Die Sängerin Pauline Garcia-Viardot erhielt für jede Vorstellung, in welcher sie in Meyerbeers „Hugenotten

Steeplechase. Originalzeichnung von Georg Koch.

Die Flucht.

Roman
von
Ida Boy-Ed.

IV.

Am Nachmittag desselben Tages befand sich Conradine in der Fremdenstube in einer sehr peinlichen Stimmung. Und da sie sich anzulehnen pflegte, wenn sie sich frei, daß sie einen „moralischen Rückenzummer" habe.

Wenn sie Wichtiges sprach, pflegte sie kurz und ab zu wandern, wenn sie Wichtiges dachte, legte sie sich still und stumm auf die Chaiselongue oder gar auch Bett und bohrte ihre Gedanken fest in den einen Gegenstand, der sie beschäftigte. So lag sie auch jetzt auf dem schwarzen Fell, das Gesicht halb in ein Kissen gedrückt, die Arme auf der Brust verschränkt, die Augen geschlossen, und dachte.

Also sie hatte sich wieder einmal von ihrer impulsiven Natur hinreißen lassen! Wann würde sie sich es abgewöhnen, nach den ersten Eindrücken zu urteilen, sich vom Mitleid fortreißen, von gefühlsvollen Aeußern bestricken zu lassen! Leider Gottes wahrscheinlich nie. An diesen Erfahrungen, die ihr Lebtag hatten sein können, fehlte es ja nicht. Da war Lenhoff gewesen, den sie als Verwalter engagiert hatte, weil seine unsreundliche junge Frau, die mit allen weiblichen Tugenden geschmückt schien, sie bezaubernde und sie sich sagte: Ein Mann, der sich solche Frau erobern kann, muß besondere Qualitäten haben; heute hatte er auch in Hülle und Fülle gehabt: er war ein Trinker und Spieler, der seine Frau mißhandelte. Dann sie ihr Mephisto sein, der einen so himmlischen Patriarchenkopf gehabt mit einem Bart, der so weiß und so wallend war wie der Bart des Rembrandtschen Paulus; man konnte sich nichts Ehrwürdigeres und Vertrauenerweckeres denken als diese Bäumerschirmung; sich nach der Gastlichkeit und Bestätigung eines solchen imposanten Mannes zu erkundigen, wäre beinah kränkend gewesen; dieser Patriarch hatte sie auf Treu'dir um zehntausend Mark bei Getreidewechslern betrogen. Und noch andere tauchten vor ihr auf. Es war nicht angenehm, an alle Enttäuschungen zu denken, indessen schenkte sie sich keine.

Und nun hatte sie sich wieder hinreißen lassen, entweder durch das ästhetische Wohlgefallen an der schönen Erscheinung (Atlas hatte recht, Feliz wirkte wie ein „Prinz in der Verbannung" oder durch das Mitleid mit all den Armen, dessen Beute er war. Wahrscheinlich durch beides.

Äußerdem empörte sich ihr Hochmut dagegen, daß dieser junge Mensch denken könne, er habe ihr gefallen, denn ihr Gedächtnis hielt ihr deutlich die Scene im Juwelierladen vor, und sie wußte recht gut, daß sie sich auf der Schwelle noch einmal umgedreht hatte, um in diese lodernden Bronnungen zu sehen.

Ihr unangenehmer Seelenzustand ward ihr zuvor etwas dadurch erleichtert, daß Madame mère ihr nicht hineinredete und ihr laut vorhielt, was sie sich selbst unerbittlich genug im stillen sagte. Denn sie diesmal war Madame mère mit dem Engagement einverstanden, weil man ihr den jungen Feliz Daklant anbrauchte und ihm einen Hintergrund von hohen Militärs und gar einen Fürsten gegeben hatte.

Conradine lebte mit dieser Frau, um zu verbieten, daß diese, anfstählos, den Namen de la Fremaine mit Haltbildung und Lächerlichkeit kompromittierend durch die Welt trug. Sie ertrug die Last, die sie sich aufgeladen hatte, mit verschiedener innerlicher Eingedult und voll äußerlicher Haltung. Sie war immer bestrebt, die ältere Frau von den Untergebenen und der Gesellschaft zu heben, und hatte vor allen Dingen damit erreicht, daß Madame mère sich selbst sehr gehoben fühlte. Aus der unermüdlichen Rücksicht, die Conradine auf sie nahm, leitete sie schon lange den Anspruch einer mütterlichen Autorität her, und glaubte auch in vollem Ernst, solche sür Conradine zu sein. Sie war die Duldsbildern bei allen Herren da la Fremaine gewesen, der gern mit dem damals hübschen, drallen Mädchen eine kleine Liebschaft angefangen hätte. Er war auf langen Widerstand gestoßen, und merkwürdigerweise rechnete die Frau sich noch heute diesen ihren Widerstand, ob er nun doch verschwender Pflicht oder von selbstverständlicher Sittlichkeit bestimmt worden war, als hohen Tugendbeweis an und fühlte sich über alle menschlichen Verirrungen und Sündhaftigkeiten erhaben. Ihr Widerstand trug ihr die Hand des alten Herrn und eine auskömmliche Witwenrente ein. Der Sohn war nicht sehr entzückt, aber doch im ganzen gleichgiltig gewesen gegenüber dieser Heirat seines Vaters. Er gehörte zu den Naturen, die ihren Nebenmenschen gern nach eigner Fasson die Zufriedenheit suchen lassen.

Erst als auch er davongegangen, trat Conradine zu der damals kaum Gekannten in ein näheres Verhältnis, indem sie aus Gründen des Stolzes und der Pietät sie mit sich zusammenleben ließ. Im Grunde genommen war Duldsbild feinerzeit in einer üblen Aufwallung gehetzt, als ihre schmerzgebeugte Seele nach einer That suchte, den Verstorbenen noch zu ehren, ihm mitbösame Opfer zu bringen.

Gegen Abend unterbrachen Besuchen ihr schmeichelnd Hinhörlen. Er war bei Feliz Daklaud gewesen und wollte Bericht erstatten. Inzwischen war ein hochgewachsener, breiter Fricke. Seine Gesichts, blond und von Sonne so schrecklichen Gesichtsmisch, besten dicht seinen grossen, stromigen Schädel. Sein langes, frisches Gesicht erschien noch längere durch die weitgrauen Backenbarten von den Ohren. Mit seinen sehr hellblauen Augen guckte er seine Herrin scheu an, wußte aufmerksam als gerade unterwürfig. Er war in eine braune, unsichtbare Livree gekleidet, die er in einem Modekgeschäft angewandt hatte. Seiner Ansicht nach hätte eine Bauernjacke oder eine Fischerjoppe besser angestanden.

Josperson hatte vor acht Jahren der jungen Frau seinen Dienst angeboten und sich gemietet, als ihr Pferd durchging. Seitdem sieh be la Fremaine Conradine voeher reiten noch fahren oder reisen, ohne die Begleitung des ergebenen Riesen, der seit dem Tode des Herrn es als sein Privilegium anch sprechte. Seiner kolossalen Gestalt hat

ersten Minute an frei und leicht, und Felix fühlte sich voll vollkommen als Mann der Gesellschaft.

Conradine hatte noch ihren Reisekammerdiener eingeladen. Der Justizrat Wärmicke sah gerade aus wie Ihsen, und Felix beobachtete, wie der alte Herr mit der weißen Bärenmähne und dem scharfgeschliffenen Mund mit ritterlicher und natürlicher Verehrung sich um Conradine bemühte.

Man speiste eben im Salon, und außer dem Keller bediente Jaspersen.

Madame Marx, wie immer in schwerem Atlas und ohne Häubchen auf dem weißblanken Scheitel, war ungemein lustig gegen Felix, so sehr, daß es ihn nahezu verlegen machte, wenn Conradinens bejahrterde Verbündschlicht mit all der Zärtlichkeit überschraubt hatte. Madame wäre trug eine alte Brosche mit Bernsteinen, Topasen und Saphiren. Als sie sah, daß Felix' Blick darauf zuhte — denn er glaubte das Stück wieder zu kennen, das Conradine damals gekauft — bemerkte sie, indem sie mit ihren fleischigen Fingern das Schmuckstück unter ihrem Kinn berührte:

„Ein altes Familienstück. Ich bin darin etwas einfeitig; ich trage nur alten Schmuck."

„Sehr schön," sagte Felix zerstreut.

Er sah, daß über Conradinens Gesicht eine schnelle Röte flog. Aber sie sprach unbefangen weiter.

Noch zehnmal während des Mahles beobachtete er, wie er eben Tag und bei der Arbeit mit neuem Erstaunen sah, daß diese stolze Frau jeden ihrer Worte in der Genauigkeit hatte, daß ihr Benehmen immer von vollendeter Beherrschung war, daß sie aber ihre Blicken in wenig in der Gewalt hatte, daß das Spiel derselben dennoch alles verriet und gelegentlich allem widersprach, was ihr Benehmen und ihre Worte zu sagen wünschten.

Und was er beobachtete, blitzte wahrscheinlich auch andern nicht verborgen, und da war vielleicht die Seele dieser Frau für alle, die hinsitzer mit ihr verkehrten, wie ein aufgeschlagenes Buch.

Auf dem Tische standen viele kleine, schmale Gläser, in jedem drei rote Rosen. Sie waren gleichmäßig über die kleine Tafel verteilt und gewährten einen reizenden Anblick. Das Mahl war so üppig, wie Felix noch keines genossen. Conradine plauderte mit einer erkünstlichen Gewandtheit über alles und vermied es mit Kunst, aber scheinbar wie selbstverständlich, auch nur ein Wort zu äußern, das den Justizrat oder gar Felix an die Geschäfte hätte erinnern können. Selbst die etwas matfin anspruchsvolle Gegenwart von Madame wäre konnte die Sphäre unbefriedlichsten vornehmer Ruhe nicht zerstören, die um Conradine sich verbreitete. Felix schäfte sich gezwungen, an seine Mutter zu denken und an deren Durst nach feinen, schönen, heiteren Lebensgenüssen. Er begriff sie nun, und sie war ihm gut. „Vielleicht ist es mehr das Zeichen eines künstlerischen Gleichmaßes, das mir materiellen Dingen, dem Genuß in edler Form zu suchen und zu lieben," dachte er, und nahm sich vor, „später" einmal mit Conradine de la Fremoire darüber zu sprechen. Dieses später spielte eine zaufare Rolle in seiner Phantasie. Wenn sein Verstand seine phantastischen Gedanken stellte und von ihnen Rechenschaft forderte, prägtierte er es dahin, „später, wenn ich ihr Vertrauen verdient haben werde."

Nur einmal hörte sein Gedankenspiel in diesen ersten Stunden an ihrem Tisch. Er begriff nicht, was es war, sein konnte. Manchmal fiel es auf ihn wie plötzliches Verstummen. Eine Art Kälte durchschoß ihn und benannt den warmen Strom seiner Freundlichkeit, weitergutließen.

Zuletzt bildete er sich ein, dieses Gefühl packe ihn jedesmal, wenn der Blick Jaspersens ihn treffe.

„Ich bin doch entsetzt gewachsen in all den schweren Jahren," dachte er traurig. Aber er erinnerte sich trotz des Versuchs, diese Einbildung als Nervosität zu verlachen, doch genau, daß er vor zehn Tagen, als dieser Inspektor seine Schaufel überschritten, daselbe Gefühl von äußerstem Unbehagen gehabt. Anstatt den Boten Conradines de la Fremoire, der doch Gelb bringe, freundlich zu begrüßen, hatte er ihn so worthart und ist schnell wie möglich abgefertigt. Damals schob er das auf sein Schamgefühl. Der Diener konnte ihn nicht über armseelige Behandlung des neuen „Güterdirektors" zum Spott verführen lassen. Aber seitdem hatte Felix in erfahren, daß Jaspersen der Lebensretter seiner Herrin und ihr treuer Schatten sei. Er hätte ihm dafür dankbar gesonnen sein müssen — er war es auch. Aber trotzdem —

Er sah Jaspersen aufmerksam an und suchte sich klar zu machen, ob an dem Mann denn etwas Besonderes sei.

Ja, es ging eine ruhige und doch bedeutliche Gewalt von ihm aus. Es war etwas Unerschütterbares an ihm, wie eine stille Naturkraft, die stetig fortwirkt.

Seine Bewegungen waren langsam und doch gewandt. Sein helles Auge hatte einen seltsamen Blick.

Felix glaubte noch nie jemand gesehen zu haben, der so fest und unverwandt den Blick eines andern Menschen aushielt. Es war, als ob in diesen Augen lauter Licht, helleres Licht sei. Aber dennoch strahlten sie keine Wärme aus.

Dann sah diese weißbehaubschaufte Faust ein, welche sich vorsichtend den Türklopfer des Zimmerlebens gepackt hatte — das war damals Jaspersens Faust gewesen, die seiner Herrin die Thür geöffnet — Felix konnte nicht anders: er sah auch über bei Tisch immer auf diese weißbehandschuhte Faust, die jetzt eine Kristallflasche mit Rheinwein am Hals umschlossen hielt. Eigentlich war es komisch — das erste, was er von Conradinens Hand und Leben erblickt, war Jaspersens Faust gewesen.

„Was geht mich dieser Mensch an!" dachte er jetzt, empört über seine Nervosität.

Draußen ging ein wunderbare Frühlingstag zu Ende, und Conradine sagte, sie wolle noch den Diner noch spazieren fahren. Sie bispensierte ausdrücklich und mit den höflichsten Worten Madame more bauen, sie zu begleiten, die diese ihre Verfügung angebeten, und sprach sofort mit dem Justizrat Wärmicke davon, daß sie morgen abend noch in das „Deutsche Theater" gehen wolle, weil Lessing und die Schauspielerin Lenz sie müde die seltenen Gelegenheiten benutzen, sich zu „bilden". Aber ihr Auge ging schnell zu Felix hinüber, und ein kächeln spielte um ihren Mund, ein Lächeln voll unbewußter und unendlicher Herrlichkeit, so voll Schmerzes, als sie die Begleitung von Madame more ablehnte, so daß Felix mit einem wonnigen Schreck ahnte, sie werde ihn auffordern, mit zu fahren.

Als die beiden Herren sich dann verabschieden, sagte Conradine wirklich:

„Erwarten Sie mich unten, lieber Doktor. Wir haben noch allerlei zu reden — wenn Sie Zeit und Lust haben, fahren Sie doch mit mir."

Die Aufforderung klang mehr wie eine Bitte als wie ein Befehl. Felix vermeinte sich traumen. Der Justizrat Wärmicke verschieden unnatürlich und ganz unverhohlen einen sehr erstaunten Blick.

Unten im Vestibül wartete Felix; der Justizrat stand noch ein Weilchen neben ihm, zündete sich eine Zigarre an, und schien etwas auf dem Herzen zu haben. Felix hatte wenigstens das Gefühl, als möchte der mehrere ihr etwas zu fragen oder ihm etwas zu sagen. Doch übermand der Justizrat den Wunsch nach erschöpflichen Bedenken, schüttelte Felix plötzlich die Hand und ging davon, bedächtig und feierlich, den blanken Cylinder auf seinen weißen Löwenmähne, ein Glanzlicht auf dem prallen Rücken des schwarzen Gehrockes.

Draußen wartete der Wagen. Die Pferde schlugen ungeduldig mit ihren Hufen das Gestein; es gab jedesmal einen klapperden Ton, und Felix fuhr darüber zusammen. Seine Hände waren kalt, ihm war, als beben seine Knie.

Daß ist Nervosität," sagte er sich ein.

Jetzt rauschte ein Gewand hinter ihm. Conradine kam; sie hatte um ihre Schultern ein rundes Mäntelchen gethan, das aus lauter schwarzen Spitzenrüschen zu bestehen schien. Auf dem Kopf trug sie einen dunkeln Hut mit vielen schmankenden Federn, und kein Schleier bedeckte ihr Gesicht. Alle sie so daherkam, war ihre Erscheinung von einer mehrstrischen Eleganz, die Felix, er wußte nicht worum, in diesem Augenblick bedrückte und ihm zugleich Ruhe wiederzog.

Aber kaum saßen sie zusammen im Wagen, so überfiel ihn von neuem eine unerträgliche Aufregung.

Der offene Landauer gab sie den Blicken aller Vorübergehenden und Fahrenden preis; auch vor ihren Augen entfaltete sich nachgerade das ganze Bild des bunten, enig wechselnden Straßenlebens. Und doch, als er so an der Seite der schönen Frau dahinfuhr und der Lärm, der sie nichts anging, um sie tobte und die Menschen, die sie nicht kannten, an ihnen vorbeiströmten, hatte er durchaus das Gefühl, in ungeheurer Zweisamkeit mit ihr zu sein. Seit acht Tagen hatte er jeden Morgen und jeden Nachmittag einige Stunden ihr gegenüber gesessen, Madame more war in der seltensten Fülle zugegen gewesen. Aber neben ihnen war, als unsichtbarer und doch sehr fühlbarer Dritter, die Arbeit gewesen.

Der Wagen verließ durch das Brandenburger Thor die Stadt und nahm den Chausseedamm der Allee. „Welt hinaus, wo ein bischen Stille und Natur ist," hatte Conradine beim Einsteigen zu Jaspersen gesagt. Der saß in korrekter Haltung auf dem Bock, die Arme auf der Brust gekreuzt, und obschon er sich natürlich nicht ein einziges Mal umwand, durchzuckte Felix manchmal das Gefühl, als säße da ein Blödchen.

„Sie hat recht, er hat ja was von Gesängniswärter an sich," dachte Felix, sich der scherzhaften Bezeichnung erinnernd, die Conradine manchmal für ihren Getreuen brauchte. „Ich muß mir meine ungerechte Abneigung gegen diesen Mann ernstlich abgewöhnen," nahm er sich vor.

Vor dem Thor, wo das Leben nicht geringer, aber weniger lärmvoll war, begann Felix:

„Gnädige Frau wünschten noch einige Befehle zu erteilen?"

„O, nichts von Geschäften," sagte sie, „wir haben in alles schonend besprochen. Der Abend ist so schön."

Und sie legte sich tiefer in ihre Ecke hinein, mit einer unwillkürlichen Bewegung, die bald Behagen deutlich machen wollte.

Er schwieg. Sein Herz klopfte.

Der Wagen bog in stille Nebenwege bei Tiergartens. Ein ziemlich harter, warmer Wind ging brausend durch die Bäume, die im hellen Grün ihres noch nicht gleichmäßig entwickelten Blattschmuckes standen. Gleich dem Rauschen der Meereswogen schwang sich der Wind durch die Wipfel daher; er strich alle jungen Blätter mit sodenden Zärtlichkeit, so daß die grünen Töne fetsondenlang vergingen im Silberschimmer der unteren Blattseiten. Wenn die seltsame Bewegung in der Luft weiter fuhr, schienen die Bäume, die Blätter entfalteten sich, und grüne Farbentiefe schien die Zweige zu überhalten, als ob die tausend und obertausend Blätter wieder von Winde hinundhergetrieben und gewendet würden. So ging ein unaufhörliches Flimmern von grünen und silbrigen Lichten über die Wand der Bäume hin, die, Zweige in Zweige verschränkt, die Wege einschlossen.

Der Himmel war hoch und blaß, kein Blau schien langsam zu verfliegen. Ganz fern, durch Lücken zwischen braunen Stämmen und breit sich ausbreitenden neigenden Blütengeschäft, sah man gebrost und metallisch die legten Sonnenfunken blitzen.

„Sie sind sehr schweigsam," sagte Conradine, ohne Felix anzusehen.

„Worum darfte ich wagen, Ihnen zu sprechen, gnädige Frau, da Sie von Geschäften nichts hören wollen?" antwortete er mit unsicherer Stimme.

„Ich habe nie als Mensch, nicht als mein Beamter," rief sie lebhaft.

„Auch als Mensch habe ich das Gefühl, daß ich mir erst Vertrauen erwerben muß, und daß mir Beschleunigkeit fehlt," sprach er. Und er dachte mit Zorn: „Jetzt sie hier reden hört, bin gleichgerechtigt, ich wüßte schon das eine Wort, das ich sie singen wollte!"

Sie sah ihn an, sehr nachdenklich und sehr ungeniert, als untersuche sie ihn einer Prüfung. Er fühlte diesen Blick und schlug die Augen nun. Unwermandt und schweigend schauten sie sich lange an.

In Felix gärte so viel: Mannesstolz, der, ihre und leicht gereizt, fürchtete, daß diese Frau ihm als Sklaven die gnädige Laune einer Fürstin zeige; Unglück darüber, daß nicht er hier der Herr war und sie die äußerlich Geringere; und doch trog allem

Digitized by Google

Im Urwalde von Ceara.

ein heißes, unsägliches, wie zu sättigendes Wonnegefühl, das ihre bloße Nähe gab. Und er, der noch eben von „Beschiedenheit“ gesprochen, sah sie mit blitzenden, zornigen Augen an.

Conradine senkte, ihre Lippen öffneten sich leicht.

„Wovon sprachen wir doch?“ fragte sie endlich.

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte er leise.

Der Wagen fuhr langsam zwischen den Bäumen hin. Trotz der Bewegung schien die Luft schwer und schwül.

„Ich wünschte, daß Sie meinen Mann noch gekannt hätten,“ sagte Conradine plötzlich.

„Sie haben ihn sehr geliebt und lieben ihn noch?“ fragte Felix kaum hörbar. Seine Stimme bebte. Er sah die Frau mit verzehrender Angst an.

„Ja, ich habe ihn sehr geliebt,“ erzählte sie und sah nachdenklich ins Leere. „Sehr! Ich dachte, ich müßte ihm nachsterben, als er dahinging. Ich glaube, wir waren sehr glücklich. Der Gram, der nachfolgte, war so furchtbar — so furchtbar. O, Liebe verlieren — das ist grauenvoll! Wenn auch das Herz langsam genest. Das bleibt sich gleich. Leiden, die enden, waren darum doch Leiden. Und sie nehmen uns immer ein Teil edler Lebenskraft — niemand weiß, ob nicht gerade ein allerwertvollstes Teil, mit dem man viel hätte schaffen und wirken können.“

„Hat sie mich mit sich genommen, um mir das zu sagen, um mich wissen zu lassen, daß ihr Gatte der einzige Mann ihres Lebens war und bleiben muß?“ fragte er sich. Aber er fühlte doch, daß diese Frau viel zu impulsiv war, um jemals eine Berechnung aufzustellen und durchzuführen.

„Auch Sie haben ja Liebe verloren,“ fuhr sie fort und sah ihn herzlich an. „Ich erinnere mich — als Sie mir Ihr Leben erzählten . . .“

„Nein, nein,“ sagte Felix heftig. Fern und wie ein körperloses Phantasiebild sah er die Gestalt der blonden Lore auftauchen. „Nein, ich weiß längst, daß war keine Liebe! Meine Phantasie brauchte einen Kristallisationspunkt. Ich war so arm — nicht bloß an Geld — auch an Freude. Und ich träumte immer von einer schönen blonden Frau. Vielleicht waren die Haare an allem schuld. Das alles war nachher nur

Urwald in Ceara.

Lager im Urwalde von Ceara

Digitized by Google

Auf dem Gipfel von Pangkal nach Kattori.

bittee, thut nur ein wenig weh — aber — aber groß war es nicht."

Conradine schwieg. Und Felix wünschte so brennend, daß sie das Gespräch weiterführe.

Die blitzenden Straußen, die fern rechts von ihnen zwischen Stämmen und Büschen gefunkelt, erloschen plötzlich. Das Bild der Natur erhellen auf einmal wenigerl sieftig und lebhaft, Schatten und Lichter waren hinweggelöscht.

„Wir wollen doch ein wenig aussteigen," sagte Conradine laut, zugleich für Felix und die Lenne. Der Kutscher hielt, Jasperson sprang vom Bock und öffnete den Schlag. Felix, der rasch an der andern Seite ausgestiegen war, kam zu spät, um Conradine zu helfen. Sie bekränzte die Stelle, wo der Wagen sie niedersetzen sollte, und sagte Felix, der ja in Berlin scherzlich genannt Beschied wisse, um Rat, ob es von dem Punkt, wo sie sich befänden, auch zu weit sei, um bis zum Denkmal der Königin Luise zu gehen, wo dann der Wagen auf dem nahe vorbeiführenden Fahrwege sie erwarten könne.

„Nennen Sie," sagte sie dann leidlich, „ich bin nie verzagtiger, als wenn ich im Freien marschieren kann."

Sie bemerkte, daß Jasperson sich anschickte, ihnen zu folgen. Mit einer einzigen Kopfbewegung, kurz und herrisch, wies sie ihn an, bei dem Wagen zu bleiben. Dann ging sie sehr schnell davon.

Die schleichende Dämmerung des Frühlings, langsam und blaß, wie sie zu kommen pflegt, lag nun zwischen den Gebüschriesen. Es war noch hell und doch nicht lichtvoll. Droben der Wind in den Wipfeln schwieg plötzlich, und es wurde noch wärmer.

Alle ein Druck legte sich alles auf die schweratmende Brust. Eine süße, ängstliche Stille war in dieser Abendstimmung.

Schweigend gingen sie nebeneinander, und Felix glaubte, sein Herz müsse zerspringen, so viel hätte er sagen mögen. Und doch fanden nicht einmal seine Gedanken Worte — alles blieb ein unbestimmtes Schmerz- und Glückgefühl. Nur endete sollte es nicht — nur immer, immer so weiterschreiten.

Zuweilen blieb Conradine stehen und lauschte einer fern singenden Nachtigall zu. Auch Felix stand dann still, den Blick unverwandt auf sie gerichtet, als hoffe er, daß sie beginnen solle, zu sprechen.

Sie aber schwieg.

So kamen sie bis zum Denkmal der Königin Luise. Das hohe Marmorbild wirkte im Abendschatten viel weißer, der Hintergrund viel dunkler als am Tage. Es schien gewachsen und bedeutungsvoller, noch feierlicher und königlicher.

Conradine setzte sich auf eine der Bänke, die vor der Gedächtniswand des Baldreliefs stehen. Sie zeigte mit dem Finger neben sich. Felix setzte sich zu ihr. Drüben auf einer Bank saß ein Paar, Hand in Hand; hell schimmerten ihre Gesichter, doch konnte der Kaum ihrer Flüsterstimmen nicht bis hierher.

Ein Pferdewiehern erscholl; die wolligen, glockenden Töne verhallten langsam. Ein kurzes Pochen folgte. Dann war wieder Stille eingekommen.

Felix schaut zusammen. Also der Wagen wartete schon — die Minuten rannen — ihr Inhalt blieb unausgeschöpft — Felix war, als müsse sich irgend etwas ereignen — etwas, das ihm erlaubte, in die Kniee zu sinken, sein Gesicht in ihrer Schoß zu legen

Haus des deutschen Missionars in Kattori.

und zu weinen — zu weinen aus Dankbarkeit und aus Sehnsucht.

Das harte Marmorbild stand noch vor ihnen. Da hinten, in der hohen Tannenwand regte sich nichts. Fern in den Tiefen des Parkes stieg es auf wie feiner, bläulicher Nebeldampf.

Conradine seufzte schwer, wandte sich zu Felix und sagte halblaut, als könne ein lauter Ton den Abendfrieden entweihen:

„Ich bin wohl sehr schweigsam gewesen. Vergeben Sie."

Sie streckte ihm die Hand hin. Felix küßte sie und sprach kaum hörbar: „Ich habe immer nur zu danken."

Sie stand auf und zögerte noch stehend. Sie suchte

Lager im Urwalde von Glam.

Digitized by Google

seinen Blick, er den ihren; ihre Gesichter erschienen völlig farblos.

Dann ging Conradine langsam auf den Freiweg zu, der den Denkmalsplatz mit dem unfern vorbeiführenden Fahrdamm verbindet. Felix folgte an ihrer Seite.

Plötzlich stieß sie einen kleinen Schrei aus. Vom dunklen Gebüsch wirbelte ihr Hündchen wie ein großer Mückenspielt kam. Dann erkannte sie, wer es war.

„Mein Gott, Jasperlein," sagte sie böse, „was fällt dir ein! Mir solchen Schreck einzujagen!"

„Ich habe hier nur gewartet," sprach er und sieh das Paar an sich vorbei, um ihm zu folgen bis zu dem traulich Sterne entfernt hohenden Wagen, dessen imposanten angezündete Laternen dicht vor ihnen aufblitzten.

Felix empfand einen heimlich körperlichen Schmerz.

Ihm war etwas gerauht worden — eine Stimmung war dahin, die so nie, nie wiederkam und die andere hätte auffingen sollen als in einem banalen „Adieu und Dank" verschwinden.

Ihm kam auf einmal zum Bewußtsein, daß ihr langes Schweigen ein fast unerhörtes Geschenk gewesen — ein tief geheimnisvolles, süßesten Vertrauens.

Am Schlag, den Jasperlein öffnete, stand Conradine da so Fremdere still. Seit einigen Sekunden hatten Felix und sie den einen gleichen Wunsch gehabt: gehen; sich hier nicht noch Verlegenheiten.

Unwillkürlich hatte sie im Schreiten ihren Handschuh ausgezogen. Nun hielt sie ihn die weiße Hand hin, und ihre langen, schmalen Finger lagen in seinen Rechten.

„Also adieu. Sie werden mir schreiben."

Weiter sagte sie nichts und stehen kein Wort von ihm zu erwarten noch hören zu wollen.

Sie stieg in den Wagen, der Schlag flog mit dumpfem Knall zu. Jasperlein exekutierte mit einem feiner wiegenhaften Schritte den Bock. Einige Sekunden lang noch trat das kleine Straßenkreuzstück, das vom Licht hinter dem geschlossenen Laternenglase kam, heil Felix' Gesicht. Dann zogen die Pferde an, und der runde Lichtfleck sloh schnell auf der grünen Gebüschmauer am Wegesrand weiter.

Felix war allein und konnte nach Hause gehen.

Zum letztenmal in sein altes, erneuertes Logis, das er in seinen Tagen noch nicht verlassen, ann — ja, nun sich selbst nannte er das: Straßenkreuzstück. Es fühlte ein neues Glück, ein höher ihm noch nie vergönnt gewesenes; er konnte mit seinen beschränkten Mitteln unter die nun überschwang erfreuen. Er hatte so eine schwere und viele Mißverständnis beseitigt; er wußte, wie die Not litt, an Seele und Leib, und fühlte sich dem armen Leuten, denen Meister er gewesen, nach, daß sich Wärme, wenn er sich nach seinem Tagen nach Hause gehen konnte, für sie schon eine kurze Reihe freiheitlicher Tage bedeutete. Or war entzückt von der Freude, die es machte, zu schenken, und philosophierte bei sich darüber, wie über einen neu entdeckten Begriff.

In dieser letzten Nacht schlief er kaum. Er ließ die Lampe brennen, und so zeigte ihm der elende Raum noch einmal all seine Nacktheit, die bedrückt nur kraffer schien, daß in einer Ecke beiseiten ein guter Koffer stand, und daß neue Kleider an der Wand hingen.

Jetzt wußte, er würde dies Bild nie vergessen. Auf diesem Gitrich war sein alter Hund verendet. Die Stunde trat so schmerzhaft deutlich vor Felix' Erinnerung, daß er meinte, da sage der schwere, schmerze, stumme Tierkörper noch. — Er kehrte sich der Wand zu und schloß die Augen. Er wollte nicht denken und daß eine!

„Gewohnheit" sagte er halblaut vor sich hin, um um ihren Namen zu hören.

Jede Minute lebte er nach einmal durch, und noch und noch geheimnisvoller er so viel in ihr langes Schweigen hinein, daß die Seligkeit ihn fast erdrückte. Auf einmal aber erschien er. Es war ihm, als höre er von fern her die Stimme seiner Mutter, die sanft und mitleidig sagte, wie sie in seinen Knaben jahren oft gethan:

„Mein armes Junge, du denkst die immer zuviel. Nachher wunderst du dich, wenn hinterm Zaun kein Kanigskätzchen steht."

(Fortsetzung folgt.)

In den Urwäldern Siams.

(Reisen des Missionars Pallegoix von 1844 und 1845.)

Seit vielen Jahren ist es den englischen Kreisen Sitte, von Zeit zu Zeit den ewigen Frieden dadurch zu verkaufen und sich in Lebensverhältnisse zurückzuziehen, in denen der Mensch nicht mehr gestört werden kann. Insbesondere sind es die bedeutendsten Jäger, denen das wilde Tier in der Heimat nicht recht behagen will, und die deshalb nach exotischen Ländern gehen, um ihren Nerven in dem gefährlichen Spiel, den sie Jagd in unwirtlichen Gebieten mit sich bringt, einen neuen Nerv zu verleihen. Gewöhnlich ist es Afrika, wo ihn diese Nimrode suchen, Südafrika, der weite Sudan (im Innern) er bezieht sich in das Machtgebiet des „Mahdi" (s. d.), die Somali-Halbinsel, welche sich von Zeila bis zum Kap Guardafui erstreckt, ist ein Lieblingsgebiet der europäischen Jäger, und Ostafrika mit seinen ungeheuren Jagdrevieren, welche sich die Engländer als Kolonialgebiet zu sichern wissen, ist ein Paradies für alle Jäger, die Elefanten, Nashörner, Löwen, Büffel und Antilopen erlegen wollen. Aber auch andere exotische Gebiete gehen mit der Zeit in Mode. Vor einigen Jahren wurden in der Richtung des Amazonenstromes in Südamerika, und es ist auch heute ein ungemeiner Reichtum, einiger Gebiete Amerikas, welche einen solchen Jagdausflug nach den Küsten von Siam und Birma, beziehungsweise in das benachbarte Hinterindien unternommen haben. Es sind dies Graf Mielzinski und P. Richmers nicht Begleitung, welche und die hier wiedergegebenen interessanten Mitteilungen seine Tagebuchblättern zur Verfügung gestellt haben. Als der Hund hinter Aufgrabungen und besonders einfältigsten Materials, daß und zur Verfügung stellt, wollen wir ein knapper Blick jenes exotischen Landes, seiner Pflanzenwelt und seines Tierlebens entwerfen.

Die vorgeschilderten Landschaftsbilder gehören vorzugsweise dem Süden am Thale des Menam (Menangfluß) und dem benachbarten birmanischen Küstenstrich von Tenasserim an. Die hinteren Hinterindiens bieten einen sehr viel öde. Sie sind vorwiegend Berge und Hochplateaugebirgen. Ihre umgebrannte, von Mangrovewäldern bedeckten Sümpfe, ihrer dichten Wälder und der darin vorkommenden Tierwelt zeigen keinerlei Abwechslung, sondern man bietet alles auch in Vorderindien. Die Grenzstriche zwischen Vorder- und Hinterindien gelten für die pflanzengeschilden bei ganzen tropischen Asien. Auch die Tierwelt Hinterindiens kennt der große Unterschied gelten, der im Pflanzengl vorherrscht. Hoher oben überwiegen die Pandanusbäumen und zahlreiche Gräser. Ein Hochplateau Hinterindiens, dessen Höhe ist auf den Plateaus durchaus nicht Seltenes. Hervorzuheben sind die unermeßlichen Wälder des Teakbaumes, welcher bekanntlich das Material zu den Schiffen Bombay bes Welt liefert. Auf den Talebenen allein werden jährlich 100 000 Stämme dieses Baumes gefällt. An den Küsten herrschen die Mangrovewälder vor, welch die phantastischste vegetative Staffage, welche man kennt.

In diesen Gegenden ist das Thiergeschlecht ein geradezu Gott. Tiger, Leo, Elefant, Nashorn, Büffel ein interessanten Brennen bis in die Fingerspitzen — ein Zustand, der dann plötzlich durch eine Erkrankung abgelöst wird. Dann kommen die Tiger und Panther, an denen Gefolge sich allerlei giftiges Gewürm, namentlich Schlangen, einstellt. Die Schlangen sind begünstigt täglicher Genossen im Tiger. Sie schleichen in die Ställe und Häuser sich in denen Nähe auf, liegen im Dschuk oder am Wege, den man benützen. Auf den nackten Boden der Hütte pflegen, kann jedenfalls gefährlich werden. Nach Aussagen der Eingeborenen, Erreden eines Fußes, durch eine Körperwendung oder dergleichen kann es sich ergeben, daß man eine in unmittelbarer Nähe unbemerkt gebliebene Giftschlange durch irrtümlichen Angriffes gewärtig sein muß. Das reiche Tierleben hat freilich auch seine Lichtseiten. Vögel giebt es die Menge, und es sind wunderbare Exemplare darunter, wie sie bei Verlegungen durch die Menschen entrückt sind, alle anmuthig in der Wildnis. Dort leicht ist aber nicht nur unmöglich, sondern auch gefährlich. Die Eingeborenen der Umgebung, unter welcher die Jäger ohnen sieht. Eine solche Büchsen hat freilich ihren außergewöhnlichen Reiz. In den Teakwaldungen, auf den großen Strecken 60 Meter mittlere Stammhöhe haben, bildet das Dickicht eine fast undurchdringliche Masse von grünem Laubwerk von Boden bis zur Spitze.

Andere bemerkenswerte Vertreter der hinterindischen Thierwelt sind der zur Familie der Elefantigallgenus gehörige Gaurochsenbaum, der Hirschschwein und das merkwürdige „Moschustier", ein ungemein hartes, geiperenliches Holz, welches beim Verbrennen einen angenehmen Geruch verbreitet und sehr theuer verkauft wird. Ferner Nashorn der Leichen von Fürsten und Vornehmen verwendet wird. Wahre Wahrheiten sind die Affenfelsen zur Zeit der Tenasserei, der Zusammenzug von Meerkatzen, welche nach Affenarten, Krebsen und Schalthieren suchen. Die Scharen beherbergen das Krokodil, die Seen einen Fischgiften von solchem Reichthum, daß sich die Tiere tagelangen mit Händen greifen lassen. Ein Reisender will gar bemerkt haben, daß dieses unglaubliche Gewimmel von Fischen die Wasser an Warmblutthieren hindert.

Unsere Nimrode hatten es in erster Linie auf das geschärfteste Wild abgesehen: Tiger, Elefanten und wilde Büffel, welch letztere noch weit bedeutender sein sollen als die Tiger. Freilich hat ein geistesgegenwärtiger Jäger nicht viel zu befürchten, daß seiner Ruhmkrönung mit schweren, großen Elefantengewehrdoppelläufen, Tigerdoppelbüchsen und Karabiner, deren Geschoß aus Stahl hergestellt sind, Jemand von anderen Uebeln. Sehr gefährlich ist übrigens auch ein etwa verletzter Büffel mit großen Knochenhörnern. Neben den Raubtieren spielt hauptsächlich das Nashorn eine große Rolle. Von besonderem Interesse sind der wilde Büffel und der Nilgauochse, von welch letzteren der Naturforscher Wallace erzählt, daß es ihm nur möglich war, ein Exemplar zum Schuß zu bringen. Er beauftragte einen Malayen damit, welcher seit jungen Jahren in den Wäldern am Berge Ophir auf der Halbinsel Malakka jagte, aber hierher verkehrte, so daß er ihm unmöglich sei, dort Wild zu erhalten. Es sei ihm nämlich ein Regulation, obwohl man seinen Gehalt seit einigen Jahren in der Weise sehr es die Jagd gethan. Wallace erzählt, daß als Exemplare von Negrosochsen, welche in Malakka verkauft werden, in Sallen gefangen würden.

Unter den Schlangen ist die Cobra (Brillenschlange, auch Naja genannt) sehr häufig. Einer unserer Reisenden, Richmers, erzählt, daß eine Cobra von ihm ungefähr vier Fuß lange, und welche er vier Schuß abgegeben, sich entzogen zurückzog, nach dem zweiten Schusse aber mit aufgerichtetem Oberleib zum Angriff überging. Erst nach dem vierten Schuß verschwand sie im Dickicht, ohne wieder gesehen zu werden. Ein Koch, der aufgelauden wurde, brente ihr eifrigen Schlangenkunde. Die Vergiftung „Gutschlange" hat die Cobra bekanntlich erhalten, weil sie in Augenblicke, wo sie den Oberkörper aufrichtet, einen Teil des Gutes Verdauung ausstößt, das sie gefressen hat, aus einer Entfernung von etwa sechs Fuß. Schon beträchtlich ist einmal Zeit, wenn sie der Schuß abgegeben, daß einmal Zeit, wenn sie der

historischen Ehrfurcht Gelegenheit. Geschäftsleute in der Handbuhung der Waffen imponirt dieses jahrtausend Alten ganz besonders. Gute Behandlung, unterstützt von kleinen Geschenken, macht sie zugänglich, aber Diejenige ist ihnen Unverbesserlingen. Sie verlassen, ohne sich abgewiesen, doch Unger und wandern humbuvrend nach ihren Zelten, fehren schon nach wenn es ihnen beliebt — wieder zurück. Alles, was der Europäer thut, wird angehumt: wie er ißt, wohin und wie lange Zeit, wie er Pfeifen und Gabel hält, einmal Alles überein, bleibt aber ganz besonders unverständlich — auf all dem ruht unverwandt das Auge dieser Naturkinder mit aufmerksamsten Betrachten. Wer will ihnen dies verübeln und verdenken? Thut doch Jeder Dasselbe! Und das großen über die Dinge, welche ihm europäischer Schaulust entgegen treten, erweitert ist, nicht ganz begreiflich?

Im Norden und eigentlichen Innern, wo der Europäer die größten aller hinterindischen Ströme, das Mekong, lange das Land der Laos-Völker. Ueber sie ist wenig bekannt. Vorzüglich französische Reisende, welche sie besucht haben, schildern die Laos als weniger verkommenkindig und gastfrei wie die eigentlichen Siamesen. Sie sind wißbegierig, und in religiösen Dingen tolerant. Vorzügliche Kaufleute, welche dem chinesischen Regiment nicht entgehen sind, zeichnen sich durch große geistige Frische, Rührigkeit und Betriebsamkeit aus; Unpünktlichkeit überragen die Laos entschieden die eigentlichen Siamesen. Die Bevölkerung am Makaffe-Fluß, mit welcher unsere Reisenden gleichfalls in Berührung kamen, sind vorzugsweise Malayen. u. o. o.

Nach verträumtem Sturmestosen.

Nach verträumtem Sturmestosen
Weht mich selber Lindenduft,
Mir im Wettkampf mit den Rosen
Füllt balsamisch er die Luft.

Donner rollte, Feuer sprühte,
Ich verzichtet den wüsten Zank,
Doch mit milder Hand von Güte
Wedre mich zu Frau und Kind.

Robert Waldmüller.

Die Rosengartenspitze bei Welschnofen.

(Siehe die Abbildung Seite 637.)

Der Ausdau eines Alpenstockwerkes, wie es die Schweiz in großartigstem Maßstabe besitzt, bietet einen der unerschwinglichsten Vorbedingungen für das touristischen Alpenthaler. Unter diesen aber ist mehr Zwei in ersten Linie hervor, durch die überall in Angriff genommene Verbreitung seiner Verkehrsverhältnisse und seiner Landschaften Schönheiten in immer erfolgreicher Konkurrenz mit den schweizerischen Nachbarlande zu treten. Ein großartiges Straßennetzwerk durchzieht jetzt Tirol, Verbindungen, und wen es ist, wie wohl zu erwarten, verwirklicht wird, dann erhalten die bereits ausgebildeten Straßenmeistbaute zu Zeit eine noch viel größere Bedeutung als Verbindungen Verbindungswege zwischen jetzter nur auf weiten Umwegen erreichbaren Verkehrsgebieten. Von diesen Gesichtspunkt aus muß auch die Möglichkeit der neuen Straße über den Rorenpaß beurteilt werden, welche die herrliche Dolomitengegend des Rosengarten und Latemar und bald auf langer Entfernt in die bequemste Nachbarschaft mit der Stadt Bozen gerückt hat. Sie wird ihre Zerstörung auch durch das ganze „Zauberland der Dolomiten" erhalten und an der großen, neu Tätigkeit und Leben bringenden Verkehrsadern Straße endigen. Und da die Zwölfer Dolomiten in ihrer Eigenart in den Gesamtalpen einzig dastehen, so wird gerade dort eine Steigerung des Besuches Alpenreisen bei großen Publikums eine Glanzpunkte bilden, die bei hohen durch die Großartigkeit der bereits ausgebauten Straße von Bozen über den Karer-Gaisse- oder Sudpaß-Paß nach Bigo im Fassathal Naturgenüsse geboten werden, wie sie der Reisende gleichgroßer nicht erwarten darf. Schon seit langen Jahren reizig ist die Straße von Bozen dann bei Bozen, durch die pittoreske Porphyrschlucht des unteren Eggentals, auch weiter über Buchdarauf nach Welschnofen. Hier, wo sich die vielen Gipfel und die hohen Mauern und Türme der Rosengarten- und Latemargruppe erheben, schreit sich angesichts der gewaltigen Berge weiß, in denen Sky be durch den prächtigen Kontrast in schärfsten Gegensetzung zu den flachen Abgegründen der Kurzpaßes und dem prachtvollen Bau des neuen Karerhotels emporstürmt, die von Jungrenn Straße am Hügel erbaute neue Straße an die alte an. Kurz vorher, bei einer Schgmühle und den ersten zu Welschnofen gehörigen Häusern erscheint die gerade Rorenmauer der Rosengartenspitze (2298 Meter) mit ihren zahlen Schwalbenthürmen und der Laurinkamm als imposanter Thalbegrenzung, ein verlockender Blick für den Kettergymnasten Bergsteiger, den es drängt, in die höchsten Revieer von König Laurins Zauberreich emporzuklimmen und von der einsamen Felswand seine Blicke und Umrahmliche schweifen zu lassen. e. v.

Das junge Mädchen in Frankreich.

Von

Eugen von Jagow.

Das französische junge Mädchen in den sogenannten besseren Ständen — und nur von ihm ist hier die Rede kein — steht in seiner geistigen Entwicklung hinter einer regsamen und selbst heutigen Schweizer weit zurück. Letzterer dürfte in der That die Mitte hatten zwischen der ziemlich frei erzogenen Amerikanerin, und der sich selbst überlassenen exzentrisch, der unselbständigen Neuyorker anderseits. Man kann sich keine zärtlichere Mutter als die französische denken, welcher der Vater die Erziehung selbst bei Knaben und natürlich in noch höherem Maße die der Mädchen beinahe ganz überläßt. Das Kind weiß, im Gegensatz zu den englischen Erziehungsgrundsätzen, daß selbst Ausschläge, die Mutter packt es zusammen in Watte ein, verzärtelt, überwacht es unmündig und unterwirft Lebensführung und Haushalt seiner Launen, ja es kann sogar geschehen, daß bei jeder ernsthaften gewordenen französischen Zweikindesfamilien mehr und mehr durch das Einschränkenden erzeugt worden ist. Den alten Grundsatz, den französischen Müttern der englischen und deutschen Welt, der sich ihnen empfiehlt: „Ueberfasst eure Kinder oft sich selbst!" bejaht man erst jetzt ein wenig zu verbreiten. Es liegt auf der Hand, daß bei einer solchen Einwirkung der jungen Mädchens in geistige Windeln, wenn ich mich so ausdrücken darf, bei einem solchen beständigen Gehalt durch zärtliche Fürsorge, die es kaum Luft schöpfen läßt in der Stube thun lassen, bei einer solchen ängstlichen Ueberwachung seines Verhaltens, seiner Unterhaltung mit Männern, bei einer solchen beruflichen Abschließung gegen die Außenwelt und bei der Gefahr persönliche Eigenart, Gesicht für Verantwortung und Pflicht, Bestätigung für die Aufgaben des werdenden Geschlechts, kann sich das natürliche Gefühl des Selbstbewußtseins nicht ganz recht entwickelt werden können. Eine Fülle von brüchtmöglicher Verhältnissen umgiebt das junge Mädchen, am Vaters hause, am Altern und Geschwister recht voraus und dem Rate der Jugend wandeln, sich dieses zu stellen, im Gespräch und im Benehmen sich betätigen Gewandheit zu verschaffen. Es hat niemals selbständig gehandelt, noch Kinder, hat es sich von Eltern und Verwandten hüten müssen, weil es sich vor Fehlern bewahren sollte, um der unbekümmlichsten Freiheit der Frau recht schädlich zu werden und auch der Ehe. Manches brauchen zu können, muß es in der neuen Stellung, weitstreud und bitter, den jahrelangen Dom Anonz um so leichter zu Boden reißt, als ist in der Brautnacht und in der nächsten Zeit der Ehe ist. So sorgte dieser die französische Mädchenerziehung dafür, daß Vergnügen Unmuß und seine Anziehungen um einen Teil ihre Ehebeschädigungen normals verlieren waren und sind.

Seit einigen Jahren vollzieht sich insofern in dieser Hinsicht ein Wandel, als sich die Ansichten über Bildung und die Zukunft Frankreich von breiter Bedeutung ist. Die öffentliche Meinung, mit der sich die Staatsgesetzlichkeit gegen die Klerikalen hat durchkämpfen müssen, beschäftigt sich, seit in Frankreich, die Pariser Erziehungs- und Unterrichtsanstalten werden von unterrichtsmündigsten, durch die Revolution zerstörten jungen Engländerinnen, die Amerikanerinnen im Sturm genommen, und die jugenmunte Frauenbewegung ist auch in Frankreich deutlich wahrnehmbar. Es liegt übrigens in der Natur der Sache, daß sich für ein englisches Land bei der beständigen Zunahme des Weltverkehrs dennoch Einflüssen nicht ungeltend machen. Viele Thatsachen teilt mir ein Leser

Zu Theobald Kerners achtzigstem Geburtstag.

Am 14. Juni feiert Hofrat Theobald Kerner in Weinsberg, der einzige Sohn von Justinus Kerner, seinen achtzigsten Geburtstag in aller Frische des Geistes und Körpers, wie man es nur in so hohen Alter erwarten kann. Ein langes, an Erlebnissen und Erfolgen reiches Leben liegt hinter ihm. Das kann ja nicht anders sein, daß ihm zuerst durch den gemeinschaftlichen Sterblichen der Roll, wenn er ein solcher Mier erreicht; aber wie viel mehr noch bei dem Sohne eines Justinus Kerner, an beiden berühmten Dichterheim an der Weibertreue vier Jahrzehnte lang, von 1822 bis 1862, die bedeutendsten Männer und Frauen verkehrten, magyapen durch den Zauber liebenswürdigster Gastfreiheit und die offene Gastfreundschaft seines „Rikele". Wahrlich, nur selten hat ein Dichterhaus so viele berühmte Gäste geehrt, wie Theobald Kerners Vaterhaus! Kaum war auch wohl einmal gallischer und freigeborener als dieser. So hat der junge Theobald schon von frühester Jugend an im Verkehr mit den ersten Dichtern und Denkern seiner Zeit gestanden. Es ist wohl der einzige Lebende, dem das seltene Glück zu teil wurde, viele der Heroyphäen aus dem Reisen und der Mitte unserer Jahrhunderts noch persönlich kennen gelernt zu haben. Wie jeden weiß er und das alles selbst zu erzählen in seinem Buch „Aus Kernerhaus und seiner Gäste", das im Jahre 1894 zuerst erschien (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) und eben jetzt, durch neue Abschnitte vermehrt, in zweiter Auflage herauskommt. Da lesen wir von Uhland, G. Schwab, K. Mayer, Kerner, Graf Alexander von Württemberg, Freiligrath, Geibel, Mörike, Ludwig I. von Bayern, Mörike, H. Kurz, M. Müller, Strauß, Dichter und vielen andern. Abwechslich, bisher Umgang und Verkehr bildete für Theobald, der des Vaters poetische Begabung ebenso wie dessen Liebe zur Medizin geerbt hat, die nächstgute Anregung. So mögt denn auch die hier erwähnte sein, daß der junge Theobald (geboren 1817 in Gaildorf) schon mit achtundzwanzig Jahren, 1845, „Gedichte" herausgab und ebenso 1852. Treue poetische und prosaischen „Dichtungen" erschienen 1879 gesammelt.

Besonders ganstig für seine Entwicklung war der Orte Verlebt mit dem Vaterhause. Nach dem Studium der Medizin, das er 1835 in Tübingen begonnen und später an den großen Kliniken in München, Wien und Würzburg fortgesetzt hatte, kehrte er nach Weinsberg zurück, um seinem Vater, der bei längerer Zeit an den Augen litt, in der ärztlichen Praxis zu unterstützen. Ueber dieser Tätigkeit kam das Jahr 1848. Nach Theobalds ansicht an der Bewegung breiter Teil schlossen Anteil, und um den zu beleuchtenden Folgen zu entgehen, nahm er in Straßburg seinen Wohnsitz. Da erkrankte unerwartet eine seiner Töchter schwer, er schrieb — es war im Jahre 1850 — in die Heimat zurück, um sofort ärztlich der Gericht geworben und zu einer jahrelangen schweren Leidensgeduld verurteilt. Mit dem Vaterhause, wenige er, wie so mancher andere damals, seine Stube verbrachte. Dieses unfreiwilligen Müßiggeh verdanken wir jenen schönen Blumenbilderbuch „Prinzessin Blatzhirse". Dasselbe erschien 1893 in neuer Auflage bei der Deutschen Verlags-Anstalt, nachdem es in die Hände der deutschen Kaiserin gelangt war und ihr außerordentlich gefallen hatte.

Im diese Zeit, 1852, war sein Vater Justinus durch sein Augenleiden gezwungen worden, die Stellung als Oberamtsarzt aufzugeben. Theobald siedelte daher nach Stuttgart über und gründete mit einer gutsmann-ungarischen Freiarbeit, die viel beizog war. Im Jahr 1856 verlegte er sie nach Cannstatt, um dem berühmten Vater näher zu sein. Jungmit vom Jahre Übrigens geht die Schrift „Gutsmann-

Theobald Kerner.

mut und Wagnerismus als Heilkraft", die vier Auflagen erlebte. Der Sohn wohte durch seine Ehe mit Thekle seinem Vaters praktisch zugewandten. Im Jahre 1862 kam Justinus Kerner, und dabei darauf, daß der Sohn in das Elternhaus zurück. Er folgte damit dem Wunsche des Vaters: „Es soll noch einmal meinem Alterchen noch mein Haus sein! Ich will darin wohnen bleiben; die Fremden, die es besuchen, sollst du in meinem Namen empfangen, und sie sollen sich bewirtet haben, und du sollst ihnen wie mir ergehen und sollst Hand und Garten und jeden Baum, den ich gepflanzt, eben und lieb haben." Treuen nahezu lichen Wunsch in der kindlichen Weise nachgekommen. Noch heute in seinem achtzigster Jahre empfängt er die Besuche des Kernerhauses mit größter Liebenswürdigkeit und zeigt ihnen die Schätze seines Hauses, das ein wahres Museum bildet.

Unter diesen Schätzen ist ganz besonders wertvoll der Briefwechsel seines Vaters. Daß dieser nur eingelnen gezeigt wird, versteht sich wohl von selbst. Er umfaßt einen breis- bis vierfachen Briefe und ist bis jetzt der litterarischen Welt unbekannt; aber es den nächsten Wochen wird einer Justinus kommen in jener starken Partien in deutschen Berlag wie „Das Kernerhaus und seine Gäste" veröffentlicht werden. Eine litterarische Erscheinung ersten Ranges wird damit einer Litteraturschatz gehoben werden. Das Werk erscheint erst jetzt, weil es erst bestimmt Jahre nach Justinus' Tode gedruckt werden sollte. Durch die Herausgabe dieser Korrespondenz erweist sich Theobald Kerner des hohen Tonk aller Gebildeten. Eine besondere Freude hat ihm ist es, daß die Buchhandlung gerade in seinem achtzigsten Lebensjahre erfolgt. Möge ihm sein Wunsch in Erfüllung gehen, auch das nächstfolgende Erfolg des Werkes zu erleben! Mögt ihm als „treuem Wächter" seines Vaterhauses noch vergönnen ein schönes Lebensabend an der Seite seiner Gattin, seiner „Kindergreises" und „Dankeschön", wie er sie in dem Gedicht „Meine Else" nennt, beglücken kein!

Dr. G. Müller.

In unsern Wibern.

Daß der Rabelsprinz, der immer weitere Kreise in seinen Bann zieht, auch bereits die Kunst für sich erobert hat, zeigt das flotte „Rad-Mädel", das wir nach dem Modell von Franz Vogl wiedergeben. Die Idee, zu Ehren und Anführung gleich gelungene Statuette wurde von dem genannten Bildhauer gelegentlich eines vom Wiener Künstlerklub veranstalteten Radwettfahrt angeregt und dann vom Wiener Thoncklub künstlich verwertet.

Aus der diesjährigen Berliner Kunstausstellung verdeutlichen wir das Bild des norwegischen Malers Gudbrand Grimdahl: „Ordet" von N. Rock: eine junge Lappländerin, die auf der Kirchkehr in die Heim in der kleinen Kapelle Rast macht und mit heißem Herzen den Predigten des Pfarrers in ihrer Muttersprache zuhört.

Ein anschauliches Bild von dem lebhaften Treiben auf dem „Markt in Kanaa", der alten dalmatinischen Hafenstadt, ist das Gemälde von A. Schrom. Den Künstler zeichnen gegenüber, welche der Zeichen ihrer Gärten beschieden, bat der Schreiber jene Tischen aufgeschlagen, und er macht gute „scharfe Momente" machen. Da sie alle glücklich hindurch kommen werden, die Herrenreiter und die Jockeys, wer kann es wohgen?

Für müßige Stunden.

Schach.

(Bearbeitet von E. Schallopp.)

Aufgabe 31.
Von Richard Schaffer in Alt-Lewenstein.")

Weiß setzt in zwei Zügen matt.

Auflösung der Aufgabe 28 S. 565:

1. D1–h1 — a6
2. L:b7 — b5
3. Sc2–d4 matt.

1. D1–h1, L:b7 — a6
2. Sc2–d4 matt.

1. D1–h1, L:b7 — b5
2. L:a6 matt.

1. D1–h1, L:b7 — beliebig
2. Sd4–f5 matt.

A.
1. L:b7 — c6
2. D:a6 — a5
3. D:a5 matt.

B.
1. L:b7 — d5
2. D:a6 — a5
3. D:a5 matt.

C.
1. L:b7 — e4
2. D:a6 — a5
3. D:a5 matt.

*) Weiß: Kg1, Dh1, Ta1, Lc1, Sc2, Bb2, a2, a3, c3, d2, e2, f2, g2, h2. Schwarz: Kd5, Dg8, Ta8, Lb7, Sb8, Bb5, a6, c5, d6, e5, f7, g7, h7.

Worträtsel.

Wie bilden einen bunten Strauß,
Vier Brüder mit Vergnügen,
An andrer Stelle steht ein Maß
Von Zeiten nicht Dreißigen.
Von Zeiten nicht Dreißigen, zur Königin
Ein Königin weiblich der Zeit,
Der Mensch, der schwerlich kann der sein hin
Den man so gern so Zeit.
Doch weiblich ist es manchem Strauß,
Doch herrlich allein der Maß,
Der Brüdern Reihen jeden ans,
Tauschen einer Kabel;
Dabei sind alles einerlei
Nur einige Geschlechter,
Doch haben fest zu ihrer Zeit
Als sonstermeer Gesicht.

G. L.

Silbenrätsel.

Die ersten drei geben Gott zu loben
Und lassen hort Hoffe für Lebensgut;
Wie eher sind die zweiten gebauen,
Die euch im Winter vor Kälte schützen!
Ein wacht sind die vier Ganze den ersten gefährlich
Und deines Gemeinschaft Entrichtung erfährlich.

M. Sch., Kassel.

Worträtsel.

(Silbenrätsel.)

1. Gott sing' ich manches, manchen ein,
Der Hirsch, der Hirsch, der Gladt von Plato
2. Wer kennt sich bewirken Dich mich nicht?
Mit Lust kommt, bin ich Gebacht.
3. Ich wohne bunten Kleid Dir,
Ein Lust blinkt, Stadt in der Schweiz.
4. Chinesen ist mein Glück verbrannt,
Ein Lust kommt, ich bin ein Lust.
5. Mein Kampf und Streit mit Zange sind,
Ein Lust kommt, ein Gletscherfloh.
6. Mich kennt man einer Lust und Not,
Der, wer ein Lust, mich heilen will.
7. Wenn' ohne Glocke in Kirchen ist,
Ein Lust kommt, ein Jägerpferd.
8. Und ein'ß bei rechter Wort' Begier,
So sagt Musik im Worte dem.

Sinnbildliche Charade.

Die Erste mancher Dich in Haß,
Gibt oft dem Armen Mißbehagen;
Ich weiche oft Dich zu Gefallen,
Und doch bei jedem Trunk begehrt.

Wir Menschen sind zu sieben Herr
Verlieh der Zweite Ehrenrecht,
Wenn sie in seiner Art auch zahl
Und die sie gern zur Hölle hält.

Das Ganze ist bei Schritt und Wort
Der Leitung recht zu lernen Ort,
Und dabei Lehrer, Eltern auch Hand,
Gebieget ihm immer Lob und Dank.

M. Sch., Kassel.

Rösselsprung-Königsaug.

men	tanb	gnat	bu	ben	de	ber	lau	fein
ben	bie	mis	berid	gels	freut	mun	ben	hand
lis	und	ren	ne	fer	blidjs	nirb	lie	bre
flut	an	lage	o	nem	be	pen	ba	ge
ber	fe	ein	glüht	leuch	ne	en	ge	ber
pern	in	mirb	ger	lust	und	linds	ber	heit
geh	leide	ihr	chri	bis	brag	geh	bis	per
rinnt	gent	hers	nun	rufs	in	lau	ger	lang

Rätsel.

Zerbst ein wichtig' Instrument,
Doch oft sich gut bezahlt,
Die niemand meidet ob erkennt
Und nichts mehr von ihm hält.
Als ganz der Jugend ihr Frequent
Und gern auch war ein Schlich,
Hier bin ich gierig ein genannt
Drum im Falsch-Gesicht.
Doch bald sich, Herr, mich Dir sind
Nicht reißt sich ohne Meide,
Geschickt entstehend der Gewalt
Da man sind nennenswerte.

M. Sch., Kassel.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 616:

Des Silbenrätsels: Wandsbeker Bote.

Des Silbenrätsels: Marschallstab.

Des Worträtsels: Geschicken. Karlsruhe.

Des Namenrätsels: Juliet — Ruhm — Wachtel — Reinecke — Storch — Schwan — Jagdhund — Lachner — Maschinen — Murmeltier — Meerrohr — Dornen.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift nicht grundsätzlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Emil Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Briefe und Sendungen nur An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personennamen — zu richten.

Digitized by Google

Über Land und Meer.

78. Band. Neunundvierzigster Jahrgang. Oktober 1896—1897. Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 M. 50 Pfg. Mit Post-Aufschlag 4 M. 25 Pfg. Herausgeber: Ernst Scheibert in Stuttgart.

Quitt!

Roman von

Johannes Richard zur Megede.

XXIX. (Schluß.)

Die drei Tage waren vergangen. Im Schwalmer Bauernhause saßen Rapfeld und Lojo beim Nachmittagskaffee — Prinz Lack mit der unvermeidlichen Zigarette, der Forstherr mit einer ganz feinen, schneidenden Summora. Draußen ging ein Sprühregen herab, und Bauernfrauen fuhren mit vornummten Köpfen vorüber, zuweilen machte die Sonne einen verzweifelten Versuch, mit rotem Lichtmassen durchzudrechen, aber dicke Wolken verwiesen ihr sofort die thörichte Jugendlichkeit. Obgleich alles zum gemütlichen Innenleben anhielt — der Wind im Schornstein, die Tropfen an den Scheiben, selbst Lukas, der sein strupptges Pferdeschwanz begehrlich in dieser Atmosphäre von Sahnen, Kaffee und scharf gebackenen Waffeln hob — war doch im allgemeinen eine trübselige Stimmung. Zwar jonglierte Prinz Lack geschickt mit leichtsinnigen Walzermelodien und versuchte den Takt auf Lukas' herabhängendem Schwanze zu treten, wobei wehmütiges Jaulen, verzweifeltes Gehen und unstillbarliches Knurren der „Hühnerhexe“ am Schlüsselloche drohnend zur Folge hatte: „Nei ooch, das Vieh ... das Vieh! — Aber die Tierrettungsgesellschaft war nun Schein.

Denn Rapfeld sprang ganz unvermutet von seinem Sofaplatz auf und rief: „Gott der Teufel den ladderigen Kasten! Das soll der würdige Nachfolger von der alten Bude sein?! — Haben Sie nichts mehr von Ihrem Jamaika?“

Lojo zuckte bedauernd die Schultern.

„Das wollen wir doch gleich mal sehen! Ihr verzeiht, Lojo. — Mißverstehe!“

Die alte Dame tauchte sofort, wie eine Hexe aus der Versenkung, auf. „Gnädiger Herr?“ Lojo hatte sie nie für ganz „voll“ angesehen.

„Der Herr Baron wünscht heute die letzte Flasche Rum! ... Verne da?“ blinzelte er. „Ach, was Sie sagen, Mamsellchen! Ich parliere auf ein halbes Dutzend hinter Ihrem Waschekasten.“

„Ach, wie der gnädige Herr doch eine alte Frau veralbern können!“ schmunzelte sie.

Aber sie erschien nach einer Anstandspause doch schnlddewußt mit heißem Wasser und dem Schlitzkuks...

„Na, sehen Sie, Mamsellchen! Und nun trinken Sie mal auf zwei Stunden zum Nachbar Hinze über!“ — Als sie mit einer liebenswürdigsthrischen Verbeugung verschwand, erklärte Prinz Lack mit Gemütsruhe: „Sollte uns die scheinheilige Canaille vielleicht beherchen oder beim Abschied bestehlen? Ich mache auf der Jagd keinen Schritt mehr, wenn mir ein altes Weib über den Weg läuft ... Jagen will ich, ewig jagen! Will verdammt sein, aber jagen!“ Er leerte er dann gedankenlos und goß Grog in die Gläser: „Ich hatte mal einen kolossal verdammten Reichsgrafen aus Süddeutschland acht Tage im Quartier. Wenn der Kerl so voll war, daß man ihn auf den Kopf stellen konnte, dann lallte er unfehlbar in allen Tonarten die Verse 'unter, bis er das graue Elend bekam und dicke Thränen wegen einer Schnepfe vergoß, die er nicht geschossen hatte. Und das jeden Abend! ... Es giebt doch tolle Kerle! — Aber recht heiße er!

„Jedwedes!“ — er sah hinter der Gardine vor, ein geschlossener Landauer jagte vorüber, daß die Fenster-

Photographie von Paul Kohnert in Kiel.

Contre-Admiral Tirpitz, Staatssekretär des Reichsmarine-Amts.

scheiben klirrten — „das ist bereits das dritte Forstherr Fuhrwerk seit zwei Stunden! ... Sollten die am Ende Verlobung ‚ohne Ihnen‘ feiern?“ Das Rollen verklang, zerfetzte der Brise und dafür kam ein „H ... ti“ — das Gesicht der wilden Gänse hoch aus den Lüften ... „Ich bin auch ein Emanerter!“ sagte Prinz Lack, ihnen nachwinkend, nachsehend. „Der Tau thut mir entsetzlich weh. Wenn ich ihn als kleiner Junge im Bette hörte, ward ich ganz dammlich vor Sehnsucht und that die ganze Nacht kein Auge zu ... Ihr seid schweigsam, edler Bumerherr! Das paßt so auch zum Abschied am besten.“ Er faßte Lojos Arm, der trübmerisch nach dem Rauch seiner Zigarre schnnte. „Kommt, Mann! Wir wollen uns heute noch einmal nach alter Weise in die alte Sachs-Ecke klemmen, ich rechts, Sie links — und die alte gute Freundschaft in den alten guten Grog leben lassen.“

„Die alte Treue hoch! — und für das Geschied der Strick! — prosit!“ Die Gläser klangen. Aber Rapfeld setzte sich sofort wieder. „Wo — bei — zwischt heute nicht.“

Lojo lachte und schlug ihm auf die Schulter. „Schmeckt alles wie Tinte heute — wahrhaftig! Aber das soll uns nicht abhalten; 'unter mit'n Gift! Ich muß Stimmung haben.“

Und allgemach kamen sie auch in Stimmung — das heißt, sie wechselten die Rollen: der Freiherr wurde lustig und Prinz Lack wehmütig.

„Ich werden auch sehr sein, wenn Sie mich los sind, Rapfeld!“

„Sie müssen's ja wissen ...“ antwortete Rapfeld ... „Ich will Ihnen mal was sagen: Nehmen Sie mich mit — als Mädchen für alles zum Beispiel. Was hab' ich denn hier!“ fuhr er in ungewohntem ärgerlichem Ton fort, — „ich werde weiter Jungvieh züchten, vielleicht auch Schafe, um mich an die Menschen besser zu gewöhnen — ich werde leidenschaftige Standesgenossen mit Pferden bemogeln, nun wenigstens mein gutes Herz zu Ehren kommen zu lassen — ich werde heiraten, meinen Adam d. Herrlichkeit aber eine geistlosvolles Frauenzimmer — je nachdem es mir mehr Vergnügen verspricht, ein gutherziges Geschöpf zu Tode zu quälen, oder 'ne Zeitschrift ein leuchtendes Beispiel vornehmster Zuchtwahl zu geben. Zuletzt werde ich mich wohl von Pferden und Kindern nur noch im Anthern unterschieden. Vielleicht wachsen mir auch noch die Hörner ... Ich lebe der Stumpfsinn!“ Dann bis er sich auf die Lippen. „Der alte Fetzt, der Wilhelm, mit seiner unverschämtmäßigen Botbeerigkeit, ist mir ein

Digitized by Google

dummer Streich durch die Rechnung . . . Ich hätte Lust, ihn auf der Landstraße durchzuprügeln. Er ist mir nur zu groß, und wenn Gott den Schaden bes sieht, verhaut er mich. Ich habe so viel Schmerz auf die Zukunft, wie ein Verbrecher auf die Guillotine."

Loja sah ihn von der Seite an. Wie umgebend dieses Gesicht doch ohne die kalte Maske sein konnte! „Und nun dürfte ich Ihnen auch noch alles mögliche sagen. Sie haben mir viel mehr Freundschaft erwiesen, als ich Ihnen je erwidern kann."

Rapfeld winkte hastig ab. Reden Sie doch nicht! „Wenn sich zwei Menschen so stehen, wie wir, Gott sei Dank" — dann wird doch nicht gedankt. Ich schäre Sie mit meinem eigenen Einsatzhochsteil nach einer schon aufgetretenen Behauptung — ich nehme den Verdacht auf mich, unaufgefordert Kummerolisch unterstützt zu haben, schieße mich vielleicht auch mit einem . . . Kriegsrat Raspoferung!" tönnte er.

„Das ist's doch thatsächlich, lieber Rapfeld!"

„Verzeihung — ich hätte Sie für weitblickender gehalten. Können Sie nicht erkennen mit Neunerpferden nach Ihrer Bahn kommen? Brauchen Sie eine Verteuerung hier, wenn Sie in Java Blautagenneger zu Tode kurieren? Sie haben mich absolut nicht nötig! Ich habe mich Ihnen aufgedrungen, weil ich bei der Affaire sein will. Ich will das Recht haben, jedem Gerichtshandel auf die Finger zu klopfen: Herrlich, mein Junge! Die Hand vor treue ich mit meiner Person." — Was ich da für Sie thue, das thu' ich eigentlich für mich. Würden Sie's anders machen? Wenn die große Meute der deutschen Landwirtschaft trop meiner Warnungen mankato perfekt geworden ist, komme ich zu Ihnen trüber: Ich habe wischt, ich kann nischt — aber die Seife zum Thaler, die Zigarette zum Arschen muß ich unbedingt haben — voilà, lassen Sie mich durch!' Dann werden Sie mir gerade mit Ihrem Hanoverbusch ins Gesicht springen: ‚Das beanspruche der Hanshote, das die Toilette meiner Frau — das übrige ist eiserner Bestand, den ich nie angreifen würde . . . ich bedaure unendlich . . .' — Sie, mein lieber, würden mir um den Hals fallen und sagen: ‚Gott sei Dank, daß Sie zu mir gekommen sind.'"

„Stimmt, Hoffe." Die Freunde reichten sich die Hand.

„Ich, nichts — stimmt!" bestritt Rapfeld lebhaft. „Ich finde nicht den richtigen Trost aufs Abschiedswort."

„Dann lassen Sie mich's finden. Reisen wir die Kalodaffen noch einmal aneinander!"

Hoffe sog sein Glas aus. Nee, wir Ihnen nicht mehr, Sie hinterlistiger Kerl! Sehen Sie sich die alte Bude nochmals genau an — das Wachstuchsofa, auch das Loch, das ich als Knaben eingebrannt habe. Vergessen Sie gefälligst den Kampinger stöter auch nicht, den die Köhlerliese sofort nach Ihrer Abfahrt aufhängen wird — und auch den Mann hier nicht! Ich frage Sie ernstlich, Herr Doktor Freiherr v. Loja und Java Hanse Pfeffenheim, — haben Sie ein Recht, das allein mit Geldmitteln zu verlassen — namentlich den Mann? Warum haben Sie ihm das Grogrinken beigebracht, den Rücken gebeizt in der Politik; warum haben Sie einen sehr schlauen Gesichtsverächter die windige Freundschaftsidee eingeblasen und ihn so weit gefriegt, daß er beinahe an das Weib und an die Bande, Merschchen gewendet, glaubt? Ich glaube. Sie haben aus reiner Menschenfreundlichkeit den Brand improvisiert und die Entführungskomödie! . . . Jawohl — darauf reißen Sie keine Antwort, als mit der Hand zu drücken." Er lachte laut auf. „Komm her, Kinkas! Ich will dich noch einmal auf den Schwanz treten, daß du mithemist."

„Und kein Mensch für die Zukunft dabei, Rapfeld?"

„Ich soll wohl auch noch zwei Verräter dem Schutze der Vorsehung empfehlen? O nein, mein Teuerster! Ganz erbärmlich soll's euch gehen . . . übrigens nun fünfe müssen wir weg, weil uns Marie um halb sechse Uhr im Walde erwartet."

In dem Augenblick klang scharfes Pferdegetrappel dicht vor dem Hause. Ein Wagen hielt. Die beiden waren aufgesprungen. Loja verstörte sich, Rapfeld kniff die Augen zusammen. Es war der Forscher Jagdwagen. Vom Bock kletterte schwerfällig der alte Diener in großer Livree.

„Was ist denn da los?" knurrte Prinz Jack, der Mühe hatte, eine hohnische Erendung zu finden, als er in Lojas verstörtes Gesicht blickte. „Der verlorene Schwiegersohn wird festlich eingeholt!"

„Lassen Sie den Spott!" erwiderte Loja hastig, „ich weiß einen Schreckschuß passiert sein . . . ich habe den ganzen Tag so ein dumpfes Gefühl . . . Geben Sie mir schnell ein Glas Wasser, ehe der nette Mann kommt, sonst klappe ich Ihnen hier zusammen."

Der Diener trat ein. „Empfehlung vom Herrn Grafen und der Herr Graf läßt den Herrn Baron ganz gehorsamst bitten, sofort nach Forschen zu kommen und mich mitzunehmen."

Habt ihr große Zeit!" fragte Hasso leichthin.

Der alte Diener sah ihn betreten an und drehte den Hut. „Mein, gnädiger Herr, die gnädige Komtesse ist nicht ganz wohl, die waren schon zwei Professoren aus Koitzerberg da."

Da wandte sich Loja ab. Die brennende Zigarre fiel ihm dabei aus der Hand, und er wertte es nicht einmal.

„Geben Sie nur an den Wagen, Fleischke," befahl Hasso ruhig. „Der Herr Baron wird gleich kommen." Aber als die Fremde allein waren, mußte er seine ganze Selbstbeherrschung aufbieten, um mit halber Stimme sagen zu können: „Sie wird meinen Rat befolgt haben und die Tobkranke murkieren, um sich zum Mann retten zu können."

Loja sah ihn mit einem flüchtigen Scheln von Hoffnung in den Augen an. Klammerte er sich wirklich an den Strohhalm, oder wollte er nur seinen Trotz bis zuletzt bewahren?

„Mut, Hans!" Ungewollt kam Prinz Jack der verletzenden Kuddruck auf die Zunge.

„Ja, Mut, Hoffe!" wiederholte Loja gehorsam und gab ihm, ohne es zu wissen, seine langen. Es reagiere. Er stand noch einige Minuten draußen mitten auf der Chaussee und schaute dem Wagen nach, bis er an einer Wegbiegung verschwand. „Ernst Kerl!" murmelte er und schüttelte den Kopf. Erst als die Köhlerliese neugierig über die Chaussee gehumpelt kam, fühlte er den Regen, und eine tief komische Wut gegen das alte Weib ergoß ihn, das noch allem Jammer zum Trotz in diesem Augenblick lieb bedeuten mußte.

„Scheert Euch zurück!" schrie er, daß sie vor Schreck knickte. Es war zu spät. Die hatte bereits den Weg gekreuzt.

Andes fuhr Loja in den Herbst. Auf der Stoppelkoppe hatte die Meute, wie man ihre Hole einen Halben schlug oder ein Rehhuhn anfing, freischten sie nur mißmutig — die leichte Frühlingszugd war zu vorbei. Die Oberschen an dem Weg stürzten sich rot und schillernden in den Laubwald. Aber die Fichten hüben und drüben reckten sich kahler und düsterer. Die hatten das große Bölben und das große Sterben so oft gesehen. Immer im Frühling diese strengende, unklare Angst — immer im Herbst das schuchzliche Welken. Einzugsklagen — diese Kinder des Feldes! Aber auch in ihren Kronen rauschte der Herbstwind wehmütiger. Wenn's auch nur einen Jahreszeitig bedeutete in ihren langen Leben, er stimmte sie doch ernster — der große Tod.

Loja war leichter ruhig. War er es wirklich selbst, der hinter den unbeweglichen hohen Hüten von Kutscher und Diener im Fond saß, mit starrem Blick über die Ebene schaute, auf viele gelbe Stoppelwüste, und der die schwarzen Brocken und die Wiesen wie Inseln emporwuchsen, in der Wald umschlang wie ein heiles Bärchenbuch? Oder war's ein Bildhemder, der das dumpfe Rollen und den scharfen Hufschlag der Drischo vernahm und den alten liebsinnigen Chausseebaum Revolver zunickte, der auf einer zwischenden Korre Kartoffelsäcke vorüberfuhr? Nein, er war's selbst! Aber er wunderte sich über diese unmutterliche Ruhe, die ihn unpäßlich überkommen, nachdem er saß wunderte in den Wagen gestiegen war. Er wußte, daß er etwas Furchtbarem entgegenfuhr — daß ihr Tod auch sein Tod war. Und der Weg hätte ihm lang vorkommen sollen — er erschien ihm kurz.

Der Gaul empfing ihn schon an der Vorfahrt. Er sah mit weit verdrossen aus, um die Augen glänzten scharfsteht. Die beiden drückten sich schweigend die Hand. Als sie in den Flur traten, sah Loja Gutsvorsteher Hut auf dem Mittelstuhl liegen und wunderte einen gerkrallten dürftigen Handschuh von Marie; sie hatte ihn damals im Walde getragen. Da fühlte er einen kalten Geschmack im Munde und der Trunnen schien zu schwanken.

„Sie sehen schlecht aus, Herr v. Loja!" sagte der Graf.

„Nur äußerlich, Herr Graf!" kam es nach einer Pause heiser zurück . . . „Wie geht's . . . der Gräfin?"

„Da packt sie ihre Sachen!" Gleichgültig zuckten die Schultern, wie wenn er ihn hätte erdrücken wollen: „Sie ist am Tode!" Das Wort gab Loja die furchtbare Ruhe zurück.

„Bitte, nicht führen Sie mich zu ihr, Herr Graf." Der Alte machte eine abwehrende Bewegung.

„Verzeihen Sie einem alten Manne . . ." Der Diener wendete sich ab. Seinen Herrn kosten die dicken Thränen in den Bart. „Lassen Sie uns artig, Friedrich!"

Loja stütze den Grafen um die Hüfte und führte ihn in das Kaminzimmer. „Einen Augenblick Ruhe, Herr Graf — das wird schon Ihnen helfen."

„Nein, mein lieber Freund," — der alte Herr stützte sich schwer auf den Tisch — „einen Moment nur! . . . Das wäre wirklich zu doch traurig! . . . So — ich hatte vor drei Tagen mit meiner Tochter eine Aussprache — sie war sehr ernst. Nachher ist sie noch in den Park gegangen . . . ich hatte keine Ahnung davon, daß sie so fern sie ganze Nacht geblieben . . . Als sie morgens hinkam, ging sie gleich ins Bett. Eine Stunde später meldet mir die Jungfer, meine Tochter habe plötzlich furchte Schüttelfrost bekommen. Ich dachte, es wäre von den Nerven sein oder der Aufregung. Aber als ich sie sah — sie lag mit geschlossenen Augen, und die Zähne klapperten ihr — wurde mir furchtbar angst. Ich frage, ob sie nicht einen Arzt will — sie schüttelt heftig ‚Nein!', kann aber doch kaum noch den Kunt herausbringen . . . Ich schicke sofort einen reitenden Boten nach der Stadt, telegraphiere nach Kasterberg — auch Professor Bolz hat sich sofort zu mir. Ich wußte nicht, was ich that. Als die Herren kamen, war sie schon lange ohne Besinnung. Es war wie schrecklich, daß ich mich an den alten Kerl, den Feldjäger, wieder wenden mußte — ich hatte so gar keine Ahnung, daß Sie hier waren, Herr Baron. Der sagt auch gleich: ‚Starke Erkältung, keine ansteckende Krankheit.' Auf dem Hinüberwege begegnete er noch dem Professor und auch ihm wollt' expertiert haben, so daß der die Angelegenheit etwas lächelnd übers Handgelenk behandelte. Doch kaum war er mit der Untersuchung fertig, da packte er sehr rasch: ‚Es ist Gehirnhautentzündung, Herr Graf — der Fall ist schwer.' Das war vor zwei Tagen. Dann hab' ich noch eine andre Autorität aus Kasterberg geholt . . . Alle drei sind sich in Worte und Zur Bestimmung gekommen. Da hörte die barmherzige Schwester, wie sie halblaut murmelte: ‚Ich will sofort den Freiherrn v. Loja rufen' — er ist hier — ich hätte sicherlich daraus.' Deshalb habe ich Sie demisht."

„Dann wollen wir doch zu ihr!"

Der Graf sah kopfschüttelnd den Mann an mit dem gefurchten Gesicht und den grauweißen Haaren und den Augen, der gehen wollte und dabei die Füße in die Knie legte wie ein Trunkener.

„Kommen Sie doch!" drängte Loja wieder . . . „Was ist denn, Herr Graf?"

„Nichts! Sie sollen kommen, Herr Graf!" Es klang fast drohend.

„Ich kann nicht," stöhnte der und bedeckte das Gesicht mit den Händen. „Ich habe Angst, zu ihr zu gehen . . . Sie phantasiert so schrecklich . . ."

„Was wem?"

„Ja, wem Sie mir das sagen könnten! — Hören Sie!" sprach er darauf ganz leise. . . . „Ich hab's niemand gesagt, auch den Professoren nicht. Wenn sie hört, kann habe ich sie gewarnt! . . . Sie hat nämlich mit dem Baumpeh gebrochen . . . Warum? Wer kennt die Jugend! — Und das hat sie mir sofort gebeichtet als gutes, wahrheitliebendes Kind, das sie immer war. Sie lieht einen andern, Herr v. Loja! In ihrem Delirium spricht sie immer von ihm — es ist so schrecklich! Und ich kenne ihn doch nicht . . ." Er preßte stöhnend die Hände zusammen: „Herr Gott des Himmels, der du mir so viel zu tragen gegeben hast, warum hast du mich

Digitized by Google

nicht erleuchtet, als sie mich für den Mann hat, den sie liebe? Warum hast du mir mein hoffärtiges Herz verdorben, daß ich ihr mit meinem Flucht drohte, weil ich meinen unwürdigen Starrsinn durchsetzen wollte, das verstockte falsche Phantom anbetet, an dem sie jetzt zu Grunde geht! Wer ist denn wahnsinnig? Jetzt versteh' ich sie so gut, sie weiß ich, daß sie gar nichts andere thun konnte, daß sie ihre große Pflicht verstand. Und ich alter, thörichter Narr wollte das Weib in ihr verstand knechten! — Sehen Sie mich nicht mit so toten Augen an — geben Sie mir einen Hoffnungsschimmer! ... Sie sind Arzt, Sie sind Edelmann, Sie haben doch schon viel Elend gesehen, haben auch schöne mich vor Ihnen nicht ... Vielleicht wissen Sie etwas ... Sie werden ja wohl Aussicht zu befreunden ... Vielleicht ist er's, oder Dorfbeck, oder ein anderer. Und wenn's mein geringster Knecht ist — er soll mir willkommen sein! Vielleicht kennen Sie ihn doch, haben von ihm gehört ... Wer warum kommt er eigentlich nicht schon? Er wird doch auf der Gegend sein, gehört haben, wie's mit ihr steht. Mich hätten seine besten Pferde gehalten, seine Meisterschützen, ja ihr zu eilen. Und der Kleinmütige kommt nicht!"

Lojo hörte stumm. Er hatte einen Augenblick den brennenden Wunsch, sich den Arm abreißen und den Hals zu werfen, zu sagen: „Ich bin's ja!" Aber gleich darauf kam's ihm wie ein unwürdiger Trug vor, wie eine Theaterfeine, die er sein Leben lang gehaßt hatte. Schweig sie — er konnte auch schweigen.

An dem kühlen Schweigen gegen so hohes Vertrauen erwannte sich der Graf. Er ging mit stampfenden kurzen Schritten vorm die Treppe zum Schlafzimmer in die Höhe; doch er wunderte sich, daß der Jüngere ihm nat langsam, Fuß an Fuß folgend, nachkam.

Ueber den Korridor huschte die barmherzige Schwester. Ein leichter Inspektorgruß folgte ihr. Stumpfsinn ist gerichtsscheu die Spur, und er sie kommen hörte. „Leise ... leise ..." Die Herren begrüßten sich. Die Hände legen wie Holz ineinander, und die Augen sahen mit Leere, mit Ferne in das Zimmer. Lojo sah zum erstenmal. Es war ein kleines Gemach mit heller, altmodischer Blumentapete, die Einrichtung gediegen Eichenholz — schmucklos, fast dürftig; und darüber der ängstliche Stille, die etwas verbrauchte Atmosphäre aus Krankheit, Menschen, Medizin. Lojo blieb mitten im Zimmer stehen. Eine hohe Birke wartete ihn, so hoch er sich die leicht bewegte hauptsache Krone hat mit dem Krankenbett bedeutet und der barmherzigen Schwester. Er hörte nicht Marlos röchelnden Atem. Er log den Gerauch von weißem Fieber ein, den sein Gemache sonst gehörchen war und den ein zungfräulich Reinen, etwas von ihr gab. Auf der Chaiselongue lagen noch ihre Kleider; eine weiße Spitze tagte hervor. Der goldene Reif glitzerte auf dem Tischtuche, als hätte sie ihn dort beliebig eben aus dem duftenden Schwarzhaar gezogen. Ein Stück weißer, weicher Bettzeugs drängte sich hervor. Und er sah sie mit ihren gedwendigen Gliedern, den sonderbaren Augen, wie sie sich eben zum glückseligen Schlummer niederlegte mit einem Gebet für ihn.

Da verschelte die gefühlte Hände der barmherzigen Schwester und wechte ihn.

„Herr v. Lojo!" ... Und er trat hinter den Bettschirm, straff, entschlossen. Seine Augen bohrten sich in ein Bild über dem Kleinen Bett. Es war ein Stich von Defregger, Lojo hatte ihn nie gekannte nicht. Aber er mußte den Punkt haben, der ihn hypnotisierte. Nur nicht niederbeten auf sie! Die beiden Männer und die Schwester blickten angstvoll auf ihn; sie begriffen die Ruhe nicht. Und er that seine Pflicht wie ein Automat, seine Hände arbeiteten mechanisch. Dann hob er das Fieberthermometer in die Höhe: Einundvierzig. Der zweite Professor, der gelegt hatte: „Machen Sie sich auf das Schlimmste gefaßt," überrieb nicht! — Und er drehte sich ganz langsam um, als verfolge er eine unsichtbare Linie der Luft. Da berührte seine herabhängende Hand, ohne daß er es wollte, die Diarie. Er zuckte zusammen — sie auch.

Die barmherzige Schwester neigte sich über die Kranke, die plötzlich unruhig geworden war. Doch die sieg den Arm zurück und begann zu phantasieren ... „Warum hast du meine Hand angefaßt? ... Du bist doch elendes und hast ihn betrogen ... Du willst mich zuerst töten ... und dann wolltest du ihn morden ... Ja, das wolltest du! Du willst ihn erschießen ... Du bist ein verbrecherischer Schuft! ... Und du mußt es, zu kommen! ... Ach! du bist ja viel, viel schlechter als ich gedacht habe ... Nicht mal im Tode soll ich ihn wiedersehen! Du läßt ihn nicht zu mir, weil du weißt, daß er dich erschießen würde ... Aber das sage ich euch ... eure Schlechtigkeit nützt euch nichts ... Ich kann nicht sterben ohne ihn! ... Geh ihr denn auch Menschen, daß ihr mich so leiden laßt! ... Ach, Gott, Gott, so helfen doch ..." — Aber noch verdrehen wollte sie das Geheimnis wahren. Und mit zusammengepreßten Zähnen murmelte sie weiter ... „Ihr möchtet seinen Namen wissen, weil ihr ihn umbringen wollt — aber ich sage ihn nicht ... Ach, daß mich doch nicht allein sterben! ..." Und wieder erhartt die Stimme in unverständlichem Murmeln.

Der Graf sah Gamwesh zahen sich kopfschüttend an. Die Schwester nickte ergeben, wie's an Sterbelagern Brauch. Aber der Doktor wankte auf einmal wie ein Trunkener.

„Was ist die, Hans?" fragte Gamwesh mit ergwohnlichem Blick.

... „Ich habe meinen Malariatag heute."

Und Gamwesh verstand. Er war sage Berdacht, der angesichts des wankenden Mannes in ihm aufgetaucht war, schwand. Nein, solch verdorbenen Geschmack hatte Marie nicht.

Die Leute aus dem Zimmer gekommen — er wußte es kaum. Aufstellen wie ein Tier, hinschlagen wie ein Stück Holz — er hätte es soll getan. Dafür ging er ganz korrekt hinter den andern, stumm, mit einem hölzernen Lächeln, durch den Korridor, die Treppe hinab, immer mit einem schwarzen Punkt vor den Augen, der ihn aufrecht hielt, warmherz zwang. Ob ich noch wahrsinnig werde? Warum sagt sich nicht das wehe Hirn die tausende Nacht? Sie kam nicht. Mit jedem Schritte wurde er ruhiger. Bahder diese schreckliche Klarheit, die ihn überkam wie ein Brausebad. Er konnte verständig denken, die Diagnose stellen — dann Thee trinken, rauchen. Er war der Vernünftige. Vielleicht banken's ihn die andern, daß er für sie dachte, ihre Hauptstütze war. Und weitere Schwelter ahdsen ließ — vielleicht sonder die beste nächstene Berufsaufstuffung natürlich bei ihm, der nicht litt wie sie und trotzdem gelpenstischer wußte als Gamwesh mit seinem matten, der Graf mit seinem verfallenen Gesicht.

Die Nacht kam. Lojo hatte den Dienst. Er löhte die Schwester ab. Sie schlich lautlos zur Nebenzimmer und wachte auf eine Ohnlesdauer. Am Kamin unten forderte die Natur bei den übermüdeten Männern ihr Recht. Im Hause herrschte Totenstille. Die Nachtlampe legte ihr rote Dämmerschein über das Gemach. Die Kranke schlummerte. Lojo saß an dem Bett und horchte auf die lange Atemzüge der Schwester nebenan. Er wollte allein mit Marie sein, ganz allein. Sie lag still in dem Nebenzimmer, weißen Bett. Lojo hatte sich über sie gebeugt. Imm erstemmal sah er wieder voll in das geliebte Gesicht. Das lange schwarze Haar war aufgegangen, eine breite Strähne hing über den Bettrand. Er küßte sie. Wie frisch und jung Marie anhieß mit den roberroten Wangen auf dem weißen Pfühl. Ihn tünschte die Jugend nicht. Die Krankheit hatte sie die hölzern Schatten um die Augen gelegt, über die bleifarbenen Lider; sie todte dieser der glühenden Stirn mit den kleinen Schweißperlen an Schläfen und Haar — sie brach in fengenden Hauche aus den trockenen, aufgesprungenen Lippen. Und ihn trieb's, diese lechzenden Lippen zu kühlen, ganz leise — es war ja ein Mund. Und als er den geliebten Mund berührte, da erschauerten die zarten Glieder, der feine Arm schlang sich um seinen Hals, und sie zog den Mann an ihr junges Herz. Sie wußte es nicht. Dod arme Herz schlug so schwer! — Und der Mann riß sich los, weil's über Menschenkraft ging. Sie aber seufzte im Traume.

Im Mitternacht war der Wind stärker geworden und bog das höhnende Gesäß im Park. Unter dem Fenster schlelte der Wolfshund sein Kreuz über die Steine; zuweilen heulte er knoggegen — es galt dem Monde. Der Wächter pfiff, die Uhr auf dem Nachtstisch tickte, das Nachtlicht knisterte. Alles ging das gewohnte Gleiche. Der Mann am Sterbebette sah vor sich hin und lächelte. Das Leben war nicht empfehlend — es war nur allzen ... Er wechselte die Gedanken, er maß die Temperatur, er that seine Pflicht — nicht wie ein Held in vorzweifelter Schlacht, nein, wie der gemeine Soldat in der Schützenkette. Die Geschosse sangen, die Kanonaden rödelten rechts und links, er aber lobet und pflegte und lobet und pflegte, solange die Munition ausdäkt. Es ist kein Heldentum, es ist nur stumpfe Arbeit.

Die Temperatur sprang herauf und herunter in ihren Bahnen — das tödlichen Spiel. Er sah, wie die Lähmung fortschritt, wie die Glieder sich erkrachten, schwerer wurden, blaßt — er wußte, daß kein Wunder die Sterbende retten konnte, daß der Zusammenbruch da sein würde und der Tod. Sonnenaufgang. Und er flehte nicht um das göttliche Wunder; er stöhnte nicht, er lächelte nur — das Lächeln Leers.

Zuweilen sah ein Stopf in Zimmer — er winkte nur mit der Hand. Gamwesh kam gelegentlich, lautlos wie eine Kage, aber mit einem wilden Schmerz in dem übermüdigen Gesicht. „Wie geht's?" — „Schlecht." Und der Arzt starrte an die Wand. Sie kamen, sie gingen, der Diener, die barmherzige Schwester — auch der alte Vater, ein zitternder Greis: „Kommt's denn kein Erbarmen?" — und Lojo blickte den verzweifelten Mann von der Seite an. Der verlor viel. Vielleicht starb er daran, vielleicht nicht — aber es war ein alter Mann, und der Tod schnitt eine reife Aehre. Er aber, der junge, stark schien jetzt, langsam, Zoll für Zoll. — Sie hielten es alle nicht lange aus um das Sterbebett. Die tolenden Phantasien hatten sie ertragen, das dumpfe Sterben trieb sie hinaus.

Nur der Arzt hielt aus. Die Uhr knarrte, das Nachtlicht flackerte; etwas frische Luft drang herein. Da rief er sich brutal der barmherzigen Schwester zu: „Sie sind die Uhr da?" — Er zog, sie stand, sie schlief. Die frische Luft packte mich zu beiden Seiten.

Ein klingsen Fenster aus Fenster und schrie. Es gab so viele Küche im Parke, die schrieen. Dennoch sah Lojo unwillkürlich nach der Uhr. Es war zwei.

„Hans ... Hans ..." Sie lage es so leise wie im Traum, und er suchte ihre liebe Hand — Marie stimme nicht. Sie lag mit offenen Augen da und lächelte.

„Hans," Klang es noch einmal ...

Und er sah sie stier an. Er glaubte nicht an das Wunder.

„Komm näher," bat sie.

Du bringe er sich auf ihre Lippen.

„Heb mich auf!"

Er that's.

„Und lege meine Arme um deinen Hals ... Ich kann nicht mehr. Die schlaft bald wohl nie mich!" flüsterte sie. „Ich schäme mich gar nicht ... Ich bin im Hemd. Was thut's!" Und sie sah ihn ins Gesicht: „Du lieber Hans ..." Aber Augen leuchteten zärtlich. „Ich bin wohl recht krank gewesen? ... Deine Augen weichen mir aus. Sehr krank? — Sprich!" Sie fühlte, wie er bebte ... „Ich bin's wohl noch?"

Da preßte er die Lippen zusammen und schüttete. „Ich will deine Augen haben, Hans," bat sie, sind er schlosß sie vor dem seltsam fragenden Blick.

... Sie erriet. „Hans — ich muß sterben?" „Marie!" Er konnte es nur stammeln.

Aber sie blieb fest. „Hans, Hans! Ich stehe sich an!"

Er hob den Blick — er wollte es nicht. Da bannten ihn ihre Augen. Sie glänzten so heiß und so tief.

„Hans, ich sterbe's" ...

Seine Lippen bewegten sich. Er suchte die barmherzige Lüge — aber die unentrinnbaren Augen zwangen ihn.

„Da hoß mich nie belogen, Hans — und seige waren wir beide auch nie. — Ich sterbe's"

Der starke Mensch zitterte wie ein dürres Blatt ... „Ja." ... Es war ein andrer, der das schreckliche Ja sprach, der andre, den die Hypnose über Augen

Digitized by Google

Prinzessin Pfälzerwald.
Phädra.
Lady Macbeth.

Julia.
Charlotte in Haudroads „Villa Weißenhaus".
Cleopatra.

Adelheid v. Gerolt.
Medea.
Johanna Wheelwright Lady Macbeth.

Charlotte Wolter.

Nach photographischen Aufnahmen von Dr. Szekely in Wien.

Digitized by Google

Der Kreuzgang. Kloster Laach

Die Benediktiner-Abtei Maria Laach.

Digitized by Google

aus ihm gemacht. Und er dichte immer noch das Wort: klar, nüchtern, weiterklingend im unendlichen Raum — und er ertrug's.

Marie seufzte nicht. Sie nickte ihm nur zu und streichelte mit matter Hand seinen Rocken . . . „Du wirst mich vergessen — Hans — nicht wahr? Du wirst eine andere finden. Sieh, ich bin gar nicht eifersüchtig . . . Du sollst nur glücklich werden, mein Hans!“ flüsterte sie . . . „ja, glücklich!“ Sie versuchte wehmüthig zu lächeln. „Hans . . . Hand.“ Dann schüttelte sie den Kopf . . . „Nein — du wirst mich nie vergessen.“ . . . Ihre Sie wie im Selbstgespräch fort, „du wirst keine andere finden . . . ich weiß es . . . du stirbst mit . . . Da fanden wir uns wieder . . . ich schlafe so lange . . .“

Die Hände er auf, dumpf, röchelnd. Seine Kniee wankten.

Sie aber hielt ihn mit ihren weißen Armen. „Sieh mit nach einen Kuß,“ bat sie . . . „nur einen! Ich will nicht sterben.“

Und er küßte sie leise, ganz leise — ein zudenden Mündermund auf sterbenden Frauenlippen. Sie sog den Kuß ein wie ein köstliches Gift . . . „Hand . . . Hans . . .“ Es war nur noch ein Hauch. Dann fast sie langsam zurück. Und er hielt sie nicht.

Dann aber beugt er doch den weißen Bett zusammen mit einem einzigen, heftigen, grausigen Schrei. Er hielt nicht.

Im Nebenzimmer klopfte die barmherzige Schwester. „Ist was passiert, Herr Doktor?“

Und er vernahm aufgeregte Stimmen, die Thüren zu verriegeln. „Niemand darf herein!“ schrie er — „niemand!“

Und er warf sich auf die Geliebte wie ein Tier, wie ein Wahnsinniger und aufstammernd die Verzweiflung. Er küßte sie nicht — er stammelte nicht — er weinte nur. Das grausige Männerweinen, wo in der Seele etwas zerspringt, zermalmt, gemordet wird.

Als er sich erhob — lebend und doch schon tot — lag Marie lang ausgestreckt im zerwühlten Bett, die Züge erschlafft, die weit geöffneten Augen mit den unheimlich großen Pupillen kalt, leer. Also sein Kopf auf ihrem weißen Hemde gerüht hatte, war ein großer, nasser Fleck.

XXX.

Auf der ermländischen Landstraße trabte ein Reiter. Er ritt einen abgetriebenen Braunen von edem Bau. Der Gaststeller zieht mit eisigem Winde die rothen Flocken, die Bäume, das Wintergut, und warf sie dem Reiter ins scharfe, blasse Gesicht. Ihn rührte es nicht. Mann und Pferd hatten manche Meile hinter sich, hügelauf — hügelab. Dennoch hielt der Reiter noch immer scharf nach rechts und links. Die Landschaft interessierte ihn nicht. Welle auf Welle, gleichmäßig, schier endlos Hügelkette sich das katholische Land. Und der Hohe der Fichtenwald und dumpf widerhallender Hut, in der Tiefe die Dörfer, weiß, groß, mit der viereckigen Ordensfichte und den hartgiebligen Bauerngehöften — bell flirrte das Eisen auf holprigen Pflaster; auf den Seiten das schwarze Einerlei von Brache und Feld, in den Furchen der weiße Schneesturm — dazwischen wüstförlich eingestreut die Gehöfte der Hintgebauern. Der Braune trabte matt. In den vielen verwirrenden Heiligenbildern fühlte er den Schenkel fester, und die Lippe des Reiters zog sich verdächtlich; wo aber die schwarzen Kreuzen im Schwarm über einem Moorloche kreisten, wenn sich der Zügel straff, und der Reiter hob sich im Bügel. Ein scharfer Blick auf die Stelle — ein kurzes Schnalzen — und weiter ging's auf hartem Sommerwege.

„Gebeb dich nicht weiterschlafen, Jürge! . . . Es glaubt's dir ja doch niemand! . . .“ Der Sprecher hatte recht. Er hieß ja Hans v. Rayfeld und suchte den Gegend ganz der Nite, nur Bäcker, Küster und ein eifiger Hohn. Aber eine Manie hatte sich bei ihm seit einem Monat eingestellt: wurde ein unbekannter Leichnam auf einem Moor gezogen — da eilte er nach nachts hin und auch die Entfernung nicht; hatte sich ein Namenloser erhängt — derselbe unverständliche Eifer. Er schien die Zeitungen nur auf solche Nachrichten hin zu lesen. Seltsame Mutanten! — Es war wohl ein dürferer Punkt in allen Bint, der ihn trieb. Der Lyza konnte es ja doch nicht suchen. Der war ja schon seit Maries Todestag spurlos verschwunden. Von dem sprach er auch nie — er und niemand.

Und dennoch suchte er ihn! Er kam heute wieder von einer traurigen Suche. Es war ein fremder Mann, den die masurischen Fischer am Land gezogen hatten. Der Fremd war nicht mehr — das wußte er. Aber wohin hatte sich der Lebensmüde verkrochen — wohin hatte ihn sein letzter Weg getrieben? Er hätte ihn so gern gefunden, im eigenen Erdbegräbnis beigesetzt — den andern zum Trotz.

Er fand ihn nicht. Er sollte ihn nie finden. —

Die Sonne hatte sich zur letzte Bahre wolle übernunden und der Glumpschleimere Kirchturm auftauchte. Der Fuchs sah ihn und wieherte leff. Er träumte von einer Siesta im warmen Stall. Aber sein Herr sann nicht darauf. Er hielt an Kirchhofe, stieg langsam ab und winkte einen Dorfjungen, der nur zögernd herbeikam. Der Sasser war kein leutseliger Herr.

„Führe ihn ein paar Ringenblicke, mein Junge!“ Der Braune sah seinem Herrn nach. Er hatte ihn noch nie an einem Kirchhof erwartet. Die rothige Gitterthüre knarrte. Vring Luck sah sich argwöhnisch um — es mochte schon Feierabend ging er rasch die Grabreihe entlang zu einem frischen Grab. Viel welke Kränze lagen auf dem schwarzen Hügel, und mit verregneten Atlasschleifen spielte der Abendwind.

Der Mann blickte ernst im Kreise umher — es war nicht der alte Hasso. Mitten zwischen die Dorfleute hatte sich ein Fremd mit den dunkeln Wunsch. Ringsum ragten die schwarzen Kreuze aus Holz und Eisen, mit hochstehenden Bibelsprüchen in verblüffender Vergoldung, mit undeutlich eingeschriebenen Zahlen, wie Gräber. Wie Beete bargen; dazwischen auch graue Steine auf eingefaßenen Gräbern und schmuckiose Grabhügel — die Verstorbenen und die schon im Leben Begrabenen. Die Blumen waren verwelkt, die Sonne kraun — nur die untergehende Sonne warf ihre fahlen Lichter. Sie war auch sterbensmüde, die alte Sonne. Aber die gemalten Kirchenfenster erwarteten den letzten Strahl, hoch und leuchtend. In der Höhe flatterten die Tauben scheinend um den Turm.

Hasso hatte die Mütze abgenommen und den Kopf geneigt. Der Wind fuhr durch das dichte schwarze Haar. Er hatte die Hände gefaltet und die Hände falten. Es ging nicht recht mit dem Vaterunser. Das letzte Mal lag weit zurück, und das Gebet erschien ihm fast wie eine Komödie.

Aber er betete doch viele Meile, die Hand mit der Reitgerte in die Seite gestemmt, den Fuß fest auf dem frischen Hügel. Das Gebet hatte er vergessen. Nur einzelne Worte hielt ihn. Wie tolg und ermüdig der Dorfkirchhof heute maskah! Vor einem Monate war er gepupt wie zu dem fröhlichsten Feste. Vring Luck hat alles im Geiste genau. Er hob den endlosen Begegnung, wo die Chaussee von Lyck durchschnitten wurde. Die Gegend hatte sie Bestes gethan in hohen Hüten, schwarzen Röcken, Leichenbittergesichtern. Es ist ein schöner Brauch. Und die Leidtragenden glaubten auch an die eigne Trauer eine Viertelstunde, auch länger, je nachdem die Rede im Trauerhause währt. Und dann beeilen die Damen wie natürlich an ihre Toiletten, ihre Kinder, ihre Wirtschaft. Der Lyckser Neidhans farbente zu zu Bergleichen heraus. Es war noch ein sehr, sehr trauriger Fall. Das große Vermögen und kein Erbe; Fritz würde ja so ungeheuerlich hinausgeflen.“ — Und die Brüder Nikolaschewski-Spitzen von der verstorbenen Gräfin, die verschimmelten oder von einer biederlichen Jungfer weggenommen werden, Bäckchens weiches Fleisch fänden. Er genoß beim erstes Klatterschlenkel vorüberfuhr — vielleicht konnte sie sie auch schon zur Einlegung tragen. Und der neue Schwager Kreppkuhl ist total verdorben, wenn es auf den Kirchhof ergnen sollte; und das wird es ganz gewiß!

Die Herren dachten an ihre Zigarren, die schrecklich lange Grabrede nach einer schrecklich langen Fahrt im Schritt. Sie schonten sich nach einem Glas ein Gemütsberuhigung, nach einem richtigen Glase Wein gegen die unangenehme Herbstkälte. Sie fragten sich, ob das wunderschöne Lorschen siebenhundertfünfzig- oder bloß sechshundertfünfzigtausend Mark bringen würde, wenn es einmal unter den Hammer käme, und ob der unausstehliche Hasso das große Dreihäfen schließlich doch noch erben werde. Und bei dem Gedanken fanden sie den Sasser ganz besonders widerwärtig! Mehrere hatten sich auch schon heimlich verabredet zu einem Lyckober, einem gemütlichen „Schweinewerfen“; zum Beispiel wer diese Damit, der schweigsam neben seiner moralischen Gattin sitt und sich dem Kopf verdeckt, wie er ihrer Zucht heute entkommen könnte.

Hasso kannte die Begräbnisgefühle so gut, er hatte sie immer mitgemacht.

Und die Wagenreihe um den Kirchhof wurde immer geschlossener. Ueber die Männer und neugierige Dorfkinder, die Bauernfrauen standen und kniffen. Ja so ein Tod ist ein großes Fest! Und Hasso sah sich auch selbst. Er stand dicht an der Kirchhofsthür, groß, stark, alt, und was bei die Sache nichts anginge; um ihn aufrechte Hüte, aufrechte Gesichter, Leute des Kreises, die nur der Gesellschaft ihren Kropfzug machen wollten und sehen zuwischwitzen, wenn der Sasser den Hut bedeute. Sie meinten's genau so ehrlich, wie die andern — die Dorfleute, die Gesbuhd, Dumalt, Mieslerd und so weiter — die ganze Ordnance Sippe, die eigentlich nur zu ihrem eigen Vergnügen gekommen war, um wieder einmal zu zeigen, wie vornehm und gottesfürchtig der junge und bei alle Adel war der Heimsuchung Gottes und der eigen Bläede sich verbeugten. Aber sie standen weiter vom im weiten Kreis um das Grab. Die tadellosen Hüte glänzen, und die alten Köpfe nickten in dem ausgemessenen Trauertempo, Schine blitzen, und Ringe und Uhrketten, Krappkleider flatterten, und schwarze Handschuhe falteten nach schönen Regen. Sie waren alle wieder gewährt, die guten Herren, gerührt über den Tod und über sich selbst.

Und Hasso? Er stand unverdrossen. Er sprach im Namen der Unterdrückten und Armen, denen sie eine Heilige, eine Mutter gewesen, er sprach von dem aufopfernden Kindesgehorsam, der rührenden Bruderliebe, er meinte es ganz ehrlich, trug der klangreichen Wendungen und der harten Ausdrucke. Und als er mit weithallender Stimme die Schlußworte sprach: „Die Leben ist dahingeflossen wie ein frischfeller Bach bis unaufhaltsam der Ewigkeit“, da glaubten sie ihm alle. Nur Aeltur v. Gumpesch zuckte bei dem Vergleiche zusammen, wie bei einer häßlichen Berührung, und sah hier auf das Grab — es war unsäglicher Schmerz, was sich Bäckbrud nicht ganz paßend. Der alte Graf aber begann heftig zu weinen, — er hätte stärker sein sollen, wirdrige. Doch bei aller Trauer war man sehr neugierig, wie der alte Hasso das Grab schaufeln würde. Hasso hatte im Sommer von ihm behauptet, er hielte sehr Grabrede nur siebenmal. Der geistliche Herr sah sich die alte und neue Taufhandschrift und seiner blauen Nase, und die weite Talarärmel wallte um eine zitternde Gestalt. Die Leute mußten sich vorbeugen, um ihn überhaupt zu hören, er flüsterte nur. Dabei war's eine kurzste Rede von Hasso, eine Heimsuchung, von Sünde und Vergebung. Es kam auch der merkwürdige Satz darin vor: „Sie hat viel gelitten, darum wird ihr auch viel vergeben.“ Bei den Worten wußte er einhalten, ihm stieß der Faden. Und der Schluß war seltsam, ja empörend für alle, die Worte gekannt: „Ihr aber kommet sie alle nicht!“ Er konnte es auch nur stammelnd sagen. Er war ja so alt! Aber der Graf trat zu ihm und drückte ihm die Hand. Und die Männer sahen einander seit mit Angstlicht — es war ein langer Blick — sie hatten sich wohl verstanden.

Sie Leute brauen wenig von den Grabreden, ihm lag auch wenig daran. Nur den alten Pfarrer sah er in den Augenblick, als die jüngerde Hand über dem kranzbedeckten Sarge das heilige Kreuzzeichen machte . . . „Der Herr gebe dir Frieden! Amen . . .“

Die Träger sprangen herzu, die Seile knarrten, der Sarg senkte sich langsam. Es war ein so großer, schwerer Sarg für die feine, zarte Gestalt. Und als die letzte Strang hinabkant, flehte Hasso einen eigentümlichen Schauer. Es mußte sehr kalt sein da unten für das feine Herz! Dann klangen die Glocken dumpf, die Schaufelgrund sang mit heller Stimme den letzten Chorral, und der junge Kantor bewegte den Zeigefinger im Takte.

Dann entlerte sich der Friedhof. Hasso blieb. Die Menge umging ihn scheu, wie gefährlich auch niemand wieder. Nur Frau Domol trat zu ihm heran. Es war doch immer bekannte, bei einem

Digitized by Google

Hasso v. Raufeld zu stehen, während das Gesindel vorbeitrollte.

„O, der schreckliche Feldt! ... Ach! Herr v. Raufeld, wer mit Marie in gestanden hat ... alles gemeinsam — Gedanken, Gefühle. Und das in der Blüte der Jugend voraussehen zu müssen! Hätte mich alte Frau doch lieber der Himmel genommen!“ Sie sprach's mit Absicht laut. Auch die ganz ferne Stehenden sollten wissen, wie sie mit der Comtesse gestanden, und Raufeld sollte sie feierlich trösten. Und er antwortete ... etwas Ungeheuerliches! — „Ja, das wäre vielleicht besser gewesen, gnädige Frau.“

Sie wollte einen Zornausbruch darauf fagen, aber sie beherrschte sich zur rechten Zeit an ihren Gatten, an Herbert, und daß Hasso Landwirtschaftspolitik doch einen Tages triumphieren könne ... „Die Sache hat Sie sehr angegriffen, Herr v. Raufeld,“ sie lächelte sarkastisch. „Ich sehe schon, Sie sind verbunge, bemerkte sie erst, daß er nicht einmal den Jobannitor angeleat hatte, „Sie sind ja ganz verbrannt und ein wilder Mann ... Gottsleb! Ich bin über Leben,“ sagte Hasso, „der Alle hat sich heute selbst begraben.“

Das Rollen des letzten Wagens verklang. Hasso war allein. Warum er noch blieb? Er hatte ihn's barbel, versichern wir's mit der Freundschaft!“

Und er wußte, daß er den Verzweifelten doch gerettet, zum Leben zurückgezwungen hätte. Aber der kam nicht — der konnte nicht kommen. Und das wußte er, weil die jungen Menschen, wie Lola, einsam verbluten müssen. — Und dasso ging.

Heute machte Prinz Lod nochmals den alten Weg durch, und ihm dünkte, es drücke noch schwerer. —

Dann beugte er sich auf einen weißen Brief und rik ein braunes Blatt ab. „Salat in Freuden, Wirt!“ — Er legte das Blatt in seine Brieftasche und ging zwischen den Gräberreihen zum parkt zum Ausgange. Da sah er noch einmal zurück. Die Flocken fielen dichter, die Kreuze ragten düsterer — der tiefe Grabfriede verschwamm.

Als er wieder in den Sattel stieg, blinkte schon hinter den beschlagenen Fenstern der Dorfhäuser Lampenschimmer, und Hasso wiehelte aus den Schornsteinen. Durch den Gaugenschleier sah er Licht blitzte ein einsames Licht. Hasso schlug den Mantelkragen hoch und ließ die Zügel schärfer traben. Es war noch ein weiter Ritt, und ihn fröstelte. Die Chaussee war einsam, und der Hengst fing auch in den dichten Flockenfall. Dann bog der Reiter in den Dreschhof Kirchenweg ein. Der Wald lag schweigend, dichter. Plötzlich scheute der Braune zur Seite und schnaubte ängstlich. Hasso murmelte einen Fluch. Auf dem Fußwege gingen ein paar eng aneinander geschmiegte Gestalten, eine Hand fuhr nach einem Auge. Hasso bauchte nicht und trabte weiter. Er hatte die beiden wohl erkannt. Es war Dorfarzt und die schöne Frau. Die frorem nicht in der feuchten, fallen Schneeluft. Sie trauern von Liebe und Leidlichkeit, und wie sie am besten das Trauerjahr abkürzen könnten.

Im Hofraum am Zinffe wußte Hasso vorsichtig im Schritte reiten. Der Braune lab argwöhnisch auf ein nahliges Grunz, das die Fassage sich verspertte. Es war ein alter Pferdwagen mit einer ausgemergelten Mähre, die den steinigen Abhang nicht hinauf konnte. Sie fand dampfend da und keuchte. Eine rohe Handreitpeitsche schimpfte baldeut. „Fahrt doch wenigstens zur Seite, daß ich herbei kann!“ rief Hasso ärgerlich.

Da wurde die brutale Stimme geschmeidiger.

„Gleich, gleich — gnädigee Herr!“ Aber in dem Augenblick henkte ein Hund auf, der unter dem Wagen saß, gebunden war, und ein struppiger Kopf mit eingekniffenen Augen schaute zwischen den Wagenrädern vor.

„Bitt' da's, Kutsa?“ fragte Hasso. Ein wohnfinniges Denken war die Antwort, und das Tier tobte an seinem Strick.

„Ich schlag' dir gleich tot, Kreat!“ drohte die brutale Stimme.

„Wo hat Ihr den Hund her?“

„Gestaut, gnädiger Herr.“

„Lügt nicht, Kerl!“ herrschte ihn Hasso an. „Ihr fahrt mit Ewern Handelswagen durchs Land und wandt, und doch ist der Hund etwas Gestaut.“

„Er ist mir zugelaufen im Walde, gnädiger Herr,“ bekräftigte die Stimme wieder. „Es ist auch nur wegen das Fell.“

„Lügt ihn tot!“ befahl Hasso. „Ich kenne den Besitzer.“

Der Mann that's knurrend. Ein schnupfbedeckter wilder Kopf beugte winselnd am Pferde empor. „Sie sollen bich nicht aufhängen.“ tröstete Hasso, „schon weil er bich gern gehabt hat.“

Der Händler schob den Wagen zur Seite. Hasso ritt vorüber, und Kutsa trottete nach. Er war sehr müde und verhungert.

Als Hasso nach einer Stunde auf seinem Hof ritt, tobte die Meute in ihren Hütten. Der Knecht, der ihm das Pferd abnahm, sagte ihm, den fremden Köter mit einem Fußtritt weggeschleudert und war sehr erstaunt, als sein Herr sagte: „Laß gefälligst meinen Hund zufrieden! Er kommt mit mir aufs Zimmer. Ich werde selbst für ihn sorgen.“ Und Kutsa fing mit seinem neuen Herrn etwas gebrückt und unglaublig wedelnd die Treppe zum Rebelzimmer empor. Es war ein vornehmes Gemach mit vielen Gewehren und Jagdhorn Trophäen. Die Hängelampe brannte. Auf dem Tische lag ein Telegramm.

„An der Sichtwald mit erbrückender Majestät! gewaltet. Kreatliere.

Der Landrat.“

Hasso lächelte trübe und schnippte das Papier über die glatte Aufbaumplatte weg zur Erde. Dann nahm er das Weidmesser heraus und betrachtete lange das weiße Blatt. Es sah sich wehmütig dabei aus. Linkus drückte ihn schutzbewußt an und versuchte mit seiner schwieligen Schnauze, sich an seinem Knie zu reiben, wie er es bei Herrn that.

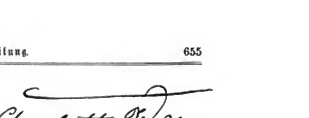
Hasso beruhigte den Tier. „Du hast Glück, du struppige Bestie! Gieb mir eine Pfote! ... Bereitschaft zu vielleicht mit beinem Hundeverstand, was das heißt, wenn einem die Hand nur noch der Hund gehorchen will? ... eh!“ Und der Hund wedelte demütig.

Prinz Lod stand auf und fuhr sich über die Augen. „Na, da wären wir glücklich fort für Anna von Doerfeld!“ — Und er ging ins Eßzimmer.

Contre-Admiral Alfred Tirpitz.

(Zu dem Porträt Seite 649.)

Contre-Admiral Alfred Tirpitz, der neu ernannte Staatssekretär des deutschen Reichsmarine-Amts, blickt auf eine glänzende Laufbahn zurück. Am 19. März 1849 zu Küstrin als Sohn eines hervorragenden Juristen geboren, trat er 1865 als Kadett in die preußische Marine ein und wurde 1869 Unterlieutenant zur See. Schon nach anderthalb Jahren zum Lieutenant zur See befördert, wurde er 1875 Bataillonskommandant, 1881 Korvettenkapitän, 1888 Kapitän zur See und 1892 Contre-Admiral. Besondere Verdienste erwarb er sich um die Organisation des Torpedowesens, an welchem der deutsche Marineetat hervorragend thätig war. Daß die deutsche Torpedoflotte heute auf der Höhe ihrer Aufgabe steht und den gleichartigen Flotten anderer Großmächten ebenbürtig gegenüber steht, ist besonders mit sein Verdienst. Im April 1896 wurde Tirpitz zum Chef der Ersatzabteilung in Dienstellung ernannt, und man nahm an, daß er längere Zeit in diesem Kommando verbleiben werde, daß schon in diesem Frühjahr erfolgte seine Beförderung und auch der Posten in die Heimat seine Ernennung zum Staatssekretär im Reichsmarine-Amt.



(Siehe die Mitteilungen Seite 652.)

Deutschlands größte Tragödin hat am 14. Juni d. J. über Nacht die Augen für immer geschlossen. Die Todesbotschaft bringt weit hinaus über die Grenzen des Landes, wo deutsche Künstlerin zur zweiten Heimat geworden, in heißen Kunstgebiete sie einen der ehrenvollsten Plätze einnimmt; sie bringt hinaus in die ganze Kulturwelt, überall, wo Sinn für Kunst besteht, entsetzliche Trauerpost.

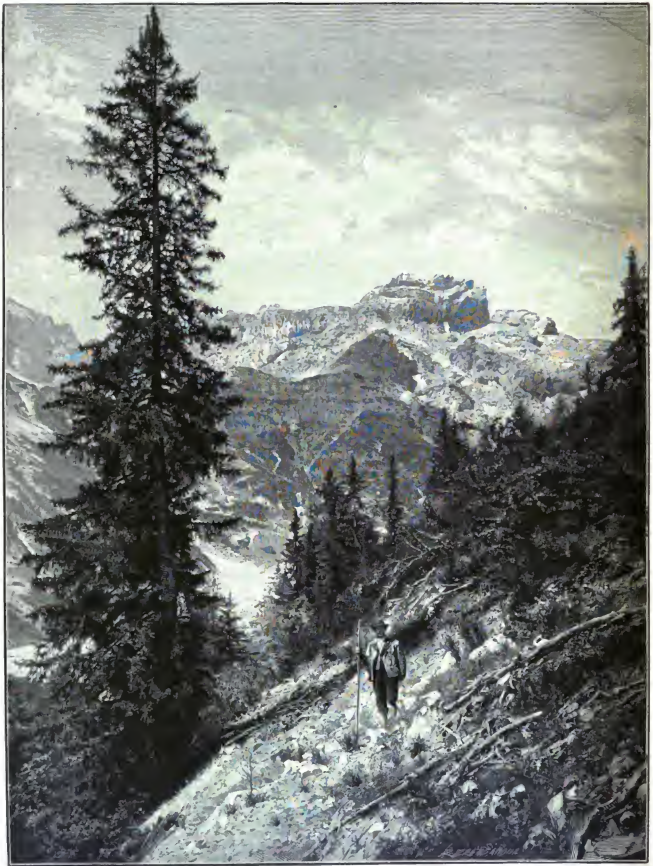
Am 1. März 1834 zu Pest in bescheidenen Verhältnissen geboren, entwickelte Charlotte frühzeitig eine Neigung für die Bühne, und kaum sechzehn Jahre alt verließ sie heimlich das Elternhaus, um sich einer wandernden Schauspielertruppe anzuschließen. Im Jahre 1857 fand sie ein Engagement am Deutschen Theater in Budapest, das allerdings nur von kurzer Dauer war, da der Direktor Bankrott machte. Endlich, im Jahre 1858, begann ihr Glückstern aufzugehen.

Charlotte kam nach Wien und wurde von Meisner für unsere classische Rollen, mit einem Monatsgehalt von 50 Gulden, an das Karltheater verpflichtet. Hier sah der niemals ermüdende Ehrgeiz der genialen Künstlerin auf die schönsten Belohnungen, und Charlotte Wolters Schicksal war entschieden. Dauke bewog die junge Künstlerin, ihren Vertrag mit Meisner zu lösen und mit einem Monatsgehalte von 100 Gulden zu spielen, damit er sie ein abgemachtes Urteil über ihre Fähigkeiten bilden könne. Charlotte folgte dem Rate der Theaterverständigen, und mit seine Empfehlung kam sie an das Stadttheater in Brünn in Engagement. Hier debutierte sie als Maria Stuart mit durchschlagendem Erfolge, der ihr auch sicherten von Glück.

Die Hoffnungen, die man in das unleugbare Talent der Wolter trug, verwirklichen sich wahrend einer langeren Brünner Gastspiels. Der Direktor Laube hatte bei gastlichen Vorbereitungen für die Zukunft. Laube hatte sich schon bewährt, für seinen Schützling ein Engagement am Hofburgtheater in Wien zu erlangen, und ihm gelang noch vor Schauspielhaus zu Ende. Wolter abgeschlossen wurde. „Ich wußte mich trösten“ — sagt Laube in seiner Geschichte des Burgtheaters — „daß ich Recht hatte. Seit, die freilich bei jungen Schauspielerinnen unsichtbar. Denn es blieb sie mich nur eine Frage der Zeit: ob meine, sicher kein zu können, daß dies Talent sogleich Meisterschaft werde, daß es an gute Lehrer kamen. In Berlin ist ein guter Lehrer, der seiner Theaterdirektor kann; an ihn und Frau Gabillerone kam sie, und ich hatte ihr den günstigen Augenblicken, die wenigstens ein Gastspiel auf der Burg zu erhoben. Das war leichter zu haben als ein Engagement, und hob das Talent, und ich wurde sicher, daß sie dann Anlage besitzen. Zwei Jahre vergingen, ehe der Augenblick eintrat. Es trat aber ein, sie gastierte als Marianne Lewinsohn, Jane Eyre, Maria Stuart und Medea in Minna — und wurde engagiert.“ Die so lange gehoffte tragische Liebhaberin war gefunden, eine Kaiserliche Lücke im Ensemble des Hofburgtheaters war ausgefüllt. Am 1. Juli 1862 trat Charlotte Wolter als Jphigenia auf, und wenige Tage darauf sagte ihr der Hofschauspieldirektor, daß sich seinerseit gegen die Engagement in Stelle geschrieben hatte, einen siebenjährigen Vertrag, welcher ihr eine Jahresgage von 2500 Gulden sicherte, zur Unterzeichnung vor. So hatte Charlotte Wolter binnen wenigen Jahren, durch ihren außergewöhnlichen Talente, das sich mit einer ehernen Energie paarte, den gewaltigen Schritt von der Stadtbühne des Kasttheaters zur ersten deutschen Tragödin gemacht. Mit dieser war sie eine Hauptzierde des Burgtheaters, eine Zierde dieses vornehmen, von der ganzen Welt neidlos anerkannten Kunstinstituts. Durch die meisterhafte Darstellung ihrer Lieblingsrollen in Tausend Tränen, der Gräfin Rutland und der Elisabeth in „Maria Stuart“, der Franzisika von Hohenheim in „Minna von Barnhelm“, der Johanna in „Die Jungfrau von Orleans“, hatte Charlotte ihrem Entdecker wohl den schönsten Dank ab.

Wollte man Charlotte Wolter in ihrer vollen Eigenschaften Individualität ästhetischer schildern, so müßte man ein Buch schreiben, dessen Inhalt den Leser über Stunde wohl ebnen, keinesfalls aber voll erfüllen würde. Wann muß diese Künstlerin in der Mehrzahl ihrer Rollen gesehen und gehört haben, um zu verstehen, was die Kunst an ihr verloren hat. Wer die hohen Mimenkunst, die Klugheit der Menschenzeichnung, den Aufschrei der Herzensnacht einer Weiber nicht gehört, wer niemals in den von leidenschaftlicher Liebeskraft ergriffenen, in wilden Zornesausbruch tundelnden, in banger Todesstunde brechende oder wahnsinnsstarrer Rage der Tragödin gehaut, wer mit einem Worte niemals mit dem faszinierenden

Digitized by Google



Verlagsanst. von Joseph Scholz Buchdruckerei in Mainz a. Rh. Nach einer Original-Photographie von Franz Hanfstängl.

Die westliche Karwendelspitze und das Kirchletar.

Digitized by Google

Copyright 1894 by Franz Hanfstaengl, München.

„Dein süßes Bild trag' ich im Herzen!" Nach dem Gemälde von F. Andreotti.

Digitized by Google

Einflusse dieses Genies band, der vermag sich nimmer vorzustellen, was diese gutbegabendste Künstlerorgie zu stande um Hande war. Aber nicht blos durch den Ausdruck voller Verbrüderschaftlichkeit machte Charlotte Wolter den Zuschauer erheben: oft genügte ein einziger Blick, ein blitzartiges Aufleuchten ihrer herrlichen Augen, ein einmal lächelnd verneintes Wort, eine leise Bewegung ihrer Hand oder eine leichte, gleichsam unwillkürliche Wendung ihres plastischen Körpers oder blos ein Augenblick völliger Ruhe, um den Dank Dessen erschauern zu machen. Bekannt ist die peinliche Sorgfalt, welche Charlotte Wolter auf ihre Kostüme verwendete. Im harmonischen Einklange mit ihrer geistigen Intelligenz hatte jedesmal ihre äußere Person. Körperliche Haltung, Augen- und Mienenspiel, Sprache und — darauf sei besonders hingewiesen — im Tone der Stimme, zu billigender Bewunderung waren mit vielem Verständniß der dargestellten Gestalt angepaßt. In diesen wie gehobten Stimmungsmitteln war sie so reich, daß sie selbst der sonst so sehr bedeutenden Eigenart des Trauerspiels, Zwingende (ihre Debutrolle am Burgtheater), Anziehende (ihre Gastrollen am Stadttheater), Fesselnde (ihre Gastrollen am Burgtheater), Ausgezeichnete (ihre Gastrollen am Hofburgtheater), Hinreißende (ihre Gastrollen am Hofbur

Gestalten und von ihrem grauen Nachtmantel auf beide reichend; an den Ohrläppchen wollten die Bäckenknöpfen gerade aufbrechen. So schienen alle Farben zaghafter und alle Formen durchbrechener. Vor dem blaugrauen Himmel hundt das Durcheinander der Reise mit dem noch farben Schmuck wie ein Silberfiligran. Und in der Mitte dieser großen Filigranwand, die der Park bildete, erhob sich das Schloß, lenchtend weiß im Abnfassen licht, fast mit seinen vierseitigen Türmchen auf beide Flügelbau. Noch oben hing die Fahne und bildete ein leise sich bewegendes, greifgelbes Farbenpünktchen vor dem Himmel. Rechts und links von der Parkgrenze lehnten sich die grünen Felder und die Strauchmur. Mnr hatte aber doch nicht den Eindruck der geengten Ebene, denn sühwärts hingen die Wolken so schwer herab, daß sie den Horizont verkürzten, und nordwärts erhebt sich das Gelände zu einem Hügelzug.

Und dann im Parke selbst. Dem Fenster meines Zimmers im ersten Stock sehe ich hinein in ein lichtes Gewirr, als wohne ich mit den Vögeln oben in den Zweigen. Nie werde ich müde zuzusehen, wie das durcheinander weht und sich schüttelt im Winde. Der Wind geht hier nie zur Ruhe. Er hat sogar allen Bäumen an der nördlichen Parkgrenze eine Neigung gegeben, daß es anssieht, als wollten sie sacht vornüber fallen. Drinnen im Park, im Schutz der Baumreihen, ist es viel stiller, wölke, ist es freilnwelle still und heimlich. Da hört man den Wind nur von weitem, wie den Lärm der Welt in verschlossener Klause. Sehr verwöhnt und übermüthig sind die Vögel, und seit Jahr und Tag ist wohl niemand darin herumgelaufen wie die junge Phöbe.

Wenn man sich der südlichen Parkgrenze nähert, merkt man auch, daß da der Wildwuchs ein Ende hat, abgemannen ist. Dort giebt es unter den Bäumen wunderlich geformte Beete in Herz- und Kreuz- und Halbmondform, lange und breite, und dazwischen eine ganz feine Wasserkgrotte, wie Kinder sie sie bauen, und am obern Ende dieser Anlage ein selbstgezimmertes Bänkchen, weiß angemalt, unter einem Dach von Clematis. Noch freilich ist der Clematis ein Gestrüpp von strichgleichen Geschlingen mit wenigen Blattsprossen, nach keiner eben auf den Beeten allerlei Heilgrünes um weiße Stöckchen mit kleinen Bnyierschildchen, auf denen die Namen der Gewächse zu lesen sind. Aber in drei Wochen wird das ein Blütengebränge sein.

Lange stand ich an der kleinen Pforte von Birkenstämmen, die nun mit Geheimnissen durchwoben hat, und die in das Reich der Wirklichkeit führt. Wie glücklich geordnet da all die Schemen liegen und das Verwaltethum und das Häuschen, welches schon Ihre Eltern den alten Amtmann gebaut haben. Ich wie zeigend weiter hinaus der Blick ist über die kleine Schar der roten Tagslöhnerhäuschen, halb verdeckt unter Obstbäumen, bis fern hinunter zum Dorf, wo denn man nichts sieht als den klotzigen, nüchternen, massiven Turm, der mehr einem Wachthaus als einem Kirchturm gleicht.

Aber war es auch, an dieser Stelle, wo ich am zweiten Tag Phöbe Grabowski und Adrian von Collas zugleich kennen lernte. Sie, gnädige Frau, hatten ganz nebenher der „Kleinen" erwähnt, in daß ich an ihr unbefohlenen Beschützer bestellt werde, obschon mir die Andeutungen über die tragischen Ereignisse der Vergangenheit, welche Sie mir gaben, es mir zum einfachen Rechtsgebot hätten machen müssen, als hatten Lösung sich ergab, daß Ihre Fräulein Nichte achtzehn Jahre alt sein wnß. Ich war dann nicht wenig überrascht, als ich auf dem Weg, der vom Pförtchen zwischen den Zäunen des Amtsgebäudes Gärtnern und den Wirtschaftshof hindurch auf den großen Wirtschaftshof führt, eine hohe Gestalt sehen sah. Sie stand gerade in einem Lichtstreifen, der über Zaun und Erdboden in gebrochener Linie fiel und am schrägen Zaun wieder hoch stieg. Sie trug ein hellblumes, gestäubtes Kleid, ich glaube man nennt es ein Marineleinstlin; die überschlanke Taille fiel mir auf und der rötliche, runde Kopf, der vom feinen, mit bloßem Goldhaar überzogenen Köpfchen lang herabhing. Sie schien auf jemand zu warten, denn sie stand regloß, einen Reifen in der herabhängenden Linken.

Gerade gegenüber, an der andern Seite des mächtigen Wirtschaftshofes, steht man gerade das Einfahrtstor.

Und als dort ein Reiter erschien, wandte sich die beschlanke Gestalt und kam auf mich zu. Ich sah in ein feines Gesicht. Phöbe Grabowski hat die Grazie und die Intelligenz der Dame. Sie hat auch ihre beschlanken Augen, ihre zarten, leicht de wegen Nasenflügel, ihren Teint, der bebellos weiß, trotz der leisen Sommersprossen. Das Gesicht ist aber zu rund, um auf mich ein solches zu wirken. Und ich habe so gar keine Berührungspunkte mit diesem Kinde. Als während ich erste Ueberraschung vorbei war, begriff ich völlig, gnädige Frau, daß Sie nun bei mir auf der Hut sein müssen. Wäre sie nicht Ihre Nichte und schwebte nicht der meinshaftische Reiz über ihr, den ihr der Liebesroman ihrer Eltern giebt, so hätte ich kaum eine innere Verantwortung gefunden, sie näher anzusehen.

Sie erriet, wer ich sei. Natürlich. Ebenso wie es der Mann erriet, der bald auf uns zukam, nachdem man ihm auf dem Hof sein Pferd abgenommen. Sie begrüßte seine einige freundlichgleichgültige Worte gewechselt, als Herr von Collas sich rasch näherte und mir mit schöner, offener Herzlichkeit die Hand reichte.

„Ich bin wohlig über Sie unterrichtet," sagte er, „Kourabine de la Fredmolte hat mir über Sie geschrieben. Ich hoffe mich Ihnen zu leben Hilfe an!"

Man wird ins gleiche Haus und ihm gleich ganz Vertrauen schenken. Ich meine mich jenes Vertrauen, in welchem Seele sich der Seele erschließt auch während kämpfender Unklarheiten, ich meine jenes unbedingten Vertrauens, das sagt, möchte ich es nennen. Vielleicht wird Adrian von Collas nicht verstehen, wenn man ihm von psychologischen Zuständen spricht; aber er wird immer verstehen, wenn man ihn um Hilfe bittet. Er ist in höchsten und edelsten Sinn ein einfacher, ein gesunder Mensch.

Ich glaube, er ist nicht größer als ich, aber er kommt mir wie ein Riese vor. Seine schlanke, knabenhafte Figur hat doch Lebenskraft und Fe sieht so ein bischen aus, wie man früher den Lohengrin dargestellt: blondhärtig, ritterlich, sieghaft. Ein Kämpfer und ein Reiter zugleich. Die hohen Reitstiefel, die langen Zähne, der ein wenig Flottes.

Er hat mich am Vergebung, daß er nicht früher habe kommen können: es sei ihm fast peinlich, daß sein Besuch gerade verbunden wäre mit dem an jedem Dienstag nachmittag üblichen, den er Vater Rnprecht abstatte. Aber wenn ich wolle, bleibe er den Abend bei mir.

Ich glaube, wir sprachen sein bedeutendes, sein sehr wichtiges Wort dann zum Abend. Aber ich war voll Leben, Frische und Hoffnung, als Adrian von Collas mich verließ. Wir werden uns oft sehen, und er weiß mein Lehrer sein in allerlei landwirtschaftlichen Dingen.

Wenn ich, der eben aus den tiefsten Elend durch das Wunder Ihres Vertrauens befreit wurde, mich nicht selbst bekomme als den Verzweifelnsvollen fühlte, könnte ich Adrian von Collas beneiden. Vor allen Dingen um den Mut, das Leben zu nehmen, wie es gerade ist.

Am andern Tage hörte ich, nur Ihren Nichte, wie treu Sie dem jungen Manne bestehen.

Fräulein Grabowski war ins Schloß gekommen, um Frau Betterfen einen Besuch zu machen über meine Verspätung zu bringen. Ich bitte Sie, gnädige Frau, mich nicht zu beschämen und an mich als an einen Bedürftigsloben zu denken. Die gute Frau Betterfen, die ihr ist wie ihrer Apperteriie und ihren blankgeschlagenen ungebeuren Schürzen so freudig im Schloß herumtummelt, daß man sich förmlich eingeladen fühlt, es sich darnen zu machen und es sich wohl sein zu lassen, kocht und backt für mich, wie für einen Schemmer. Herr von Collas sagt, sie sei entzückt, endlich wieder ein Objekt zum Herausfrägen zu haben. Wenn Sie ihr nun aber noch durch Fräulein Phöbe Befehle schicken, wird sie zu viel thun.

Ich traf Fräulein Phöbe gerade, als sie unten in der Eingangshalle auf einem der beiden Eichentische saß, die dort rechts und links zum Portal stehen. Sie hatte die Hände hinter sich auf die Tischplatte gestemmt, den Kopf weit zurückgelegt und starrte zu einem der alten Bilder empor, die in der Halle rund herum hängen. Sie war von einer ganzen Lichtkaskade umgeben, denn durchs Fenster hinter ihr schien die Morgensonne. Sie sonne mich, ich bin nicht blond, doch der Ritter da oben, der im Orangewams mit braunen Aermeln, von dem man vor Altersschwäche kaum mehr etwas sieht, eine starke Aehnlichkeit mit Adrian von Collas hat. Ich fand es nicht, hörte aber dann mit Interesse, daß vor dreihundert Jahren eine Collas einen Stammherr dort gehetratet habe und daß darum sehr gut jener Orangene Herrn von Collas ähnlich sehen könne.

Fräulein Grabowski erzählte mir dann, vom Thron hirab Tischen aus, während ich also andächtiger Zuhörer dabei stand — anddächtig, denn sie sprach von Ihnen! — daß das Gut der Collas wohl sehr groß an Morgenzahl, aber kein erfreulicher Besitz sei. Früher hätten es flotte Lebemänner mit Schulden belastet, und der dänische Hof habe die Collas gern herausgeschen, seitdem sie dort sind, viel Geld in Kopenhagen, und warten sie doch alle schöne, stattliche Männer — wie Adrian. Später sei's denn schwer für die Besitzer geworden, und die Legten den Bauern viele Dinge gebeten. Das Gut habe von Ungeiten her zwei Feinde: den Sand und das Meer.

Und es habe immer gesehen, gegen den Feind kämpfen. Das sei aber nicht geschehen, sondern man habe sich in Kopenhagen amüsiert. Und nun müsse der arme Adrian arbeiten und sich quälen, Heide kultivieren und künstliche Dünen bauen und sich schinden von morgens um drei bis abends um neun. Aber ohne ein großes Darlehen, welches Sie ihm sinnlos gegeben, habe er gar nicht wagen können, das natürliche Erbe anzufassen. Und nun kam Fräulein Phöbe vollends in Enthusiasmus, weil eine Frau Tante Conradine sei! Und welche Dankbarkeit Adrian von Collas hege, und daß er sein Leben liebe für Sie. Es war schön zu hören, wie die Begeisterung von diesen jungen Lippen Fromme.

Wenn ich nun die Zahl der beschriebenen Bogen sehe, erscheint es mir trotz aller Erlandnis unbeschreiben, daß ich Ihnen eine solche Arbeit zu schicken wage. Lese ich aber, was ich schrieb, so finde ich, daß ich von allen empfangenen Eindrücken nur einige wenige, und diese nur dürftig, wiedergegeben habe. Aber ich habe alles mit einer Genauigkeit, Sorgfältigkeit, für die ich mir eine Erklärung gesucht habe. Seit dem Tode meiner Mutter habe ich sastzwagen immer still in mich hineingelebt; seine Welt Ereignis habe ich durchgegrübelt, jedes Menschengesicht wieder und wieder vor mein geistiges Auge gestellt und es zu erforschen gesucht. Letztere, Phantasie und Beobachtung gaben mir einen merkwürdigen Arbeitsdrang; es ist, wie ich merke, Havarbeit gewesen. Ich fühle keine Unsicherheit dem Leben und meinen Aufgaben gegenüber. Vermoch scheint mich die Fülle manchmal zu erdrücken. Und eine Schensucht erfaßt mich nach einem freien, königlichen Seelenzustand, in dem mich Freude sein wüßte.

Sie schlafen scherlich heraus, gnädige Frau, daß es einzelne Stunden für mich nicht giebt. Wie könnte auch ein Leben einsam sein, welches ausgefüllt ist durch eine grenzenlose Ergebenheit für Sie.

Ihr Felix Dahland.

Trebbin, den 13. Mai."

*

„Mein lieber Dahland!

Daß Ihr Brief vollkommen unverstanden hatte, ist gewiß. Sie schildern mir mein Trebbin so lebendig, daß die Sehnsucht wächst, bald dahin zu kommen. Sie lassen mich Adrian und Phöbe förmlich sehen. Ihr neuer Name wird morgen hier sein, daß die Sommerluft des Sehens und Seins den Dichter ausmacht, dann ist er eben selber doch keiner. Aber gebort noch ein drittes dazu? Dann beleihen Sie mich darüber, bitte.

Wenn Sie mich auf Ihren langen Brief kürzer antworten sehen, so wollen Sie, bitte, nicht den Recht oder gar den Zwang daraus herleiten, auch Ihrerseits schweigsamer zu werden. Ich mag manchmal nicht sprechen. Wissen Sie noch, wie ich stumm war, als wir durch den Tiergarten gingen? Das kommt mir so.

Ueberein bin ich traurig. Das Bewußtsein der ungeheuern Einsamkeit, in der ich seit dem Tod meines Mannes lebe, überfällt mich oft mit Schreck. Da ist Phöbe, die mich liebt: sie ist so jung, um meine Schwester, ich bin zu jung, um ihre Mutter zu sein.

Digitized by Google

Also kein nahes Verhältniß möglich. Da ist Adrian, der mich verehrt: er hat zu viel robuste Arbeitskraft, um die Bedürfnisse einer Seele wie die meine zu verstehen; ich habe nicht genug Einfachheit, um seine gleichgestimmte Freundin sein zu können. Und wer ist da sonst: viele Menschen, die mich in ihre glänzenden Gesellschaften ziehen möchten, um mich oder mein Geld zu freien.

Ich will sie nicht. Nein, ich will sie nicht. Ich bin ein unerträglicher Mensch. Eine Seele — diese aber ganz mein! Ein Mensch — dieser mir aber ganz ergeben!

Ach, wozu davon sprechen! Das giebt es nicht, das ist vorbei.

Aber andeuten wollte ich Ihnen doch diese meine Traurigkeiten, damit Sie seien, auch ich empfange von Ihnen, wofür ich meinerseits dankbar sein muß. Ich weiß, Sie verstehen mich ein wenig. Da kommt es mir manchmal vor, als ob ich nicht mehr so schrecklich allein in der Welt bin.

Was für Entdeckungen Sie noch in und an Herrn von Längwitz machen werden, bin ich neugierig. Seine Mutter suchte mich vor zweieinhalb Jahren in Berlin auf und flehte für ihren Sohn,

Aus Norwegen: Die Deutsche Brücke in Bergen.

der sein Glücken verwirklichbar hatte, um eine Stellung. Sie war eine rührende alte Frau, von hartem Leben fast zerbrochen. So kam ich zu ihm und dachte, er werde tüchtig arbeiten, dieser heiligen, alten Mutter zur letzten Freude.

Daß Phöbe noch ihr Gärtchen hat, freut mich von Herzen. Ihre letzte Gouvernante war ein bißchen überbildet. Da dachte ich oft: am Ende bleibt von der Illusion etwas hängen. Aber wenn das Kind noch seine Blumen hat und seine Muschelgrotte liegt, ist's gut.

Schreiben Sie mir sehr bald wieder. Grüßen Sie alle und alles. Auch den Platz unter den italienischen Pappeln. Er ist am schönsten, wenn man die Augen zumacht.

Adressieren Sie, bitte, Venedig. In Luzern ist es doch auch sehr langweilig.

Ihre
Contadine.

Luzern, den 20. Mai."

„Hochverehrte
gnädige Frau!

In einigen Tagen reise ich nach Tolbarisch. Ich werde dort nur vierzehn Tage bleiben. Ihren Befehlen gemäß, die mich anwiesen, meine Hauptthätigkeit auf Trebbin zu richten, das seit Jahren den Herrn entbehrt habe und eigentlich seine andre Aussicht mehr gehabt, als die des alten Amtrup, während Dolbarisch Ihr und Ihres Herrn Gemahls ständiger Wohnsitz war.

Hier hat sich inzwischen nichts Einschneidendes begeben. Ich bitte um Urlaubnis, über Herrn von Längwitz noch Zurückhaltung beobachten zu dürfen; was Sie mir von der alten Mutter sagten, hat mich wie eine Mahnung zur äußersten Vorsicht ergriffen.

Aus Norwegen: Blick auf Bergen.

Digitized by Google

Die erste, wenn auch nur rasche Revision der Bücher erwies diese als gut im Stande. Der alte Amtmann versicherte mich dessen schon zum voraus; er habe sie vierteljährlich genau und mühsam durchstudiert und sich alle Belege, sowohl die vom Getreidehändler in Tondern als vom Hamburger Viehhändler, stets vorweisen lassen. Außerdem ist ja der Rückgang der Einnahme, verglichen Jahr um Jahr, vorvorigen Jahr mit achttausend Mark, eine räthselhafte Erscheinung. Dreißig bis Jahre gehabt, wo es mit großen Verlusten arbeitete, und ganz verfehlte Ernten sowie eine Viehseuche waren die zu Tage liegenden Gründe. In guten Erntejahren, und wo die Ställe von seinerlei Unglück betroffen wurden, hat es fünfzig- und sechszigtausend Mark gebracht. Solche Jahre hätten die beiden letzten sein müssen.

Das Herr von Lüngwitz persönlich mir nicht geneigt sein kann, verstehe ich ganz gut. Er hat hier mehr als zwei Jahre lang selbstherrlich gewirthschaftet, und die Behagnis des alten Amtrunz, vierteljährlich die Bücher einzusehen, konnte kaum als Aufsicht und Druck von Lüngwitz empfunden werden.

Der liebe alte Herr hat eben für feinfühlige Naturen das moralische Gewicht einer ehrwürdigen Perfönlichkeit; poltig aber kann er kaum mehr als Autorität gelten. Und nun soll Herr von Lüngwitz zu weichen, um seinem Werke zu leben, das er für die Menschheit schafft, die ihn, der nach Glück dürstet, zwingt, zu verzichten, die ihn, der sich an den Schönheiten der Welt und am ruhenden Lebensgenuß labigen möchte, still und einsam in seiner Arbeitszelle bannt.

Und diese Konzentration würde ich nie haben. Ich möchte die, welche ich liebe, nicht leiden sehen können, ich würde nicht an mein Werk denken, sondern an ihre Thränen; ich würde die Pflichten gegen sie immer höher halten, als die gegen mein Werk. Und ich würde, wenn ich geliebt wäre, nicht so viel kraft der Selbstlosigkeit haben, auf dies Glück zu verzichten, weil mein Werk mich brauchte. Kurz und gut: ich habe zu viel Mitleid mit andern und mit mir, um in der Kunst ein Leben zu suchen, wenn ich es in der Wirklichkeit geben und nehmen könnte! Deshalb bin ich kein Dichter, wenn ich auch ein wenig schreiben kann.

Aber glauben Sie mir, es ist ein unglückliches Zustand, wie alle halben Zustände unglücklich sind. Man hat die Schmerzen des Entsagens und die Uebelstände der Entbrache, aber vom ist nicht des Genußbringenden theilhaftig geworden, sich befreien zu können durch eine künstlerische That.

Nach Photograph: Die alte Kirche von Borkum, jetzt bei Dunkirk, Borgen.

Wenn etwas mich von diesem Unglück befreien kann, ist es die Lebensaufgabe, welche Sie mir zugewiesen haben. Meine Pflichten sind mit einem Herzensfeld verbunden.

Ich bin in meiner Arbeit der Natur nahe. Das ist etwas Wundervolles.

Und ich habe hier einen Freund gefunden! Den ersten meines Lebens; denn schon als Knabe war ich einsam, mehr durch mein Wesen als durch die Umstände: Adrian von Collas und ich haben uns so schnell lieb gewonnen, daß ich selbst dies Ereignis noch anstaune. Schreiben läßt sich hierüber wenig. Wenn man von einem Menschen dasselbe sagen dürfte wie von einer Landschaft, möchte ich beinahe sagen: wir war, als wenn ich in eine Gegend käme, die mich so wohlthuend anspräch, daß ich beschloß, mich hier für immer niederzulassen. Wenn das Freudige, Große wahr wird, wenn Sie wirklich hierher kommen, gnädige Frau, werden Sie vielleicht ihm und mir erklären, was wir aneinander haben.

Wann Sie kommen? Dies ist der Punkt, um den sich alle meine, alle unsere Gedanken drehen! Ich habe Adrians Vorschlag, den Hof säubern zu lassen, abgelehnt. Sie müssen es unbedingt so andern belassen — sonst finden Sie die Wildnis vor, wie sie ist. Mir scheint, es fehlt ihr nicht an Stimmung. Trotzdem ich den Park schon oft durchstreift hatte, waren mir die italienischen Bauten doch entgangen. Das mag gekommen sein, weil meine Gedanken nie bei meiner nächsten Umgebung waren. Nur am Pförtchen, welches ich das Thor

Nach Photographie: Cuxhafen in Engst.

dieser vierzigjährige Mann, der schon als Herr auf eigner Scholle saß, der das Leben nach allen Seiten hin so gründlich durchstudiert hat, wie ich es wohl niemals kennen lernen werde, auch, den junger Mann von nicht sechsundzwanzig Jahren, als eine Art Vorgesetzten betrachten. Das ist schwer für ihn und ein natürlicher Grund seiner eisigen Haltung. Jedenfalls erforderte die Situation meinerseits Delikatesse, und alle Beobachtung und Nachforschung hat mit Behutsamkeit zu geschehen.

Wie beglückt es mich, hochverehrte gnädige Frau, daß meine Schilderungen von Trebitz Ihren Sehnsucht nach diesem einzigen Fleck Erde genucht haben. Aber aus meinen Stilübungen zu schließen, daß Ihnen meine Fähigkeiten falsch beurteilt habe, das ist ungerecht gegen unsern Poeten. Sie fragen, ob außer der Intensität zu sehen und zu sein noch ein drittes dazu gehöre, um ein dichterisch Schaffender werden zu können. Ganz gewiß. Dies ist: die Konzentration! Konzentration wieder ist vielleicht nicht mehr und nicht weniger als die Kraft, zugleich von höchster Selbstsucht und höchster Selbstlosigkeit sein zu können. Von einer Selbstsucht, die den Schaffenden taub und blind gegen die Anforderungen und Leiden derjenigen macht, die ihn lieben, die ihm alle Pflichten als nebensächlich erscheinen läßt im Vergleich zu den Pflichten gegen sein Werk; von einer Selbstlosigkeit, die ihn kalt und hart genug macht, die höchsten Wonnen des Daseins von sich

Nach Photographie: Ansicht vom Südostleuchtturm über den Gartenteilen auf die Folgefeuld.

Digitized by Google

der Phöbe getauft habe, bin ich bisher wirklich zugegen gewesen. Dieses kleine Puppenpärchen war bisher meine Feierstätte. Da habe ich die beiden Menschen kennen gelernt, mit denen ich mich hier wie in einer heimlichen Kultusgemeinde fühle. Sie sind jung wie ich und vor allen Dingen: ich kann fort und fort mit ihnen von meiner fernen, edeln Herrin sprechen.

Aber als ich Ihren Brief bekommen hatte, lief ich in den Park eilig, sehr eilig. Mir war beinahe, als dürfte ich Sie selbst finden, da ich Ihren Lieblingsplatz suchte.

Ueber die weiten Rasen, die weiß durchsetzt sind von Marienblümchen, ging ich; durch schmale Wege, die der Ligusters mit seinen rauschenden Zweigen übergreift, kämpfte ich mich, und endlich sah ich die hoch in den blauen Himmel emporragenden Wipfel der Pappeln. Die Sonne spielte flimmernd mit dem ewig unruhigen, noch belaubtgebliebenen, zackigen Blattwerk. Die grauen Stämme hatten einen leisen Silberglanz. Ich ging dahin, und mein Herz klopfte unerklärlich und heftig.

Ich fand aber nur die Einsamkeit.

Die fünf Pappeln stehen auf einem winzigen, künstlichen Hügel, in dessen Abhang eine Steinbank mit Rasenlehnschalen ist, denn die Rückseite bildet schon das aufsteigende Erdreich. Das ist alles struppig überwachsen mit Moos und Gräsern, und hartes Unterholz ist dort emporgewuchert wie der Wind oder die Vögel die Samen hertragen. Flügerdorfisch dehnt sich im Halbkreis rechts und links, gerade aus breitet sich ein Rasen, und dann wie ein Bouquet weiße Wiesenblumen und einen Wurzelfuß machsen, sich oben weit auseinanderneigen und ihr grünes Gebüsch anmutig und schwermüthig rosenwärts hengen. Weit hinten steht eine blaugrüne Kiefernwand.

Und Sonne ist da, heiße, flimmernde, grelle Sonne. Man sieht über den Rasen die Hitze wallen, und blaue Libellen ziehen in der Luft. Es summt und flüstert ringsherum. Der blaßblau Flieder duftet aufdringlich. Ich sehe nach oben. Ueber mir, in den Pappelkronen vibriert es unaufhörlich. Die harten, blanken Blätter zittern an ihren Stengeln und reiben sich raschelnd aneinander. Rastlos geht die Bewegung, rastlos das Rauschen, rastlos das Licht. Zuletzt flimmert es vor meinen Augen, denn da oben bleibt keine Sekunde lang ein Lichtpünktchen oder eine Schattenliefe auf demselben Fleck. Der leise Wind schmeichelt sie unaufhörlich durcheinander, die Schatten und Lichter, unaufhörlich. Und ich schließe die Augen . . .

O, Sie haben recht. Da erlebt man Märchen, wenn man die Augen schließt. Neme Sterbliche träumen einen Königstraum und dürfen ihn träumen wagen, glücklich zu sein . . .

Ein laut hallender Ruf schreckte mich endlich auf. Man rief meinen Namen durch den Park. Aber in einer musikalischen Art, die zweie Silbe eine Terz höher im Ton als die erste. Es war Phöbes Stimme, ich kannte sie gleich. Ich wollte aber nicht unter den Pappeln gefunden werden; niemand soll den vergessenen Platz von meinen Tränen wissen. Ich will wir entbinden, er sei mein Eigentum.

Durch Gebüsche brechend, Wege überquerend, kam ich endlich heiß und zerzaust in der Nähe des Schlosses auf den großen Rasen vor der breit vor der Terrasse in die Parkweise führt. Auf diesem sah ich denn die rufende Phöbe. Ihre hellblaue Gestalt sah reizend vor dem weißen grünen Hintergrund aus. Die Bieber, mit welchen ihre Geschmack und ihre Güte sie beschenken, wirken wie plastische Gewandung. In so leichten, leinen Falten fließen sie herab. Und Phöbe geht nicht, sie schreitet. Ihr Gang gleicht dem Ihren, nur daß bei ihr jugendlich ist, was bei Ihnen als Hoheit wirkt. Kurz, ich meine immer ein Bildchen von Nima Tadema zu sehen.

Phöbe schwang ein Briefblatt in der Hand. Da wußte ich schon von weitem: es kam von Ihnen! Und Phöbe kam eilig:

„Tante Convadine hat geschrieben. Sie kommt noch diesen Sommer. Frau Pettersen soll für alle Fälle jeden Tag die gelben Zimmer lüften, und die roten Möbel sollen in das Kabinett neben dem Salon gebracht werden. — O, wie Adrian sich wohl freut — ich meine Herrn von Collas — ich bin das noch so gewöhnt, als ich ein Kind war, sagte er „kleine Phöbe", und ich „großer Adrian".

„Sie brauchen das nicht zu entschuldigen," sagte ich. „Man wird hier durch die Einsamkeit und allerlei Stimmungen zum Naturlichen geleitet. Auch ich nenne Sie und Herrn von Collas stets in meinen Gedanken schlankweg Adrian und Phöbe, sogar in meinen Briefen an Ihre Frau Tante kommt mir das so in die Feder. Ich bitte gleich bei dieser Gelegenheit deshalb um Verzeihung."

Phöbe schien das wohl zu gefallen.

„Adrian und Phöbe," wiederholte sie. „Ja, ich kann mich aber nicht mehr „kleine Phöbe" nennen lassen, denn ich bin so groß, ebenso groß wie Tante Convadine, glaube ich."

Hierauf war sie ganz stolz.

„Also Adrian, meinen Sie, freut sich auch so sehr?" fragte ich. Ich wußte die Wonne haben, von einem andern Menschenmund alle Beweisden Ihres Kommens mir entnommen zu lassen.

„Ja, er beiet Tante Convadine an. Das muß er auch. Sie hat ihm Gutes getan. Dankbarkeit ist die edelste Tugend, Undankbarkeit das empörendste Laster. Es ist nämlich sehr schwer, dankbar zu sein. Darüber habe ich schon viel nachgedacht. Man hat so viel zu sich, was die Dankbarkeit oft gar Dak macht. Manchmal ist es beinahegroß, andern alles zu danken; manchmal bildet man sich ein, man sei so recht gar nicht ein freier Mensch, wenn man Dankesschuld trägt. Nehmen ist doch schwerer als geben. Da ist eine arme Waise hier, hab' ich's früh gelernt, darüber zu denken. Man hört so oft, daß zwei sich ergänzen, daneben der eine dem andern Wohlthäter war. Ich begreife das ganz gut. Denn der hatte nehmen müssen, empfing sich nachträglich der Stolz. So meine ich, gehört schon ein großer Charakter dazu, um immer gleichmäßig dankbar sein zu können. Ich habe solchen Charakter nicht. Nein, ich nicht."

Ihr Gesicht war ganz ernst geworden, und so etwas wie Bitterkeit klang aus ihren Worten. Da ergriff mich ein unendliches Mitleid; ich sah, daß auch diese junge Lichtgestalt durch eine dunkle Welt schreitet. Ich ergriff ihre Hand und drückte sie.

„Das Leben ist schwer und verworren," sagte ich seufzend.

„Ja, das ist es," bestätigte sie mit schwerem Kopfnicken.

Mir war es mit einemmal, als käme etwas Widriges an mich heran, als fasse mich jemand, dessen Hand ich von mir abschlagen müsse wie ein Insekt. Ich fühle mich gezwungen, zur Seite zu sehen.

Da sah ich hinter der Regentonne an der Ecke, bis wohin wir im Sprechen langsam gegangen waren, Herrn von Klingwitz stehen. Er hatte die Arme verschränkt und blickte zu uns herüber. Die Sonne schien ihm gerade ins Gesicht. Blendend blinzelte er beobachtete. Aber wie kam es vor, als ob er eine höhnische und böse Grimasse schnitt. Ich hatte eine sehr peinliche Empfindung und lief schnell Phöbes Hand los.

Auch Phöbe sah den Mann, wie er so dastand, den Hut im Nacken, nur daß ihr zur halben Brustbühe hinter der grauen Regentonne sichtbar.

Sie nahm sehr rot und ging schnell davon. Herr von Klingwitz sagte aber in seinem ganz gewöhnlichen, höflich-kalten Ton, daß er mich gesucht habe, um mich zu einem Gang nach dem Bienenwerk Phöbhag aufzufordern. Ich ging mit ihm. Unterwegs wurde nur Geschäftliches gesprochen. Von Ihrer Herkunft ihm etwas zu sagen, fand ich keine Stimmung. Es geht ihn auch nichts an.

Und jetzt erst, am Schluß, wage ich von ihm zu sprechen, weil in Ihrem Brief, gnädige Frau, das Widrigste und Beglückendste war. Sie sagen, weil Sie fühlen, ich verstehe Sie ein wenig, kämen Sie sich nicht mehr so ganz vereinsamt vor. Mein Leben gehört Ihnen, Sie wissen es wohl. Wenn ich es dahingeben dürfte in Ihrem Dienst, für Sie, so wichtige und große Gedanke und freudiger Stolz sein. Wenn ich nur einmal einen Augenblick Ihrer Seele wohlthun kann, habe ich nicht vergebens gelebt.

Mein Gott — indem ich dies schreibe, fährt sich mir die Stirn rot vor Beschämung. Wie — Jung, wie überschwenglich werden Sie meine Worte finden! Aber bin ich, daß ich glauben könnte, Ihnen etwas zu sein?

Vergeben Sie mir. Aber gestatten Sie mir, wenigstens daran zu glauben, daß es mir vergönnt sein könnte, mich eines Tages Ihres Vertrauens und Ihrer Achtung wahrhaft wert zu zeigen.

Ihr, Ihnen ganz und gar ergebener

Felix Tahland.

Trebbin, den 27. Mai.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus Norwegen: Schäfergletscherfluß in Hardangen.

Aus Norwegen.

(Mit 2 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen.)

Und hat man Olaf Trygvasson,“ so sagtent ein Gedicht von Björnson, in allen Ländern, wo Deutsch und die schöne Komposition von Grieg, Olaf Trygvasson, der, über das Meer von Westen kommend, das Land gleich einer gewaltigen Muschel umringen soll. „Land in Sicht“ (so und nicht „Landverneug“ muß die Ueberschrift jenes Gedichtes übersetzt werden) ruft und freudig erregt der Steuermann, der, über die Reeling lehnend, zum erstenmal jenen gewaltigen Felsblock auftauchen sieht, der, nach der Sage einst aus Gottes Schoß herabgefallen, zum als Leuchtturm Wegweiser und Wahrzeichen der Fahrt geworden ist. Ja, Land, schön gegliederten Küstenformen tritt und dieses granitene Massiv entgegen, oft bewaldet, oft auch kahl und abgetrieben; denn es hat jahrtausendelang unter dem ewigen Eise gelegen, wie noch heute das Inn so nah verwandte Grönland, und die herabgleitenden Gletscher haben jene langen, alle zum Innenlande führenden Täler ausgeschliffen, die man Fjorde nennt, wenn die Grund (oft sechs- bis siebenhundert Meter hoch) mit dem Wasser des Meeres bedeckt ist. Langsam verlieren sich die Gebirgsketten, zuletzt Tausende von Inseln bildend, am Meere; aber die Fjorde gestatten

Digitized by Google

den größten Schiffen eine ungeheuerste „Jagter" (denn das bedeutet Fjord) bis an das steile Innere des Landes; bis zum Herzen des Urgebirges, wo die Riesenberge zusammen und die ungeheuren Thäler („Dreiten") noch zehn weite Landesmeilen landein mit ihren einzigen Schnee bedecken. Breite man sich den Bereter See bis weit in das obere Wallis hinein verlängert, so erhielt man einen Begriff von dem Aussehen eines norwegischen Fjords.

Aber wie verschieden die Gestalt der Berge, welche in Norwegen alle Höhenstufe erkletterte Einförmigkeit! Die Alpen sind ein buchstäblich zugehäuftes Gebirge, spitz, zackig und zerrissen. Die deutschen sich gleichsam noch in ihren Stürm- und Trümmerwerken. Bei ihnen sind Form und Gestaltung und Natur. Das norwegische Fjell hat gleichsam Leben aufgetrieben. Hier ist alles abgeschliffen, abgerundet, und doch will man meine Hauptmasse, den unübersehbaren Schneeriesen (Sneehe genannt) und die Erscheinung des gebrüstigen Wasserfalls, durch die Norwegen ganz besonders berühmt geworden. Was den gebirgigen Charakter betrifft, so bekommen die Jotgebirge in Norwegen, dieselbe, welche man auf dem Bilde „Russisch vom Nidadsthron" im Hintergrunde erblickt, die Namen die ungeheuren Fjelde (Fjeldheide) und der Scarstiften („Schwarzes Gib") in Nordlande. Es ist in unserer Zeit zum Sport geworden, diese mächtigen Massen des Felsen- und Firnlandes zu ersteigen. Hier ist eine Mühe zu nach Art eines umgekehrten Bootes wölbene, zu überdrücken; selbst norwegische Damen, die sich allerdings durch einen besonders Unternehmungsgeist auszeichnen, haben es ohne Führer versucht, aber dabei auch sich für Lehren eingeseht. Die Schwierigkeit einer solchen Wanderung besteht darin, daß auf einer Fläche, die mit Schnee bedeckt, weiße als Decken dienen, und das man, zur Wölbung der Hand aufsteigend, überhaupt keine Furcht erblickt, ganz abgesehen von dem Nebel, der in oft dicht Wolken sogleich bedeckt. Eine ganz besondere Schwierigkeit bieten aber die umgebrannt, weil sehr zerspaltenen Gletscher dar, im großen greifen nicht als die Fjelde einen „Jacken" aber die Gletscherwies, welche von dem Schneebach der Fjeld hinabhängen. Da das norwegische Hochfeld weich senkrecht nach den eingegrabenen Fjorden und Thälern abfällt, so bilden auch diese Gletscher oft nur einen einzigen, in Rabeln und Spalten zerspaltenen Gletscher, der nur mit der größten Mühe passiert werden kann. Es kommt vor, wie zum Beispiel am Suphelfeld, daß der Gletscher in der Mitte an einer senkrechten Felswand plötzlich abbricht. Dann führen eine Gletscherleiter den Wanderern die Wand hinab, ohne sie gleichsam zu berühren, und schließen sich unten zu einem neuen Gletscher zusammen. Andre Gletscher, wie bei Boiumdal am Jostlandsfjord der Nigard und Suphelfeld), ruhigen mit einer ungeheuren Eisbank, welcher mitunter mehrere Hundert am Ufer weit grasen und Heuer Jahre mit ungeheurem Getöse, und in Bergen mit hohen Schornsteinen, welche aus von Gotteshand so hübsch gebaut. Dieselben wachsen dann auch weit auf die Fjorden, weit ins Meer vorgeschoben. Dabei, und in Bergen mit hohen vorzugsweise gern Eisbergen als Trinkgläser, wenn ein Gast einen Wunsch zu seinen. Auch mehr Fischer bringen Jagdung auf der blauen Flut.

Weit berühmter als diese Kleinfischerei ist die des Dorsches und des Herings. Jenen lingt und angelt man auf den weit im Meere befindlichen „Banken", den Sandwunderen der einzigen Gletscher; dieser geht zum Laichen in die Buchten der Küste, reich mit Netzen umstellt und langsam heranzugefischt. Ein solches „Schlag" wimmelt dann von Millionen dieser lieblichen Fische; die schuppenlosen Fischer sind vom Kopf bis zum Fuß in einen silbernen Schuppenpanzer gekleidet wie Ladungen, am Ufer aber wird der „liebe Gott" von Frauen in Empfang genommen, ausgeschnitten in zahlosen Tonnen eingesalzen. Dampfschiffe warten in der Nähe auf die reiche Fracht, und oft vergehen vormittagsmüg Stunden und mehr, bis alle diese Tonnen in den mit zu jedem Schiffsbauch eingelassen sind.

Eine Hauptbeschäftigung der südlichen Norweger ist Strandung. Von hier gehen im Frühjahr zahlose Segelschiffe aus, um den Hering den Küsten der Lofoteilander zu gewinnen.

Unboden wird er in den ersten Monaten des Jahres in ungeheurer Zahl gefangen. Kabeljehänten, auf Gefleten und Klippen getrocknet, wird er im Sommer in den sogenannten Norwegen und Bergen gefolgt, bisher ausschließlich in den buchstabenen Jachten mit einem großen, ablangen Segel, zeigt mehr in Dampfschiffen, und alle diese Fahrzeuge legen an der Tonnen Reihe in Bergen an. Höchst anschaulich hat dieses ganze Treiben schon der alte norwegische Dichter Petter Dass geschildert, welcher von 1647 bis 1708 als Pfarrherr in Nord-Herlandsinsel Vogen wirkte, ein echtes Dichtergenie, ohne selben „Trompete der Nordlanden" den Reisenden über Trondheim hinausbrachten helfen. Dass, wie die Natur des Nordens, hat sich gewissermaßen verändert wie die leuere Bewohner, und Dass giebt uns leidet uns in einem treuen Spiegelbilde. *) Den der Trondheimer Bischof, kann heute Lofoteilander in Bergen und Bilder sehen wie Soldaten, geht „der Fisch" dann wieder in die weite Welt, meilt in die katholischen Länder Südeuropas, auch nach Brasilien und selbst Ostindien. Wahrscheinlich war viele auch das phönizische Malag, das „Stockfisch" bedeutet, ein Stapelgut für den norwegischen Fisch; und wenn Petrarca' Thule nicht bloß ein allgemeiner geographischer Begriff ist, so kann damit wohl nur Norwegen gemeint sein, das lebhafte Land der Mittermachtsonne, von welchem selbst noch ein Tacitus nichts als Nebelhaftes zu berichten wußte. Nur die Lappen, ihre Lebensweise und Wirthschaftsgut schildert der große Historiker so ausführlich, daß ich in ihnen unsympathischen Typen der heutigen durch die schwedische Lappmark einfach nur seine Worte zu wiederholen brauchte.

Nichts wunderbarer als die immer beliebte „Deutsche Straße" mit ihren anfernden Böhmen, den zahlosen „Boger" von Stockfischen, den vollendet Fischern mit Ueberthran, den „kleinen Nation" und den Bergener Kaufherren. Noch nahmt beziehen, wenn auch nur mit Mühsicht auf die Eisschiffahrt, worauf man den isländischen Fisch ausrüstet. Der Norweger schaut in die Hängematte der Deutschen Schiffe, denn er ist ein Fischbevorzüge. Bergen hat aber auch andere, lieblichere Gerüche. Wenn man nördlich auf das Fischviertel steigt, atmet man die reine, balsige Luft des Tannen. Man sieht aber die ganze herrliche Stadt, so wie unser Bild es darstellt, über den von zahlreichen Schiffen belebten Hafen (Vaagen) hin in das Innere, welche im Dichter nicht verdecken. Eine ganz unvergleichliche Schau. Die höchsten Berge aber, welche den Charakter dieser Landschaft ganz bestimmt bestimmen, sind nicht nur im Rücken, sie stehen zwar nicht beren gern stehen, nun dem alten Byvagen (Bergmänner, Bergvogt) den Charakter einer Siebenhügelstadt zu verleihen.

An bedeutenden alten Gebäuden ist die Stadt nicht reich, doch ist sie gar oft von hoher heimgesucht worden, welche in den mächtigen Holzhäusern stets eine nur zu leichte Nahrung fand. So stammt denn die heutige Stadt im wesentlichen aus der Zeit nach der großen Feuersbrunst vom Jahre 1701. Nur das Dombaus (im Jahre 1537 vom ersten) ist älter und die Kreuzkirchen aus welcher eine der berühmte Mik Rinn Kölner war), wenn die neuen welche stehende, nicht mehr schönere deutsche Kirche. Dafür entschied bei einigen Kirchen gerade ihre Schmucklosigkeit (auf dem Bilde nicht mehr sichtbar) thronen. Schöne Parkanlagen umgeben in der Stadt haben zum Beispiel den Lehmbeck, benannt nach dem Bergener Kaufmann, der ihn der Stadt doch einen wunderbar milden Winterort. Welche Baum- und Blumenpracht, wenn wir östlich zu dem herrlichen Kirchhofe mustern und beim Lungegaardsvand, das weder an einen oberitalienischen See erinnert als an das starre Nordland. Inmitte ihrer Lage dem Cypern, besitzt warme Schönheiten, wie sie selbst benachbarten, selbst die Stadt eine Art Wasserwasserleitung. Selten fällt das Thermometer unter den Gefrierpunkt, niemals tiefer als bei und zwölf Grade. Daher blühen die Bambusmen hier vom Frost verschont, während sie in Frankfurt am Main erfrieren. Die mittlere Temperatur des Januar gleicht der von — Mailand. Freilich ist der Sommer nur so kühler, und es kommt vor, daß die Gerste grün geerntet werden muß. Aber dafür ist es in der Umgegend auch immer so kühl und grün wie in Deutschland.

*) Vergl. Petter Dass, Die Trompete des Nordlandes und andere Gedichte, übertragen von L. Pfeffinger. Stuttg. 1897.

Die Benediktiner-Abtei Maria Laach.

(Siehe die Abbildungen Seite 664.)

Mitten von dem Getriebe der Welt, inmitten landgesegneter, bodenmalbedeckenden Bergkapuzen, noch heute 225 Meter über dem Rhein bei Andernach, von diesem in gerader Linie nur 7 Kilometer entfernt, liegt der Laacher See, mit seiner nächsten Umgebung ein Kleinod Paradies gerichtet den Reisenden der Urzeit. Ein Becken ist der Kratter eines erloschenen Vulkanes, der mit den umliegenden Höhen den westdeutschen Gebirgszug mit den 50 Kilometer langen vulkanischen Zügen in der hohen Eifel bildet.

Der See liegt in der Höhlung, welche aus dem älteren Gebirge ausgeblasen wurde, während um dasselbe ein Wall

Digitized by Google

sich anstürzte, der aber auch verschiedene kleinere Kratter aufwarf; ein Spiegel (+ 275 Meter) ist eisfrei, sein Umfang beträgt 2732 Meter lang bei 1424 Meter Breite und rund 7500 Meter Umfang; die Oberfläche beträgt 3,3 Quadratkilometer, die größte Tiefe 53 Meter. Das Wasser liefern ein kleiner Bach, die Niederschläge und zahlreiche Quellen in dem sonst undurchlässigen Seeboden; es ist klar, farblos und beherbergt vorzüglich Hechtbarsche, die zu 25 Pfund schwere Schleien, Hechte und Barsche. In der Nähe der Ufer ist das Wasser nicht tief, gelbe und weiße Seerosen blühen hier zwischen üppig wuchernden Schilf, das auch den stellenweise mannigfach gebuchteten Ufersaum umfaßt und der Spiegel des See's 6,5 Meter höher; um die Ufer beim Schneeschmelzen gegen Ueberschwemmung zu schützen, war schon um 1160 ein Uferschutzdamm nach der Nette angelegt, der, wenn auch bumbert Jahre später erneuert, doch im Laufe der Jahrhunderte unbrauchbar und daher 1842 bis 1844 durch einen neuen, 6 Meter tiefer liegenden ersetzt wurde. Das durch das Sinken abfließende Wasser treibt eine Mühle. Geologisch und botanisch ist über Schritt in der Umgebung hochinteressant: der Boden eingesunk zwischen Seeufer und Bergen, besonders an der Südseite, wo die Berge nicht so nahe an den See herantreten, ist äußerst fruchtbar, das Klima durch die gebirgige Lage gleichmäßig und milde, da die Winde durch die Hochsummets durch die Verdunstungen des See's und der umliegenden Laubwaldungen gemildert wird. Der Zimmerlang der haben, bewaldeten Berge hat nur im Süden einige schmale Lücken, welche den warmen Winden die freie Zutritt gestatten.

Diese wirthschaftlich günstige und dabei hochromantische Lage auf der breit sonnig ausbreiten Hochebene führte zu früher Besiedelung; schon im 10. Jahrhundert stand auf einem Bergvorsprung an der Südseite, um heute ein Jagdschlauchen in dem dichten Hochwald daß verschwindet, die Pfalzgrafenburg (palatium), und noch heute heißt das umfängliche Gebiet „Die Pfalzen". Um das Jahr 1114. Jahrhundert's erstiftete dort hinzu der Pfalzgraf Heinrich II., vermählt mit Adelheid, Tochter des Grafen von Calamidne, die aus ihrer ersten Ehe mit den Grafen Adalbert von Ballenstädt einen Sohn Siegfried hatte, deren zweite Ehe aber kinderlos blieb. „Zum Heil seiner Seele und zur Erlangung des ewigen Lebens" gründete Heinrich 1093 am Südufer des See's ein Benediktinerkloster, dem er verschiedene Güter in der Umgegend und die Kirche zu Pfalz als Dotation überwies. Die Fundamente der jetzt stehenden gelegten Kloster- und Kirchenbaues waren kaum aus der Erde, als Heinrich II. schon 1095 starb. Seine Nachfolger waren wenige erfreut, und erst am 24. August 1156 konnte die Kirche durch den Erzbischof Hillin von Trier eingeweiht werden, die stärkste noch vorhandene Basilika in Deutschland, eine Perle der romanischen Baukunst.

Der Grundriß zeigt in Uebereinstimmung mit dem gelobten Land am Jordan, Worms eine dreischiffige Pfeiler-Basilika mit zwei in Hallbreiten abgeschlossenen Chören im Osten und Westen, entsprechend doppelte Querschiffe, durch einen dem Westchore vorgelegten, basilikamäßig breiten unschiedenen Säulenvorhof, somit annähernd an das Atrium anknüpfend. Die Gesammtlänge beträgt 88 Meter, die Länge des Mittelschiffes ohne Abschluß 68 Meter, des östlichen Querschiffes 34 Meter, die Breite des Mittelschiffes 9 Meter bei 18 Meter Höhe, der Seitenschiffe 5 Meter bei 9 Meter Höhe, die jede bei westlichen Hauptturmes 42 Meter, der westlichen Rundtürme 34 Meter, des östlichen, oben achteckigen Vierungsturmes 37 Meter, der beiden Chortürme 38 Meter und die mächtige Gesammtlänge 1320 Quadratmeter, etwa ein Viertel des Kölner Domes. Zwischen Mittel- und Seitenschiffen stehen je sechs Pfeiler und Monsterpr Säulchen, wechselt mit Halbsäulen, mittelst platter Gurtbogen verbunden; alle Schäfte sind mit Kreuzgewölben ohne Rippen überdeckt. Der Hauptbau über der westlichen Vierung, die sich allein schon ein Praedikat romanischer Kunst, ist im Innern zu zweistöckig behandelt, daß man im Innern an dieser Stelle einen so mächtigen Turm gar nicht vermutet. Um seinen ersten Stock zieht sich an drei Seiten eine gerichte Galerie mit doppelt gestellten Säulen; auf ihm erhebt sich der um die Breiten der Galerie vorspringt Cornbau mit vier Giebeln, an welche abwechselnd vierseitige Dachpyramiden ansetzen.

Zu den beiden Eingangen der Westseite gelangt man durch das auf drei Seiten treffliche, rechteckige „Paradies", eine Vorhalle mit offenem Arkaden, deren jede drei oder vier Pogenöffnungen zwischen schlanken gekoppelten Säulen und Lisenen, breitnischig-flachen Wänden oder schmalgem Mauerwerk umfaßt. Das Innere der Kirche wirkt mehr durch wohlthuende harmonische Einfachheit als reichen architektonischen Schmuck, den man auch den prächtigen Arkaden gegen die Kirche, den See und die umliegenden Waldhängen bietet. 1862 wurden Klostergebäude und Ländereien an den Jesuiten angekauft, und 1863 siedelten die Scholastiker der Gesellschaft, Philosophen und Theologen, dorthin über, um hier weiterhin ihren Studien zu leben. Die herrliche Kirche selbst dient vorschieden — sie wurden einen Teil des Klostergebäudes zur Kapelle umgebaut, um vorzüglichen Gottesdienst erhalten zu können. Was diese Studienanstalt auf dem Gebiete geistlichen und weltlichen Wissens geleistet hat, wissen alle unparteiisch denkenden Gelehrten zu würdigen.

Die auf der Höhe der Bittenschleife liegende, auch von den Jesuiten Gegnern anerkannte, über die ganze Welt verbreitete Zeitschrift „Stimmen aus Maria Laach" wurde hier von Pater Rudolf Cog gegründet; der gelehrte Kunstschreiber P. Arp und der durch seine Kirchenbauten in ganz Deutschland bekannte P. Tebbarts gehören dem Lehrerkollegium an. Letzterer fand seine Aufgabe in der Gruft der St. Nikolauskapelle im Klostergarten, deren Turm auch dem westlichen Zeitschnitt hinaus, während die Kirche daran stehende Kirche um 1760 zur Postexation der Umgegend erbaut wurde. Als die Studienanstalt in solcher Blüte stand, kam der Thurm des Kulturkampfes und trieb die Männer der Wissenschaft mit dem 1. Januar 1873 ins Ausland.

Wiederum zwanzig Jahre standen die Klosterräume verödet da, bis am 25. November 1892 ein Teil der Benediktinermönche aus Beuron sie bezog, denen dann auch Gabinetsbrüder vom 19. Dezember 1892 die Abteikirche zur Seelsorge überlassen und in der Karwoche 1893 übernommen wurde. Am 15. August 1893 wurde die achthundertjährige Jubelfeier der ersten Gründung begangen und kurz darauf die Wiederstiftung wieder zur selbständigen Abtei unter dem Abte Willibrord Benzler, einem geborenen Westfalen, erhoben. Gegen dreißig Ordensherren sind zurzeit hier, zumeist Gelehrte, Professoren, Schriftsteller, Maler, Musikmeister und so weiter, sowie Novizen, die sich hier auf die Ablegung ihrer Gelübden vorbereiten. Die Gebäude, die Kirche und ihre Ausstattung, die kunstliche Instandhaltung, sowie auch alle sie Eigentümer ob, die bisher Pflicht bisher, soweit als nötig, nachgeholt worden ist, zeigt sorgsam gepflegt und das Gotteshaus im Innern ausbesserlichen will, wobei die musterische Nachgebildung mahrheimlich nur auf bisherigen Mitteln Mönchen selbst übertragen werden wird. Die Pläne sind den Kaiser schon Anfangs Mai dieses Jahres unterbreitet, am 17. Mai war der Kultusminister im Kloster selbst, um mit dem Abte und dem große zur Diskussion anwesenden Fragen zu besprechen, und am 19. Juni hat der Kaiser in Begleitung seiner Gemahlin die Abtei besucht, und nachgesehen Kunstwerke, Einrichtung und dem herrlichen Fleckchen Erde verweilt. Wahrscheinlich ist hierbei die Schlußentscheidung getroffen, und mit ihr auch der bereitstehen Bauwerke in deutscher Gauen binnen kurzer Zeit werden in zugeeignetster Schönheit verbinden, daß der fernen Besucher des Wittelalters, dem wie die tüchtigen Perlen der Baukunst verbunden, auch am Ende des neunzehnten Jahrhunderts der und noch nicht erstorben ist.

J. L. Wagenvoltes.

Zu unsern Bildern.

Seitdem die Sektion Mittenwald des Alpenvereins zu der 2385 Meter hohen westlichen Karwendelspitze einen guten, gesicherten Steig gebaut hat und unterhält, wird der ausschließende Gipfel des Karwendelmassives hat ausschließlich von Mittenwald aus besucht, weniger aus dem Karwendeltal über die Lindhalte und den Kridellar. Der Anstieg von der Mittenwalder Seite bietet dem Touristen außerdem noch den Vorteil, daß ihm bei Ersteigung und Abwerter die mit hohem Wege erreichte gesammte Höhe der Sektion Unterkunft und Schutz gewährt. Der Weg durch das Kridellar wird deshalb jetzt mehr als Abstiegsroute gewählt, da hierbei die Hochbegrenzlichkeiten weniger empfindlich sind. Unser Holzschnitt giebt den Lesern eine Teilansicht aus voyer an Naturschönheiten reichen Route. Am Hintergrunde erblicken wir das gewaltige Karwendelmassive mit seinen westlichen Spitze.

Das Jubiläum ihres vor zwanzig Jahren erfolgten Einweihung begeht in diesem Sommer die St. Michaels-Hofkirche in München, die sogenannte Hofkirche Wilhelms des deutschen Renaissance", wie der Bau von dem berühmten Kunsthistoriker Lübke genannt worden ist. Die pleuhel ausschließende Hauptfassade lädt durch ihre Architekturen, aber in seinem Innern rechtfertigt der Bau diese Bezeichnung nicht. Das gewaltige Tonnengewölbe der Kirche ist 83 Meter lang und 21 Meter breit; an Raumbewung fand es nur hinter demjenigen des Petersdomes zu Rom zurück. Das Innere ist reich mit kunstlerischen und wirkungsvollen Arbeiten ausgestattet, von denen viele zu den schönsten ihrer Art gehören. In der Gruft ruhen mehrere bayerische Fürsten, und auch die sterblichen Ueberreste König Ludwigs II. haben hier ihre Stätte. Der Entwurf des Gotteshauses war das mit vielen Schwierigkeiten verbundene Lebenswerk des Herzogs Wilhelm IV., der den Jesuiten in seiner Hauptstadt sowohl ein Kollegium wie eine eigne Kirche errichtete. Der Grundstein zur letzteren wurde bereits am April 1583 gelegt, doch gerief der Bau wegen Geldmangels wiederholt ins Stocken, und am 19. Mai 1590 hatte gar der Turm ein, obwohl noch durch Schuld des Baumeisters Wendel Dietrich, der mit der Bauleitung erst nach der umgangenen Hochwasserkatastrophe betraut worden war. Erst nach sieben Jahren wurde der Bau unter Leitung von Friedrich Sustris beendet, und die feierliche Weihe erfolgte am 6. Juli 1597.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Straßenangabe — zu richten.

Photographie-Verlag von Jos. Albert in München.

Die St. Michaels-Hofkirche in München.

Digitized by Google

78. Band.
Neunundsiebzigster Jahrgang.
Oktober 1896—1897
Erscheint jeden Sonntag.

Nr. 41.

Über Land und Meer
Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 M. 50 Pfg.
Mit Post-Aufschlag 4 M. 75 Pfg.
Verleger:
Ernst Scheibert in Stuttgart.

Die Flucht.

Roman
von
Ida Boy-Ed.

(Fortsetzung.)

„Mein lieber Freund!
Wenn ich Ihre Briefe lese, kommt mir allemal eine merkwürdige Erkenntnis. Sie scheint, wir leben in einer Zone, Sie und ich. Ja, und wenn es nicht ein bißchen sonderbar wäre, das jemand zu sagen, dessen Stil man gelobt, so möchte ich sagen oder besser fragen: Schreiben wir nicht den gleichen Stil? Beinahe kommt mir die Lust, doch nicht nach Treblin zu reisen. Es ist reizend, Briefe zu erhalten, welche die Phantasie beschäftigen. Man sucht die Stimmung des Schreibers zu ergründen. Man fragt sich: Saß er in stiller Nachtstunde oben in seinem Zimmer bei seiner Lampe, während draußen die Wipfel rauschten? Fiel die Morgensonne auf diese Bogen, und begann er seinen Tag damit, mich zu grüßen?

Ach, die Wohlthat, die tiefe, lösende Wohlthat, daß ich einen weiß, der mir so ganz ergeben ist! Das ist noch eine andre Ergebenheit, als die von Adrian und Phöbe, den alten Anteraps und Madame mère. Lassen wir sie einmal Revue passieren. Adrian von Collas beruft vor allen Dingen erst an seine Scholle, diese unselige, die mit ihrer einen Hälfte im Moor versumpfen und mit der andern zu Sand verpulvern möchte.

Nun, das ist ein bißchen kraß ausgedrückt. Aber ich denke mir, wenn Adrian einmal liest, wird er der Geliebten nicht sagen: „Sei mein, daß ich dich beglücke," er wird sagen: „Willst du mit mir arbeiten, daß Collasborgen wieder hoch kommt?" Braver Adrian! Wie gern

Juli. Originalzeichnung von A. H. Schram.

nehme ich seine Verehrung an, denn sie entspringt nicht nur der Dankbarkeit. Den Freund, als den alleinigen, lehnte schon meine Stellung ab. Ich werde mich einmal nach einer Frau für ihn umthun müssen; wir da oben in unsrer Ecke sind so vom Verkehr abgesperrt, und ein Mädchen mit Geld weiß ich schon gar nicht in der sogenannten Nachbarschaft.

Ich merke, daß Sie Phöbe noch nicht ganz kennen. Phöbe hat mehr als einen Zug von mir. Kann sein, daß es Standesvorglob ist, kann sein, daß es Grabowskisch ist — ich weiß nicht. Es leben, seit ich beobachten kann, nur noch unmittelbare Familienglieder — Onkels und Tanten, die nichts mehr von sich verrieten. Phöbe bewahrt sich auf! Instinktiv natürlich. Sie giebt allen nur ein bißchen Liebe, ein bißchen Dankbarkeit, ein bißchen Verehrung. Das wird einmal alles aufflackern und sich wie ein Flammenmeer über einen ergießen. Wohl ihm und wehe ihm, wohl ihr und wehe ihr.

Für die alten Anteraps bin ich eine Kuriosität, von der sie vorliebe reden, wie Bildergarnituren von einem Familiengemälde ihrer Galerie. Und Madame mère? Ja, die schätzt mich ungeheuer — ich bin ihre Spezies. Es macht sich doch sehr gut für sie, wenn sie von der reichen Gutsbesitzerin de la Fermoire, née (Madame mère sagt nie „geboren") Baronesse Grabowski, als von ihrer lieben Tochter sprechen kann.

Liebes Fritz, ich sauge an zu glauben, daß das Schicksal Sie extra so viel hatte leiden lassen und so wunderlich narrte, um Sie jetzt in mein Leben zu bringen. Und dafür bin ich dem Schicksal dankbar, denn es hat mir damit endlich jemand gegeben, dem ich vertrauen kann. Ich fühle im

Digitized by Google

Gleit oft lange Gespräche mit Ihnen und erzähle Ihnen viel, viel! Wöchentlich ist es auch besser, daß es nur Ihre Phantasiebilder erfassen, nicht Sie selbst.

Wenn ich in der Gondel sige — es ist so ein kaniel, liegenden Stzen — und allein bin, denn Jasperson zählt nicht, ebenwenig wie der Gondelier — dann schließe ich die Augen, höre dem Glucksen des Wassers zu und denke, wenn ich ein Gemälde sein möchte, diese schmeichelnde Dämmerstunde mit lieben Menschen zu bewohnen. Ich war noch niemals hier und weiß deshalb nicht, ob Venedig, wie man sagt, der unvergleichlichste Rahmen für das Glück ist. Aber daß ich hier glücklich sein möchte, das weiß ich.

Ach, welch ein Seelenzustand ohnegleichen, wenn die alten Leiden verstanden und verblassen, und wenn das Herz jittert in dem Glauben: das Glück kann wieder kommen!

Aber ich merke, ich gebe meinen Träumen Wörte — das soll nicht sein. Im Gegenteil segte ich mich an meinen Schreibtisch mit dem festen Vorsatz, mich kurz fort nicht mehr von Herrn Felix Dahlland im Unklaren zu meinen eigenen Geschäften beklommen zu lassen.

Ihre beiden Berichte aus Dalbadich waren erfreulich, aber es fehlte doch etwas: Sie hatten nur knappe Zeilen beigelegt, und diese schienen von einem fremden Menschen zu kommen. Heute abreffiere ich schon wieder nach Trebbin, das ist mir eine liebe Vorstellung. Dort mag ich Sie lieber wissen. Ja ach! aber gehn Tagen kann ich von dort wieder einen Brief haben. Versäumen Sie nichts, nie zu sagen, wo Sie dem neulichen Gretchen Pfodbed, als sie Klümpig sah, Bedeutung gab. Ich meine, der Herr von Klümpig wäre nicht der Neffe meiner Wahl. Mir den Ersten vieler Frauen ist es gottlob, seine tiefe seelische Sache, wie Mädchen ihren ersten physiologischer Vorgang. Einem keuschen, sensiblen Wesen kann es derzagt sein zu erröten, mag sie sich verlegt fühlen oder vor Wonne auswollen. Und ein ganz oberflächliches Mädel ist bei jedem Anlaß gleich in Glut getaucht — sie hat eben bloß so dünne Blutgefäße. So will ich hoffen — nicht, daß Phöbe oberflächlich ist — sondern daß sie als zarte Motivandine auch über einen Gleichgültigen erröten kann. Und wenn Herr von Klümpig gar eiserfüchtig auf Sie werben wollte, hätten wir ja auf unserm stillen Trebbin eine reizende Komödie der Irrungen, über die ich lache, indem ich sie mir entwerfe.

Kennen Sie denn den unglückseligen Zustand, lieber Felix, daß man in seinem Gedächtnis vergebens nach dem Ton einer Menschenstimme sucht, die einem unwiderstehlich war? Alles ist lebendig in den Sinnen verblieben: man sieht vor sich das hitzende Auge, die edle Stirn, den lieben Mund; man erinnert sich der Worte und der besonderen Art sie zu setzen oder hat eine und andre Wort häufige anzuwenden; man weiß genau, mit welcher Handbewegung die lebhafte Rede manchmal begleitet wurde, man hat den ganzen Menschen vor sich — nur das Ohr tönt seine Schuldigkeit nicht! Es hat den Ton, den wunderlichen, tiefen Ton verloren.

Also Sie schreiben bald von Trebbin. Ich zähle die Tage. Gerzliche Grüße an Ihr Fräulein Mutter.

Venedig, den 18. Juni."

*

„Gnädige Frau, teure Herrin!

Als ich Ihren Brief gelesen hatte, erfaßte mich der Wunsch, bei Ihnen sein zu dürfen und Ihre Hand mit Küssen zu bedecken und zu schweigen. Ich bin Ihnen nicht nah und ich darf nicht schweigen.

Im Gegenteil muß ich Ihre Aufmerksamkeit für eine ganze Reihe von Ereignissen erbitten, die ohne Sie nicht zur Entscheidung kommen dürfen. Gelehrt nach erschienen mir diese Ereignisse, als ich sie zuerst, indem ich darin fand, schien mir zugleich, die Entfernung zwischen Venedig und Trebbin verkleinere sich, denn ich bildete mir ein, ich erhöbe Widerspruch für Sie. Denn, nach Ihrem Brief, kommt mir alles so überflüssig vor, so äußerlich. So ganz nebensächlich, im Vergleich zu all den unsäglich beglückenden Stimmungen, von denen Ihr Brief spricht.

Die Notwendigkeit zwingt mich, plump zu erscheinen, wenn ich jetzt von geschäftlichen Dingen spreche und den Namen Klümpig schreibe. Doch ich es gleich sage: der Mann ist emtlarvt, von mir, vor mir allein noch!

Ehe ich das berichte, muß ich aber noch um Verzeihung bitten, daß ich meinen Dalbadicher Berichten nur kurze, höfliche Zeilen beilegte. Ich konnte nicht anders. Es war mir, als habe ich jedes Anrecht an Sie verloren, als sei ich dessen nicht wehr ein leidender Bauner, der Ihnen so fern steht und so fragwürdig ist wie die vielen andern, die Sie schon betrogen oder entlassen oder nur gelangweilt haben. Ueberall in den Sälen und Zimmern von Dalbadich sah ich neuerdings Ihr Bild der Herrin der Ihr so Vertrauten. Und wie war immer, als sei dieser impotente Mann mit dem kalten Blick noch da und verbiete mir, mich Ihnen als Sie zu denken. So begann ich die Stunden zu zählen und vor Unruhe noch Trebbin zu sehen. Als ich abreiste, jubelte mein Herz.

Oben wies ich Tag und Nacht durchgearbeitet. Aber ich hatte in Berlin ein Geschäft; es betraf Herrn von Klümpig.

Daß ich bei der ersten Durchsicht die Bücher in Ordnung fand, wissen Sie schon. Alle Courtsale hatte Bauer Amtrup mit seiner ganz feinen Damenhandschrift dortmer gesetzt: „Richtig befunden. Amtrup." Der alte Herr mit seinem klug lächelnden Gesicht, seinen vielen Fältchen, die wie ein Gewebe seine ganzen Züge durchwirken, seinem schneeweißen Bartkreischen vor den Ohren und seinem vielmals um den Hals strumm gebundenen weißen Halstuch empfiehlt mir Sie. Ich wußte ihm nicht viel sagen, daß seine Revision mir nicht zuverlässig scheint; es hätte ihn beleidigt, denn wenn er so seine Lupe über die Zeilung oder eine Blattseite langsam schebt, nun ja dann, dann sieht er es ja. Daß er doch nur das nicht kann, und schreibt, was Verdienst der Lupe ist, seinen Augen zu. Auch spielt ihm das Gedächtnis seltsame Streiche. Einmal hat er sogar Christian VII. und Friedrich VIII. verwechselt und noch einige andre Friederiche und Christiane, und ich weiß jetzt immer noch nicht klar, welcher königlichen Hoheit Hannemann Hochzeitsgast gewesen. Meiner Amtrup klagt sehr über das abnehmende Gesicht und Gedächtnis ihres Mannes; weil bei ihr andre Sinne schwach werden, bildet sie sich ein, frischer zu sein. Mit sieben Jahren sei sie noch Kopf und Ihren oft sehr dicken Füßen kappt sie im Hause umher und ist in ewigen Sorgen, wie es werden solle, falls auch sie einfinge zu altern.

Doch ich muß diesen Verdrehten, wirklerlichen Paar meinen Verdacht nicht beibeach, werden Sie begreifen.

Ich saß manche Nacht und rechnete. Neben mir lagen die Scheine, die Herr Jens Aarborp an Tondern herüber ausgestellt hatte, und vom Herrn von Klümpig, Verwalter, für Rechnung der Herrschaft Trebbin so und so viel Sack Weizen, Roggen und Hafer gekauft habe. Die stimmten aufspfälter mit den Notierungen der Bücher. Ich habe auch die heutige Handelszeit des Jens Aarborp an; er gilt noch immer den Zügen, welche Altere Aarborpsche Schrift tragen, deren sich wenige aus der Verwaltung wahrscheinlich. Seit ihr Besitzer verstarb. Auch das Jens Aarborp immer noch dieselben Formulare, an deren Kopf in etwas altmodischen Druck steht: „Jens Aarborp, Getreide, Kohlen und Kolonialwaren. Tondern." Die neueren Formulare scheinen etwas glatter und weißer im Papier auszusallen. Und einige Abends, als ich sie zum handwerksmäßig hilflos anstarrte, fiel mir plötzlich etwas auf!

Rechnungen und Geschäftsformulare pflegen unten in feinstem Perldruck die Firma der Papierhandlung oder der Druckerei zu tragen, in welcher sie hergestellt wurden. Auf allen älteren Formularen stand deutlich und die Firma des Druckers von Tondern. Auch nach auf den ersten, die Klümpig sich von Aarborp hatte ausstellen lassen. Dann stehe plötzlich dieser Firmennennung. Ich legte Formulare auf Formulare: die neueren waren etwas kürzer, so viel, daß gerade eine Papierschere unten ein Streifchen abgeschnitten haben konnte, um die Firma zu entfernen.

Das Erregung machte mein Herz und feuchtete sich meine Stirn. Mit zitternden Händen nahm ich Blatt für Blatt vor. Immer das gleiche Resultat. Ich fand vor einem Mißtel und fürchtete, es niemals lösen zu können.

Da sah die Belege zurückbehalten konnte und dachte, um sie den Rechts einzuverleiden, die Bücher aber zurückzugeben hatte, da er sie weiterschauen mag, wandte ich mich zunächst wieder diesen zu.

Und mit einem Male entdeckte ich etwas, das so frech und raffiniert zugleich war, daß ich meinen Augen nicht traute. Sie, gnädige Frau, der die Buchführung mit ihren technischen Ausdrücken ein unbekanntes Feld ist, oder doch eines, darauf Amtrup es zwei Jahre nicht, daß es es nicht kennt ich. Er hat die Transaktion gesehen, die Klümpig der Debet- als die des Kreditseiten; die einen hat er vermindert, die andern erhöht. Die Schlußbalation jeder Seite ist stets dieselbe. Oben auf der andern Seite hat er sie einfach geändert und eine höhere Summe auf der Debet- und eine kleinere auf der Kreditseite eingetragen. Nicht regelmäßig. Bald auf diesem Konto, bald auf jenem, kann ein ganz Seltene zur nicht, besonders nicht, wenn unten die Schlußsumme eine runde, leicht in die Augen und ins Gedächtnis fallende Summe war. Ich muß gestehen, diese Borrechnung ist von genialer Einfachheit! Er hätte doch noch gehn Jahre unbemerkt fortsetzen können, um so mehr, als die unterschlagene Summe im ganzen nur klein ist und im ersten Jahr breitwarten, im zweiten beträchtlich anschwillt und im dritten. Ich ist sogar eine kleine Nebensache des Betrugs gewesen. Und von Jahr zu Jahr wuchs da die Sicherheit; der Revisor würde sich langsam daran gewöhnt haben, daß die Bestandsziffern stets ein wenig erhöhen. Die Einnahmen sich ein wenig verringerten. Denn diese Fälschungen befinden sich klugerweise nicht im Hauptbuch — das von sorglicher Hinterhand frei ist — sondern in den Journale- und Kassenbüchern von Trebbin selbst, sowie von Borwerk Zöthoob, betreffend Löhne, Anschaffungen, Handstand, Ställe, Meierei, Kostenstelle — und Debitoren- und Schemverkäufe kommen mit ihren einfachen, großen Summen direkt in das Hauptbuch.

Diese Entdeckung machte ich am 27. Mai, in der Nacht des Tags, nachdem ich Ihnen das letzte Mal von Trebbin schrieb. Ich sage nie, daß ich mir durch eine Depesche von Ihnen Befehle einholen könne. Allein ich sagte mir auch, daß ich den betrügerischen Unternehmungen noch nicht ganz auf den Grund sei, daß es noch galt, die fortgesetzten Mach Manns aufzuklären, die der Getreidehandel seit zwei Jahren anwende.

So begann ich mich und gab Herrn von Klümpig am andern Morgen die Bücher zurück. Ich sagte ihm, ich habe die nicht unterschrieben, weil ich die Genehmigung des alten Amtrup zu sehen wünsche und daß nur vierteljährlich ihm unsere, sie seien indes in einem Zustand, zu welchem ich ihm beglückwünsche. Da die Menschen aus unsern Worten nur das entnehmen, was sie wollen, und nicht das, was wir hineinlegen, hielte mich auch Herr von Klümpig mit bitterem Sinn meiner Redekunst.

Im Laufe des Tages trat ich in sein Bureau ein; es gefiel, um sich seiner Bibliothek vorführen zu Trebbin geschrieben, ein Werk über Flegelfabrikation zu suchen.

Hier schrieben mir stummen Sie, und ich muß eine kleine Abschweifung machen. Jedenfalls, wenn ich vom Trebbiner Hof den Weg hinter dem Park herum nehme, der nördlich auf hinwegen nach dem Borwerk Zöthoal führt, machte ich eine Spekulation. Sie erinnern sich vielleicht an den Weg; er ist sehr lang, und rechts und links lagert Brombeergestrüpp; dann führt der Weg recht hinan, um von der Höhe des Hügelrandes eine magische, leffeierartige Fläche Niederung zu durchschneiden, die schwindelig gewinnen. Da wachsen nicht recht etwas. Der Boden ist zu schwer, es besteht sich eine Lehmgrube dort, und welche wir den Lehm holen, der auf dem Gut aber im Dorf gebraucht wird. Dieser Lehm ergibt mich auf. Ich sah auf seinen Bruchflächen die Fasche, deren ich mich von der fürstlich Wekingschen Ziegelei der genau erinnerte. Die lag nicht weit von Freyjerplatz, wenn wir Kinder, wenn wir in den Ferien mit den Soldaten hinausgezogen waren, zammelten uns da herum, und ich übe Wildbauerkünste, indem ich auf Lehm Tiere und Besen zu formen versuchte. Alle, sagte ich mir, sollten da nicht ungefähren Schütze liegen?! Wenn man eine Ziegelbrennerei dante! Adrian lachte mich aus und sagte, der Lehm tauge zu nichts als zum Ofenschirmen; immerhin verbiete er ihn auch, denn wenn es sein Lehm wäre,

Digitized by Google

würfe er ihn auf seinen Sandboden. Aber die Farbe von der Wiesinghecken Hypothek stand vor meinen Augen! Ich beschloß sumächst etwas zu thun, das geringe Kosten verursachte und eigentlich selbstverständlich war: ich wollte eine Probe mit nach Berlin nehmen und von sachverständiger Seite chemisch untersuchen lassen.

Bei derzeitigen Preisen hat man das Bedürfniß, sich zunächst auch einige Kenntnisse anzueignen. Ich, der Langwitz, ob in der Provinz Sachsen oder, welche die eine Wand seines Arbeitszimmers einnimmt, etwas über Ziegeleien zu finden sein werde. Er meinte, nein. Ich ging als Bänder und suchte selbst. Es verlautete, daß in Schalkau, Sonneberg, tische Ziegler und „Neumann, Ueber den Backsteinzu finden. Ich erfuhr darin den Beweis, daß sich hier schon vor mir jemand mit Gedanken über den Lehm getragen hatte. Und da ist einmal vor der Bücherwand stand, suchte ich auch gleich das Werk, das Adrian mir zu landwirthschaftlichen Symbolen empfohlen. Wenn es nicht da war, wollte ich es mir in Berlin kaufen. Aber sowohl Settegast wie Krafft waren da. Ich nahm mir also „Settegast, Die Landwirtschaft und ihr Betrieb" unter den Arm. Er sah sehr zerlesen aus. Herr von Langwitz, der mir heute suchen helfen, empfahl es mir lebhaft; er selbst schlage oft darin nach.

Am Abend saß ich, wie alabendlich, wenn ich nicht das Glück habe, an meine treue Gerda Briefe zu dürfen, vor meinen Büchern. Ein Wort, das uns neu ist, aus dem wir zu lernen haben, durchblättern wir gemeinsam einmal spielend. So andelte ich — anderes kann ich es nicht nennen — auch mit dem „Schaller" dann mit dem „Neumann", dann das neue Project reizte mich, ich gestehe es frei, mehr als die ältere Pflicht, meine landwirthschaftlichen Kenntnisse zu vermehren. Endlich griff ich nach dem Settegast. Die Ränder seiner bedruckten Seiten sind voll von Notizen. Man sieht, das ist ein Buch, welches tief und fort der Arbeit dient. Und wie das so geht, haben die, welche es benutzen, auch sonstige Spuren darin gelassen. Hier ein Schreiben von Tabak, dort ein leeres Couvert mit Aufschrift an Lüdenitz. Hier ein schmales Zeitungsblatt, das alle Letzgeehren gedient hat. Und mit einem Male sehe ich, eingeknickt in ein mikkrikisches Dreieck, ein schmales weißes Streifchen; zwischen den Broschüren liegt es und ist es da eingerückt, als ob man sich Buch einmal eilig schlug und das darin liegenden Streifchens nicht achtete.

Ich strich es sorgsam glatt. Sofort sah ich, daß in der Mitte dieses nichtige eine Bleistiftnotiz auf breiten Streifchens zu lesen stand: Gebrüder Schulz, Berlin, Kommandantenstraße.

Dieselbe fieberhafte Erregung überfiel mich, die an Abend meiner meine Hände zittern gemacht hatte. Ich nahm eines von Jens Nardorpf Formularen heraus, die ich noch in meinem Schreibtisch bewahrte.

Das Streifchen paßte und war erstaunlich von dem Formular geschnitten.

Ich stand vor zwei Fragen: weshalb hat Herr von Langwitz von den Jens Nardorpschen Formularen die Druckereima gekommen? Weshalb läßt Herr von Langwitz Formulare in Berlin und nicht mehr in Tondern drucken?

Daß ich in dieser Nacht nicht schlief, versteht sich von selbst.

Am andern Morgen um fünf Uhr befahl ich, daß man mir das sogenannte Verwalterwägelchen anspanne. Wegen dieses bescheidenen Fuhrwerks ist immer ein Streit. Wie werden es begreifen, meine gnädige Herrin, daß ich die Herrschaftswagen nicht benutze. Meine Reitstunde werden allerdachlichen so weit verwalkommen sein — dank Adrian — daß ich auf dem braunen Rapp alle Morgen unternehmen kann. Einzuweilen bedurfte ich, um nach Collasborgen aber sonst in die Umgegend zu kommen, wenn ich Zeit sparen wollte, des kleinen offenen Wagens, den auch Amtmann und Pfarrer zur Kirche nehmen. Jedesmal ließ mir Herr von Langwitz dann mit zwei Hülfsleuten sagen: der Landauer und das Jagdeinspannen seien zu meiner Disposition; das Wägelchen brauche er. Ich sollte durch Rücksichtigkeit oder aus Verlegenheit dahin gebracht werden, mich unbeschieden anzuspielen.

Auch heute mußte ich Schwierigkeiten. Herr von Langwitz, der gerade von einem frühen Inspektionsritt heimkam, sagte, daß er allabend das Wägelchens bedürfe, daß ich, wenn ich nach Tondern wolle, um nach Berlin und Dalkastadt zu reisen, viel zu früh sei. Mein Zug gehe erst nachmittags, und so weiter. Und diesmal wollte ich nicht aufzurumpfen.

Es fuhr ich denn in Ihren leichten, reisenden Wagen und mit dem Jahelleingespann nach Tondern. Ich fuhr selbst und mache mir immer aus, daß ich vielleicht in wenig Wochen das Glück haben werde, Sie auf diesem Wagen hier Sande zu führen. Darüber vergaß ich fast meine peinliche Mission und war überrascht, als wir nach vier Stunden im Städchen ankamen.

Ich wandte mich Nardorp ohne Umschlande von einer Magd, die Wasserstuben über die Steinstiegen der Einfahrt goß, in die eine Stufe hoch gelegene Wohnstube des Herrn Jens Nardorp gelassen.

Er sah noch frühstücken, hatte einen Korallschaps und einen holsteinischen Käse vor sich stehen und ließ sich seinen Augenblick stehen.

Sa, Herr Jens, sagte er, als ich mich vorgestellt hatte. „Setzen See sich dual. Das heißt, nehmen Sie man breift Platz. Mudder, dal mal for Herrn Dahland nach 'n Glas. See drinken doch 'n lütten Kümmel? Mudder, du kannst ok 'n bitten Wust bringen."

Im Hintergrund der Stube hatte eine Frau gestanden, mit einer großen Morgenmütze, einem roten Gesichte und einem Mann. Morgenrock, die mich ungeniert anstah. Nun ging sie erst an den Geschrank am Fenster und holte ein dicken, gegossenes Kümmelglas heraus, dann ging sie an den weißen Glasschrein hinten in der Stube, öffnete sich und entnahm dem Ofenloch eine Wettwurst.

„Da bliewt see frisch in. Son Abenlock ist ok'n Jökeltier. Na, Mudder, see verdrückt man."

Ich setze mich dem Gastfreie gegenüber, denn Herr Jens Nardorp stronte auf dem Wohnsaerfa.

„Seggen Se mal," begann er und hielt sein Messer und die Wurst vor sich auf dem Tisch ruhend, „Dahl, wat bebben Se mi gesmitt da up Trebbin verkoren! So'n Verwalter as dissen Langwitz hebben se ha buten wich hatt, ist de Stunderborgsche Tiems. Sie möten wissen, Herr, daß ich da schon sin'n lütte Emigkeit in Geschäftsverbindung mit steh'. Dad zählt nicht nach Jahren, dad zählt nach Jaluenden!"

Jens Nardorp interessierte mich ungeheuer. Die kleine, derbzugenreiche Erscheinung wirkte aber doch nicht komisch. So etwas von Hölflichkeit sah ich noch nie. An dem Mund, der einer Briefkastenöffnung an Hellen gleichl, seine Redewendungen von den schwarzen Hintergrund; tiefe Züge umgeben im Halbrund den Mund von den Nasenflügeln her. Und dabei dad der Mann gutmütig lachende Augen und so viel Selbstbewußtsein, daß man sicht: dem imponiert nichts!

Nicht einmal Sie, gnädige Frau! Aber man muß es ihm verzeihen, man kann nicht anders.

Weil Sie in diesen Jahren mit Trebbin in Verbindung standen, geehrter Herr," sagte ich sehr höflich, „bin ich gekommen, um Sie endlich zu begrüßen. Also ich in Trebbin zu suchen habe? Ich bin dort auf Besuch bei gnädigen Frau, um noch und nach die Oberleitung zu übernehmen und die Bericht über ihre Güter zu erstatten."

Er schüttelte den Kopf und trank erst einen.

„Eigenes Fabrikat," sagte er, „da wutt bebben Se noch mid drunken! Prost. So, also Oberleitung? Denn muß sich die Gnädige da 'n einsahen Entspetter zunehmen ze Herrn. Herr Gerrn von Langwitz is dad ja so'n Zummitung, pläglich 'n Oberaufseher zu kriegen. Aber Weiderkraut! Weiderkraut! Ik seg dat immer! Da is kein Direktschien nich in. Sie hatte Ihr Mann nehmen sollen, sie seiegt da woll nach zehn zur einen. So'n Mittwenschaft, das is nich. Wie Sie wich da sehn, hab' ich auch bei meine Frau eingeheiratet. Sie sah da mit'n Oberziehhandel und das Dalg, und die Kurre kam in pähpahh in 'n Dreck."

Daß ich diese Richtung des Gespräches nicht verfolgte, werden Sie begreifen. Ich fragte:

„Als Herr mich von Ihnen, der Sie doch Autorität sind, Herr von Langwitz loben zu hören. Sie halten ihn auch für tüchtig?"

„Ee!! Dat is 'n Firm. Der schreibt fort, und das sag' ich Ihnen, Herr, ohne Forsichtig is kein Geschäft wird zu machen. Ich bin keiner von die, die aufs Neumodische schimpfen! Sehn Sie sich doch einmal nachher in meine Dekelkartoffeln um: da hab' ich 'n Artifikator von allerneueste Konstruktschion. Kosten 5e doch blot rund de Wust. Dat is nu mal Mudder ehr Forsicht."

Er schob mir die Wurst hin, die wie ein langer Knüppel zu beiden Seiten weit über den Tellerrand hand.

So ging es weiter. Ich hatte bemüht seine ganz selbstgefällige Lebensgeschichte mit in den Kauf zu nehmen, bis ich herausbekam, was ich wollte. Trotz meiner Erregung hatte ich aber doch ein Bewußtsein, daß ich zu beobachten, und daß Herr Jens Nardorp alle neuen Fremdworte, die er bei dem Bericht über seine technischen Betriebe brauchte, mit großer Umständlichkeit, aber ganz richtig aussprach, wahrend er sonst, wie zu seinen angewandten Sprachfehlern gehörten, auch das greulichste aufhandelte.

Allmählich erfuhr ich denn: Herr von Langwitz genießt — mit Recht — hier Ruf eines tüchtigen und tüchtigen Landwirtes; Herr von Langwitz gilt — erstaunlicherweise — als ein Mann, der beim Verkauf seines eigenen, westpreußischen Gütchens seine ginanzgenossen Wort gereitet und sicher bleibt hat; Herr von Langwitz wird als der künftige Gatte der Pfoke Gradowski betrachtet, für welche Sie, um den Makel ihrer Geburt vollends auszulöschen, einen adeligen Gatten ausgesucht haben, der seinerzeit Lombard ist, dem Sie wollen dem Paar später Trebbin übernehmen.

Auf meine vorsichtig eingeflochtene Frage, ob Herr Jens Nardorp Vertreter zum Geschäfter Langwitzens habe, sah der Mann mich starr an.

„Kharakter!" sagte er, „zeat will ich die Charakter von unser Lüd an! De Hauptsak is: kann de Mischt arbeiten?! Kann he sich arbeiten, kann he sich ein de schönste Charakter nig, da lacht he den Hund von Aben mit. Un wat an Langwitz is, de kann arbeiten. De letzten beiden Jahren hat Trebbin sein wat bradt. Freilich die Witterungsverhältnisse waren so private, peima. Aber ganz allein kann der liebe Gott zu auch nich alles machen. Da muß nachgeholfen werden, Herr! Wer's besser hätte mit die neuen Erfindung mit den künstlichen Dung und die andern Chemikalien."

Also die letzten beiden Jahre waren nicht nur gut gewesen, sie hatten ein glänzendes Resultat gehabt! Die Unterschlagungen hat vermutlich viel höher, als wir annahmen.

Ich war ganz blaß geworden, ich fühlte es selbst, auch wenn Jens Nardorp mich nicht so sonderbar angesehen hätte.

„Ich reise nach Berlin, Herr Nardorp," sagte ich, „haben Sie noch zu besorgen. Es würde mich freuen, wenn ich Ihnen gefällig sein könnte."

Nee. In Berlin is allens Swindel. Da hev ik nig her to besorgen," erwiderte er und schnitt sich die letzte aber gewiß Scheibe Wurst ab.

Und dann bissen Sie Ihre Bestellungen und Mitteilungsformulare in Berlin drucken?" fragte ich ihn.

„Ick! An Berlin? Nee. Herr. Sie schon nu so klugmi, ab de Baakkiener klug in Tondern druckt Sie kein Minsch in ganz Berlin meine Firma."

„So, ich glaube . . ."

Ich hand auf.

„Legoen Se mal, Ihnen is ja woll mich recht ibel," meinte Nardorp mehr geringschätzig als wohlwollend.

Als wir uns trennten, war meine Ahnung wo ihm jedenfalls größer, als seine war mir.

Ich hatte eine Individualität gesehen; er sah in mir nur einen unnützen Projesser aus Trebbin. Auch hatte er mich nicht den Hochelleingespannt vorfahren sehen. Dies Fehlte ihm ein ungeheures Vorurteil ein, ich merkte es wohl. Braver Mann!

Nachher sah ich im Hotel in Tondern und schrieb einen langen Bericht an Sie, gnädige Frau. Daß ich entschloß mich über alles noch zu schweigen, bis ich Langwitz' Handlung völlig klargelegt sah, wird gerisß den Beifall finden.

An Berlin — sollten Sie es wohl glauben! — lief ich zuerst zu dem Sachverständigen mit meiner Lehmprobe, um auf der Adreßtr von Dalbastk dann das Resultat zu erfahren. Der zweite Weg galt der Firma Schulz in der Kommandantenstraße. Der

Digitized by Google

ließ sich nach einigem Hin und Her und dem Nachschlagen im alten Beichtbuch unschwer feststellen, daß die Formulare mit der Firma Jens Rasdorp auf Oröre des Herrn von Längwitz angefertigt worden waren, der sie für seinen Freund präsumerando bezahlt hatte. Die fertiggestellten waren dann an eine Firma von Längwitz, Bülowstraße 10, Hinterhaus II, abgeliefert worden.

Hiernach scheint jeder Zweifel ausgeschlossen: alle Scheine des Jens Rasdorp sind seit zwei Jahren von Längwitz verrechnet und gefälschte an deren Stelle gesetzt worden.

Ferner ist zu vermuten, daß Herr von Längwitz das unterschlagene Geld sicher angelegt hat — daher das Gerücht, daß sein Gutsverkauf noch vorteilhaft für ihn abschmitt. Er wird es selbst ausgestreut haben, hatte ans Gerücht, bald um den Besitz von Papieren zu erklären. Wir schien sogar, als ob Rasdorp wußte, wo Längwitz seine paar Nullen, wie Rasdorp mitleidig sagte, angelegt hat. Nach das Gericht, daß er für Pfuhle Grundstücke zum Gatten bestimmt sei, wird er selbst auszustreuen gewußt haben.

Und nun entscheiden Sie, teure gnädige Frau! Soll ich Herrn Justizrat Wörmbse herteleggraphieren? Soll ich selbst Längwitz mit der Entdeckung überraschen? Soll ich ihm eine gerümschte Entfernung zwischen, falls er das unterschlagene Geld herausgiebt? Soll ich die Behörde in Tondern benachrichtigen? Wie ich Sie zu kennen glaube, werden Sie jeden Rat schen zu vermeiden wünschen.

Längwitz ahnt noch nichts. Ich kam Sonnabend gegen Abend an, mit einem in Tondern gemieteten Fuhrwerk. Sonntag morgen ging ich in die Kirche; seit Mittag schrieb ich einige Stunden, bis Adrian kam, um das Resultat der Lehmunterfuchung zu erfahren. Und heute, Montag morgen, schreibe ich weiter an diesem Bericht,

Ernste Jaconi, der italienische Tragöde.

welcher der längste ist, den Sie wohl je erhalten haben.

Er soll aber nicht mit so häßlichen Dingen zu Ende sein. Wenigstens will ich noch die erfreuliche Thatsache anführen: es ist etwas mit dem Lehm! Der Sachverständige erklärt ihn für erste Qualität und rät, falls das Lager tief und groß genug, zum Bau eines feuerfesten Ringofens, der fünfzehn- bis zwanzigtausend Mark im Jahr bringen kann. Daß frühere Untersuchungen ein andres Resultat gaben, kann daran liegen, daß nunmehr eine vorgelagerte, minderwertige Schicht verbraucht ist. Ich habe den Sachverständigen zu Vermessungen und Bohrungen an Ort und Stelle nach Trebbin eingeladen.

Adrian ist außer sich vor drolligem Neid und herzlicher Freude. Er hätte sich lieber diese Goldgrube auf seinem Grund und Boden gewünscht, aber er gönnt mir die Genugtuung, falls es etwas wird, daß mein Aufenthalt in Trebbin sein nunmehr war.

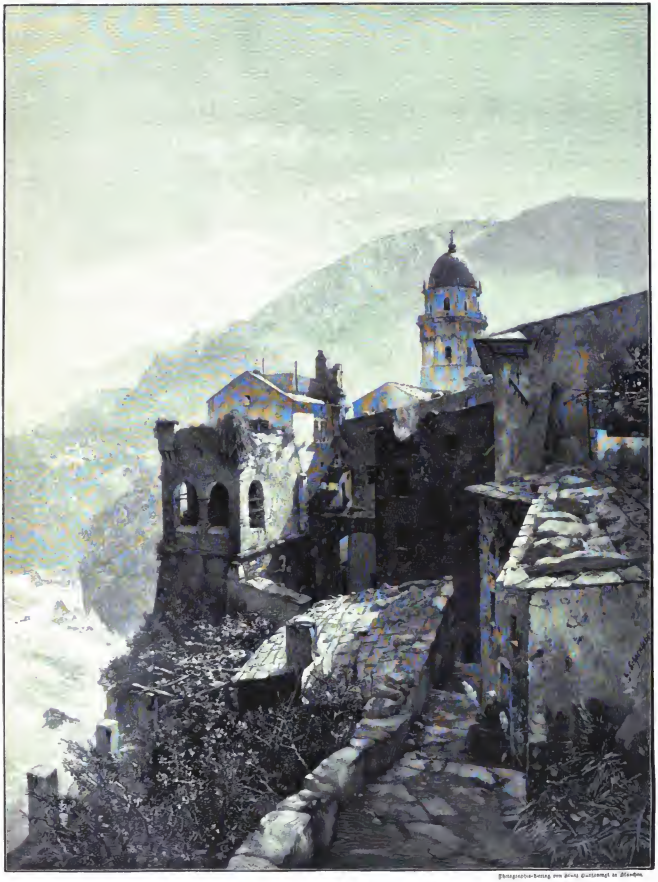
Am Sonntag morgen ging ich zu Fuß nach dem Nachbarsdorf hinüber; auch all den benachbarten Meiereien war es mir ein Bedürfnis. Der Jasmin blüht jetzt, und die ganze Luft riecht davon nach Erdbeeren. Der Klima summte lustig, und die Birnen blühen; köstlich wie Mohagonitöne liegt es über ihnen, daran haben die Blütenbolden des Sauerampfers schuld.

Nur auf dem Lande versteht man das tiefe, schöne Wort: Herzgeschrifte!

Ich kam viel zu früh und hieg zwischen den Obstbäumen umher, die sich nun den klotzigen Mistbeetbau mit seinem viereckigen Turm aus Fensterrinnen teilungen. Der helle Mörtel, mit dem die Fugen zwischen den ungleich gefornten Steinen ausgestrichen sind, gibt dem Mauerwerk etwas Mosmacierten. Es sieht mir als seltsam auf, daß die Obstbäume hier sehr hoch und schmal sind. Oben auf ihrem Rücken tragen sie, gleich Mähnen, wahres Blumengeflecht. Und ein Stein oder Kreuz oder keine Holzsäule, neben denen nicht eine Trauerweide, eine Eiche, ein Schneeballbusch oder ein Rosenstrauch großkraut ist. So kann man nur mühsam da herumklettern und die Namen lesen.

Eine Liebeserklärung. Nach dem Gemälde von P. Bedini.

Digitized by Google



Photogravüre-Verlag von Brisy Gurlitt vormals W. Bleuden.

Riviera di Levante. Nach dem Gemälde von G. Schönleber.

Digitized by Google

Ich las auf einem grauen Sandstein den Namen:
Frenje Amtrup
1 Korinther 13, 8.
Der jungen Phöbe heimgegangene Mutter!

Der Grabhügel war eng von lila Iris umfunden, und oben auf ihm blühte, was jetzt nur schon irgend blühen mag. Die Trauerweide ließ ihre feinen grünen Zweige tief über den Stein hängen, der Phöbi pendrete die leichtbewegliche sanft hin und her.

Ich fand nach und nach sonn, als Phöbe herankam. Sie hatte ihr helldunes Gewand hochgeheben und schritt vorsichtig zwischen den Gräbern, denn der Tau lag noch in den Gräsern. Und in der Linken, zwischen denselben Fingern, die die blauen Kleiderfalten zusammenrafften, hielt sie einen Gesangbuchstrauß.

„Sind Sie wieder da?“ sagte sie freudig und nickte mir zu. „Adelon hatte so viel Heimweh nach Ihnen, daß es mich vielleicht gerührt hat. So lange waren wir doch auch bloß wir beide Jungen — er und ich.“

„Aber Herr von Längwig ist doch auch da,“ warf ich ein, mich Ihrer Sorgen erinnernd.

Und wahrhaftig: sie errötete wieder.

„Herr von Längwig, der ist doch nicht jung — so wie wir, mein' ich — zum Lachen und Lustigsein! Das mag man doch auch mal. Und — und — und überhaupt, ich weiß nicht, warum Tante Gertrudine überhaupt ihn hergeschickt hat und ihn noch da läßt, wo Sie doch hier sind.“

Es ist ohne allen Zweifel, daß Phöbe nicht unbesungen bleibt, wenn die Persönlichkeit des Herrn von Längwig erschient oder besprochen wird. Aber daß Phöbe in ihn verliebt sein sollte, kann ich mir gar nicht denken. Ihre Augen leuchten zu sehr, wenn ein andere Name genannt wird, der, den sie auch am häufigsten im Munde führt!

Nun legte Phöbe die Blumen, die sie aufgebrockt, zwischen die andern, die von ihr gepflanzt da blühten. Dann stand sie still zu Häupten des Grabes, die Hand leicht gegen die Kante des Steines gestützt.

„Später werde ich Mama eine neue Rosenlorte verzogen, die ich gezogen habe. Mama hat Rosen besonders geliebt, zumeist weiße,“ erzählte sie.

„Mein Gott — ich war verliebt. Ich erzählte einer kleiner Mensch, ich war verlegen! Ich dachte, diese Mutter, welche nicht die Gattin des Barons von Grabowski geworden, daß ist ein Weiben, von dem man nicht spricht, das man Unwürdig bewundert, stumm liebt, im geheimen heilig hält. Ich dachte, da sind Blumen, und an die liebt man nicht.

„Die haben Ihre Mama noch gekannt?“ fragte ich unsicher.

Phöbe sah innter in die feine Blumenumrandung hinab, und daß dort, sinds da entfernte sie, sich tiefrot, ein weites Blättchen, eine Knospe, eine verblühte Blume, worun ich denn sah, daß sie mit dem herrschenden Bild der Göttermein ihre Pflanzung bedachten, während sie mit mir sprach.

Ich mein, Mama starb, als ich ein paar Wochen alt war. Sie war sehr glücklich gewesen, so glücklich, wie Großmama es heute auch nicht begreifen kann. Sie hat meinen Papa so sehr geliebt mit ihr ganz leidenschaftlich gefunden. Go ist traurig, daß sie nicht beisammen ruhen. Aber Papa gehörte wohl in das Grabowskische Familienbegräbnis — das sind so Sachen! Obendo, daß er Mama nicht heiraten durfte, weil sie keine adlig war, das Majorat behalten — es war Familienzwang. Mama wollte auch nie ihm hungern und jede Armut tragen. Aber ehe auch alles entschieden war, starb Mama. Sie verzichtete sich in Schönheit nach Papa, der fern war und mit der Familie verhandelte; sie war zu zart und konnte keine Erregung aushalten. Ach, Tante Gertrudine war damals noch keine zehn Jahre alt, somit hätte sie Mama Verbitte gerufen, und alles wäre gut geworden. Der arme Papa hat dann das Majorat doch nicht mehr lange gehabt, er starb sechs Jahre später. Ich kann mit bald denken: er mußte ihr nach, die er so sehr geliebt. Ich möchte auch nicht mehr allein in der Welt leben, wenn daraus fort ist, was ich am meisten liebe. Es war schön von lieben Gott, das lagt Großmama auch, daß er sie oben bei sich im Himmel so bald wieder vereint hat. Ja, es geht eben nicht immer nach dem Herkommen. Der liebe Gott kann so auch seine Absicht auf Familienfopungen, Majorate und Standesunterschiede nehmen, wenn er will, daß zwei sich lieben sollen. Alles ist doch sein Wille ... O, an Papa erinnere ich mich ganz genau. Er kam oft nach Treddin. Er war sehr groß und dunkel, er sah ganz anders aus als Tante Gertrudine, aber er hatte auch so was Großes, Machtvolles, Verschiedenes. Er trug mich oft auf dem Arm im Park umher, aber er ließ mit mir auf der Bank unter den Pappeln. Einmal, als war bei seinem letzten Besuch, hielt er mich da auch auf seinem Schoß und drückte meinen Kopf fest gegen seine Brust. Ich fragte: „Papa, weinst du?“ Er antwortete nicht gleich. Dann sagte er leise: „Phöbe, hier war es, als deine Mama Sternenschnee, die Sommerblumen.“ Später dah' ich mir's wohl gedacht; da hat er der Mama seine Liebe gestanden, deshalb war er so sein Lieblingsplatz. Großmama mußte oft mit mir dahin, da erzählte er die immer wieder, wie Papa damals war. Deshalb ist es mir so deutlich geblieben. Aber jetzt gehe ich nie mehr hin — mir ist, als habe ich da Angst — so merkwürdig — mein, mein ...“

Sie schwieg. Ihre Augen sahen in unbestimmte Fernen.

Holdes, naschuldsvolles, glückliches Kind!

Du nennst es Gottes Wille. Andre nennen es die Naturgewalt der Leidenschaft.

Lassen Sie auch mich jetzt schweigen. Mein Herz ist schwer.

O, wären Sie hier — o, könnte ich vor Ihnen knien — dort, wo die Pappeln raunen und der Sonne glüht ... Felix.“

(Fortsetzung folgt.)

Ernährungsweise und Intelligenz.

Von

Wilhelm Haacke.

Wer hie und da Gelegenheit nimmt, einen Vegetarianer in seine Lebensweise preisen zu hören, wird öfters die Wahrnehmung machen, daß dieser die Verbreitung einer pflanzlicher Nahrung für besonders menschenwürdig hält und demgemäß auf einer höheren geistigen und sittlichen Stufe zu stehen glaubt, als derjenige, welcher gelegentlich oder doch wenigstens gewohnheitsmäßig der Fleischnahrung huldigt. Wie weit Vegetarianer, die derartige Anschauungen hegen, im Rechte sind, dürfte zu untersuchen sein, wenn wir folgenden unter Augen sehn. Wir müssen uns indessen auf die Frage beschränken, ob der von Pflanzennahrung bedingte geistig höher zu stellen sei als ein Verehrer des Fleischgenusses. Wir müssen uns darüber, ob er auch sittlich höher steht, wollen wir besonders absehen, weil auch hier Mensch und Material zur Lösung unserer Aufgabe wenig taugen, da sie Extreme sind. Dabei wird Aufsehen über unsere Frage gehen kann, fällt sich schon deshalb von vornherein erwarten, weil Tiere verschiedener Nahrung sind im Besitze höherer oder in geistiger Beziehung, das heißt rücksichtlich ihrer Intelligenz, auf verschieden hohen Entwicklungsstufen stehen, und weil sich die Tiere einzelnen in Bezug auf die Beschaffenheit ihrer Nahrung in verschiedene Gruppen stellen lassen. Demgemäß kommen wir unserer Frage die bestimmtere Form geben, ob, und im Bejahungsfalle, wenn wir uns auf die Klasse der Tiere nach der Abstufung ihrer geistigen Entwicklung mit einer Einteilung nach ihrer Nahrung zusammenstellt, ob etwa Tiere, die mit einer Pflanzennahrung von bestimmter Höhe stehen, vorwiegend oder ausschließlich Pflanzen- oder Fleischfresser sind, oder ob sich in Bezug auf diesen Punkt keine allgemeine Regel aufstellen läßt.

Um unsere Frage richtig zu beantworten, dürfen wir nicht willkürlich ganz verschiedene Tiergruppen miteinander vergleichen, zum Beispiel Säugetiere mit Vögeln oder Tiere mit Schmetterlingen, sondern wir müssen beider innerhalb einer und derselben größeren Tiergruppe verbleiben. Zu unserm Zwecke genügt es, wenn wir uns auf die Klasse der Säugetiere beschränken, zumal der Mensch zu dieser Klasse gehört. Dabei darf man allerdings nicht alle Angehörigen einer Tiergruppe als gleich begabt betrachten und zum Beispiel nicht sagen, alle Affen stehen höher als die übrigen Säugetiere. Das ist nicht der Fall. Die Tiere sind vielmehr auch innerhalb ihrer Gruppen in verschiedene, höher oder niederstehenden abgestuft, sondern der Bezug auf ihre körperliche, als auch geistige Beziehung über Pflanzenfresser bedingt sind. Diese werden gebildet durch die Einem oder Zweihufer, durch die meisten Nagetiere, die Beutelmäuse, die Rüsseltiere oder Elefanten, die Unpaarzeher, unter denen wir das Pferd, das Nashorn und den Tapir nennen, und die Paarhufer, zu denen die Schafe und die Ziegen, Rinder, Hirsche, Schweine gehören. Die Schweine können wir allerdings nur bedingungsweise hierher rechnen, weil sie gemischte Nahrung vorziehen, wenn sie auch vorwiegend mit Pflanzen ungernähren sind. Und auch die Sechshe bleiben mit dem Tange, von welchem sie leben, viele niedere Tiere verschlingen; indessen sind sie auch als Pflanzenfresser zu bezeichnen.

Digitized by Google

Wir können die Klasse der Säugetiere in zwei Hauptabteilungen, in die Unterklassen der einfagenden und in die der kauenden gebärenden Säugetiere, einteilen. Zu den Unterklasse der einfagenden Säugetiere, die man auch als Urtiere bezeichnet, gehören nun den gegenwärtig existierenden Tieren zwei Ordnungen: zunächst die Kloakentiere (Ornithodelphia), welche legetiere sind, verschiedene Arten haben. Urtiere nennt man diese Tiere deswegen, weil sie durch manche Züge ihrer Körper erkennen lassen, daß sie Übergänge von Säugetieren sind, ursprünglichen verwandt als die lebendig gebärenden Mitglieder der Klasse. Und wie im körperlichen, so haben sie auch in geistiger Beziehung mit einer tieferen Entwicklungsstufe auf den Stufen der Zweihufer, Nagetiere, Beutelmäuse, Rüsseltiere, Unpaarzeher, Paarhufer, Schweine

Begründen wir nun zunächst die Abtheilung der Fleischfresserordnungen als Gruppen, und mit der der Pflanzenfresserordnungen, in welcher wir zu dem Ergebniß kommen, daß diese durchschnittlich auf einer höheren Stufe geistiger Entwickelung stehe als jene. Unser Maß unter den Fleischfressern die Robben, zum Beispiel die Seehunde, steht Hunde und Bärenwölfe beim Raubthiere, Hyänen, Katzen, Marder, Bären, Stachelschweine und Ratten, Hasen, Kaninchen, Eichhörnchen, Mäuse, Maulwürfe, Igel und andere wenige bekannte Säuger gehören, sind, wie schon die Name andeutet, der Vielzahl nach Fleischfresser. Ferner gehören ungefähr hierher Fledermäuse, die Affen, Halbaffen, Lemuren, Beutelthiere, Faulthiere, Ameisenbären, Schuppenthiere, Gürtelthiere, Erdferkel, Elefanten, Klippschliefer, Nashörner, Tapire, Pferde, Esel, Zebras, Schweine, Flußpferde, Kamele, Lamas, Giraffen, Hirsche, Rehe, Antilopen, Rinder, Schafe, Ziegen, Moschusthiere, Schnabelthiere, Ameisenigel, Kloakenthiere, Wale, Delphine, Seekühe, Robben, Seehunde, Walrosse, Seelöwen, Seebären, Seeotter, Fischotter, Dachse, Stinkthiere, Waschbären, Nasenbären, Katzenbären, Zibethkatzen, Ginsterkatzen, Mangusten, Erdmännchen

Jahrhunderte hindurch nur den wenigen Nordpolfahrern und Eismeerschiffern zugänglich gewesen ist, findet der Spitzbergentourist heut jetzt nicht nur ein gastliches Unterkommen, sondern er kann dort auch Briefe auf die Post geben und bei längerem Aufenthalt auf seinen Angehörigen in Verbindung bleiben.

Daher wird diese Postverbindung das Ziel dazu beitragen, einen immer größeren Touristenstrom nach Spitzbergen zu führen. Abgesehen von dem an und für sich sehr und sehr hervorragenden Zug zum Norden hat auch die neueste Periode der Nordpolerforschung das allgemeinere Interesse für den hohen arktischen Norden erweckt, und um von diesem einen recht charakteristischen Teil kennen zu lernen, ist Spitzbergen mit seiner in allen Nordenländern schiffahrtstreibenden Welt, seiner reichen arktischen Tier- und Pflanzenwelt das geeignetste und am leichtesten zu erreichende Polarland. In etwas über zwei Tagen bringt der Dampfer den Reisenden von Hammerfest bis zur Adventbai, wo zu Ruderbooten wie zur Ausübung der Robbenjagd und der arktischen Fischerei unter Leitung eines kundigen Eismeerschiffers einige kleinere Dampfer und Boote zur Verfügung stehen.

In den spitzbergischen Meeresteilen wimmelte es einst von Walfischen, und bald nach der Entdeckung Spitzbergens, im Jahre 1596, ödten diese Walfischjünger der meisten europäischen schiffahrttreibenden Nationen, wie Engländer, Holländer, die Hanseaten, Basken und Dänen, eine ungeheure ergiebige Fangthätigkeit aus, bis der Walfisch bei Spitzbergen ausgerottet war. Nach Beginn unseres Jahrhunderts belebte die Walfischfang dort auf, worauf sich die Eismeerstürmer, insbesondere Russen, den Robben- und Walroßfang und der Jagd auf Polartiere zuwandten. Jetzt sind es ausschließlich norwegische Eismeerschiffer, die alljährlich in großer Zahl die Bären- und Nordostes Spitzbergens besuchen, um ihre arktische Fischerei, sowie Jagd auf Eisbären, Rennthiere, Robben, Eidervögel und so weiter auszuüben. Diese Leute wissen oft merkwürdige Geschichten von ihren Erlebnissen dort oben zu berichten, die einen Beweis von der Entwicklung des Nordvolatens geben. Zugleich bringt ihr schwerer Beruf doch manche Gefahren mit sich, wie sie zum Beispiel mitunter unterwilligen Ueberwinterungen entgegen sind, wenn im Herbst Eisschollen die Küste blockieren und ihnen die Rückkehr abschneiden. Darauf sind die meisten Jungleute aber nicht im mindesten vorbereitet, und es ist daher stets ein glücklicher Zufall, wenn die Verunglückten, trotz harter Entbehrungen, mit dem Leben davonkommen. Bei genügender Ausrüstung und unter Beobachtung einer geeigneten Lebensweise braucht ja eine Ueberwinterung durchaus kein gefährliches Unternehmen zu sein, wofür ein besonders lehrreiches Beispiel der Aufenthalt Payers bildet, der einen großen Teil seines Lebens auf Spitzbergen verbrachte, denn bei Green Harbour, einem sich durch großartige Naturschönheit auszeichnenden Gebiet an der Mündung des Gisfjords, hat er auf der Landzunge, die seinen Namen trägt, über dreimal überwintert, davon fünfmal hintereinander. Dort ist er auch 1826 am Alterspräsident gestorben. Noch heutigen Tages lebt der Name dieses „Polarriesen von Spitzbergen" unter den Jungleuten fort.

Zu wissenschaftlicher Beziehung ist Spitzbergen eines der beliebtesten Polarländer des Globe, dank den zahlreichen Expeditionen, die dorthin gesandt wurden, namentlich aus

Amerikan- und Polarbären Abendmahl auf Spitzbergen.

Walroßjagd zum Berg Thordsen am Virgohafen

Schroeben, das sich die großen Verdienste um die Erforschung dieses Landes erworben hat. Die Arbeiten, die man dort ausführte, gaben Anlaß zu einer stattlichen Reihe von Werken, die meistens von schwedischen Fachgelehrten herrühren und die verschiedensten Wissensgebiete umfaßten. Ganz besonderes Interesse bieten die auf Spitzbergen gethanen Beobachtungen, die einen ungeahnten Begriff von den großartigen Veränderungen des organischen Lebens geben, die hier vorgegangen sind. An der Hand dieser Funde entwickelt sich der Phantasie ein Naturdrama, das die Vorgänge, wie sie sich im Laufe unendlicher Zeiten auf unserm Erdball abspielen, in treffender Weise beleuchtet.

In den entferntesten Zeiten bedeckt sich hier ein ausgedehntes Meer, aus hellen trüben Wogen sich gewaltige Lager von Kalk, Quarzit und Thonschiefer am Boden absetzen. Das organische Leben ist kaum erwacht, nur einige Fische, kurze kleinere Crustaceen, die den ersteren als Nahrung dienen, beleben das leichte Element.

Der Dampfer „Antarctic" und „Eisgrat" in der Advent-Bai. Spitzbergen.

Dies ist die silurische oder devonische Periode, die das Beispiel zu den kommenden großartigeren Scenen bildet, und schon das nächste Bild zeigt einen ganz andern Charakter. Aus dem Meer hat sich ein umfangreiches Land erhoben, auf dem eine üppige Vegetation gedeiht, wie sie nur von einem tropischen Klima hervorgebracht werden kann. Die Steinkohlenperiode ist eingetreten, und mit ihr erscheinen alle die charakteristischen Gewächsformen, die mit den Namen Sigillaria, Kalamiten und Lepidodendren bezeichnet werden. In den dicht bekannten Wäldern herrscht ungeheure völlige Stille, kein Vogel läßt hier sein Gesangsliedchen ertönen, selbst an Insekten scheint es zu fehlen. Auf der ganzen Erde herrscht anscheinend dasselbe Klima, und dieselben Pflanzenarten, die auf der Bäreninsel gedeihen, sind auch in den Steinkohlenregionen des südlichen Europa zu finden. Aber diese reiche Flora, von der sich Abdrücke in den Felsen der Bäreninsel befinden, verschwand doch wieder, indem das ganze Land entweder durch eine gewaltsame Naturrevolution oder, was wahrscheinlicher ist, in allmählicher Weise ins Meer gesenkt wurde. Wieder spülten die Meeresmogen darüber hinweg, auf denen sich mächtige Kalkmassen ablegten. Ungeheure Mengen von größeren oder kleineren Muschelschalen wurden aufeinander geschichtet, und Korallen schufen Gebilde, die den Einwirkungen vieler Tausende von Jahren widerstanden haben. Genug dieselben Arten wie die Spitzbergens und der Bäreninsel lebten auch im südlichen Europa, in Schweden und Südamerika. Ein Meer von gleichmäßiger tropischer Wärme breitete sich über die ganze Erde aus.

Nach weiteren Hunderttausenden oder Millionen von Jahren zeigt Spitzbergen in den Trias- und Jurazeiten ein ganz anderes Antlitzen. Das Klima ist noch tropisch, und auch das Meer mit seinen Bewohnern herrscht noch vor. In der Tiefe leben zahlreiche, jetzt ausgestorbene Schnecken und Muscheln, Tintenfische, Seeigerne und in weiter ein stilles Dasein, während in den seichten Meeresbuchten verschiedene Arten Fischeidechsen, Saurier, plätschern. Aber auch diese Perioden spielen ihre Rolle aus, und ein neuer Akt, die Tertiärperiode, beginnt. Der Schauplatz zeigt eine ganzliche Veränderung. Wo jetzt die Westküste Spitzbergens ist, befindet sich ein oder mehrere Süßwasserseen, in denen sich Cerozoen schaufeln, und deren Strand von Schachtelhalmen eingefaßt ist. Ringsherum befinden sich Sümpfe auf, in denen die Sumpfvegetation üppig gedeiht, und die Berge und Thäler der Umgebung enthalten nicht mehr Nadelwälder, sondern auch Laubgehölze, in denen Pappeln, Birken, Erlen, Haselsträuche, Eichen, Platanen und Linden vertreten sind. An den Baumstämmen schlingt sich Epheu in die Höhe, und am Boden wachsen zierliche Farnkräuter.*)

*) Ein äußerst merkwürdiger Fund wurde 1868 beim Kap Staratschin, Grosse Lachsbai, gemacht. Dort fand man ein förmel Schädelgelege, das ein so reiches Herbarium von Gewächsen jener Zeit darbietet, daß Professor Heer in Zürich, der die Bestimmung übernommen hatte, darin nicht weniger denn 130 Arten fand. Die Gewächsabdrücke waren so gut erhalten, daß auch die kleinen Zeile genau unterschieden werden konnten. Unter den Gewächsen liegen sich in dem Fund die Lärchenreis einer großen Zahl ausgestorbener nachweisen.

Polarnacht im Eisfjord.

Digitized by Google

Insekten sind in Menge vorhanden. Ueberall zeigt sich eine üppige Vegetation, doch nicht tropischen Charakters, so daß auf 78 bis 79 Grad nördlicher Breite eine Temperatur gedeiht, wie sie sich bezüglich Tages in Norwegen und Nordrußland zu finden ist.

Jedoch hat Klima verschiedentlich sich, die Nähe nimmt zu, und Spitzbergens Tier- und Pflanzenwelt beginnt derjenigen der nördlichen Zone Skandinaviens ähnlich zu werden, eine verschiedene in den Grundzügen, der hier Singenden Insekten verbrogener, aber jetzt in den norddänemärkischen Gewässern ausgeschwemmte Muscheln, sowie Pflanzenreste an Treibhölzungen bemerken.

Diese Periode leitet zu der letzten großen Veränderung in der Natur Spitzbergens, zu der Gletscherwelt zur Jetztzeit über. Da diese Veränderung die Nacht sein wird, ob das Klima andauernd rauher werden und ob ewiges Eis auch die gegenwärtige Vegetation vernichten und alles organische Leben unmöglich machen wird, wissen wir vorläufig erst nach Verlauf weiterer Jahrtausende eine Antwort zu erwarten.

Vorbehandelt bildet Spitzbergen keineswegs eine öde Einsamkeit. Denn wenn auch ein Kontinental daselbst wohnend der langen Polarnacht sehr kein Genuß ist, trotz des grausichen Nordlichts, das bald jede Nacht am Himmel leuchtet, so zaubert der Sommer doch eine verhältnismäßig reiche Vegetation hervor. In den Thälern und Niederungen bringt die belebende Sonne den Schnee schnell zum Schmelzen und schafft weite, mit Moos und Gras bedeckte Flächen, auf denen sich, ebenso wie auf dem Eise längs der Küste, ein mannigfaltiges Tierleben entfaltet. Vor kaum der polsonnierte Jäger eine Jagd ausüben, wie sie ihm sonst nicht so leicht geboten wird, zum Beispiel auf Robben, Walrosse, Rentiere, Bären und weiße Füchse. Gelehrten lassen sich im Innern der Fjorde zwar weiteres im Frühjahr blühen, doch sind sie zuweilen dort auch mitten im Sommer anzutreffen.

Unter solchen Umständen ist es zu verstehen, daß sich hier Reisenden nunmehr auch Spitzbergen zuwendet, daß sie den Reize anziehen hat und daß sogar verwöhnte Unternehmungen heutzutage eine leichte Sache ist. Wer Lust verspürt, die ganze norwegische Küste entlang zu fahren, kann mit der Bahn bis zur ultimo Hammerfest Trondheim, dem nördlichsten Endpunkt des Dahnnetzes Norwegens, reisen, um jedenn mit einem der zahlreichen Dampfer Dampferfest zu erreichen. Von dort bringt dann einer der ausgezeichnetsten Küstenreisenden der Gegenwart, der durch seine Führung die „Fram“ berühmt gewordene Kapitän Otto Sverdrup — wenn dieser selbst in diesem Sommer auf den die neue Verbindung unterhaltenden Dampfer „Lofoten“ den Befehl — die Reisenden zu der arktischen Touristen- und Poststation „Advendal, Spitzbergen“.

Russische Sinnsprüche.

Provinzielles Sprichwörtern nachgebildet

von

Maximilian Bern.

Beschränkter Anfang.

Und ich bin Herr Mich auch noch so groß,
Mit wenig Blumen beginnt es klein.

Maß.

Mich freut der Maulbeben, bin es meine Stube füllt,
Mehr mit Maß Genussreude, daß meinen Durst erfüllt.

Gajola Fragen.

Wenn Herr ich bin — und keiner Knecht will bleiben,
Wer soll denn da die Schüre treiben!

Einen Druckerl bevor Weihe
Wirft man Hühnerl hie gefangen;
Mißt du einen Baum erlangen,
Wirft du einen Wald begehren.

Mißgriffe.

Der eigene Dampfer Wasser
Scheint schmackhaft, rein und hell
Dem, der Durst angenommen
Und einen trockenen Quell.

Früher Gereben.

Es Worte jeder gerne hört,
Doch kann's nicht sein;
Der Tod trennt lieber früheren Mal
Als unten Weiß.

Gegensatz.

Der hungrigen Auge leichter Schmaus
Ist satt eine kleine Maus.

Vorsorge.

Weil das Fleisch der Katze zart,
Gab die Schale Gott die Haut.

Unsichtbare Gestalten.

Wenn's oft gelungen, Klippen zu vermeiden,
Kann leicht auf einer Sandbank Schiffbruch leiden.

Scheinwesen.

Durch nicht sehen Fischen traut,
Ihr Schau nicht nutzen.
Manches Schmuck mit schönen Farben
Können ihren Gerben.

Ein Maitag.

Novelle

von

Goswina von Berlepsch.

Nachdem der Wiener Gegend hatte es geregnet, gewettert. Heute nun waren die Lüfte wunderbar rein, und Alles, was blühte, duftete doppelt.

Durch den jung belaubten Wald auf dem Rahlenberg hallte Lokomotivenpfiff. Ein Zug, das heißt zwei Wagen, von der kleinen Maschine bergwärts gezogen, nur einen angekommen. Wenige Leute stiegen aus, denn es war früh am Nachmittag, noch nicht die rechte Stunde, wo man hier oben auf der Hoteterrasse den Weisen der Hof- und Deutschmeister lauschen und plaudern und dabei hinabblickt auf das schöne Wien, das nie bezaubernder ist als im Frühling.

Die wenigen Ausgekommenen zerstreuten sich auf verschiedenen Pfaden. Es war um den kleinen Bergbahnhof bald wieder so still, daß man einen Kuckuck im Forst drinnen rufen hörte und nun der Ihne der rauhen Stimmlaute, das Schlagen des schmeichelnden Fahnenzuges, in den Abwind spielte.

Zwei Frauen hatten in den Weg ein, der gegen den Hermannskogel führt. Niemand ging da, und niemand folgte ihnen. Die waren Mutter und Tochter, auf den ersten Blick an der Aehnlichkeit zu erkennen. Dasselbe Profil, dieselbe feine Linie von Nase, Mund und Kinn. Jede Prinzessin konnte stolz stimmen auf diese Schönheit um die Schönheit ihrer Züge, die — namentlich bei der jüngeren — jenes echte Wiener Gepräge hatten, wo die Regelmäßigkeit beleht ist vom Rundrad eines warmblütigen Temperaments.

Das Mädchen, hoch gewachsen und von schlanker Fülle, war noch der neuesten Mode gefleidet, einfach, doch mit einer Eleganz, welche von dem Kenner der Mutter Zeugniß ablegte. Diese sah man das Weib des kleinen Handwerkers an, ein ernstes, weiches Gesicht, in welches Kümmernisse aller Art ihre Spuren gegraben hatten.

Sie waren gemach auf dem schattigen Pfade hier.

Sonnenlichter spielten zwischen den hohen Kronen nieder, über Stämme, durch feldenweichen Blätterwerk, bis tief in das zarte Moosgras des Waldbodens, alles durchleuchet von heller Lichtfreudigkeit. Dazu sangen die Vögel, immer mehr, je weiter die beiden im Walde kamen. Es war manchmal ein ganzer Chorus. Dann schwiegen sie wieder alle, und Einzelnes in die helle Frühlingsstille, bis ein Stimmchen von neuem anhob und die übrigen ihm folgten. Am Wege blühten Waldmeister und allerlei andre Blumen. Das Mädchen begann zu pflücken; sie hatte bald einen Strauß beisammen.

„Schaun S', Mutter, wie schön! Und wie's gut riechen tut! Nochmal S'aber nein, ich trag' ihn schon — bloß anfassen sollen S't' Gleit, es ist doch g'scheit, daß wir einmal da heraus gegangen sind?“

„Ung'wöhnt ist mir's; ich werd' gleich müd sein.“

„Mögen S' ein bißerl rasten?“

„Noch nit.“

So gingen sie weiter.

Das Mädchen merkte die Mutter, ohne daß sie es merkte. Kaum mehr zu keimen war sie gegen wenige Jahre zuvor, da der Vater noch gelebt und alles anders gewesen. Die Krankheit im letzten Winter hatte sie arg mitgenommen. Und dann zehrte auch das schwere Gemüt an ihr, unter dem sie mehr oder weniger ihr Leben lang gelitten, in letzter Zeit wieder stärker denn sonst.

Sie war ja auch der Tochter entzweit gewesen und lebte schon über Jahresfrist von ihr getrennt, allein. Monate hindurch hatten sie sich nicht gesehen, weil das Mädchen so lange nicht verzeihen konnte, daß ihre Mutter sie eines Tages fortgewiesen und nichts mehr mit ihr hatte zu thun haben wollen. Der Grund war eine Geschichte, über die es zwischen den beiden keine Verständigung gab, damals so wenig wie jetzt. Eine Liebesgeschichte natürlich, nicht gewöhnlich, so, wie sie einem Mädchen ihres Standes zuzliegen kann, das in der vollen Beauty der Jugend steht. Sie hing an einem Manne, um besserwillen sie ihren guten Ruf und eine wohlbestellte Zukunft in den Wind geschlagen. Das war die mütterliche Meinung, ihre eigne freilich nicht.

Durch die Einmischung der beiden hatte das ganze Haus die Geschichte erfahren, das heißt die Insassen des Hauses, in dem Tonis Eltern zahrzehntelang gewohnt, sie selbst geboren worden und die Mutter noch jetzt allein in einem kleinen Hofstübchen soß. Denn um die Nähe Tonets-Tonerl kümmerten sie sich alle, die männlichen und die weiblichen Nachbarn in verschiedener Richtung, seit noch mehr, da sie so bemerkenswerthen, wo hinaus es wollte mit diesem nahen Verhältnis, für das sie ein anderes sicheres Glück von der Hand gewiesen, einem, um das sie viele beneidet hätten. Denn — jener, um den es ging, allen Geschwätzes hatte nämlich ein junger Gewerbsmann mit blühendem Geschäft um Toni geworben, einer, der an den besten Thüren anklopfen konnte, daß um sie, in die er nun einmal hartnäckig verschaut war und die in unglaublicher Verblendung ihm einen Korb gab, fuez und oben: weil sie ihn nicht mag. Da war es natürlich aufgefallen, daß Toni sie auf Tage Wegen; denn das Glück einer solchen Versorgung zurückwies, galt als eine größere Schuld, denn mit verschwiegener Lüge es zu nehmen.

Gerannte Zeit verging darauf, daß Mutter und Tochter zusammengekommen wären. Eines Tages hatte mit dem andern um angethaner Schande, zugefügten Unrechts wollen. Aber ganz unbesonnen waren sie doch nicht. Das verriet der jüngeren Kummer der Alten und das verstohlene Sorgen Tonis um sie. Als das Mädchen dann von der Erkrankung der Mutter hörte, kam sie eines Abends im Dunkeln zum Hofstübchen herein, an jenem Abend, das abermals und immer wieder, obgleich die Kranke sie nicht sehen wollte. So ging sie schleicht, doch von einer Verführung mochte sie nichts wissen. Sie wendete sich weg, wenn Toni kam, und wollte kein Wort, solange das Mädchen an ihrem Bette stand. Erst der Geistliche, die sie zu ihrem Beistand kam, brachte es zuwege, daß sie mit ihren einzigen Kind Frieden machte, wenn auch nicht zu, wie es sein sollte, aus vollem Herzen — das konnte sie nicht. So war es, da die Frau nicht starb, sondern langsam sich erhobte, dann wieder zu einer Art Versöhn gekommen.

Wie lang hatte sie keinen Wald mehr gesehen! Die paar wilden Kastanien auf den Kinderspielplatz in der Nähe ihrer Wohnung, wovon sie zuweilen ging, um Luft zu schöpfen, die waren ihr Wald. Oft hatte Toni gebettelt, sie einmal ins Freie führen zu dürfen, als das Wetter warm und sonnig wurde. Immer war es abgeschlagen worden. Nun, nach langem Strähnen, kam es endlich doch dazu, und nun sollte sie einmal so recht das Grüne kommen, wo man Wald und Wiesen und Berge, ein ganzes ardenrliches Stück Welt sieht. Darum waren sie so heraus gefahren.

Schweigsam schritt die Frau an der Seite ihrer Tochter, aber es war wohl zu merken, wie gut die Luft, die frische Stille ihr that. Sie sah wieder, als wäre so ein heutzutage Malerisch etwas, auf das sie sich kaum mehr besinnen kann.

Toni betrachtete unterdeß ihre Mutter, die ohne Hut, bloß ein schwarzes Spitzentuch um den Kopf geschlungen, einherging. Jetzt erst, im vollen Lichte, sah sie ganz die Veränderung, welche mit ihr geschehen. Mein Gott! Sie war ein vorgerücktes, ernstliches Alter haben! Als schauderte dem blühenden Geschöpf.

Toni griff in die Tasche und hohte ein feines Wäschen mit Monbaum hervor. — „Mutter, halten S' auf, ich darf Schokolade für Sie mitgenommen.“ Sie griff nach ihrer Hand und schüttete sie ganz voll. „Nit so viel! — Nein, ich nehm's nit.“

„Sein S' g'scheit, Mutter, sie thun Ihnen gut.“ — Um sie zu ermuntern, naschte sie gleich selbst davon.

„Nimm's, ich bin' dich!“ drängte die Frau ganz aufgeregt. „Das Zuckerzeug, das bin ich mit gewohnt, mein Kind.“ — Sie zwang sich, bis sie den Ueberfluß los war.

Dann gingen sie weiter. Das Mädchen plauderte, ersählte allerlei, um die Mutter auf fremde Gedanken zu bringen. Wie selber war so froh zu Mut; sie hätte der vergrämten Frau alles Erheiternde zuliebe thun mögen, bloß weil sie noch leide und wieder gut mit ihr war. Wenn sie stand deften

Digitized by Google

auf dem Zentralfriedhof draußen läge — vielleicht unverfehmt — ihr Leben lang drückte sie das. Denn sie hing an ihr, trotz ihrer Härte, mit einem eigenen Respect. Sie wußte, was diese Frau war und was sie gewesen, vor wenig Jahren noch, dem Autor, dem Sohne, den der Tod so schnell weggerafft — allen. Damals vier und in Eintracht beisammen, heute die beide allein, einander fast fremd geworden! Das fiel ihr alles ein. Aber sie sollte sie nicht wieder anders werden, besser; alles wollte sie gut machen, darum war ihr so leicht und wohl und herz, so zuversichtlich.

Jetzt kamen sie zu einer Lichtung. Weite Fernen blauten durch die Bäume. Wenige Schritte nur, und das sonnenbeglänzte Donauland lag offen da zu ihren Füßen, Städter, Dörfer, Fernen und weite grüne Saatenflächen; unten dicht am Waldsaum das alte Klosterneuburg.

„Mutter, da schauen S' hinaus!“ rief Toni freudig. „Gleich's wird Schönered auf der Welt! Und ein Vogl zum Naschen ist auch da! Kommen S', setzen S' Ihnen hecken.“

Nachdem sie eine Weile gestanden, setzten sie sich am Rübhang nieder und blickten still hinaus in die blühenden Weiten. Toni nahm den Hut ab. Sie ließ den Frühlingswind wohlig über ihr glänzend blondes Haar streichen.

„Ach, wie üstterell! Spüren Sie's, Mutter?“ — Und wie der Buschen gut riecht — ah!“ — Sie drückte die buntesten Blumen und Kräuter aus Gesicht und theil mit gleichsohlenen Augen einen tiefen, wonnigen Atemzug. — „Ah! Ah hab' auch ihnen, mein Gott, wie sang! keinen solchen Strauß mehr! Haus gebracht. — Der da, der ist für Sie, Mutter; den müssen S' zum Trocken heften. Wissen S' auch, wie wir mit dem Vater und dem Franz allemal am Sonntag abend heimkommen sind? Alle Hände voll Blumen! Und die ganze Wochen haben wir die Fenster voll g'habt.“

Die Frau sah wie verloren ins Weite und antwortete nicht.

„Schaun S',“ hob Toni leiser herlich an, „so hat mich lang nichts g'freut, wie daß wir heut zu beisammen sind. Frent's Ihnen auch ein bisserl, Mutter?“

„Ich hab' es nimmer glaubt, daß ich die Vögel noch einmal singen hör'!“

„Und grad sangt der Hatzlert wieder am Hirten Sie's? — Gins — zwei — drei — vier — fünf — sechs. — Sehen S', er kriegt allewoil fort, noch ein letzten Lieben!“

„Ich verlang' nix's nimmer.“

Toni nahm ihre Hand. — „Gelten S', Mutter, das ist doch nicht zum Traurigsein, wenn man wieder gesund worden ist! Und müssen Sie mir auch versprechen, daß Sie aus dem schlechten Quartier wegziehen, wo keine Sonn' hineschaut. Ich will mich schon umschauen um was Besseres.“

„Gieb dir keine Müh'; ich geh' nit heraus.“

„Wenn's der Doktor aber selber sagt.“

„Der hat leicht reden, der zahlt's nit.“

„Aber gelten S', Mutter!“ —

„In dem Haus bleib' ich! Da kennen j' mich, da haben j' mein' Vater gekannt.“

„Ja, im andern Quartier, wo der Vater noch gelebt hat, das hätte ich mir schon g'sucht. Aber jetzt, in den ebenerdigen, feuchten Stubinett — ich schäm' mich, daß Sie in dem Loch wohnen.“

„Schauen — über das?“ — Der Frau hieß die Röte in das welke Gesicht. „Ueber das brauchst dich nit z' schamen!“ sagte sie fast zornig.

„Lassen S' doch mit Ihnen reden, Mutter — sein G'sind! Schaun S', ich hab' mich so gefreut da heraus, und daß wir in Ruh' einmal miteinander diskurieren können.“

„Ist mir schon recht! Aber von was diskurieren? Glaubst, ich weiß' mit die G'gangen, wenn ich mit denkt hät', einmal will ich's noch probieren, mag's was oder nit. Na, meiner Seel', wenn ich mit denken möcht', es geht die noch einmal ein, was ich sag', weil du ja doch kein ehrlichen Vatern und mein leibhlich's Kind bist — und —“ die Stimme versagte ihr.

„Mutter!“

„Laß gut sein.“ wehrte sie die beistrafigende Hand der Tochter ab. „ich kann' mit glauben, daß du so schlecht bist.“

„Schlecht, Mutter? Das sagen S' mir nicht!“

„Ich red', was ich mit dem Herz hab', mit dem ich g'lebt. Wer soll's Dir sagen, als deine Mutter? Dr' denk' D' mein, die reden wohl, aber was reden t'? — Wie haben sich was Rechts lernen lassen; du bist g'schickt und hast einen schönen Beruf; könntest in Ehren dabei, verheiratet sein mit einem rechtschaffenen Mann.“

„Das werden S' halt all allewoil wieder zwei! Und rent mich doch nit. Den hab' ich einmal nit mögen. — Ja — wenn's immer zusammging mit dem, den man sich wünscht! Das ist ja doch das einzige, was unfreieind hat, solang's jung ist. Nach der — wie weit sind Sie kommen, Mutter, mit Ihrer Moderei? — Sorgen und Plag', solang ich denk', und der Vater auch mit immer, wie er dabei sein sollen.“

„Den soll aus! Das wär' meine Sach, nicht die deinige. Dem Vater trag' ich nichts nach, sein hat's Gottsdienst! Und ein, ja — und das denk' ich manchmal: wie er am Todbett wir noch die Hand g'geben hat und g'sagt: Bist mein brav's Weib! — So weit bin ich kommen! Und doch ich mein Lebtag einen jeden Tag! Wie in d' Augen schaut's dürfen, bis du — ja, ja!“

Sie brach ab; sie that sich Gewalt an, Toni soll es. Aber innerlich redete sie weiter, und was doch war, mußte sie sagen, sagen genau.

Beide schwiegen mit zusammengepreßten Lippen und blickten stellos hinaus in die Frühlingslandschaft.

Von Toni's Gesicht war alle Helle verschwunden. Ein düsterer, fast wilder Zug lag um ihren Mund.

„In die Augen schauen dürfen!“ sagte sie verschollen. „Was g'hört denn dazu, daß Sie's wieder dürfen? Meinen Segen und mein Glück! Wenn er mich heut heiratet, da passen S' auf, wie Ihnen die Leut' gleich schön thun werden. Und — er hat mit das Heiraten ja versprochen,“ setzte sie hinzu, ein klein wenig leiser, nicht ganz so sicher, wie sie vorher geredet.

„Schweig mir mit dem! Auf was wartet er allvorn, dein Herr Prinzipal? Warum thut er's nit? Denn was kann's Besseres geben, weil er sich mit traut — oder nach einem Jahr noch mit bei dir aufkann? Oder weil er das Geld zum Heiraten nit hat — Mohl für die Gleichsch'n? Das Versprechen — das ist so viel! Aber weil's einmal jeder weiß, und weil du das noble Leben schon g'wohnt bist, drückst halt die Augen zu, bis die paar jungen Jahr'l vorbei sind; nachher gehn j' die so von selber aus.“

„Sein S' still, Mutter!“ schrie Toni auf, die geballten Hände vor die Augen drückend. „Ich mag nichts! Ich kann nimmer von ihm lassen, er hat mich narrisch g'macht!“

Auf einmal war sie sich weinend ins Gras. — „Ist das ein Elend!“

Die alte Frau sah heiß da, ohne ein Wort des Zuspruchs, ohne die Hand zu rühren nach der Gestalt, die neben ihr kauerte, den Kopf gegen die Erde gedrückt. Aus den eingefallenen Wangen vor jede Furche in die Augen stand, groß aufgerissen war sich ihn. Sie zitterte, aber keine Schwäche kam über sie; keine der Klagen kam über ihre Lippen, mit denen Mütter ihre erwachsenen Kinder in solchen Augenblicken oft noch mahnen zu machen suchen.

Noch einer Weile richtete Toni sich auf. — „Haben S' gar kein gutes Wörtl für mich, Mutter?“ fragte sie vorwurfsvoll. — „Aber nein, nein! verbesserte sie hastig, als sie das verhärte Gesicht sah. „Nein, sagen S' nichts mehr. Wir wollen heut nimmer davon reden, ein andermal. Jetzt kommen S', gehn wir weiter. Oder ist's Ihnen zu beschwerlich da hinaus?“

„Ich werd's versuchen.“

Auf die Hasdorfgwarte wollten sie, wo man so schön nur hinabgeht die Wienerstraße und den Wienerwald und rundherum. Und auch darüber hinausgeht, bis zum Oetscher und zum Traunstein.

Sie wanderten schweigend, langsam vorwärts, über Wiesen, auf denen schattigen Partien noch Scharen von Schlüsselblumen standen. Dann kamen sie wieder durch Buchenwald, der hoch wie ein Dom mit seinen galdig schimmernden Kronen über ihnen sich wölbte.

Und endlich standen sie oben auf der Zinne des Turmes.

Es war niemand da als ein alter Mann mit schneeweißem Barte, der schläfrig in der Sonne saß, um das aufgestellte Fernrohr zu bewachen.

Herrgott, wie herrlich war es da oben! So hatten sie es sich nicht vorgestellt. Sie waren ganz benommen und vergaßen den Kummer, den sie mit heraufgeschleppt. Das alles ist die Heimat, in die man gehört mit seinem Leben! Völlig stolz kann es einen machen, da hinunter zu sehen auf die weite, prächtige Stadt mit all den Häusern, den Kirchen und Palästen und allen den Menschen, denen jeder seinen Platz darin hat, vom Kaiser bis zum Letzten, der sein Stück Brot hat. Sie unbedankt sich Leute; was da alles vorgeht in jedem Augenblick! — Und dabei lag die Welt wie verklärt da, so still und groß und friedlich, als gäbe es nichts Böses darin, als bildeten sich das in den Menschen nur ein zur eigenen Qual. Ein Lustschaun mit der Ohem Gottes wehte daher, sanft und kräftig zugleich, die Kronen der Waldbäume streifend, daß sie leise aufrauschten. Dann wieder war alles still, als's sonnige Ruhe. Bald nah, bald fern tönte Vogelgesang, manchmal so weit, daß es nur traumhaft herklang.

Toni lehnte an der Steinbrüstung und blickte stumm hinaus, während der alte Mann sich gemächlich an die Mutter machte und zu erklären begann. Das Mädchen Augen schweiften in die duftigen Fernen, wie hinüber, in bessere Gefilde. Es längen sie so hinaussehn, deutz mehr schürte ihr etwas die Brust zusammen; sie wußte nicht klar, was es war, aus der Tiefe stieg es heiß zu verlangend dem Herzen, der schönen Welt entgegen.

Auf einmal schreckte Toni über eine Stimme empor, eine heitre, die sie bisher nicht vernommen. Jeder Ton klang in der Stille hier oben klarer. Eine Männerstimme war es, voll und freundlich.

„Gi, grüß Gott, Fram Lehner! Wie geht es Ihnen? Sie waren schwer krank! Frau Minner, wie sich hörte.“

„Jetzt macht sich's schon wieder.“

„Und so weit sind Sie da heraufgestiegen? Doch nicht allein?“ —

„Nein. Ich bin — da — die Toni hat mich herauf g'führt.“

Ein junger Mann im Kleid des Geistlichen, eine stattliche Gestalt, stand bei der Mutter. Toni sah, wie er sie mit Augen und die Lettlichkeit betrachtete, bis sein Blick bei den Worten „die Toni“ betreffen, plötzlich mit ganz anderem Ausdruck, zu ihr hinüberlag, doch gleich wieder nach flüchtigem Streifen von ihr abglitt.

Heiß schlug ihr eine Blutwelle auf bei diesem Gruß.

Der da bei der Mutter stand, das war — wie verändert, wie fremd geworden! — der Bernhard, der Hausherrnsteine einziger Sohn, der Geistlicher geworden, mit dem sie sich einst als Kind gebrust, und den sie in den Jahrmarktsbuden Herrgottchen spielend gern gehabt, nein, wie ein höheres Wesen angebetet hatte in einer ersten, kindlich schönen Liebe. Seine schönen Augen von damals — wie toll freistern sie eben über sie! Es stieß ihr die gluthend rote Blut, als hätte sie einen Schlag bekommen. Und dennoch — dennoch harrte sie, ob nicht ein begrüßendes Wort folgen werde. Sie kannten sich ja doch so gut und so lange — seit Toni überhaupt zu denken vermochte. Die Nachmittage im Hausherrengarte standen ihr vor Augen, als wäre es gestern gewesen, wo sie hatte spielen dürfen mit Bernhard ihr Hände voll Stockerlerern und Nüssel sehen pflücke und gab. Die reiche Hausfrau, die selbst kein Töchterchen besaß, mochte sie gern leiden, und Bernhard auch, weil sie so „hafterlerisch und manierlich“ sei. Manchen war er von Wien sortgekommen und nur so zwischenhurch einmal zu Besuch dagewesen, mit der Tonsur und dem langen Gesichtsernst. Sie hatte ihn auch, wenn sie ihn gesehen sah, denn mit der Schwärmerei war es noch nicht aus, trotz der Unnahbarkeit. Auch begegnete sie ihm, so wurde sie verlegen und er auch ein wenig. Er blieb aber stets freundlich und sprach wohl auch mit ihr, denn er war ohne Hochmut. — Einige Jahre sah sie ihn dann gar nicht mehr. Es hieß, daß er sich der überseeischen Mission gewidmet habe. Seine Gesundheit erwies sich aber nicht widerstandsfähig genug; er kehrte zurück und wurde — vor Monaten erst — in eine Wiener Vorortpfarrei

Digitized by Google

Photographie-Druck der photographischen Union in München.

Centivolia. Nach dem Gemälde von Alfred Seifert.

Digitized by Google

In Erwartung des Austriebs. Nach dem Gemälde von Otto Gebler.

Digitized by Google

versetzt. Heute zum erstenmal seit langer Zeit begegnete ihm Toni wieder, und, merkwürdig, gerade hier oben, auf der einsamen Warte, die in den Himmel ragt, bald sich die wenigen Menschen wie in einem Schiff auf weitem Meere vorkommen.

Er mußte ihr ja doch einen Gruß bieten. Sie wartete darauf — es verfehlte ihr den Atem.

Nein! — Ein paar freundliche Worte noch an die Mutter, dann lüftete er den Hut und wandte sich der Treppe zu. Sie war ihm nicht da!

Mit einemmal riß etwas vor ihr entzwei: So wenig gilt sie mehr? Er verachtet sie, er will sie nicht mehr kennen! Und ihr — ihr hatte das Herz aufgeschlagen, als sie seine Stimme hörte.

Warum muß sie das gerade heute erleben — und vor der Mutter! Ihrewillen wurmt es sie unsäglich; ihr hätte sie es ersparen mögen. Toni bis die Zähne zusammen, als sie noch einmal nach ihm hinsah. Er stand abgewandt, die schmale, schlanke Gestalt scharf umrissen inmitten des Sonnengestimmers — der Verbrecher, der einmal so gut mit ihr gewesen, kannte sie nicht mehr!

Sie hielt es da oben nicht länger aus. Durch das Mauerspitzchen schlüpfte sie, die enge Wendeltreppe hinab. Tauben wichen ihr, weil — vor der Mutter, vor sich selber fortlaufen.

Am Rande des Waldes, vom Gebüsch verborgen, harrte sie, bis die Mutter kam. Es dauerte nur einen Augenblick; sie folgte ihr gleich nach.

„Gehn wir," sagte sie mit einem heiseren, unheimlichen Ton.

Ob sie reden wird von dem, was da oben vorgegangen?

Kein Wort! Stumm ging sie den Waldweg hinab, auf dem sie gekommen. Fort und fort ging sie, wie gehetzt, als fühlte sie keine Ermüdung mehr, als hätte sie nur Eile, weiter zu kommen. Und der Tochter wollte nichts einfallen, was sie sagen könnte, um sie zu beschwichtigen. Sie hatte Angst vor dem ersten Wort und Blick dieses eingefallenen Gesichtes, und doch zugleich auch sehn ein Verlangen.

Die Sonne rückte tiefer. Es wurde immer schöner im Walde, alles nachsinnend von goldigem Licht. Wer sich so recht freuen könnte an alle dem!

Die Mutter ging, ohne rechts noch links zu blicken. So lange hatte sie keinen Wald, keine Wiese gesehen, und jetzt schaute sie nicht einmal mehr auf. Der ist eben, dachte Toni, daß sie das alles vergißt, trotzdem er ihr die Hand gebracht und schöne Worte gesagt. — Fast freudig hatte es geklungen, als er sie erkannte und anredete. Solch ein Gruß ist, wenn man's recht bedenkt, wie ein Verzeihen: das hieß da weit! Man trägt es mit heim und weiß: das hilft der und der von mir. — Vor der einfachen Frau da hatten die Leute eine eigene Achtung, auch jetzt noch, wo sie nur eine arme Witwe war und nie besonders um die Gnade der Menschen gewesen hatte.

Toni dachte selten über dergleichen nach. Jetzt arbeitete auch sogte es in ihr. Groß, Mitterfels, Rene, und etwas wie Heimweh nach vergangenen besseren Zeiten. Sie hatte ein Gefühl, als wären ihr die schönen Kleider vom Leib gerissen; eine heiße Scham stieg immer wieder in ihr auf.

Noch einer Weile völligen Verstummtseins sah sie sich nach der Mutter um. Die lüftete den ihr Kopftuch und wischte den Schweiß von der Stirn. Toni war entsetzt über die verfallenen Aussehen.

„Gehen S' nicht so schnell, Mutter," bat sie; „ruhen S' hier ein wenig aus."

Sie breitete ihren feinen Taschentuch über den Boden und führte die Erschöpfte auf das Plätzchen.

Wortlos ließ die Frau sich nieder.

Es war ganz einer Wiese, rings von Wald umschlossen, wo blaue und weiße Wetterhorn-braunß in Blüte stand, üppig, saftig, von geheimnisvollen Lieblichkeit — wie ein Brautschen anzusehen.

Toni stand davor, einige Schritte von der Rastenden entfernt und ließ den Blick über die Blütenkräuschen schweifen. Sie hob die Hand, als möchte sie welche brechen, und ließ sie wieder sinken. Sie wußte nicht, was sie that oder wollte.

„Der Bernhard —" Sie erschrak, als sie wie aus einem Traum heraus sich selber den Namen nennen hörte, und warf einen scheuen Blick nach der Mutter. Die sah auf, als wäre sie angerufen worden. Beide hatte dieses eine Wort gewecht.

„Wie er sich verändert hat!" sagte Toni mit niedergeschlagenen Augen, den Mund bitter spöttisch verzogen, obwohl ihr nicht nach Spott zu Mute war. — „Der hat gut klotz sein, dem ist's leicht genug geworden!"

Die wilde Pein rissen ihr einen Blick voll traurigen Vorwurfs auf sie.

„Verstündig' dich nicht an dem!" sagte sie langsam, schwer. Die paar Worte machten ihr Mühe. Ihr Mund war wie von Fieber ausgetrocknet.

Toni holte die Stiefkinder. „Ich bin schon wieder da!" sagte sie, mit einem Versuch zu scherzen, aber es klang verächtlich ihr Hand weg.

Still steckte das Mädchen den kleinen Proviant wieder in die Tasche.

„Verständigen, sagen S', Mutter?" hob sie mit bebender Stimme an, „der hat sich heute an mir verständigt! Ja, ja, Mutter!" rief sie, plötzlich in Leidenschaft ausbrechend. „Wenn unser Hergott dem da oben und so sein Herz g'schaut hat, dann hat er's g'sehn, wie der gottlose Herr mit seiner geweihten Hand mir einen Schlag gegeben hat zu innerst hinein, ohne zu fragen, was er erschlägt. Was weiß denn der von Armut und so allerlei, was einem dahergekommen kann! Nie hat er so was erfahren. Reichtum und Glückkieret um und um, von Kindheit auf — und jetzt in seinem Stand auch alles schön beisammen und in Ordnung. Aber unbarmherzig! Wie wär's bei uns, wie der Vater nach der langen Krankheit g'storben ist? Und nachher, wo wir unter den fremden Leuten draußen hatt' so manches unterkommen ist, was einem geistlichen Herrn freilich nicht passieren kann. Der lebt höchst ruhsam und steht dazu noch um ein paar Staffeln näher bei unserm Herrgott oder bildet sich's wenigstens ein, — aber ein arm's junges Mädel —"

„Hat sich kein Mensch in die Schand' getrieben, Du hast deinen freien Willen g'habt, der Bernhard mit. Den hat das Gelübnis von seiner Mutter dem geistlichen Stand freilich nicht passieren lassen. Der hat's halt drauf ankommen lassen müssen, ob er gern geistlich werden ist? Hat er's die g'sagt?"

Toni horrte mit brennenden Augen zu Boden.

— „Man sagt mit allen, Mutter," murmelte sie, — „Hab' ich g'sagt, ob ich in die Schand', von der Sie reden, aus freien Stücken gegangen oder daß in hinein getrieben worden bin? Wenn alles auf der Welt nur gut oder schlecht? — Haben Sie, Mutter, wie Sie jung waren, ganz allein den Vater gern g'habt, mit zuner auch einmal jemand, der's mit verdient hat, mehr als Sie? Ich hab gehungen haben, trotz allem? — O Mutter!" rief sie, verzweifelt ihre Hände faltend, „schann S' mit so auf mich! Ich bin mit schlecht! Sie wissen ja mit, wie hart mir g'schieht."

„Ich hab's gewußt, daß es so kommen wird. Aber du bist deinen Weg gegangen, deine Mutter hat dir nichts mehr gegolten."

„Das ist mir, Gott, Mutterleit, Sonst hätt' ich... aber ich will Ihnen zu keinen Vorwurf machen. Bloß einmal reden muß ich davon, ich halt's nimmer aus!" — Sie warf sich neben ihr nieder und küßte die knochige Hand. — „Verzeihn S' mir, was Ihnen da oben g'schehn ist? Ich bin schuld dran, ich weiß. Aber er hätt' mich nicht so zu verachten gebraucht. Ich bin wie verhäßlagen innendig."

Aufschluchzend verbarg sie den Kopf der Mutter.

„Verzeihn S' mir die Kränkung! Ich will's gut machen, so wahr, als ich vor Ihnen da lieg' — ich will's gut machen!"

Ja den tiefliegenden Augen brannte ein heißes, zurückgehaltenes Weh. Langsam breitete sich ein Fieberröte — Fäbren — eine seltene Erscheinung in diesen harten Gesichte.

Ein Tropfen fiel auf Tonis Stirn. Sie fuhr nach der Stelle, sah empor. Weiß Gott, die Mutter weinte.

„Mutter!" schrie Toni auf. Und ganz leise, bittend wiederholte sie: „Mutter!" — Mit beiden Händen umfaßte sie das graue Haupt, streichelte es, wischte zitternd die Thränenspur weg. — „Haben S' mich an, heute noch soll's anders werden! Ich geh' zu ihm, ich will mit ihm reden. Er hat mich ja doch gern! Ich will ihm alles vorstellen — oder ein Gnd' machen. Ja, das will ich! Weiß'cht hat's so sein müssen, daß wir grad' beide da herauf sind, und was und geschehen ist. Ich versprech' Ihnen, Mutter, daß wir in der Früh kommt' ich zu Ihnen; da sollen S' wissen, wie es steht und" sie that einen tiefen Atemzug durch die aufeinander gepreßten Zähne — „und der Bernhard, der geistliche Herr, der soll schon auch einmal wieder wissen, wer ich bin! — Kommen S', Mutter! Jetzt ist's schon gut, jetzt kann' ich mich schon wieder end."

Mit einem Sprung war sie auf den Füßen, eine andere, junge Gestalt.

„Mein Gott und Herr! Wie schön könnt's auf der Welt sein, wie schön ihr's da beroben! Schann S' nur!" Sie schlug die Hände zusammen und seufzte laut auf.

„Kommen S', Mutter! Kommen S'!"

Es dämmerte, als die beiden in der Stadt ankamen.

Toni fuhr mit bis zu der nächsten Tramwaystation bei ihrer Mutter Wohnung. Da stiegen sie ab.

„Gute Nacht, Mutter. Morgen komm' ich, da holen S' meine Hand drauf!"

„Gute Nacht. — Ich dank' für die Auslagen, die du g'habt hast."

„Trinken S' noch ein Glas Wein, Mutter, zur Stärkung: thun sie's mir zu Gfallen!" — Toni wollte ihr eine Fünfguldennote in die Hand drücken.

„Nein, gewiß nicht. Ich werd' froh sein, wenn ich in meinem Kammerl bin."

Ein Meiß mit Blumen trat heran. „Kaufen S' an schön Fliederbüschen oder Maiglöckerln, Fräul'n?"

„Ja, das müssen S' noch mit z' Haus nehmen, Mutter, so einen rechten Maiduschen."

Sie wählte das Schönste und gab es ihr. Darauf gingen sie auseinander.

Noch einen Moment, bis sie über die breite, belebte Straße war, sah Toni der Davonschreitenden nach, die sich einer silbernen Seitengasse der Vorstadt Wieden zuwandte. Dort ging sie in andrer Richtung der eignen Wohnung zu.

Ihr glühten die Wangen; sie konnte es heute kaum erwarten, den Geliebten zu sehen. Alles hatte sie sich zurecht gelegt, wie sie es sagen will. Auch das Schreiben dachte sie. Ein Brief ist etwas Ernsthaftes; man muß ihn lesen, die Worte können nicht durch Zärtlichkeiten stumm gemacht werden. Aber das dauert zu lang, und dann, das sie die Antwort hätte! Die wüßte sie sich doch wahrscheinlich selber holen. Nein, eben also, wie es ist, sagen; das will sie. Der Entschluß drängt und hetzt sie jetzt wie im Fieber.

„Guten Abend, Fräulein Toni," empfing sie ihre Hausmirin. „Drinnen warter ein Extrapostbrief! Schon seit zwei Stund' auf Sie."

Die Ehrenwerte kannte die Natur dieser pressanten Sendungen und verstümme nie, sie prompt zu bestellen, da sie ein sehr wesentlichstes Interesse für das schöne Mädchen, wie für seines Verehrer, den Mühlbesitzer einen der bekanntesten Wiener Modegeschäfte, hatte.

(Schluß folgt.)

Im Regen.

Von
Ludwig Gustav Kitberg.

Wie es sich gar so lieblich denkt
Im warmen, rauschenden Sommerregen —
Wenn er die durstigen Blüten tränkt,
Plätschernd und riefelt auf Weg und Stegen!

All die Blüchen in Blütenpracht
Neigen sich still und stehen und weinen;
Aber mein Herze lacht und lacht,
Denn es gedenkt ja des Einzig-Einen.

Wenn dann die Sonne neu erwacht,
Kauft ich hinunter und durch den Garten,
Denn am Thor, in der Blumen Nacht,
Will der Geliebteste meiner warten.

Leise führet er mir ins Ohr
Liebesworte, so traute, süße —
Ob wohl die Fliederbüsche am Thor
Immer noch weinen, wenn ich ihn küsse?

Digitized by Google

Ermete Zacconi.

(Zu dem Portrait Seite 673.)

Es ist etwa vier Jahre her, daß man in Wien eine große Entdeckung machte. In dem ja zuner Zeit verdorbenen Burgtheaterhafen gatterte eine italienische Schauspielgesellschaft, die unter der Firma „Meaners Teie“ spielte. Es gab damals nur recht wenige Leute, denen dieser Name geläufig war, und so blieb das Haus am ersten Abend ziemlich leer. Diejenigen Fremden, welche später aber mußte man von guten Eltern sein, wie man in Wien zu sagen pflegt, wollte man hier einen der nächsten Abende einen Platz bekommen. Die Kritik war nach jenem ersten Auftreten der Truppe begeistert, sie pries die Art ihrer Darstellung gleichsam als eine neue Schauspielerische Offenbarung, und Wien hatte nicht das Theaterfeuilleton der Welt gelesen, wenn nicht alles sich gedrängt hätte, das neu entdeckte Genie zu sehen. Von dieser Zeit datiert also der Weltruhm dieser Künstlerin.

Vor ein paar Monaten wiederholte sich jenes Entdeckungsspiel am berühmten Burgtheaterhafen, daß sich zu einer zweiten Durchgallerie für Ermete Zacconi und seine Truppe, die es zu sein vorgehen, entwickelt hat. Der Theaterzettel verkündigte das Auftreten eines Herrn Ermete Zacconi, für den eine übertriebene Empfehlung allerdings schon einige Tage vorher stark in die Aufmerksamkeit gesetzen hatte. Man hörte aber trotz solchen Vorrannen zu der ganzen unbekannten italienischen Gesellschaft, auch in diesem Falle ist es wieder Wien und zwar die künstlerische Kritik, die sich sofort des Gastes annahm, und Zacconi eine schauspielerische Individualität allerersten Ranges ist.

Ich habe diesen Tage die Kunst des großen Italieners auch zum Vergleich, Zacconi ist ein Meister des Realismus, und bei ihm geht es sich deutlich, daß man nicht alles, was realistisch ist, für Kunst ist, daß es Dinge giebt, die auf der Bühne mehr angebracht als aufgebracht sein wollen. Die erste Rolle, in der sich Zacconi den Wienern vorstellte, war der Cesarino Rialto in dem „Ehepaar“ von Giacometti, und ein Kritiker charakterisierte den Tenor des Abends richtig mit den Worten: „Man war mit Absicht enttäuschend.“ Denn Cesarino Rialto ist kaum mehr als ein Salonlöwe, und Zacconi gab ihn mit einer Feinheit und Noblesse, daß Zacconi eine schauspielerische Individualität allerersten Ranges ist.

Ich habe diesen Tage die Kunst des großen Italieners auch zum Vergleich. Zacconi ist ein Meister des Realismus, und bei ihm geht es sich deutlich, daß man nicht alles, was realistisch ist, für Kunst ist, daß es Dinge giebt, die auf der Bühne mehr angebracht als aufgebracht sein wollen. Die erste Rolle, in der sich Zacconi den Wienern vorstellte, war der Cesarino Rialto in dem „Ehepaar“ von Giacometti, und ein Kritiker charakterisierte den Tenor des Abends richtig mit den Worten: „Man war mit Absicht enttäuschend.“ Denn Cesarino Rialto ist kaum mehr als ein Salonlöwe, und Zacconi gab ihn mit einer Feinheit und Noblesse, daß Zacconi eine schauspielerische Individualität allerersten Ranges ist.

Ich habe diesen Tage die Kunst des großen Italieners auch zum Vergleich. Zacconi ist ein Meister des Realismus, und bei ihm geht es sich deutlich, daß man nicht alles, was realistisch ist, für Kunst ist, daß es Dinge giebt, die auf der Bühne mehr angebracht als aufgebracht sein wollen. Die erste Rolle, in der sich Zacconi den Wienern vorstellte, war der Cesarino Rialto in dem „Ehepaar“ von Giacometti, und ein Kritiker charakterisierte den Tenor des Abends richtig mit den Worten: „Man war mit Absicht enttäuschend.“ Denn Cesarino Rialto ist kaum mehr als ein Salonlöwe, und Zacconi gab ihn mit einer Feinheit und Noblesse, daß Zacconi eine schauspielerische Individualität allerersten Ranges ist.

Ich habe diesen Tage die Kunst des großen Italieners auch zum Vergleich. Zacconi ist ein Meister des Realismus, und bei ihm geht es sich deutlich, daß man nicht alles, was realistisch ist, für Kunst ist, daß es Dinge giebt, die auf der Bühne mehr angebracht als aufgebracht sein wollen. Die erste Rolle, in der sich Zacconi den Wienern vorstellte, war der Cesarino Rialto in dem „Ehepaar“ von Giacometti, und ein Kritiker charakterisierte den Tenor des Abends richtig mit den Worten: „Man war mit Absicht enttäuschend.“ Denn Cesarino Rialto ist kaum mehr als ein Salonlöwe, und Zacconi gab ihn mit einer Feinheit und Noblesse, daß Zacconi eine schauspielerische Individualität allerersten Ranges ist.

Ein noch unerklärtes Wunder des Meeres.

Von

M. Kuhn, Navigationslehrer.

Wer hofft — als der, der es verlacht, getäuscht.
Der nie Erkannte die neue Zeit verschmäht.
Den Einsichtsvollen wird sie nicht mehr rufen.
Der blöden Zweifels dumpfen Pfleger packt!

Die Stimmung, welche Lord Byron in seinem „Korsar“ durch diese, jener nach der Ueberzeugung von Abdl Saalem niedergegebenen Worte hervorzurufen wußte, dürfte wohl jeden, der jemals das Meer besiehet; es sollte sich in einem Wunderlande, er sagt geradezu Sinnes nach Wundern und findet auch oft mehr oder weniger Gelegenheit, solche Erscheinungen wahr, die seine „Bewunderung“ im höchsten Maße erregen, und andere, die ihm nur als etwas „Wundersliches“ vorkommen. In einem Punkte stimmen Alle, alle nicht zu den Zaubern des Meeres und nicht zu seinen Schrecken, gehört die noch nicht aufgeklärte Erscheinung auf dem Grunde des Meeres, welche wir hier kurz besprechen wollen.

Diese Erscheinung tritt auf an der Mündung des Ganges und der des Indus, bei Neu-Schottland und in der Labrador-See, aber auch an den Küsten von Frankreich, England und Frankreich im englischen Kanal, in der Ostsee und an dem südlichen Teil der Nordseeküste von Deutschland bis zum nördlichen Ende von skandinavischen Norwegen.

Tiefes Schallwunder hat nichts gemein mit dem Phänomen, und Tauben des Starrens in der Takelage eines Schiffes, mit dem Tosen und Brausen der Brandungen aber bemerken den meilenlangen Ring-Klang, der bei Ost so ausschmeichelnd trifft, wenn man an der Nordwand des Schiffes zwischen Wasser und Wind, wo die Planken lagen, in leiser Reise rudn und sanfter Weise das Ohr an das Schiff schlagen. Die Töne ähnlich an nichts dem unheimlichen dumpfen Klagen, das, bei dem Rauschen der verbrandenden ungeheuren Wasserlasten gewaltsamen Ausdruck findet, auch nicht dem schnellen Krachen und Knallen, mit dem in hohen Breiten Eisblöcke von bedeutender Größe auseinander bersten, und dem gewaltigen Donnern, welches in der Glacierwelt Grönlands das Abbrechen jener kolossalen Gletscherriffe, die alljährlich der Tausende von Meilenquadraten zu verringern, begleitet. Es sind einfach wie ein Dumm, Dumm, Summ, Upp, Pfiff, Klick oder Pfiff, und der Seemannsmund hat es auch, als Bezeichnung unbekannter Gefahr, als Aufforderung des Lotes noch benannt. So heißt es an der friesischen Küste Seehalten, Seehalten oder Abschdumm; bei den niederländischen Seeamt mich es Mintpoeffers — Meeresfluff, Zee-Gonzen — See-Summen oder Zee-Puff — See-Puff genannt; die Franzosen haben es dombres de mer, runeul de mer oder bouquet de mer (Blasebalg des Meeres) getauft; an der englischen Küste bezeichnet man es mit papperhaug, nach dem Ton, mit dem man luftgefüllte Papierbeutel durch einen Schlag zerreißt, und an der Ganges-Mündung mit Barisal guns — Barisal-Kanonen.*)

Bei breiem Wetter ohne Wind und Rauch oder bei flauem Linwest, namentlich wenn einige Tage vorher Windstille und ein ingrimmiger Schneewetterwolf alle leichte Wallenkraut an dem Fuerzeit Gischt ist, hört man diese Geräusch; am deutlichen in den Sommermonaten und meistens am Anfang des Nachmittags, nie nachts; es gilt überall für ein Ansprechen von einer unbekannten Gefahr.

Nicht nur ist dieses Tonwunder, wenn an der Küste und in See, und schon 1591 erwähnt es der Jesuiter Josef Acosta als „unbegreiflich-hohes Geräusch in der Luft“ beschrieben, ohne Tonnen durch den Wind bewirkt“. Der Dichter Th. Parnell berichtet es 1690 als einen „Ton in der Luft, vorherrschend nahen Meeres, in dem Wind und in der leisen Schuß jedoch“. Als Wetterverheißungsspruch führt Cotin es etwa 1805 an: „Ob heute auf gutes Wetter, wenn von allen Seiten ein entsetzliches Brausen zu vernehmen ist“, mit Bestimmtheit berichtet, daß er am 9. Dezember 1809 in Vogo de Guinea abends 7 Uhr einen dumpfen Knall gehört habe, der auch den Donner zu kommen schien und unerklärlich blieb, da weder Erdbeben noch Gewitter in der Nähe zugegen sich aufgetreten war. Seit 1860 werden die „Barisal guns“ am Ganges wissenschaftlich beobachtet und untersucht, ohne daß eine Erklärung für jene erdobenartige Gegend gefunden wäre.

Die Wahrnehmungen gehörter Beobachter deuten sich hierbei so ziemlich mit dem, was der gemeinsame Seemann berichtet; so sagt C. von den Brand, Kapitänarzt des Kriegschiffes naturgeschichtlichen Museums zu Berlin, der die Mittpoeffers seine Heimat am Groningen bis nach der französischen Küste untersucht hat, darüber: Er erwähnt hier nochmals des Seemann bemerkt Knallen, bodwen fern kommend, ohne Knallen, auf ihn den Eindruck dort noch nie Gehörten machte, und das ebenso von unter der See als auch von Land kommenden, aber unbestimmt noch Echo von Kanonenschüssen, Gewehrsalvenganzen oder gewaltigen Explosionen konnte es sein, denn zum Teil gab es bezeichnet dort nicht, und somit keine an Ort. Und was Art des Vorgangs erklären konnten. Zwei andere Beobachter, von Martin und John Gerard, haben vielfache Gegend von See auf verschiedenen unterwegs, und beide haben zu verschiedenen Zeiten gefunden, daß in der Nähe von Cut Buwingen, quersab von Dünkirchen etwa, diesen Zee-Gonnen häufig ganz in der Nähe ihrer Schiffe auftrat und von unten zu kommen schien, da sie gleuben wußten, daß Fernrohr dieser Schallerscheinung jener Gegend klage an der Stelle, zu berichten sei. Ich mache nun meine Persönliche Beobachtung am Ostende aus. Ein Jacht, Odorata auf Gent, schreibt, daß jener langjährigen Erfahrung nach der Ton an jenen Teil der Küste Nieuwlands in ganz gleicher Stärke gehört wurde, und zwar weder östlich dem Grunde des Donners noch den Knall der Geschütze über dem Kollen schwerer Wagen; der Mittpoeffer erzählt sich selbst allein an den Gehörten, sondern auch an das ganze Verwunderung; man empfinde ihn nicht als einen Ton, der getammen und vergangen, sondern als ein Ergitzen, und kann seine feiner Ausdruck nach der Grund, daß manche Beobachter dabei die Empfindung haben, als habe die Erde.

Ich selbst habe das Knallen an der Nordseeküste von Buchum bis nach den englischen Kanal als tiefdunkles Knallen gehört; in meiner Jugend wurde es von den alten Seeleuten an Bord selbst als „Plagen des Meeres“ oder als „Bälker“ von umherschreiten Seemgetränke; jeder habe ich es als Echo von Kanonenschüssen angesehen, auch wußten ich an der Nordsee mehre, auch ich heute, wenn ich es von der Mündung herstehen aber etwas weiterab höre, in Meppen entragen, ob an dem Tage zu der und der Zeit auf dem Meeren dieses Schießspiel stattgefunden hat, weil ich es von dem „Dunnerin“ der dort prahlert verdrehten gerber Geschütze in so weiter Entfernung nicht unterscheiden kann.

Es liegt auf der Hand, daß die das Seeballen begleitenden Wetterverhältnissen ein abnormales Fortpflanzen des Schalles in See, Stärke und Richtung sehr begünstigen, doch fallen sich die eigentümlichen Abstufungen der Schalles von Nebelgebäude, Tiefen, Gangt und so weiter, wie sie an den Küsten Norwegens von Meijer, sind sie gesammelten von Herrn und für die Engländ von Thorsen fortgeführt und für den Seemann relativen sind, bereits nicht anerkennbar; auch hat die an der jährlichen Beobachtung und in weiterer Entfernung von derselben häufiger stattfindenden Schießübungen an Land und in See, deren Knallen in beiden weiter Unterscheidung als See-Donnern anderes konnte, die Ursache bilden, ist nicht wahrscheinlich. Jedenfalls redt auf der Erscheinung nach der Schärfe des Gehörmuskels, auch zur Auffassung des subjektiven „Donnerns“ sind nach wissenschaftlichen Grundsätzen Beobachtungen zu sammeln bezüglich der Zeit, des Orts, der Witterung, im Speziellen, bei Stunden der Gezeiten, der beginnenden meteorologischen Erscheinungen sind, sonst der Eigenart des Tones nebst Stärke und Dauer besitzen. Herr C. nun den Grund hat Angehörigen erhalten, die alter als dieses jahen nun Aufsatzes erfahren, der etwas aus eigner Anschauung daraus weiß, und die heimische Terrasse in Hamburg nimmt alles bezüglige Material zur Wetterbeobachtung an den genannten Heere gern entgegen.

*) Barisal ist eine Stadt an der Mündung des Ganges.

Digitized by Google

Prälat Sebastian Kneipp †.

In Bad Wörishofen in Bayern, das durch ihn einen Weltruf genommen, ist am 17. Juni der Prälat Sebastian Kneipp kurz nach Vollendung seines sechsundachtzigsten Lebensjahres gestorben. Als Sohn eines armen Webers am 17. Mai 1821 zu Stünzhausen bei Ottobeuren geboren, trat er mit elf Jahren bei seinem Vater in die Lehre und blieb bis zum einundzwanzigsten Lebensjahre seinem Gewerbe, indem er nebenbei der guten Fortschritt als Taglöhner bei Bauern arbeitete oder Maurer Handlangerdienste leistete. In seinen karg bemessenen Mußestunden suchte er seine mangelhafte Bildung zu vervollkommnen, und er war von einem heißen Verlangen nach dem Studium erfüllt, aber er sah sich bei seiner Armut und Unterstützung und Förderung nachsuchte, er begegnete überall tauben Ohren. Endlich fand er in dem Kaplan Mathias Merkle von Ottobeuren einen wohlwollenden Gönner und Lehrer, der ihn auch nach dem Orte seiner weiteren Thätigkeit, Augsburg, mitnahm. Als Merkle dann 1844 als Professor an das Gymnasium zu Dillingen berufen wurde, verzeichnete er die Aufnahme seines Schützlings in diese Anstalt, und am 2. Oktober 1848 bestand Sebastian Kneipp, nunmehr 27 Jahre alt, die Reifeprüfung. Nachdem er einige Semester in München Philosophie studiert hatte, kehrte er nach Dillingen zurück, um sich auf dem dortigen Lyceum zum Priester vorbereiten. Im August 1852 erhielt er die Weihen und wurde, nach langer Aushilfstätigkeit an verschiedenen Orten, 1855 Beichtvater des Klosters der Dominikanerinnen zu Wörishofen, welchem Amt er 1882 auch die Pfarrei übertragen wurde.

In seiner Münchener Studienzeit hatte er die zu Anfang seiner Jahrhundertes erschienene Schrift des Dr. Hahn über die natürliche Heilkraft des kalten Wassers kennen gelernt, hie sich selbst belehrte er sodann die daran gegebenen Fingerzeige, und da er im Laufe der Jahre auf einem schwächlichen, kränkelnden Menschen zu einem gesunden und kräftigen Manne erwachte, so glaubte er die Segnungen dieser Heilmethode der Menschheit übermitteln zu müssen. Zunächst ergoß er bei einigen seiner Pfarrkinder gute Erfolge, dann kamen Kranke auf weitere Entfernung, und binnen wenigen Jahren gewann der gastliche „Wasserdoktor“ einen in großen Zuzug, daß er den Hilfsklerikern kaum noch Beschäftigung bieten konnte. Sein 1886 verfaßtes Büchl „Meine Wasserkur“ fand ungeahnten Absatz, und mit dem Erscheinen dieses Buches wurden Kneipps Namen und Wörishofen weltberühmt. Fürsten und Herzöge nahmen den Weg nach dem

Pfarrorte, der auch gegenüber den Hochgestellten kein Blatt vor den Mund nahm, auf die Leidenden zuströmte. Sebastian Kneipp war fest von den unfehlbaren Segnungen seiner Heilmethode überzeugt, und über alles Lob erhaben ist seine Uneigennützigkeit und Opferwilligkeit. Seine ganze Zeit gehörte den Leidenden, und er, der ein ungeheures Vermögen hätte sammeln können, behielt nur das Notwendigste für sich, selbst beschränkter als die Aermeren unter seinen Kindern. Sie bedürfen es, mag man am einzelnen auch manches finden, was übertrieben, und ein Verbild oder Menschenliebe.

P. D.

Zu unsern Bildern.

Der sehr Reiseraum, der auf Prälat Dr. Bedinis Bilde der schönen Riviera eine Liebhaberfärbung macht, hat dazu eine eigentümliche Stellung gewählt, und gönnen einer deutschen Mund der gleichen Fest seine herrlichen Worte, so müßte er sie wohl in ganz ihren Fülben sprechen. Aber lieblich, fürlich! Die junge Italienerin nimmt keinen Anstoß an der unbewarenten Haltung des Werbers, und die Geschäftsabbau bewirkt, daß sie ihm gern zuhört.

Ebenfalls in das lauige Land Italien versetzt uns W. Schindler mit seiner Riviera bi Levante. Riviera heißt bekanntlich der herrliche Küstenstrich, der sich am Golf von Genua von Nizza bis Spezia erstreckt und durch die ganze Mannigfaltigkeit Genua in zwei Teile getrennt wird, den westlichen (Riviera di Ponente) und den östlichen (Riviera di Levante). Im ersteren Abschnitt gilt der reizvolle Küstenstrich für den schönsten, namentlich durch den weltberühmten Cornice-Straße am Fuße der Seealpen; dort ist aber auch der Riviera di Levante ist entzückend. Felsbuchten und malerischen Punkten sieht, setzt unter anderem das Gemälde unserer deutschen Landschaftsmeisters.

Die Gemälde: „In der Landwirtschaftlicher Rede, ist bei der modernen Gartenkunst etwas und der Mode gefommen, und von den Berufsgärtnern weiß sie nur noch seiten etwas. Einst hatte sie ihre Zeit, ihren, und in manchen Provinzgarten gedeiht sie noch heute in Lippiger Pracht. So auch in bewegtem, auch dem auf Sie Gärtnerei Wilde die junge Maid, jedes eine hold erblühte Rose, ihre duftige Last geschickt hat.

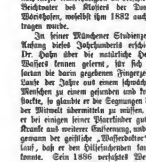
In Erwartung des Kuckucks. Wenn wir auf O Gebirge bemalten Wiesen, die Gerde schwellender Schafe. Oben möchten die Tiere auch dem dumpfigen Stall auf die lippige Weide, und manches ungeduldige „Mäh“ erschallt, aber der treue Hirtenhund weiß den Wunsch, und ein wenn der Hirt des Herrn ertönt, bleiben die Tiere ins Freie.

Für müßige Stunden.

Schach.

(Redaktion von E. Schallopp.)

Aufgabe 32.
Von **J. Koch** in Helsingfors.
(„Nordisk Tidskrift.“)



Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 29 S. 584:

W. 1. Se6 – h8
1. Le7–c5!
W. 2. Td1–d8!
2. Le5–c7 matt.

W. 1. Se6–c5
1. Le7–c5 matt.

W. 1. Se6–g5
1. Le7–c5 matt.

W. 1. Se6–d4
1. Le7–c5 matt.

Bei jedem andern Zuge des Springers ist Le7–c5 matt.

Partie Nr. 25.

Gespielt durch Briefwechsel zwischen dem akademischen Schachklub zu Cambridge und Oberwinnig (Mosel): – Black „Die Forts“.

Spanische Partie.

Weiß: Cambridge. — Schwarz: Oberwinnig.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2–e4	e7–e5	16. Dd1–e2	Td8–d6
2. Sg1–f3	Sb8–c6	17. f2–f4	c7–c5
3. Lf1–b5	a7–a6	18. Te1–e3	Sf6–e8
4. Lb5–a4	Sg8–f6	19. f3–f4	g7–g6
5. 0–0	Lf8–e7	20. Te3–g3	Se8–g7
6. Te1–e1	b7–b5	21. Tg3–g5	Sg7–h5
7. La4–b3	d7–d6	22. Te1–e3	Le7–e6
8. c2–c3	0–0	23. Te3–g3	Sh5–f6
9. h2–h3	Sc6–a5	24. Tg3–g5	Sf6–h5
10. Lb3–c2	c7–c5	25. Tg5–g3	Sh5–f6
11. d2–d4	Dd8–c7	26. Tg3–g5	Sf6–h5
12. Sb1–d2	Sa5–c4	27. Tg5–g3	Sh5–f6
13. Lc2–b1	b5–b4	28. Tg3–g5	Sf6–h5
14. Sd2–b3	Sc4–e3	29. Tg5–g3	Sh5–f6
15. Dd1–d2	Se3–g4	Aufgegeben.	

Ein interessanter Zug, der zwar Bauern über stellt, selten spielt.

Lc2–b1 hätte sich nicht führen Bauern gewinnen, zum Beispiel 17. c5–d5 Se3–c4! 18. e4–d5 Sc4–b6! 19. Dd2–e2 Sb6–d5 ohne Gegenspiel.

Auflösung der Schlußaufgabe Seite 632:

1. Dg8–h8 (droht 2. Sd6–b5 matt) 1. Dd4–a7 (droht 2. Sd6–b5 matt) 1. Dd4–e5 (droht 2. Sd6–b5 matt) 1. Dd4–d5 (droht 2. Sd6–b5 matt) 1. Dd4–c4 (droht 2. Sd6–b5 matt) 1. Dd4–b4 (droht 2. Sd6–b5 matt) 1. Dd4–a4 (droht 2. Sd6–b5 matt) 1. Dd4–g4 (droht 2. Sd6–b5 matt) 1. Dd4–f4 (droht 2. Sd6–b5 matt) 1. Dd4–e3 (droht 2. Sd6–b5 matt) 1. Dd4–d3 (droht 2. Sd6–b5 matt) 1. Dd4–c3 (droht 2. Sd6–b5 matt) 1. Dd4–b2 (droht 2. Sd6–b5 matt) 1. Dd4–a1 (droht 2. Sd6–b5 matt) 1. Dd4–g1 (droht 2. Sd6–b5 matt) 1. Dd4–f2 (droht 2. Sd6–b5 matt) 1. Dd4–e2 (droht 2. Sd6–b5 matt) 1. Dd4–d2

Über Land und Meer

78. Band.
Neunundreißigster Jahrgang.
Oktober 1896—1897
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Nr. 42.

Preis vierteljährlich 3 M. 50 Pfg.
Mit Post-Aufschlag 3 M. 75 Pfg.
Redaktion:
Ernst Schubert in Stuttgart.

Die Flucht.

Roman
von
Ida Boy-Ed.

VI.

Als Felix diesen Brief durch einen reitenden Boten nach Tondern abgesandt hatte, ahnte er nicht, daß es der letzte dieser Art, den er an Gonvadine richten sollte. Seine Gedanken trauerten die Reise aus, die der Brief zu machen hatte. Es war ein Montagnachmittag, da der Knecht mit ihm abritt. Der Brief konnte noch mit dem letzten Zug nach Hamburg gehen, wo er mitten in der Nacht ankommen würde. Von da Dienstag nach Frankfurt, Mittwoch morgens Ankunft in Basel, Mittwoch abends spät Mailand, die Nacht durch nach Venedig. Donnerstag vormittag, spätestens Donnerstag abend konnte Gonvadine ihn haben und dann am Freitag früh telegraphieren. Obwohl diese Rechnung von großer Klarheit war, stellte Felix sie trotzdem jede Stunde einmal an. Er sah endlich in seinem Reisehandbuch die entsprechenden Züge nach und schrieb sie sich auf einen Zettel.

Dabei war er sich vollkommen bewußt, daß seine Spannung seinerseits in der Angelegenheit „längewig“ ihre Ursachen habe. Auch Gonvadine, ihm sagte es eine innere Stimme, machte sich nicht allzuviel aus dem ganzen Vorfall. Es war seine Pflicht gewesen, ihr ihr ausführlich zu erzählen. Im Grunde war er beinahe glücklich, daß sich auf Treibin außerordentliche Zustände vorgefunden hatten, die er klären und ordnen konnte. Die Sensationen, die das Ereignis mit sich gebracht, gaben ihm ein Gefühl von der Nützlichkeit und Wichtigkeit seines Hierseins. Dies hob ihn vor sich selbst und vor Gonvadine endlich in eine richtige Stellung.

Nach einem Momentaufnahme von Hans Bonar in Flensburg.

Eine Ausfahrt des Fürsten Bismarck in Friedrichsruh.

Digitized by Google

Er ertappte sich darauf, daß er Herrn von Längwitz für seine Betrügereien beinahe dankbar war.

„Sein thatkräftiger Mensch hebt die Gelegenheit, sich nützlich zu machen, gleichmüthig an.“ Mit dieser Sentenz entschuldigte er sich selbst. Aber ob Gouvernante von dieser Sache Donnerstag oder in einem Monat erfuhr, war ziemlich gleichgültig.

Felix' Spannung, die sich nachts zu fieberischer Unruh steigerte, hatte tiefere Gründe. Jedenfalls am Tag los es Conradinens Brief welcher. Er konnte sich auch, wenn er seinen Herzens und bei ruhigen Sinnen gewesen wäre, nicht der Genugthuung verschließen, daß ihre Briefe sich im Ton schnell zur verheissenden Zärtlichkeit gesteigert hatten.

Der Seelenzustand, von dem sie sprach — daß die alten Leiden sie verschonten — daß der Glaube ihr aufkämmere, das Glück könne wiederkommen — dann ihr Kummer, daß der Ton einer leisen, männlichen Stimme ihrem Gedächtnis verloren gegangen sei — meiner Stimme konnte sie meinen, wenn nicht die seine? Und dann: sie hatte ihn Felix genannt! Lieber Felix, schlechtweg, sie, die seine Herrin war, ihn, der in ihrem Solde stand.

Kein Zweifel — sie liebte ihn.

Er war nicht kalten Herzens, und seine Sinne waren nicht rudig. Und vielleicht gerade deshalb verfiel er immer, wenn sein Verband diese Erkenntnis als alle eine unträgliche gewonnen, wieder in die wildesten Zweifel.

Mitten bei der Arbeit, auf seinen Gängen durch die Felder, im Gespräch mit den Leuten überfiel es ihn. Seine Gedanken, seine Füße, seine Sprache lähmten sich ihm. Es war, als setzte seine ganze Arbeitsthätigkeit aus oder werde so total auf einen fernab liegenden Punkt gelenkt, daß seine körperliche Gegenwart zu einer toten und stummen ward. Mit einer übermenschlichen Anstrengung mußte er sich dann nach Sekunden, die auf Jahren als ein Zustand über, unerträglicher Zerstreuung wirkten, aufraffen, um weiter zu schreiben, zu sprechen, zu gehen.

Wenn sie ihn doch nicht liebte! Wenn es bei ihr nur ein Spiel der Phantasie war! Wenn die Ferne ihn in ihren Augen als einen weit Glänzenderen, Schöneren, Bedeutenderen erscheinen ließ, als er es wirklich war!

Welch eine Blindheit war es dann gewesen, diesen ihren zärtlich-sehnsuchtsvollen Ton gegenüber nicht kalt zu bleiben! Welche Gefahr lag darin, daß er gewagt hatte, zu verlieren, auch seinerseits nicht ganz verborgen zu haben, was ihn verzehrte!

So saß er sich abwechselnd zum höchsten Glück erhoben und für immer davon verstoßen.

Er verlachte sich zu beruhigen. Er gestand sich, daß er eigentlich nach jedem Brief dieje todesbange Spannung empfunden, als würde und müsse ihre Antwort eine Entscheidung über Sein und Nichtsein enthalten. Und jedesmal hatte er dann auf aber jenen Tage nachher einen ihrer Briefe empfangen, die ihn in einen Zustand sinnloser Glückshoffnungen versetzten.

Er führte ein vollkommenes Doppelleben. Mit aufrichtiger Hingabe nahm er teil an Adrian, Phöbe, den alten Amtsrats und vermochte mit völliger Konzentration zu kubieren, zu arbeiten. Aber er kam sich manchmal dabei vor wie ein Schauspieler, der mit großem künstlerischem Ernst eine Rolle durchführt und wirklich ganz in ihr aufgeht, während dabei doch die wahrhaftigen Zustände seines Lebens ganz andere sind.

Ihm drängte sich manchmal ein Bild auf. Es sah eine Stromumbildung von sich: mit gurrigem Dröhnen, fröhlich getragen von den Landwimmeln sich drängenden Wellen, strebten die Schiffe dem Hafen zu; aber tief im Grunde bebte die Unterströmung ihre machtvolle, natürliche Richtung dem Meere entgegen.

So waren seine Tage, so die Oberfläche seines Daseins.

Die eine tiefe, wahre Richtung seiner Gedanken ging zu Conradine. Nur in einer Gewissheit mit ihr schien das Leben überhaupt wahrhaft leben.

Bisweilen wurde diese Spannung für seine Nerven ganz unerträglich gewesen, wenn Herr von Längwitz ihm nicht eine Ablenkung geboten hätte.

Das Dasein dieses Mannes, den er nun als Betrüger kannte, war ihm sehr merkwürdig. Er konnte nicht mit ihm reden ohne Herzklopfen.

„In vier Tagen vielleicht,“ dachte er, „wirft du als Gefangener von hier fortgebracht.“ Und bei diesen Gedanken schlug er, der Unschuldige, vor dem Schuldigen die Augen nieder.

Jeden Abend legte Felix den geladenen Revolver vor sein Bett. Er lachte sich selbst deshalb aus, aber ihn zwang eine unbestimmliche Gewalt. Die Nähe eines so gefährlichen Menschen schien bedrohlich, brachte jedenfalls eine Witterung von Abenteuern und unerwarteten Schreckkissen mit sich.

Natürlich wußte er Herrn von Längwitz nicht, daß Felix' Wesen sich verändert hatte. Früher ernst, verschlossen, stolz und entschieden, war es mit einemmal verlegen, unsicher, ja geradezu scheu.

Längwitz nannte seinen Namen infolge dieser Haltlichkeit und übing einen gönnerhaften Ton an, der Felix schalte, aber zurückzuweisen nicht die Energie hatte.

Seine feine Seele schämte sich für den andern und suchte ihn zu retten und entlegen jenes Moment durch, wo der Mann erkannt würde, er sei entdeckt. Wo er konnte, ging er ihm aus dem Wege, aber nun schien es gerade, als ob Längwitz ihn suche, um ihn zu beobachten und zu erforschen.

Felix wußte, daß ihm die Gabe der Heuchelei gänzlich versagt war, und machte sich klar, daß Längwitz am besten seine Unbefangenheit bemerken und den Gründen dieser Veränderung auf die Spur zu kommen suchen werde. Er zitterte dauer, daß Längwitz die Wahrheit erraten und fielen könne. Aber Längwitz, von vollkommenen Sicherheitsgefühl bis zur Blindheit erfüllt, begte ganz andere Vermutungen.

Seine „Rufschuldner“, wie er bei sich Conradine de la Frémitore, nannte, hatten infolge Felix Dahlland gestaltet hatte, verachtete er alle drei.

Diese phantastische, großmütige Frau, welche sich durch die Thränen einer Mutter hatte bestimmen lassen, ihn auf zwei Jahre lang ein fetter Nebenstrom Gold in seine Tasche fließ. Und wenn er einmal ging, so ließ er das Gut im besten Stande zurück, und wenn er ging — hierüber hatte er noch besondere, nicht ganz abgeklärte Pläne.

Felix Dahlland sah er als den Günstling einer vorübergehenden Sentimentalaune seiner Herrin an und nun war sich nur nicht einig, ob dieser Poet den Güterdirektoren eine Belehrung oder ein Prälubium sein sollte.

Verband, Kritik und Wahrheitsliebe traute er keinem dieser drei Menschen zu. Und wenn er bemerkt hatte, daß Felix gut Freund von Phöbe Grabowski sichen, war er sehr aufmerksam geworden, und nun wurde ihm Felix' verändertes Wesen mehr als verdächtig.

„Dieser Dahlland berichtet,“ sagte er sich, der sitzt in zumwerndlen Konflikten. Der nördliche Zopf der kleinen überschlanken Tigerkatze hat's ihm angethan. Und dieß hochgeschickte ist er darauf eingeschworen, mit Geld und Seele unsere Mündigkeiten treu zu bleiben.“

Er that Felix keinen Moment das Unrecht an, daß ihm Phöbe in ihrer Eigenschaft als „Erbin von Trebkin“ an heiter gäbe und mäßige; daß Felix nicht „auf seinen Vorteil zu lauren verstehe“, hatte er schon nach ein paar Tagen herausgehabt.

Er war kein Menschenkenner, Herr von Längwitz, und er trieb're Felix bei sich absolut genügsthäftig: „Der paßt zu ihr.“ Zu Conradine de la Frémitore meinte er.

Als er nun sah, daß Felix sich in einem unruhigen Seelenzustand befand, wurde auch er unruhig. „Leiden und Meinschaft, das wirkt auf die Weiber, und wenn nicht anders, stehen sie auf dem Anwesd des Mitleidens,“ dachte er.

Die Tage schienen zu schleichen. Es war sehr heiß. Die schwere Luft, von Feuchtigkeit gesättigt, breitete sich über der Gegend. Sie machte den Menschen das Blut in den Adern dickflüssig und lähmte die Gedanken.

Am Dienstag zog ein Gewitter auf und verdrohte in ein paar raschen Schlägen. Der Himmel, von grauweißen Wolken tief verhangen, blähte sich nicht, und die Schwüle ward drückender, weil der Wind nun völlig schwieg. Nach zwei Stunden ging es an zu grollen, von allen Seiten her klang es. Und ringsum zuckte Wetterleuchten.

Das Gewitter konnte nicht mehr über dem Land zurück, sondern mußte niederkommen.

So ging es den ganzen Abend und die ganze Nacht. Oben hatten die Leute sich hingelegt, dann schreckte das rückfehrende Wetter sie wieder auf. Endlich, morgens um sechs Uhr, krachte der Donner und zuckten die Blitze in gesammelter Kraft. Schwer stritt der Regen nieder, künftige sich allmählich und verfiegte mit seinem Trösteste.

Felix hatte sich angekleidet und überstraßte auf einmal mit Wolglanz die funkelnden Bäume und Büsche, die Natur sah lustig und leichtsinnig aus, wie ein Junge, der eben lachend ein gestäbriches Bad genommen hat.

Felix ging hinaus. Er hatte während der Nacht und noch eben beim Morgenkaffee von Frau Petterson die Geschichten alter Gewitter vernommen, welche seit siebzehnhundert Jahren über Trebkin sich entzündet. Und da es in Frau Pettersons Jugend einmal bei ihren Eltern eingeschlagen hatte, daß sie ein Gewitter als ein sie persönlich betreffendes Ereignis an, den sie näher setze als andre Menschen. Er hatte genug zu thun gehabt, einerseits die Frau zu beruhigen und andererseits immer wieder zu versichern, daß er wirklich gar nicht bemerkt haben würde, daß sie eine Nachtjacke trage.

Draußen im Park sprühten ihm die Tropfen ins Gesicht. Die Bäume schüttelten sich und verschlauderten einen Regenguß. Der Boden war sehr feucht, an den Rändern der Rajen flossen noch in kleinen Rinnsalen Wasserbäche, allerdings dünn und schon verfiegend.

Felix mischte auf dem Wirtschaftshof nachzusehen, ob auch keinerlei Beschädigungen stattgefunden hatten, und bei dem alten Amtsrauchen Paar vorzusprechen, wie ihnen die schlaflose Nacht bekommen sei. Er nahm immer den Weg durch Phöbes kleinen Garten, es war der nächste, und Phöbe hatte es ihm feierlich erlaubt.

Seine Stiefeln waren schon mit Tropfen überstät, die auf dem hellgrauen Wollstuff zu kleinen Perlen sich zusammenrollten; seinen runden, weichen Filzhut ging es nicht besser. Er nahm ihn ein paar Mal vom Haupte — ihn auch.

Als er an die Gebüschpforte kam, welche wie eine Minuet zwischen Phöbes Reich und dem Park lag, war es ihm, als wäre er Schwimmen. Er ging noch an den Büschen hin und dann an das obere Ende der Anlage, von wo aus er den kleinen Garten übersehen konnte.

Da stand Phöbe, beinahe angelehnt wie eine Schäferin an einen feuchtumwachsenen Stab.

Sie hatte beide Hände etwas erhoben und auf den Stielende eines Rechens gestützt. Ihr helles Kleid war eingeborn hochgeschürzt. Ihr ihren Kopf hatte sie ein blaukleinen Zipfeltüchlein gebunden, zum Schutz vor den umherschwirrenden Tropfen.

Ihr Gesicht trug den Ausdruck großer Verlegenheit und Unruhe. Sie hielt die Augen niedergeschlagen und biß sich auf die Lippen.

Vor ihr stand Herr von Längwitz, etwas sperrbeinig, in Stulpenstiefeln, hinter sich in den zusammengelegten Händen die Reitpeitsche, den weit abhand und deren Schmiß sprunwährend in zitternder Bewegung war. Er hatte den steifen Hut auf den Kopf, das Haar darunter, sumet man es sah, war tadellos frisiert, der Schnurrbart aufgedreht.

Seine Augen ruhten mit ihrem schärfsten, sichern Blick unverwandt Phöbe an.

„Ich bitte Sie herzlich, Herr von Längwitz, mir nicht immer Sachen zu sagen, die mich in Verlegenheit setzen, und von denen ich nicht weiß, ob Tante Conradine mir erlauben würde, sie zu hören,“ sagte sie leise.

„Frau de la Frémitore würde Ihnen nur sagen, daß ein Mann das Recht hat, in jeder ehrenhaften Form um das Wohlwollen eines Mädchens zu werben. Sie sind sehr weltfremd aufgewachsen,

Digitized by Google

Fräulein Phöbe. Aber es giebt doch Dinge, die der weiblichen Zuthat erst und auch ohne Erfahrung verstehe. Begreifen Sie denn nicht, daß ich verstehe, Ihr Herz für mich zu erwerben, wenn ich Ihnen wieder und wieder sage, daß Ihre Anmut mich bezaubert?"

Da schlug Phöbe die Augen auf und sah ihn ernsthaft an.

„Ein Herz braucht wohl nicht erwerbt zu werden, das man doch nur selber auf, heißt ich mir. Und wenn es dadurch erwacht werden könnte, daß man ihm Schmeicheleien sagt, wäre es doch ein sehr eitles Herz," sprach sie nachdenklich.

Sie hatte schon so oft darüber nachgedacht, wie das alles sein möge, deshalb war sie nicht abgeneigt, über das Thema zu sprechen. Aber nicht mit Herrn von Längwitz. Mit Adelan, ja, aber mit Felix.

Conradine hatte ihr einmal geschrieben, daß nun, da sie erwachsen sei, auch einer Tages ein Mann kommen und um sie werben könne. Dann sollte sie sich nicht bedarrch bermirren lassen, daß sie gefalle, was welchem einzigen Gefühl denn so zahlose junge Mädchen gleich die erste Bewerbung annähmen, sondern sie solle sich und dem Manne ernstlich prüfen, und wenn sie glaube, daß sie ihn liebe, doch erst zu Tante Conradine schreiben, ehe sie sich fest entschiede.

Herr von Längwitz zagte schelaß:

„Sie sind eine kleine Philosophin, Fräulein Phöbe. Sie sind viel zu ernsthaft für Ihre Jahre. Unsitig sollten Sie sein und sich des Lebens freuen. Das könnte kann niemand sehr was Schönes sein, besonders wenn man liebt."

„Lustig?" fragte sie und machte große Augen. Aber sie war ja manchmal unbändig lustig. Sonntag nach — wie hatte sie nachmittags mit Adelan gelacht — worüber noch? Der Grund fiel ihr nicht mehr ein. Vielleicht war es ohne Grund gewesen.

„Draben sie einmal so recht darüber nach: haben Sie noch keine Lust zum Heiraten?" fragte er.

Sie wurde ganz rot.

„Ich kann nicht heiraten, ich bin ja so arm. Großpapa und Großmama haben bloß die Pension. Es ist Großpapas Stolz, daß er fünfzig Jahre Dienst vermeidet hat und noch dazu arm blieb. Er war schon fast ein alter Mann, als er heiratete. Er und Großmama sind fünfzehn Jahre verlobt gewesen. Großmama sagt, das soll ich nicht."

„Da hat Großmama sehr recht," sagte er, mit dem Kopf nickend. „Und ich schließe aus Ihren Aeußerungen, daß die Großmama gemeint hat, Sie sollten sich nie mit einem ganz armen Mann verloben?"

Phöbe sah nieder; er merkte, ihr Herzgefühl verbot ihr, die Frage der Wahrheit gemäß zu bejahen.

Er nickte beifällig.

„Nun, da das Großmama nachmals recht. Das mich betrifft, würde ich auch niemals eine ausfichtslose Verlobung eingehen. Aber sehen Sie mal, wir beiden, Sie und ich, sind immerhin Menschen, die ernsthaft über das Thema reden können. Es ist ja nicht unterschrift, was? Na, wir Sie mich da sehen, din ich zwar ein Mann, der auf seiner ererbten Stelle Schiffbruch gelitten, der aber seither durch eine kleine Geschäft wieder in Besitz von so viel Kapital gekommen ist, um in ein oder zwei Jahren eine Pachtung übernehmen zu können. Auf den Moment ferne ich mich, wie 'n Gefangener auf die Freiheit. Ein Klagenfurt in Köln und Bonn bei bin andern Leuten! Das Brot schmeckt bitter! Ich lechze nach Selbstständigkeit, das heißt, die hatte ich ja hier genugsamerlich bis, bis — der Herr Theilhaus auf dem Terrain erschien. Aber es ist doch ein andred Arbeiten für sich für fremden Vorteil. Ich denke doch noch mal ein reicher Mann zu werden. Lassen Sie mich nur erst mal wieder selbst Fuß gefaßt haben. Und warum sollte ich den nicht in Trebbin sassen? Warum eigentlich nicht? Glauben Sie nicht, Fräulein Phöbe, daß Ihre Tante mit zum Beispiel Ihrenwegen Trebbin verpachten würde?"

„Ich weiß es nicht," stotterte Phöbe ängstlich. „Ich weiß überhaupt von Geschäften gar nichts."

„Recht so. Das ist auch Männersache, Fräulein Phöbe. Sie sind das hotdeste, niedlichste, vollkommenste Geschöpf, welches ich je gesehen habe," sagte er.

„Sie kennen mich doch fast gar nicht!" rief sie. Er lachte.

„Ich kenne Sie nicht! Seit mehr als zwei Jahren beobachte ich Sie täglich! Und wenn sich manchmal ein paar Tage lang keine Gelegenheit bot, mit Ihnen zu sprechen, dann sah ich Sie doch! Sah wen rauher, welchen Hut und die schlanke Gestalt, die im Schreiten die besonderstein Linien verrät — o, Fräulein Phöbe . . ."

Er trat näher.

Sie schrie auf.

„Sie treten in meine Lakapen — o, wie schrecklich . . ."

Seine Worte waren ihr sofort aus dem Gedächtnis geschwunden vor Aerger darüber, daß er mit seinem schweren Männerstritt breit auf ihr Blumenbeet gekommen.

„Ach, das ist ja ganz egal, die riechen sich wieder auf," sagte er ungeduldig. „Verzeihen Sie's mir. Aber wenn man nun ein Mädchen wirbt, kann man nicht an Nebensachen denken."

„Um — um —"

„Ja, Phöbe! Haben Sie es denn immer noch nicht gemerkt, daß ich Sie gern zu meiner lieben kleinen Braut machen möchte?" fragte er und kam ihr noch näher.

„O, mein Gott!" rief sie erschreckt und starrte ihn an.

Also doch! Seit Wochen hatte sie sich mit Zweifeln und Befürchtungen gequält, ob das Benehmen des Herrn von Längwitz gegen sie das Benehmen eines Mannes sei, der sicht und demgemäß einen Heirratsantrag machen wird. Mit einem Gemisch von Aerger und Angst sah sie ihm jedesmal entgegen, wenn er sich ihr näherte. Sie wahrn sich dann immer vor, recht aufzupassen, damit sie genau erfahre und wisse, wie sich die Liebe beim Mann äußere, damit sie in Zukunft gleich erkennen könne. Anderseits hatte das Bewußtsein, so bewundert und umschmeichelt zu werden, doch etwas Erregendes. Phöbe vergaß ihr Spiegelbild jetzt recht oft mit den Augen des Herrn von Längwitz und dachte, wenn sie wirklich so zutreffe, wie er sage, könne sie doch vielleicht auch einem andern so gefallen. Sie nannte diesen andern vor sich selbst nicht beim Namen.

Also doch! Ihr Herz klopfte rasend. Ihr erschien es als etwas Ungeheures und erschreckend Großartiges, daß ein Mann um die Entscheidung über sein und ihr Schicksal in ihre Hand legte, daß ein winziger kleiner, kurzer Laut ihr Dasein für immer an das seines Mannes setzen konnte oder ihn für immer in das tiefste Unglück stürzen würde. Denn für Phöbe verstand es sich von selbst, daß man treu bis in den Tod sieht, wenn man ein Mädchen heiratet will, und daß man lebenslänglich herbeiwünschlich wird, wenn man dies Mädchen nicht bekommt.

Die Geschichte ihrer Eltern war ihr die maßgebende für alle Liebesangelegenheiten. Es gab im Leben nur einmal eine große Liebe, und wenn diese unglücklich, den Tod.

Thränen traten in ihre Augen.

„O, Herr von Längwitz," sagte sie leise.

Er nahm ihre beiden Hände. Der Aerger sich sie zu Boden.

„Liebe Phöbe, Sie brauchen zu nicht sorgt in diesem Augenblick zu antworten," sagte er. „Ich sehe wohl, Sie sind überrascht. Möchten sich eigenes sich meine: ich hab's deutlich gemacht seit Wochen. Morgen oder übermorgen, da sag' ich Sie und frage wieder, nicht wahr?"

Während er so sprach, sah er sie an. Sein Gesicht hatte ihr eigentlich mißfallen. Es war so viel Rohheit darin. Aber nun, da seine dunklen Augen sie so nah der Nähe umfunkelten und ein ernster, ganz merkwürdiger Ausdruck in seinen Mienen war, fand sie ihn ganz verändert. Nicht gerade daß er hübsch, aber er erschien ihr sehr, sehr interessant. Ein feiner nervöser Schauer lief ihr über den jungen Leib. Gebannt von einer Art angenehmer Furcht, begegnete sie seinem Blick.

Er kam ihr so unmittelbar vor, so „dämonisch", und es machte sie fast schwindelig, daß dieser Mann ganz allein von allen Frauen auf der Welt sie zum Weibe begehrte.

Plötzlich lenkte etwas ihren Blick ab. Sie sah Felix, der, außer Hörweite neben der Gebäckwand stehend, sehr ernst herüberhaute.

„Da ist ja Herr Dahland," sagte sie und wurde ganz rot.

Längwitz drückte sich schnell, um seine Reitpeitsche aufzuheben. Dabei sahen ihm das Blut in den Kopf; er fluchte, wenigstens war er dunkelrot, wie sonst vor Zorn.

„Auf Wiedersehen, Phöbe!" rief er. „denken Sie an meine Worte."

Und indem er seinen Hut lüftete, ohne übrigens nach Felix hinzusehen, schritt er rasch durch die kleine Pforte und den schmalen Weg zwischen den Gartenzäunen dem Wirtschaftshofe zu.

Nun kam Felix, trat aller Aufregung vorsichtig Fuß zwischen den Buchseinfassungen suchend, auf Phöbe zu, die ihm rasch entgegenlief.

„Guten Morgen, Fräulein Phöbe," sagte er mit einer so unsichern Stimme, als habe er nun schnellem Lauf noch seinem Atem. „Was machen denn Sie hier so früh und in der Nässe?"

„Ich," sagte sie und griff den Rechen auf, „ich dachte mir's schon, daß der Gewitterregen all meinen Blumen schaden würde. Da sehen Sie — sogar die Reseden haben sich von ihren Stöckchen losgerissen."

„Und Herr von Längwitz?" fragte er streng weiter.

Sie sah ihn mit nahezu Erstaunen an. Er ward ein wenig verlegen. Wie konnte und durfte er fragen: ich sieht Conradine zu mahe, daß sie noch beunruhigt hat, Sie und Herrn von Längwitz im Auge zu behalten?! Nein, das konnte er nicht sagen. Er wußte also unbeschieden und zudringlich scheinen.

„Herr von Längwitz hatte etwas Wichtiges mit mir zu besprechen," sagte sie kaufam.

„Darf ich es wissen?" fragte er beinahe zitternd.

„Nein, nein!" rief sie rasch. „Das ist in jedem Fall und unter allen Umständen sein Geheimnis."

„Phöbe," sprach er, „ich muß Sie bitten, keinerlei Geheimnisse mit Herrn von Längwitz zu teilen. Sie werden eines Tags erfahren, daß er nicht der Mann dazu war. Und weiter muß ich Sie dringend bitten, ihm diese Worte nicht wiederholen zu wollen. Ich darf hinzufügen, daß Herr von Längwitz nicht das Vertrauen Ihrer Tante besitzt."

Er war leidenschaft. Er wußte selbst nicht, worum ihn das so ereigte; aber der Anblick, dieses habe, unreife, aber so tief demütige Mädchen Hand in Hand mit dem verabscheuten Mann zu sehen, hatte ihm einen ungeheuren Schmerz bereitet.

Im Phöbe regte sich ein etwas kindlicher, aber doch weiblicher Trotz, den Gleichen beigenommen war. Sie wollte sich den Mann, der sie liebte und der ihr reiter Bewerber war, nicht herabsetzen lassen. Instinktiv verteidigte sie in seinem Wert den ihrem, den sie durch die Bewerbung eines edlen Mannes wird das Wert erhoben, durch die eines Unlauteren herabgezogen.

„Conradine hatte kein Vertrauen zu Herrn von Längwitz?" sagte sie mit holzem Ton. „Da irren Sie wohl, denn sie überließ ihm doch zwei und ein halbes Jahr lang fast ohne Kontrolle Trebbin. Auch kenne ich Herrn von Längwitz schon länger als Sie und kann ihn deshalb besser."

„Wenn Sie mir nicht glauben wollen, so fragen Sie doch bei Ihrer Tante an, ob Sie so freundschaftlich mit Herrn von Längwitz verkehren dürfen," sprach er heftig.

„Es verbietet sich von selbst, daß ich mit denjenigen Leuten freundschaftlich verkehren darf, die Conradine aus schickt," rief sie und schlug schon Aeugung, in Thränen auszubrechen.

Felix fuhr fort, ihr zu sagen, daß Herr von Längwitz kein Vertrauen verdiene, Phöbe nahm ihn immer leidenschaftlicher in Schutz, und endlich gingen sie ernstlich auseinander, ohne daß die verregrten Blumenbeeten, wegen deren Phöbe in den nassen Garten gekommen, aufgeräumt worden waren.

Als Phöbe am Nachmittag wieder in ihr kleines

Digitized by Google

Die Einweihung des Kaiser Wilh

Digitized by Google

Nach einer Momentaufnahme von Adolph Schmitz, Hofphotograph in Köln.

Denkmals in Köln, 18. Juni 1897.

Digitized by Google

Blumenreich zurückkehrte, wo nun die Sonne längst alle Tropfen aufgesogen hatte, und die gesättigte Erde flaut und schwül ausdünstete, daß eine wahre Treibhausluft in den gestählten Winkel herrschte, fand es sich, daß die Pflanzenfreunde wie durcheinander getrieben am Boden lagen. Seufzend kniete Phöbe nieder und fing an, sorgsam Stengel um Stengel aufzurichten und an die frisch eingesetzten Stäbchen zu binden. Verdrossen und eigensinnig lagen die Papierstängchen mit den Inschriften zwischen den Pflanzen. Und plötzlich sah Phöbe dabei ein schneeweißes kleines Couvert. Sie nahm es und wendete es mit bebenden Fingern um, denn die Schlußsiegle lag noch oben.

„An Phöbe", fand darauf.

Sie erbrach es und las:

„Heute morgen wurde meine Gesinnung durch die Tagwischenkunft eines dritten gestört. Dieser Dritte wird zweifelsohne verfahren. Sie gegen mich einnehmen. Das Mittel, welches Misverstand schafft. Bleiben Sie sich selbst treu, Phöbe, denn ich sah heute morgen etwas in Ihrem Auge, das mir Hoffnung zieht. Aber ich will nicht drängen, so sehr ich auch leide."

„So sehr ich auch leide." Dies Wort war Phöbe am wichtigsten in dem ganzen Brief und setzte ihre Seele in lebhaftere Bewegung als selbst der Hinweis, daß Felix eifersüchtig sei.

Herr von Lüngwitz wußte besser mit Frauen umzugehen als Felix. Während dieser durch seinen Angriff Phöbes Trotz gereizt hatte und ihr den Wert des Angegriffenen steigerte, verwies Lüngwitz sie an seine „Leiden". Er war gewiß, damit das junge Mädchen auf das dringlichste zu beschäftigen und ihrer zudem weiten weiblichen Eitelkeit zu schmeicheln.

Von Strank' an ward Phöbes Gleichmut, ihr glückseliger Zustand klar und bestimmt zu einem tiefen Mitleid für den Mann, der sie umwarb.

Und sie hatte niemand, mit dem sie davon sprechen konnte.

Wenn der Inhalt doch Adrian verschlafe! Adrian Adrian von Collas hatte durch den Landbeistrager Beschelt geschickt, daß er vom Gewitter Hagelschaden gelitte, und daß, auf zwei Stunden die Besitzung, unglücklicher Zustand klar und bestimmt zu einem tiefen Mitleid für den Mann, der sie umwarb.

Und sie hatte niemand, mit dem sie davon sprechen konnte.

Wenn der Inhalt doch Adrian beschäfte

Das Kaiser Wilhelm-Denkmal in Köln.

Von

Richard Riedel.

(Siehe die Abbildung Seite 684 und 685.)

Den zahlreichen Denkmälern Kaiser Wilhelms des Siegreichen reiht sich seit dem 18. Juni dieses Jahres das in Köln enthüllte Standbild auf würdigste an. Unter traurigsten Umständen geschaffen, welche auch das neue Jahr Köln im Januar 1891 gegenüber Provisoriumsfeiern einsleiern, errang das Modell des Bildhauers Richard Begas in Berlin den Sieg, der sich um so ehrenvoller gestaltete, als der Wettkampf ein überaus scharfer war. Was der Künstler in den sechs Jahren geschaffen, rechtfertigt das Vertrauen, welches ihm Verehrer in ihn setzen, in vollem Maße. Die ganze Denkmalsanlage repräsentirt sich als ein mit einem mächtigen Laubbaumen harmonisch verwandt Architekturbild. Auf einem hohen Unterbau, der sich in drei Stufen über den Uferdamm erhebt, wird das Standbild des Kaisers sichtbar werden, welches auf dem Scheitel des Kaiserdenkmalsteines stehen, hat der Schöpfer des Monuments seinem Helden lebhaftig Attribute soldaten Offenbarung beigegeben. Es stehen wie an der zweiten Seite des Postamentes die Figur der Colonia mit dem Ostwerk, die Repräsentantin des Friedens, die linke Hand gestützt auf ein Kanonenrad, welches um unzweifelhafte Bedeutung der ehemischen Metropole verkündschaftet, und rückwärts angelehnt an eine treffich modellierte Hatte des Rüstzeuges Tronen, unter welcher ein Trupp hervorquillt, um die von der deutschen Kirche ausstrahlenden Segnungen anzudeuten. Zur Rechten der Colonia stehen wir einen wolfgewandeten Thebaner, welcher einen Bogen spannt, der sein Pfeil von seinem Köcher entzogen und damit das jüngste Kind Kölns, das eingemeindete Deutz, bezeichnet. An der Rückseite des Denkmals hat die Bildhauerkunst den Kaiser als Schutzherrn der Künste gefunden. Sein energischer Blick ist gegen den Rheinstrom gerichtet, denen Lauf er lehnend. In seiner Rechten ruhen vor die Bildhauerkunst, einen Meißel schützt, während seine Linke sich auf eine wasserspeiendende Maske stützt, deren Ausmeisten mit Darstellungen der Rheinlust geschmückt sind. Das auf dem Postament befindliche Inschriftfeld ist unbeschriftet. An den beiden Seiten des Denkmals befinden sich die Reichsinsignien und darunter die Inschriften: „Fest steht und treu die Wacht am Rhein“ und „Wilhelm den Siegreichen, dem ersten Kaiser des wiedererhobenen Deutschen Reichs, die dankbare Stadt Köln“. Unter den Botschaften haben Bronzetafeln Aufnahme gefunden, auf denen Nachen sich sprudelnde Quellen in weiten Bogen in granitene Schalen ergießen, um sich mit den bereits erwähnten Wasserspeiern zu vereinen. Am 24. Meter im Umfang messenden Becken zu vereinen. Eine besonders glückliche Idee des Meisters war es, das Postament auch rückseitig, wo es dem Strome zugewendet ist, glücklich gewinnen wollen. Der Architektur des Denkmals trägt von dem Regierungsbaumeister Otto Reed-Berlin her, dem auch, wie auch dem weiter folgenden Artikel entnehmen, das von der Deutschen Burschenschaft gestiftete Kaiserdenkmal zu danken ist.

Die Denkmalseinweihung erhielt durch die Anwesenheit des deutschen Kaiserpaares, des Reichskanzlers Fürsten Bismarck und fast sämtlicher Staatsminister eine besondere Bedeutung. Die Schönheit der Denkmalsanlage und die Pracht, mit den Maiestäten begleitet, durch Vertretungen des Professionsstandes ausgezeichnet. Im Anschluß an die Enthüllungsfeier wurde das Kaiserpaar mit den Seinen durch Köln angehaltenen Prunkzuge an, welches unter Vorleitung von etwa 300 geladenen Ehrengästen im Gürzenich Quartier fand. Hier war es auch, wo dem Kaiser Wilhelm in der gesprungs- und Tonsalvenste des Oberbürgermeisters Becker mit bedeutungsvoller Rede beantwortete. Im Anschluß an die Bürgermeister-Rede erfolgte eine Ansprache durch die Brüder geschwärzte Alt- und Neustadt, während eine Lands der Rheiner Winzer sich zu Ehren des Kaiserpaares ein Ehrenbecher Festlied. Endlich wurde noch ein Kommers, an dem einer festlichen Beleuchtung verbundene Wasserschauspiel durch die Umgebung der Witterung sind beeinträchtigt, wenn auch Köln, dort seiner Lage und der gemeinsamen Meerstrom und seinen abwechslungsreichen, malerischen Uferlandschaften, selbst dem Regengott günstigen Zoop bieten kann. Wichtig ehrte das alte Köln die Erinnerung an den großen Heldenkaiser, würdig ehrte es seinen jungen leuchten Genossen und seine erlauchte Gemahlin, den alten königlichen Gruß zur Meitung beringend:

„Hoch soll sie leben die Königin hoch,
Mag es sein Glück und Segen!“

Nachts auf der Alm.

Des Thäler sind entschlummert,
Nur hie und da ein Licht,
Der Tag und da ein Plätzen,
Das aus der Tiefe bricht.

Ein Säuseln in den Zerben,
Wo Oehem der Geisterwelt,
Von Millionen Funken
Das Firmamente erhellt.

In Nacht und Frieden gestossen
Die Rätsel der Tonnyfest —
Herr, wie du willst, so komm' es,
Sei's Freude oder Leid.

Robert Waldmüller.

Die VII. Große Internationale Kunstausstellung in München.

(Siehe die Portrait-Seite 680 und 681.)

Es kurze Zeit leit der festerlichen Eröffnung der VII. Internationalen Kunstausstellung in München verflossen ist, so kann doch schon mit freudiger Genugthuung der Erfolg derselben festgestellt werden. Die Erwartung, Neuartiges, Besonderes zu finden, wurde ein Verdoch keine ganz Kunst, keine unabhängige Tätigkeit ist das Gelingen des bedeutenden Unternehmens erregt, was es bedeutend angestrebt werden. Wenn den Künstlern wie vom Publikum wird gleichermaßen anerkannt, daß an dem Gesamteindruck der Ausstellung wesentlich Verschiedenheit von dem Vorjahre ist, was man vermehr zu sehen gewohnt war; man findet heraus, daß auch mit viele einzelne Verwahrlosung in schwankendem Sinne in ein neues Gewand gekleidet worden, daß auch das Ausstellungshausen überkommt neue Belebung erhalten wurde. Wohl hat Overbeck bei Landschaftsbildern seiner Werke schon früher gezeigt, wie es durchaus möglich ist, in solcher Umgebung Kunstwerke betrachtet werden, hier aber galt es, die Säle einer umfangreichen großen Ausstellung künstlerisch geschmackvoll zu gestalten, so schwierig diese Aufgabe erscheinen mochte, sie ist in überraschender Weise gelöst worden.

Von den leitenden Grundgedanken ausgehend, daß der Besucher gleich beim Eintritt fühlen muß, er befinde sich an einer der durch gewissen Stätte, die stimmungsvoll zum Genuß des Gebotenen, zum Verweilen und Betrachten künstlerischen Gleichmaß um ihn breiten soll, sind die Säle des Glaspalastes, die vordem manchmal an Verkaufsstellen erinnerten, zu einem wahrhaft stimmungsvollen Ganzen umgestaltet. In den Architekten der Ausstellung, Professor Emanuel Seidl, hat Overbeck eine gleich schöpferische Kraft gefunden, denn wie aus dem Nichts wuchs vor uns der Ausstattung geschaffen ist, kann unbedingt als wahrgenommen bezeichnet werden.

Auch der Überblick über das Ausgestellte muß hocherfreulich erscheinen, vor allem am Anfang darauf, daß der Vergleich der verschiedenartigsten Richtungen, der kaum mehr in diesen Räumen gesehen werden konnte, in hohem Grade angezeigt wird. Man vergißt gern, wie viele Kämpfe vorausgingen, wenn nun die Gruppen, die sonst einander nicht freundlich gegenüberstehen, in einem Saale vereinigt findet. Mit mahrer Freude aber ist bei solchem Vergleich zu beobachten, daß der Widerstreit, der das gesamte Kunstleben Münchens in den letzten Jahren durchzog, doch allmählich zur Klärung führt, es scheint wenigstens mehr Ruh und Ziel eingetreten, und damit hätte er so gute Früchte gezeitigt. Eine gewisse gegenseitige Verständigung, der Ansätzen und Bestrebungen ist kaum abzuleugnen, zum mindesten sind allzu extreme Erzeugnisse, wie auch neue auf Sensation berechnete Werke seltener geworden, und das Publikum an jeder Preis“ ist ebenfalls nicht mehr in verwerthendem wie in manchen früheren Ausstellungen. Ist demnach den Miederstein der Modernen einige Zeichen bieten, gerade hervorgehoben zu bemerken die übrigen, daß auch sie dem modernen Geiste nicht fremd zu stehen suchen.

Im Anschluß an das in unserer Nr. 36 gebrachten Bildnisse der beiden Präsidenten und der Geschäftsleiter der Ausstellung geben wir heute die Portraits sämtlicher übrigen Mitglieder des Centralkomités. Wenn man bedenkt, daß in nahezu hundert Sitzungen zu gemeinsamer Arbeit sich vereinigt, so ist nur um bedeutendes Ergebnis zu erwarten. Es ist das anerkennenswerthe Ergebnis geworden, daß sie, trotzdem sie den verschiedensten Richtungen angehören, in schöner Einmütigkeit zum Gelingen des großen Werkes beitragen, die welches sie sich, Mühe und Arbeit freudig zum Opfer brachten. Wer kann voraussehen, wie es später kommt, und ob nicht das Schlagwort vom „getrennt marschiren“ noch bester Ausbildung wieder in seine alten Rechte tritt, wenn wieder jede einzelne Richtung nach Selbständigkeit ringen wird. Fernen wir nun aber heute, daß das Werk der vereinten Kräfte in jeder Art gelungen ist und daß die VII. Internationale Kunstausstellung in gewissen Sinne epochemachend in der Geschichte der Ausstellungswesen sein wird.

G. H. P.

Das Kaiserdenkmal der Deutschen Burschenschaft für den Bartenberg bei Eisenach.

(Siehe die Abbildung Seite 688.)

Die „Allgemeinheit“ der Deutschen Burschenschaft, die alte, aus den schimmlichen Verhältnissen geretteten Burschenlehre und das sichtenlandbeständige Burschenschauer, wurden stimmt in Eisenach in denkwürdigsten Jahre Kaiser Wilhelms I. Höhe des Wartenberges. Dort liegen die jungen und die alten Burschenschaften, von ehrfürst Vaterlandsliebe beseelt, den Grundstein zu einem Denkmal gegen Ost. Das Denkmal soll vor allem der Hochherzigkeit Kaiser Wilhelms I. gewidmet sein, der mit seinen unvergleichlichen Tugenden den alten Traum der Burschenschaft, die Einheit Deutschlands, verwirklicht hat.

Das Denkmal wird sich an historischer Stätte erheben. Eisenach ist der Mittelpunkt der Deutschen Burschenschaften, und vom Wartenberg schweift der Blick hinüber zur sagenumwobenen, geschichtsreichen Wartburg. An dieser geheimnisvolle Stätte trat Mittelpunkt der Burschenschaft, hat Heim der barmherzigen Landgrafen Elisabeth, den Zufluchtsort Martin Luthers, das „Junkers Jörg“, hinzieht sich auch eine bedeutsame, folgenschwere Epoche aus der Geschichte der Burschenschaft. Dort auf dem Burghof gingen 1817 am Tage der siegreichen Völkerschlacht alle jene Schriften, welche den nationalsinnigen und sittlichen Bestrebungen der Jugend verhöhnt waren, in Flammen auf. Und unten, an einer benachbarten Stelle der Friedhofes, wuchert ein Gedächtnis, ein schon Deutsches wohlverdientes Volk — der Historiker Fritz Kreutzer — an die schwere Leidenszeit der Burschenschaft.

Tod ist die Bergangenheit — das neue Denkmal aber soll ein lautes Bekenntnis der Burschenschaft sein, daß trotz mächtigen Einsatzung des geeinten Reiches wie.

Am 15. Dezember 1890 war der Antrag zum Bau des Kaiserdenkmals gestellt worden, und zur Durchführung beschlossen wurde der Entwurf des Regierungsbaumeisters Otto Zeyd-Berlin, der selber ein alter Burschenschafter ist. Das gestaltete Monument, das von unten über ein achteckiges Sich erhalten, ist in romanischen Stilformen gehalten und hat auch den antiken Gestalt des Kaisers Wilhelm II. gefunden.

Weit hervorragen in das hohe Gebirge Thüringens, auch der Kaiserturm, der auf seinen Zinnen die wiederverjungte Krone trägt. Im Fuße, auf der Südseite des Turmes, steht, zum wachsen Beschützer umgeben, das drei Meter hohe Standbild Wilhelms des Reichsbegründers, die Rechte auf das Schwert gestützt. Sein Antlitz ist über Eisenach hinweg hinaus der Wartburg zugekehrt. Die Architektonik der treuen Helfer des Kaisers, darunter die Namen der gefallenen Burschenschafter, schmücken der Ehrende des Innern.

Auch dem Bergsteiger, der den Gipfel des Berges erklimmt, ist der Zugang erleichtert, der den Besuchern-Raumen, daß heißt die Vertreter der Deutschen Burschenschaften, zu Verhandlungen und Festen zum eigenen Quartier vereinigen soll. Zu dieser Zusammenlegung eines Denkmals und eines Ruhmes lag der Schwierigkeit für den Architekten.

Der Grundriß des Baues besteht aus sechs Ecken gebildet. Am Eingang hielt man den Wahlspruch der Burschenschaft: Freiheit, Ehre, Vaterland. Am Giebel, über der romanischen Fensterrosette, erblickt man das Schwert und gekreuzte Wappen. Die Eingangshalle zeigt in wirkungsvoller Anordnung das Bildnis des Großherzogs Karl August, des hochherzigen Förderers der Wissenschaft, der die Deutschen seine schwarze Hand, trotz aller Anfechtungen, der Deutschen Burschenschaft nicht entzogen hat.

Die Eingangshalle führt sich in einen Wandelgang, der nördlich die Hauptstreppe aufnimmt, südlich zu den im Turm gelegenen Urkundenbehälter, ist der Mittelachse aber den Eisenach in die große Halle hineinführt. Diese wird somit von ihrer Schmalseite, also in der für Innenräume günstigsten Weise betreten; durch zweimalige Treppenvorsprünge gelangt man in die Halle, welche den Turme tragefähig. Pfeilern hervorragenden aller Burschenschafter, ein durchgehender Wappenfries und mehrere Freskodarstellungen werden den Saal zu einer Ruhmeshalle der Deutschen Burschenschaft gestalten.

Baumeister Zeyd beabsichtigt, die gedrängte Gruppierung so weit auseinanderzuziehen, daß das Reichsdenkmal sich auch abgeschlossener und bedeutsamer auf der Gesamtanlage heraushebt. Das Entgegenkommen der Stadt Eisenach, die einen größeren Platz zur Verfügung stellte, hat ermöglicht diese Steigerung in der Wirkung des vorliegenden Entwurfes.

Nun soll die Ausführung des Werkes beginnen. Wenn aber der Plan des Künstlers zu Stein und Erz umgesetzt ist, wenn die Burg der deutschen Burschenschaft weit hinausragt über Berg und Tal, über Thüringens wundervolle Hügel, wenn sie stolz ragen können: „Wir haben erbaut ein deutsches Haus,“ dann mag allweit auch der echte Burschenspruch darin walten, gewappnet gegen „Zopf und Philisterei“, ein Bollwerk voller alle Feinde des Vaterlandes, dann mag auch von diesem Hause das Wort des Freiheitsdichters gelten:

„Wie sich Gottes Flamme in ein Herz gesenkt,
Und am alten Schwure treu und heilig denkt,
Bis sich Männer finden, die ihr Blut und Leben
Mutig sich verbinden, weih ein frei Geschlecht.“ H. R.

Digitized by Google

Karl Piloty, Maler.

Hugo Vogel, Maler.

Angelo Graf v. Courten, Maler.

Prof. Franz v. Defregger, Maler.

Prof. Wilh. v. Diez, Maler.

Moritz Thäter, Architekt.

Prof. Gyula Thorak, Bildhauer.

Prof. Ed. Schiller, Maler.

Jos. Zitzmann, Bildhauer.

Richard Proß, Maler.

Prof. Nikolaus Gysis, Maler.

Prof. Hugo Freiherr v. Habermann, Maler.

Die Mitglieder des Zentral-Komitees der VII. Internationalen

Digitized by Google

Prof. Albert Keller, Maler.

Lothar Langhammer, Maler.

Akademie-Direktor Ludwig v. Löfftz, Maler.

Otto Pilz, Maler.

Hans Peterßen, Maler.

Josef Ritter von Schmidhuber, Architekt.

Georg Schuster-Woldan, Maler.

Prof. Gabr. Seidl, Architekt.

Prof. Otto Seitz, Maler.

Prof. Franz Stuck, Maler.

Prof. Jos. v. Uhde, Maler.

Prof. Max Wagner, Maler.

Prof. Heinrich Zügel, Maler.

Kunstausstellung im Königlichen Glaspalast zu München, 1897.

1897 (Bd. 76).

Digitized by Google

Ein Waifag.

Novelle
von
Hermine von Berlepsch.
(Schluß.)

Toni eilt schnell den Brief auf, als sie allein im Zimmer war, bevor sie noch Licht gemacht hatte. Dann, bei der einen Kerze — sie wohnt sich nicht Zeit, eine zweite anzuzünden — las sie.

„Geliebtes Tantchi!

„Weil Du heute die Partie am Kahlenberg machst und wahrscheinlich später zu Hause kommst, noch wahrscheinlicher aber nicht in der rosigsten Laune, denn Du bist stets ein bißerl zuwider, wenn Du bei Deiner getreuen Mutter wurst, so habe ich Dich heute abend nicht ab, sondern verspare mir die entgangenen Busserln auf morgen. Werde heute einmal hübsch zu Haus gehen, wenn ich mein Kochi wohl vergnügt habe, und allerlei delikate Schreibereien adnuchen. Ich habe den Kopf voll Aerger über Geschäftsschlamperein. Man möchte schon wirklich nicht mehr des Lebens froh werden, wenn man nicht sein liebes Tantchi hätt', an dem man sein Freudn haben kann und ihm sein ganzen Herzen auf th. Gelt, Schnecki? Als gute Nacht für heute. Dein zärtlich liebender F."

Er schrieb immer nur den Anfangsbuchstaben „wegen der Neugier der Zimmerfrau". Aus demselben Grund wußte Toni die Briefe, sobald sie sie gelesen, zerknirschen.

Sie that es auch sogleich mit diesem, indem sie ihn aus Licht hielt. In Gedanken sah sie seinen Aufsammer aus, denn das Feuer ihr an die Finger kam.

Daß er gerade heute zu Hause blieb, war eine glückliche Fügung, da konnten sie sich aussprechen ganz und gar, nobleinsteht. Dann hier horchte die Zimmerfrau, und auf der Straße kamen immer Leute. Nu den Fenstern, an den Hausthoren Leben sie nun können hören, und die Vorübergehenden sprechen. Ihr F., das heißt Franz, war darin äußerst vorsichtig, beinah' ängstlich. Deshalb fuhren sie auch meist in geschlossenen Wagen irgendwo hinaus, um erst im Freien einen fralen Spaziergang zu machen. Sie begreift seine Vorsicht. Er der Peinzipal, sie einer der jüngsten Fräulein vom Geschäft und bereits die Bestbezahlte! Wenn er sich nun Gelt hätte thun, den er ihr versprochen, war oben noch ein großer Unterschied zwischen ihnen. Aber dann — dann!

Das Herz pochte ihr wohnstimmig auf bei dem Gedanken, daß sich das heute noch entscheiden müßte, das große Glück, von dem sie Tag und Nacht geträumt. Wäre es wurde ihr mehr denge als zuverschtändlich zu Mut, so bange wie in letzter Zeit öfter, bei gewissen hämischen Bemerkungen der Kolleginnen, die angeblich gleich lauteten, wie die Frage der Mutter heute: Warum? wurtet der Herr Peinzipal? Er ist frei und ledig. Wer hätte ihn, sich zu Herzen zu bringen? — „Dein sich herzlich liebender!" — Das war keine Lüge. Leidenschaftlich sorgte liebte er sie, und eifersüchtig wie ein Othello. Er hatte immer einen Argwohn, allerlei Verdrehe. Jede Stunde außer der Geschäftszeit wollte er wissen, wie sie die selbe verbracht. Er konnte den Anwert, den die Schobseit findet, und er wollte sie allein haben. Nein, wenn er sie auf einer Unterne ertappte! Einmal bei einer derartigen Szene, die er ihr gang unzugerechtwerfe gemacht, wollte sie sich aus dem Fenster stürzen. Da ergriff ihn eine namenlose Angst; er betenerte seine zuleide Liebe, seine ejerwüchsen Absichten, sieh sie nicht aus den Armen, bis sie wieder ruhig war und alles willig glaubte. Diese Küsse, Verheißungen, Geschenke dann, wenn er es zu arg getrieben, sie entrissen, gewußt hatte, dieses Zurückbetteln ihrer Gnadt!

Das alles flog ihr durch den Kopf, während sie sich kleidete, zu ihm zu gehen.

Sie schrieb sich ein wenig. Nur einmal war sie in seiner Wohnung gewesen. Er liebte das nicht. Aber jetzt mußte es sein.

Ohne Hut, nur mit einem Schleiertuch, das sie tief übers Gesicht zog, eilte sie fort.

Es schlug halb zehn, als sie den gewohnten Weg nach der Mariahilferstraße machte, wo sich das Geschäftshaus samt der Wohnung in einem brillanten Neubau befand.

Trotz des Treiben bei Tag war es jetzt fast öde in dem sonst so belebten Viertel, trotz des immer noch starken Verkehrs von Wagen und Fußgängern. Ein andres Tempo lag in der Bewegung. Denn auch hier zwischen diesen Prunkpalästen mit ihren gaslosen Firmen und Reklameschildern gemahnt jetzt jeder, so gut es ging, sein Heil Erholung in frischer Luft und Maimacht.

Toni hatte es vermieden. An einer Stelle jedoch zögerte sie und trat rasch in den Schatten eines hellen kleinen Platzes, wo dicht am Straßenrandstehe — ein echtes altes Stückchen Wien — ein Betschemel war, einem Heiligenbilde Christusbild hand, zu dessen Füßen in rotem Glashery ein Lichtchen glomm. Täglich ging sie gedankenlos daran vorbei. Jetzt sog das purpurn glühende Herz sie magisch an. Sie kniete nieder und betet ein heißes Stoßgebet.

Wenige Minuten nachher stand sie vor der Thür ihres Prinzipals.

Sie tippte leise auf die Glocke. Niemand öffnete. Also noch einmal. Wiederum blieb alles still.

Er machte gang allein sein, wie das so oft an solchen Abenden, wo auch die Dienstleute, wenn sie nichts mehr zu thun haben, ihre Unterhaltung suchen.

Sie kannte auch seine Gewohnheiten ganz genau. Nichts rührte sich drinnen. Da klingelte sie zum drittenmal, lauter und anhaltend.

Als sie noch so stand, kam einer der Burschen vom Geschäft, der auch den Privatdienst bei seinem Herrn versah, die Stiege herauf und maß sie mit heiter frogendem Blick.

„Haben Sie den Herrn g'hört, Fräul'n?"

„Ich muß den Herrn sprechen," sagte sie. „Gehen S' hinein, ich laß bitten — ein paar Worte nur."

„Der Herr ist nit z' Haus," war die Antwort.

„O ja, ich glaub' schon," fostierte sie nerlegen. „Aber ich werd's bald wissen, meine liebe Fräul'n! Im Prater ist er, wann S' ihn schon aufsuchen wollen, wie scheint, in die Gsarbo haben I' gesagt, mit denen er gestern war."

„So, nicht zu Haus?" sragte sie, ihn unglaubig anstarrend.

Der Bursche betrachtete sie mit dem gemütlich unverschämten Blick des Dienstboten: „Wann S' eine Post aufzugeben haben, — ich weiß zwar nit, wann der Herr kommt . . ."

Sie kann einen Augenblick. „Wird er spät kommen?"

„Nu's Prater? No freili!" lachte er. „Haben S' was Gilligs?"

„Zum! schon," sagte sie zerstreut, zum Gehen sich wendend. „So werd' ich halt morgen mit ihm reden."

„No jo! Morgen ist auch wieder ein Tag. Gute Nacht, Fräul'n!"

„Gute Nacht."

Er sah ihr nach, wie sie mit gesenktem Kopf die Wendeltreppe hinabglitt. „A hübschers Model, Sakra — sein Wunder! Aber da hapert's wo!" sagte er für sich.

Einen Moment blieb sie betäubt neben am Eingang stehen, um sich zu besinnen. Da kam der Hausmeister, indem es eben zehn Uhr schlug, um den Thor zu schließen. Schnell trat sie hinaus auf die Straße. Der hohe Thorflügel fiel hinter ihr ins Schloß, daß sie zusammenschrak.

Was wollte sie nun? Als gelogen hat er! Und war ein paar Stunden erst den Brief geschrieben. Warum? — Sie durfte ihn nicht fragen, wohin er ging, nur er sie.

Eine plötzlich erwachende Eifersucht schlug sorrig in ihr auf. Sie dachte nicht mehr daran, daß er sie quält er, nich sperrt er ein, ich muß die Schand' allein ertragen, weil er der Herr ist. Verrügen kann er mich, fortschicken, verlungen, wie und wann er will, weil er der Herr ist. Aber Gleichheit ist er, wie sie die seinige, und die Lieb' will ihr Recht, will Red' und Antwort haben, gleichgültig, was daraus wird. Grausam sieht ihr heute die Augen aufgethan worden. Ein verschandetes Leben hat sie, weil sie alles glaubte, was er gesagt, weil er sie mit seiner Leidenschaft betörte, bis sie seine wüteriste Sklavin war. Und jetzt sieht es ihn wieder auf andre Wege, zu andrer Unterhaltung. Was sragt er nach ihrem verschandeten Ruf, wenn er ihrer überdrüssig wird? Sie ist aus dem Geschäft entlassen, Punktum! Und die darin bleiben, die lachen, daß es ihr auch nicht besser ergangen als andern. So geht's einmal in der Welt. Warum ist sie nicht gescheiter gewesen, werden sie sagen.

Auf einmal blitzte es ihr durch den Kopf: einen Wagen nehmen, ihm nachfahren! Wenigstens sehen, mit wem er da unten ist, und wenn's ein mal, warten — warten, bis er aufbricht. Heute ist schon so ein Schickselstag, warum es nicht wagen?

Sie trat zu einer Laterne, um ihr Geld zu zählen. War es genug, denn sollte es sein. Fünf, zehn, derzehn Gulden hatte sie noch, von denen nachmittag her, wo sie zu der Partie so viel Geld ausgenommen. Das reicht auf Stunden, selbst für einen Fiaker; heute schnell entschließe zu gehen, so könnte es möglich. Alle zum nächsten Standplatz. Vorwärts!

Der Kutscher besah sich seinen Fahrgast mit Kennermiene, während er die Decken von den Pferden nahm. Ein elegantlich gekleidetes Frauenzimmer, nachts um zehn Uhr in den Prater — hm! Ein Stellbichein — oder was Nobiates!

„Du beten G', rechnen werden wir nachher." Sie gab ihm eine Zehngulden note.

„Aßt die Hand, Euer Gnaden!" war die verbindliche Antwort. Im Nu saß er oben und hielt die Pferde lenkend, sesch, wie eben ein Wiener Fiaker sahren kann, wenn er gut bezahlt, also bei Tonne ist.

Um den Ring ging es, am Stadtpark vorbei, über die Aspernbrücke. Allerorten noch Leben, Equipagen, Spaziergänger, sämtliche Promenaden vom Prater her überfüllt. Aber auch so eine Menschenmenge! Atar und voll süßer Düfte. Die alten Kastanienalleen des Praters standen über und über in Blüte. Die schwarzen Massen wechselt weiß im Halbdunkel des Nemmondes und der zahlreichen Laternen, stellenweise greift beleuchtet von elektrischen Lampen, und gegen sich weiß, weit hinaus in lauschige Gartenalleen. Ob Tonne auch noch offene Wagen und der Gegend des Lustwaldes, der Freudenau, meist mit Bauern, lichtgeselleten Damen an der Seite ihrer Kavaliere, die dort unten wohl die süße Frühlingsluft genossen. Die Prunkgarten waren überwallt. Da summte und wogte das Vergnügungsleben der Großstadt, und die Wiener Walzer, die so eigen schmeichelnd ins Ohr dringen, spielten verführerisch den Refrain dazu auf.

Toni sah in all das Treiben gedrückt, mit offenen Lippen. Gierig sog sie die Luft ein, wie ein Verschmachtender den frischen Trunk, und gierig starrte sie voraus, dem Moment entgegen, wo sie den Geliebten finden würde.

Der Wagen hog jetzt links ein in ruhigere Wege, der Gsarbo zu. Eine Zigeunertapelle spielte hier. Man hörte bereits das Singen der Geigen, die vibrierende Begleitung des Cembalo, eine ferne schwermütig gezogenen Weisen, die dann plötzlich umschlugen in das Jagen und Jauchzen des Csardas, in heiß dachanntliche Lebenslust, wo es rast und schwirrt wie von fliegenden Händen und Füßen, ein wildes Meer der Freude.

Bevor der Wagen noch hielt, sprang Toni herraus und hieß den Kutscher warten.

Sie konnte die Umgebung der Gsarba und schlüpfte den dunklen Gebüschen entlang, bald dahin, bald dorthin, wo sie eben am besten in den Garten spähen konnte. Es waren nicht viel Gäste darin; ihn sah sie nirgends.

Da plötzlich — die Zigeunermusik schwieg, wo einzelnen wurde wie toll gestoschi und Wiederholung verlangt — hörte sie eine Stimme, die ihren, vorüber sie zusammenzuckte. Gleich sragen die Geigen wieder an. Sie hörte nichts mehr, aber sie wußte nun, daß er wirklich da war — und stimmte auf.

Von neuem begann das Singen und Jauchzen. Wie eine Kuhe schlüpfte sie in die Gebüsche hinein.

Endlich hatte sie ihn.

In einem abseits gelegenen Bosket saß eine kleine Gesellschaft, zwei Damen, drei Herren, allem Anschein nach in fröhlichster Laune. Der Tisch stand voll Flaschen und halbgeleerter Schüsseln. Alle rauchten. Eine der Schönen lag, wohlig in ihren Stuhl zurückgelehnt und blies gerade ihren Nachbar — er war es — mit einem übermütig durchdringenden Blick den Rauch ins Gesicht. An der Hand, die die Zigarette hielt, funkelte es von einer Menge Ringe; der dicke volle Arm hing lässig über die Stuhllehne herab. Er war ein schwarzhaariges

Digitized by Google

Weisen in weißer Toilette, mit mattem Teint und Zügen voll feurigen Rundrucks, in deffen Augen ein Tenfelstemperament sprühte. Der Nachbar wollte sie mit einer Rose schlagen, aber ein Klapp der eigenknuckelten Hand knickte ihn zurück. Und also beirrt sang sie dabei die Melodie des ungarischen Liedes mit, das die Zigeuner wiederholten, während die zweite, die Begleiterin, mit dem andern Herrn schwatzte und lachte.

Toni sahte unverwandt nach den beiden. Sie wußte wohl, daß ihr Gebieter und Gebieter bisher kein Einfieder gewesen, aber sie hatte geglaubt, daß er sich ihr allein angehöre, und deshalb unbändige alles ihm gegenüber und zuließ gethan. Zum erstenmal sah sie ihn in solcher Gesellschaft. Mit solchen wußte sie ihn teilen und dabei keine Tyrannei ertragen!

Es gab ihr einen Ruck, als wollte sie gleich durch das Gebäude einbrechen. Sein Gesicht möchte sie sehen, wenn sie das redet!

Das Lied war zu Ende. Die Schöne nahm die Cigarette in den Mund, um abermals hitzig zu applaudieren. Sie rief etwas, das Toni nicht verstand; es schien ungarisch zu sein. Dann wurden die Gläser frisch gefüllt und angestoßen, zwei, drei mal. In weitem Bogen warf die Schöne ihre Zigarette weg über die Köpfe der andern und überlieh nun gnädig ihre brünstliche Hand dem Nachbarn, der ihr nähet rückte.

Toni sah den Ausdruck seines Gesichts und hörte jedes der halbgeflüsterten Worte. Ein unbeschreiblicher Haß und Ekel kam über sie.

Sie fuhr mit der Hand in das flachige Gebüsch, um es auseinander zu schlagen. Aber die knorrigen, dicht verwachsenen Aeste widerstanden. Blutend zog sie die Hand zurück. Die Gesellschaft in dem Boskett sah sich plötzlich nach dem Geräusch um . . .

Gleich darauf wurde einer der Kellnerburschen vorn am Eingang von dem bleichen Mädchen angesprochen. Sie deutete ihm scheu in die Hand mit dem Auftrage, den und den Herrn von dem Tisch im Boskett für einen Augenblick zu ihr zu rufen.

Er verschwand.

Es dauerte eine Weile, bis er wieder kam. Dann — einige Schritte hinter ihm, erschien der Gesuchte, mit erhitztem Gesicht, den Hut aus der Stirn geschoben.

Toni trat zurück, mehr in den Schatten, als er kam. Das Blut hämmerte ihr im Hals, in der Schläfen.

„Wer will mich sprechen?“ fragte er ungeduldig.

Eine Dame. Dort draußen steht sie.“

Er erkannte sie sofort und wurde verlegen. Aber erst als er dicht vor ihr stand, that er so, als sähe er, wer es ist.

„Ah — du, Toni!“ rief er leise, vorwurfvoll. „was treibst du da allein im Prater?“

Sie sah ihn blaß an.

„Bist bald hie eins? — Was willst du von mir?“ „Kannst dir's nicht denken?“ fragte sie eben so leise.

Er schaute sich um. Es konnten jeden Augenblick Leute des Weges kommen.

„Gehen wir ein bißerl weiter,“ drängte er. „Du hast keine Gesellschaft in der Nähe. Ich werd' dich nicht lang aufhalten.“

„Kommst!“ sagte er und schob seinen Arm unter den ihrigen, um sie fortzusetzen.

Sie gingen etwa zwanzig Schritte blindlings ins Dunkel hinein.

„Nathan, was ist's?“ fragte er jetzt ziemlich scharf. „Du weißt, ich kann Eigenmächtigkeiten nicht leiden.“

„Ich weiß.“

„Und hast doch die Courage?“

„Du schriebst mir, du wirst heute abend zu Hans sein.“

„Du ich bir Verantwortung schuldig, wenn mir was andres einfällt?“

Jetzt blieb sie steif stehen.

„Ja,“ sagte sie herb und kurz. „So gut, wie du von mir jeden Schritt wissen willst und mich überall mit deinem Mißtrauen verfolgst, so gut darf ich dich einmal fragen.“

„Das ist ein großer Unterschied, meine Liebe,“ entgegnete er in gemütlichem Ton, um sie zu besänftigen, und nahm aufs neue ihren Arm.

Sie zog ihn heftig zurück. — „Warum?“ — Und da er sich auf eine Antwort erst zu besinnen schien, wiederholte sie dringender: „Warum?“

„Wenn du's nicht weißt, ich sag' dir's ungern.“

„Weil du der Herr bist und ich die Arbeiterin! Geld? Weil du ein angesehener Mann bist und ich ein armes Mädel! Weil du frei bist und ich — vogelfrei — gelt? Das ist der Unterschied, und darum darf du's Recht!“

Diese Tonart wurde ihm unbehaglich. So hatte Toni noch nie mit ihm gesprochen. — „Geh, geh! Was plauderst denn da auf einmal?“ sagte er begütigend. Er hatte sie bei der Taille. „Sei g'scheit, Tonerl! Komm, geh mir ein Busserl.“

Sie bog den Kopf weg. „Reden will ich mit dir, sonst nichts.“

„Also, was ist's? Mach keine langen Geschichten.“

„Du hast mir versprochen, daß du mich heiraten wirst. Hast du ein Gewissen?“

„Oho! Du g'laubst mir!“

„Hast du eins? Wirst Wort halten?“ fragte sie immer leidenschaftlicher. „Bloß daß will ich wissen.“

Er lachte. „Jetzt gleich? Da im Finstern? — Einen tiefen Hunnor hast du von deiner Landpartie mit nach Haus gebracht!“

„Ich hab' hier vieles nachgedacht,“ sagte sie langsam. „An so einem Tag kann man allerlei erleben.“

„So? Was denn zum Beispiel?“

„Du, wenn du bei so feinen Leuten kämtest wie ich und wie meine Mutter! Eine Schand' hab' ich erlebt, die mich jetzt noch wie Feuer brennt — deinetwegen!“

„Was verlebt' ich nicht.“

„Ich glaub's!“ rief sie bitter. „Darum, wenn ich's auch sag' . . .“

„Nicht so laut!“ mahnte er. „Was sollen die Leut' denken?“

„Ich hab's erfahren heut, was sie denken! Und darum bin ich da und sag' dich jetzt: Wirst du dein Versprechen halten oder nicht? Gleich mir eine Antwort! Ich will's wissen von dir.“

„Bleibst du, meine liebe Toni,“ sagte er jetzt ernst und bedächtig, „daß das wie eine Erpressung ist, was du da begannst? Und daß Erpressung bestraft werden kann?“

„Ach! Wie du das kennst, was gestraft werden kann und was nicht!“

„Das muß ich jeder wissen, du auch. Und wenn ich dich nicht so gern hätt' . . .“

„Was dann?“

„Nun' ich dich gleich verklagen, jawohl!“ sagte er wieder spaßhaft freundlich, wie zu einem Kinde. „Aber es fällt mir gar nicht ein, du Narrl! Du weißt gut genug, wie du mich in der Tasche hast!“

Er wollte ihr über die Wange streichen, aber sie wehrte seine Hand ab. Trotzdem spürte er in der kurzen Berührung, wie sie Gesicht glühte. Dieses aufgeregte Wesen, die ganze verzweifelte Situation war ihm unheimlich. Noch einmal, obgleich innerlich mürrisch, versuchte er es mit schmeichelndem Tone.

„Schau, du ist eine Dumb. Setzen wir uns einmal nieder.“

„Ich mag nicht! Gieb mir Antwort, weiter will ich nichts.“

Da ging ihm jäh der Zorn über. Er faßte nach ihren beiden Händen und hielt sie fest.

„Jetzt ist's genug in der Tonart!“ flüsterte er ihr ins Ohr. „Jetzt geh du auf der Stelle nach Haus, hörst du, auf der Stelle! Oder wir sind von dieser Stund' an geschiedene Leute!“

Sie atmete hörbar. Sie neigte den Kopf vor und bohrte den Blick durch die Dunkelheit auf ihn; er spürte ihren Blick.

„So? So ist's? Das ist deine Antwort? Weiter brauch' ich gestrig in der Tonart!“ Plötzlich

„Das sagt man bei einem jeden saubern Mädel und kommt oft grad umgefahren.“

„Ist auch wieder wahr, muß aber nit immer so sein. Schaun S', wie ich's mir gangen! Ich war auch einmal nit z'wider. Was hat's mir g'nutzt? Daß ich ein' Lump von einem Mann kriegt hab', der mir alles verputzt hat und nachher sich hinlegt und stirbt. Wo ich d' Leich halt hab', ist mir nig bleiben als das Nasse in die Augen, denn gern hab' ich ihn halt doch g'habt, den Hallodri.“

„Ja, ja,“ sagte Frau Lehner gleichmütig. Sie kannte die Geschichte schon längst.

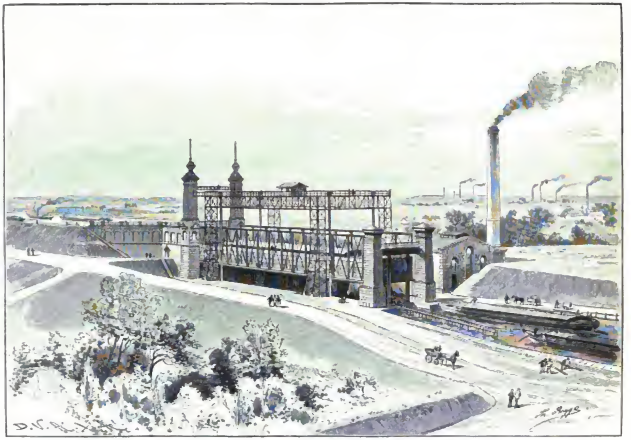
Als es zwölf Uhr läutete, hatte sie sich in der Nähe ihr bißchen Essen, ließ aber den Schüssel bei der Nachbarin, für den Fall, daß die Toni käme. Sie erschien aber wieder nicht.

Schweißbedeckt kam sie zu Hause an. Es war ganz dunkel und in ihrer Kammer kein Licht, also Toni nicht da.

Jetzt überfiel sie eine Todesangst, eine jähe Gewißheit: Sie hat sich ein Leid angethan!

Sie hatte sich den Schlüssel bei der Nachbarin, den sie wieder der Vorsicht halber bei ihr gelassen, aber sie hatte nicht den Mut zu fragen: War meine Tochter da? Die Nachbarin würde es ja selber berichten. Sie sagte nichts.

Da war sie denn wieder in ihrem einsamen Stübchen, sah sich um, als müßte sie etwas suchen, ging ruhelos von diesem zu jenem, um es mit zitternden Händen zu betasten. Die Toni hat sich ein Leid angethan! summte es unaufhörlich in der Stille der Kammer.



Der Dortmund-Ems-Kanal: Das Schiffshebewerk bei Henrichenburg.

Gezeichnet von Theodor Rogge.

Jetzt fing Frau Lehner an, sich Gedanken zu machen. Wer weiß, vielleicht ist alles aus; sie hat den Abschied und die Schändung im Geschäft bekommen und schämt sich, daß es so ausgegangen ist. Wenn es andere wäre, hätte sie schon der Stolz und die Freude hergetrieben. — Ja, ja! So wird es sein.

Sie konnte gar nichts mehr andres denken bei ihrer stillen Strickerei. Jetzt sitzt die Toni wahrscheinlich zu Haus in ihrer Wohnung, ganz „aus dem Häusl“ und kennt sich nicht, ihrer Mutter zu sagen, so und so ist's, du hast bitter recht gehabt. Wo sagt so etwas ein zum Narren gehaltenes Mädel gern! Und dazu die Schand, die doch auf ihr sitzen bleibt. Hart genug wird ihr geschehen!

Als abends bis acht Uhr die Erwartete noch nicht da war, sich es der Frau keine Ruhe mehr. Sie war noch nie in Tonis Wohnung gewesen, weil sie einen Abscheu davor hatte. Jetzt wollte sie hingehen, bloß nachfragen und — wenn die Toni halt recht verzweifelt wäre — ihr so gewiß die Hand reichen: „Komm her, du hast so noch eine Mutter!“

Die Quartiersfrau machte große Augen auf die Frage nach dem Verbleiben ihres Zimmermädchens.

„Das möcht' ich selber wissen,“ war ihre Antwort; „seit gestern abend ist sie nimmer nach Haus gekommen. So lang ist sie nie weggeblieben.“

Die Lehrerin erbleichte.

„So, so? Weil ich ihre Mutter bin und mit ihr reden möcht'.“ Sie schwindelte ihr; sie fuhr mit dem sauber zusammengelegten Taschentuch nach der Stirn.

Die andre ließ den Blick über sie hinuntergleiten. „Ihre Mutter? O mein!“ sagte sie für sich hin. „Da fragen Sie am besten im Geschäft, wo die Fräulein Toni ist. Dort wissen sie's sicher,“ rief sie.

„Freilich! Freilich müssen sie's dort wissen.“ Sie wendete sich der Treppe zu, unsicher nach dem Geländer tastend. „Ich empfehl' mich,“ sagte sie, ohne sich umzudrehen, stand einen Augenblick, als besinne sie sich, und ging dann langsam die Stiege hinunter.

Das Geschäft war geschlossen, als sie hinkam. Natürlich. Es war ja schon spät. Daran hatte sie gar nicht gedacht. So blieb nichts übrig, als heimzugehen. Vielleicht fand sie doch noch die Toni in ihrem Stübel, daß sie den Abend abgewartet hatte: die freie Zeit am Tage ist kurz. Wo sie seit gestern abend geblieben, daran dachte sie schon gar nicht mehr, nur ob sie in ihrem Stübel auf sie warten wird, oder wenigstens eine Post von ihr.

Rechtzeit knickte sie endlich auf dem Stuhl vor ihrem Bett zusammen.

Sie saß wie leblos da, ohne Licht, ohne sich auszukleiden. Es war ihr, als müßte sie auf etwas warten, als müßte es an ihre Thür klopfen. Sie hatte es immer gespürt, wenn ein Unglück zu ihrer Thür hereinwollte.

Am andern Tage war es schon da.

Ein Polizeimann kam, um ihr einen Zettel, aus einem Notizbuch herausgerissen, vorzuweisen, worauf ihr Name und auf der Rückseite mit Bleistift geschrieben, ein paar Worte standen.

„Liebe Mutter!

Ich habe Ihnen Wort gehalten. Es ist so, wie Sie es gesagt haben. O mein Gott, jetzt ist's aus, alles. Mir graust es, ich kann nimmer leben. Verzeihen Sie Ihrer armen Toni.“

Das Blatt hatte unter der Kleidertasche einer

Digitized by Google

Ertrunkenen entnommen, die gestern in aller Morgenfrühe aus der Donau gezogen worden war. Lange hatte man nach der Aberlosin suchen müssen. Jetzt sollte Frau Lehner die Leiche agnosciren.

„Ja, ja, das hatte die Toni geschrieben, ihre Tochter, ihre — einzige! Aus der Donau hat man sie gezogen, gestern früh, als sie am Fenster da auf sie wartete, bei den Blumen, die sie vom Fensterbrett mitgebracht, und die heute noch frisch sind. Die stehen noch da, und die Toni, mit der sie doch erst wieder gut geworden, soll in die Donau gegangen sein? Ist das möglich? Aber es muß schon sein, wenn der Wachmann da den Zettel hat.

Sie ging auch gleich mit ihm.

Die Nachbern kamen aus ihren Thüren und sahen ihr nach, als sie mit fahlem Angesicht, wie erstarrt, als ob sie nichts und niemand sähe, neben dem Manne hinausschritt.

Im Nu wußten sie es, was geschehen war. Es stand auch schon in der Zeitung. Von einer jungen, eleganten, außergewöhnlich schönen Dame war die Rede, die den Tod in den Wellen der Donau gesucht; dazu allerlei interessante Vermuthungen über das Motiv, mit dem Vorbehalt, weiteres im Abendblatt zu bringen.

Dieses Motiv bis zu unserer kannten zur Stunde nur zwei: Tonis Verlobter, der mit dem Orient-Sprechzug eine Geschäftsreise nach Paris angetreten hatte, und die gebrochene Frau, die jetzt in die Totenkammer geführt wurde, wo ihre Tochter lag.

Ja, das war die Toni, die vorgestern noch mit ihr da oben im Wald und auf dem Turm gewesen, im heiligen Sonnenschein — und jetzt da — in der dämmerigen, schaurigen Kammer — tot.

Weiter konnte die Frau nichts mehr denken. Es fing ihr an in den Ohren zu summen, überlaut; sie wußte nicht mehr, was um sie vorging.

Als sie sich erholte und hinausgeführt wurde, kam ein Priester, wohl der Hausgeistliche des Allgemeinen Krankenhauses, von ungefähr des Weges. Sie schlug den Blick zu ihm auf und nickte.

„Unser Herrgott hat mich schwer g'schlagen, hochwürdiger Herr! Schwer g'schlagen! Alle hat er mir g'nommen — sie ist die Letzte! Und ich hab' doch sonst hart durchmüssen auf der Welt; nichts ist mir leicht worden. Hätt' er mich g'holt! Aber es heißt: Sein Wille geschehe! Ich will nicht murren, vielleicht ist's besser so. Nur, weil sie so jung war, geistlicher Herr, und halt 's Leste, was ich g'habt hab'!"

„Suchen Sie Stärkung und Trost im Gebet, liebe Frau. Das ist die alleinige Zuflucht für allen Jammer."

Sie sah ihn einen Moment an, hart, durchdringend, als wollte sie sagen: Weißt denn du, was das ist, wenn einem das eigne Fleisch und Blut so elend zu Grund gerichtet wird? Dann lieh sie den Kopf sinken und nickte wieder. „Ja, ja, ich dank', geistlicher Herr, ich dank'!" und ging langsam vom der Totenkammer weg, über den Hof hinaus, auf die lärmende Straße.

Königin Viktoria, Prinzessin Heinrich von Battenberg und Prinzessin Viktoria (Tochter des Prinzen von Wales) beim Frühstück.

Fürst Bismarck und der Bundesrat.

Wenn zu Weihnachten vorigen Jahres erschienenen ersten Bande seines verdienstvollen Werkes: „Fürst Bismarck und der Bundesrat (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) hat Heinrich von Poschinger schnell auch den zweiten folgen lassen, welcher die Zeit von 1868 bis 1873 umfaßt. Allseitgleich das Werk seinen Hauptwert als Geschichts- und Quellenbuch hat, auf das jeder Historiker, der die Begründung und den inneren Ausbau des neuen Deutschen Reiches behandeln will, zurückgreifen muß, so bieten sich doch auch der Fülle des mächtigen Aktenmaterials viele reizvolle Episoden von allgemeinem Interesse ab, und besonders ansprechend sind jene Abschnitte, welche die süddeutschen Mitglieder des Bundesrates vorführen. Aber die Zeit der ersten Tagung des Zollparlaments in Berlin unterlegt sie und Jener gewesen ist, welchen lebendigen Eindruck die Süddeutschen in der Hauptstadt des Nordbeutschen Bundes fanden, dem vielen Höflichkeiten Anzeichnungen herbei fröhliche Erinnerungen wach. Allerdings war das Zollparlament noch lange kein Vollparlament, aber allgemein empfand man doch, daß die Beide über den Main thatsächlich geschlagen, daß der erste Schritt zur vollen Einigung der deutschen Volksstämme geschehen war. In allen Kreisen Berlins waren die süddeutschen Mitglieder des Zollparlaments, soweit sie den nationalen Standpunkt vertraten, gefeierte Gäste, und wenn ein solcher

Das Kaiser Wilhelm-Denkmal der Deutschen Burschenschaften für den Wartenberg bei Eisenach. Preisgekrönter Entwurf von Regierungsbaumeister Otto Zeyß.

Digitized by Google

Gott für eine Vereinigung aber ein Ballsaalversammlung empfehlenswerth war, dann war der Saal zum Erbrechen gefüllt, und stürmischer Jubel begrüßte und begleitete Jeden, der erschien. Ja, es war Frühling worden in Deutschland, es war der wahre Geist glücklich die allgemeine Stimmung kennzeichnete.

Daß diese Stimmung von manchem Revolutionsblatt zum Brandmesser des Jollvereins getheilt wurde, geht aus den Aufzeichnungen des damaligen württembergischen Oberregierungsrathes Karl Mayer vom Rocke (seit 1891 Finanzminister) hervor. Mit Widmung trat Rocke am erstenmal im November 1863 zusammen, als er mit andern Kammermitgliedern zur Erneuerung der Zollvereinsvertrage in Berlin weilte. Bismarck hatte die Herren zum Diner geladen, und auch nach Verabschiedung der Zahl Gegnern gereicht worden, meinte er, es sei eigentlich schade, daß man nicht irgendeinen Gegenstand treffen könne, dem sich alle Anwesenden von Herzen zustimmen könnten. Da diplomatischen Angelegenheiten wieder nach Berlin entsendet, wurde er, der lang zuvor gegen eine vorherige Zollpolitik Württembergs opponiert hatte, von dem Minister begrüßt:

Rocke kommt, Rocke kommt,
Kommt vom Donke Schwaben,
Kommt mit Licht, kommt mit Licht,
Daß mir bei nn haben.

Hätte Herr Rocke in Jena studiert, so würde er wohl ausgelassen haben, daß dies Verschen eine Nachdichtung des berühmten Studentlieds ist, womit sich die Königin Augusta beschichten nach „Hermann", und zum Glück hat ihm ein solch hiermit ihr einsacher Verwandter, der in Stuttgart angesandte Prinz Hermann von Sachsen-Weimar, gemeint war. Bei einem von Bismarck gegebenen Diner, an dem auch die Zollvereinsgegner zum Jollvereinsgegner gehoben waren, hatte Rocke die Ehre, dem Prinzen Wilhelm gegenüber zu sitzen, der die Frau vom Hause zu Tische geführt hatte. Prinz Wilhelm unterhielt sich nur wenig mit seiner Nachbarin und zeigte sich überhaupt scheu. Als Bismarck, Roon und andern Anwesenheiten mussten wir, daß man in Berlin sich ausgenommen hatte, den unwillkommenen Gast in allen Gesellschaft „ausgequartiert", die Bismarck und auch allen Angehörigen der Kamil durchgeschlichtet wurde. Rocke schlägt diese Episode mit den Worten: „Man schickt sich erleichtert, als der fremde Gast fort war. Als Gast waren wahrhaft wohl, daß der Menschen mürrischen Gesichter Platz in den Augen hat. Den Humor hat er wohl gehabt, daß man ihm gewissermaßen ganz Deutschland gegenüber gesetzt hat."

Bei der Taufe des Prinzen Waldemar, des jüngsten, später in jungen Alter gestorbenen Söhnchens des Kronprinzen, durch nach dem Wunsche des glücklichen Vaters das ganze Zollbundesrat Pate, das heißt, die Herren waren sämtlich zu der feierlichen Handlung in das Kronprinzliche Palais gebeten. Während der ganzen Ceremonie hielten Prinz der einundsechzigjährige König Wilhelm ohne Zweifel der Erwähnung den Täuflings in den Armen; dieser schrie mit andere kleine Kinder, und das mochte so entsetzlich auf seinen alteren Bruder (es ist wohl der damals sechsjährige Prinz Heinrich gewesen), daß er heftig gestoßen werden mußte. Der Täuf unterhielt man sich sehr gemütlich. Mit dem General von Obernitz stieß Rocke auf das Wohl seiner Landesherrn an, mit Oberbaurichtsrat Hoffmann auf: „Der alt Württemberg allewege," und mit dem Kronprinzenminister dem Adjutanten verschiedene, Versuchen wolle gar nichts von den Südbestrebungen, es könne sie gar nicht brauchen, erwiderte Rocke: „Sie wollen also weder die eine noch die andere?"

Freilich war es nicht immer gemütlich. Rocke klagt, daß man über die Bevollmächtigten zum Zollbundesrat dies weniger, als ob sie preußische Beamte seien, und schließlich doch thue, was man wolle. Aber „ein wackerer Schwabe laßt sich nit", und Rocke grimmig es, in manchen Fragen erfolgreich die Sache Südwestdeutschlands zu vertreten, namentlich bei derselb der Tabaksteuer. Eine heitere Szene ereignete sich am 15. Mai 1868 im Bundesrat. Die Sitzung sollte gerade eröffnet werden, da kam unlustige jugend auschen Herrlein der Telegraphenapparat ein gellendes Läuten an, daß sich recht benommen lieh. „Das ist doch ein infamer Geist!" rief empörend der Bismarck, worauf Rocke meinte zu sich oft zu dem Bundesrat sagte: „Die ist viel, die Geister, weck' ich nun nicht los!" Da sah ihn Bismarck durchdringen von oben bis unten an: „Sie haben recht."

Und den Zollparlament wurde endlich 1871 das Bollparlament, und auch auf dieser Zeit giebt Polzhinger neben dem wichtigen ernsten Material mancherlei Erheiterndes. Als es sich um Bundesrat durch verhängnisvollen Zwischen Anlaß um die Verteilung der französischen Kriegsentschädigungsgelder handelte, suchte natürlich jeder Bundesstaate seinen Staate möglichst viel zu sichern, und dabei ging es nicht ohne Komik ab. Den sächsischen Minister von Friesen gegenüber sand der bayrische Minister Ihr. Pfistie ein wachtigen Argument in der Hand mit der überschwänglichen Bundesfreundlichkeit schleuderte, rief er: „Kein Trinkgeld nehm' i nit!" Es mahn es wirklich nicht, und König Ludwig eines seinen Ministern gab es zu verstehen, daß er ihn nicht erkannt wurde, daß der für Bayern günstige Beschluß des Bundesrats über die Verteilung der Kriegsentschädigung „wesentlich Ihrer umsichtigen und tüchtigen Vertretung des gestellten Auftrages" zu verdanken sei.

Wir wollen hiermit unsere Ausgabe mit Polzhingers amüsanten Bunde schließen. Wir haben gesagt, daß sein Hauptwert auf der politischen Seite liegt, und welcher es sie alle Zeit ein hübsches Cinellement von hoher Bedeutung bleiben wird. Aber wenn der Hauptgegner in der strengen Geschichte auch Jahr auf den Granite- und Gletschpfaden des eisernen Kanzlers und seiner Gehilfen am großen Einigungswerke emsig, sich, und sich, und sich, und sich, und sich rechte Freude an seiner Jagd in der Vergangenheit, und sich rechte Freude an seiner Jagd in der Vergangenheit, und sich rechte Freude an seiner Jagd in der Vergangenheit

An den Bäumen wachsen die Früchten auf großen Schieferplatten, auf denen sie die Wärme hin und her ziehen, ein Verkehren, welches natürlich möglichst gehörig ausgeführt ist, was denn sie auch durch nichts abzuhringen sind. Andere Früchten sieht man auch dem Wohle kommen, den grünen Weinbeerkeln — Cannagno — auf dem Dorf tragen, in dem sie die Spitze der behaarten Tannen als Brennholz für den täglichen Bedarf holen.

Verschiedenfache Händler vermitteln mit ihren eichenspannten, zweirädrigen Karren den ganzen Verkehr. Da kommt perennial die Woche der Gemüsehändler, der in Kirchen die kleinen Artikel, Obst, Eier, Brod, Wein und Eßwar des Bergbewohnern bringt, dann der Metzger, der Schmiedwaarenhändler, der Töpfer und so weiter. Ein typisch und unveränderliche Wiederkehr ist der Besuch des Pulcinello kommt etwas des Vogel- geschrieben, in bürgerlichem Gewand, einen ländlichen Karren und dem Kasten hinterlegt, der, nachdem einer Tanze beendigt, die Schaustücke zur Schaubühne verwandelt.

Die tägliche Ankunft der Post, die mit Sehnsucht erwartet wird, bildet das Hauptereignis des Tages; ist sie doch das einzige, was ihn mit der Welt verbindet. Wie dürfen haben aber nicht an bequeme Postwagen denken, wie sie in Deutschland kursieren; eine hohl primitive, zweispänige Kutsche, von nur einem Pferd gezogen, macht täglich den langen, toll zweifelhaften Weg von der Station Pracchia bis zum modernesischen Städchen Pistoia. Auch diese als zwei Passagiere vorhanden, so wird die Insterkommen kein angenehmer sein. Die wollen sich's gefallen lassen, mit deutschen Gespalt, die Kutsche ist voll, was will irgend ein Mädchen finden, so gut es geht, in den engen Raum gepreßt zu werden, wo sie viele Stunden eingeklemmt sitzen, denn es geht langsam bergauf. Freilich kann man den der Noemin Bemerkenden nun raten, einen eigenen Wagen zu nehmen, der sich zu mäßigem Preise bieten läßt.

Von der Station Pracchia, auf der Linie Florenz-Bologna, geht sich die genannte Straße bald bergauf, bald abwärts bis zu dem Städchen St. Marcello, einem malerisch gelegenen Ort mit alter Kirche, der sehr viel von Sommerfrischen belebt wird. Reicht aus hoher Höhe liegt, unter Kastanienbäumen versteckt, das alte Kloster Capostello, wo am Novemtiner 1530 unser Ferruccio von den Kaiserlichen gefangen wurden. Wenn die Hauptstraße von St. Marcello mit ihren stattlichen, elegant aussehenden Häusern, viel- mehr 3 Thut enger, und bald kommen wir über die prachtvolle, von Nimmels erbaute Limabrücke, an den Wasserreservoir der Kunstanlagen, welche, die Bauwerke von Pistoia beschäftigt. Als kürzlich ein Ingenieur der Regierung vorschlug, dem Wasserwagen in Florenz durch Ueberleiten seine Abnahme nach der Arnoquelle abzuhelfen, und zum Zwecke von Meßungen nach St. Marcello gekommen war, erspähten sich die Arbeiter, die sich bei Verdrossheit bemüht haben, und sogen in Scharen hinab in's Tal, um möglichsten Ingenieur in ihrer Mitte, der durch fünfzehn Kanonieren Raum vor der Lynchjustiz zu schützen war. Und es gelang ihnen, ihren Willen kundzugeben, so daß Jedoch schnell die Wasserbett, die zu ihrem Betrieb nötig ist.

Nun geht sich die Straße, langsam steigend, durch Kastanienhaine nach dem romantisch gelegenen Städchen Lucca, rechts am Abhang der Berge liegend, einer der malerischsten und interessantesten Punkte der ganzen Reise ist. Von dem Chausseehause, wo sich die Straße nach Lucca und Pistoia bergauf bis zum Marktplatz, der durch seine originellen Gebäude auffällt. Da ist vor allem das Rathhaus, ein sehr stattlicher Steinbau, wahrscheinlich ehemaliger Palazzo, seinen Fassade mit eingelassenen, in Stein gehauenen oben auf barbiger Majolika bekrönten Wappen bedeckt ist. Bis 1377 bereichte der Rat von Lucca, welches dann Montagna", später die Bürgermeister von Kastagnano, deren Wappen, mit Namen versehen, hier der Nachwelt überliefert sind. Von 1742—1744 war Pistoia, zu der Bewohner von Castiglano behaupten, daß die Pistoiesen eigentlich von ihrer stammen. Neben dem Rathaus befindet sich ein altertümlicher Brunnen, der aus einer Statue steht, die ein schildhaltender Löwe hält, gegenüber eine offene Loggia, deren Innenwände mit Fresken bedeckt sind, und wo jetzt ein Bänzerien hient. Die engen, steilen Gäßchen mit den grauen Steinhäusern und vorspringenden Fenstergittern bieten dem Maler einen großen Reichtum an unterschiedlichen Bildern. Etwas abseits vom Getriebe liegt die alte Kirche, und deren Terrasse im Schatten einiger uns grünenden Tannen man einen reizenden Blick ins Tal und auf die gegenüberliegenden Berge hat, wenn nicht der schon erwähnte Gaspi d'Orlando ist, während die im Hintergrunde emporragende hohe Bergspitze „Le Tetone" bekannt man, da hier die drei Großherzogtümer Lucca, Modena und Lucca zusammenstoßen. Ausländisches wird hauptsächlich von Florentinern zur Sommerfrische besucht und erfreut sich großer Beliebtheit, ist aber sehr heiß, da es, auf der Südseite des Gebirges gelegen, den ganzen Tag den Strahlen der Sonne ausgesetzt ist. Steigen wir nun wieder zur Poststraße hinab und folgen dem an vielen Windungen zum Passe aufsteigenden Wege, so gelangen wir zunächst zum Dorfe bei Schlauine, einer prächtigen Brücke, bei der sich ein kleines Tarf befindet. Durch Rathaumenwäldner führend, beginnt die Straße steile und mehr zu biegen, und bald sichten wir, wie die Luft kräftiger wird. Achzehn Kilometer von San Marcello beginnen die ersten Tannenwälder Nächstes. Reicht und kühl der Straße, in langen Abhängen, liegen Wälder aber malerische Bauernhöfe. Eine eine Stunde vom Anfang der Tannenwälder entfernt, nahe der Paßhöhe, erhebt sich die Kommunalregierung sterblich, die Postalische Gebäude, in den der Zollinspektor residiert. Hier liegen auch das Polizeihaus und das Postamt, beiden gröbere Ordnung Weltenweit und dem allen Verkehr entstanden ist, in dem die Großherzoge von Toskana auf ihren Reisen zu übernachten pflegten. Diesen gegenüber ist das Pfarrhaus und die 1787 neu erbaute, ziemlich elegante Kirche. Das Kommissariat des Fiorten, der so viel hie breite Gegend hat zu thun, ist noch heute das Hauptziel des Jahres: es wird an 4. August, am Tag der Kirchweihe, gefeiert. Von allen Seiten kommen die Bauern, zu Wagen oder zu Fuß, die Weiber wie ein Mann reisend; Händler schlagen ihre Buden auf und bieten ihre Waaren feil; ein malerisches Gruppen im Walde, wo auf improvisierten Herde von Steinen im Kupferkessel die Polenta gekocht und einen Dampfweg umgerührt wird.

Eine Stufe erzählt in Abetone nicht. Die Kinder lernen entweder im Winter von ihren Müttern ein wenig Lesen und Schreiben, oder sie gehen gutes Willens der Geistlichen ab. Die weiß einfachen, aus weißem Stein, einem ganz und Daß gebauten und mit unbedeutenden Säulenverzierungen geschmückten Häusern der Regierung hergestellt und den Leuten unentgeltlich zum Wohnen überlassen, die man die Wälder mehr zu schonieren mindelt. Fenstern hervor manche mit Blumen vor der Winter ist lang und dort, und der Schnee liegt oft bis tief zum ersten Stockwerk, so daß es in den unteren Zimmern wochenlang nicht Tag wird.

Ernst und düster ragen riesige Tannen über den Häuschen empor — mahin wir blicken, nur Tannen, so scheint es und — bei der Enge hinauf, die Wolken in die Täler, nur manchmal unterbricht eine Einrichte, von zimmerwarmen Bauern überlist, aber ein wildzähnender Gudingenstrauch daß gestemmiedet Tannen. Mächtige Lärmen hervor die Wälder sich dahinziehen, bis plötzlich bei einer Biegung das Meer ein überraschendes Bild sich auf unsern Augen darbietet.

An der zum Meere hin gelegenen Seite ist Abetone an den Seiten des Weges erkennen wir, daß die Paßhöhe und die Grenze von Modena erreicht sind. Bei uns im Sommergasthof sind wir in Modena, die Täler, nur manchmal unterbricht eine Einrichte, von zimmerwarmen Bauern überlist, aber ein wildzähnender Gudingenstrauch daß gestemmiedet Tannen. Mächtige Lärmen hervor die Wälder sich dahinziehen, bis plötzlich bei einer Biegung das Meer ein überraschendes Bild sich auf unsern Augen darbietet.

An der zum Meere hin gelegenen Seite ist Abetone an den Seiten des Weges erkennen wir, daß die Paßhöhe und die Grenze von Modena erreicht sind. Bei uns im Sommergasthof sind wir in Modena, die Täler, nur manchmal unterbricht eine Einrichte, von zimmerwarmen Bauern überlist, aber ein wildzähnender Gudingenstrauch daß gestemmiedet Tannen. Mächtige Lärmen hervor die Wälder sich dahinziehen, bis plötzlich bei einer Biegung das Meer ein überraschendes Bild sich auf unsern Augen darbietet.

Der Dortmund-Ems-Kanal.

(Siehe die Abbildung Seite 697.)

Nur manchen andern Gegenden unsers deutschen Vaterlandes hat die Natur das Land der roten Erde, der westfälische Wald, so reich gesegnet: kein Gebirge, keine rauhe Oberfläche bedrohen sich im Norden und Osten der weitlichen Ebene und mit dem ferneren Süden, mit den Bergen des Sieger Landes und des Rothaargebirges, diesen Rohe und Eisen, jene mächtigen Grundlagen unserer heimischen Industrie, und das herrliche Sauerland, die westfälische Schweiz, erfreut sich der Schönheit und des Naturreichtums seiner zwergrechtlichen Schwesterländer und Tannenforsten. Ueberreich hat die Natur das Sohnes Land gesegnet, nur in einem Teile ist sie geizig gewesen: die Schiffahrt, und keinen sie andere Provinzen so reichlich bedacht, sind den westfälischen Lande vollständig versagt geblieben. Um so bemerkenswerter ist das Unternehmen Dortmunder Kaufherren und Eisenindustrie das Bedürfnis künstlicher Wasserwege im niederheimisch-westfälischen Steinkohlengebiet zu sorgen. Einige Jahre hindurch trug man sich mit dem Gedanken, einen Kanalverbindung zwischen der westfälischen Industriegegend und den Weltbandelsplätzen der deutschen Nordsee herzustellen, die Gründung einer Gesellschaft im Dortmund, mit dem Kanalbau zu beginnen und den Ergezgrüben unter Industrie durch die weniger kostspielige Verbindung mit den Seehandelsplätzen Hollands zu entgehen, die zu Emden. Diese wie bedeutsam, daß die niederheimisch-westfälischen Werke den weitaus größten Anteil an den industriellen Erzeugnissen Deutschlands haben. Mit einer jetzt Beginn 40 Millionen Tonnen Steinkohlen alljährlich gefördert werden, kann man der Mangel an genügenden Verkehrsbedingungen und Mangel springen. Wie Ruhrort, so hat auch Dortmund seit der Bedarf, der sich Gedanke seine Verwirklichung gefunden, und wahrend dieser Zeit ist der deutschen Industrie manche Bahn Bedürfnis zu Gunsten ausländischer Werkzeuge verlassen gegangen. Aber man ist das gemeinsame Werk vollendet, daß den Dortmunder Geschäftsherren Gegenden geben wird von dem, was deutscher Fleiß und deutscher Geschäftssinn zu leisten verwochten.

Wie ein lebendes Band zieht sich der Dortmund-Emskanal von Dortmund bis Bevergern, 270 Kilometer lang, und großreiche Mann, zu beiden Seiten dichte Eichen- und Buchenwaldungen freundlich herniedergrüßen. Hie und hie liegen schmucke Bauernhäuser und dem Kanal entlang. Die gehörige Bodengestaltung hat an manchen Stellen die Herstellung des Kanals in Anspruch genommen, und zahlreiche Brücken und Schleusen überspannen den Kanal. So ist namentlich die Hypothekbrücke bei Olfen ein mahres Meisterwerk der Ingenieurkunst. Bei einer Breite von 15 Meter beträgt ihre Länge nicht weniger als 60 Meter. Aber manchen andre Hindernis hat aus dem Wege geräumt, manches Bauwerk hat erschaffen werden müssen, um die Verwirklichung des Kanals zu ermöglichen. Die bedeutendste und imposanteste Anlage dieser Art ist das große Schiffshebewerk bei Henrichenburg. Hier wird der Bedeutung nicht, ob er große stammen soll über die Bedeutung, über die Gewalt und die Größe des Werkes, oder ob er jene Bewunderung der Kunst der Konstruktion, der fingen Berechnung und der wirtschaftlichen Anordnung der Herstellung gewonnen soll. Wenn man bedenkt, daß

Digitized by Google

durch das Schiffsbehemoth ein Höhenunterschied von 14 Metern zurückgehalten werden mußte, so will es einem kaum glaublich erscheinen, wie das große Hemmnis trotz ungünstiger Bodenverhältnisse durch Menschenkraft beseitigt werden konnte. So zum Beispiel weist der zur Aufnahme der Fahrzeuge bestimmte Wasserkasten, der in genannte Trog, eine Längenausdehnung von 70 Metern auf. Unser Abbildung zeigt denselben mit einem Schiffe zur Hälfte gehoben. Unter dem Trog befinden sich fünf Schwimmer, die vollständig aus Wasser besehen und durch Gasinge mit dem Trog fest verbunden sind. Der Auftrieb der Schwimmer ist genau gleich der durch Trog, Waldestrager und so weiter hervorgebrachten Last, so daß mit minimalem Kraftaufwand Trog und Schiff durch dieselben emporgehoben werden. Diese Arbeitsweise genügt nun so mehr zu Bewunderung, als es sowohl an Gleise und Umfang wie an technischer Vollendung alle ähnlichen Bauwerke bei Zu- und Ablaufen übertrifft. Th. R.

Ludwig Anzengruber.
Nach einem Relief von Ernst Zach.

In unsern Bildern.

Von der Jubiläumsfeier in London geben wir noch einer Momentaufnahme die Szene bei Festzuge wieder, da der Königin Victoria mit ihrer Gefolge die Nationalgalerie passierte. Ihrer von acht Jöckeln gezogenen, von reich galonierten Dienern gefolgten Staatspage waren mit einer Schar indischer Reiter, dann folgte, allein reitend, Lord Wolseley, der Oberbefehlshaber der britischen Armee. Gegenüber der Königin sehen die Prinzessin von Wales und die Herzogen Christian zu Schleswig-Holstein. Rechts neben der Kutsche reiten der Prinz von Wales und der Herzog von Connaught, links der Herzog von Cumberlage. Die Gefolge bildeten Abteilungen des 2. Leibgarderegiments zu Pferde wie der indischen Kavallerieschaft und eine Batterie reitender Artillerie. Eine andere Abbildung zeigt uns nach photographischer Aufnahme die Königin Victoria beim Gartenfrühstück. An

der Seite ihrer Majestät sitzen ihre beiden Enkeltöchter, die Prinzessin Victoria von Battenberg, und die zweite, noch unvermählte Tochter des Prinzen von Wales, Prinzessin Viktoria.

Der von Sachen und Bachen umrauschte Herrensitz im alten Sachsenwalde ist, seitdem der Fürst Bismarck zu seinen dauernden Aufenthalt erkoren, zu einer Art Pilgerstorort geworden. Wenn auch der Park und das Schloß Friedrichsruh nicht jedem ohne weiteres zugänglich sind, so werden sie doch heute umdrängt von Schaulustigen, die in der Hoffnung kommen, daß es ihnen vielleicht vergönnt sein werde, den eisernen Kanzler von Angesicht zu schauen. Nicht immer erfüllt sich diese Hoffnung, aber welche Freude, welche Feuerungsvolle Erwartung, wenn es bekannt wird, daß heute der Fürst eine Ausfahrt machen werde, wahrscheinlich um die wie auch die Station Tiefe Scheren kommen sich schauen um das Portal, und jubelnd es sich öffnet, begrüßen brausende Hochrufe, Tücher- und Hütchenwehen den Altreichskanzler, der in seiner gewinnenden liebenswürdigen Art für die Huldigungen dankt. Noch einer Momentaufnahme führen wir eine solche Begrüßungsszene, wie sie jedem Zeitgenossen unvergeßlich bleibt, vor Augen.

Reichsrat und fernig, wie er in seinen Worten und seinen Schriften war, erscheint Ludwig Anzengruber auf dem Relief von Ernst Zach. Der Künstler hat den verewigten Dichter von der genialischen Seite erfaßt, wie er sich im Kreise vertrauter Freunde zu geben pflegte. Verständlichen gegenüber verhielt sich Ludwig Anzengruber wohl verschieden, aber guten Freunden und gleichgesinnten Seelen spendete er gern von seinem köstlichen Göttergetränk, dem Humor. Nach dem Urteil derer, die dem Dichter genau gekannt haben, ist das Relief vortrefflich das ähnlichste aller Anzengruber-Bildnisse. Ursprünglich war in Gips als Angebinde für die nahen Freunde des Verewigten geschaffen, wird das Kunstwerk hoffentlich in dauerhaftem Material hergestellt werden.

Für müßige Stunden.

Schach.

(Redigiert von E. Schallopp.)

Aufgabe 33.
Von F. W. Schmidt in Uppsala.

Schwarz.

Weiß zieht und setzt mit drei seinen Zugs matt. Richtig.

Partie Nr. 26.

Gleichzeitig mit Nr. 25 (Seite 680) durch Drahtnachricht gespielt.

Zweispringerspiel in Paderborn.

Weiß: Abernthmirig.	Schwarz: Gumbridge.		
Weiß.	**Schwarz.**	**Weiß.**	**Schwarz.**
1. e2—e4	e7—e5	18. h5xg6	f7x g6
2. Sg1—f3	Sb8—c6	19. Le3—c1	Le7—d6
3. Lf1—c4	Sg8—f6	20. Sh4—e3	Lf6—e5
a. Sd5—g5	d7—d5	21. Kg2—h1	Dd7—e7
b. Sxf7	Kxf7	22. Se3—g2	Kc7—b7
4. Lc4—b5	c7—c6	23. Sg2—f4	Le5—f6
5. dx2xc6	Dd8xc6	24. Th4—h1	Dd7xf7
6. Lb5—c6	b7—b6	25. Th1—h4	Le6—e5
7. Sg5—f3	c6—c5	26. Sf4—g6	Sc6—b4
8. d2—d3	Lf8—c5	27. Th4—h1	Df7—e7
9. Lc1—f4	g7—g6	28. Th4xh7	Le5xh7
10. d3—d4	Lc5—e7	29. Dd1xh5	Lh7xh5
11. Le1—h4	Sf6—d5	30. Sg6—e5	Le7—g5
12. 0—0	Le7—f6	31. Th1xh5	Sb4—d5
13. Sc3—e2	Lf6xc6	32. Th5xh4	Lg5—e7
14. Se2—g3	Sd5—b4	33. De1—h7	Kb7—a6
15. Le4—b5	Sb4xc6	34. De4—e3	Aufgegeben.*)

*) Mit diesem Zuge, den „die Hexe“ als vorteilhaft bezeichnet, beginnt Gumbridge neue Berechnungen. Turnieren 111 ... Lxg6 — 12. d5—d6 und in zweierzug ist. Der Turnierbrief ist inzwischen bereits hier durch weiß nach der Abhängigkeit gekommen, daß Gumbridge 111 ist im Besitz bleiben würde. Th. R.

1) Besser scheint 30. Sf5xh4 13. Tf7—f8 in Betracht, doch hätte Weiß durch wegen der Möglichkeit Sh4—g2 den schwarzen Springer in Besitz zu bekommen. 2) Nach Sd5—b4 Sg3—e2 Kg8—h8 Se2—f4 Dd8—e7 Sf4—h5 Dc7—g7 Sh5—f6 Dg7xf6 Sg3—e2 Kh8—g8 gewinnt Schwarz nach einigen Zwischenzügen.

3) Der Zug Sb4—d5 ist gut. 4) Kg2—h1 will Weiß 12. Sf3—e5 Lc5—e7 Se5—f7 Le7xf7 Df8—e7 Sf7—d6 Le7—g6 Sd6—e8 Lg6—h5 21. Se8—g7 Kg8—h8 22. Sg7—e6 Lh5—g6 23. Se6—d8 Lg6—h5 24. Sd8—e6 Lh5—g6 25. Se6—d8 Lg6—h5 26. Sd8—e6 Lh5—g6 27. Se6—d8 Lg6—h5 28. Sd8—e6 Lh5—g6 29. Se6—d8 Lg6—h5 30. Sd8—e6 Lh5—g6 31. Se6—d8 Lg6—h5 32. Sd8—e6 Lh5—g6 33. Se6—d8 Lg6—h5 34. Sd8—e6 Lh5—g6

78. Band.
Dreiundsiebzigster Jahrgang.
Oktober 1896—1897.
Erscheint jeden Samstag.

Über Land und Meer.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 M. 50 Pfg.
Mit Post-Aufschlag 3 M. 75 Pfg.
Redaktion
Ernst Schubert in Stuttgart.

Die Flucht.

Roman
von
Ida Boy-Ed.

(Fortsetzung.)

Seit sahte ein geradezu unerschöpfliches Interesse an dem Turm, seinem Anbau und den Zwecken, dem dieser diente. Es sei der Binnenländer, meinte sein Freund, der alles mit einem romantischen Nimbus umgebe, was ihm neu sei, und den die Natur noch erschrecke, weil er ihr zum erstenmal in die Augen schaue.

„Mit der Natur ist es wohl beinah wie mit der Liebe," meinte Adrian von Collas einmal; „kommt man ihr zuerst nahe, zuerst in ihren Besitz, ist man übervöllig und glaubt, die Sensation dieser Ueberwältigung müsse sich alle Tage jahrund jahrein erneuern. Aber nachher, wenn man so immer beisammen ist in der Arbeit ums tägliche Brot, der Mensch mit der Natur und der Liebende mit der Geliebten — da härtet man sich ab. Da giebt's keine Sensationen mehr, weder in Schreck noch in Freude. Darum hab' ich mir auch vorgenommen: es wird nicht geheiratet, außer bis meine Verhältnisse so sind, daß ich von der Liebe die Sorge fern halten kann."

An diese Worte seines Freundes dachte Felix, als er dem Herrenhause von Collasborgen zuritt. Adelan hätte gern als junger Edelmann seiner Väter Burg wieder aufgebaut. Aber er scherzte mit fröhlichem Mut darüber, daß dies ein schöner Traum bleiben müsse. Das Herrenhaus war ein häßlicher alter Kasten und darum so sehr merkwürdig, weil

Die belgischen Festtage: Im Erwartung des Kaisers.

Digitized by Google

es bei großer Ausdehnung nur ein Erdgeschoß besaß. An jeder Seite des Eingangsthorbogens befand sich eine Front mit zwölf Fenstern hin. Der Vorderhof hatte noch zwei große Flügel nach hinten. Da sah man nur verschlossene Läden. Ein hoher Ziegelbau bildete diesen Bau.

Adrien, schon von seinem ersten Ritt zurück, saß vor dem Hause, wo unter einer Linde sein Frühstückstisch gedeckt war. Das Thierwild, mit Stimmern festgehalten, trieb seine Possen nach Herzenslust.

„Wollen Sie mit frühstücken?“

„Schwarzbrot und Radieschen und ein Glas Thunder, was kann köstlicher sein?“ sagte Felix und setzte sich, um mit beiden Beinen zugreifen. „Aber ist das ein Hundsgesindel Frühstück für einen Herrn von Gollas!“

„Ach was, Hundsgesindel! Studengenuß ist es, zu arbeiten und trockenes Brot zu essen, bis man schadenfroh geworden. Prost,“ sprach er und trank.

„Na ja, manchmal will die Lebenslust kommen. Man ist schließlich erst achtundzwanzig, und die Welt ist schön. Ich habe ein Temperament, als ob ich heute stand in Potsdam — Garderegiment. Es fehlte schändlich viel Geld. Aber wenn das so kommt — dann werterte ich drauf los — und ich gewinne auch, auch wohl mal geschimpft, daß es eine Art hat. Ja zum Donnerwetter, denk' ich dann, din ich fürtter, ich will meinen zwei Fäusten und dem gesunden Korpus und dem schönen Spiel vor Augen, ohne sie die feige Gemütsruhe stärkere! Ich werde dann schon fertig.“

Felix sah ihn neidvoll und bewunderud an. Dann sprachen sie von den Betrügereien des Herrn von Lüngwitz. Er hatte sich dazu entschlossen, Adrien einzuweihen, am nötigenfalls einen Beistand zu haben. Von seiner Furcht, daß Phöbe irgend welche unvorsichtigkeiten Herrn von Lüngwitz gegenüber begangen hatten könne, schwieg er; dies hatte sein Geheimnis bleiben, und er wußte ja auch: in kürzester Zeit würde dieser Mann für Phöbe verdächtig sein.

Adrien von Gollas war außer sich vor Erstaunen. Ohne Sympathien für Lüngwitz zu haben, hatte dieser doch seine Achtung erwedt, weil er ein so glänzender Arbeiter war. Adrien war übergangen, daß Conradine selbst kommen werde, und viel weniger noch, den Schuft lassen zu lassen, falls er das unterschlagene Geld herausgäbe.

„Das könnte so aussehen, als dächte ich nur über so was,“ sagte er, „aber wissen Sie, Dahlland: das Ersaßen durch die Gerichte ist beinah 'ne Strafe mit für den Anständigen, der betrogen, beleidigt, bestohlen wurde! Ich hatte mal so 'n Fall. Da war ich noch jünger und hitziger — Gott, denken Sie — mit zwanzig Jahren schon mein eigner Herr auf dem miserabel verwirtschaftetsten Boden da — ja, wenn Conradine nicht gewesen wäre! Na, was wollt' ich man noch sagen? Ja, da meinte ich: Strafe muß sein. Wer Schande übertritt, soll büßen. Als Beispiel und Warnung. Und mein Torfaufseher hatte mir hundert Taler unterschlagen: halbinhaltige und Materialwaren. Gott, das Elend, in das man hineinsieht! Und die Augen von dem Mann, als er mir sagte: Sie waren in Ihrem Recht. Herr von Gollas, und um mich ist mir's auch nicht, aber heimlich so seine drohe Stunde mehr; aber wegen der Frau! Ich hätt's vielleicht abarbeiten können, — und die Frau und die Kinder hatten den ehrlichen Namen behalten! Na, und der Lüngwitz hat 'ne alte Mutter. Eine alte Mutter! Gott — das ist das Grausamste, was es für mich giebt. Wenn sie würdig ist! Laßt den Lüngwitz laufen.“

„Meine Herrin hat zu entscheiden,“ sagte Felix. Adrien sah etwas an. Er setzte sich, den Stuhl abschebend, auer zum Tisch, stemmte die eine Faust ans Kinn, die andre auf den Tisch und sah sich den Freund an.

„Conradine hat kein übles Geschäft gemacht, als sie Sie engagierte,“ sagte er offen. „Erst besorien Sie Sie von dem Schuft, der seine Aderlässe mit Blutegelstiche an ihrem Gelde machte, und dann werden Sie ihr durch Ihre Kenntnisse eine bedeutende Reineinnahme schaffen. Hübsche Reinlasse, Dahland, — freut mich für Sie. Aber an Dank wird's nicht fehlen. O, ich kenne Conradine. So etwas von Großmut, von Vornehmheit giebt's sonst nicht. Und freuen kann sie sich wie ein Kind, für andre, in die Seelen andrer hinein. Ja, das ist noch ein Mensch aus den Vollen, Conradine! Ich bin immer in einer leisen Opposition gegen sie, ich kann wohl, in Angst, daß sie sich mal wieder verheiratet.“

„Warum möchten Sie das nicht?“ fragte Felix mißtrauen und fürchtete zu hören: „weil ich sie selber liebe.“

Adrien dachte nach.

„Ich weiß nicht,“ erklärte er, „vielleicht denk' ich, sie könnte sich in Paris oder in Rom verheiraten und dann nie mehr herüberkommen. Oder ich denk', so 'n wildfremder Mann, das ist für uns hier ein fiserndes Element. Was Gastlichkeit wird wohl dahinterstecken,“ schloß er leichend. „Denn ihr wüßte alles zu gönnen, Ich, ich gönne — ich kann lieben! Es giebt so Frauen! Die Fähigkeit wächst, und die erste Ehe war bloß so ein Geschäftsverlust oder Leichtsinn.“

„Ich kenne die Frauen noch so wenig,“ sagte Felix. Nur fort, fort, dachte er, ich werde mich verraten!

Er stand auf. Adrien, wieder auf Lüngwitz kommend, erklärte, daß man diesen fort und fort im Auge behalten müsse, denn sowie er etwas witterte, könne er fliehen. Er versprach auch, nachmittags beobachtungsposten zu stehen.

Daß Lüngwitz nicht wegen Finchtverdachts, sondern um Phöbes willen streng zu bewachen sei, word Felix auf seinem Heimritte klar. Er sah von dem einen hohen Hügel des ostfriesischen Flachlandes seitein laufen; er sah auch Lüngwitz, und der Schreckgedanke kam ihm, daß die beiden schon wieder ein Rendezvous gehabt.

Mit unerträglicher Angst sann und sann er, was die beiden zusammen haben mochten. Ihm stieb der Gedanke, daß es sich da um Liebe oder Liebeswerben handeln könne, das Blut wallte durch die Adern zusammen. Schließlich erkannte er selbst über seine Aufregung. Was ging es ihn an, wenn Phöbe liebe oder zu lieben sich einbildete? Er versuchte sich doch zu entlieben.

Die elementarste Empfindung des Mannes dem Weibe gegenüber ist wohl das Beschützergefühl. Er sah Phöbe in Gefahr, und da regte sich das in ihm. Er dachte auch über die sonderbare Liebesgeschichte von Phöbes Eltern nicht so ganz romantisch, wie man das Mädchen zu denken gelehrt hatte. Er fürchtete, das heiße Blut der beiden möge in ihr unbewußt und begehrlich wallen und sie bedrängen, den Geheimnissen der Lehren nahezukommen. Das Geheimnis des Lebens ist aber für jede junge Phantasie die Liebe.

„Ein sonderes Geschäft, den Spion zu machen,“ dachte er, als er heimgekommen war, sogleich in die Verwalterwohnung schlefte, er wünsche Herrn von Lüngwitz alsbald nach seiner Heimkehr zu sprechen. Erst wollte er Lüngwitz in ein Gespräch verwickeln über die sie betreffenden Anstalten der Sachverständigen. Dann wollte er ihn erwarten, ihm eine Berechnung aufzustellen über die Zahl der Zuhörer, die ein Bon den Trebbiner Gesponnen anlegen könne, und ihn schließlich in ein Gespräch nachher in die Verwalterwohnung lüme. So mußte Lüngwitz in seiner Stube bleiben und Felix erwarten. Inzwischen kam dann vielleicht Adrien, und he kommen Lüngwitz in einer klarenzweise ins Schlaß holen lassen.

Aber als Felix nun bald fünf in die Verwalterwohnung ging, war Herr von Lüngwitz noch nicht da, und die Dienstboten, eine brale, hübsche Person, die vor der Thür saß mit Kartoffeln zum Abend schälte, sagte, daß er in den Park gegangen sei — und vorher Fräulein Phöbe auch, sagte sie in gehäufiger Eifersucht hinzu.

Felix erschrack sehr. Seine Züge wurden ihm schwer, daß ging er mit ruhigen Schritten auf die kleine Pforte zu.

Lüngwitz hatte sofort Felix' Absicht erkannt. Er dachte nicht daran, sich moralisch einsperren zu lassen. Nun sah er ihm völlig klar: der junge Mensch war in Phöbe verliebt. Von seiner Hinterthüre aus konnte er sehen, wenn Phöbe in ihren Garten ging. Er kannte die Tagesordnung im Amtszimmer sowie genau und wußte, daß Felix nach dem Essen den Großteilen vorlesen und ihnen dann erst Kaffee machen mußte. Also war hier war der Anblick Phöbes nicht zu erwarten.

Vor zwei oder einem halben Jahre, als er im Herbst seine Stellung antrat, hatte er kaum einen Blick für das hochausgeschossene junge Ding gehabt, das damals nur in behaltloser Bogelrung einer bäuerlichen alternden Gouvernante sichtbar war. Zufällig hörte er einmal in Tondern, wo er sich von Arnd Nardorp die Geschichten der Skanderborgs und Grubwoldts erzählen ließ, daß Phöbe vielleicht Tordsen erbe. Drei „Vielleicht“ imponierter ihm nicht besonders. Aber nach und nach wußte er sich ein Bild davon machen, was Conradine de la Frémoire alles für ihren Brudern Tochter that. Sie bezahlte an die alten Anstalten ein großes Kostgeld; sowohl für Phöbe als auch für die Gouvernante, das Geheul der Lehrerin und alle Lehrmittel gingen auf Conradinens Rechnung — Lüngwitz selbst hatte alles zu zahlen und zu besorgen. Jedes Frühling und jeden Herbst kam eine Kiste mit Kleidern an, die den Bedürfnissen einer heiß verwöhnten jungen Dame genügt haben müßten. Daß Phöbe schön werden konnte, fiel ihm schon heraus, als sie noch ein Kind war.

Er brachte Phöbe mehr und mehr, und eines Tags sah er sie, wie schlank und geschmeidig ihre Gestalt war, wie schön ihr Haar, wie fein ihre Farben und wie süß ihr Mund. Der rohe Wunsch, sie zu besitzen, blitzte sodann in ihm auf und nahm ihm gewalten für die Nacht, seinen Plan beschäftig zu verfolgen. Seit aber Felix Dahland in Phöbes Leben getreten war, hatte er keine Ruhe mehr. Er fürchtete, Phöbes Herz könne für diesen „Neuen“ anwenden, denn die unkonventionelle Jugendfreundschaft Felix' schien Lüngwitz so gerade etwas für die Mädel.

An Adrien als Adoptan dachte er nie. „Der Torfbauer“ hatte ihm so fern in bestimmten Sorgen, um Herrenallüren haben zu können.

Endlich hatte es ihn am Morgen nach der Geburtsnacht wieder Willen hingerissen, schon ein entscheidendes Wort zu wagen. Es war gescheitert — nun mußte die Sache weitergehen. Daß sie sich zu seinen Gunsten entscheiden solle, daßte wollte er schon sorgen. Wenn er daran dachte, pfiff er eine Stelle aus Schuberts „Erlkönig“ vor sich hin und dachte dann.

Die Geschichte mußte zum Klappen kommen. Heute abend reisten die Sachverständigen ein; wenn's wos wurde mit der Ziegelbrennerei, dann bekam Dahland eine Zweifel hier solcher Beteiligung. Als es für ihn heißen werde: adieu, wenn er vorher nicht sagen konnte: ich bin Phöbes Bräutigam!

Und er sah die Liebeskrämpfe von Phöbes Eltern nicht sehr romantisch an und hoffte, daß das Kind ein Tröpfchen von jenem heißen Leidschaft in seinem Blut habe.

Alle er so gedankend am Fenster saß und Wache hielt, wenn Phöbe doch bei entgangen; er schaut zusammen: war da nicht was Hellblaues den Gang zwischen den Zäunen entlang gehuscht? Rasch ihr nach!

Phöbe saß auf der Bank unter den Pappeln. Droben am Himmel, über der blaudunklen Kiefernwand bunten helle, graue Wolken.

Rings an den Büschen, an den Sonnenlicht fehlte, hatte die grüne Farbe an Kraft und Frische verloren. Kaum rührten sich die Blätter, dicht über den Boden hin huschte in niedrigem Fluge eine Amsel mit ausgebreiteten Flügeln, hinter im Schnabel.

Digitized by Google

Am Hange, in den die Bank eingelassen war, blühte Gras, duftend der Thymian. Die Luft, schwer und feucht, bebreichte die Brust und machte das Atmen fühlbar.

Oben in den Pappelkronen war ein unaufhörliches Zittern, eine schwebende Bewegung ohne Ende. Die grünen bunten Blätter tuschelten aneinander und gaben ein feines Geräusch, bei dessen Musik die Gedanken schlafen gingen.

Phöbe weinte ihre Thränen. Sie träumte. In ihrem Herzen war es bitter und trieer geworden.

Und weil sie in eine andre Stimmung gekommen war, schien ihr alles schon gedacht und beredet. Sie vergaß Herrn von Lüwnitz und seine Werbung.

Sie träumte vom Glück. Es hatte kein prächtiges Gewand an und trug keine Diamantenschmucke. Es wohnte auch in keinem hohen Schloß und lebte nicht in Gesellschaft Vornehmer, sondern es kämpfte tapfer und lustig gegen die Sorgen, es arbeitete tüchtig mit, und um die Ehre wieder stolz und hoch aufrichten zu können, oft es Schwarzbrot und trank Thränen. Und es lief selbst schon morgens um vier aufs Feld hinaus und jubelte den Tag an, der noch mit nassen Tüchern im Morgenaug hing. Und es fühlte seine Not und seine Armut und Blößigkeit. Denn es hatte eine wunderweiße Hilfsgeschicklichkeit: die Liebe und die Jugend und die Kraft.

Ach, wenn das Glück doch käme! Das unbekannte Glück erschien, weiße verwundrig sein und vielleicht scheuch und unerkannt. Aber an das Glück selbst, wenn man ganz genau wußte, wie es aussah, wie es dreßwaßen sein würde, das war so süß und so wundvoll zugleich. Und die Wälder oben rauschten und rauschten weiter.

„O mein Gott!“ schrie Phöbe plötzlich auf. Herr von Lüwnitz stand vor ihr.

Sie wurde dunkelrot und zitterte am ganzen Körper. Mit einem Male fiel ihr alles wieder ein. Was sollte sie nur sagen? Würde er nun fragen? Sie wußte einen Menschen elend machen — wie schrecklich, wie schrecklich!

Er sah sie lächelnd an. Mit einem Male kam er ihr wieder nicht mehr interessant und an allen Männertugenden reich vor, sondern nur abstoßend, Furcht einflößend.

„Lassen Sie mich. Ich möchte hier nicht mit Ihnen sprechen,“ rief sie heftig, „hier nicht.“

„Warum so erregt?“ fragte er kühl.

Sie senkte den Kopf. Ihr Schrei kam plötzlich zu einer kleinen, stillen Angst zusammen, die sie sich selber kaum zugeben mochte. Denn er hatte recht: „warum so erregt?“

„Verzeihen Sie,“ sagte sie leise, „ich weiß gar nicht mehr, was ich anfange.“

„Das sollten die jungen Mädchen gewöhnlich nicht, die im Begriff sind, sich zu verloben,“ sprach er lächelnd. „Ich bin gekommen, Phöbe, mir Ihr Jawort zu holen.“

Er nahm eine ihrer Hände, die herabhingen. Sie entriß sie ihm.

„Das Jawort — das Jawort? Ich — ich — vergeben Sie mir — ich liebe Sie nicht,“ rief Phöbe. „Ich will Sie nicht heiraten!“

Es war heraus. Sie atmete befreit auf und sah ihn nun groß und voll Erwartung an.

Er veränderte die Farbe, wie ein grauer Schatten flog es über sein Gesicht.

Da vor ihm stand das junge, reizende Geschöpf, bach und gesbmeidig. Die Pulse flogen ihr, ihre Nasenflügel bebten, die Lippen waren röter als sonst, das Auge glänzte.

Und diese sollte nicht sein werden?

Ein Lauf entfuhr seinem Munde, wie ein Ton zornige Ungeduld.

„Phöbe,“ sagte er leise und drogte sich zu ihr, indem er ihre Hand mit eisernem Druck erfaßte, „Phöbe, mein schönes Kind, du sollst mein wohlerlich sein. Du bist eine, die nicht auch Liebe zu fragen hat, sondern vor allen Dingen danach, wie du einen ehrlichen Mannen bekommst.“

Sie schrie auf. Sie wollte ihm ihre Hand entreißen.

Er packte mit seiner freien Hand ihre Schulter und wollte so die junge, widerstrebende Gestalt an sich ziehen. Verzweifelt und stumm, mit glühenden Wangen, die Stirn feucht vor Anstrengung und Furcht, rang sie mit ihm.

Und zum zweitenmal schrie sie auf, wild und jammervoll.

Aber zugleich fühlte auch schon der Mann eine schwere Faust auf sein Genick fallen, eisern, hart, schnell hintereinander, wie ein Hammer.

Er warf sich herum und sah in Felix' funkelnde Augen. Mit der Wut und Geschwindigkeit eines Tigers umklammerte der ihn. Ein furchtbarer Ringen entstand.

„Hilfe!“ schrie Phöbe, die in die Knie gesunken war.

Die rasende Wut gab Felix Riesenkräfte. Aber auch dem andern wachsen die seinen im Zorn.

Felix war stumm. Es schien, als ob er weder Sprache noch Gedanken habe, sondern blos das einzige, blinde Streben, den Mann zu Boden zu werfen.

Lüwnitz, mit schäumendem Munde, stieß heraus:

„Was geht das Sie an — ich will Sie lehren —“

„Hilfe!“ schrie Phöbe.

Die Männer liefen einander los. Kaum einen Herzschlag lang. Dann stürzten sie sich nach einmal aufeinander.

Und Felix sahe zurück — ich — unwillkürlich — mit dem Instinkt einer, der heftigen Schmerz empfindet.

Lüwnitz sachte auf und brach durch das Dickicht. Einige Augenblicke hörte man noch das Krachen dürrer Zweige.

Felix stand über Phöbe geneigt, half ihr auf und drachte sie an die Bank.

Sie schwindelig sank sie wieder und lehnte ihren Kopf an seine Schulter. Er sagte den Arm um sie. Seine Lippen zuckten, seine Augen waren feucht. Seine ganze Seele war in Mitgefühl hingenommen für das liebe, holde Kind.

Und wie sahn Phöbe war! Wie diese Hilflosigkeit sie verklärte! Welchen Zauber lockender Weiblichkeit ihr das gab, daß ein Mann gewagt hatte, sich ihr mit Gewalt nahen zu nahen.

Ein Mannesleben hat eine Frauenehre — das war ein rechter Einfall. Felix fühlte, daß er sein Leben wie in einem Mantel, sammend hingegeben haben würde, um Phöbe zu retten.

„Liebe Phöbe,“ sagte er leise und tröstend. Sie richtete sich ein wenig auf.

„Wie dankt ich Ihnen! Wie danke ich Ihnen,“ rief sie weinend. Ihr weiße auch küssen, gegen meinen Willen! Wie kann ein Mann nur so frech sein! Und gerade dann tat ich ihm gesagt, daß ich ihn nicht liebe und deshalb nicht heiraten könne.“

„O Phöbe!“ murmelte Felix.

„Ich will es Ihnen nur sagen, da es nun so gekommen ist — er hatte mir gesagt, daß er mich liebe. Und wie ich mich gewundt hab! Ach Gott, Sie können es sich nicht denken! Daß sag war ich voer Sorge und Aufregung. Ich dachte nämlich, er würde sich töten, wenn ich ihm sage, daß es nichts werden könne, denn ich, das weiß ich ganz gewiß, ich würde es so was — oder ich dachte, er würde mir fluchen und sagen, daß er nun für sein Leben unglücklich sei. Ja, so hat' ich es mir gedacht. Aber daß er mich gegen meinen Willen küssen mußte, nachdem ich eben gesagt, ich könne ihn nicht heiraten, das war doch ganz frech, aber — aber — sollte er —“

Sie trocknete ihre Thränen und sah Felix bang an.

„Nein,“ sagte er bestimmt und lächelnd, „den Verband hatte er nicht verloren.“

Phöbe, immer sehr ernst und kummer in der Unbefangenheit ihrer reinen, jungen Seele, fragte weiter:

„Er sagte, ich müsse einen ehrlichen Mannen haben. Ich hin doch sehr stolz auf dem meinen. Wie dachte er das? Papa war doch ein Ehrenmann und meine Mutter ein Engel.“

Felix sühlte sich hingerissen. Er sah, daß an diesem Kinde alles spurlos und gefahrlos vorübergegangen war.

„Denken Sie gar nicht über das nach, was der Schändliche wollte und sagte,“ bat er. „Daß und Neid und alle schlechten Eigenschaften sprechen aus ihm.“

„Und er wollte Sie bei mir verdächtigen! Er schrieb mir, ich hatte nicht auf Sie hören. Sie seien nur eifersüchtig,“ rief sie, und ein Schimmer von Heiterkeit überstrahlte wieder ihr Gesicht.

Felix erglühte.

„Ich,“ stammelte er, „ich — ich!“

Er war so betroffen, er fühlte sich vollkommen verwirrt durch diese Unterstellung.

„Do — ha!a!“ rief schallend und ein Echo lockend Heiaios Stimme.

„Hier!“ rief Phöbe und sprang auf.

Nach einigen Sekunden war Adrian von Colsad auf dem schmalen Weg sichtbar, der von seitwärts durch die Gebüsche auf den Platz führte.

Er sah erhitzt aus und trug die weiße Schirmmütze in der Hand.

„Was ist los? Hab' ich mich getäuscht? Frau, kern und leise hört' ich „Hilfe“ kreischen. Phöbe, Sie haben mich! Dahlaus? Kinder, wie seh ihr aus! Bleich, aufgeregt! Es sagt doch etwas Neu.“

Phöbe war aufgesprungen. Sie legte den Rücken ihrer linken Hand gegen ihren Mund und sah mit geneigtem Haupt zu Adrian empor.

Alle schwiegen.

Adrian stieg es rot in die Stirn. Er schaute rund um, dann auf Phöbe, dann auf Felix.

Und da bemerkte er etwas.

„Merkich — Sie bluten ja!“

Felix wollte seine linke Hand hinter seinem Rücken verbergen.

„O Gott,“ rief Phöbe und stürzte herzu. „Ja, es ist eine Wunde!“

„Eine ganz unbedeutende Fleischwunde,“ sagte er, ärgerlich, daß sie bemerkt worden war.

„Aber ich bitten!“ sprach Adrian, in dem mit der Unschuld ein kriegerischer Zorn aufstieg. Er war ein herrischer Mensch und gewohnt, daß man ihm augenblicklich Rede und Antwort stand.

Felix Angst, ganz Dumm, sagte Phöbe nun schnell und leise:

„Das hat Lüwnitz gethan, weil ich ihn nicht heiraten mag.“

Adrian, ganz perplex, sah Felix an. Es lag etwas in dem eindringlichen Blick, mit dem der Fremde diese simmne Frage beantwortete, daß Adrian verunsicher, sich mit bieser merkwürdigen Erklärung zufrieden zu geben.

„Nun,“ sprach er rauh, „Sie werden's mir schon erzählen, Felix. Vor allen Dingen mal ins Haus, die Hand gewaschen und verbunden. Phöbe, ihr habt wohl Karbol? Großmutter Kontrop hat doch 'ne Hausapotheke.“

Er beigh die Wunde. Es war ein tiefer Stich in die Muns der linken Hand. Das Blut rieselte unaufhörlich. Adrian packte kräftig an und beigh es sich genau.

„Viel Geschrei und wenig Wolle,“ sagte er zufrieden. „Das heißt, ich wollte sagen, durch die starke Blutung wird's schlimmer, als es ist. Ich verbinde Ihnen das gleich. Inzwischen — so.“

Er nahm Felix' Unterarm, hielt ihn fest und so, daß die Hand aufrecht stand.

„Also vorwärts.“

Er pfiff die Melodie vom „tappern Landsknaben“ und zog Felix mit sich. Manchmal sah er sich um, ob Phöbe auch nachfolge. Die ging still hinter den beiden her und auch Hamphe einen Mienenkampf mit sich.

Denn auf einmal war ihr unsäglich traurig ums Herz. Sie hätte weinen mögen, laut und immerfort.

Aber sie wagte es nicht. Gewiß, Adrian wäre böse geworden. Er hatte mal gesagt: „Wenn was Widriges los ist, heulen die meisten Weiber; das sind' ich gräßlich. Bloß keine hysterische Frau. Lieber wie eine.“ Ebendrein, wenn er die Melodie vom „tappern Landsknaben“ pfiff! Sogar seine Leute sagten: „Denn steht das Signal zu Sturm.“

Plötzlich kam sie sich wie eine Sünderin vor. Gewiß, sie hatte schon bei den ersten Schmeichelein, die Herr von Lüwnitz ihr gesagt, vor einem Jahr schon, zu Großpapa gehen müssen und bitten: veranlasse doch Herrn von Lüwnitz, wir seine Komplimente zu lassen. Aber vermutlich war sie gewesen, von wohl dahinterstecke, und ob ein Mann sie liebe.

„Es ging mich ja gar nichts an, ob ein Mann mich liebt, ben ich doch nicht heiraten will,“ badte sie zerknirscht.

Sie biß sich auf die Lippen und hielt die Tränen.

„Nicht weinen, nicht weinen.“

In der Nähe des Schlosses wandte Adrian sich wieder um, aber er begegnete gar nicht Phöbes flehend auf ihn gerichteten Blick.

„Also gefällligst das Karbol. Sie können's der Pottersop geben.“

Digitized by Google

Das hieß so viel, als sie dürfe nicht selber herinkommen.

„Aber ich möchte doch gern wissen —“ stotterte sie.

„Na, Herr Dahlland kommt ja nicht gleich ins Siechenhaus,“ sprach er schroff. „Er kommt später hin, um sich von Gesellvater und Gesellmutter Dank zu holen.“

„O,“ sagte Felix abwehrend.

Phöbe rannte davon und brachte fünf Minuten später, vor Atemlosigkeit und Herzklopfen taubend, die Nachschlüssel zu Frau Petersen, die sie mit einem großen Aufwand von Beileidsworten oben bei Felix abgab.

Die beiden Männer waren allein.

Adrian, der auf seinem Gitt nur zu oft in der Ehrnegie blätterlesen mußte, verband sehr sachverständig die Wunde, die tief ging und brannte, auf diesem blondhärtigen Männergesicht den Ausdruck starrer Verschlossenheit; wahrhaft eisern erschien ihm die weiße Stirn, die so merkwürdig gegen das verbrannte Gesicht abstach. Er hatte gehofft, ja er erwartete, daß Adrian nun offen und ehrlich mit ihm sprechen, ihm vielleicht sagen würde: „Du hast das Mädchen, welches ich liebe, vor einem Schimpf bewahrt, ich danke dir.“ Denn wenn dieser Mann Phöbe liebte, war jetzt die Stunde, es erraten zu lassen.

Durch das lange Schweigen geriet Felix in Gedanken, daß er sichtlich zusammensuhr, als Adrian ihn endlich anredete.

„Sie werden begreiflich finden, daß ich, als Jugendgespiele Conradines, sozusagen als Verwandter — es ward immer so gerechnet zwischen den Standerdorfschen und den Gollas, als ob sie eine

„Gerde es eine tiefere Mannesfreude,“ sagte er, „als wahrer Seelenretterdienst zu bezeugen? Dieses Mädchen hat eine vollkommen unverdorbene Phantasie. Infolgedessen ist ihr eine ebenso vollkommene Natürlichkeit eigen. Sie erzählte mir einmal am Grabe ihrer Mutter die Geschichte ihrer Eltern — a, ich hätte diaklucrn mögen und ihr die Hände küssen.“

Adrian hatte sich ganz plötzlich umgewandt und sah durchdringend dem andern ins Gesicht. Dann nahm er langsam seine seitherige Stellung wieder ein.

„Die Frage ist jetzt,“ schloß Felix nach einer Pause, „was machen wir mit Längwitz? Vielleicht ist er schon über alle Berge.“

„Das glaube ich nicht,“ sagte Adrian. „Ich werde dimbbergehen, ihn suchen. Lelly wie deine Reitpeitsche.“

Er war ganz heiser. Und er sagte „Du“.

Die belgischen Festtage: Ankunft des Kaisers.

aber erschöpflich keinerlei gefährlichen Charakter hatte.

„Der Kerl benutzte offenbar den Moment, wo wir uns loo ließen, um sein Taschenmesser zu ziehen,“ sagte Felix.

Der andre schwieg noch immer.

Draußen die grünen Büpfel, in die man durchs offene Fenster hineinsah, regten sich leise. Die jungen, zarten, schlanken Schößlinge, die zartfarbig aus den dunklen Kronen emporstrebten, wiegten sich hin und her vor der grauen Wolkenwand des Himmels. Schwalben, die obenhalb des Fensters nisteten, schossen eilig vorbei. Auf dem Fensterbrett stand ein langer Kasten mit einer Reseenzucht darin, zwischen dem grauen Sesaut bingen die rosten rotblühenden Nelken herum. Manchmal blähte ein schwacher Wind die Gardinen zimmerwärts.

Was hinter Adrians Stirn vorging, war unmöglich zu erraten. Felix sah bent zum erstenmal

Familie waren — und ich bin doch sozusagen auch ausgl verpflichtet, hier für alles mit einzustehen — es ist wohl ein selbstverständliches Bedürfnis, daß ich wissen möchte —“

Er hatte sich, weil er sehr höflich und sehr vorsichtig zu fragen dachte, ganz verwickelt.

„Ich will Ihnen alles erzählen,“ sagte Felix einfach.

Adrian trat ans Fenster und sah starr in die grünen, feine wogenden Büpfel hinein. Stille lie Stibe drang an sein Ohr. Felix begann mit dem Bericht über die Beobachtungen, die er gemacht, und die ihn zur Wachsamkeit aufgerufen hatten. Bei den ergiebigen und stummen Zuhörer das Bedürfnis voraussetzend, daß hierher von jedem Wort, von jeder Miene wissen möge, ward er sehr ausführlich.

Und als er von dem Ernst und der Aufregsamkeit sprach, mit der Phöbe sich nachher über das Ereignis geäußert, eis ihm das Entzücken wieder hin.

Felix trat an ihn heran und legte seine Rechte auf den Fensterbrett-Schalter.

„Sie werden nichts dergleichen thun,“ bat er deutlich. „Wie scheint, wir lassen ihn hierher bitten, eröffnen ihm, daß wir von seinen Verrätereien wissen — die gnädige Frau wird begreifen, daß wir gezwungen waren, dazwischen — und halten ihn in Zimmerarrest, bis das Telegramm aus Benedig kommt und weitere Befehle giebt.“

Adrian knurpte mit dem Fuße auf. Er schwieg wieder eine Weile. Dann sprach er, immer in die Büpfel hineinstarrend, langsam:

„Der Schuft! — Was Conradine wohl sagt. — Wie sie leiden wird! — Mehr darüber als wegen der Betrügereien! — Ihre Illusionen über Menschen, ihe Verrauen werden sa alt entdeckt, daß sie als Menschenfeindin enden wird. Ich sch's schon kommen — a, das große, edle Herz! Wenn sie das wüßte — das mit dem Namen — wie wollen's ihr

Digitized by Google

Die Helgoländer Festtage: Kaiser Wilhelm und seine Umgebung auf der Düne.

Zeitnot.

Die Helgoländer Festtage: Die Siegerin „Freda" durch das Ziel gehend.

Digitized by Google

verschwiegen! Sie fordert Rechtung für Phöbe wie für ein rechtmäßiges Kind ihres geliebten Bruders. Arme Frau — sie haben's darauf angelegt, dich zu vergiften.“

Felix atmete kaum vor Spannung. War dies das Geheimniß Adrians, dessen Offenbarung er in dieser Stunde erwartet?

Eine eiserstarrende Angst erwachte in ihm.

„Und zu denken,“ fuhr Adrian fort, „daß das Kind ohne meinen Schutz war!“

Seine wüchtige Gestalt erhebte.

„Ich war doch da,“ sagte Felix leise und beruhigend. Adrian drehte sich um. Er ergriff Felix' Rechte. „Sein wir Freunde,“ bat er kurz.

Er wußte kein weiteres Wort zu sagen als dies. So einfach und so knapp. Aber Felix fühlte, daß sich der edle Mann ihm damit ganz hingab, und daß er seinen tiefsten Dank wußte und keinen höheren Beweis von Rechtung.

Und er, der einsam gewesen war sein Leben lang, fühlte sich erschüttert von dem Wort. Er fiel Adrian um den Hals. Thränen kamen in seine Augen.

Adrian, ein wenig verlegen mogen der Gefühlsäußerung, schob Felix sachter beiseite von sich:

„Du hast Nerven wie 'ne alte Frau!“ sagte er. Felix suchte sich zu fassen. „Also, was wollen wir mit Ludgwig thun?“ fragte sie.

„Dein Vorschlag ist vernünftig, und du hast hier zu handeln. Du bist im Grunde hier der Herr,“ meinte Adrian.

Es klopfte.

„Herein!“ rief Adrian mit der ganzen Bollkraft seines Organs.

Frau Petterson erschien. Sie hielt einen Brief in ihren vor dem Magen ineinander zusammengefalteten Händen. Ihre Augen suchten Felix voll mütterlicher Sorge.

„Ist es schlimm?“ fragte sie.

„Gar nicht.“

„Hier ist ein Brief. Die Leuteköchin aus'm Verwalterhaus bat ihn gebracht.“

„Es ist gut. Sie können gehen, und richten Sie das Abendbrot mit für Herrn von Estlan,“ sagte Felix.

„Nein, gute Petterson, heute kann ich leider hier nicht stehenmen; wenn ich mal Urlaub kriegt, muß die Frau erst bei Thieren kochen lernen — also heut nicht. Ich muß noch nach Tandern reisen.“

„Ne, das ist aber zu schade,“ meinte sie.

„Der Brief ist von Ludgwig,“ rief Felix erstaunt, als sie allein waren.

„Lies!“

Felix las laut.

„Sehr geehrter Herr!

Es wird wir natürlich schwer, soll unmöglich sein, mich von Ihnen wegen des Vorfalls von vorhin zu entschuldigen. Ich bin im Begriff, zu den Geschwistern von Fräulein Phöbe zu gehen und um die Hand der jungen Dame anzuhalten. Gestern richte ich noch heute eine Depesche an Frau de la Fresnoire, sie um ihre Einwilligung ersuchend. Die Scene zwischen mir und Fräulein Phöbe ist von Ihnen total mißverstanden worden. Deshalb bitte ich mich bis zur Sinnlassfrist gereist. Sie dürfen mir glauben, daß ich einigen Grund hatte und habe, auf das Zumarz von Fräulein Phöbe zu hoffen. Sie wird es mir jetzt um so eher geben, als die Situation nicht mehr ein Geheimniß zwischen ihr und mir ist.

Wenn diese Erklärung den Sachverhalts Ihnen nicht genügen sollte, mich zu entschuldigen — wollen Sie auch bedenken, daß ich der Angegriffene war — in sich selbstverständlich zu jeder Genugthuung bereit. Ich ein Zusammenreffen auf Zeddin für uns beide sortan unmöglich, versteht sich von selbst. Aber es steht ja bei Frau de la Fresnoire, wen von uns sie entlassen wird.

Ergebenst

M. von Ludgwig.“

„Dieser freche Schurke!“ rief Adrian und ging drauf und ab. „Er sucht sich zu behaupten. Er hilft um Phöbe an. Es ist zum Totlachen! Und wie fein er es versteht, sie zu verdächtigen — so zwischen den Zeilen. Die Scene zwischen mir und Fräulein Phöbe ist von Ihnen total mißverstanden worden!“ Holla, mein seiner Junge, die hat nur eine mißverstanden, gottlob Phöbe. Aber er muß sich doch einbilden, irgend einen Trumpf zu haben, den er bei Conradine gegen dich ausspielen kann?“

„Ja, das begreife ich auch nicht,“ sagte Felix. „Die Hauptsache ist zunächst: er bleibt und im Guten.“

Er dachte nach. Ludgwig hatte zu Phöbe gesagt, er — Felix — sei eifersüchtig.

Plötzlich stand Felix' Ihun klammerte auf, was sich in Ludgwig Hirn für eine Combination gebildet haben mochte. Mehr als einmal hatte ihn Ludgwig' Lächeln beleidigt, wenn der fragte: „Sie sind wohl in unmittelbarer Nachbarschaft mit der Gnädigen?“ Immer war ihm dann gewesen, als müsse er Conradine gegen die Gedanken seines Mannes verteidigen. Kein Zweifel; Ludgwig glaubte, Conradine habe ihr erstes Recht für Felix, sei vielleicht in ihn verliebt und würde vor Eifersucht vergehen, wenn man ihr zu verstehen gab: die Lindanthare hat sein Herz Phöbe gehört. Phöbe schleunigst zu verheiraten, würde das nächste Mittel Conradinens sein.

Auch Felix fühlte das Bedürfnis, das wahrhin Adrian gehabt, dem Mann die Peitsche zu geben.

Unterdes hatte Adrian sinnt am Fenster' Schreibtisch eine Depesche entworfen. Er las sie vor:

„Adieu, mein Junge! Ich reise nach Tondern. Mach nicht solch Gesicht — so bitter. Das thut mir schon mit nicht wund, wenn ich's bei dir sah.“

Sie bedurfte sich für Felix.

Rachher fand Felix auf seinem Schreibtisch die erste Niederschrift der Depesche. Adrian hatte sie wegen eines hineingeschriebenen Wortes noch einmal geschrieben. Sie lautete:

„Conradine de la Fresnoire, Bendelig, Hotel Royal Danmark, Ramme, bitte sofort. Du bist hier sehr nötig. Zeitlend Ersatz. Dein Adrian.“

Felix sieht die Augen. Ihn schwindelte. „Sie kommt,“ dachte er. „Und er ruft sie mit dem Ton der Liebe!“

Er legte die Stirn in seine Hände.

„Sie kommt!“

Seine Seele bebte; sein Leib fröstelte.

(Fortsetzung folgt.)

Eine folgenlander Festwoche.

Von

Dr. Paul Hermann.

(Mit Bildern nach Momentaufnahmen von Hofphotograph H. Schmidt auf Helgoland.)

Nun ja, einige Tage, meinetwegen auch ein paar Wochen in Helgoland zu sein, um sich zu erholen, zu baden und ein wenig zu spielen — das ist ganz nett, aber das ganze Jahr hindurch auf der Reinen Insel, abgeschnitten von allem Verkehr — puh!“

„Nein, nein! meinen, gediegene Frau; in einem kleinen Landhäuschen hoheimen in Pommern oder an der pommerschen Grenze, aber wo es noch sein mag, ist es gewiß nicht angenehm, wenn der Winter in Sicht. Seit Ostern gehalten hat, als hier bei uns. Das Gegenteil dürfte der Fall sein. Ja, wer längere Zeit hier gewesen hat, der kennt allmählich den Winter beim Sommer anzusehen. Im Winter sind wir ganz unter uns, wie in einer großen Familie, jeder kennt den andern; im Sommer gehört die Ruhe und Beschäftigung der Fremden, und wir Einheimischen, heran heute, hier wochenlange und bis kleine Lund mit ihrem Treiben entfernte Gesellschaft und andere, die wir hier unserm Streit nur unsere Ruhe wenden. Und wenn wir uns auch nicht viel um die Saison kümmern können, oft eher hinemd als angenehm ist. Wissen Sie, was ich immer denke? Einem Daumen in einen Sommer- und einen in den Winter. Der

Offizieren der Insel gelegt, die Brücke ab. Man hatte befürcht den Einbruch, daß der Kaiser sich in Feindeshand und feindlicher Stimmung befand. Nun er doch heute als Privatmann, um sich bei den Anstrengungen der Festtage in Ungarn, Wiesbaden, Bonn und Köln zu erholen, und alle Kommandirer des österreichischen Jagdschlosses in Jagd, das ihn ausgezeichnet kleidet, und mit weißer Mütze, die das Wappen des Hauses trug. Die Prinzessin Stephanie, die jüngste Tochter des Kaiser Ober Ulanen und schwerster Leber und Jüdinnen, die Kaiser Ferdinand Ulanen und Dragoner, Kaiser Franz Joseph Ulanen, Deutschland über alles", machen, das Lied, das ihr Vater so sehr liebte, hat sie nicht gesungen. Beim Zunzel beginnt der Kaiser den Wagen, der ihn mit seinem Gefolge in Lainz zur Jagd nach Hetzendorf brachte.

Nachdem der Kaiser beim Kommandanten und beiden Damen im englischen Kreise, zu dem sonst auch der Kaiser Wunsch und Hauptstallmeister Krieger hinzugezogen wurden, das Mittagsmahl eingenommen hatte, besuchte die Schloßkapelle ein Stündchen, und der Gesangverein trug ernste Lieder vor, bei welcher Gelegenheit der Kaiser Thränen in den Augen bemerkte. Um 3 Uhr Nachmittags, bei der Hofjagd, bei welcher der Kaiser, die Kaiserin und Prinzessin Stephanie, die

die volksthümliche, derbe Gestalt einer Waschfrau, die mit kräftig gefalteten Händen die Verwegung anbewegt, so daß das Wasser aus ihm niederzutropfen scheint. Vom Ludwig-Brunnen ist hier Perspektivisch modellirt und von der Stadt Berlin aus dem jüngst begründeten Kunstfonds erworben, vom Paumeister Stüler aber der Aufbau entworfen worden, den sie bedeckt. Inmitten eines größeren Bassins läßt er ein viereckiges, von sieben Säulchen getragenes Dächen aus vollem Marmorblöcken und auf ihm wieder einen gespitzten Bronzebaldachin emporsteigen, der nach oben in einem Muschelkranz endet. Aus vier Kinderköpfchen sprudeln an seinen vier Ecken die Strahlen hervor, und bronzene Gemmde von Wasserpflanzen kreuzen von seinem Fuß aus sich zu den Einfassungen des Beckens hin, wo phantastische Molchen sie als Agraffen festhalten.

Doch diese Architektur mit ihrem zierlichen Ornament war wenig zu dem Charakter der belebenden Figur stimmt, empfand Herm Schinkel am deutlichsten. Nicht blos das Verlangen, die Gestalt der Wäscherin, bei der er einmal auf einem ganz andern als dem ihm sonst zumeist gewohnten Gebiet plastischer Kunst sich erging, noch einmal in Lebensgröße zu modelliren, lockten ihn und den Bildhauer, das Bronzebild in der dazu gehörigen und dazu passenden Umgebung vorzuführen, sich ihn hoher auf die diesjährige Berliner Ausstellung den nun ganz und gar von ihm selber ausgeführten Brunnen senden, den unser Bildchen zu wiedergiebt, wie er sich dort inmitten des Vordergrund, umstaunt von dutzigen Zuschauern, dicht am Rande des Wassers den Blicken der Vorüberwandelnden darbietet. Hier steht er am richtigen Platz, und hier verbindet die Gestalt der Wäscherin natürlich und ungezwungen sich mit dem Unterbau, über dem sie emporragt. Man sieht in Gedanken, wie sie auf den Straßensteinen zu dem Wasserbecken hinausgetragen ist, um dort ihre Arbeit zu vollbringen. Dem Ueberwuchs seiner Details tritt mit den einfachen Formen der Figur in Widerspruch, und zu ihrer naturalistischen Haltung stimmt die ebenso naturalistische und luftige Anlage des ganzen Brunnens.

Wie schon bemerkt, liegt diese Schöpfung, die ein Unternehmen gewissen ganz anders Dingen ist, etwas abseits von dem Wege, auf dem Ludwig Brunow seinen selbständigen Ruf gewann erwarb. Am 9. Juli 1843 zu Eutbrun bei Bitz geboren und in ländlicher Umgebung erzogen, gelangte er erst der Kunstschulen verhältnismäßig erst spät zur bildenden Kunst, um dann freilich bereits sehr bald durch das treffliche, 1873 ihm übertragene Moltke-Denkmal zu Parchim sich einen bekannten Namen zu machen. Schärfungen bekräftigter und breiter Plastik von sehr verschiedener Art sind nebst mancher aufgezeichneten Portraitbüste seitdem aus seiner Werkstatt hervorgegangen. Vor allem aber war und blieb er doch Monumentalbildner. Von ihm stammen die dreiviertelmeilen Bronzehandbilder der Könige Friedrich I. und Friedrich Wilhelm II. in der Ruhmeshalle bei Berliner Zeughaus; von ihm wurde bad 1893 in Schwerin enthüllte kolossale Reiterdenkmal des Großherzogs Friedrich Franz II. von Mecklenburg mit den vier eigenartig durchgebildeten Sockelfiguren der Herrscherstugenden geschaffen, und von ihm ist eben, während die nächste Aufgabe eine Reiterstatue Kaiser Wilhelms I. für Erfurt bildet, das Bismarck-Standbild für Elberfeld vollendet worden, das unter den vielen Denkmälern des großen Kanzlers einst den gelungensten und imponirendsten sein wird. B.

Aus Alt-Stockholm.

Der Brunnen.

Die Kunst- und Industrie-Ausstellung in Stockholm. Nach photographischen Aufnahmen von Axel Lindahls in Stockholm.

Digitized by Google

Im Sonnenschein. Nach dem Gemälde von Max Nonnenbruch.

Copyright 1897 by Franz Hanfstaengl, München.

Digitized by Google

Mein Hauptmann.

Novellette
von
Emil Roland.

Es regnet beständig — auf die elenden, angeschwärzten Ziegeldächer, auf die menschenleeren, trüben Gassen, auf die Höferaum, die kumpfsinnig an der Kirchenuhr sitzt und ihre Nepfel anstarrt — auf die ganze Stadt.

Eine Stadt ist es, von sich darin tot zu langweilen — aber eigentlich nicht mal eine Stadt — ein Flecken — eine Ansammlung von ein paar Baracken um eine ziegelfeuerrote Kirche herum, die niederträchtigste Garnison in ganz Oberschlesien — eine Stadt, in der man es schon bewohner verfluchen müßte, wenn er auf Dummheiten verfiele — aber leider ist nicht die leiseste Möglichkeit zu Dummheiten vorhanden. Die Mädel sind polnisch schmutzig, die Kneipen abscheulich. Umgeben gar nicht — denn der Regen! Und obendrein ist kein Bauunfleiß, nichts zu sein als ein armer Leutenant, der nichts hinter sich gebracht und auch nicht die geringste Aussicht hat, etwas vor sich zu bringen.

Der Regen ist wie auf die Laune gefallen — und der Brief!

Dieser Brief! Er trägt den Poststempel „Klosse". Also da hinten ist er nun, irgendwo in jenem Nimerlis, in dessen Geographie ich so schwach bin — da reist er nun in der Neuen Welt seinen Kummer tot, als wenn man in der Neuen Welt vergessen könnte, was einem in der Alten geschah! — Mein Hauptmann — ich kann nicht sagen, daß ich oft an ihn denke — es kommen Tage, wo es mich so überhaupt zu keinen Gedanken bringe — aber wenn ich es thue . . .

Heute kann ich nicht antworten. Der einbrenne Brief, den er gar nicht zu schreiben brauchte, den er nur schrieb, weil er weiß, daß er damit seinem langen Tom eine Freude macht — der Brief ist schuld! Nach meinem Gemt fragt er und nach meinem Hund, und ob ich abends zuweilen noch gelige? Herr Hauptmann! Der Gaul ist krepiert, und den Hund hab' ich verwertet, und auf der Geige sind die Saiten zersprungen.

Ich könnte es ihm schreiben, aber ich weiß nicht: wenn das Geschreibsel hierzehn Tage reist, ist nachher alle Ursprünglichkeit von ihm weg — nichts Persönliches mehr, nichts Unmittelbares.

Und doch!

Drüben hat er gewohnt, wo jetzt wegen Umbaus der Straßenbau warnend in der Luft schwebt — unfaßlich! Denn es geht doch niemand vorbei, dem ein Stein auf den Kopf fallen könnte.

Der Hauptmann alls — sechs Jahr lang war mein Gegenüber. Er hat mich saufagen auf- gezogen. Als ich mit meinen langen Gliedern hier ankam, der „Fähnrich ohne Fleisch und Blut," wie sie mich nannten, und als ich anschließig genug war, beim ersten Marschieren in der Hitze eine Ohnmacht zu bekommen, da hat er mich auf sein Pferd gelegt und in meine Bude transportiert, und weil seine Mutter oder Schwester für mich in erreichbarer Nähe existierte (erstere lebt in Köln, und die Schwester „steht" in Märchingen), da hat er mich aus dem Nervenfieber herausgepflegt — also so etwas vergißt man nicht so leicht.

Was ich geworden wäre ohne ihn?

Na, ich bilde mir nichts ein — viel ist's auch jetzt nicht, aber dann wär's jedenfalls noch ärger gewesen!

Er war gar kein sogenannter „besonderer" Mensch, glaub' ich. Weder war er so extra fing — noch wenig eine: carriereemachend klug — noch wenig er eine jener imponierenden Dummheiten, denen Andere sich zweien als Baumeln vom Regiment zu Regiment fortpflanzt. Er that nie, was er nicht hätte thun sollen, aber er hätte doch allerhand Besonderes anstellen können — er hat seinem Geld!

Zuweilen bezahlte er jemand die Schulden. Das war der einzige Luxus, den er sich leistete.

Wenn er bei der Meste zwischen uns saß, wir andern alle arme Schlucker von da und dort, Offiziersöhne mit Corpsspeisung und fünfzig Mark monatlicher Zulage — dann war er in eine Art Ruse in der großen Mammonswüste eingesunk. Für zuweilen hatte das einen gewissen Nimbus: einer, der eventuell aus Liebe heiraten konnte!

Jumellen sich so, sei vorliebt, einmal mit der Oberstentochter, dann mit einem zugereisten Doktorchobinch. Das erste Mal war es Klatsch, das zweite Mal Verwechslung.

Aber als er einmal sahr daran war, da ahnte es im ganzen Reit niemand — und niemand hat's gewußt außer einem, dem langen Tom, der hilflos dabei gestanden hatte und sich die Geschichte mit anseben mußte, ihm vor Schmerz und Neider die Augen feucht wurden.

Ach, und es war eine so unverzeihliche Geschichte, eine so überflüssige Sache, die einen tragischen Ausgang gar nicht hatte haben können, und warmster hätte endigen können, wenn sie nur gewollt hätte.

Das ist ja nicht schlimm, daß Menschen sich verlieben, im Gegenteil, den meisten thut es gründlich gut, einmal sie durch und wissen lernen verübergehend den Alltagsstaub von den Seelen — aber in der Jugend soll man's thun, nicht kurz vor Thorschluß.

So wie es heute regnet, eigentlich, verwüstend, unliebsam, so geht es an jenem Tag, als es schieb.

„Junge, wenn du mal Schulden machst," sagte er, „verzieh nicht, hol sie lebe! Sieht du, ich hab' den Nimmer dafür tot, will mir die Zeit mal von einem andern poet von vor betrachten."

Natürlich! Wird sich einer, der Geld hat, auch lebendsläglich an eine Schulde binden — noch dazu an eine wie diese! Ich bin ja aufgeregt!

„Und noch eins!" fuhr er fort. „Tom, wenn du das rechte Warum weißt, — die andern brauchen es ja nicht zu wissen, wesdalb ich gehe."

Also „gehen hat er" — das gestehen ihn dann alle an die Bulun. Er ging auch ruhig wie immer. „Auf Wiedersehen!" sohlten die andern ihm nach, als die Maschine davonfuhr. Ich wußte: der kam nicht wieder. Mit dieser Gegend hatte er endgültig abgeschlossen!

Aus Smyrna schrieb er mir. Das nächste Jahr verbrachte er in Australien, das Jahr Chicago, dann Alaska — eigentlich ein beneidenswertes Reisetier, das heißt, wenn die Erinnerung nicht mit ihm reiste, und die wird er in seinem Erdteil wieder los.

Aber es ist einmal das Leben!

Gegenstände, wo man sie sieht — und wenn die Verhältnisse geordnet sind, dann kapert's mir der Liebe! Irgends Harmonie und Einklang!

Im Mandver war's vor zwei Jahren.

Erst drückten wir und durch verschiedene Dörfer schmutzigen Inhalts, schliefen auf Holzbetten und bekamen alle Tage dasselbe Essen, dann manövrierte man und plötzlich zu sechst auf ein Gut ein.

Tarnowa hieß das Gut, ein alter, malerischer Bau mit hübschen Holzgiebeln an jedem Stock werk, modernen Wirtschaftsgebäuden hinten und einem halbvernachlerten Garten, der gerade daran zu schön war, weil er scher Prestige entbehrte.

Mir thut immer ein solcher Garten wehl! Wenn ich auf und nieder gehe zwischen ihm — überall der Stempel der Dressur — meine Knaben- und Mannesstiefeln, beide unter ihrem Zeichen, unerbittlich eingezwungt in die Gamaschen des Herabdrückten und den Absätzen und des Mais! Wenn ich meine Umgebung betrachte — überall dasselbe! Solch ein Garten aber — da schleicht und wächst alles durcheinander, wie es will, und frei, wie man selbst hätte wachsen mögen.

Steinen Rundbau in zwischen — am Haus begann sich eine Terrasse, auf der wir abends mit der Familie saßen, wenn oben jaden und dann die Sterne in die Ebenaffen, und wir rauchten die Mädchen fort, die sich aus den Blumengärten zu uns verflogen. Die Hausfrau wirkte meist mit unserm „Jüngsten" Halama, und der Hausherr politisierte auf meinem Hauptmann ein, der sich dab in seiner Herzensgüte auch völlig gefallen ließ.

Das Gut hatte früher einem Fürsten gehört, war dann in andre Hände übergegangen und von jetzigen Besitzer mit dem Geld seiner Frau, einer Wiener Bankiersteochter, angekauft und ausgebaut worden.

Es war alles so urbehaglich und dabei das Barfüm des Wohlerlernten — so gar keine Schuldenangst in der Luft!

Sie hatten einen Sohn, der lange Jahre ohne den stimmten Zweck in der Welt herumgefahren war, sich von irgendwo eine Frau mitbrachte und jetzt auf dem Nachbargute saß — nach amtlichen Photographien zu schließen, ein blonder, zartsinnender und beigrämter Mensch. Beschränktheit, die blonden Haare und der Reichtum — alles wohl Erbteil der Mutter. Das Bild seiner Frau war nitro-chic, so eins, bei dem sich in Zweifel auf das andre die Worte aufdrängen: „Wie kommt die Frau zu dem Mann?!"

Es hieß, sie sei eine Russin.

Wir jungen Leute fühlen und etwas nihilistisch angewandt — gerade wenn sie schön sind, sie sie! Wir waren ja alle noch unbläffert und kannten die große Welt nur aus abgegriffenen Schmökern. So ein feines Porzellankäpschen war's, bald eingehalt, und dann auch wieder ein kleiner Teufelszug um die Augen!

Wir sahen immer davor, wenn Barons nicht zugegen waren, und in Ermanglung lebender Gegenstände schmachteten wir die Schwiegermutter an.

Mein Hauptmann lachte uns aus.

Am Sonntag hieß es, sie kämen — die Kinder von Tarnowa nämlich. Wir waren alle beisammen und standen auf der Terrasse, als der Wagen seitwärts in den Hof fuhr.

Der Obemann war eigentlich ein erbarmungswürdiger Mensch, sozusagen einkrech beschränkt, nicht einmal elegant, trudem er die Moden aller Metropolen zu studieren Gelegenheit gehabt hatte: er war auch unbestritten, aber im ungeschicken Sinn, nicht musikalisch und der wilde Gerger, nur durch seben gerungen von dem Tasse, den sein Name und sein Vermögen ihm ausgestellt. „Sie" war genau wie das Bild, nur daß ihre Augen unbeschreiblich drein- schauten und zur Zerstreutheit — und hinter ihr stieg die Schwester vom Brack.

Die Schwester, die zu Besuch war.

Weshalb mußte sie auch gerade damals kommen!? Fröhlich, wie jungen Leute voneinander sich fraß: eine Doppelausgabe der schönen Frau und dabei lebig — und wir verunhymnzigjährig auch Leutenants!?

Als sie ins Zimmer kamen, stand der Hauptmann gerade beim Zeitungsständer. Ich glaube, er hatte das Wagenrollen ganz überhört, und als er sich beim Geräusch der Thür umdrehte, geschah es, daß er plötzlich vor der Schwester stand — ich, der ganz dicht dabei war, sah es binnen einer Sekunde, daß es mit meinem Hauptmann nicht in Ordnung war. Es lag jener Ausdruck über sein Gesicht, den ich dann öfters an Menschen wahrgenommen habe, die eine plötzliche Erleuchtung überkommt.

Und mir fiel es im selben Augenblick ein, daß sie sehr jung war und er fast ihr Vater hätte sein können, und daß sie — diese Gedanke war mir gräßlich, weil diese Art von Mißverhältnis mir einmal nicht auszugleichen ist und doch nur seinen eine Lösung vorkommt, die Lösung besitzt, eine Brücke über die Kluft zu schlagen.

Mir verdarb es zuerst die Stimmung. Dann gab ich mich wie die andern dem Vergnügen hin. Wir tranken eisblos Sekt und waren sehr froh, als wir hörten, daß „die Kinder" noch mehrere Tage bleiben wollten.

Der Hauptmann war so heiter, wie ich ihn noch gar nicht gekannt hatte. Damals beruhigte mich das; jetzt weiß ich: es ist psychologisch ganz natürlich! Wenn ein Herz spült zum erstenmal schlägt, so macht diese Empfindung glücklich, weil ihr selben bisher eine Leere gab, die unbewußt über empfühlen stritzte, und die — wenn sie ausgefüllt wird — vorübergehend eine Jugendgefühle zurückbringt, die das Beste vom Leben sind.

So ist doch so ein gewisser Nimbus, den das Wort „Russin" an sich hat, auch wenn man nicht gerade an Tarbowitsche und Schadinsche Russinnen denkt. Ich weiß nicht — diese schneidenderen Köpfchen, die so unbynendmäßig sind, und dabei eine gewisse aufregende Perspektive — ich meine nicht gerade Tynamitgereich — sie wollen ja doch nicht alle Bomben schleudern! Dann dies gebrochene Deutsch und vor allem die Unschuld in den Augen, diese Beleidsamenswinkend, über der die Wimpern gemalt sind wie bei der ältesten Kokette.

Die jüngere war auch so, wie ich sie nace, aber noch frisch, mehr Name, noch ohne Erfahrung, ja, sie hatte zuweilen einen Ausdruck von derischen Ahnungen, und dann war auch kein Ehemann neben ihr

Digitized by Google

den sie schlecht oder gar nicht hätte behandeln können. Diese bestere Eigenschaft machte sie so reizend im Vergleich zur andern.

Wenn die Schwestern zugegen waren, sprachen wir unausgesetzt mit ihnen, das heißt: die redseligen von uns, unter dieser Prämisse und unter beigestellter Major. Waren wir allein, so redeten wir von ihnen, und dann sagte auch wohl der Hauptmann ein Wort, immer ein gehaltenes, freundliches; bei welchem andern brauchten doch — weiß der Himmel! — nicht zu merken, was in ihm vorging.

Ich schlief neben ihm oder vielmehr: ich schlief nicht neben ihm, denn ich hörte es alle Mitternächte, dies peszzweistelle Auf-und-nieder-rennen eines Menschen, der mit einem Gefühl fertig werden will und mit sehr Anstrengung nur unterliegt, nicht wußte ich damals noch nicht wissen: soll man, oder darf man auch nach? sind dann die Jahre, die schuldlos aneinander gereihten, die man ja gar nicht gewollt hat, und die einem so widerwillig abgerungen werden, bis man sich eines Tages sagt: mit der Jugend ist's aus, nun sieh zu, wie du dich mit dem andern abfindest!

Er hätte sich ja gar nicht in sie zu verlieben brauchen! Um seinen Becher sie sich bemühen, nicht mit der Norm, die er von den Frauen, wie sie sein sollten, aufzustellen pflegte. Aber — da half kein Meditieren, gethan hatte ers!

Und ich saß daneben, und er that nie in der Seele leid, denn das wußte ich ja: schwesterlich gern hatte sie ihn — jetzt, wo kein rechter Bleiber in der Nähe war, nur wir andern guten sterile, die wir von der Schönheitsgiftin bei der Geburt nicht das mitbekamen hatten. Aber die Xer Schwadron lag ja drei Dörfer weit, es konnte nicht fehlen, daß die einmal herüberkamen, und da war der Lanor dabei, der überall auf Abenteuer lief und dem dieser Tag gewiß wie gesunden kam.

Wenn er doch vorher sprechen — oder nein — lieber den Lanor noch abwarten! Vielleicht! Denn viel leicht sah er dann, daß nicht viel an ihr zu beklagen war, wenn sie sich entzwyte als weiterwendlicher Flirt!

o

Am Morgen darauf tritten der Hauptmann und ich nach der Meldung auf einem drei Stunden weit entfernten Rittergute vor.

Der Besitzer, ein alter Graf Raschin, saß im getäfelten Eßzimmer vor dem Seekuhkel und schien gegenüber — richtig, da war er ja schon, so heun Lanor!

Den schmalen Kopf in die Hand gelegt, sah er möglichst lege da. Er hatte sich den Uniformrock aufgeknöpft und zurückgeschlagen, so daß ihm das rote Futter etwas Generalmäßiges gab, „so einen Inspektionsgeneral!“ pflegte der Bedächtige zu sagen. Seine elegante Wäsche, durch die er breßhaft war, stand ihm in ihrem blendenden Weiß sehr gut zu Gesicht, zu dem feinen, melancholischen Mädchengesicht mit den gelockten Schnurrbart. Er war der Chef des Regiments; er trug winters seidene Epauletten, mache jede Uniformmode mit, sobald sie in Berlin, dem Himmel der Leutenants, angeht war, trug prächtige Diamantringe auch — selbstverständlich! — ein noch prächtigeres Armband. Zu all diesem Luxus stehe er in seiner Garnison eine verheiratete Frau und hatte mit dieser auf den Tod Streit gehabt, weil diesen natürlich gut konservierte, ihm aber einen Nimbus gab — so einen Lebkuchiherzschmiers-Nimbus — aber er zog doch sehr heim andern Gesichtchen!

Lanor rauchte und blies mit blasierter Lippenbewegung den Dampf in die Luft. Er hatte immer etwas Gleiches, Ermüdendes, Stumpfsinnes — aber natürlich! mich und meinen Schlag übertrumpfte er auf dem Parkett jedesmal.

Wir traten ein. Graf Raschin war sehr aufgeräumt.

„Sind die jungen Ordnungsbörfer in Tarnowal?“ fragte er; dann kokonisch: „Schwefter mit?“

„Eine Schwester? Lebig?“ fragte Lanor.

Den Hauptmann packte es schon um die Stirn.

„Was sind denn das für Menschen, die jungen Ordnungsbörfer?“ sprach Lanor fort. „Ich muß nämlich darthin als Quartiermacher für die Xer.“

„Er, der Ordnungsbörf, ist, wilde gesagt, eine Null,“ versetzte Raschin. „Die Frau — na, so ganz verdreht dürfte die Familie nicht sein —

Russen, die zwischen Paris und Berlin leben — natürlich unverwandert, aber hochelegant. Ich für meinen Teil habe dies Genre gründlich satt — alles berechnende Frauenzimmer — wenn eine den Ordnungsbörf nimmt, so ist das schlechterdings durch Spekulation — keine Spur Herz.“

„Und die Lebige?“ nälelte Lanor.

„Noch lebig,“ sagte Raschin, „aber sieht nie gesehen wie die andre — ich meine, wenn ihr ein reicher Gimpel in die Falle gerät!“

Der Hauptmann rauchte still, aß. Dem Raschin war so schlechtlich nichts übelzunehmen — was so heren der Zeit und Zigarren sagen!

Lanor riet mit uns nach Tarnowa. Er saß sehr gut zu Pferde, auch der andern Augen gefehen. Ein juverbes Pferd, dressiert prämierter Wettrennzaum, — natürlich war Lanor enragierter Sportsman — dasselbe Pferd, mit dem er in seinen Garnisonen täglich der schönen Gerrin des Tagebuffets und Wachtkonservierten Parade ritt.

Er unterbielt uns ununterbrochen vom Baden-Badener Herbstrennen und erging sich in überschwenglichen Lobsprüchen auf den Jockey Fred Cramper.

In Tarnowa empfing uns nur der Hausherr, alle andern dielten Siesta.

Vor Tisch sah mich der Lanor den Damen vorgestellt. Er verneigte sich vor den Schwestern den Major und sah sich neben ihr, all seine Raketen verschendet.

Der Hauptmann war schweigsam. Ich hatte wie ein Schicksalsrad auf. Die kleine Auffin benahm sich höflich und gleichgiltig; aber einmal sah ich, wie sie den Lanor anschaute, von der Seite — so von unten nach oben, von ihren wimpligen Augsinnen bis zur makellosen Stirnlocke — mit dem sicherlich, mit einem winzigen Anflug von Geringschätzung.

Nach Tisch standen wir auf der Terrasse. Lanor sprach noch immer mit seiner Dame, und mein Hauptmann hielt sich ganz fern. Er sah auf das Rhododendronbeet unter den Eisenzäunen, und weil er so seltsam hinunterblickte, so traurig, unruhig, konnte ich nicht lassen, ihm eine Art von Trost zu spenden.

„Herr sieht der Lanor unsonst,“ sagte ich; „seine Dame läßt ihn gründlich abfallen.“

„Meinen Sie?“ sagte er, und sah mich plötzlich ganz erleichtert an. Die Augen der Liebe sind so innert angewöhnlich; er traute seinem Urteil offenbar nicht ganz.

„Und,“ fuhr ich fort, „was mir an der jungen Dame so besonders gefällt: sie ist nicht die Spur kokett!“

Er sah mich forschend an. Ob er meinte, ich hätte ihn ersetzen? Ich machte mein dummstes Gesicht, paffte in die Luft und freute mich, daß ich ihm eine Wohlthat hatte erweisen können.

Gegen Abend kamen die Berittenen. Frau von Ordnungsbörf mit dem Major, der immer enthusiasmierter für sie wurde — der Hauptmann mit der Schwester. Den Lanor hielt ich künstlich zurück. Langweilig, wie „Damenherren“ in männlicher Gesellschaft faß immer sind, saß er mit seiner Sportszeitung in der Diwaneck und blieb ob und zu die Stirnlocke in die gedrängt Weite zurück. Dazwischen hörte ich manchmal Lachen, leise Tönchen, darin sei die erste Aufbin seiner Bekanntschaft gewesen, die „kleine Schmeid“ gehabt hätte.

Traurigen Zustand die Welt nach Heu, Azalen und Akazienblüten. Die Dämmerung sank über den verwilderten Garten; ich stieg hinunter und that mir eine Güte, über den unebenen Boden hinzutaumeln und zuweilen gegen eine Aste oder eine blühende Geißblattranke anzurennen. Dann setzte ich Gretappel. Die Reiter kamen wieder. Der Hauptmann half ihr vom Pferd. Gott, wie glücklich er aussah! Himmel, wenn das nur so bleiben konnte!

Nach Tisch nahm mich plötzlich der Ordnungsborfer unter den Arm und zog mich in das Rebenzimmer des Gutsherrn. Die Bäste wimmelten dort von Gewehren, und gefpenstisch langsame Schatten huschten über die Tapete. Das sieht — ich seh' es noch heute — wurde vom Abendwind, der durch das offene Fenster drang, hin und her gewehen.

Schimm, wenn einer so beschränkt ist! Aber warum nahm man ihn auch zu solch diplomatischer Sendung?

Er fragte ungeschickt und unverdämt nach den finanziellen Verhältnissen des Hauptmanns, und dabei kam es dann heraus: der Hauptmann hatte gespworben und die Ordnungsbörfer sich acht Tage Bedenkzeit erbeten. Die kleine hatte die Bedenkzeit zwar sehr unnötig befunden, aber — na! Wie beschränkt diese Ordnungsbörfer nur! Er plapperte alles aus. Eigentlich wäre der Hauptmann doch keine rechte Partie für so jemand wie seine Schwägerin, und wenn er nicht sehr verwegen wäre —

Pfui, der Schacher!

Sie war unschuldig, denn ich sah sie kurz nachher neben meinem Hauptmann stehen. Gewiß, zu dem Mann hatte sie ihr Herz, herzlich gern, ihre zärtere Liebe von ihm, jene überdrückende Liebe, die über die Kluft der Jahre hinwegreicht.

Ich schlich mich früher als die andern fort; ich wollte nicht mit ihm reden müssen, nicht beobachten müssen, daß ich nichts wüßte — und nicht zugestehen, daß ich etwas wußte, weil — nun, weil man doch das Spätere wie voraus weiß.

o

Zwei Tage spüter gab der Ausschuß ein großes Zauberfest.

Seine Schwester, eine Generalswitwe aus Posen, machte die Wirtin. Die ganze Umgegend sangte dort und alles, was in der Nähe manövrierte.

Ich habe keinen so toll tanzen sehen. Die himmlische Freude meines Herzens spann seine, unsichtbaren auch die Weine des Nachmittags und die ungarische Musik, die wie ein Hauch der Puszta, wie abgerissene Strophen Lenauscher Zigeunerlieder umwitterlue in das modrene Getriebe klang.

Man sah die verschiedensten Uniformen; mir schienen die meisten verhältnismäßig inhaltlos; ich war von der langen Morgenfahrt zu abgespannt, um mich dem Rhythmus-Fadium hinzugeben, als daß ich — es schlug bereits Mitternacht — den Hauptmann in einer Fensternische, den Blick unverwandt auf die jüngere Schwester gehestet — einen angstvollen, unruhigen Blick.

Sie wallte durch den Saal. Ihr Tänzer . . .

Ich sragte meinen Nachbarn sofort, wer der blasse Artillerist mit der Stirnwarke sei?

„Das ist ja der berühmte Hans Balaghi!“ sagte der Dragonerrpremier, verwundert über meine Frage.

Hans Balaghi — natürlich hatte ich von ihm gehört! Aber kannte ihn nicht in den öffiziellen Regimentern? Ja, und nun sah ich auch sofort orientiert in der ganzen Erscheinung. Die Nacke an der Stirn war die Säbelnarbe, die der unglückliche Prinz Hohen ihm in der schlimmen Bilsener Affäre hingezeichnet; das Band an der Brust war die Rettungsmedaille dafür, daß er bei der großen Feuersbrunst in Lungborg drei Menschen mit Lebensgefahr aus den Flammen trug; der Kopf war es, den der bekannte Maler F. zu seinem berühmten Alexanderbilde wahnt; de Hände waren es, mit denen Hans Balaghi die Spiele spielte wie ein neuer Rattenfänger.

Wie Lanor gegen ihn abfiel, der in seiner weißlichen Eleganz umzuschreiben unter einer Palme lehnte!

So wie Balaghi zu sein, war ein kunstfrisch — is ganz Weiberzeitschrift und doch nicht schöner Mann im flachen Sinn — und doch Männern anerkannt, selbst von Neidern — ein Ehrenmensch.

Und Hans Balaghis Dame?

Nun, ich konnte sept nicht mehr zu meinem Hauptmann treten, um ihn zu sagen, daß sie ihren Herrn abfallen lasse — ich hätte dann lügen müssen. Die beiden standen sept am Kamin. Wer es sehen wollte, konnte es sehen, daß Balaghi es von neuem auf eine Eroberung absah, und daß er Glück hatte wie immer.

Mit aufeinanderbergepreßten Lippen stand der Hauptmann da.

Nach dem Walzer war Ruhepause. Raschin trat zu den beiden, sprach mit ihnen, und dann stand

Digitized by Google

Hans Balaghi auf, ging zu einem der Musiker, nahm ihm die Geige ab, stimmte sie — und dann spielte er.

Ich für meinen Teil bin nicht musikalisch — die junge Russin war's aber, das mag sie entschuldigen. Man sagt, daß viel Unverantwortliches geschieht so „auf Flügeln des Gesanges!"

Er stand mitten im Saal, und das bunte Licht aus dem venetianischen Kronleuchter flimmerte über ihn hin.

Natürlich! Wenn einer sich heute ritterlich duelliert und trägt maegen Menschen aus dem Feuer und hat einen Kopf wie Alexander, da er nach Indien zog, und spielt Geige wie ein Künstler von encyclopä-

Das Siegerpferd des Tages.

einem plötzlich klar wird, es hätte doch vielleicht kostbarer sein können, als man gedacht.

Dann — dieser Balaghi geigte, als habe er alle Zigeunermelodien der fernen Puszta in seiner Gewalt, so war eine förmlich hypnotisierende Melodie, und dabei keine Norbe — und die Melodie — und das blasse Oval.

Puh! Wie sollte das alles meinen armen Hauptmann nicht ausstechen in einer Welt, die sich scheinbar darauf spezialisiert, alle Sachen so ausgetan zu lassen, wie sie am unerquicklichsten sind.

Ich kam in jener Nacht früh nach Tarnowo

„Hauptmann!", Besitzer des „Hamburgischen".

schem Weltruf — wie soll der nicht ein Mädchen bleiben, das von so oberflächlicher Bildung und so westlich erzogen war wie dieses!

Ich hatte gar keinen Grund, so wütend zu sein, wie ich es war, und doch hätte ich der jungen Russin die Augen verbinden und Hans Balaghi die Geige entzwei schlagen mögen — sowohl, die Geige! Denn ich weiß, daß meinem Hauptmann über Töne in der Seele weh thaten, so etwa, wie wenn jemand mit stumpfem Bleistift über ein bleichenes Thebrett kratzt.

Er ging plötzlich zu seiner Braut hinüber, die, den Fächer im Schoß, mit halbgeöffneten Lippen dasaß. Sie sprachen ein paar Worte — erst war ihr Ausdruck verändert, dann erstarrt, dann gleichgültig. Als er ging, grüßte sie kühl — dann folgt sah sie ihm eine halbe Minute nach, so wie man einem entschwindenden Bilde nachschaut, von dem

Der Sieger „Hamburgischer" bei Graf Henckel von Donnersmarck.

Am Start.

Die Sommerrennen des Hamburger Rennclubs auf dem dortiger Moor (Deutsches Derby). Nach Momentaufnahmen von Hans Breuer in Hamburg.

Digitized by Google

Lichtdruck von Albert & Co. in München.

Aus Oberbayern: Der Canterer bei Mittenwald mit dem Karwendel.

Nach einer photographischen Aufnahme von J. A. Bruckmann.

Digitized by Google

zurück. Da traut er mir auf dem Ohr einzigen, über-nächtig, teiserlig.

„Tom,“ sagte er, „drinnen liegt ein Brief an den Major — ich muß pflichtschuldigst abreisen — ich — leb wohl, Tom!“

Ich erkannte ihn in den Hof, an sein Pferd.

„Tom,“ sagte er noch einmal, „worum pfeifst du nicht?“

Mir blieben die Worte in der Kehle stecken.

„Tom,“ fuhr er fort, „ob ich nicht gut, wenn man auch einmal thöricht ist? Man hat's zu büßen! Merk' die dich.“

Und er ritt davon in den aufdrechenden Morgen, in den aufblühenden Sommertag, dessen Sonne langsam an den ferner Hügeln emporwanderte.

Natürlich hat Balagdi die Russin nicht geheirathet; sie war für ihn nur eine Unterhaltung en passant, eine Mannher-Episode.

Acht Tage lang machte er ihr die Cour, so was man sagt: auf Tod und Leben, dann verschwand er.

Er soll übrigens wohlgemuth jener Zeit in den Festen einer großen Stadt gelegen haben, sich schön schön lang, wie er schon spielte. Ein Jahr darauf heirathete er dann eine reiche Amerikanerin — Bankerdin oder so was Aehnliches.

Die russische Schwester soll sehr um ihn getrauert haben — dann, als ich sie wiedersah, war ein Umschwung eingetreten. Ich glaube, die ältere Schwester war mir zu hoch. — Sie hatte derselben Gutmüthigkeitsgang durchgemacht, nur dem harmlosen Wesenkind zur berechnenden Weltdame.

Sie war seit einem Vierteljahr die Frau des Grafen Waldsir, der bei seinem Tode Alles, den Gimpel behatten hatte, der in drei Akt Janken wirkte.

In dieser Gegend machten die beiden russischen Schwestern noch immer Furore. Sie bedandeln ihre Männer schlecht und ander Mühmen gut. Sie sind schön und chic — keine Gnade, aber auch nicht schlimm.

Doch ich sie nicht leiden kann, ist Privatsache.

Die Nordische Kunstellung in Stockholm.

Von

Paul Lindenberg.

(Nachdruck verboten.)

Das reigvolle, an sich schon so schöne Stockholm hat sich für diesen Sommer noch eine besondere Anziehung geschaffen durch eine eigenartig gefaßte Nordische Ausstellung, welche sich in wundervoller Lage unmittelbar nahe der Stadt ausbreitet, hier eingerahmt von den bewaldeten, sanften Höhenzügen des Djurgarden, dort begrenzt von drei breiten Wasserarmen der Ostsee-Schären, die dem ganzen Bilde eine bedeutende Freude und Heiterkeit verleihen. Aber nicht nur durch ihre landschaftliche Schönheit zeichnet sich diese Ausstellung aus, sondern auch durch die ganze Art ihrer Zusammenstellung und ihren reichen, interessanten Inhalt; sie steht auch in ausnahmender Weise handel und Industrie, gewissermaßen in ihrer ganzen Bedeutung, des ganzen Volkes vor Augen, das sich in hochentwickelter Reichenheit der eigenen Kraft wohl bewußt ist, und das hier vor aller Welt bereeit, mit voller gerechter Zufriedung und berechtigtem Stolze auf seine Leistungen blicken darf. Und noch eines Vorzuges erfreut sich diese Ausstellung: ohne ermüdend oder einseitig zu sein, wirkt sie durch ihre ernste Gediegenheit; die in letzter Zeit bei den allgemeinen Ausstellungsbesuchern in übermäßigem Maße hervorgetretene Neigung nach Spielereien, und die Schaulust eines breiten Publikums befriedigt, sind glücklich vermieden worden, und den auch in Stockholm ungeheuchelten Unterhaltungen hat man recht gut ihren entsprechenden Ort mit jahrmarktsmäßigem Anstrich gegeben, und so trägt sich auch nach dieser Seite hin die Ausstellung würdig der sonstigen vornehmen, in Schweden schwedischen Natur.

Freilich, das weitgestreckte Feld hatte nicht erwarten können ohne die einsichtsvolle, thatkräftige Vorbereitung und Umwirkung aller beteiligten Kreise, und zumal der hiesigen Künstler. Das Projektorat hatte der Kronprinz übernommen, nicht nur den Namen, auch ihrer verantwortlichen Thätigkeit nach; um es Schwedenfreunden zu überwinden gilt, da war er zur Stelle, und in seinem edeln Vater, dem König Oskar II., sah er einen allzeit getreuen Helfer mit Rat und That, ebenso wie sein jüngerer Bruder, Prinz Gustav, selbst ein sehr begabter Maler, sich um die und der Ausstellung verbundene Interessenmenge Kraftausstellung die weitestlichen Verdienste erworben hat. So wuchs denn diese Ausstellung mehr und mehr über den zuerst beschlossenen engeren Rahmen hinaus; in erstaunlichem Grade beteiligten sich an ihr Dänemark und Rußland, und alle Mitte Mai sich zum erstenmal die Thore Tausenden zum Besuchern öffneten und König Oskar mit ehrerbietigen umfangenden, schmungvollen Worten die Freudenthal einweihte, da hatte mit Recht heutiger Jubel, heute begeisterte Zustimmung erschollen, denn im freudigen Glanze der nordischen Frühlingssonne zeigte sich ein vollendetes, ein entsprechendes Werk, jeder, der zu vollbewußter Arbeit seine Freude hat, mit Bewunderung anerkennen muß.

Die große Maschinenindustrie Schwedens, die etwa 400 000 Tonnenmeter Wasserkraft benutzt und nahe an 4½ Millionen Kronen Gesamtwerten verarbeitet, tritt bedeutsam hervor in einer ungeheuren Gruppe in die Erscheinung. Die verschiedensten Zweige dieser Industrie, die Maschinen, von den schwersten gestürzten und gezogenen des Hafens bis zu den zumeist nordischen Hausgeräten mit teilweise lustigem Anstrich, sich selbst zum Lobe redenden und in recht zu dem kühnen landschaftlichen Rahmen passend. Gleich bei dem Eintritt durch den Hauptzugang heißen sich uns zwei Gegenstände an: einmal der ernste Hochbau, dann das neuere Nordische Museum, der kaum zur Hälfte fertig ist, aber auch bereits Material staunen, ebenso prachtvoll wie ernst und heiter anmutend, in mächtiger Quadratpalast, nur auch Holz in wechselreicher Zusammenstellung erwiesen und mit seiner von einem Strange hunter Reihen und Spuren umgebenen hochgewölbter Kuppel, der durch schmale Pfeilen mit vier sie umgebenden schlanken Minaretts verbunden ist, sowie mit seiner zierlich gefälteten Fassade an mittelalterlichen Gebäude nach Schweden hinüberzieht, und schwebt, mit seinem lebendigen Gegensatz zwischen der Regierung, dem auch unter Wanderwerke nordischer Handwerksgeist vereint, die schönsten Stilformen, oft mit Anwendung altnordischer Motive, bemalte Holzgebäude von einzelnen Provinzen, mit geschnitzter Treppen- und Verdrings-, Türen- und Bürfereien, selbst Möbel in aparten Formen und darüber, auch nach einfige Bauernhäuser gefertigt haben, weckend zur Bewunderung, der Forscher Hunten eben noch das, was hier zum überwiegenden Teil in tadelloser Vollendung und gezeigt wird, leitern, wenn sie selbst zur Jugend auf mit diesen Arbeiten vertraut gemacht wurden.

Der Hauptpunkt enthält die industriellen Erzeugnisse Schwedens-Norwegens, und hier die reichhaltigste Abteilung; auch hier fällt uns eine besondere Mannigfaltigkeit auf, da bei verschiedenen Arbeiten auch verschiedene Zweige beteiligen haben, die zum Teil in Wanderung zueinander werden. So leistet Schwedens kunstvolle Gold-, Silber- und Stahlarbeiten neue wundervolle Porzellane, die mit denen Dänemarks wetteifern und Bronzen, die mit prachtvollster Formengebung wetteifern, ferner kostbare Pelzwaren und schöne Marmor- und Granitarbeiten (die wir auch noch in Landesausstellungen besonders würdigen) und Norwegens besonders Holzprodukte, dann gleichfalls auf das vorzüglichste ausgeführte Werke der Metallbearbeitung, besonders Nickelarbeiten, ebenso Waffen und Munition, und vor allem hier hervorgehoben. Selbstverständlich hier es sich Norwegen nicht nehmen, seinen Marken besonderen Nachdruck verleihen zu wollen; nahe bei norwegischen Erzeugnissen treffen wir auf eine Minotaur-Marken-Ausstellung mit seiner Stelle, dem Modell des „Fram“, den von der Expedition noch übrig gebliebenen Hunden, an denen sich die Mannschaft im ewigen Eise nicht notgedrungen brauchte, einzelnen Waffen und Bruststücken, wie Eisbärenfelle und so weiter, des hohen Interesses und Wertes der Expedition gemäßigen Kopf, dem kaum zwei Meter langen, schmalen Boot, wie seinen ebenso winzigen Schlitten; auch zwei seiner treuen, vierfüßigen Begleiter und der Einwanderung zum Pol sind hier ausgestopft vorhanden.

Nahe dem ehren-russischen Nordischen Museum und diesem Hauptausstellungspalast, wo die Schweden Dänemark, die verschiedenen Sonderausstellungen und Vereinsthätigkeiten dienen, sehr beispielsweise der Pavillon für Sport und Touristik mit touristischen Karten und Bildern, mit umfangreichen Anzeichnungen für Wanderungen, Vergnügungen, Gletscher- und Schneeschuhturnen, für Land-, Wasser- und Gebirgssport in der Hauptsache, dann der Pavillon der Stadt für ihre ehemalige Industrien, der in Reliefgruppen erhobte Pavillon der Stadt Stockholm mit der schwedischen Verfassung und Gesetze, und in Gemälden auf silberen Tafeln und jüngsten Geschichte leistet; sehr praktisch sind die Schul- und Lehrerinnenbildungen, ausschließlich mit Unterrichtsarbeiten in handwerksmäßigen Dingen für junge und heranwachsende Mädchen; doch unterrichtete Stadtgebiet lernen wir zu den in natürlicher Größe aufgestellten Lauerbauschnitt einer Straße kennen. Mit seinen einer hellgestrichenen Fassade dem Wasser zugekehrt, liegt das in braunen Holzanbauen aber erzigster Gebäude der schwedischen Fischer und Fischer; es bietet den Zuschauer auf den Raum und Interessenten, und auch der Leie wird seine Freude an den hübschanbenen Modellen der hundertfachen Fahrzeuge haben, deren Originale sich den Personenund Frachtverkehr, teils nur der Fischerei dienen. Seine Ergänzung findet dieser Pavillon durch einen zweiten, welcher der norwegischen Fischerei gewidmet ist und im Freien zeigt, was dieselbe im großen wie am ganzen Nord bedeutet; die Anschauungen für den Wohlstehung und die Aufbewahrung erweben hauptsächlichen Interesse. Der Reichsrat Skyberden an Marower und Granit haben ein Werk gebaut, in seinen kleinen Zahnrad schon dadurch bereit zusammenrade und sein Mosaik handgetanen Gebäude werden war mit den schwedischen Wallpropheten bekannt gemacht; auch hier unterstützt ein umfangreiches Panorama die lebhaft veranschaulichte Ausstellung, ebenso in den benachbarten holzgebauten Museum, das seine Interessant in einem an sich schon bemerkenswerten altertümlichen, die Schwedischen und angrenzenden Volkschroeien entwickelnden Bauernhause erhalten hat und auch durch die übergroße Zahl der in Schweden vorkommenden Tiere, der hier, in wohlgetroffenen Exemplaren ausgestopft, vereint sind, in Erinnern legt. Den edlen Beobwert gewicht ist der nahe, auf einem Hügel sich hoch und herübgenant in reizendem Holzhaus erhobene Pavillon des Vereins für Volksschulen, dessen Präsident der Kronprinz ist, von dem auch ein Kunstwerk Teil der hier zur Schau gebrachten Jugendwerke stammt, auch in einzelnen Entwürfen, sogar das ausführende Gebäude der schwedischen Musik- und Theaterausstellung und vieles gefälschlichen Einwanderungen und einer sich anschließenden großen Kongreßhalle, in welcher der Landsthingsaal der verwerkgenden schwedischen Kompositeu des letzten Jahrhunderts zum Vortrag gelangen.

Länger der Wasser des Djurgarden-Wälen aber hebt sich das alte Schwedisch mit seinen Zinnen und Türmen, Wällen und Gräben, bewehrt mit einer ganzen Anzahl einst den Festen wichtig gewesener Gebäude in all ihrem inneren Zuwuchs und bewacht von martialisch dreinschauenden Landsknechten in der freiwegen Wehrmannschaft nach Skarlatina Zeit. Dieses Alt-Stockholm mit seinen verwinkelten Gäßchen und seinen altertümlichen Häusern, seinen Werkstätten und Schänken, seiner Kirche und dem Modell in ihr, mit den denselbenmeistern und gelungenen Schöpfungen dieser Art; in seinem der an seinen letzten Jahrzehnt so oft vernachlässigten alten Künstlerhaus, das Gefühl und Ursprünglichkeit gehabt in wie hier, auch nur ist der ganze Anlage Anderes getreu gebildet, auch die einzelnen Inspiegelungen, erwähnen Interessen und Gegenstände vergessen werden, der Treppenaufgang zu den inneren Sälen und Gemächern — hiebei, holzgetäfelte Räume mit seltsamen-wertem Tisch und Schränken und hübsch verzierten alten Gemälden an den Wänden — und endlich der Blick von den Thore auf den Marktplatz, der auch oft genug von Wochenmarkt und Verkaufsbuden wiederholt ist.

Damals und heute — der schwedische Staat bewunderte die Welt, und schwedische Reiter getümmelten die deutschen Kavallerie, heute ein trockeldenes, heute Nachgrün bewachsenes Reich, das aber seine Selbständigkeit und sein Bestehen mit starken Kern verteidigen kann, das leben wir, wie in einem Spiegel, in dieser Stockholmer Abteilung, in der Vergangenheit ungehen Leite der Ausstellung zu werden, wo nur zunächst auf den Künstlern, neuen Palast der Akademie der Künste Bezug nehmen, wo der Schweden-Norwegen Stadt und Seemacht in eingehender Weise vorgeführt wird. Auch die innere Organisation der Truppen und Marine wird genau und in allen Zweigen Gewicht die Regierung und die geistige und körperliche Ausbildung der Leute sorgt; in schwedischen Gruppen sind die verschiedenen Truppenarten veranschaulicht, die Uniformen sind lebhaft und praktisch, und bei dieser Gelegenheit sei bei mannich-beiderlenen Kulturen der Offiziere und Soldaten Graubündens hingewiesen. Uniformen in der Reihenfolge vertreten, die auch noch entschuldt hiezu Palästen in den nächstgelegenen Pavillons der großen privaten Eisen- und Stahlindustrien der Bofors gefangt, und in übersichtlicher geschichtlicher Darstellung leben wir in Modellen und Abbildungen die ungemöglichte Entwicklung der schwedischen Marine.

Unmittelbar vom Wasser aus erstreckt sich auch die nur aus Gras und Gleis bekleidende mächtige Maschinenhalle, hinter welcher sich auf schönen Plätzen die regional Interessen weite Hoden der Internationalen Kunstausstellung ausbreitet, welch letztere von soll allen europäischen Nationen beschickt wurde und uns schon deren erlesenen Kunstschätzen namentlich das ernste Streben und Können der nordischen Künstler zeigt. Einer der bedeutendsten Ausstellungsgegenstände aber steht neben dem östlichen Eingange der Maschinenhalle im Wasser, es ist der große eiserne Taucher „Ether Sverige“, der im Spätsommer 1895 auf der Werft nach St. Petersburg in den See Schären und hat dort zwei Jahre in einer Tiefe von wenige Metern auf dem Meeresboden ruhte, um von kurzem mittels einer sinnreichen Erfindung

Digitized by Google

des Jugenwurfs Wallot gehoben und mit Anwendung der eigenen Dampfkraft hierher gebracht zu werden. Nachdem das Schiff, welches eine halbe Million Mark repräsentirt, auf einer Werft die weiteren Ausbesserungen erhalten, wird es von neuem völlig betrachtig sein. Von der Ausstattung hierbei wie schon nicht sprechen, eine Bass hinter derselben liegende „Klanen" gebildeten hervorgehoben zu haben, diese einzigartige Schöpfung eines hochinteressanten Deutschamerikaners und seiner Gemahlin, die selbst in der amerikanischen Damenwelten häufig bedeutsame Bauernhäuser, die mit ihren ganzen Umgebungen Nordamerikas und den verschiedenen Staaten Südamerikas

„Du, — du alte! Unverschämter Bube!“ fährt Peter ihn an, indem er den Abmessgriffen für den Attentäter hält. „Plumper, ungeschlachter Kerl! Dumm obendrein und dabei noch so unverschämt! Aber ja ist es: die Dummheit sind auch stets die Unverschämtesten! Wenn du — “

Weiter kommt er nicht. Lachend, daß der Waldboden bebt, fällt ihm Cantaurus ins Wort:

„Knirps! Jämmerlicher Knirps! Du unterjochst dich, einen ebenbürtigen Centaurus zu schmähen? Na, warte, du sollst mir erzogen werden!“

Mit kurzen Sätzen springt er auf Pan zu. Der duckt sich schnell zur Erde, nichts Gutes ahnend. Der Centaur bückt sich, ergreift ihn mit beiden Armen und schnellt ihn gleichzeitig auf seinen Rücken. Dann tritt er wie besessen durch den Wald davon . . .

Pan steht und stiert, und verlorener Angstschmerz tritt

Bernhard v. Bülow.

ihm auf allen Poren vor. Er klammert sich an seinen Kenntnissen fest an den andern breiten Rücken, zusammenb, dem Weinen nahe, stets in Pein, herabspähenden.

Wie der Sturmwind saust Centaurus durch die Stämme, macht Sätze, daß Pan sich kaum zu halten vermag und mit gräßlichen Schatten höher und immer höher fliegt. Dann im allerwildesten Reiten plötzlich hält. Pan heult, daß überschlagend, in weiter Kurve dem Südwesten über Hampf, dann schlägt er krachend auf einen Felsenblock.

Centaurus lacht, daß ihm die Tränen kommen.

Pan erhebt sich, wischt, zähneknirschend, voll von glühendem Haß. Er trägt sich schon in seiner namenlosen Wut zu neuem Schandplan, doch schreigt er plötzlich. Mit vor Jammer geballten Fäusten hinkt er einem nahen Waldbache zu, wo er sich schluchzend seines blutzerissenen wehrunde Stellen kühlt . . .

Mit Centaurus aber hat er sich nie wieder abgegeben.

Zum Ministerwechsel.

Die ganze, langerwartete Umgestaltung des Ministerkabinetts hat sich vollzogen. Der Reichsanzeiger vom 1. Juli veröffentlichte sie. Zwei an politischen und parlamentarischen Leben benutzte Männer gehen: der Staatssekretär des Innern und Vizepräsident des Staatsministeriums Heinrich v. Boetticher und der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes Freiherr Marschall v. Bieberstein. Von besonderer Tragweite ist wohl der Rücktritt Boetticher's, der seinerzeit

Phot. von A. C. Schwerdtfeger, Berlin.

Heinrich v. Boetticher.

Phot. von Adolph & Fortun, Berlin.

Graf v. Posadowsky-Wehner.

fünfzehn Jahre alle Stürme des Kabinetts überdauerte. In jene Stelle tritt der Staatssekretär des Reichsschatzamts Graf v. Posadowsky-Wehner, gleichzeitig mit der Stellvertretung des Reichskanzlers betraut.

Die eigentlich neuen Männer sind der Nachfolger Marschalls v. Bieberstein, Bernhard v. Bülow — und der neue Staatssekretär des Reichsschatzamts, Viktor v. Podbielski.

Bernhard Heinrich Karl Martin v. Bülow ist am 3. Mai 1849 zu Klein-Flottbek in Holstein geboren als Sohn des 1879 verstorbenen Staatssekretärs des Auswärtigen Amtes. Von 1867 bis 1870 studierte er die Rechte, wohnt als Offizier am französischen Kriege teil und trat 1874 in den auswärtigen Dienst. Als Legationssekretär in Rom, Petersburg, Wien tätig, wurde er während des russisch-türkischen Krieges als Geschäftsträger nach Athen berufen. Nachdem er dann Botschaftsrat in Paris und Botschafter in

Phot. von C. Brüne & Co., Berlin.

Viktor v. Podbielski.

Petersburg gewesen war, vertrat er von 1888 bis 1893 als Gesandter das Deutsche Reich in Bukarest. Zuletzt war er Botschafter in Rom am königlichen Hofe. Von hier wurde er zum Chef des Auswärtigen Amtes berufen. Bülow gilt als klüger, heller Kopf und Beamter von weitem Blick und großem Fleiß.

Der Nachfolger des genialen Stephan — Viktor v. Podbielski, ist am 26. Februar 1844 zu Peiskretscham o. O. geboren. Sein Gymnasialzeit in Berlin, dann Kadett, wurde er Offizier. Er blieb dem Kavallerieadel getreu bis zu seiner Berabschiedung als Rittmeister der 34. Kavalleriebrigade. Im Jahre 1893 wurde er im Wahlkreise Meschede-Arnsberg, wo sein Vorfahr Landrat ist, in den Reichstag gewählt und vertrat die gemäßigte Seite der deutschkonservativen Partei. Bisher Kommissionsmitglied und Referent über Militärvorlagen, Petitionen, hat er sich wohl nicht tiefer mit den politischen Fragen beschäftigt, die jetzt in diesem wichtigsten Verkehrsressort an ihn herantreten. Er ist der neueste Mann des neuen Kurses.

Für müßige Stunden.

Schach.

(Redigiert von E. Schallopp.)

Partie Nr. 27.

Im Jahre 1890 durch Korrespondenz gespielt.

Sitzes plane.

Weiß: T. Jacobsen in Bergen.
Schwarz: R. H. Sarrett in Upsala.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2–e4	e7–e5	24. b3–b4	b4xc5
2. Sg1–f3	Sf6–e6	25. Lc3–e1	Se4–d6
3. Lf1–c4	Lf8–c5	26. Ta1–d1	Ta8–a4
4. c2–c3	Sg8–f6	27. Le1–b1	Ta4–a6
5. d2–d4	ed xd4	28. Td1xd6	Ta6–a8
6. cxd4xd4	Lc5–b6	29. Dd4–h4	Dd8–f8
7. Le1–c3	Lb6xd4	30. g2–g3	Lg6–d3
8. Sf3xd4	Sf6xd4	31. Td6–d1	Ld3–c4
9. Dd1xd4	Sf6–e6	32. Td1–c1	Dd8xf6
10. 0–0	0–0	33. Dh4xh7+	Kg7xh7
11. Sd2—e4	Le6—d5	34. Lb1–c2	Kh7–g7
12. Te1—e1	Se6—c5	35. Lf1—b1	Ta6—b6
13. b2—b3 (?)	Lc5xe4	36. Sf3—e5	Kg7—f8
14. Te1xe4	Sd5—c3	37. Tf—f1	g6—g5
15. De4—f3	Sc3xe4	38. h3—h4	g5xh4
16. Lc3Dc4	e7—e6 (?)	39. g3xh4	Kf8xe7
17. Df3xe4	Ld7—c6	40. Kg1—g2	Ke7—d6
18. Le4—b1	Tf8—e8	41. Te1xe4	Td6xe4
19. De4—f4	e6—e5	42. Df4—h6	Kd6—e6
20. Df4xe5	Dd8xe5	43. Lb1—f1	Kf6—e5
21. Df4—h6	Te8—e6	44. Sf5—e3	Te4—e6
22. Le2—b4	Te6—e7	45. Kf2—e1	Ke5—d4
23. b4—b5	Ta8—e8	Mit nachstehenden abgebrochen.	

1) Gewöhnlich geschieht hier zunächst 19. Dd1—h5 Se6—e7, um später den schwachen Bauer e6 von dem Turme decken zu können.

2) Wir möchten Lc6—g2 vorziehen; durch Weglegung des Bauer e6 wäre auch dem Springer auf dem Königsflügel seine Verwendung.

3) Das entscheidet sich nun bald zum Vorteil; durch Druck der Springer auf dem Königsflügel bekommt Schwarz Angriff.

4) Sehr gut. Weiß hat nun die Absicht, den Bauer h4 durch Lc2—g6 zu gewinnen, und Schwarz muß dem durch Sd5—c3 vorzubeugen suchen. 19. Te1—e3 (d. h. 19. Te1—e3 Sd5—c3 20. Te3xe7 Sc3xd1 21. Te7xd7 Sd1—e3 22. Td7—d5 Se3—g2+ 23. Kg1—f1 Sg2xe1 24. Kf1xe1 Kg8—f8 25. Td5—d7+ Kf8—e8 26. Td7xb7 Ke8—d8 27. Tb7—b8+ Kd8—c7 28. Tb8xa8 Kc7—b6 29. Ta8—a6+ Kb6—b5 30. Ta6xa7 Kb5xb4 31. Ta7—a4+ Kb4—b3 32. Ta4—a3+ Kb3—b2 33. Ta3—a2+ Kb2—b1 34. Ta2—a1+ Kb1—b2 35. Ta1—a2+ Kb2—b1 36. Ta2—a1+ Kb1—b2 37. Ta1—a2+ Kb2—b1 38. Ta2—a1+ Kb1—b2 39. Ta1—a2+ Kb2—b1 40. Ta2—a1+ Kb1—b2 41. Ta1—a2+ Kb2—b1 42. Ta2—a1+ Kb1—b2 43. Ta1—a2+ Kb2—b1 44. Ta2—a1+ Kb1—b2 45. Ta1—a2+ Kb2—b1

78. Band.
Neunundreißigster Jahrgang.
Oktober 1896 – 1897.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Nr. 44.

Preis vierteljährlich 3 M. 50 Pfg.
Bei Post-Bestellung 4 M. 75 Pfg.
Redakteur:
Ernst Schubert in Stuttgart.

Die Flucht.

Roman
von
Ida Boy-Ed.

VII.

Conradine saß in der Couch-Ecke und that, als ob sie die Zeitung läse. Ihr gegenüber hielt Madame mere in fergengroßer Haltung ein Buch mit beiden Händen und sah durch die Lorgnette hinein; ihr Gesicht trug eine gespannte Aufmerksamkeit zur Schau. Wie dieser Plane und dem Kneifer auf der Stumpfnase hatte sie so etwas von einem Pferdedoktorthumpf.

Manchmal sah Conradine lange zu ihr hinüber. Wie mühselig muß das sein, sich immer ein „Air“ zu geben. Nie einfach und natürlich. Immer mehr vorstellen wollen, als man ist, das geht noch, das macht sich nie Geld und alleriei Brimborium. Aber immer mehr vorstellen wollen, als man hat, o Gott, wie mühsam, wie mühsam — mehr Interessen heucheln, als man hat, mehr Bildung, mehr Seele, mehr Verständnis. Immerhin: es ist auch eine Lebensaufgabe. Was macht den Reiz einer Lebensaufgabe aus? Daß sie es sich nützlich, sittlich und umfangreich ist? Oder daß sie den Menschen beständig beschäftigt, der sie sich erwählt hat? Vom egoistischen Standpunkt aus zweifelsohne das letztere. Das ist die Hauptsache: nur beständig beschäftigt sein! Nur etwas haben, das uns jede Stunde des Daseins ausfüllte. Nur nie zu dem Gefühl kommen, ich liege brach mit meinem Lebensdrang.‘

Conradine schloß ihre Gedankenreihe mit einem Seufzer ab, nahm die Zeitung auf, las, ließ das Blatt auf den Schoß sinken und lauerte auf der zusammenklappen Zeitung die Hände.

Draußen zog das Brennergebirge vorbei, mächtig hingelagert, die grauen Felskuppen und der Fichtenbekleidung grüner Tannenwälder und schräg gezogener Roiermatten erhebend. Drunten schäumte der Inn, und weiße Dörfchen mit bunten Zwiebeltürmen waren heiteren Farbenflecken gleich in die Tiefe gesetzt. Ruhevoll standen greiswaiße Wolken hoch am die Felsenkuppen. Durch das offene Fenster kam zuweilen ein Hauch von Heuduft.

Der Zug fuhr unerträglich langsam. Und doch war es Conradine, als man vor einer Stunde die Brennerhöhe verlassen hatte, vorgekommen, als singe er nun endlich, da es bergab ging, zu rasen an.

Sie dachten am Abend in München anzukommen und dort, nach notdürftigem Aufenthalt von zwei Stunden, den Nachtzug nach Berlin zu nehmen.

In Berlin morgen früh, morgen nachmittag in Hamburg, rechnete sich Conradine vor. Da werden wir über Nacht schlafen müssen, man kommt auch sonst in ganz schlechtem Zustand an; die Eisenbahnfahrerei ruiniert mein Gesicht immer schrecklich. Montag sind wir abends zu Haus.

Es hatte ihr nicht gefallen, Madame mere von dem Grund ihrer plötzlichen Heimreise zu unterrichten. Ihr Entschluß war für jedermann in ihrer Umgebung Gesetz. Allein Madame mère hatte am Donnerstag aus Jasperious Händen einen jener enormen Briefe für Conradine entgegengenommen, die von Herrn Dahland ab und an eintrafen.

Spät abends, sie war schon im Bett, klopfte Jasperion noch an ihre Thür und brachte ihr zwei Telegramme. Sie ging in Conradinens Schlafzimmer und fand die junge Frau im Bett liegend und beim Schein der Kerzen eines breiarmigen

„Turbinia“, das schnellste Schiff der Welt. Nach den Plänen gezeichnet von Georg Martin.

Digitized by Google

Leuchtern, wieder in den Brief lesen, den sie, wie Madame wohl bemerkte, schon nachmittags zweimal gelesen.

Als Conradine, indem sie schnell und etwas verlegen die Briefblätter zu verdecken trachtete, die beiden Telegramme erbrochen hatte, rief sie, ohne sich zu besinnen:

„Wir reisen morgen ab. Mittags zwei Uhr vierzig nach Verona. Dort werden wir selber über Nacht bleiben müssen. Von da übernachten sechs Uhr sehn wach München und durch bis Hamburg. Mit daheim überall Anschluß."

Ich schrieb, sie weiß das Kursbuch auswendig, soweit es die Züge nach dem Norden betrifft, dachte Madame mère. Ohne Aergster zu vermuten, zog sie sich zurück.

Conradine pflegte ihre Briefe und Depeschen achtlos umherliegen zu lassen. Ihrer großen Art hielt es ein für unbendthar, daß ein Mensch ein ihm nicht gehöriges Briefblatt auch nur anrühre; bei ihrer vollkommenen Gleichgültigkeit gegen die Angelegenheiten anderer setzte sie auch bei anderen kein Interesse für ihre Sachen voraus, und was die Dienstboten betraf, nahm sie an, daß dieselben doch unmöglich willkürlerig darauf sein könnten, was Conradine und höherer sozialer Sphäre einander mitzuteilen hätten. So kam es, daß ihre Correspondenz immer über ihre Beziehungen, Pläne, Vergerlichkeiten unterrichtet war, während sie selbst ein lustzed Schweigen beobachtete. Und da sie Felix' Briefe, als sie sie zogen, stets sorgfam verschloß, wurden diese erst recht wichtig in den Augen der einen Frau und des wachsamen Mannes.

Am andern Morgen saß dann Madame mère auch, was Adrian telegraphiert hatte. Die zweite Depesche kam von Lüneburg und lautete:

„Bitte um Rand von Fräulein Richte. Hoffe, trag eisersüchtiger Freundschaft von unserer Seite angenommen zu werden. Brief folgt. Ehrfurchtsvoll Lüngstad."

Madame mère war sehr befriedigt. Sie hatte längst gedacht, daß Phöbe Grabowski am besten unterzebrecht sein würde, wenn man sie an einen Mann von altem Adel verheirate. Daß es ein Mann von Rang und Vermögen sein müßte, verstand sich fast von selbst. Phöbe konnte eben als Tochter ihrer Mutter Gott danken, wenn sie überhaupt unter Dach und Fach kam. Madame mère arbeitete sehr streng über Festes Nutzen, besonders wenn sie ihre eigne Haltung bedachte! Ja, Jugend und Klugheit sind eben doch ein treffliches Geschäft — eine sehr moralische Sache, verbesserte sie sich selbst.

Ueber die hitzige Korrespondenz Conradinens mit Felix Dahlland hatte sie wenigser beschriedigende Gedanken. Der junge Mann gefiel ihr recht gut, allein daß Conradine sich in ihn verlieben und gar zu ihrem Gatten erheben könne, war für die Frau eine unerhörte Vorstellung. Mit Conradinens Vorzügen erwirbt man sich eine Grafen- oder Herzogstrone. Wenn es denn auch nur ein italienischer Herzog wäre! Die italienischen Grafen standen selbst bei Madame mère nicht hoch genug in der Taxe.

Auch dieses Umstandes wegen war sie mit der Heimreise sehr zufrieden. Sie mahnte sich vor, den jungen Mann einmal in aller Lemtseligkeit anzuvertrauen, daß es besser sei, er bleibe in seinen Grenzen und er handle gescheiter, wenn er nicht so viel auf Conradinens Gunst und Gnade gebe; diese mache sich oft ein Bild von Menschen zurecht, und wenn es dann nachher nicht in allen Punkten stimme, falle sie sie fallen. Madame mère erkannte natürlich nicht die tiefen Gründe hiervon, sondern glaubte, daß dies allein in einer launenhaftigkeit Conradinens liege, und daß man ein „Wunderkind" sein müsse, um ihr dauernd zu gefallen.

So zeigte sie denn trotz aller gehaltenen Würde eine gewisse Freudigkeit bei den schnellen Reisevorbereitungen, und Conradine war ihr dankbar dafür. Sie hatte keine Einwände, keine Idiotkunnen, keine widerwillige Duldermiene zeigt um sich erragen können.

Ihre Seele spannte die Flügel aus und schwebte fühn und freidig dahin im Sonnenglanz einer maßlosen Vorfreude. Jeder Nerv in ihr bebte vor Glückserwartung.

Sie stand am Fenster, sah auf die Lagune hinaus, atmete tief und lächelte beseligt. Ihr Gedächtnis war wiederholte ihr fort und fort die Schlußworte seines Briefes.

„O, wären Sie hier, o, könnt' ich vor Ihnen knieen, dort wo die Pappeln rauuen und die Sonne glüht."

Sie war gerührt. Jeder Herzschlag saate es ihr. Ueber die Ferne der drang sein Sehnen, sie fühlte es um sich, wie den lauen Atem der wonnigen Meerluft. Unsichtbarer, einziger, köstlicher Inhalt des Daseins, das gelebt wissen und mit jedem Beben des Pulses, mit jedem Gedanken, mit jedem Traum wieder lieber zu geben!

Sie schloß die Augen, damit das farbenbunte Bild draußen sie nicht aufheimlich störe. Sie wollte seine Augen genau vor sich sehen, die bräunlichen Augen mit ihrem weichen, heißen Blick, und sein feines, blasses, traurig-ernstes Gesicht und die ganze Jünglingsanmut seiner hohen Gestalt.

Auch bedrte ein freudiger Stolz ihre Brust: er hatte sich als Mann bewährt! Er, der Unerfahrene, hatte schnell und sicher den Plan ausgedrillt, auf den ihr Vertrauen ihn gestellt. Sein Erfolg bestehigte sie namenlos. Sie widerstand nur mühsam der Versuchung, ihn fort und fort zu rühmen.

Sie lächelte sich ein, ihr gegenüber Schweigen auch über ihn einzuhalten, und ohne nicht, daß sie alle Frau neben ihr die Bemerkung machte, daß sie während der Reiseverbereitungen und aus ersten Reisetagen noch öfter als gewöhnlich von Felix Dahlland und seiner Tüchtigkeit zu sprechen begann.

Dann freilich wurde Conradine wieder schweigsam und ihre Ihn.

Und wahrend so der Zug, bald um die Felsabhänge des Brennerß sich windend, bald sie durchbrechend, bergab strebte durch laubende Sommerstrine und schwefelig anziehige Tunnellust, vors es Conradinen, als ob sie in einem endlos fremden Phantasie eine lähmende Müdigkeit.

Jeden Augenblick des Wiederscheens hatte sie sich in allen möglichen Formen ausgedacht und zum voraus durchlebt. Sie kam in der Abenddämmerung an, sie jagerend und bleich über der nordischen Ebene lag. Schlaff und kaum noch erkennbar ging oben an der Fahrtenstange das gelbe Flagge Friedrich niedet. Der Wind schwieg, und durch die unbewegte Luft kam aller Klang und Schall merkwürdig laut an ihr Ohr. Als sie durch das Gitterthor eintrat, atmete sie starken Geruch von Seichenland, der von der Krönzen kam, die sich um die Pforte wanden und sich in Bogen zum Schlospportal zogen. Und am Portal stand er, sein Gesicht kaum noch erkennbar in der Dämmerung. Als sie ihn erreichte, sah sie, daß er totenbleich war, und daß aus seinen Augen eine unsäglithe Fremde brach. Dann fiel er ihr zu Füßen . . . Nein, das würde er nicht thun, das tut man nicht, und ist überhaupt, und was sollten die andern denken!

Und sie kam in der Nacht an. Frecht wehte der Nachtwind vom Meer über das Land, und weiße Nebelfetzen wurden in der Finsterkeit hin und her getrieben. Vom Wald her kam ein Rauschen und Brausen, und kein Licht, weder in der Höhe noch eingeben, als der Schein der Wagenlaterne, der flackernd eine lange Wegesstrecke überleuchtete. Dann tauchte es auf, trübe rot und tanchend, bald in grellem Flammenschein aufblinkend, bald als durchglänzter Rauch: das Pechfackeln am Thore von Trebbin. Und am Thore stand er, sein Gesicht verschwand bald im Schatten, bald war es von Purpurglut übermalt. Und er kreckte die Arme aus, um sie herunter aus dem Wagen zu heben, und über ihnen und neben ihnen war wogende, rauchrige Glut . . . Nein, das würde nicht sein, so nicht . . .

Und sie kam am lichten Tage an. Frühtig und rein atmete sich die Nordlandsluft. Klings kand die Natur in satten, grünen Farbentönen, die Frühlingsblüten waren vergangen, die Hochsommerblumen noch nicht erschienen, der Wagen geführt noch nicht — grün, eine Symphonie von Grün! . . . Nein, das würde nicht sein, so nicht . . .

Und sie kam am hellen Mittag. Sie sah es, wie sein atmete sich die Nordlandsluft. Klings kand die Natur in satten, grünen Farbentönen, die Frühlingsblüten waren vergangen, die Hochsommerblumen noch nicht erschienen, der Wagen geführt noch nicht — grün, eine Symphonie von Grün! . . . Nein, das würde nicht sein, so nicht . . .

Und sie kam am hellen Mittag. Sie sah es, wie sein Haus, das weiße, mit den roten Dächern, sich aus dem Grün der Bäume hervorhob,

mit nicht tadelloser Wäsche und langem Haar, das Schauern auf den Auftritten kündet, und eine knochige Frau mit einem hölzichen Kleid und einem Scheitel, der von Quittenfett glatt schien. O, und an der Table d'hote in Bingen hatte eine Dame, mit der Conradine anfällig in ein Gespräch über deutsche Dichter und Dichtkunst kam, die erzählt, daß Klaus seiner Frau zum Xaver Seifel an den Rhein werfe.

Deshalb war Klaus gewiß kein kleinerer Dichter. Aber doch kein Mann, den eine Frau von Geschmack lieben könnte.

Doch man einen Mann beobachten kömmt! Daß man das Mäuschen in seinem Zimmer wähnt, um zu sehen, ob er die guten Manieren nur zur Dekoration für andre dann zum eignen Gebrauch hat.

Conradine war sehr böse auf Klaus. Daß sie ihn unerträglich, und ihre Seele, die hochfliegende, sank und sank.

„Die Reise greift Sie bisomal besonders an," sagte Madame mehr zuerst in Berlin und Dresdnern, als sie Conradine blaß und elend ein Antipyrinpulver nehmen sah.

„Es ist sehr heiß, heißer als in Venedig," antwortete Conradine. „Und so staubig. Man soll den Sommer in Italien verleben, es ist das einzige Land, wo man die Hitze nicht fühlt."

Dann schloß sie die Augen wieder. Sie sprach fast gar nicht mehr, seit sie den Brenner überschritten.

Als sie in Hamburg aufamen, saß Conradine mit ihren müden Augen lächelnd auf Jaspersons Gesicht; er stand am Wagen und reichte ihr das Handgepäck hinein.

„Na, Jasperson, du siehst ja so verhagelt aus! Frau's dir nicht, daß du endlich mal wieder nach Treblin kommst? Es ist doch deine Gegend, du warst zwei Jahre nicht da," sagte sie.

„Gnädige Frau hatten mir Weihnacht vierzehn Tage Urlaub gegeben, da bin ich doch zu Hand gewesen," bemerkte er.

„Ja so. Kutscher, nach dem Hotel L'Europe," sprach sie und sagte sich erschöpft in ihre Wagenecke.

Nachts schlief sie wenig.

Conradine sah schreckhaft zusammen. „Was hab' ich gethan, wohin hab' ich mich reinen lassen! Muß ich warnen, gleich, es sein Zurück!" Liebe ist den Mann, den ich heute abend finde? Oder habe ich getrunken?!

Eine einsame Seele ist immer in Gefahren. Es geht ihr leicht wie dem Wissenwonderer, der, vor Durst verschmachtend, von seinen Kameraden in die Fata Morgana einer Oase aufgenarren sieht.

Das Bedürfnis einer Seele, zu lieben und geliebt zu werden, hat einen furchtbaren, einen rudos gefälligen Bundesgenossen: die Phantasie. Sie kleidet die Wirklichkeit mit schönsten Farben, sie stellt die Menschen auf hohe Sockel und heißt ihnen Verdienstkronen aus Lauber, sie deckt mit ihrem Schimmermeben Mantel alle Häßlichkeiten zu. Sie ist immer geschäftig, Glückszustände hinzumalen, die es nirgends und nirgendwann giebt, sie weiß die Menschen anzuhachseln, mit Einzug ihres ganzen Lebens einen Hiele nachzujagen, das nicht existiert, sie zeigt die besten Kräfte in Bewegung für ein Phantom. Und am furchtbarsten ist sie, wenn sie eine Maske vornimmt und thut, als wenn sie der Gläubige wäre.

Conradine, die zum äußersten erschöpfter, bang ihre Stirn seit in den Kissen.

Die Stunden dieses Tages schienen an ihr unbeachtet vorüber. Sonst hatte sie immer in jeder Interesse gehabt, wenn die Fahrt durch die Marschen ging. Ihr wachsames Auge verfolgte sonst alles, was sich an Naturbildern aus der Eisenbahn aus bot. Das ernste, dunkle Land mit den schwarzen, dunkeln Erdschollen, den riesigen Bauernhöfen und den unübersehbaren Viehtriften gefiel ihr wohl.

In Hamm aßen sie ein wenig zu Mittag. Jasperson, wenn er kam und ging, schonte seine Herrin noch aufbringlicher und flettiger als sonst. Die Zeit schlich. Der Zug schien kaum zu rollen, und von Tängeln an wurde die Langsamkeit unerträglich.

Dann war es wieder sehr heiß. Aber nicht jene leichte fröhliche Hitze des Südens, die heiteren Lebendung in den Adern braut, sondern die schwüle, feuchtgeschlagene, lastende Hitze der Marschen, die das Blut schwerfällig macht und die Gedanken dazu wie in verdunkener Luft hinscheitern läßt.

Am Himmel hing grauer Gewölk. Zuweilen fuhren sie durch einen Regenstrich, der in Übrigem Gestimmer, von Sonnenstrahlen durchleuchtet, niederging und Blumen und Felder wie ein Weinen benetzte. Dann verschwand die Sonne. Es wurde still und lichtlos in der Natur.

Um sechs kamen sie in Tondern an. Der Wagen wartete am Bahnhofe. Es war das Jagdlieferwagen und der Landauer.

An den Wagenlaternen befanden sich Rosenströße, noch leidlich frisch, und auf dem Bock rechts, den Conradine einnehmen würde, lag ein Strauß von roten Nelken.

Sie nahm ihn mit zitternden Fingern. Ihr Herz schlug. Sie fühlte sich krank.

Die andre Frau, selbst nach einer Grausahrung lechzend, bat, Conradine möge doch erst Ihre nehmen. Sie nickte, blieb aber im Wagen, während man in der Bahnhofswirtschaft den Thee für sie bereitete und Madame mära in der Gastzimmer selbst vornehm that.

Jasperson war unfreisch und mahnte zur Eile. Der Himmel sah schwarz aus. Dann, als die Jagdellen stett auf der Chaussee nach Treblin vorwärts trabten, dachte Conradine: Wie mag ihm jetzt zu Mute sein!

Plötzlich durchzuckte sie Eifersucht, bis zum Gefühl körperlichen Elends. Vielleicht gleich ihr vor der Frage erbebend: Was habe ich gewagt zu träumen?

Mit kein Gefühlsbetrübtwung, der so zurückgeholten und doch in übergroßer Nähe aus seinen Briefen sprach, all seine heißen Wünsche, die durch seine Zeilen wehten wie der glühende Südwind, den man auch nicht stehn konnte, wenn man ihn spürte, alles das war plötzlich nur Dankbarkeitsselbstsucht, er sie für Liebe nahm.

Vor der Wirklichkeit mußte ihm nun die Täuschung zerrinnen.

Diese Dankbarkeit — diese elende, schöne, diese unermüdliche und immer begehrte Dankbarkeit, die verlegt, wenn sie sich zeigt und zu Tode verwundet, wenn sie stellt! Stolze Seelen können sich gegen sie aus; sie können sagen, gestehn sein um ihrer selbst willen und nicht aus Dankbarkeit. Und gerade stolze Seelen leiden tief und unheilbar, wenn sie der Undankbarkeit begegnen, denn sie wissen von sich, sie hätten keinen Dank, unendliche Dankbarkeit empfühlt, wenn man ihnen einmal wohlgethan haben würde.

Arm, unbedeutend, schlicht sein, tausend schlimme Lebenslasten dem andern mitaufbürden, der sie wohlt, o, solche Frauen allein können tief und selig im Bewußtsein ausruhen: Ich bin geliebt!

Conradine machte eine schwindende Bewegung, als spüre sie. Der Ekel schüttelte sie. All die Lahlaien gegen an ihrem Gebächtnis vorüber, denen sie Güte, Mitleid, Vertrauen, Hilfe geschenkt, und soll ebenso zahlreich waren die, welche ihr das schlimm gelohnt. Und sie erinnert sich gegen alle, alle, denen sie einmal wohlgethan.

In diesen Augenblicken ward es für Felix fast ein Verbrechen, daß auch er unter denen war, an welchen sie Wohlthat geübt. Sie hätte dankbar bezahlen mögen, arm zu sein; bezahlen, um das Verhältnis zwischen ihnen umzukehren, ihn zum großen Herrn, sich zur Dienerin machen zu können.

Ihre Seele lechzte sich nach einem Zustand schöner Demut, glücklichen Vertrauens. Sie schrieb in der Stimmung dieser Stunden alles auf die äußeren Umstände, die unerträgliche Begierung ihrer innersten Beantragung waren.

„Es donnert," sagte Madame mära.

Von fern her, aber von allen Seiten, als gebe eine große Schallwelle umgiaun, rollte der Donner. Es wetterleuchtete rötlich und verschwommen in kurzen Aufzuckungen im Westen, es blitzte gelbzackig im Norden.

„O Gott," schrie Madame mära auf, die sich bei Gewittern mit nervösen Zuständen wichtig machte.

Gelangweilt sagte Conradine:

„Man wird den Wagen schließen müssen!" Der Kutscher hielt und wurde dem auf dem Kockwagen mit dem Gepäck hinterdrein kommenden Jasperson.

Die Männer unterhielten sich eine Weile auf plattdeutsch, während sie den Himmel rund um beobachten.

Der Kutscher deutete Nordwestgegen schien an der Torgesten. Conradine verstand nicht, was er sagte. Er hatte unter einer großen Nase einen schmalen Mund, der von einem graugelben Bart bedeckt war, dessen Haare in einer wagrechten Linie unter der Nase aufgeben und in dichten und gleichmäßigen Strich abwärts wuchsen, so daß es aussah, als stehe dem Alten ein viereckiges Stück Tornisterfell unter der Nase.

„Also will der Mann?" sagte Conradine ungeduldig.

„Das ist ja der alte Hadersen," sagte Jasperson, ein wenig beleidigt, daß der Herrin den seit vielen Jahren auf Treblin bekannten Leuten mehr kannte. „Hadersen meint, wir sollen in Dagebüll einkehren."

„Dagebüll, das ist der kleine Hof da drüben? Nein, wir fahren, Schnell."

Hadersen nahm seinen Peitschenstiel zwischen die Knie und machte einen neuen Knoten in die Schnüre.

„Der Hadell'n gabt aber nu partuh nich in't Gewitter," sagte er zögernd.

„Wenn das Gewitter sich will, kann jetzt allend stramm oberen nich."

„Also nach Dagebüll," erwiderte Conradine ergeben.

Sie kamen gerade rechtzeitig an. Die Pferde konnten in die Scheune gezogen, die Wagen mit Planen überdeckt werden, ehe das Wetter mit prasselndem Regen und krachenden Donnerschlägen losbrach.

Conradine mußte sich von den einfachsten Besserungen des Hofes wie ein willkommenes, geehrter Gast behandeln lassen. Man bot ihr Erdbeeren mit Milch, Saft mit Wasser, Butterbrot mit Landwurst an.

Conradine lächelte es ab, aber zum Glück gab es für Madame mära keine Menschen, die ihr zu gering gewesen wären, sie in ihrem Dutzlikum zu machen. Und so nahm diese, mit der Sorge beschäftigt, den Fischerei einer verbrennenden mit deutschlichen Tone hervorzubringen, Unterhaltung mit Kosinus auf sich und vergaß über den Komplimenten der Dagenshüter und den Höflichkeiten an den Erdbeeren ihre herkömmlichen „Anhände".

Als das Gewitter vorbei war, ging ein kräftiger Regen nieder, der ganze Himmel war gleichmäßig grau, die Dämmerung brach herein.

„Dichte," sagte Hadersen, der für den andern Kutscher und Jasperson eine große Autorität war, „hat mall alle Anstalten, hüt nich mehr optohören, denn is bal mall beter, wir führt sachte to Hus."

Conradine war einverstanden.

Also hatte sie sich umgemalt, nur nicht diese Heimfahrt im Regen.

Das Wagenverdeck war offen; unsehend, fühlen Aten und verspreugte Tropfen herelnsendend, stritt draußen der Regen nieder. Die graue Dämmerung verdichtete sich immer mehr.

Sie passierten das Hofthor. Keine Fackelfeuer loßten durch die Schatten des Abends, der schwere Regen schlug die Herden, frischen Duft der Gichengurtlanden nieder. Conradine sah sie gar nicht, obschon sie sich aus der Wagenspreze über der Einfahrt in schönen Bogen, gestützt von jungen Tannen, bis zum Schlafgemach zogen.

Conradine fühlte, daß sie erbleichte. Ihr schien es, als müßten ihre schwerzenden Augen tief in den Höhlen liegen.

Der Wagen hielt.

Der Schlafgemach stand Frau Petterson, in der fahlen Beleuchtung mehr anzusehen wie ein ungeheurer Sack als ein Mensch. Hinter ihr im Flur brannten zwei Lampen, die nebeneinander auf dem Eichensich standen.

„O Gott, nee, bei das Wetter! Unsre liebe, teure, gnädige Frau!" rief sie und streichelte Conradine beschieden und zärtlich immer wieder den Arermel des Staubmantels.

Halb erleichtert, halb enttäuscht sagte Conradine:

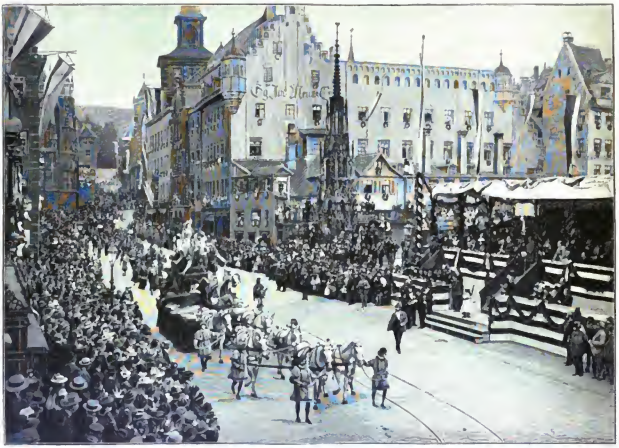
„Guten Abend, meine gute, alte Petterson. Zimmer frisch? Na, das trent mich. Aber so allein? Nicht mal Pfühe hier?"

Sie sagte nach „Pfühe" und meinte einen andern Namen.

„Ach Gott, das arme Lamm wird bei Großvater und Großmutter sein, von wegen das Wetter.

Digitized by Google

Der Wagen mit der das Bundesbanner schützenden Germania.



Der Wagen der Presse.

Das XII. Deutsche Bundesschießen in Nürnberg:

Digitized by Google

Gnädige Frau wissen ja, Großmutter is bange bei's Gewitter, und Großvater thut das Bissen an seine Augen weh," klagte Frau Petterson. „Aber in'n gelben Salon is alles fein voll Blumen, ja, das is es. Die sind von Phöbe."

„Und — und — die Herren?" fragte Conradine, indem sie sich nach dem Verbleib ihrer Reisegefährten umzusehen schien.

„Ach Gott, ich wollt' es ja lieber nicht sagen, aber raus aufs ed doch."

„Und was denn?"

„Es hat auf Jolshaad eingeschlagen und brennt."

VIII.

„Darf ich herein, Tante?" rief Phöbe am andern Morgen hinter Conradinens Thür.

„Ja, mein Kind."

Die Thür ward aufgerissen, und Phöbe kam herein. Sie lief auf das Bett zu, warf sich über Conradine und bedeckte ihr Gesicht mit zahllosen Küssen.

Dann sprach sie gleich, natürlich von sich. Sie saß auf dem Bettrand und hatte ihre Hände im

Zum Modell der Nürnberger Burg.

Wagen der Bierbrauer und Bierverschleißer.

Wagen der Handwerker der alten Reichsstadt Nürnberg.

Wagen der Meistersinger.

Gruppen aus dem Festzuge vom 4. Juli 1897.

Schoß gefaltet. Sie sprach mit großer Lebhaftigkeit, machte aber niemals die allzeregnige Gesticulation dazu. Diese ruhige Anmut der Haltung bezauberte Conradine. Aufmerksam folgte sie dem rasch wechselnden Mienenspiel des jungen Gesichts.

Fritz hat recht, dachte sie, in rund das Gesichtchen, um schön zu sein. Und doch, sehr reizend wirkt die ganze Person.

„Wie ich mich nach dir gesehnt habe, Conradine, das kannst du dir nicht vorstellen! Ich bin so sehr allein, seit Miß Garfield weg ist. Die Großeltern sind zu alt, die verstehen mich gar nicht. Die haben auch blöd lieb. Miß Garfield sagte immer: ‚Liebe ist alles?' Aber seit ich so recht über das Leben nachdenke und auf alles aufpasse, wie die Menschen sich miteinander thun und wie sie zu mir sind, scheint kommt's mir vor, als wenn Liebe allein was ziemlich Ueberflüssiges ist. Ich kann dir nicht so beschreiben, wie ich das meine. Aber es ist so ein toter Schatz, nicht wahr? Wie wenn man in der

Digitized by Google

Wüste kofbaren Schmuck trägt und dabei Hunger und Durst leidet. Nicht? Du verstehst mich aber gewiß, Conradine, und wenn du auch jetzo Jodyr älter bist als ich, bist du doch gewiß so gebildig und erlaubst mir, dich nach allem zu fragen."

„Gewiß, mein Kind," sagte Conradine, „du hast ganz recht: Liebe ist keineswegs alles. Verstehen ist besonders mehr als Liebe. Was hilft Liebe, wenn keine gemeinsamen Interessen, Anschauungen, Lebensgewohnheiten, ästhetischen Behörfnisse da sind? Ich täusche mich wohl nicht: die Verbindung Längwinens hat sich auf diese Gebiete gestützt."

Phöbe sah ihr klar in die Augen.

„Doch nicht das schien's," sprach sie ehrlich. „Ich weiß selber nicht, wie's kommt, aber ich denke jetzt so viel über Liebe und Heirat nach. Das kam aber doch vielleicht durch all die schönen Dinge, die Längwiy mir immer sagte, wo er mich erwischte. Man denkt dann unwillkürlich, ob andre das auch finden. Uebrigens war es doch sehr zudringlich und eilig von ihm, an dich zu telegraphieren. Meinst du auch, ich solle ihn nehmen?"

„Aber mein gar keinen Umständen!" rief Conradine.

Phöbe fiel ihr jubelnd um den Hals.

„Ich danke dir," rief sie, „nun brauche ich mich doch nicht mit ihr zu ärgern. Denn ich hätte ihn natürlich auch nicht genommen, wenn du es befohlen haben würdest."

„So," sagte Conradine, die Arme unter dem Kopf verschränkend, „und was hättest du dann gemacht?"

„Ich wäre weggegangen, eine Stelle anzunehmen oder so. Arbeiten ist keine Schande. Adrian arbeitet wie ein Knecht. Ich bin auch so fleißig, wie ich irgend kann, aber leider giebt es bei uns gar nicht so viel zu thun, daß ich jemals zu dem schönen Gefühl käme, ich bin ebenso fleißig wie Adrian."

„Ja, ja," sagte Conradine und beschloß bei sich, daß Adrian diese Aeußerung wieder erfahren solle. „Aber weshalb hat denn gerade Adrian mir telegraphiert, daß ich kommen solle?"

„O, Donnerlog, das war ein gräßlicher Tag. Längwiy ging mir nach und traf mich bei den Zappeln — erinnerst du dich noch an die?"

Conradine schlug die Augen.

„Und dorte bin, obgleich ich ihm da sagte, er könne mir mein Mann werden, wollte er mich küssen, mit Gewalt. Ich wehrte mich. Aber ohne Felix Dahlland wäre ich nicht imstande! Bewundernswert. Der war sich gut Längwiy, und dent die, der hat ihn gestochen! Adrian verband ihm nachher die Hand. Seitdem nennen sie sich du."

Hierauf schickt Conradine, daß Felix der Verwundete war.

„Schlimm?" fragte sie kaum hörbar.

Phöbe schüttelte den Kopf.

„Mehr interessant als schlimm, sagte Adrian aus Spaß. Na, und dann hat Längwiy sich brieflich entschuldigt, und die Herren gingen sich auch dem Weg. Du stellst sozusagen zwischen ihnen Recht vorstehn. Längwiy kam nachher zu Großpapa und bietet an, Großpapa ist sehr dafür. Sie sagt, es sei doch immer eine Versorgung."

„Dran sollst du nie denken, wenn du dich zum Heiraten entschließt."

Phöbe schüttelte wieder den Kopf mit derselben Miene angekrorter, reiner Seelenruhe.

„Aber ich auch nicht! Ich will nicht versorgt sein. Ich will helfen einstehen. Du sagst doch auch immer, dein Gatte macht dich nicht glücklich."

„Nun, Sorgen machen aber auch gerade nicht glücklich. Deshalb werden sie weiter sorgen, wenn einmal jemand nun dich anhielt, den du möchtest."

„Ach, der Jemand kommt wohl nie," sagte sie lachend. „Wer giebt's auch seine Männer."

„Meine Männer!" meinte Conradine und sah Phöbe scharf an. „Felix Dahlland zum Beispiel."

Das Mädchen war ganz erstaunt.

„Felix Dahlland," wiederholt sie, „ah, bei!"

Conradine sah, daß an den nicht im Traum gedacht wurde. Sie lächelte.

„Und dann Adrian?" fuhr sie fort.

Phöbe sprang auf.

„Adrian? Adrian? Ein solcher Mann sollte je an ein so unbedeutendes Ding denken! O, der verdient die schönste, reichste, edelste Frau auf der Welt. Fällt den ist die Beste gerade gut genug, du, Conradine, du . . ."

Sie warf sich wieder über die Liegende und küßte ihre Wangen. Sie weinte.

Conradine kreichelte ihr das Haar, und nach einigen Minuten sprach sie ganz unbefangen:

„Zieh die Gardinen zurück und sage mir, was für Wetter ist, denn ich schon von Feuer auf Wiedsehen gesehen hab."

Phöbe ging zum Fenster und berichtete:

„Es regnet, endlos, scheußlich. O, wie sich Herr Dahlland wohl ärgert! Ich meine schönen Gärtnlanden, die er hat machen lassen. Halt du gesehen gestern abend? Das thut die nächsten Tage nicht mehr not. Na, auf Gottesbogen können sie ja immer 'n feuchten Sommer hoffen, besonders als 'n trockenen. Den Tort können sie schließlich künstlich trocknen. Denke dir, Adrian hat neulich Hagelschlag gehabt. Der Agent hat sehr comiant ausgesahlt."

„Und das Feuer auf Aschthalk?" fragte Conradine mit wehmütigem Lächeln. Sie neidete dem Hause dieses Interesse an dem Torf und dem Haser des heimlich Geliebten.

„Es ist gestern schlimm gewesen. Die Hütter, worin die Ochsenwärter wohnen, sind ausgebrannt, dann die Schennen — das letzte den ist aber erst vorkurz gemalt, und hat also noch nicht brennen gewesen. Der Schaden ist nicht groß, sagt Felix, und da doch wohl Bauteile kommen wegen der Ziegeln — die Sachverständigen sagen, sie muß unbedingt gebaut werden — so ist es sehr bieder aufgeholt. Ueberdem ist so versichert. Im Schaden ist auch niemand gekommen."

„Du hast Herrn Dahlland schon gesprochen?"

„Ja, in die Nacht mußten aufstehen und sah mal nach, ob die Leute mit der Spritze schon wieder da waren. Ich wollte mal hören, ob die Colsdorfer Spritze mit zum Löschen dagewesen ist. Zum Glück kamen sie gerade an. Felix und den alten Nitz. Denke dir, die Spritze hat großartig funktioniert. Adrian hat sie nach seinen Angaben von seinem Stellmacher bauen lassen."

Conradine begriff, daß sie nur über Adrian und seine Angelegenheiten unterrichtet werden wollte.

„Ich will aufstehen. Schicke mir die Jungfer mit Tee her. Ich gehe da so lange in den gelben Salon; da findest du auch Toyschocht, du kannst sie ausräumen, was drin ist, gehört dir — die weiße — nicht die braune Schachtel," rief sie noch hinter Phöbe her.

Die Jungfer war daran gewöhnt, daß die Herrin während des Ankleidens einige freundliche Worte sprach. Heut hielt Conradine stumm.

Ihre Gedanken gingen immer wieder auf allerlei überflüssige Erwägungen ein.

„Wenn ich nicht gekommen wäre! Brieflich hätte sich dies alles auch ordnen lassen und bequemer für mich! Vielleicht aber ich mit der längeren Trennung völlig klar über dod geworden, was mein Herz will."

Aber sie war nun einmal hier, und es hieß, voll Hatung die nächsten Stunden überstehen: Fester begegnen und ihm danken für die Entfernung Längwiy, für die Entdeckung des wertvollen Thons und endlich am wärmsten dafür, daß er Phöbe vor einem brutalen Angriff beschützt; dann hieß es, mit Längwiy Gericht abhalten.

Diese letztere Aussicht war ihr so unangenehm, daß sie sie festanbeutung dachte: hätte Felix doch die feine Schauderein entdeckt! Dann schlimme sie sich bieser Regungen.

Wenn doch wenigstens Adrian da wäre, dachte sie. Und wie auf ein Stichwort, hörte sie gleich darauf nebenan die Thüren und seine bewunderten Anstrufe. Als sie dann selbst in den Salon trat, stand Phöbe mit ausgebreiteten Armen und hielt sich ein Kleid von weißen Spitzen und blauen Schleifen vor, das in der Torschachtel gelegen, und Adrian, die Fäuste in den Seiten, stand etwas verlegenig vor ihr und lachte. Nach einer Meinung war dies ein Kleidungsstück, welches zerreißen mußte, wenn man es anfaßte.

Nun wandte er sich um, als er die Thür gehen hörte. Sie liefen aufeinander zu, er und Conradine, und hielten sich in tiefer, ruhiger Freude fest an den Händen.

„Sieh du, wie schön, daß wir dich endlich einmal wieder haben! Also Mord und Totschlag und beinah' passieren, ehe du kommst! Bist du mir auch bös wegen des Telegramms? Nachher dachte ich auch, am Ende wär's nicht nötig gewesen, und du hättest Felix schriftlich eine Bastmatte schicken können, den Schaft! tausendmeinetwegen. Aber im Moment dacht' ich bloß, daß Phöbe doch recht verlassen sei," sagte er herzlich.

Sie sah ihn an.

„Wie männlich und wie ernst du aussiehst!" rief sie, „du bist viel älter geworden, du siehst aus wie ein Mann von Mitte dreißig."

Sie hatte ihre Hände losgemacht, bes verbrouckt einen. Aber es geht anfwärts, Conradine, aufwärts. Ich werde ja wohl! geschrieben nicht ganz alt und grau darüber werden, ehe ich über 'n Berg bin. Denn ich! also nicht ganz ohne sich, weißt du, kann ich an mich selber nicht denken."

Phöbe packte still und sorglam ihr Schpenfeld ein. Ich werde es doch wohl nie tragen! dachte sie wehmütig.

„Und was sagt du denn zu all den Heldenthaten von Fritz Dahlland?" Da hast du mal eine glückliche Hand gehabt! Hat er dir erzählt?"

„Ich hab ihn noch gar nicht," erwiderte Conradine. „Jetzt, jetzt," dachte sie, „Adrians Gegenwart erleichtert es" . . . „Wir sollten ihn doch herbitten lassen," sprach sie laut.

„Ich habe ihn."

„Aber nein."

Sie kingelte. Sie vermochte zu ihrem eigenen Erstaunen ganz unbefangen zu der eintretenden Jungfer zu sagen:

„Ich lasse Herrn Dahlland bitten, sich gütigst hierher zu bemühen."

Und dann wanderte sie sehr heiter mit Adrian, sie sprach viel lauter als sonst und lachte viel mehr als sonst, und die kleinen Erzählungen von den Beschwerden der schweren Reise hörte dieser gleichfalls gar heiter an. Es verschlug ihnen beiden gar nichts, daß verdorbet, dachte Phöbe, aber ich hab's früher nicht gemerkt, daß sie so was Unruhiges an sich hat.'

(Fortsetzung folgt.)

Hawaii.

(Schluß der Abhandlung und „Heft und Leben".)

Mit der Uebernahme des Protektorates über das Sandwich-Archipel durch die amerikanische Union haben diese fernen, herrlichen Eilande das Interesse der zivilisierten Welt erneuert in hohem Grade wachgerufen.

Hawaii und die verschiedenen, teils friedlichen, teils blutigen Umwälzungen, welche das im Rinnenpunkte der Machtsphäre Nordamerikas, Englands und des mächtig aufstrebenden Japan liegende Hawaii in den letztverflossenen Jahren durchgemacht hatte, die Antwerpschwerkt der gewaltigen Welt wechselnd zu kriegend nahmen, so sanken doch alle jene innerpolitischen Zwischenfälle vor nunmehr völlig entgegengesetzter Lösung der hawaiischen Frage gegenüber zur völligen Bedeutungslosigkeit zusammen.

Das ehemalige konstitutionelle Königreich Hawaii, nach nach Absetzung Liliokalanis, der ehrlich Kandidaten des gesamtsittigen und durchwegverderbten Kalakaua, der republikanische Regierungsform annahm, besitzt auf zusteil, zwischen den 18. und 23. Grad nördlicher Breite und zwischen 155. bis 160. Grad westlicher Länge von Greenwich liegenden Inseln vulkanischen Ursprungs mit durchaus tropischer Vegetation, von welchen Inseln jedoch drei völlig unbewohnt sind.

Nur die Inseln Hawaii, Maui, Oahu und Oahu, diese mit der Hauptstadt des Landes, Honolulu, sind für den überwiegenden Handel, welcher sich teils in englisch-amerikanischen, teils in deutschen Händen befindet, von Bedeutung.

Trotz der Nähe der Aequatorial sind die klimatischen Verhältnisse des Inselreiches, hauptsächlich infolge der regelmäßig einsetzenden Passatwinde, nur der Europäer wie ungemein günstige.

Unter der Einwirkung der mit Wasserdämpfen gesättigten Atmosphäre bedeckt sich der Boden mit der üppigsten und großartigsten Vegetation. In ungeahnter Farbenpracht prangen die verschiedensten Orchideen, Farne und mächtige Palmen, Zehnmeterbäume, Mango- und Bananenplantagen wechseln den riesigen Landschaftsbildern einen unterbrochenen Reiz.

In den breit gestreckten üppigen Ballonen der Ebene, dem Manua Loa, Manua Kea und den Kilauea, mit ihren gewaltigen Kratern, ferner in den Bergen, welche die Inselgruppe einer Schneewurdigkeit, die an majestätischer Größe wohl von keiner anderen beider Hemisphären erreicht wird.

Die Bevölkerung Hawaiis ist sich des Ueberwältigenden jenes geradezu wunderbaren Naturschauspiels, welches ihre gewaltigen Vulkane bieten, wohl bewußt. Allenthalben begegnet der Besucher der Sandwich-Inseln gestlichen Abbildungen der vulkanischen Phänomene Hawaiis, und

Digitized by Google

eine Reihe anziehender, farniger Sagen, welche den ewigen Kampf der weiblichen Elemente in sanfter, poetischer Formen kleiden, knüpft an die malerischen Felsen Höupfer seiner bedeutsamen Fernsichtlinie an.

Die eingeborene Bevölkerung Hawaiis, welche sich selbst den Namen „Kanaken“ daß ist „Menschen“, beilegt, gehört der polynesisch-malaiischen Rasse an. Die Männer sind hochgewachsene, kräftige Gestalten mit braunen ausgeschlotter Muskulatur, die Frauen von wohlentwickelt Ebenmaß der Glieder, schlank und zart gebaut, gehören zu den schönsten Menschen bisher bekannt geworden. Die Hautfarbe der Kanaken ist von gelbrothe Nuance, welche man mit dunkel-olivenfarbig zu bezeichnen pflegt.

Tücken, schmarzen, sind wollüstig, bei aber Verübung eigentümlich sinnlichen Neigungen ungemein scheu und furchtsam. Ihr Gesichtsausdruck ist gewöhnlich ein ernster Ausdruck, welcher man mit dunkel-elementarischer Ruhe bezeichnen pflegt.

Thätig

Copyright, 1901, by Franz Hanfstaengl, München.

Sommerluft. Nach dem Gemälde von Paul Wagner.

Digitized by Google

Die Insel Torghatten. Originalzeichnung von E. T. Compton.

Digitized by Google

Das III. Deutsche Bundesschießen in Nürnberg.

Mit Abbildungen Seite 716 und 717 nach Skizzenaufnahmen von Prof. C. Wagner in Nürnberg.

Lange ist es in Nürnberg nicht mehr so lebhaft zugegangen, wie in den ersten Tagen des Monats Juli dieses Jahres. Gott sei dank, den von allen Seiten Deutschlands, ja auch Oesterreich, der Schweiz, Belgien und selbst aus Amerika zum XII. Deutschen Bundesschießen herbeiströmenden Schützen einen würdigen Empfang zu bereiten.

Auf dem Festplatze, dem Marsfelde, waren nun die erforderlichen Baulichkeiten schon längere Zeit auch den Plänen von Professor Franz Brochier in großen Stil hergestellt. Die haarsträubendsten Verstöße, die Nürnberg seit 1356 Schießständen hatte eine Länge von nicht weniger als 325 Metern und die prächtige Festhalle eine solche von 145 Metern.

Der Gabentempel, welchen Spitze einer von dem Bildhauer Jagenbrod modellierte Glückgöttin krönte, nahm die Mitte des Festplatzes ein. Alle die vielen Bilder und Schaubuden daher hatten die bekannteren Nürnberger Bierbrauereien in den mit allem Komfort ausgestatteten Schutzhallen Obdach gefunden; und hier wurde denn auch fleißig gezecht, gleichviel war auf dem Festplatz durch eine getrennte Rechnahmung vertreten.

In der Stadt selbst hatte die meisten Häuser ein Festgewand angelegt, in Tannengrün und Blumenschmuck prangten die alten Spitzgiebel und gothischen Erker, Ehrenpforten waren in verschiedenen Straßen errichtet, und von den nächtigen Bastionen und altertümlichen Türmen lud man weit ins Land hinaus bunte Fahnen und Wimpel flattern.

In den Wirthshäusern bei allen Gastmahlen hielt ein fränkischen Landsknecht in der Tracht des sechzehnten Jahrhunderts mit breitem Schwert und langem Spieß Wache und begrüßte mit Trommelschlag und militärischer Ehrenbezeugung den auf dem hinteren Schwert Wall aufgestellten Feldschlangen die Aufmerksamen. Ein Schützenzug langte nach dem andern auf dem Bahnhofe an und wurde mit Gruß in die Stadt zum prächtig gedrängten Rathhause geleitet, wo die Fahnen abgegeben wurden.

Am 3. Juli war die Verpflegt der Schützen in der Stadt eingetragen, und am Abend des genannten Tages fand im Würtembergers Hof das Festbankett der deutsch-amerikanischen Schützen statt, daß einen glänzenden Verlauf nahm.

Die eigentlichen Festlichkeiten nahmen am 4. Juli ihren Anfang mit dem großen Festzuge, dessen einzelne Gruppen schon prächtig am Vormittage auf den großen Ringplatz vor dem Spittlerthor ob sich zum Laufe ihrer Aufstellung genommen hatten. Um 10 Uhr nahmen dieselben sich unter dem Klange der Musik, geleitet von der Nürnberger Turn- und Sängerwehr, breiteren Straßen und einem Fahnen Laubthorbogen, in Bewegung legen. Den Bewunderst bildete die mittelalterliche Gruppe, von denen besonders die verschiedenartigsten Schützen in ihren mit Sternenbannern geschmückten Wagen von der Bevölkerung jubelnd begrüßt wurden. Ein kolossiertes Musikcorps führt dem von Pferden und Reiter Cuirassier einhergehenden Festwagen vorüber, der die Ihronenden, das Bundesbauernschützenbund Germania enthielt. Dann folgten die Nürnberger Schützengesellschaften und die Vorstandschaft des Deutschen Schützenbundes und des Gesammtausschusses in Wagen. Tadelloser und Feuerliebe Haltung boten hier Nähen der Nürnberger Schützengesellschaften,

indirekten Schuß ausgeführt ist, hat man von dem 5 Meter breiten gedeckten Weg eine 3 Meter hohe Glacisbrustwehrung erreichet. Hinter dieser letzteren liegt durchgehends ein Schützenauftritt, und in den ausspringenden Winkeln befinden sich Wehrnischen mit Doppelwarzenlos zur besseren Vertheidigung des Glacis.

Auch hinter der Brustwehr des Unterwalls liegt ein Anstandsgehöre unter der Frontlinie ein breiter Wallweg für Infanterie, ausbenen in den ausspringenden Winkeln und auf der grade Linie vertieft eine Anzahl von Geschützbänken, an die die Geschütze durch Rampen hinaufgeschoben und dadurch ein größeres Gesichtsfeld erhalten. Zwischen je zwei Geschützen liegt meist eine tiefe gedeckungs und bedeckt viel Raum herumbemalte Infanteriewehr, deren Vertheidigung mit den Geschützbänken, wozu dem Wallgange durch dicht an der Brustwehr befindliche enge Poternen (Thore) hergestellt wird. Die Kehlen und Hinterthore der Werke sind geschlossen und Bereitschaftsstellungen für die Infanterievertheidigung.

In der Kriegszeit besitzt jedes Fort einen Hungerthurm mit Lebensmitteln und Munition, und der Garnison auf der zunächst bebauten Front steht mit einem bis zwei Geschützen bereit ist.

Wenn heutzutage Festungen sind die am meisten exponierten Gesichte auf dem Kanalier gebracht. Jedes einzelne steht hier zunächst zwei Traversen, und nicht selten sind vor beiden Seiten noch in gegenseitigen Kasematten angebracht. Die Stärke der Geschützaufstellung eines Forts ist von der Größe desselben abhängig, doch beträgt sie nur ausnahmsweise mehr als sechzig Stück. Von diesen pflegen die drei mächtigen Thore, die 15,5 und 21 Centimeter-Kaliber, der Rest theils 12 Centimeter-Kaliber angegeben. Die ersteren dienen zur Belegung des Kanalier mit der Hauptmasse und den Vorgeschützen, die letzteren zur Belegung des Unterwalles. Kurze Kanonen und Mörser sind nur selten, dann aber immer nur in geringer Zahl vorhanden. Ihnen werden, sobald sich ein ernstes Mittwollen für die Grabenvertheidigung Verwendung.

An dunkelsteren Unterkunftsräumen ist kein Mangel. Zunächst liegt im Innern des Hofes, dem Kanalier und engen Trdmaße gegen direkte Feuer geschützt, ein geschlechtes, bombensicher eingedecktes Kasernement, deren Fenster auf die dem Feinde zu sehen sind, und Kasernenhof hinaus. In den Kasernement gehören zwei kasemattierte Batterien, welche, in Höhe des unteren Stockwerks auf der dem Feinde abgewandten äußeren Seite unter den Grasmaale liegend, den Forthof und das Kasernement verteidigen.

Unter dem Hauptwalle dieses liegenen sind neben zwei kasemattierten bombensicheren Depots für Munition zwei Munitionskammern erbaut, von denen erstere nicht allein durch Aufzüge unterstanden, sondern zugleich durch eine zum Hauptwalle des Kanalier hinaufführende Treppe mit dem letzteren und mit den Wallgängen des Forts in Verbindung stehen, wodurch ein schnelles Zuschaffen einzelner Gefechte innerhalb wie der Vertheidigung des Forts gegen die gewissen Gefechtsaufstellungen des Forts ermöglicht wird.

Daß für Lagerunterkunftsgegen, Backvorrichtungen und Brunnen gesorgt ist, bedarf kaum der Erwähnung, dagegen besitzen bei allen Speerforts Minenanlagen.

Die normale Besatzungsstärke eines Speerforts beträgt je nach seiner Größe 250 bis 600 Mann, doch sind 1000 Mann und voll im Kriege zumeist von den Regional-Regimentern gestellt werden. Im Frieden unterhält sie selbstständig, meist, abgesehen von den Festungen, der Genietruppen, nur einzelne auf den Speerforts liegenden Truppen Gegenstand vollzähliger Klagen gewesen ist. Das dürfte als eine Folge der durch die Bauart bedingten Unbequemlichkeit anzusehen sein.

Da man, vielleicht nicht mit Unrecht, annimmt, daß die rechtzeitige Ausrüstung der Armeeregarbelen zu Kriegsfuße vollständig und Schwierigkeiten frühen werden, und man jene an beiseiten wichtigen und gefährdeten Stellen der Grenzgebiete schon im Frieden aufstellen lassen. Hierbei ist man sogar so weit gegangen, daß man selbst der Friedensbesatzung in Bagdelone und auch den Erbauern der Grabenkasematten Mannschaften zu Kriegsfuße hat.

Indem man den Leser nun in verschiedenen mit den französischen Speerforts, wie sie, obgleichen von einzigen Verhältnissen durch Landschaftsverhältnisse, im Durchschnitt ziemlich ausgleichen, bekannt gemacht, so hegt die Hoffnung nicht zu weit der Angriff gegen ein solches Fort aufgeschrieb? Daß er eine Notwendigkeit ist, sodaß überhaupt die Existenz eingreifen muß und daß dann manchmal auch ein Fort angewachsen werden muß und auch die Kaubarkeit wird aufgeben müssen, haben wir früher schon angedeutet. Daß er ferner nicht mit den Mitteln der Festungen geführt werden kann, daß hierzu vielmehr und Belagerungsartillerie mit sie nicht Hoffe beschaffen gegenseitigen Gesichtsmaterial und bombarder Munition (Brisanzgranaten) beigegeben werden muß, versteht bei entsprechender Wirkung zugleich eine genügende Bevorgungsschlagfeld betrip., um auf gutbahnen Straßen der Zeitvorrat lagern zu können, liegt nicht, wenn anders nicht die Behauptung Zenais mehr werden soll, daß die französischen Speerforts nur durch Hunger bezwungen werden können.

Daß ist der Grund, daß bei den Armeen der kontinentalen Großmächte für den Kriegsfall die Aufstellung einer Anzahl mobiler Belagerungsbatterien — mit auch den Geschützen gezogenen — mit den zugehörigen Munitionsdepots, im Gefolge einer Art Positions- oder Armee-Artillerie vorgesehen ist, für welche das Material und teilweise sogar die Bespannungen schon im Frieden bereitgehalten werden. Auf dem breiten Gelagen regiert sich ferner, daß ernstlich die möchtigen, sich verhältnismäßig hoch über den Bauhorizont erhebenden französischen Bauten den Nachhaltungsgeschützen und Mörsern der Angriffsbatterien überaus günstige Zielobjekte bieten, andererseits aber die beschränkten Raumverhältnisse im Innern zwar Werke, und den zahlreich vorhandenen Bombensicheren, den Belagerungsgeschützen, Haubitzen und schweren Mörsern eine überaus günstige Wirkung in Aussicht stellen, wobei deren Sprengstücke unter der Besatzung verheerend wirken müssen, sodaß Widerstand lange machen dürften.

Voraussichtlich werden alle drei Gesichtsarten zu annähernd gleichen Zeiten in den genannten Batterien in Gestalt von Kanonen und Haubitzen auftreten, von Mörsern schweren Kalibers vertreten sein, zumal auch die auf den Kanalieren der Speerforts steht in geringerer Zahl aufgestellten schweren Hinterladungsgeschütze zu gegenseitiger Verwendung, zu Wurfgeschützen aufsuchen, damit man, ohne zu spitzwinkelnden Annäherungs- und Batterieanlagen gezwungen zu sein, sich unter Umständen auch den Geschütze gehörenden Deckungen möglichst bereits bereiten Feuer entgehen, dagegen selbst durch indirektes Feuer wirken kann.

Ungefähr wären die Mittel, die aufzuwenden lassen, als Feststellungen mit Telephonleitung eine genaue Beobachtung der Geschützaufstellung ermöglichen. Auf diesen Wege wird es möglich sein, meist in verhältnismäßig kurzer Zeit ein Sperrfort in einen Trümmerhaufen zu verwandeln und ohne zur Durchführung eines eigentlichen Artillerieangriffs genötigt zu sein, den Sturmangriff vorzubereiten, der das Werk endgültig in die Hände des Angreifers zu liefern bestimmt ist. n. z.

Fern der Heimat.

Hans Petzhe.

Es war eine Sturmnacht. Das Meer gehte, und die Wellen brandeten jagten wie dringende Verdammten. Mitunter drang ein Brodeln aus ihren Tiefen empor, — Wehe, die jetzt in den Gischt geraten!

Nicht weit von dem Gestade, in dem empörten Element, schwamm ein morsenhaftes Menschenungeheuer. Einst von den wilden Tyrern, die es gebaut hatten, gejagten hatte. Es trieb durch den Schaum, willenlos, bald hierhin, bald dorthin gewaltet. Jetzt thrente es oben auf einer riesigen Wasserwoge, jetzt wurde es wieder in die gähnende Tiefe. Endlich nahm ihn eine Welle und trug ihn in die Brandung. Und von dort trug er mit Kniefchen zu riesigen Schaum und den Strand hinauf.

Da lag er still. Der Regen prasselte auf ihn nieder und wusch ihn durch das gepeitschte Naß. Und wenn die Riese niederkommen, sahen sie in ihm einen Menschen, der nicht mehr lebendig.

Die Nacht war vergangen und mit ihr das Toben der Natur. Nun lag ein heller Tag auf dem Meere, daß in seinen schönsten Farben prangte, daß in dem sich die lachenden Strahlen der Sonne brachen. Von dem Frischerdächen, das hinter den Dünen lag, kam Glockenläuten. Die Leute trugen ihre besten Kleider und gingen zu einem Dankgottesdienst, den ihnen der fremde Priester, dem stillen Psalme pr, den für den Friedhof der Heimatlosen nennen. Dort sangen sie ein Kirchenlied. Dann folgte Totengebet, dann schütteten sie die Gruebe zu und warfen einen kleinen Hügel darüber auf. Ein Kreuz wurde hineingestellt, gerade auf Fußhöhe lag geborgen. Darauf stand: Unbekannt. Ertrunken 46.

Namen giebt es an dieser trüben Stätte nicht . . .

Die Tragödie des Todes ist damit zu Ende. In einem unbekannten Lande aber wird sie — wird sich noch manches Male mit schwarzen Lettern füllen . . .

Stelle im Walde.

Versteckt von allen, moosbewachsenen Tannen, Im Umgelbet von den Mitnags Sommerfeuer, Wo Licht und Träume unerlaubter rannen, Tief, tief im Wald lag mein Versteckheim. Dem Strande Flang das Rauschen einer Welle, Bis sie in unserm Liebestraum verhallt; Wir hatten uns gefügt an jener Stelle Und sich gehalt im tiefen, tiefen Wald. Und als wir voneinander Abschied nahmen, Wir waren bort zum letztenmal allein, Wir schwuren zu zwei Tannen unter Namen, Die müssen jetzt noch da stehen sein. Wie oft, als hörte ich die beiden Tannen, Wie oft es hieß uns ihren Namen spricht! Wo bleibt die deine? Ihr ginst doch nicht von meiner? Wir wanderten schon lange — kennst sie nicht?

Karl Bulcke.

Das „Himmelbrotschuhen" zu Kaufen.

Hugo Arnold.

Geschildert von Fritz Bergen.

Wenn im ewig einförmigstillem Thale die wogende Saatfluch die Marken Deutschlands und Oesterreichs scheidet, da — einige Stunden unterwegs Salzburg — entrauscht der durch Morschreisenbanten gehobtigte Gebirgsstrom in mächtiger Schleife einen weit nach Norden vorspringenden Feldkeil, der auf seinem Rücken das beschränkte bayerische Landstädtchen Laufen trägt. Jenseits auf dem rechten Ufer liegen die Vorstädte Oberndorf und Arnach, die erst durch die Teilung der Fürstbistums Salzburg zwischen Bayern und Oesterreich von Laufen abgetrennt worden sind (1816). Mit der Brücke, mitten im Herzen der Orte, stehen jetzt die Grenz- und Zollbeamten.

Von der Brücke aus schweift das Auge durch ein herrliches Landschaftsbild. Zur linken schmiegen sich die Reinen, zwischen Laufen und Oberndorf mit freundschwarzen Schindeldächern dunglich auf den Hügeln gelagert, zur rechten Hand aus den Wellen des Influsses emporsteigt und ihnen kaum Raum vergönnt; aber der mit blühenden Obstbäumen bestandenen Höhe erhebt sich die Landwirtschaft des Bauernstandes, der malerische, bunte Hannsberg. In Frieden einsteht die durch die Schneeschmelze hochgehende Salzach, und in heutiger Ferne, zum leuchtenden Farbenschmelz übergossen, dehnen sich Tempo und Salzburger Bedene, hinter welchen die schneigen Zacken des wilden Tännengebirges, die riesbedeckten Gipfel des Hohen Göhlstein und des Steinernen Meeres auf dem Hier Himmels hervorblinken.

Zur Rechten liegt Laufen, so genannt von der Festenlette, die sich in den Nagelfluhfelsen herumzieht und eine Ehrenschutz bildet. Von früherer Herrlichkeit ist dem Städtchen wenig mehr geblieben; in den weiten Sälen des ehemaligen gästigen Schlosses, in Landwerren, der Fürstenfeldbrücke von Salzburg, haben ernste Gestalten, graue monotone Bäder, die Werkstätte aufgeschlagen; die einst in hoher Blüte stehende Schiffahrt hat der Eisenbahn weichen müssen und der Verkehrsherrschaftliche soll völlig vernichtet. Allein immer noch ist der Charakter einstiger Bedeutung nicht verwischt, der sich in der Zahl der Kirchen und prächtigen typischen Architekture ausprägt. Hohe Gebäude thronen die engen Gassen. Mächtige Spitzbogenportale, gotische Portale und Simsen zieren und die Zeit der Gründung, der weitgehenden Macht auf den Wohlstand der ehemaligen Patrizier: die hoch emporragenden, mageredi abgeschalenen Giebelwände manifestieren sich in Dächer und ebenen die Fenstern italienischer Städte nach, eine Bauart, welche durch die lebhaften Verbindungen der Fürstenhöfe von Innsbruck und Salzburg mit Italien und über die Alpen Eine und dem Laufe der Fürstin entlang bis zur Donau wanderte.

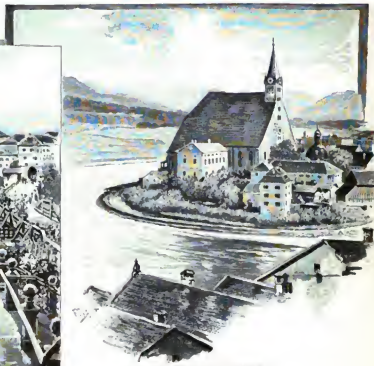
Auf der dachereien Spitze der Landzunge, durch einen mächtigen Thurmbau mit der Burg Wasserburg verbunden, ragt das Wahrzeichen der Gegend, die Stiftskirche, empor, ein mächtiglicher gotischer Hallenbau mit drei weiten Schiffen und einem riesigen Chor, dessen Fuß die alte romanische Turm umgeben emporstrebt. Reiche Kunstgebilde enthält das Innere, und eine besondere Merkwürdigkeit bilden die Fenster, teilweise bis in das dreizehnte Jahrhundert zurückreichend, herrlich und künstlerisch verschossen Gestalten in der Kirche und in dem an den alten Seiten umgebenden Kreuzgang. Ein Verzeichnis der Namen der adligen Geschlechter der Umgebung und der fürstlichen Patrizierfamilien, und mit ihnen liegt vor seinem geistigen Auge die unendlich reiche Zeit der Kämpfe und Siege, aber auch Bieles weh für den Kampfesmann und Kriegsherrn zu melden. Nahegen Ritterwämmer und edle Bürger liefen zum Beispiel von Laufen aus Aufgebote für die alte romantische Zeit der Fehde (1322), und so oft ein Feind von Salzburg zog, stürmte er sich durch die Vorstadte Laufens, des Schlüssels zum Salzburger Land, bei Oberndorf.

Aber die Hauptthätigkeit der Laufener Geschichter, deren Vorsichten sich in das achte Jahrhundert hinein nachweisbar sind und von denen einige — wie Odilo — Bischöfe zu Passau wie in Mut die Erben romanischer Kreuzwerker aber romischer Kolonisten sind, wandten sich mit Vorliebe kirchlichen Gebäuden und kirchlichen Einrichtungen zu: die adligen Familien der Umgebung zogen in die Stadt und verschwanden nicht, ihren Sitz durch Geschlechtel zu wechseln. Statt ist der Verkehr der Gegend mit Salzen im Gaue, der den Laube, dem Flusse und vielen Orten (Salzburg, Hallein, Reichenhall) den Namen gegeben hat, und nicht minder oft ist der Verkehr über Hochgebirge mit dem Wasserwege. Schon sehr frühe, im dreizehnten Jahrhundert bereits, arbeiten daher die Landesherren, die Erzbischöfe und dem Stifte St. Rupert, das der Verwesung durch eine weltherrliche, in ihren Grundzügen bis in unser Jahrhundert erhaltene Organisation. In dieser Ordnung trat und stand jeder an seiner Stelle und wirkte, wie wenig es der unberufen Zeit gefallen, über die Institutionen des 17. Jahrhunderts hinweg, den Stab zu brechen. Die Schiffer bildeten eine innigen gegliederte und geschlossene abgestufte Innung, an deren Spitze die erblichen Schiffherren (Grundherren) aus adligen Geschlechtern standen; an sie schlossen sich die Herren und Ramp und Amtsmeister genannten Schiffer an. Bis auf die Gegenwart werden übergaus ausdrücklich Abkommlinge einer Schiffermamilie, und zwar nur solcher ehelicher Geburt, zur Schiffahrt zugelassen, wobei es kommt, daß Name und Stammbaum einiger Familien sich bis ins vierzehnte Jahrhundert zurückführen lassen.

Mit der Organisation der Innung (1278) wurde den Schiffern die Verpflichtung auferlegt, die übrige Bürgerschaft bei der Verteidigung der Stadt zu unterstützen, und von da an bildet die „Schiffergesellen" eine selbständige Truppe der Salzburger Landwehrmiliz, die mit dem

Digitized by Google

Pfalz auf Hausen vom Aufgang zum Oberndorfer Kalvarienberg.

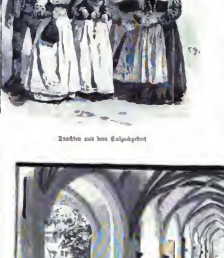


Die Schlachtfelder auf der Tullnerfeld-Hochfläche.

Anfall ihres Wahlgenossen Oberndorf an Oesterreich an den Kaiserhaus übergang und selbst dann bestehen blieb, als ständische Bürgerrechten und dergleichen in Oesterreich aufgelöst wurden. Kriegerische Thätigkeit, wie in vergangenen Tagen, ist zwar nicht mehr ihre Aufgabe, aber die Mitglieder setzen ihren Stolz darein, kirchliche und politische Feste durch Aufzüge und Paraden zu verherrlichen. Diesem Bedürfnis kommt die schmucke, malerische Uniform sehr zu statten: schwarzbraune Wattenröcke mit weißen Aufschlägen, lichtgrüne Beinkleider, Kurzschnurbarte mit weißem Federbusch und goldenen Agraffen auf der aufgeschlagenen Krempe, weißes, über der Brust gekreuztes Lederzeug, Säbel und langes Bajonettgewehr, die Offiziere tragen Schärpenbüchel, mehrfarbte Schärpen und Federhut. Die älteren Mitglieder, in Ritter und Mühlrad eingeteilt, bewahren das Kostüm der Altvätter: in der vorderpommerschen Tracht führen sie die unachtige Hellebarde, den Leib umschließt ein langer Rockenrock, unter dem die lange weiße Schafwolle, schwarzsammtne Kniehosen mit weißen Strümpfen und Schnallenschuhen zum Vorschein kommen, der niedere, schwarze, runde Hut mit breitem Behang von Goldborten und das schwarze Halstuch mit weißem Vorhemd vollenden die kleidsame Tracht. Die alte deutsche Lust an Wehr und Waffen, an kriegerischem Spiel hat bei den ehrsamen Schützen die verflachende Tendenz der Neuzeit noch keine Macht gewinnen lassen, und von ihr befreit üben sie noch alljährlich im Schmuck des Waffenfestes einen altüberlieferten, poesieverklarten Brauch.

Das Frauleichnamsfest, viele mit dem höchsten Pracht begangene Feier der katholischen Kirche, ruft die Schützengarde zu Gala unter das Gewehr. Schon am Vorabend haben die fröhlichen Klänge eines tanzbeschwingten Zapfenstreichs, ausgeführt von der starken und wohlgeschulten Kapelle der Garde, die Feier eingeleitet, und am Morgen selbst weckt munterer Trommelwirbel allenthalb säumende Schläfer. In wogenden Scharen strömt die Landbevölkerung herbei, ihre bunte Trachten, namentlich die Frauen mit den ernsthaften, gut kleidenden Gesichtern, auf

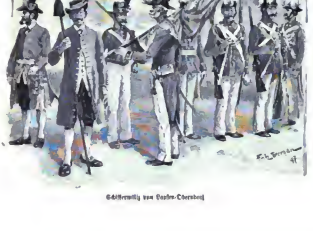
Tod „Rüdes" und die Raben mit den „Hörnerdrost".



Drachen aus dem Salzachgebiet.

Drachenfest mit Gondelpost.

Verfolgung der Diebsdrache im Inntal.



Schützenfest von Paulus-Thorndorf.

— da naht auf rubiger gleitenden Wellen die Zille der Brücke, und von dieser über die Brüstung herab erteilt der Priester mit hoch erhobenem Allerheiligsten den Segen, während im nämlichen Augenblicke die Knaben das Dankesfest- brot in die wirbelnde Flut schießen (das it schnellen). Die Böller donnern, und die Glocken klingen. Binnen wenigen Sekunden verschwindet das Schiffchen unterhalb der Brücke, der Priester kehrt auf einer ehemaligen königlich bayrischen Landwehrkanone „alterer Ordnung", wohl eher wegen seiner umgebenden Form als wegen seiner äußerlichen Gebrauchsweise, unter den Brücken zu seiner Behausung zurückte. Mit Glockengeläute erteilt er die Beichte zu einem neuen Pfingstausflug. Allein schon sind die Tage seiner Schar gezählt. Auch Chrysbert murmelt die nahen Schiffsgarde heran, heftig ihre Fahrzeuge, packt die Rauben in den Strom hinein und treibt sie in heftigen Gebärden, zu dem die Musik durch die getrennte Weisen ertönt, das Weite suchen. Und so sie die Meerbrüllen unterhalb der Brücke erhielt, ihr Boote entert oder zum Anlanden auf den Strand zwingt. Unentwegt brechen rollt dann ein hölliches Aerger, dessen Widerhall wohl die kaiserliche Besatzung auf Fahrtrichtung zu alarmieren vermöchte, wüßte sie nicht, noch wackrer Kumpane sie unten auf der Salzach die Sicherheit der Gewässer wachen. Vielmehl Gelallene des Rapport entweicht, weisen wir nicht, denn er wird erst in später Nacht erstattet. Jetzt werden die Räuber gefeiert und zur lustigen Gefangen entführt, die nach im Treffe der Nacht und der Tagesfahrt vollzogen wird. Wage der Aun der Gerechtigkeit allezeit so schnell und so heilig walten!

mit der Hellebarde, geführt von einem grellen Lieutenant mit dem Stiefel in der pfeifenden Hand.

Der Zug hält. Am Fuße der grünen Höhe, am Ende der Brücke steht ein hoher Standbild des heiligen Johannes von Nepomuk, von ihm aus steigt eine steile, breite Treppe mit den Kreuzwegstationen zum Kalvarienberg empor. Dort ist, mit dem Ausblick auf Brücke und Aluß, der Altar zur Abfeier des ersten Evangeliums erbaut, und eine Anzahl Priester bedeckt die Priesterbänke. Das Knacken der Böller und die Posaunenstimmen der Schriftgelehrte, in lautverhältigem Echo von den Thalwänden zurückgeworfen, verkündigen den Schluß des Evangeliums, und nun besteigt sich der Geistliche mit der Monstranz auf die Brücke, auf der unter waagegrünem Bogen ein eigner Altartisch errichtet ist. Von oben, die Salzachthalseite herab, kommt eine Zille (Zoll ist ein kleiner Kahn) in welchen Landwehrschmuck, von der ernsig rudernden Gardisten benannt und vier Knaben an Bord bergend, die in weiße Gewänder mit roten Schärpen gehüllt sind und rote Barette auf den blonden Locken tragen. In ihren Händen halten sie ein weniges, schon gebuchtes Tuch gespannt, und darauf ruhen inmitten einer Blumenguirlande vier gewecken, aber nicht kostbarere Brötlein, das ist das Himmelsbrot. Der Aluß steht hoch, **der auf den Bergen schmelzende Schnee hat seine Wogen geschwellt, und brausend und sich überschäumend rollen die ersterndeten Wellen, das Schiffchen schaukelt und taucht den Vordersteven mehr als einmal in den Kamm der schäumenden Fluten, so daß die Knaben sich festhalten müssen, aber gewandt lenket die Gardisten. Das laute Gebet ist verstummt, feierliche Stille herrscht ringsum, nur die Wogen rauschen klatschend an die Uferwanten und Brückenpfeiler, aller Augen sind dem Aluß und der Brücke zugewendet**

Schützenfest von Paulus-Thorndorf.

keinen Platz im Zuge zurück, und die Prozession nimmt ihren Fortgang, unter den blühenden Bäumen die Höhe hinan zum Kalvarienberge, um zur Pfarrkirche heimzukehren. Der tiefliche, geheimnisvoll anmutende Handlung versetzt das Gemüt unwillkürlich in fromm gehobene Stimmung, welche nicht wenig durch den lieblichduftenden Reiz des Schauplatzes erhöht wird. Duft rauschen die Wogen, und aus dem dunklen Zuge der Bäume glänzen die hellen Farben der Frauengewänder und leuchtet das bunte Rot der Uniformen und der lotte Purpur der lichtlosen Standarten, von flatternden Wehrauchwolken umwallt.

Kirchliche Feier und weltliche Lustbarkeit hängen auf das innigste zusammen. Darum findet am Nachmittag ein festliches Nachspiel statt.

Auf der Salzach ist trotz der polizeilichen Regelungen eine Verkehrsfeindlichkeit aufgetaucht, und mehreren hart bemannten Fahrzeugen belebend. Das freche Gesindel ist echt bandenmäßig ausstaffiert und steht unter dem Kommando eines gar schreckhaft erscheinenden Hauptmanns, eines Amalio Rinaldini zur See, der den Riesenschaluh (vulgo „Kübel")

„Es liegt oft tiefer Sinn im kind'schen Spiel!" — Feste und Spiele bewahren trotz der Entstellung und der Abschleifung durch die Jahrhunderte, trotz der Entartung eines Genusses meistes Brauch und uralte Sitte, mag auch ihre Bedeutung gerade dem gemeinen Manne, der sie mit Ernst und Behagen übt, verloren gegangen sein. Gleichst du die braunen Schäfer um eine Erklärung des „Sommerstechenlegens", so wird dir die seltsame Handlung als „Wolfervertreiben" bezeichnet, und die weiterhorchen Männer legen wohl dar, wie sie in ihrem geheimnisvollen Treiben auf den Böller verzichten und ohne priesterlichen Trost heimgegangenen Genossen solle lamdvolch die letzte Segnung gespendet werden. Durch mündliche Ueberlieferung und der Ueberzeug des braunen Gebrauches in das Jahrhundert nach Grundung der Schäfersammlung verlegt, in den Ausgang des vierzehnten Jahrhunderts; schriftliche Dokumente sind nicht vorhanden. Aebenher kommt allerdings noch eine gewisse Ueberlieferung vorzustehen, als ob die christliche Handlung auf einer vorheringlich heidnischen Uebung beruhe, und so hat sich, denn die „Wolfervertreibe" ist ein alter germanischer Kultbrauch.

Und der tumultuarische „Raubzeltung" mit seinem höllischen Spektakel? Es ist das ebenfalls uralte germanische Fruhlingsspiel, das „Winteraustreiben" im grünenden Lenz, das Drama vom Kampfe zwischen Schnee und Sonne, zwischen Winter und Sommer, wie es am Rhein, oder vom Kampfe zwischen Tod und Teufel, wie es im Frankenland gefeiert wird. Die der Mythe zu Grunde liegenden Gedanken sind überall die gleichen, den Brauch hat das Volk nach Art und Art verschieden gestaltet. So liegt über dem heiteren poetischen Volksspiel an der rauschenden Salzach die Wolke mythischer Verklärung und einer durch Jahrtausende aus grauer Vorzeit überkommenen Verordnung.

Digitized by Google

Das Besenbinder-Gorele.

Humoreske aus dem Tiroler Volksleben

von

Rudolf Heinrich Greinz.

Als die neue erhöhte Brautweinsteuer eingeführt wurde, hatte niemand im ganzen Dorf eine größere Wut als das Besenbinder-Gorele.*) Da sah er in der Wirtsstube zum „weißen Lamm“ und schimpfte sich erbarmlich aus. Frühstenfrühwirth war das Gorele und hieb mit der geballten Faust fortwährend in die Luft oder auf die Bank nieder sich. Aus dem Tisch zu hauen vermied der alte Kerl sorglich, damit durch eine etwaige Erschütterung ja kein Tropfen von dem kostbaren Gift verloren gehe.

„Da soll der Mensch noch a Freud haben auf der Welt!“ scheir das Gorele. „I brauch' alle Tag mein gewisses Deputat Schnaps. Sonst bin i nimmer g'sund und kann kein Leib und Seel nimmer zammen halten. Dann kannt's schauen, wie's ohne mir weiter werkelts!“

Das Gorele war schon nahe an die achtzig und seines Zeichens Besenbinder. Der noch äußerst rüstige Alte kannte als lebendes Zeugniß gegen die Berechnungen der Mäßigkeitsvereine gelten. Es gab in der ganzen Gegend keinen verspätenen Schnapsbruder. Das Gorele schleppte ein „Stigger“**) voller der Hund in den nach ihm benannten Tagen das Wasser.

Der Alte zählte zu jener weitverbreiteten Familie von Kartenspielern und dem Wirtsleben, und hatte das ganze Jahr hindurch alle Thäler Tirols unsicher machte. Früher war er als heren Haupt und Aeltester auf allen Bauernbunden dieser eigenartigen Tiroler Figuren mitgewesen. Schon seit einer Reihe von Jahren hatte er sich jedoch zur Ruhe gesetzt.

„Es ist da so viel a schöne Gegend und a prächtige Aussicht auf die Berg. Und an besseren Schnaps als beim Lammwirt hab' i nu nirgends eingießen können!“ pflegte er zu sagen.

Trotzdem das Gorele der beste Kunde der Wirtsin war, hatte ihn noch nie jemand hereintreten gesehen. Er verfügte über eine seltene Natur. „Einwendig bin i von Zirbelholz, und das wird net so leicht faul!“ rühmte er sich.

In seinem Handwerk war das Gorele sehr geschickt. Es gingen ihm Bestellungen vor weit und breit zu. Man wußte bei dem Alten schon in „Hander Gnab“ Bescheid, wenn man sich beliebt werden wollte. Letzten, der es nicht selben kannte, war er überhaupt gar nicht zugänglich. „Er sollen sich ihr Besen selber binden!“ meinte er trotzig. So war es niemals bekannt geworden, daß in das Haus des Vorstehers ein Stuhlwerk des alten Besenbinders gewandert wäre. „Koa mich mit dem Besenscheer aus!“ schalt das Gorele. „Schon, daß i mit selb werd'! Der Besenscheer is die ganz Stund selber. Da thua i nit dennen. Aber er kennt sich bei Stuben mit selber aus! Und sein Weib, der alten J'widerwarzen, do kährad Anfrieb stiftet, lalli' i an Besen binden! Lieber geh' i mit 'n Teufel wallfahrten!“

Das Gorele besaß aber auch ein anderes Talent. Er verkaufte es wie keiner, heirathen zu stiften, und war der Vertraute aller Liebesleute. Und wenn es dem Gorele nicht gelang, zwei zusammenzubringen, ein widerspenstiges Dianbl gefügig zu machen oder einem jungen Burschen die Tugenden einer Dorfschönen einzureden, dann durfte der eine wie der andere Teil schwoder Hoffnung aufgeben.

In den verwickeltsten Angelegenheiten wußte das Gorele immer noch Rat. So arbeitete er eigentlich direkt dem Pfarrer in die Hände. Er war frei von seiner Wichtigkeit und vollkommen bescheiden. „Der geistliche Herr hat's leicht!“ sagte er. „Der braucht's grad ans 'n Buch abaglesen und zuletzt sein' Segen drüber z'geben: und die ganze Gschicht hat Hand und Fuß und bild sich Himmel und auf Erden für Zeit und Ewigkeit. Aber wo das braucht, bis zwei Leut endlich amal vorm Altar stehen, das is a andre Sach! So an eigenwinigen Dappschädel, der sein' Hof übernehmen soll und überzehen und mit ins Austragstüberl will, dazu zu bringen, daß er sein' Bnab'n oder sein Mädi heiraten laßt, das heißt woa anderes. Bis da so an alten Bauern weismachst, daß er so mit einig leben kann und daß derweil die jungen Leut einhoren wie a Baum, der sein' Saft verliert, bis braucht a Gebuld! I brauchet lang mit so viel zum Trinken, wenn i mich mit oft völlig sinnlosen Leuten müßt!“

Der Alte wußte sich in Verhältnisse nicht nur, wenn er um seine bezahlte Beihilfe angegangen wurde, es erschien ihm nirgendwo als seine heiligste Pflicht, alle heiratsfähigen Junggesellen und Junggfrauen in der ganzen Umgebung zu verkuppeln. Auf „irrschichtige“ Personen beiderlei Geschlechts hatte er dabei einen „bamischen Gift“. Er brauchte sie geradezu mit Augen, als ob sie ihm einen schlechten Streich gespielt hätten. Solche Gesichtigen zu bekehren, ließ er es denn auch nicht mangeln. Da gab es eine ganze Tonleiter, vom zartrn Anrmpeln bis zum Ausdruck der tiefsten Verachtung bei gänzlicher Gleichgiltigkeit. Der letztere trat insofern höchst selten ein. Wohl wenige kannten sich rühmen, den Besenbinder-Gorele für die Dauer entkommen zu sein. Die waren dann zu dumm, daß sie „schnaufen“ — und wenn sie so lang wie dumm wären, hätten sie längst mit dem Mond Bruderschaft trinken können lautete das Urteil des Alten über solche verstockten Seelen.

Der größte Sieg im Fach war dem Gorele ein lediger Bauer, welcher auf einem kleinen Höfert aufhaubt des Dorfes hauste. Er konnte gerade nicht arm genannt werden, war aber öfters ehr als wohlhabend. Er brachte mit seinen paar Aeckern und Wiesen, die er gemeinschaftlich mit einem alten Knecht bearbeitete, recht und schicklich durch. Der „Kronzel Blasius“ hatte sich bis in sein 50stes Jahr über riergig Jahre alt und noch ledig. Daher die Mut des Gorele. Anziehendes besaß der Bauer zwar gar nicht. An seiner gebläuden Stimme erkannte man sogleich seinen Gang. Da aber ein jeder „Leder“ an einem Finger zehn Weibsbilder bekommen soll, wenn ihn einmal die Lust zum Heiraten packt, war für den Blasius auch sein Grund vorhanden, sich nach einer Frau umzusehen.

Das Gorele hatte den Blasius schon zu verschiedenen Malen angelassen, jedoch immer umsonst, bis der Bauer endlich auf die Idee der Hartgelottenen gekommen werden mußte. Eines Tages begann der Besenbinder sich aber wieder mit ihm zu beschäftigen. Mit einem kleinen Gut in Dorf sah eine alte Witib mit einer Tochter, die auch schon längst die Kinderschuhe ausgetreten hatte. Die Witib beim Nimerbonnern kannte mit gutem Gewissen eine alte Jungfer gesholten werden. Wärum sie „einsichtichig“ gestiftet war, ließ sich nicht begreifen. Der Dertzort hatte sie mit verschiedenen Reizen allzu kärglich ausgestattet. Dafür war aber die grobknochige und stämmige Dirn tüchtig in Haus und Stadel und verstand es ganz trefflich, eine sakrische Bäuerin vorzustellen. Heiratseinlig war die Witib immer gewesen. Davon wußte das Besenbinder-Gorele Geschichten zu erzählen. Sie war seine barmächtigste Kundin. An den Pfingstfeiertagen hatte er sie aber nach nie, trotzdem die ehrsame Jungfer doch „a dißl a Gelderl“ mit in den Haushstand ibenbiert hätte.

Da verstieß das Gorele riues schönen Tages auf den Blasius. Für den, überlegte der Alte bei sich selbst, sei der Mädi noch lange gut genug. Und das „alte Trumm“ komme anderweits auch froh hein, wenn es endlich einen Mann unter die Haube käme. In Alter für werden, dachte das Gorele, heiße wenigst heilig sich sie — und zuletzt heiten sie Fuhrmann

„Hat a jed's Hundert sein' Natur,
Hat a jed's Hundert sein' Gedut,
Da muß man halt a Hundert sein —
Schad mir doch einmal an Mann!“

Mit allerlei Finten und Schlichen wußte es das Gorele dahin zu bringen, daß sich der knopfete Blasius mit ihm und der Witib an einem Nachmittag in der Wirtsstube zum Lamm zusammenfand. Der Besenbinder hatte dafür absichtlich einen gewöhnlichen Wochentag gewählt, an dem die Wirtsstube leer zu sein pflegte, und man daher desto ungestörter war. Dem Blasius hatte er weisgemacht, es sei ein besonders wichtiger „Handel“, welcher ihn, den Blasius, vor allem angehe. Der Bauer war von Natur aud hofschichtig und sonst sich in seiner ganzen

*) Georg. **) Schnaps.

bierschrötigen Größe zur bestimmten Stunde im Lamm ein. Das Gorele und die heiratslustige Witib warteten auf ihn.

„Aha! Dreht sich der Handel um die! Na, a Gleb hat sie ja zum Zahlen. Und es ist wir schon wurlos g'schaft worden, daß die alte Zimmerhanin das Erbäpfelackern an der Leiten'n gern laufen thät', das an ihren Türkenacker**) stoßt, damit die ganze Sach a bißl abgerennt wird. Nu, wir werden ja sehen, was sich machen läßt. Das Gorele ist Klerikus aber ein selber kommen is! Aa, so, dir Mädi is ja auch a finge Dirn und taugt besser zum Handeln. Aber mich soll sie mit dean Kriegen!“ Das war ungefähr der Gedankengang des Blasius, als er in die Wirtsstube trat und langsam an dem Tische neben dem Gorele und der Mädi Platz nahm. Er hatte seit genug zum Denken. Den Gruß erwiderte er nur in der herkömmlichen kargen Weise, schaffte sich „a halbe Spezial“ an und verharrte schweigend, bis die Kellnerin das Verlangte gebracht und er das erste Glas Wein gemütlich geleert hatte.

Das Gorele und die Mädi vom Nimerbonnern hörten ihm auch gar nicht in seinen Ueberlegungen. Man kannte schon seine Art, daß mit ihm nicht viel Geschichten anzufangen war, bevor er nicht freimütig den Mund aufthat. Und heute wußte man besonders Absicht auf ihn nehmen und ihn behandeln wie ein Gi ohne Schale. Das Gorele hatte schon mehrere „Spezialen“***) Schnaps hinunterzugießen und schunte kleinmeinig und fein herein. Heute sollte ihm der Blasius nicht mehr aufkommen!

Der warme Sonnenschein brach zu den Fenstern der Wirtsstube herein. Auf den Fensterbrettern buhierte die Monatsrosen, Nelken und Reseden, und daneben in einem Topf die beschiedene und doch so wohlthätige Hauswurz, deren saftige Blätter zu mancherlei Heilzwecken Verwendung werden. Ein Löwenmaulkraut und zierliche Fuchsien hatten Platz gefunden neben linnergrünem Epheu, den man an Kraft gesponnen Faden im Bogen rings um die Fenster zog. In der Mitte des ganzen kleinen Blumengartens prangte ein Topf mit Pfaffenhodblumen, die stattliche Mosterwerfzeuge des Hellands enthalten.

Es war so recht ein lauschiger Winkel für verliebte Paare und gewiß schon von solchen aufgesucht worden. Die saubere Kellnerin vom Lamm, die in einer enttarnten Ecke die zinnernen Deckel der Bierkrüge blank schmeute, hatte sicher nicht das beste Gewissen in dieser Beziehung. Thatsächlich kicherte sie sich heute heimlich, daß in der Stube Gäste waren. Hatte ihr doch der Jager Mark, ihr Schatz, versprochen, heute zu einem „Hoangart“ zu kommen. Als sie daran ihre Arbeit vollendet hatte, ging sie aus der Stube, um den Mark entdenno abzupassen, und das die alte Stallmagd, die gerade frei war, in ihrer Abwesenheit für die Gäste zu sorgen.

„Was is 'n nacher mit unsern Handel?“ fragte der Blasius, indem er sich ein neues Glas einschenkte und das Stillschweigen brach.

„Ja, das is a seiner Handel, sag' i dir!“ entgegnete das Gorele und klopfte am einen Schnaps auf den Tisch.

„Wenn er nur mit grad is!“ ließ sich die Witib vernehmen. Das Gorele hatte ihr gegenüber die schlaue Vorsicht gebraucht, daß er ihr so unter der Hand werben ließ, der Blasius sei von der ganzen Sache bereits verständigt und gar nicht so abgeneigt, als sie vielleicht glaubten. Schließlich wollte er der Dirn mehr Schneid verschaffen, denn blindlings wäre auch sie wahrscheinlich nicht zu der Zweierpach gekommen. So glaubte das Gorele alles zum besten eingefädelt.

„Was du mir sagst, grad!“ entgegnete der Blasius, schirr beleidigt auf den Einwurf der Mädi. „Es ist noch allerweil gut gangen damit — und wenn i amal selber zuriechen bin —“

„Natürlich!“ schnitt das Gorele die Rede ab, „was brauch's nacher noch mehr!“

Der Blasius hatte aber seinen andern Gedanken als an seinen Erdäpfelacker. Und da wäre er freilich bald „oben auf“ gewesen, wenn man den als gerad bezeichnet hätte. Ein feineres und besseres Erdreich gab es seiner Ueberzeugung nach gar nirgends weiter. Nahm er sich doch selbst die Mühe, jeden Stein sorgfältig zu entfernen.

Dieser Punkt des „Handels“ war also erledigt.

*) Bauern. **) Buchweizen. ***) Gläschen.

Digitized by Google

Es herrschte wieder eine geraume Weile Stillschweigen. Man wartete, was der Blasing weiter sagen würde.

„Ja, es thaut' schon was werden auf dem Handel," fing er an, „i mir's absolut nix ein. Um was ging's denn nachher?"

Die Moidl wurde einen Augenblick ganz roth und verlegen. „Aufhauen lag i mich nachher auch mit dem!" meinte sie stockend.

„Freilich," ergänzte das Gorele schon, „laßt sie sich nicht anschauen dann! Sie is ja nun ganz an guten Hand!" Dabei wußte der alle Bescheidtheit wohl, daß die Moidl an nichts andres dachte als an das Heirathsgut. Zugleich war das Gorele aber auch riesig erfreut und erfreut, daß der Blasing so bald „herrichter" schaute. Daß der was vorhatte im Sinne stecke, hätte der Alte trotz seiner Erfahrung nicht im entferntesten geahnt. „Schau, schau," dachte er bei sich selbst, „die muß offenbar schon amal hinter mei'm Rücken an Handel angfangt haben, daß das gar so schnell geht wie a g'schmiester Wagenachs!" Der Braunwein begeisterte den Alten übrigens auch, und er fühlte sich wieder einmal ganz in seinem Element.

„Darüber werden wir schon handeleinig werden, Blasing!" sagte die Moidl. „Wenn nur sonst alles g'sunnen ghi't."

„Wie soll's nit passen!" entgegnete der Blasing rasch. „I glaub', besser hat auf der Welt noch nix z'sammengepaßt. Gs is zu völlig a Schand um so ein einschichtig's Ding. Wenn das noch dazu kommen, dann thut du und deine Mutter enker ganzes Zeugl zu recht schön abg'rundet!"

„Ja, je, wie du's halt meinst, Blasing! Mußt halt noch mit der Mutter beiher reden!" sprach die Moidl und neigte verlegen an ihrem Brustzuch.

Das Gorele rieb sich vor lauter Vergnügen unter dem Tisch die Hände und schickte sich einen frischen Schnaps. „Er muß abgeschickte Lenn sein heutzutag mit varkommen!" flunkerte der Bescheidtheer bei sich. „Da dein i ganz überflüssig. Dö zwei haben ja schon längst miteinander a G'spiel." Ja, ja, trau nur einer den stillen Wasserln. Der Blasing hat's saufdeid hinter den Ohren. Aber die Moidl thät' mir doch an Deuter geben können! Wenn i'rm halt nit aus im Leben und wenn man noch so oft wirb'!"

„Gi ja," antwortete der Blasing auf die Aufforderung der Dirn. „Mit der Mutter will i schon reden. Die hat ja das Hauptwort."

„Du bist a guete Mensch!" drückte die Moidl dem Bauern die Hand.

„Mein Gott," entgegnete der, „man thut, was man kann. Und nachher is 's ja für mich auch grad koa Nachteil nit."

„Du sollst es nit bereuen!" sprach die Dirn.

„Na, selbö sag fertig miteinander?" mischte sich das Gorele in das Gespräch. „Das ist ja z'schwind gangen."

„Mit so a curen Dirn wird man bald handeleinig," entgegnete der Blasing lachend und sah der Moidl fein wollen Belenglaid hin: „Da trint amal, Moidl, i bring' dir's!"

„I dank' schön! Sollt' leben!" that die Dirn Bescheid. „Nun meinte sie: „Eins mächt' i mir schon nach ausbedingen."

„Sag's nur!" ermunterte sie der Bauer.

„Rauscht im Pfeifen?" fragte sie.

„Ja, geit zu Zeit schon," erwiderte der Blasing, „wenn mich grad der G'stift ankommt."

„I hab' mir dagegen," erklärte die Rinnerischer, „wenn's nur nit gar so a tückischer Tabak is. Da is amal einer zu uns in Hausmagert kommen, der nix als gehörtes Aufsaud und Gedöpfeltkaut g'rauchi hat. Das is dö schon gar nimmer zum Aushalten g'weien."

„Da hab' recht," meinte der Blasing. „Das Gedöpfeltkaut hat vor mir immer a Knab g'habt. I hab' bei mei'm Acker schon auf was andres g'schaut. Das kannst mir glauben. Kurz und gut, i sag' dir, du wirst mit mir zutrieden sein. Grad Aureres*) giebt's gar nimmer!"

Die Moidl nickte bekräftigend. Dann sah man noch eine Weile beisammen und besprach allerhand. Endlich drängte der Blasing zum Aufbruch und ließ der Kellnerin um die Zeche. Das Gorele stürzte noch in der Eile zwei Stamperln Schnaps hinunter. Heute bezahlte ja der Blasing alles — und das galt es auszunutzen.

Es war spät am Nachmittag, als die drei miteinander gegen die Behausung des Blasing gingen. An einem alten Bildstöckel, das am Weg stand, wollte man sich trennen. Das Gorele war den ganzen Weg schweigsam gewesen. Er besaß Takt genug, um die beiden „Liebsleute" nicht zu stören.

„Wann wollen wir's denn nachher verlobten lassen?" fragte die Moidl, dem Bauer die Hand zum Abschied reichend.

„Verlobnden?" sagte der Blasing mit einem dummen Gesicht. „Das wird wohl ohne Pfarrer auch gehen!"

„Ja, willst denn du auf einmal ledterstift werden?" rief die Dirn ganz erschreckt. Das Gorele glaubte seinen Ohren nicht zu trauen.

„Wenn du glaubst, daß es mehr Segen bringt, kann ja der Pfarrer noch sein' Spruch drüber machen," begütigte der Blasing, ernsthaft ob der Frage sich besinnend, wer den geistlichen Herrn für den Akkersegen bezahlen sollte. „Die Moidl muß schon ganz a frommes Weibsbild sein!" dachte er. „Bei mir san die Erdäpfel auch so allemeil mehlig g'wesen und prächtig g'raten. Aber i hab' nix dagegen, wenn noch a Segen dazu kommt."

Das Gorele aber kam heimlich zu der Ueberzeugung, daß der Blasing zu den „Freimaurern" gegangen sein müsse; denn so überlich hatte er in seinem Leben noch niemand reden gehört, der in den heiligen Stand der Ehe treten wollte.

Die Moidl saß darüber hinweg. Der Blasing würde wohl nur einen Spaß gemacht haben.

„Alls z'hoch ist nix gut," sagte sie laut vor sich hin. „A Busserl wird mir wohl auch noch geben zum Abschied'l Gorele, dreh dich um!" Das Gorele kam gehorsam dem Befehle nach.

Da war der Reiter des Erstaunens an dem Leopfelen Blasing. „A Busserl?" rasste er und starrte die Dirn an wie die Kuh ein neues Stadeltha. „I will so fein G'spiel mit dir anfangen! Bist närrisch? Was fallt denn die ein?"

„Ohne G'spusi giebt's doch koa Heirat!" erklärte die Moidl energisch. Das Gorele hatte sich schon längst weiter herumgedreht.

„Wee sagt denn, daß i heiraten will?" rief der Blasing wütend, denn das war für ihn ein Gegenstand, mit dem man ihn gleich „ausheimaden" bringen konnte.

„Stell dich mit so, du verlierher Kerl!" mischte sich jetzt das Gorele in die Unterhaltung. „Hast du vielleicht den ganzen Nachmittag was andres g'redet, als vom Heiraten?"

„Weißt, foppen laß i mich nit, du alter Saufaud!" schrie der Blasing.

„Da hört sich alles auf!" erwiderte das Gorele, nun feineswegs erbittert. „Da hab' alles Kleinweis ausg'handelt wochen — bis aufs Tabakrauchen! Wüßt jetzt vielleicht das alles wieder anrhehm!"

„Das gieb's nit. I bin Jung'!"

„Und für den Narren hatten laß i mich auch nit!" sagte die Moidl, ihre kräftigen Arme in die Hüften stemmend.

„I hab' den Narren selbst von Heiraten g'redet!" schrie der Blasing, ganz rot vor Zorn.

„Na, von was hat sich's denn nachher g'handelt? Da möcht' i doch neugierig!" fragte das Gorele spitzig.

„Das möcht' i auch wissen, von was!" klemm du Dirndeln abfreieren wüßt, sucht dir a andre!" meinte die Rinnerischer stolz.

„Mir scheint, im Narrenhaus is 's Tüchelhoch brachen und dö beide Leid thuen heut bei der schönen Gegenheit aufnehmen!" rief der Bauer. „Um was sich's g'handelt hat? Um was denn sonst als um mein Erdäpfelacker! Hast du dich mit d'nobert heraus, du Lump, du elender, du!" an den Dirndeln Diebstahl abfreieren wüßt, sucht dir a andre!" Fleckerl Grund die einige Seligkeit hängt?"

„So a Mindvieh is mir meines Lebtag noch nit unterkommen!" rief das Gorele.

„Was, schimpfen wüßt auch noch!" schrie der Blasing. „Wer hat denn den ganzen Handel angfangt als du! Zehfrel hab' i dich g'halten. Jeder Tropfen reut mich! Soll i dich mit in Grund und Boden einschlagen, daß d' am andern Gnd von der Welt wieder aufstehst?"

„Geh mei!" drängte das Gorele, dem der Verstand hill zu stehen begann.

„Ja, i cat' dir's!" rief der Blasing, die Faust ballend.

So ging die Gesellschaft, welche zuerst friedlich und einig schien, an dem Bildstöckl in hellem Zank auseinander.

Und bei Muntter," rief der Blasing der Moidl noch nach, „soll auch nit in der ganzen Gegend umsonst schreien, daß dir mein' Acker an der Leiten stehen will! Zeigt mir' er mir schon ganz nimmer fell, und wenn d' auf die Kinie g'rutscht kan' drum!"

Damit wandte er sich zum seinem Höfert, noch lange vor sich hin knickend. Den Acker wäre er doch gern los gewesen; denn gar so viel „Aurer" war seiner Ueberzeugung nach auch nit darauf, und er hätte für das Geld eine große Bergmahd in Ruhstatt gehabt.

Aber nun dem alten Schwadsbruder, dem Bierbänker-Georele, einen Handel übergeben?" dachte der Blasing, als er daheim angekommen war — dann ist man sicher gefleiert!" Der wahre Zusammenhang der ganzen Geschichte ist ihm doch niemals klar geworden. Er gab sich auch keine Mühe, darüber nachzudenken.

Das Gorele mußte auf den Heimweg noch eine ordentliche „Stimmerhaltung") von der beleidigten Dirn anshören und kam schließlich zu der Einsicht, daß diese Kundschaft immer und emig für ihn verloren sei: die Moidl ließ es sich nicht nehmen, daß der alte Bescheidtheer sich mit ihr einen Spaß erlaubt habe.

Am Abend desselben Tages saß das Gorele vor der Thür seiner Behausung und dachte einen Beten für — die Moidl. Dieses Mal sotte die Bitte sein, daß er zum ersteumal in seinem Leben ordentlich eingesegnen war. Die lange Stummelpfeife zwischen die Lippen knirschend und zu seiner Arbeit mächtige Rauchwolken aus sich her qualmend, sang er mit halbunterbrochener Stimme:

„Was mag' denn auf der Welt
Und also mir g'schiet —
Wer allen wollen
Zu Willerleist!
Da stieg, da hatten Wortheilerlei!"

*) Gehörte.

In der Rudfahrschule.

Von

Paul von Schönthan.

Es ist vergeblich, man mag sich noch so lange dagegen wehren, einen Tages findet man doch den Weg zur Radfahrschule. Es der man sich zunächst schämen als „Herr" einzugestehen hatte. Als Weib „fährt Rad", man kann und darf nicht zurückbleiben; wohl soll man meinen wollen, wenn sie dann im Sommer alle dasein „radeln" werden, die Verwandten, Freunde und Bekannten? Man wird allein zurückbleiben, ein Sonderling, eine Art Raulyhabel, und auf der Landstraße wird die Kluft Kanalfuße an einem vorüberjagenden mit lustigen Gesichtern und zauchzenden „All Heil!", während wenn nach Wanderburschenheart im Staub der Chaussee dahinreiten wird. Nö, das darf nicht geschehen! Es ist ja in volch gelernt — bekommen alle; der und der hat es in drei Lektionen begriffen, ein dritter in acht Tagen, und einen verbrieften Gerichtsbrief erhielt ich erst nach Nedelegen — ganz erstaunlich! — und gleich sehr drauf los gefahren! Alle kennzeichen kann es eine Heroen sein. Donnerwetter! Das ist unmöglich! wird man denn doch nicht sein! Man hat ja auch einmal turnen gelernt, mindestens im Gymnasiumzwang. Nur Courage!

Ja, um die Courage handelt sich's. Die gehört dazu, gerade so wie beim Reiten, beim Schwimmen und so weiter, und wie der auch man sich auf dem Weg zur Bicycle-Akademie anstreben. Die Schule besteht aus einem Dutzend junge preisen einen Hügeln, an den Seiten der Umfassungsmauer Bäume und Gebäude, an der nierten Seite der „Stall" der Fahrrad-Leihanstalt. Vorsitzender zum Barterben, eine Art Gardevoie und so weiter. Die Baden der Bahn ist glattgestampft, hat in oben wie eine Asphaltbahn, und wie keinen Hürchen und hat der Turnanstalt über und verbindenden Kies. Das größte Kontingent an Lehrlingen liefert der Turnverein, man trifft in der Zahrradschule fast mehr Schülerinnen als Schüler. Das ist begreiflich. Sie wollen irgendwo in einem geschlossenen Raum lernen, wo man einigermaßen ungestört hinfallen kann, während die Männer — besonders die Knaben, „Jungen" und jungen Herren — das Schaulustig in vielen Fällen ihnen und sich entbehrlich'ich zum Radler ausbilden — vielleicht unter Anleitung eines kundigen Freundes und Professionsmeisters. Denn das ist das Sonderbare an diesem Sport:

*) Wirtschaft. **) Privatlehrern.

*) Zu stehen machen.

Digitized by Google

der Radschaer ist nicht gewohnt damit, daß er stört und daß Wegmänner kommen hat, er nicht unermüdlich neue Hindernisse und Sportgeräthe und findet es unbegreiflich, wenn sich einer der Belehrung widersetzen will, und auch erfahrungsgemäß war von langer Dauer ist; gelegt wird, wo schon gelegt, jeder weiß, gräbt ihn und — thut besgleichen. So befiehlt die Aktientat der Radschaerbahn gemacht und Dämmen und dann auch Aerzten, die bat etwas geistreich Aktien etwas erreicht haben oder ihm entgegengehen. Die Jugend weiß mit dem Rad allein nicht, was mit manchen andern! Der verzichtet gewöhnlich auf den augenblicklichen Lehrmeister und sucht auf eigne Faust Radschaer. Aber dann, im spätern Alter! . . . Mein mag an das Sprichwort denken: „Was Häschen nicht lernt, lernt Hasso nimmer." Da ist ein Herr in reiferen Jahren, Aschaermann aber in mod, er reitet „Herr Doktor" genannt; der weiß sich seit drei Wochen, und die Leute meinen sich auch immer „beim Wickel" halten, und Rad schmarrt, als hätte es die ganze Nacht durchgeschnupft. Auf seinem Gesicht liegt ein gewisser Radernst, eine intensiver minimale Schwere: Angst, Erregung, Zorn, Ertödtsch, Schaam, und alles übergossen mit dem Hut der Erfahrung. Kaum! Jetzt hat der Lehrer einen Augenblick seinen Zuschauerch losgelassen, gleich kommt Rad Rad, es liegt sich auf die Seite und hilft Rapperich auf den Beinen. Der Kunde reißt Hierrich und dann der auch dem Gleichgewicht gerathen Lehrer beide, der seinen Korper herzustellen über einen der Räder breitet, sich aber rasch wieder erhebt, den Schaden am Kleider besieht und sachkundig den Verlust erwägt. Im Nachsehen in seine Gemüth zu bekommen. Er hat gewiß in seinen Leben manche Schwierigkeit gehabt überwunden, ganz Perfect bei Examina, und doch, bieten Zeitvertreib der feinsten Schaufpielen, sollte man wohl erkennen können! Sein Lehrer verschwindet sich und der Trost, er ist ja ich Person, und wenn ein Dutzend Kneipen darüber zu Scherben gehen sollten!

Da, anfangs, da umgehen die tückischen Dämonen, die kleinen und großen Gefahren des Rad, ja das man können einfach nicht entgehen. Da hängt sich die Aktentat beim Besteigen am Sattel, natürlich weiter für entgegen, wenn es nicht gerade eine mustige „Kampfmaschine" ist, man bleibt just irgendwie hängen, man gerät mit dem Fuß zwischen Pedal und Speichen, gerreißt beim Aufsteigen den Unterhosenriegel und in weiter. Für diese kleinen widrigen Schicksalen ist nichts unendlich, obwohl lauren die Radfahrer der Gefahr. Der Verwalte und Wohlfahrt gehört zu den Tagen, deren Beobachtung in der Frühzeit sich lohnt. Für den Humor liegt übrigens die Thatsache, daß doch niemand seinem Schicksal entgeht, dauer beruhigt seine Vorsicht! Du wirst auch noch fallen!

Da ist ein Schüler, ein Herr in Amt und Würden, dem die Beine unseren Unterrichts ein Gräuel sind gewesen sind, und dem der Arzt aber seine Gehaltsie einstimmig Rad Radfahren gegen seine hypochondrischen Grillen verordnet hat. Wenn man bereits Jahre lang von diesen tückischen Schreibtisch einmal Anstoß gefallen hat und fällt plötzlich in den schmalen Sattel eines schwankenden Zweirades, von dem man gar nicht begreifen kann, wie es überhaupt nur einen Augenblick lang in der aufrechten Lage bleibt, das ist ein Wechsel, der nicht anders übersommen werden. Und das Ding bewegt sich, als ob es ein lebendes Wesen wäre, ist, es hat manchmal den Anschein, als ob es durchgehen wollte, da gerade in die Wand hinein, und in diesem Augenblick verliert der arme Schüler seine ein wenig den Gleichgewicht seiner hervorstechenden Seele, und er fällt sich mit einem gewaltigen Schuß und verbrochenen Knochen auf die Wahrheit liegen. Und die leidigen ermutigen sie unermüdlich, als ob ein Bein- oder Armbruch gar nichts wäre. Was kann zu den tückischen Gefahren, die zum Meisterstehen verreichen, ohne breier Gefahr in breit mit Rad gefährlich haben. Warum wendet man sich plötzlich so an aufregen?

Um es sicherlich, nicht viel und einem alles glatt abfällt, zu der Perfektion zu bringen, den Dienstmann und Post- boten wahrscheinlich ungleich leichter erworben haben.

Nicht Tückischerei als ein tückisch Rad! Ich ist, als ob es keinen Herrn schlecht und ungeschickt wäre. Es bringt einen übersichten Kopf und einen unberechenbaren, kapriziösen Willen. Der Schüler, der es schon so weit gebracht hat, sagt, daß es sich ihm, wie wenn sich der Lehrer am Radschuh festhält, daß Gelegenheit, sich von einer reizvollen Erscheinung zu überzeugen. Dort an der Biegung ist ein Baum, ein Gartenzaun, ein Hausthor, zum jenseits Schritten den Anfänger von diesem Objekt weg treuen, niemand es sich schon war, dem Baumstamm auszuweichen, er verliert ihn und dem Zaun, dem Hausthor, dem Schritten ist ihn an, und in seinem Kopf gleicht es jetzt nur eine Vorstellung, eine Idee: den Stamm will ich nicht anstoßen! Und dabei möchte er sich auf dem Sattel eine Schritte verabredeweg banned sein. Er will nach darum herumfahren, nur aber kann er dem Baum herumfahren — und es geht nun an der Klage zum Klagerung. Eine weitere, dem Gewalt giebt den ungeübten Fahrer direkt auf jenen Objekt hin, die Armmuskeln wollen sich verkürzen, die Hand will den Vorderrad regieren, und dieser kann nur nach zwei Schritte . . . man muß nochmals kommen, das Rad sich den ja nicht verbrechen Gegenstand nicht lassen — im nächsten Augenblick prallt der Gummireif des Vorderrades an den Baum an, gerade in der Mitte, als ob man geflickt gesetzt hätte. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß der Schüler den Gegenstand vermeiden, die er sich Baum nennen, anstatt den Weg anzusehen, den er zu nehmen gedenkt. Aber welcher Schüler, der in Geschicke ist, eine kleine Summe zu investiren lieren, läßt sich die Mahnung gesagt sein: „Nicht den Baum ansehen!"

. . . wenn ich den Baum nicht ansehe, so sehen ich ja erst recht in ihn hinein! denkt er in seinem gehetzten Herzen. Und wieder sieht er sich im Geist vorwärts auf dem Sattel liegen, auf dem Schlauch, auf der Baumrinde, gerschebener aber dem Rein zwischen Rad und Baum, gequetscht, klaglich zerschunden, gequetscht, derart angeschlossen, daß der Schlauch vom Rad geschienen werden muß!

Da ist ein anderer Schüler, der Rad ein interessanter Thema der Radschaftsbahn. Ein ernsthafter, etwas gallger und ungeduldiger Herr, der mit dem Lehrer auch mit dem Rad zankt, und es besser mit Bitter zur Sache sich getiveriv in einer solchen Erbitterung aufbraust. Es ist, als wollte das Radschaer überhaupt nur auf Treu und Glauben dem Rad Zucht und Tücke — wenn die gewaltsamen Reflexion — ist bei ihm nichts zu merken.

Er nimmt die Sache sehr ernst, und jahrelange Aerzte des Berges, das Gestrüpp entlassen seinen Lippen, seinen denen sie grausbuschig die Zähne sich zusammenbeißt gegen den Lehrer, der ihn mit seinen grimmige Gebärde zeigt. Der Lehrer sieht ihm kopfschüttelnd zu, er ist sich mit dem Rad, und der er, gegen der Regel, unaufhaltig geschieht, endlich mit „Abmarsch!" „Terre!" ruft er entlassen, denn der dynastische Schüler verliert bei Pedale mit Rad mit einem Bein in der Luft herum. Im nächsten Augenblick liegt das Rad unter seinen Füßen zusammen, er hält es aber an der Lenkstange krampfhaft fest, und so er auf den Rücken zu liegen kommt, strebt er das Rad gegen den Himmel. Und dabei wettert er: „Halt! . . . Es sagt immer stehen, treten', und wenn ich trete, soll' ich ins?"

Endlich bringt er's denn doch in mit, schon ein wenig in der Kunde kundig geworden, nämentlich dabei mit seinem Schwarz. Ueberrascht und dringlich ihn das nächte Tempo, das es gerade angenommen hat, giebt er ein halb dergestalt, daß beschwichtigendes „Na, na!" von sich. Ein neue Treten gelingen zu bringen vermocht, aber eine unbeabsichtigte Bewegung der Lenkstange, und da bläst er auch schon in das Gebüsch an der Mauer hinein. „Donn!" schreit er entsetzt, ehe er noch zum Fall kommt.

Der nachsteinde Lehrer hält das Rad auch dem Gebüsch, dann kommt der Verunglückte hervor, verlacht, sich ein bißchen abgewischt, muß halt dem Instruktor in gereizten Ton einen Vortrag über die Ursachen der soeben erlebten Katastrophe — ein ganz überflüssiges Unterwerfungen. Radungeschicklich! Das dröhlig und kurz herausgestoßene „Donn!" wiederholt sich häufig. Fast immer, so oft der weiteste Schüler in die benachbarte Stadt kommt — er liegt in einer Kurve — verliert er den Kurs und verschwindet im Gebüsch, wie gesagt, unter Radstellung jenes Schreckensrufes, bei dem ehrgeizigsten Lehrer immer gelegentlich pflegt.

Meiner hing in unbeschreiblich, in aufsehenerregend wie bisher unbekannter Schüler. Das Fallen wichtet nämlich gelehrt werden, das gebrichte Fallen, das man verwenden und schonen möglichst benutzt. Auch das ist eine Kunst, wenn man sieben und der Not und Tragen machen muß. Wenn die benutzen können und gelehrt Stücke geübt ja man und wieder, da kann liegt auch nicht, und es giebt keinen, der die Radschaerschule vollenden könnte ohne hohe Strangschläge. Aber dann kommen die Kunststücke, Verschlungungen und so weiter und blutige Verwundungen. Jurwist und Ungeschicklichkeit, ebenso wie blinde Tollheit am solchen Unfällen schuld, und so der Radschaerschule mag man auch noch dazu mit vielen Gigentschaften bei anderen, bei den Mitmenschen, rechnen. Das Radfahren und vierfe Raumbedingen sicherer die meisten Unfälle berühmt, aber andererseits auch auf einen einsamen Pfade niemand die Sicherheit erreichen, die für den Gebrauch des Bicycles auf der Straße notwendig ist.

„Donn!" Da liegt der Mitreisch schon wieder unter dem Rad, seine Pedale noch in der Luft herumwirbeln. Eine Dame, in der Nähe ihres geistigt und hinter dem hergehenden Rad, erschickt darauf hin, daß sie die Kunstmanöver verliert, und in dem Gestrüpp, nicht auf ihn zu hören, sucht sie seinen Herrn nicht anzuhalten und sich auf den Schreiber zu stellen; aber anderseits auch der rollende Radsch und ein, und unter Radstellung eines langen Schreckensrufes hält auch sie zu Pferde. Sie hat sich vorher einen kleinen Vorsprung genommen, damit Rad und dem Pferde der Lehrer nicht zu nahe kommen, und so hat sie auch Zeit, ihr Pferd zu bändigen, ehe es durch Radschaer scheuen kann. Aber dann kommt sie nicht mehr weiter, sie muß absteigen, denn das Pferd scheut, wenn es das Rad nur sieht, und wenn es nicht durchgeht, so bäumt es sich doch, und der Reiter muß sich mit seiner ganzen Kunst darauf verstehen, um nicht abgeworfen zu werden.

Ich habe einmal einen Reiter gesehen, der sich mit seinem Pferd in einem Graben wälzte, weil ihm ein Radfahrer begegnete, und ich habe einmal einen Radfahrer gesehen, der sich mit seinem Rad in einem Graben wälzte, weil ihm ein Reiter begegnete.

Über Land und Meer.

Nr. 45.

78. Band.
Neunundreißigster Jahrgang.
Oktober 1896–1897
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 M. 50 Pfg.
Mit pod. Zustellung 3 M. 75 Pfg.
Redacteur:
Ernst Schubert in Stuttgart.

Die Flucht.

Roman
von
Ida Boy-Ed.

(Fortsetzung.)

Conradine saß auf dem mittelsten der Stühle, die je einer in den drei Fensternischen fanden, mit der Lehne der Scheibe, mit dem Sitz dem Raume zugewandt. Gerade ihr gegenüber in der Längswand des Salons befand sich die Thür, durch welche Felix eintreten mußte. Rechts und links von dieser Thür standen gelbseidene Sofas, davor je ein weißlackierter Tisch und um jeden noch vier Stühle. An der einen Schmalwand sah man zu beiden der in Conradinens Zimmer führenden weißen Thür kleine Schränkchen, weiß und gold, und an der andern Schmalwand über einer ebensolchen Nischenkommode einen großen Spiegel. Zwischen den Fenstern, und den aneinander stoßenden Falten der gelben Gardinen, streckten Leuchter ihre mit Glas behangenen Arme heraus: ein Kronleuchter im selben Stil hing vom Plafond herab. Die ganze Seide war verblaßt, der weiße Lack der Möbel fleckig.

„Man friert, wenn man sich hier umsieht," sagte Conradine. „Der Salon und ich, wir passen nicht zusammen."

Es klopfte.

„Das wird Felix sein," rief Adrian.

„Herein," sagte Conradine.

Die Thür öffnete sich. Conradine hob mühsam auf und blieb vor ihrem Stuhl stehen. Sie sah mit großen Augen den an, der hereintrat.

Es war ein völlig fremder Mann. Ein Mensch, der vornehm und schön aussah, dessen Wangen warme, bräunliche Farben bekommen hatten, dessen dunkles Auge einem auffallen mußte, aber doch ein fremder Mann.

Conradine kam es vor, als habe sie darüber da nachher Briefe voll halbeingestandener Selbstsucht geschrieben, als sei alles gar nicht wirklich, als habe sie das alles nur in der Phantasie mit erlebt, wie man die Erlebnisse eines Romans genießt.

Die Erregung wich von ihr. Liebeswogen, wohlwollend, heiter, unbewußt auch ein wenig den gewohnten Ton der großen Dame und Gebieterin anklingen lassend, ging sie auf Felix zu und gab ihm die Hand.

„Mein lieber Herr Dahlland," sagte sie herzlich, „für wie viel habe ich Ihnen zu danken! Adrian und Phöbe haben mir ergänzt, was Ihr letzter Brief noch nicht mitteilen konnte."

Felix küßte ihre Hand. Er blieb noch stumm. Sein Herz klopfte schwer, seine Knie bebten. Dies Wiedersehen, so im Zwang vor den Zeugen, hatte er sich nicht ausgemalt gehabt. Auch ergriff ihn ein banges Stimmen, ähnlich dem ihren, nur daß es sich nicht in befreiendem Wohlwollen löste.

Das war Sie? So sah sie aus? Ihr Gesicht hatte sich in seiner Erinnerung doch umgestaltet

Knut Fridell. Nils Strindberg

Der Nordpolfahrer Andrée und seine Begleiter.

Digitized by Google

gebobt. Er hatte es anfept immer mit dem Ausdruck leidenschaftlicher Hingebung vor sich gesehen. Nun sah er es vor sich, schön, blaß, kühl, mit einer ganz oberflächlichen Freundlichkeit darauf. Dies war nicht das Weib, dem er sich in seinen Gedanken schon mit den heißesten Wünschen genähert — dieses nicht.

Und er konnte sprechen. Seine Ohren hörten es: das war seine Stimme, und sie trug mit ungetrübtem Klang lange Geschichten vor — sachliche Berichte, Zahlen, Dinge, die ihm so fern lagen, so gleichgiltig waren.

Er hatte das brennende Verlangen, dieser Frau in die Augen sehen und sie fragen zu dürfen: Bist du es, du selbst, die mir so süße Worte schrieb, du, von der ich träume, für die ich lebe?

Und Conradine antwortete ebenso sachlich und fragte mit Interesse nach, wo ihr seine Erzählung nicht erschöpfend genug schien.

Sind wir Komödianten, aber waren wir es, als wir uns diese Briefe schrieben? dachte Felix, denn er fühlte voll Stannen in sich Ruhe und Klare wachen.

„Es ist selbstverständlich," sagte Conradine im Ton der geschäftlichen Besprechs, „daß ich Sie bei der Zigeljahrt als Zeichner annehme."

„Da ich nicht bei der Anlage kapitalistisch beteiligt sein kann, verbietet es sich mir, diese Zeichnerschaft anzunehmen," sprach Felix.

„Wir werden einen Modus finden, Sie dennoch dazu zu bestimmen."

Er verbeugte sich.

„Die Herren rieten zur Anlage eines kleinen Schienenstranges nach Tondern. Die Berechnung der Kosten ergiebt allerdings, daß die Beförderung per Achse viel teurer werden würde," sagte er.

„Wir machen das natürlich im großen Stil, mit allen modernen Hilfsmitteln aber gar nicht," rief sie. „Mein Mann war ein Tobsend aller zoghaften Unternehmungen. Diese Geschichte interessiert mich wordwürdig. Alles Neue macht an und für sich schon Spaß."

„Gewiß, wir waren Komödianten," dachte Felix.

„Herrschaften," mahnte Adrian, „vergeßt nicht über dem Lehm und dem Mingofen den edlen Klangwig."

Conradine, voll Unterhaltungseifer und in einer merkwürdig gesteigerten Lebhaftigkeit, sagte, daß man dieses sofort abmachen solle. Sie schicke Phöbe weg.

„Nimm die braune Schachtel mit, es ist ein Gebäck, das für Großmama und Großvater darin. Und komm zum Essen wieder. Nicht wahr, die Herren machen wir heute den Vorschlag?" Adrian, ich nehme an, daß du dir den heut freie Zeit verschaffst hast. — Und sag den Großeltern, nachmittags käme ich herüber."

Felix hatte sich verbeugt, als sie ihn zum Essen einlud. Darin lag, daß er für gewöhnlich nicht ihren Tisch teilen werde, wie es in dieser ländlichen Einfamkeit und nach allem sich wohl von selbst verstanden hätte.

Während man auf Klangwig wartete, verstummte das Gespräch keinen Augenblick. Conradine ging nach ihrer Art hin und her, die Hände auf dem Rücken gefaltet.

„Adrian, du kannst mir zu Hilfe, wenn ich etwas Unrichtiges sage. Und Sie, Herr Dahlland, Sie müssen natürlich Ihre Bedenken so flipp und klar vordringen, daß er vernichtet ist. Ich denke, wir lassen ihn laufen. Der alten Mutter wegen. Und auch meinetwegen. Somit sagt Jens Nardorp wieder: „De Fronslüh hebt kein Geschäftsverstand."

Adrian lachte, denn Conradine konnte gar nicht plattdeutsch sprechen, und es klang immer sehr komisch, wenn es so versuchte.

„Du, lache nicht. Ich bestinde mich in lauter Sensationen. Wie ist mir im Theater, wenn ich vor Spannung anfange zu plitern," sagte sie. „Jasperson soll jedenfalls draußen vor der Thür bleiben. Das ist ein guter Einfall. Bitte, Herr Dahlland, klingeln Sie nach Jasperson. Dreimal — bitte."

Als wenige Minuten danach Jasperson eintrat, befahl sie: „Warte draußen vor der Thür, wohend Herr von Klangwig hier im Salon ist. Wie konnten dich brauchen."

Jasperson pflegte nie „zu Befehl" oder „sehr wohl" oder „zu, sofort" zu sagen; er gebrauchte immer stumm.

Adrian lachte wieder.

„Du inferneller! das ja schmäch," rief er, „die Geschichte wird aber sehr einfach verlaufen. Aber weißt du noch, wie wir Kinder waren? Da dachtest du dir bei jeder Gelegenheit allerlei romantischen Krimskrams aus."

Romantischer Krimskrams,' dachte Felix, ‚war es doch . . .'

Die beiden erzählten sich mit dem Eifer, der jeden bei seinen Jugenderinnerungen befällt, eine Geschichte, die sich in ihrer Kindheit zugetragen hatte. Sie spielte auf dem Moor. „Waisenmädchenhaar" gepflückt hatte, benahe hineingefallen wäre und von Conradine am Rockzipfen noch festgehalten worden war, aber nachher hatte dann Conradine sich unerschöpflich gezeigt im Ausmalen des qualvollen Todes, den Adrian im Moor hätte finden können, und in der lebenslänglichen Trauer, die sie gezogen haben würde. Und der Schauerstunde, wo man nach Jahren ein geheiratet Skelett im Moor fände: ach, das muß das Skelett des Junkers Adrian von Gollad sein, der sich vor fünfzig Jahren in das Moor stürzte, weil die Erbin von Tondern ihn nicht erhörte.

Und sie lachten.

Wie sie so wiedereinander standen, hatte Felix plötzlich das Gefühl: Sie sind von einer Rasse!

Sie bildeten ein schönes Paar zusammen: wenn auch Adrians Männerschönheit durch seine Arbeit einen kleinen Stich ins Derbe bekommen hatte, sah man ihm doch den stolzen Edelmann an.

Und sie — wie traulich sachte und sprach sie mit Adrian! Da war keine Note am Wohlwollen und Anerkennung in der Musik ihrer Stimme. Da war die Harmonie der Zusammengehörigkeit, der Gleichheitsgrad.

Die äußeren Lebensumstände eines Menschen — das ist doch einmal, auch in der Liebe, auch für die freieren Geister. Wer bin ich, was war ich? Was ich ward und noch werde, bin ich durch ihr Vertrauen. Er aber ist es von Hause aus', dachte Felix endlich endend.

Als erschraken, Klangwig trat ein. Das jähe Verstummen war ein merkwürdiger Empfang.

Er wollte auf Conradine zugehen und ihr die Hand küssen. Aber in ihrer „Festherrenstellung", wie Adrian das nannte, den einen Fuß etwas vorgesetzt, die Hände auf dem Rücken gefaltet.

So begnügte Klangwig sich mit einer Verbeugung. Und sah es selbst, daß auch Adrian hin.

„Gnädigste haben eine gute Reise gehabt? Ich gab mich der Hoffnung hin, gnädige Frau ehlen spreken zu dürfen. Selbstredend bitte ich um eine Unterredung unter vier Augen," sagte er.

„Eine solche Unterredung hätte keinerlei Zweck," entgegnete Conradine. „Ihre „Sensation" war wieder einmal vor der Wirklichkeit verblaßt; sie fühlte nichts als grenzenlosen Hochmut und unsägliche Verachtung. Sie sah den Mann kalt und fest an, so daß er anfing, sich benommen zu fühlen. Sie empfinierte ihn — gegen Willen.

„Ich habe Ihnen auf Ihre Depesche gar nicht zu antworten und bemerke nur, daß die Absendung derselben höchst überflüssig war, da das gnädige Fräulein Ihnen bereits mündlich abgeschrieben hatte," sagte sie eisig. „Aber hier ist Herr Dahlland, der Ihnen einige Mitteilungen zu machen hat."

„Ich aber habe meinerseits nichts mit Herrn Dahlland zu sprechen," erwiderte Klangwig, „und muß im Namen der Gerechtigkeit bitten, mir dennoch die Unterredung zu gewähren. Fräulein Phöbes Ablehnung konnte ich nach der früheren Haltung der jungen Dame nicht erwarten und muß sie daher auf das Gouto von Einfältigen einschränkter Art setzen."

Adrian streckte beide Hände in seine Hosentaschen. Er wollte sich zwingen, ruhig zu bleiben; aber den „kapuern Landjunker" konnte er doch vor sich sin.

„Ich ersuche Sie," begann Felix mit etwas lebendiger Stimme, „die gnädige Frau nicht mit Ihren Wünschen bezüglich des gnädigen Fräuleins zu langweilen, sondern mir lieber die Frage zu beantworten: Wie kam es, daß Sie für Jens Nardorp in Berlin bei Schulz in der Kommandantenstraße Rechnungen brauen ließen, während Nardorp mich versicherte, daß er sie nach wie vor beim Buchbinder Kurz in Tondern herstellen läßt?"

Klangwig ward bleich. Seine Zähne bissen sich fest zwinander, während seine Lippen sich öffneten.

Der Atem ging ihm hörbar aus den Nüstern. Sein Auge, starr und blaß, richtete sich mit dem Ausdruck unsäglicher Wut auf Felix.

„Auch habe ich in den Büchern entdeckt, daß es Ihnen beliebte, falsche Transporte zu buchen, die einen Unterschied von ungefähr sechstausendsiebenhundertundsiebzig Mark darstellen."

„Ich," stammelte Klangwig, „ich leugne jede Absicht dierbei — ich —"

„Wir, Herr Klangwig, die gnädige Frau läßt Ihnen die Wahl: Sie liefern uns den Depotschein aus über das unterschlagene Geld — Sie haben bei einem Hamburger Bankhaus ausstehend sünfundzwanzigtausend Mark Guthaben, die Sie dem Konto von Frau la Fromoire sind — und Sie sollen frei abreisen. Oder wir lassen Sie durch den Gendarmen nach Tondern abführen — alle Formalitäten sind vorgesehen — und Sie werden sich vor Gericht darüber zu verantworten haben, daß Sie Jens Nardorps Handschrift auf unerlaubte Weise nach gedrucktem Vorbuleren fälschten, daß Sie Unterschriften im großen Stil leisgnaben. Die gnädige Frau läßt Ihnen diese Wahl, und Rücksicht auf Ihre arme Mutter."

Felix atmete aus. Gottlob! es war gesagt. Schwer gingen ihm die peinlichen Sachen von den Lippen, denn er schämte sich in den andern Seele Pnein.

Der andre aber sah zu Boden und besann sich. Dem ersten Schreck folgte die gewohnte schnöde Kälte.

Also er wußte doch das richtige Mittwung von dieser Frau gehabt. Sie war und blieb eine Erpressuskthörin. Wahrscheinlich verstand sie nicht einmal ordentlich zu hassen und zu lieben. Denn wenn sie in den Schulden das verletzte Gefühl — wie es annahm — warum fühlte sie denn keine Eifersucht, warum wollte sie sich denn nicht wenigstens an ihm rächen, der ihr den Geliebten verwundet? Aber das konnte ihm ja schließlich egal sein. Die Europäische war: sein schönes Geld ging mich weg. Für ihn war es „sein" Geld, mühsam zusammenbetrogen.

Endlich erhob er das Haupt. Er lächelte verzerrt und mühsam. Aber Adrian hatte recht gehabt, die „Geschichte" verlief unendlich einfach.

Herr von Klangwig machte seine Scene und wandte sein Bathos auf, weder der Natur noch des Jornes. Er entschuldigte auch seine Unterschlagungen, vielleicht verachtete er dazu die Anwesenden zu sehr, denn er hatte den Hochmut des kühnen Verbrechers. Er sagte mit einer völlig fremden Stimme:

„Ich bedauere lebhaftigste Irrtümer, etwa ich mochter also als. Herr Dahlland kann mit hinüberkommen, den Schein und die Bücher in Empfang zu nehmen."

„Nein," sprach Conradine hervor. Es klang fast wie ein Schrei — dieser Mensch würde Felix aus Rache töten!

„Nein! das heißt — Adrian, nicht wahr, du gehst mit ihm?"

Felix wechselte die Farbe. Es war ein Hergewohnen, der er gehört hatte.

„Sie dürfen ruhig sein, gnädige Frau, ich bin sein Wieder," sagte Klangwig mit einem höhnischen Lächeln.

„Natürlich geh' ich mit," rief Adrian, der auch dem weniah Vorgefallenen es ganz selbstverständlich fand, daß ein Frauenzimmer wie Klangwig zitterte.

Sie gingen. Das peinliche Geschäft war schnell beendet. Klangwig lieferte die Kasse, die Bücher und den Depotschein ab, als handle es sich um ein selbstverständliches Geschäft.

„Bring ihr das. Ich mag nicht. Ich habe zu thun. Ich möchte allein sein," sagte Felix. „Bücher und Kasse gehören nun wohl in mein Zimmer — aber du — zu ihr der Schein —"

Er ließ Adrian stehen, der ihm kopfschüttelnd nachsah.

„Nerven hat der Mensch wie'n hysterisches Frauenzimmer," dachte er mitleidig. „Kein bißchen Hungerleiber- und Selbstmordkandidatenzeit 'n dösten Puff gegeben. Das braucht noch lange, ehe er so recht fest wird."

Felix stürzte in sein Zimmer und schloß hinter sich ab. Er warf sich auf das Sofa und legte die Stirn auf die gefalteten Hände.

Er besann sich in einem zusammenhalen Seelenzusammenhang. Schmerz, Enttäuschung, beleidigter Mannesstolz drückten ihn nieder.

Ja, wäre sie feindselig gewesen und hochsahrend wie damals in Berlin, jeden Morgen von neuem.

Digitized by Google

Dafür hatte er längst eine Erklärung gefunden, und darauf war er gefaßt gewesen. Die kalte, freie Seele sträubte sich gegen die neue Liebe und gegen den Mann, der Rechte auf sie gewinnen sollte — aber immer wieder erlag sie dem zwingenden Gefühl.

Aber sie war nicht feindselig und nicht boshaftrend gewesen wie ein Weib, das um seine innere Freiheit kämpft. Sie war unbefangen, leutselig, wohlwollend, anerkennend gewesen, sie, die große Dame, gegen ihn, den bezahlten Diener ihres Hauses.

Bitterkeit verzehrte ihn.

Er sprang wieder auf und riß ihre Briefe aus seinem Schreibtisch. Da fand es zu seinen Ohren auf weiß, daß sie sich gestern hatte nach Hause fahren lassen, daß ihr Ohr schmerzhaft zuckte, daß ihr Kopf schwindlig zurückgesunken war, daß sie aber dennoch den Kutscher gefragt hatte, ob Herr Lieber Feilix, Lieber! — Ja, mein Lieber, Sie haben sich vorzüglich bewährt, und man wird Sie belohnen, sehr wohl natürlich, denn ich bin die kalte, reiche Countenance in der Fremoire, die sich nichts schenken lassen kann."

Er schlug mit der flachen Hand auf die Briefblätter.

„Bist du gemeint? Bist du diese oder bist du jene?" dachte er erbittert.

Dann ging er lange auf und ab. Er suchte sich zu fassen, er dachte nach: über sein eigenes Staunen, über die eigne tiefe Angst, über das, was er jetzt als sehr Heros als Liebesschmerz empfand.

Woe das ein Echo ihres Wesens? Oder hatte sich auch in ihm das von selbst so geboren? War am Ende alles zwischen ihnen nur Stimmung gewesen? Aber vermag den feinen, rätselvollen Wandlungen solcher Stimmung mit Erklärungen nachzugehen! Der heiße Traum schien zerronnen, das wenige Glückverlangen war in nüchterner Fremdheit unbegreifbar.

Von den Rätseln dieses seltsamen Ereignisses kommend, kam Felix in einen Zustand grenzenlosen Elends.

„Darum lebt' ich, darum sich ich vor dem Tod, um das zu erfahren! Ist das vielleicht mein Los? Flucht mir die Wollendung? Oder bin ich auf der Flucht vor ihr? Strecken Sie sich nicht — ich war zu feig, die eherne Gaukelei auf mich zu nehmen, die im Sterben liegt. Soll ich auch das Leben nicht haben in seiner Gaukelei?"

Er wurde nicht, daß Gouvadinen herannahen.

Adrian klopfte an und war erstaunt, daß ihm erst eine Thür aufgeschlossen werden mußte.

„Wieder, was hast du? Wie siehst du aus? Wie kann dich die Affäre Langwig nur so packen! So was erlebt sich eben bei großen Betrieben, wo man mit vielen Angestellten zu arbeiten hat. Und warum verstehst du dich? Countenance war erstaunt, daß du ihr nicht selbst den Schein brachtest. Ich glaube, sie war in der Laune, die die Hälfte des zurückverdienten Geldes zu schenken."

„Ich wollte eben einen — einen Freitzug auf dem Wege gehen," rief er bittet.

„Aber Felix!" sagte Adrian ärgerlich, indem er anfing, sich den Rock abzubürsten, „wie kannst du so thöricht sein! Kannst du ihre Countenance? Am Tagen? Wie scheint, sie war sehr herzlich und wohlwollend zu dir. Du hast ihr wirklich Dienste geleistet, sie will dich gern belohnen — was ist simpler? Ich glaub', all dein feinherrd Pech hat dich empfindlich gemacht."

„Es kann sein."

„Na, alle Countenance schickt den Schein an Wechsle, der die Sache dann erledigen soll. Kann ich mir hier die Hände waschen — es ist gleich Essenszeit —" Vom Schlafzimmer her, wo dem Wechsel sich befand, wo er heftig mit den Bürsten in Seifenschaum arbeitete, rief er dann noch:

„Sie hat mir was mitgebracht. Einen alten, geschnitzten Stuhl, der kommt bemalschäft, und eine Straußeneiandel. Die paßt nun zu mir wie die Faust aufs Auge. Ich trage so 'n Kram gar nicht. Es ist eine kölsche Perle. Die verschwinde unter meinem Bart. Ich bat auch gleich darum, sie aufbewahren zu dürfen. Da kann man mal 'n Ring von machen lassen — später."

„Ringe trägst du doch auch nicht," sagte Felix. „Ich nicht. So, ich bin fertig. Du auch? Na, dann vorwärts."

Das Eßzimmer war ein riesengroßer Saal, er lag im Erdgeschoß und ging mit vier großen Glasthüren auf eine parkartig gepflegte Terrasse. Der Saal war ebenso fraftig möblirt wie der gelbe Salon. Nun wurde alles Räumen an, daß die seit fünfzehn Jahren immer nur ganz vorübergehend benutzt wurden. Es fehlte nichts Nötiges, aber alles Ueberflüssige.

Zwei ungeheure eichene Kredenzen mit Aufsätzen standen an der Glasthürseite gegenüber. Die Wände waren mit Stuck gejetzt und grau gemalt. Verschossene grünseidene Gardinen hingen dünn und schlaff an den Glasthüren nieder. Ueber dem Tisch, der für mehr denn fünf Gedecke in dem großen Raum wenig klein anmahm, hing ein Wiesenkronleuchter von Petinnenkitten, die unter dem Plafond von einer Glasstange aufgingen und sich strahlenförmig niederstreiten in einem Kreis von Silberblech, der die Leuchter trug.

Auf dem Tisch stand ein leuchtender Strauß von großen Gartenmohnblumen. Es war der einzige warme, lebendige Farbenfleck.

Die Damen ließen auf sich warten. Jasperson stand vor der einen Kredenz und legte sich Silberzeug zurecht.

„Ihrem Alten geht's gut, Jasperson. Er freut sich, daß sein Sohn wieder da ist. Der Alte war früher Deputatsmann auf Gallodvogen," erzählte sich Adrian, zu Felix gewendet. „Hallo, da ist ja Fräulein Ebbdet! Und in dem neuen Kleide! Feiert Sie denn nicht?"

Ebbdet, die Repräsentantel, Galoschen und Schirm im Flur abgestellt hatte, sagte verzagt: „Wenn man ein neues Kleid anhat, fiehrt man nie."

„Comedathe thut unrecht, Sie mit solchem Unsinn zu behängen," sagte er ärgerlich.

Ebbdet sah mit ihren Händen um den blühblauen Gürtel:

„Erstend befahl Comedathe mir, das Kleid gleich heute anzuziehen, und zweitens ist kein Unrecht dabei, wenn ich sieber ein schönes Kleid anhabe als ein schlechtes. Mim mag ja auch sieber, wenn die Sonne scheint, als wenn's regnet. Dobhalb bin ich aber beim Regen auch vergnügt," meinte sie und lachte ihn an.

Er sah sie an mit einem eigentümlichen Blick, aus Sorge und Wohlgefallen schien der Ausdruck gemischt.

Jasperson nahm eine straffe Haltung an, die Thür öffnete sich, und gefolgt von Madame nahm Comradine herein. Sie war in einem sehr bunten Shawl gewickelt, unter dem sie auch ihre Hände verbarg. Ein schweres weißes Wollfleid sah unter dem Shawl hervor.

„Ah — mich friert. Es sind nur zehn Grad. Und wir haben den heißen aber vierten Juli. So bleibt vom Sommer in den greulichen Rinnen — ah," sie schauerte zusammen.

Sie trat an eine der Glasthüren. Von draußen goß der Regen an den Fenstern in senkrechten Linien herunter. Die Terrasse war vollgeschlagen von Blättern und vorzüglichen Erlenfrüchten und Eschenblüten; das alles klebte auf den nassen Steinen und schwamm in kleinen Pfützen. Zwischen dem Rasche und dem Schloß schien ein Schicker zu hängen oder eine gläserne Wand zu stehen. Durch den heftigen Regen sah man nur undeutlich die Gegend.

„Es muß morgen besser werden. Mein Schäfer Mieh hat es prophezeit," bekannte Adrian.

Unterdeß hatte Felix Madame mehr begrüßt als sich nach ihrem Befinden erkundigt. Sie wohnte da sehr dankbar auf und kam zu ihrer eignen Ueberraschung nicht heraus, herabsetzend zu werden. Es war so etwas in Felix' Persönlichkeit, was das verbot. Wirklich, doch ein gentiles junger Mann, dachte sie dabei.

Man setzte sich.

Ebbdet war sehr vergnügt. Sie saß neben Adrian und legte ihm ganz unbefangen alle besten Stücke auf den Teller. „Das thue ich bei Gerhsaater auch immer," sagte sie. Sie teagte Comradine nach Zuck und Lenten und weinte, daß sie absolut keine Lust zum Reisen hätte; nur einmal nach Kopenhagen möchte sie, auf Kongens Nytorv hingehen gehen und vor Amalienborg stehen, wo die Hochzeit gefeiert ward, der Kammerherr Antrem beigewohnt, und mitserdem höchstens noch einer Worm Zivoli besuchen. Aber schöner könne es auch in Kopenhagen nicht sein als auf dem Moor von Gallodvogen, wenn die Sonne glühte, die blauen Libellen in der Luft standen, der Buchrat rief und man kaut unter einem Riesenbambinen log und zählte. Da war die Weit so still und weit, und wenn man mit den Augen blinzelte, lag man gar keine Grenzen. Und man konnte träumen, o, man so vielen schönen Dingen. Mein, nein, in der kalten, kunten Fremde möchte sie nicht sein.

Dann erzählte sie Adrian, daß sie nach Tisch natürlich sofort ihr schönes Kleid wieder ausziehen werde, um es zu schonen. Sie krenze sich offenbar, indem sie den Schokoladencreme und den Chamagner, den sie zum Mittag gehen würde, wie ihr die Petterson verraten habe.

Und es war, als gehe von der vollkommenen Natürlichkeit ihres Wesens und von ihrer reinen Heiterkeit ein Segen aus über alle.

Auch Felix wurde leichter und Herz. Langsam wich die Bitterkeit aus seinem Innern, er fing an, sich wohler zu fühlen, freilich noch mit der Zaghaftigkeit eines Verwundeten, der jeden Augenblick eine harte Berührung fürchtet. Er sprach mit Comradine, aber ihr ins Auge zu sehen wagte er nicht.

Der freundlich-höfliche Ton, den er fürchtete, hätte ihn zu können getroffen.

Auch auch sie wagte nicht, ihn anzusehen. Bei dieser Gesichtet wurden sie sich erst bewußt, daß sie auch heute wenig einander nicht in die Augen gesehen. Oder sie bildeten sich doch ein, sie hätten es vermieden. Und um diese Boesicht zu vertuschen, sprachen sie beide lebhafter miteinander. Dabei befand sich Comradine in einer vollkommen Zwangsthätigkeit ihrer Gedanken. Indem sie sich mit Eifer in das Thema zu vertiefen schien, das gerade zwischen ihnen angeschlagen war, suchte sie sorgwährend daran, daß sie auch ihm ein Geschenk mitgebracht hatte, eines, wie man es nur einem Manne giebt, an den man sich sie immer bindet: einen köstlichen Ring.

Sie konnte ihm diesen Ring nicht geben, nicht ja, nicht jetzt. Aber indem sie ihn verheißlichte, wurde es ihm doch zugleich offenbar werden, daß sie eine besondere Gabe für ihn gehabt.

Sloan Adrian hatte unbefangen gefragt: „Hoffentlich hat es Ihnen eine Reinwertsfreude für Felix Dahlland gebracht, der gehört zu den Leuten, die man durch eine liebevoll ausgedachte Kleinigkeit mehr erfreut als durch alle Gehaltserhöhungen und dergleichen." Sie verwunderte ihre Erstaunungsblicke: Wie soll ich es machen, ihm ein Kleines Geschenk zu geben, ohne ihm zu beleidigen. Wie soll ich es machen, solches Geschenk zu unterlassen, ohne ihm zu verraten, daß ich das allerernstefte für ihn bereit hatte, das ein Weib nur geben kann?

Und dabei sprach sie selbst davon, daß ihr merkwürdiger Hang nach Vollkommenheit sie oft mit einem nach merkwürdigerem Interesse an Menschen, und daß sie auf Aeußern am besten dieser beiden widerstreitenden Neigungen genügen könne, indem sie unter Formen innerlich allein bleibt und wo die Menschen ringsum oberflächlich kennen lerne, und nach der blauen Oberfläche beurteilt seien die meisten angenehm.

Das Mahl verging, und als man sich erhob, fiel von Comradine die Lebhaftigkeit ab wie eine Maske. Ermüdet, feierend, traurig kaum sie an einer der Glasthüren und sah wieder hinaus.

Die beiden Männer hatten sich beraltschlecht. Das erste Widersprechen, das erste Beisammensein war überstanden, wie Comradine es sich nach diesen Morgen gewünscht: im Schein einer vollkommenen, freundlichen Ueberlegenheit. Und er und sie hatten sich nicht einmal gerade auch kühn ins Auge gekblickt. Nun sahen Comradine, was ihr während des Beisammenseins so bequem gewesen, unerwünscht. Das glich einer ungelösten Frage, einem unerfüllten Geheimnis.

„Ich hätte den Mut dazu haben sollen', dachte sie. „Das allein hätte ihm meine Anbefangenheit wahrhaft bewiesen."

Aber vielleicht entfiel diese Anbefangenheit vor dem ersten Blick.

Comradine bildete sich ein, dieses Unglücksgefühl, diese elenden Zweifel würden vergehen, wenn nur die Sonne schiene, wenn man nur im Park umherlaufen und die Vögel singen hören könne.

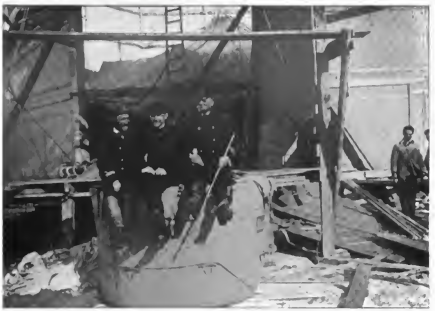
Es regnete fort und fort. Aber einzelne —

Digitized by Google

Bewegung draußen mußte noch besser sein, als im fahlen Hause von Zimmer zu Zimmer zu gehen, um irgendwo Behagen zu suchen.

Sie zog sich einen Regenmantel an und feste Schuhe, und den Reisehut auf dem blonden Haar, den Regenschirm über sich, ging sie in den Park.

Eintönig prasselten die Tropfen auf den straff gespannten Seidenstoff. Durch die Bäume ging ein Rauschen, der Regen fiel auf die Wipfel und sank von Blatt zu Blatt. An den Rasenkanten eilte stehendes Wasser in kleinen Bächen hin. Das nasse Blattgeflecht der niederen Büsche hing schwer gewelgt erdwärts. Auf die Fläche des winzigen Teiches fielen



Andreas Achenbach: Schiffbruch vor Cuxhaven (Lootsenlieutenant Carlsbluh Ingenieur Chef, Kapitän Gust Steenmark) auf den Bollwerken.

Ansatte all der Zuhellkommen des Glücks, die hell und brausend in ihrem Ohr klangen, nichts wie der eintönig rauschende Tropfenfall grauen Regens?

Ihr war, als habe ihr Leben bisher einen Inhalt gehabt und diesen nun verloren. Verarmt und einsam fand sie hier im Regen und kämpfte mit Thränen.

Langsam erhob sich ein Zorn in ihr. Sie wünschte vielleicht, Felix hätte als Mann voll Leidenschaft, Trotz und Größe vor sie hintreten sollen und von ihr fordern, was sie ihm verheißen: ihre Liebe. Vielleicht wünschte sie es auch nur, um ihn dann voll Hochmut zurückweisen zu können.

Sie wußte nicht, was sie wünschte, aber jedenfalls etwas ganz, ganz anders als die Wirklichkeit.

Andreas Achenbach: Transport des Bollwerk auf den Lande.

Der Regen prasselte und prickelte auf der Seide ihres Schirmes. Ringsum das Rauschen und Rinnen nahm kein Ende. Und das nasse Laubwerk kaufte einen kalten Atem aus.

Conradine fror. Sie ging langsam davon.

Als sie fünf Schritte gegangen war, sah sie zurück. Ohne Vorsatz, ohne sich zu bekennen, nahm sie den nassen, verwelkenen Nelkenstrauß von der Bank und hielt ihn fest umschlossen, ohne zu bemerken, daß das Leder ihres Handschuhs ganz durchweichte.

Nun ging sie schnell, als fürchte sie jemand, der nicht auf unerlaubten Wegen betroffen sein will. Ihr lily Gazehaul, den sie lose um den Hals trug, blieb mit seinen federnstegen Fransen an einem der Büsche hängen. Conradine riß ihn los und fing nun fast an zu laufen.

Und als Felix bald nachher zu der Stelle kam, die er gestern in zitternder Erwartung geschmückt, und deren Schmuck er nun wieder entfernen wollte, ehe er bemerkt und verlacht ward, fand er jenen Nelkenstrauß nicht mehr.

Er suchte ihn, er wagte noch nicht zu glauben, daß man ihn fortgenommen habe, trotz der schmalen Fußspur im weichen Boden. Aber auch hinter der Bank lag der Strauß nicht. Und am Busch, am engen Wege zwischen den tropfenden Blättern, hing ein kleines Gewirr von lila Seidenfäden, dessen Herkunft Felix wohl errief.

rastlos und gleichmäßig die Tropfen, daß sie aussah wie eine punktierte schwarze Platte.

Conradine ging dem einen Ziele zu, das es für sie hier geben konnte. Von einer melancholischen und zugleich tromsierenden Neugier getrieben, suchte sie den Platz unter den Pappeln auf.

Der schmale Weg, der eine ausgedehnte Gebüschpartie durchbrach, um auf den Platz zu führen, war kaum passierbar. Die Gerten bogen sich wie nasse Ruten über ihn hin und schlugen Conradine gegen die Knie.

Dann stand sie an der Wegmündung und übersah den Platz.

Unter rauschte hier der Regen durch das dürre, ewig bewegliche Blätterwerk der Pappelkronen. Vom Hange sickerte es in kleinen Rinnsalen naß hernieder und fand als schmalspältig blinkender Spiegel zwischen den Halmen des Grases, das den tiefliegenden Platz deckte. Und auf der Sandsteinbank, verregnet und verwaschen, lagen rote Nelken. Sie waren vielleicht gestern darüber gelegt, bevor das Gewitter heraufzog.

Conradine stand und starrte hinüber. War das nun alles, was von den heißen Erwartungen der letzten Zeit verblieben? Die trostlose Stimmung einer vollkommenen Enttäuschung?

Andreas Achenbach: Transport des Bollwerk über das Eis.

Digitized by Google

Andrews Vorpostenlinien. Andrew hat Cäsarsoffizier und der Bodenreiterdienst Manövren

harmloses Gesprächsthema, gab Conradinen wie Zelly Gelegenheit, einen Vorwand für gemeinsame Inspektionsgänge und lange Kouferenzen zu finden. Ohne diesen Bau hätten sie wenig Gelegenheit gehabt, sich zu sehen, und sie waren schon bekangen in dem bloßen Gedanken, was sie dann miteinander hätten sprechen sollen.

Dabei wurden sie kaum inne, daß sie immer blos sachliche Gesprächsgebiet verließen, sobald sie auf bewegtere Ruhe gefunden, heraus und anfingen zu schwimmen. Sie begaben sich dann auf das persönliche und teilten einander ihre Meinung über diese und jene Lebensfrage mit oder erzählten sich gegenseitig von ihrer Kindheit.

Und dann fühlten sich beide wunschlos und zufrieden beieinander.

Die quälende Sehnsucht schwieg, es schwiegen die Fragen, es schwieg das Verlangen, ihre die Wendung der Dinge zwischen ihnen. Ihr Leben schien ihnen ausgefüllt, nützlich und erfreulich.

So sah das Ganze wie ein Idyll aus. Es war aber keines voll Schäferharmlosigkeit und ladendem Frieden, sondern eines, wie die stillklopfende Frühlingslandschaft hinter den Deichen der Marsch: der nächste Sturm kann mit hohen Sturzwellen den Deich durchbrechen und eine rasende Flut alle Knospen vernichten.

Conradine hielt auch in den Stunden ihrer Einsamkeit vor sich selbst diese zufriedene Stimmung fest. Unser Pfarrhaus hatte sich da in was hineingerafft, das gar nicht bestand, sagte sie sich; „von

Er schloß die Augen, sein Herz klopfte in seliger Freude.

Und als er gegen Abend Conradine auf dem Flur unten im Schloß traf, gingen sie mit heißem Erröten aneinander vorbei.

IX.

Conradine stand immer auf dem Standpunkt: wenn ich sechs Pferde zahlen kann, sind ihre Kräfte dann nicht mein? Alles, was sie unternahm oder unternehmen ließ, mußte mit märchenhafter Schnelligkeit vollendet werden. Sie war außer stande, eine Thätigkeit zu verteilen oder mit Geduld vernünftig eingeteilter Arbeit zuzubringen. Wenn heute etwas beschlossen war, mußte es am liebsten morgen vollzogen sein. Neue Bauten machten ihr großen Spaß, neue Kulturen auf Feldern oder im Garten erregten ihre Bewunderung.

„Ich passe nicht zur Gärtnerin und nicht zum Landmann," gestand sie, „ich habe keine Geduld. Und ich will immer sehen, wie alles wächst und wird. Wenn ich den Bauleuten zuschaue, da werfe ich doch, wie das vorwärts geht. Tod ist doch Arbeit. Ich lobe mir überhaupt alle Arbeit, die schafft. Als Mädel ließ ich mich auf keine Wette ackalten, Schnee zu schaufeln, zu backeln, Band zu legen. Schon damals hatte ich förmlich ein Gefühl von Vergnügen, wenn ich sah, wie unter unsern Händen die Bahn durch den Schnee frei ward, wie die graue Erde des verstockten Beetes sich von den Wasserfurchen aus meiner Gießkanne schwarz färbte, wie der Lehmboden der Tenne rein ward, wenn die Besen darüber fuhren."

Wenn bei ihr das natürliche und gemäße Zustand einem neuen Unternehmen gegenüber schon freudiger Eifer war, so kam im gegenwärtigen Fall noch ein unbewußter Trieb hinzu, der Sache eine übermäßige Wichtigkeit zu geben, ein aufgebauschtes Interesse an ihr zu zeigen. „Die Ziegelei" ward sozusagen das Losungswort des Tages. Sie hat ein unerschöpfliches und

Andrews Vorpostenlinien. Andrew trifft mit den Feuerwerkern die Vorbereitungen zum Bau des Pulverhauses.

Andrews Vorpostenlinien. Die Schaluppe „Cavallerist" und „Virgo" im Hafen nahe am Fort des Pulverhauses.

seiner Seite war das so unendlich begeistlich, ich war wie die Erklärerin in sein Leben voll Not getreten, ich gab ihm Arbeit und entriß ihn dem Hunger; dann war ich die erste Dame, der er wieder begegnete, und schon in meinen Kleidern, meinem Parfüm, meinen Lebensgewohnheiten fand er die Poesie und seinen Kindertagen wieder. So haben seine Träume aus mir eine Art Göttin gemacht. Wie verzeihlich. Und ich darf mich schließlich auch nicht zu sehr verdammen. Er ist ein so schöner, so sympathischer Mensch; es war in seinem Anglück so anmutig, der Stempel des Entsetzen und Verlassenseins, der auf seinen

Digitized by Google

Wesen lag, Aleidete ihn besonders. Und die Verehrung, die der Dandyherrscht, die ich in seinen Augen sah, hatten mein Herz gerührt. Und ich bin so einsam, mein Leben ist so liebeleer, der Wunsch zum Glück verstärkte mich — gewiß, so war es. Mit mich vollkommenem Takt aber er sich in die Situationen zu finden weiß — ich bin ihm gestern Tanz schuldig — er hat alles Kavalier verstanden, mir jede Beschämung zu ersparen — und ich er ein Mensch von großen Fähigkeiten. Ich muß alles thun, ihm zu gefallen, ich ihn achte.'

Conradine hatte es thätlich unbewußt nötig, in vor sich selbst Fetig' moralische und ästhetische Vorzüge zu beleuchten und für ihn wie für sich Entschuldigungen vorzubringen.

Ihm aber gelang es nicht, sich Erklärungen zusammenzustellen und Entschuldigungen zu finden. Seine Einsamkeit gestaltete sich ihm zur siedrichen Qual. Ihm kam es vor, als hasse er Conradine, als könne und müsse er zerschmettern was sie hinteren und fordern, was sie ihm verheißen hatte.

Er war überzeugt, daß sie anders gehandelt haben würde, wenn er ein Mann wäre, wie gleich Rheim und Verwandten, nicht der Baumeister, nicht der von ihr Geretete. Die Demütigung stach ihn ihm, und wenn sie ihn lobte und bewunderte — wob sie mit der Anbetungswerth, welche Frauen dem Geliebten gegenüber haben können, da ihnen die außerordentlichen Qualitäten beiseiden über allen Zweifel erhaben und für jedermann offenbar scheinen, sehr reichlich that — glaubte er, das Schuldbewußtsein spreche aus ihr, sie wolle ihn entschädigen.

So hatte jeder Tag einen überreichen Inhalt an Arbeit und spannenden Erregungen, und die Zeit flog nur so dahin.

In Gute Ungstik konnte das Richtfest der Ziegel gefeiert werden. Conradine gab den Arbeitern ein Fest und hatte für Fetig eine Ueberraschung vorbereitet.

Man feierte sehr früh an diesem Tag, Abrian und Phöbe waren gelaben; zahlreiche weibliche Damen zur Ziegelei hinüberfahren, Fetig und Adrian dachten den Wagen reitend zu begleiten.

Conradine hatte den Speisesaal mit einem großen, zusammengestellten Papier in der Hand. Sie hatte ein wenig auf sich warten lassen, und Madame more beobachtete unterdeß sehr mißfällig, wie Phöbe sich von den beiden jungen Männern den Hof machen ließ. Aber Phöbe, noch bei den jungen Männern waren sich bewußt, daß ihr lustiger Verkehr von irgend jemand als Koketterie und Hofmachen aufgefaßt werden könne.

Ich werde einmal mit Conradine darüber sprechen müssen', dachte die alte Frau, in deren Wörterbuch die Worte „Unbefangenheit" und „Harmlosigkeit" nicht standen. Sie saß streng durch ihren Kneifer hindurch und hob ihr Gesicht wie jemand, der hochmütig aufmerkt.

Aber die drei sahen es gar nicht. Phöbe im weißen Kleid saß auf der Fensterbank und hatte ihren Nacken gegen das Fensterkreuz gelegt. Sie rechnete mit dem Zeigefinger ihrer Rechten an den gespreizten Fingern ihrer Linken Fetig vor, bei welchen Gelegenheiten sie sehr artig und sehr nett gegen ihn gewesen sei, denn er warf ihr vor, sie sei „einfach unausstehlich" gewesen seit einiger Zeit.

„Na und Schließlich, es ist doch auch, um sich schwanz zu ärgern! Seit Sie da sind, kümmert Conradine sich mehr um Sie als um Adrian, und die dumme Ziegelei kümmert sie mehr als die Wirtschaft auf Collasborgen. Und daß gerade Ihr hier noch den Thon finden mußten, ist doch sozusagen ein himmelschreiende Ungerechtigkeit. Warum log der nicht auf Adrians Gebiet? Und wenn es denn schon auf Torbdiner sein sollte, warum hat ihn Adrian nicht entdeckt? Denn hätte Conradine doch ihn zum Teilhaber gemacht."

„Mnn muß seinen Nebenmenschen auch noch gönnen," sagte Adrian vergnügt.

„Ach was, Tante Conradine hat so genug, behalf gönne ich Ihnen mehr."

Sie trug einen Strauß gelblicher Rosenknospen in ihrem grünen Gürtel und nahm nun die Blumen, um eine schön gefärbte Knospe herauszusuchen. Dann legte sie den Strauß neben sich und sagte:

„Kommen Sie näher heran, Adrian. An diesem festlichen Tag sollen Sie geschmückt sein. Aber hab' ich nicht zu verteilen. Aber da . . ."

Sie beseitigte eine Knospe in seinem Knopfloch. Er tant dabei dicht an Phöbe heran, ihr Kleid berührte ihn, und die Haare seines Bartes streiften ihren Handrücken. Und plötzlich warb Phöbe verlegen. Sie wußte nicht, warum. Aber sie war, als habe sie etwas Ungewöhnliches gethan, etwas, das beinahe anbringlich und unbefehlenden wirken mußte, wenn sie es Adrian allein that. Wie konnte sie nur einen so ernsten, autoritativen Menschen mit solcher Spielerei kommen!

„Herr Dahlland, hier, Sie sollen auch eine haben," sagte sie und stählte mit immer wachsender Verlegenheit, daß sie dunkelrot geworden war.

Fetig trat heran und sah, daß Phöbes Hände zitterten, daß ihre Wangen glühten, als sie mit viel Umsicht eine Rosenknospe an seinem Rockaufschlag befestigte.

Und in diesem Augenblick kam Conradine mit ihrem Dokument in der Hand in den Saal, sah das Mädchen und den Herrn Gesicht und sah die unsicheren Hände, die an Fetig Brust hantierten. Sie hatte eine peinliche, schnell aufblitzende Empfindung.

Und Adrian sieht dabei! dachte sie und begriff Adrian nicht. Sie sah die allgemeine Stille der Verlegenheit hinein, die getommen war, niemand wußte, woher und warum.

„Ich hatte mich für den brohenden Regen angezogen, und man scheint es, wir bekommen noch Sonne; da wollt' ich mich doch ein bißchen hell und festlich kleiden für die Arbeiter," sagte Conradine und sand dann ihren gewohnten heiteren Ton. Ihr war, als müsse sie sich entschuldigen, sie sein, denn das bloßliche Gleich hatte sie keineswegs der Arbeiter wegen angezogen, sondern lediglich, weil Miß Fetig' Lieblingsfarbe war.

„Also trägst du denn da mit dir herum?" fragte Adrian.

„Ein Blatt Papier, welches mir Herr Dahlland gerade heute hätten machte, zu unterschreiben," sprach sie, und mit einemmal fiel alle Mißstimmung von ihr ab. Die königliche Freudigkeit, in welcher sie gekommen war, wallte neu in ihr auf; sie war im Begriff, jemand zu Hilfe zu kommen mit ihrer Meinung — und in solchen Momenten hatte sie stets ein Gefühl heller Freude am Leben.

Sie ging auf Fetig zu und überreichte ihm das Dokument.

(Fortsetzung folgt.)

Andrées Nordpolfahrt.

Mit Abbildungen (Seite 729, 732 und 733) nach Momentaufnahmen von G. u. H. Hasselberg in Göteborg.

Am Morgen des 17. Juli herrschte auf dem schönen Fellenwallah Marinehof trotzdige Aufregung unter den Bahnsteinen: das „Svensksund" hatte soeben mit mächtigem Belaumtmachungen ausgelaufen, hatte über Nacht eine sensationelle erwartete Nachricht angenommen:

Telegramm fraus Spitzbergen, Göteborg.

Andrée gick upp i ballongen ofterminddag kl. 3 under gynnsamma vädertekn förhallanden. (Telegramm der „Aftonbladet".) Deutsch: Andrée hing Sonntag nachmittag 3 Uhr unter günstigen Witterungsverhältnissen auf.)

Ein stiller Jubel verklärte das Antlitz eines jeden Leben dieser Polarfahrt. Woran man noch immer hange gezweifelt, weil die Brust des schwedischen Patrioten mit bedrängender Sorge erfüllte, hat nun nach Tatsachen und Wirklichkeit geworden: Andrée, dem in diesen Tagen die stolzen Hoffnungen des ganzen Volkes gelten, hatte nun doch, allen Skeptikern zum Trotz, die große Tatsache über die geheimnisvollen, weiterweren Regionen des Eismeeres angetreten . . .

Ich gedenke still eines Abends, als ein paar Wochen vorher der Schwede Andrée, Frau Sparberg, zu mir hereinsah. Nach dem internationalen Kongreß in Stockholm hatten wir in kleinem Kreise von Monaco aus eine Studienfahrt über den impulsiven Mittelmeer nach Jahlung unternommen. An den reizvollen Ufern der Cöteste taughte in pittoresker Lage diese kleine Städtchen Oneroa auf, die Bateerstadt Andreas', die bem Grafen Per Brahe 1652 ihre Entstehung verdankt.

Unser Dampfer landete gegenüber auf der merkwürdigen Insel Wiskingö. Wir hatten dort die alte Runtsbergstadt, die Schmiedgräber und den Lust besucht, beiden Eichenpflanzungen dem Beherf der königlichen Marine dienen, und die Ruine des niederzebrannten Schlosses Wiskingsborg besichtigen. Als wir an den Landungsbrücke zurückkehrten, erwarteten uns auf festlich geschmückten Dampfer die Gouverneur der Provinz Smaland, der früherer Kronprinzessin Vorsitzenden mit seiner Gemahlin und Familie, den eingeschworenen Personen von Jahlung und seiner Umgebung. Alle Fürsten hatten mir kleine Zahlen deutscher Schriftsteller erwiesen, die Gattin des Gouverneurs, der Industrie weltberühmte Stadt. Doch das war nebensächlich.

Als ich nahmend der Fahrt mit dem Gouverneur, dem Typus eines guten schwedischen Edelmannes, plauderte, lenkte sich unsere Gespräch auch auf das Unternehmen von Andrée. Der „Landshöfding" bemerkte, daß sich an Bord der Schweber von Andrées Nordpolfahrt drei Hunde, der es noch verstellen wolle. Bald begrüßte mich Frau Sparberg selbst, eine schwarzgekleidete Dame in mittleren Jahren mit verschrieben, sympathischen Zügen. Wir waren gleich in lebhafter Unterhaltung. Die Schwester Andrées sprach davon und wollen Herzen ein Buch, das den tiefsten Einblick auf mich ausübte, „Mein einziger Wunsch," sagte sie, „ist, daß er ausstrigt; lieber soll er untergehen, als vergeblich zurückkehren."

Welcher Herzinhalt spiegelte sich in diesem mit innerster Bewegung gesprochenen Wort! Daß war die tapfere Schwester eines tapferen Bruders!

Frau Sparberg ist die Gemahlin des Besitzers eines blühenden Fabrik landwirtschaftlicher Maschinen zu Nora-kommar, einem Kilometer von Jahlöping; die Gatte hat auch einige Jahre als Ingenieur in Amerika gelebt. Da den nächsten Tagen lernte ich die Familie näher kennen, deren Mitglieder sich alle durch ungewöhnliche Intelligenz auszeichnen. Frau Sparberg erkennt man zuerst, Andrée mit einigen Anderen an ihren Bruder, darunter das Bruder Andrées und einigen Jahren; es enthusiasmt dem Wissen seiner im Alter verwitweten Mutter, zu der sein ganzes Herz hing. Die alte Frau pflegte zu sagen, ihr Sohn habe in immer Freude bereitet, nur jetzt nicht, wo er sich mit so gefahrvollen Dingen befasse . . .

Von Marstrand aus, dem Lieblingsaufenthalt König Oskars, sehr ich nach Göteborg, um einen der beiden Brüder Andrées aufzusuchen, der seit Jahren den Plänen ganz besonders nahe stehe. Ernst Andrée, ein langjähriger Kapitän, ist Vorsteher des Seemannshauses in dem schwedischen Hamburg. Ihn hatte die Vorsehung nicht zum unmittelbar auf dem Kampfplatz einen irgend Schwierigkeit gestellt. Der siebenjährige Mann, seinen schlichte, entsprechende Art lehrt für den einzelnen, anregig und mit sonnenhafter Freundlichkeit. Ich verbrachte ihm die folgenden Daten aus dem Leben der Brüder:

S. A. Andrée wurde im Alter von 43 Jahren; er ist 1854 zu Gronna als Sohn eines Apothekers geboren. Der Vater hard dort 1871. Andrée besuchte die „Elementarskola" zu Jönköping, dann die Realschule, die unseren deutschen Gymnasium entspricht. Ein ehemaliger Schulkamerad des Nordpolfahrers hat mir erzählt, daß er bereits dort durch seinen Eigensinn hervorragte und zu seinen Lehrern Schulen zählte. Nach Absolvierung jener Anstalt kam Andrée auf die Technische Hochschule nach Stockholm. In den folgenden Jahren war er Beisitzer einer kleinen Glasfabrik bei Jönköping mit der Firma Möller & Andrée, ein Unternehmen, das nicht sonderlich glückte. Er praktizierte dann als Rechtsanwalt und Notar in verschiedenen Städten. Später wurde er Leiter der Physik an der Technischen Hochschule zu Stockholm. Im Jahre 1881/82 beteiligte sich Andrée am Norddeutschen Expedition an einer wissenschaftlichen Expedition nach Spitzbergen, bei der es sich um meteorologische Untersuchungen handelte. Nach seiner Rückkehr erhielt er das Amt als Oberingenieur des Patentbureaus in Stockholm. Es folgte ein privates Unternehmen, das den Unternehmlichen zum Studium der Atmosphäre über den Ozean nach Nordamerika führte. Andrée nahm an der Reise teil, weiter Interesse für meteorologische Dinge, das natürlich im Laufe der Zeiten immer lebendiger und stärker geworden ist. Es erhielt er auch seinen Bruder, der als Kapitän nach allen Erdteilen kam, genaue Wetterbeobachtungen anzustellen; von Australien, Japan, Ostindien sandte Ernst Andrée seine Observationen an den Bruder, der sie dann zu einer Kartenwendung mannigfache interessante Ergebnisse veröffentlicht hat.

Im Sommer 1893 reiste S. A. Andrée in Gesellschaft Ekholm bei dem Vorsteher des Seemannshauses. Damals erg er sich mit der eigenartigen Idee, von den Kap Serkholm Inseln an der Nordwestküste Afrikas im Luftballon über Nord Norwegen zu fliegen; es wollte bewiesen, daß es möglich sei, solche großen Strecken im Ballon zu überfliegen. Die beiden Brüder kamen bei ihren langjährigen Berechnungen zu dem Ergebnis, daß in 97 Stunden jener Weg zurückzulegen sei. Es wurde sehr viel Mühe und Arbeit wahrend der ganzen Sommerzeit auf diesen Plan verwendet. Die wissenschaftlichen Autoritäten in Stockholm aber, namentlich auch Nordenskjöld, sagten zu Andrée: „Wenn du zu einem solchen Unternehmen Vertrauen hast, so versuche doch lieber, von Spitzbergen aus über den Nordpol zu gehen! . . ."

Das ist die Geschichte der Idee von Andrée.

Darauf gab ihm eine Stiftung, Lord Hartad Minne

in Stockholm, 5000 Kronen zu einer Reihe von Versuchen. Die Regierung gestattete die gänzliche Einstellung des in Paris hergestellten Ballons „Svea“ unter der Bedingung, daß die Versuche in der schwedischen Akademie erschienen sollten. Der Ballon war nur 1100 Kubikmeter groß. Die erste jener zwölf Versuchsfahrten wurde 1893, die letzte am 17. März 1897 unternommen.

Die Akademie der Wissenschaften, in deren Abhandlungen Andrée seine Beobachtungen veröffentlichte, war auch dem Forum, dem er zuerst seine Idee einer Polarfahrt unterbreitete. In seiner Hand ist der Vortrag, den er damals hielt, und der den Titel führte:

„Vorschlag zu polarfahrt med luftballong. Förslag hallet inför Kungliga Svenska Vetenskapsakademien den 13. samt inför Svenska Sällskapet för Antropologi och Geografi den 15. Februari 1895.

af

S. A. Andrée.“

(Vorschlag zur Polarfahrt mit Luftballon. Vortrag, gehalten vor der Königlich Schwedischen Akademie der Wissenschaften am 13., wie vor der schwedischen Gesellschaft für Anthropologie und Geographie am 15. Februar 1895.)

Bald hatten die Mittel verschiedener Gönner Andrée in Paris hergestellten Ballon, der kurz vor der Ausfahrt den bedeutsamen Namen „Aldar“ erhielt, bei eine Kapitale von 50000 Kronen vermehrt.

Am 7. Juni 1896 verließ Andrée Göteborg und landete am 26. Juni an der dänischen Küste. Die Versuchen an Ballonfahrt waren, wie Andrée sagte, „ein Spiel“ gewesen. Tage später war der Ballon gefüllt. Alle Arbeiten wurden dem Plane entsprechend durchgeführt, es fehlte nur der gegnerte Wind, der die Fahrt über die Polarmeere ermöglichen sollte. Andrée wartete. In dem „Rapport“, den Andrée nach seiner Rückkehr erstattete, heißt man auch den täglichen genauen Beobachtungen, daß kurz vor Beginn der Fahrt günstige Winde gherrschten. Auch die heimkehrenden Walfischfänger bestätigten dieses, daß in jener Zeit über Spitzbergen hinaus immer nördliche Winde herrschten.

Den Winter brachte Andrée in voller Arbeit mit Vorbereitungen zu dem neuen Experiment zu; der Ballon lich er in Paris nochmals verbessern. Trotz ist es 8. Juni des Jahres unter den hoffnungsvollen Scheidegrüßen einer riesenhaften Menge von Gästeung abgereist. Als eine Kapitän Andrée ein Heil zeigte, und jene Menge in schreiberne Wirbelrufe, betonte er mit vollem Recht, wie das Unternehmen seines Bruders die meisten Luftfreise zum Nachweisen angeregt und das Interesse für Luftschiffahrt und kultivierte Bevölkerungen außerordentlich gesteigert habe.

Die wackeren Begleiter von Andrée, welche mit ihm die Polarluftfahrt gemacht haben, sind: Nils Ekholm, Nachmeister der Wacht an der Hochschule zu Stockholm, der auch im vorigen Jahre an der Expedition teilnahm, sowie der Ingenieur Knut Fraenkel.

Unsere Illustrationen gewähren ein anschauliches Bild der Vorbereitungen zum Aufstieg und der ganzen Manövrierzeit. Es gingen auch die Gruppe der tapferen Männer den ihrer legten Arbeit.

Nun haben diese Helden der Wissenschaft unter glänzigen Aufspielen die große Verbindet erworben, daß ihr Name Zeiten in der Geschichte der menschlichen Kultur eingeschrieben werden wird. Möge sie der „Aldar“ glücklich über das Polareis zu einem sicheren Ziele führen!

Marstrand, 17. Juli 1897.

Dr. A. Börner-Berlin.

Die neue Münchener Rennbahn.

(Siehe die Abbildungen Seite 743.)

Baden-Baden, Karlsruhe, Hamburg-Grafenfeld — das weltbe Sportsmann Herz klopft bei diesen Namen und doch! Ob bald noch der Name Riem in diesen bevorzugten Rennsport, der noch gar nicht so lange regelrecht kultiviert wird. Auch Stuttgart, Dresden und noch einige andere Städte können sich in Ehren neben sie stellen, aber Riem lassen, dann aber ist die Reihe der Rennbahnen, auf denen erstklassiges Material sich seine Lorbeeren zu ernten pflegt, in gut wie geschlossen. Riem hat nicht einen Zauberschlag, hat sich München, die bayerische Metropole, mit einer Rennbahn hervorgestellen, die mit den ersten deutschen Bahnen nicht nur konkurrieren kann, sondern sie in manchem sogar noch übertrifft. Auch nur einem Jahre wurden in München Meetings auf den alten Rennplatze in Daim abgehalten. Es war eine ziemlich primitive Bahn und gerade nicht dazu angethan, die berühmten Rennstallbesitzer anzulocken. Trotzdem erfreute sie sich, besonders des schönen Terrains, stets einer guten Besucht, denn München hat eine Bevölkerung, die sich sehr für den Sport interessiert, er mag nun Radeln oder Rudern, Schießen, Turnen oder Reunen heißen. Der Münchener Rennverein wußte das, und im Vertrauen auf den Sportsinn der Münchener Publikums stellte er sich die große Aufgabe, einen Sportplatz zu schaffen, der in jeder Beziehung imstand der Stadt selbst wie auch der Bevölkerung und Gäste Münchens entspricht. Durch freiwillige Zeichnungen wurden 400000 Mark aufgebracht, der Riem, einem Orte an der Simbacher Bahnlinie, ein Terrain von 160 Tagwerk erworben und dieses zweckige Terrain zu einem Rennplatze umgestaltet, wie er bisher nicht gebaut worden kann. Das wurde alles ohne viel Aufhebens unter der Leitung tüchtiger Architekte durchgeführt, und einen Morgens überraschte der Münchener Rennverein nach Publikum mit einer Einladung, den Rennen auf seinem neuen Sportplatze beizuwohnen. Das sich sah der Münchener nicht zweimal bitten.

Auf dem Terrain des Rennvereins hat die Eisenbahnverwaltung einen Haltepunkt errichtet. Gleich der Bahn führen bis dicht an das Haupttengangstor des Rennplatzes heran, so daß man nur auf dem Waggon zu steigen braucht, um am Ziele zu sein. Ein Fußweg erspart sich mit einer gefälligen Planke abgeschlossen. Die Einrichtungen auf dem Platze sind ebenso geschmackvoll wie praktisch. Die große Tribüne faßt bequem 2000 Personen. Von ihrem rechten Flügel befindet sich die königliche Loge. Unter ihr sind ein elegantes Empfangszimmer, ein Damensalon und noch einige andere Räume untergebracht. Auch sehr bequem, die Stehplätze sollen eine klassische Menschenmenge. Unter der Tribüne befinden sich noch ein großes Restaurationslokal, ein Weinrestaurant, ein Bierkeller und ein Garderobeu. Der jetzige Platz, eine große offene Tribüne, besitzt ebenfalls eine eigene Restauration, während der breite Platz, der gerade vor dem Interessenten-Eingange liegt, mit mächtigen Steinmauer, liegt, mit mehreren Reihen Sitzreihen bedacht ist. Neben der großen Tribüne steht der Totalisator, der bis den größten Betrag bis zu 100000 Mark zur an den vier ersten Rennungen außerordentlich groß sortsinieren. Das Totalisatorgebäude enthält auch noch die Gesichtsräumung; auf seinem Dache erhebt sich eine große Uhr, die den Wettenden einen ersten Ueberblick über die ganze Bahn gewährt. Das Direktionsgebäude hinter dem ersten Platz enthält vor allem einen sehr praktisch eingerichteten Telegraphen-, dann Fernsprech- und Zeiten-Meldeapparat, ein Bureau für die Presse, deren Vertreter direkt mit dem sich daran anschließenden Photographenzimmer versehen ist. Stallungen, in dem ein Arzt für alle Fälle anwesend ist. Der Sattelplatz ist größer als gewöhnlich und auch mit einer Reihe geschützter Zuschauerplätze versehen. Ferner ist die Einrichtung einer riesigen Halle, in der etwa 700 Fuhrwerke bequem unterzustehen werden können.

Die Rennbahn selbst ist nun auf sportlich ausgezeichnet, das Gefälle ist von ganz hervorragender Beschaffenheit. Mittelerst Terrasse, trefflich gepflegter Rasenboden, lachwerthändig angelegte lange Hecken und Gebüsch, alles entspricht den höchsten Anforderungen, die man an eine gute Bahn stellen kann. Die runde Hauptbahn mißt 2000 Meter. Für die Jagdrennbahn sind 3000 Meter vorgesehen, die 4000 Meter vorgesehen; sie ist mit sehr geschmackvollen Hindernissen, im ganzen dreizehnen, bedacht. Innerhalb der Rennbahn befinden sich noch zwei Sportplätze für Radfahrer-Wettkämpfe. Man hat aber nicht nur für das Auge den Kennern, sondern auch für das des Laien gesorgt. In die Mitte der Rennbahn umfangen zwei Wasserbecken Zier, der einen höchsten Anblick bietet. Rasenbeden ließen das Terrain zwischen den einzelnen, dem sachgemäßen Betrieb gewidmeten Gebäuden schöne Rasen- und Gartenanlagen, die dem Ganzen den Stempel eines vornehmen großstädtischen Vergnügungsplatzes aufdrücken. Aber die ersten Rennen auf dem neuen Sportplatze müssenden, wird sich gewiß bald mit Bergungen an das herrliche Bild erinnern, das sich ihm da beuten auf der Kenner Hochebene bot. Gegen München hatte sich eingefunden. Das Offizierkorps der Münchener Garnision, dem man das Zeugnis großer Sportfreudigkeit geben kann, stellte ein großes Kontingent; auch die höhere Beamtenwelt war nicht säumig erschienen. Mit ihren kenntnisreichen sommerlichen Toiletten erhöhte sie den Glanz des prächtigen Bildes. Wie haben schon oben erwähnt, daß auch der Sport künftighin ernsteren Betrieb und Bestrebungsrichtungen Weise, wie der Münchener das von seinem Vereinsherrn von jeher gewohnt ist, unter dem Publikum verfolgte. Auf einem weiter stehen jeder Preis der Preise Leopold und seinen Adjutanten.

Die Rennen selbst zeigten die glänzendsten Resultate. Rekordverbesserlich populär war der doppelte Sieg des Rittmeisters Kimmerle, eines der ältesten und besten Herrenreiter, der mit „Majade III“ in dem Rennzeugdrennen und mit „Young Prince“ in der „Bavaria-Steeplechase“ alle Rivalen glänzend schlug.

Der neue Sportplatz des Münchener Rennvereins hat zweifelsfrei eine bedeutende Zukunft vor sich. Die alten Rennen auf dem alljährlich wiederkehrenden Oktoberfest werden jedoch darunter nicht leiden. Der Münchener hängt an allem, was sein schönes Oktoberfest mit sich bringt, mit inniger Liebe. Und dazu gehört auch das „Rennen“, wie die sportlich ziemlich unbedeutenden Rennen auf der Theresienwiese in der Lokalsportpresse heißen. Aber er weiß auch mit immer größerem Interesse und wachsendem Verständnis sich dem neuen Rennplatze zuwenden, der ihm den Sport in der edelsten Form vermittelt, und der hoffentlich in nicht zu ferner Zeit auch einmal der Schauplatz klassischer Rennen werden wird.

Lindau.

Der goldene Trank.

Von

C. E. Ries.

Großvaters Hand hatte seine Eltern sehr. Er sehte mit seinen alten Bekannten in den letzten Häuschen des Dorfes, und nach den nannten die Leute ihn.

Er war auch ein recht feiner Junge; aber er half wacker mit in Haus und Hof und auf dem Felde, und wenn der Großvater das Reißen hatte oder besonders kurzathmig war, da machte er wohl auch alles, es gut es ging.

Einen Abend dünkte sein treuer Herr alle gewaltig. In den Knochen steche es dieknal nicht. Es lag auf der Seele, und am nächsten Morgen kam es heraus.

„Hans!“ sagte der Alte. „Gott gebe seinen Weg so nicht weiter. Je, wenn's Gott mag vom Himmel hilft. Aber so! Wir haben nicht länger zum Leben. Du mußt in die Welt, bei dein Brot suchen. Wirst werden sie mich! Wie sie mich nennen, Großvater,“ sprach Hans und sah in die Welt.

Die Leute auf dem Felde hielten in der Arbeit an, sahen ihm nach und reichen bewunderndn: „Sehr Großvaters Hand, der geht in die Welt!“

Das gefiel ihm; er ward sich in die Brust und schritt aus, daß wie ein Bruder.

Als er den Abendsonnenhügeln trat, trug er ihm noch den letzten Gruß auf und Dorf dahinter und an den Großvater.

Dann kam er dahin, wo er niemand mehr kannte; es wurde ihm ängstlich. Aber he fassen ihn die Worte ein: „Immer hübsch, Hans! Hübsch! Kramm und gehäckt kommt man durch die Welt.“

„Kramm und gehäckt? Was kann Großvater meinen? Damit ich das Gold finde, natürlich! Das Gold, das vom Himmel fällt.“

Er wußte alle den Reisten recht zu einem Bucket und lief immerfort auf den Weg. Aber er ging eine weite Strecke und fand nichts. Dafür hatte er viele neue Hunger und Durst, und neue Rücken hat ihm gewaltig weh von vielen Bücken. Zegt konnte er zum Ueberdruß auch noch an einen Mann an.

„Dr, lust mich, mich nun, Knirps! Mögen des Wegs?“

„Ich heiße nicht Knirps, Mann,“ gab er verwiesen zur Antwort. „Ich bin Großvaters Hans, und ich geh' in die Welt, daß ich Gold finde.“

„Die Welt ist noch groß; komm mit, du wirst hungrig und müde sein.“

„Das bin ich redrhaftigen!“ sagte Großvaters Hand. Da nahm der Mann ihn beim, und die Frau gab ihm zu essen, und mit den Kindern spielte er und schlief nachts mit ihnen in einem Bettchen.

Aber am Morgen lief es ihm keine Ruhe mehr. „Ich muß das Gold suchen, daß vom Himmel hilft.“

Da packten sie ihm ein Mundt voll mit guten Sachen. Er bedankte sich und zog seine Straße.

Ein Stück weiter trat er auf zwei Handwerksburschen. „Seh' einer den seltsamen Jungen!“ lachten sie. „Was geht du mit der Axt' und der Erbe?“

„Kramm und gehäckt kommt man durch die Welt,“ hat der Großvater gesagt.“

Die Burschen lachten aus vollem Halse. Hans sah sie ganz ernsthaft an, nur ein wenig verwundert. „Ihr habt wohl kein Großvater, daß ihr so lachen kann?“

„Nein!“ riefen die Burschen und lachten noch mehr. „Wie sind zwar schon mit umhergekommen, aber das Gold, das vom Himmel hilft, haben wir nirgends gefunden.“

„Schimm!“ sagte Hans, hieß aber den Mut nicht sinken und zog weiter.

Die Leute wollten sich totlachen über den kleinen Kerl, der so ernsthaft sorgte und so kramm und gehäckt einherging. Ein jeder aber schickte ihn weiter. Ob mit trübem Gesicht, ob mit Lachen, immer sagte man ihm, fort weiter als nicht, hier sein Gold vom Himmel.

Er war nun schon viele Tage von Rücken vom Daute fort. Seine Füße brannten, sein Rücken schmerzte. Er war müde, so müde, und das Herz wurde ihm schwer.

„Was mögen sie jetzt daheim machen! Ob sie auch gut

Digitized by Google

sind zum Großvater im Armenhaus! Und die braune Kiz und der Fink?"

Ziel in Gedanken verfunken, schrie er die beste Strafe entlang und achtete nicht auf den Weg. Erst das Knarren des Wildhabichs schreckte ihn auf. Er hub sich im Bügel, zur rechten Hand Tannen und wildes Gestrüpp den Berg hinan; links jachzhaumige Hohen, durch die drunten schon im Grund der weißschäumende Wildbach gärnigt. Der strich dahin über Blöcke und Steingeröll, sprang lustig von Stein zu Stein, sprudelte, schnurrte und rauschte.

Aber was war denn das? Unten im Wasser zwischen den Steinblöcken — große Klumpen Gold? —

Er mußte seinen Augen nicht trauen, daß sie so saußte sich ab, sah wieder hin: die Goldklumpen waren noch da! Hühen und drunten, hier und dort und weiter unten im Bach zwischen den Steinen: gelbe, gemütige Klumpen Gold.

Großvaters Land schrie laut auf vor Freude, war ge- schwind wie der Wind unten und griff in das Wasser. Aber der Hand brachte nichts heraus, das Gold war kein Gold, war der Widersehrlein der Sonne.

Das war gemein für den armen Hans. Er warf sich auf das Erde und schluchzte. Wie er so lag, hörte ihn etwas am Ohr. Er sieht es sort mit der Hand. Aber es kam wieder, es kipelte ihn, die es kipelte.

Da sah auf der Erde eines Grashalmes ein kleines Tierchen, kaum halb so groß wie sein kleiner Finger. Das war in einem Schleier von Sommerfäden gewickelt und hatte ganz winzige blaue Lederstiefelchen an den Füßchen. Es schaulete sich und schwang in der Hand ein andres, ganz feines Grashälmchen wie eine Lanze.

Tag!" sagte das kleine Tierchen und machte ein ganz unheimgemes Gesicht, als ob es noch niemals in seinem Leben einen Jungen mit dem Grashalm am Ohr gekipelt hätte. „Tag!"

Großvaters Hand sagte gar nichts. Er stützte den Kopf auf beide Arme und betrachtete höchlichst verwundert das kleine Ding.

„Du bist aber häßlich!" sagte die Fee und schmpfte das Mädchen. „Setz warm Hasrt man den Leuten so ins Gesicht!"

„Wie heißt du?" fragte Hans mitten aus seinem Er- staunen heraus.

„Hab' ich dich schon nach deinem Namen gefragt, dummer Hand, du?"

„Wie weißt du ihn denn?"

„Ich weiß noch viel mehr," lachte das Elschen. „Ich weiß auch von einem, der ausging, das Gold zu suchen, das vom Himmel fällt, und nun liegt er dasse und greint."

„O — das," schlagte Hans, „ich bin's — blos Wasser und Sonnenschein."

Sonnengold ist's," antwortete das Elschen stark und bestimmt.

„Wie denkst' ich's denn heim?" fragte er kleinlaut.

„Dummer Hand, dummer Hans," scherte das Elschen. Dann sang es:

Wasser, das leicht man, —
Sonnengold bringt man
Heim in der Hand."

Hand sah schmerlich ungläubig aus.

„Nun, wenn du's besser weißt," sist das Elschen, „kannst du zu ruhig weiter sitzen bleiben und Trübsal blasen."

Damit sing es sort: „S—i—t—z—t—l—a—s—e—n!"

Großvaters Hand guckte sich um und um. „Sie ist sort!" sprach er dann. „Hat sie mich angeführt, so sieht sie's ja nicht."

Er kletterte wieder hinunter zum Waldbach, schöpfte sich von dem frischen, kalten Wasser, das, wo es am gutdigsten war, und trank es in langen, durstigen Zügen.

Das schmeckte noch dem heißen Marsch! Aber wie wurde ihm denn? — Es — is — ich weiß gar nicht, so wrrgnügt, so srisch, so frei und fröhlich, als ob es auf der ganzen Welt kein Schwerd Herz mehr gäbe, keine wunden Füße und kein Armenhaus. „Nanna, nun geht's heim zum Großvater; jetzt hab' ich das Gold ja gefunden, das vom Himmel fällt," so jubelte er und schwenkte seine Mütze.

Nun brauchte er auch nicht länger traurig und gebückt zu gehen. Er hielt den Kopf hoch aufgerichtet, guckte wrr- gnügt in den Himmel hinein und sachte die Melodien an.

Da lorste sich jeder, der ihn traf, und sagte: „Du bist ja so fröhlich!"

„Hab' Sonnengold gefunden im Wald, drum bin ich so fröhlich," sachte Großvaters Hand.

Er marschierte bis spät in die Nacht hinein, blos um schneller nach Hause zu kommen. Dann machte ihn auch am nächsten Morgen die Sonne erst spät, die an die Fenster schien:

„Faulenzer! Faulenzer! Es ist Sonntag!"

Das war ein schöner, warmer Sommersonntag. Die Sonne stahlte nur so vom blauen Himmel herab, die Grillen zirpten, die Bächlein tanzten, und die Vögel sangen Freuden- lieder.

Hand lief weiter, als es ging. Es war ja der Weg heim. Die Schmetterlinge umflogen ihn, und um seinen Kopf gaukelte und kichierte etwas. Wie er hinsah, war es das Elschen.

„Hab Dank, hab Dank!" rief er.

„Dummer Hand! Dummer Hand!" scherte es schelmisch, aber wie er danach greift, war es nur einen Libelle gewesen und summte: S—i—s—t! E—i—s—t! und flog fort.

Er trabte weiter, aber nicht mehr lange. Die Sonne schien heißer, in der Luft schwirrte und stirrte es; von ferner klangen die Glocken, und die Leute kamen gespaut aus der Kirche zurück.

„Wüßt doch ein wenig den Glocken lauschen!" dachte Hand und warf sich auf eine spitzige Bank. Und weil er wrrgnügt und heiß war, hingen die Glocken ihm ein Wiegenlied, und er schlummerte ein.

Er träumte vom Zorf und vom Großvater. Und der Großvater weinte vor Freude, weil er ihn wieder hatte, und blickte sich über ihn. Und Hand mußte lachen, denn es sah ihm eine von Großvaters Thränen gerade auf die Nase. Darüber erwachte er.

Da stand wirklich jemand über ihn gebeugt und weinte, aber der Großvater war's nicht — eine Fremde, eine statt- liche Bauersfrau. Die hatte einen hochgeklaubten Korb an und eine schöne Schürze mit eingewirkten Blumen. Sie trug eine Jacke von feinstem schwarzem Zeug und einen Hut mit herrlichen blauen Blumen und breiten Bändern, die ihr beim Bücken über die Schultern fielen. Hand hatte noch nie eine so reiche Bauersfrau ge- sehen. Sie weinte, und die Thränen rollten über ihr gutes breites Gesicht.

„Ist dein Großvater auch im Armenhaus?"

Die Bäuerin schüttelte verwundert den Kopf und wischte sich mit einem großen, buntgemusterten Taschentuch die Augen. „Dann weine doch nicht!" sagte Hand und richtete sich auf. Er kriechelte ihr Gesicht. „Dann brauchst du doch nicht zu weinen!" Und er schaute sie mit seinen tiefblauen blauen Augen an.

„Mein teures Kindle sah auch wie du."

„Und wo hast du seinen mehr?"

Die Frau schüttelte traurig den Kopf.

Hand wiegte bedauernd den seinen hin und her und sah sie mit Augen an, „Mutti macht du denn da, wenn du alt wirst und Aeuten bekommst?"

„Weißt du bei mir bleiben?"

„Ich wollte schon gern, denn du gefällst mir, aber Großvater wartet auf mich. Ich hab' jetzt das Gold gefunden, das vom Himmel fällt."

„Das Gold, das vom — ?" sragte erstaunt die Frau.

„Himmel fällt?" rief Großvaters Hand. „Das Sonnen- gold! Kennst du das nicht? Ich hab' es gefunden drunten im Wald und trage es heim; und nicht wahr, nun wird wieder alles gut?"

„Was alles soll wieder gut werden? Erzähle mir davon."

Da erzählte Hand vom Großvater und vom Armenhaus und von der braunen Kiz und dem Fink, und wie sie alle zusammen nichts mehr zu essen hätten.

„Weißt du," sagte die Frau, „bleibe eine kleine Weile bei mir, bei ich mich mehr weine. Ich hab' auch noch eine alte, gramliche Mutter zu Haus. Wenn du die freundlich machst, da verlorach' ich dir, es wird alles wieder gut."

Da gingen sie miteinander.

Und Hand lachte, sang und sprang, bis die Frau noch mehr weinte und selbst die alte, grämliche Mutter freudig wurde. Und eines Tages hatte die Frau zu ihm: „Mch jetzt sein und holen den Großvater und dem Armenhaus. Da ist alles gut genommen, auch mit dem Hausherrn. Das kommt von dem Sonnengold. Wenn aber der Großvater lieber, denn bist du mein Kind."

Da hatte Hand so herzlich zum Abschied mit ging fröhlich von dannen und in das Dorf zurück. Er holte den Großvater und die Kiz und den Fink, und sie saßen zusammen in dem letzten Häuschen im Dorfe und hatten zu essen bis an das Großvaters seliges Ende.

„Die alte Frau?" sragte die junge Frau." sagte der Großvater. „Das sagte er noch auf dem Sterbebett.

Therese Feodorowna Ries.

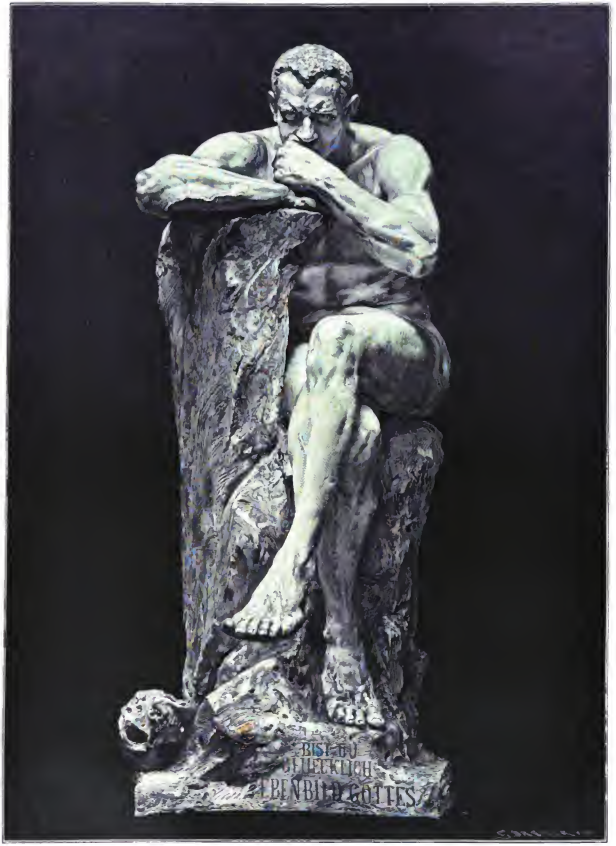
Eine russische Aschenbrödel.

(Schluß und die Abbildung Seite 737.)

An vielen Täzilpnen dem Manne gleichwertig, in manchen ihm entschieden überlegen, hat das Weib sich auf dem Gebiete der Kunst in allen Formen ihrer Aeußerung Anerkennung errungen. Der Kunst der großen plastischen Ge- staltung, der Bildhauerei in ihrer schönen Erhabenheit, blieb es fern. Wohl kennt man Frauen, die es versucht, das Zittern ihrer Seele dem Thon anzuvertrauen, das Erleben in mit zärtlichen Antastungen, mit Grübchen Nro, im vor- wandten Verschaffen suchen. Der große Zug des beherrschen Meisterlichen, der gottähnliche Verachten vor mühsam un- bedingten Nachahmung der Natur, das ehrt Glück, Gestalten rund und traustand zu beleben, war ihnen in seiner höchsten Vollkommenheit versagt geblieben. In Fieruliner, die Jurten und Zaghotten banden sie hinter der Forderung verben, jagerinnen Wesens, das den großen Zug des Bild- hauers entmacht, gegen manigt und bewahrt Pinsen zurück. Viele Ohnmacht der Frauen, die sie von der Plastik fernhielt, war eine Zahrit gewesen, die ein Dogma werden wollte. Nun scheint sich in einer jungen Bild- hauerin, der Russin Therese Feodorowna Ries, seine Hin- fälligkeit erweisen zu sollen. Der Oeffentlichkeit wurde diese Name in Wien gekrönt, wo die Künstlerin im Herbst vergangenen Jahres auf Anregung des Kunstvereins eine lebensstarke und lebendigvolle Figur, „Die Here", zur Ausstellung brachte. Der kühne Realismus einzelner Teile wieder bizarren Pleiße konnte den Gesamteindruck Gegner erwies, als es Anhänger fand, und eine ebenfalls im Künstlerhause gleichzeitig ausgestellte plastische Monett- aufnahme des bekannten Wiener Zeichners Hans Schich- mann erhöhte die Köpfe für und gegen die Künstlerin. Gewiß ist sinan ein Jahr vergangen, und es hat die Jerrede in ihrer trauherigen Kunst in Wien mit ihrem letzten Werke auch unter den Freuden Freunde gewonnen. Ohne regenbewußte Konzession, mit dem unbeugsamen Gehalt ihrer Individualität, vollendet sogar durch noch bestimmteres und räuschaftieres Betonen ihrer Eigenart siegte die interessante Bildhauerin in diesem Jahre mit der Ausstellung der großen Plastik „Bild zu glücklich, Ebenbild Gottes?" Der Jury der heu- tigen Jahresausstellung hat ihr für dieses letzte Werk die Karl-Ludwig-Medaille zugesprochen: das stürmische und unbeirrt männliche Wollen ihrer Kunst und die Kühnheit- lichkeit ihrer Ausdrucks waren somit offiziell anerkannt worden. Das Bildwerk, vom Reinen Unterrichtsten nicht tief, ist vom innerlichen, jungvollen Leben erfüllt. Es ist eine Schöpfung, die künstlerische Wechtichkeit vollkommen vermissen läßt. Sogar ihre Fehler sind männlicher Art: sie ringen in breiten, oft allzubreiten Umrissen gegebene Details. Und obenso männlich sind ihre Vorzüge: man sieht sie in der großen harmonischen Konzeption, in dem menschlichen Verhältnis der Werke und in den wohl- sammenen Verhältnissen, den Gedanken klar ausgedrücken, der in der Schrift: „Bild zu glücklich, Ebenbild Gottes" aus- gesprochen ist. Denn es bedeutete das Werk, dem jeder Worte, um verstanden zu werden. Die gemaltige Gestalt auf dem Feldstuhl sitzt über Dinge, die nicht gewöhnlich sind. Man sieht das in der Haltung der Hand, in der Haltung des Kopfes, im Zuge des Körpers mit seiner er- schütternden Ruhe. Ihr starker Pessimismus spricht deutlich aus diesen Werken, und das Rätsel, mit Verzagung und barken Zügen des Daseins betrachten mag. Und ob sich nun die Gedanken um den Bes des menschlichen Glückes neben, ob sie den Mißmut zwischen Gott und Menschentum meine, oder ob sie in andern Kreisen kreten, das ist am Ende gleich- gültig. Das Resultat der Gedanken lichi nun: sie be- trachten von hohem Standpunkte die Tage der Welt und finden kein Licht im Irrdichen. So unmittelbar zu über- zeugen vermag nur der stark persönliche Künstler, und in dem innen herrscht die Idee zu gestalten nur das bedeutende Talent. Therese Feodorowna Ries, die überhaupt erst seit drei Jahren sich in plastischer Darstellung übt, eine Jrzin von Geburt und Schülerin des Wiener Meisters Ch. Hellmer, muß darum einen der bedeutendsten Talente genannt werden. Sie hat bereiten, daß auch das Weib das Gebiet der Bild- hauerei zu beherrschen vermag, wenn es das Göttergeschenk des Genius besitzt.

R. Bänaus.

Digitized by Google



Bist du glücklich, Ebenbild Gottes? Modelliert von Therese Feodorowna Ries.

Digitized by Google

Die Geschren des Reichtums.

Aus den Papieren des Herrn Directors.

Herausgegeben von

Ernst Wichertbach.

Unser Oberlehrer, Kaspar Dubemann — bei den Schülern, und ich fürchte, auch bei den jüngeren Kollegen, führte er den Spitznamen Nestor, mit dem erklärenden Zusatz „der alte Fecker“ — wußte seine Unterprimaner im allgemeinen recht gut zu nehmen, und nur sehr selten kam es sich heraustellt, eine Meinungsverschiedenheit bis vor meine hierzuvielse Instanz zu treiben. Als alter Junggeselle und geborener Holländer hatte er natürlich seine „Eigenheiten“, wie aber das Schlimmste schon längst durch Ueberlieferung bekannt waren, und solange man diese Eigenheiten achtete, sah er die Disciplin als durchaus gewahrt an. Eines Tages aber kam es zu mir, so ernsig und eilig, als es sich seine Konstitution gestattete, mit einem offenen Hefte in der Hand: ein Unterprimaner — und noch obendrein der neue, der Primus — hatte in seinem deutschen Aufsatz die Disposition völlig auf den Kopf gestellt und absichtlich das Gegenteil von dem behauptet, was zu beweisen war.

Das war nun allerdings ein Hauptverbrechen; denn es gehörte zu den allereigensten Eigenheiten unsers Kollegen Dubemann, daß er für seine deutschen Aufsätze eine möglichst knapgewinte Gedankenentwicklung in sämtlichen bereitzig Primanerkursen verlangte, am Leitfeil der Disposition, die er selber genau formulierte, mit linkwollen und holländisch sauberen Absteckungen in A, B, C, a, b, c und ad, ab, bc zu gehen pflegte. Unter den Kollegen, besonders den jüngern Herren, gab es Leute, die über diese Eigenheiten ihre eigenen Gedanken verrieten; seitens der Schüler aber war mir bisher niemals ein Versuch der Auflehnung gegen eine so benannte Methode bekannt geworden. Pleonast aber lag ein „schreiender Fall“ vor, wie Kollege Dubemann nicht mit Unrecht meinte.

Das Thema — mir schon aus zehn Jahrgängen der Unterprima bekannt — lautete: „Die Geschren des Reichtums“, und das Hauptgewicht war dabei nach der Disposition zu legen auf den „Abschnitt der Abhandlung“ B, c, a, wenn Neugierigkeiten wurde, wie oft im Gewölbe das Reichtums die herrlichsten Talente verkümmern, während das Armut und Not die führenden Geister der Menschheit aufwuchsen. Unser Kollege hatte es in Aufsatz zu seiner Disposition nicht an Beispielen für beides fehlen lassen, von dem reichen Thymelhgani Kitlsbaud und dem armen, aber weisen Sokrates an bis auf zahlreiche große Dichter und Erfinder der Neuzeit. Der Unterprimaner Leopold Klinger aber schob diesen Punkt der Disposition sehr hinl ein „Anderseits jedoch“ beiseite und führte sodann aus, daß eine gewisse Unabhängigkeit von Sorgen, ja ein Leben und reichliches Maß des Besitzes für das Talent die mächtigste Förderung sei, und daß zum Beispiel Goethe vor Schiller von vornherein einen unendlichen Vorteil gehabt habe, der sich schon in den Beschäftigungen ihrer Kindersahre und vielleicht noch deutlicher darin zeige, daß der eine in Weimar als Minister mit zweihundert Thalern Anfangsgehalt und der andere in Jena als außerordentlicher Professor mit vielhundert Thalern begonnen habe. Wer legendwie einen förderndern Einfluß auf seine Zeitgenossen ausüben solle, müsse vor allem in seiner Lage sein, jederzeit als ein Glied der gebildeten Stände seiner Zeit erscheinen; dazu gehöre aber außer Kenntnissen, guten Sitten und schicklichem Benehmen auch eine gewisse gewisse Unabhängigkeit, und selbst die Kenntnisse und Benehmen seien für den Armen von Haus aus schwerer anzuziehen als für den Wohlhabenden.

„Und so müssen wir sagen, daß in dieser Beziehung die Armut gefährlicher ist als der Reichtum, auch daß die großen Geister, welche aus armen Hütten hervorgegangen sind, nicht wegen, sondern trotz ihres Ursprungs sich durchgerungen.“

„Wissen Sie, was das ist? Das ist ja der pure Klassenhaß, Herr Direktor!“ sagte Kollege Dubemann. „Ich hatte Blühe, ihn einzuweisen zu bernhigen. Nachher, während ich in meinem Amtszimmer auf den widerseitlichen Primaner wartete, las ich den Aufsatz noch einmal in Ruhe durch. Eine gute Arbeit, stilistisch sauber — vieles gewiß sehr einseitig gedacht — aber du lieber Gott, mit der These unsers Dubemann war das auch so eine Sache; er selber war von Haus aus ein wohlhabender Mann und hatte unermüdlich als Vorkämpfer es allen Petitionen um bessere Gehaltsverhältnisse und dergleichen; auch dieß es, daß er ziemlich eifrig und erfolgreich in Papieren spekulierte — persönlich schien er jedenfalls vor den Gefahren des Reichtums nicht zurückzuschrecken.

Leopold Klinger blieb auch mir gegenüber bei seiner Meinung. Daß er den Herrn Professor so sehr beleidigt habe, konnte er ganz aufrichtig zu behaupten, aber er könne doch, schon um seiner Ehre willen, nicht das Gegenteil von dem schreiben, was er glaube. Er hatte alles in einem bescheidenen, aber durchaus ehrlichen Ton gesagt, ja dem höflichen, scharf gezeichneten blassen Gesichte und der ruhigen Höflichkeit seiner Manieren nahe. Ich hatte ihn wenig Gelegenheit gehabt, den jungen Mann zu beobachten; er war erst zu Ostern bei den Semestern mit seiner Mutter, der Witwe eines kleinen Beamten, in unsre Stadt gezogen. Gläzzend schienen ihre Verhältnisse nicht zu sein, seine Kleidung war abgetragen und derriet, daß ihr Träger neuerdings noch gewachsen war, aber sie war tadellos sauber gehalten. Es lag etwas unleugbar Vornehmes in dem ganzen Wesen des Schülers.

Seit dieser Zeit nahm ich mich des jungen Klinger mehr an, und er bewies mir in seiner stillen Art eine herzliche Dankbarkeit. Unter seinen Mitschülern schien er keine Freundschaften einzunehmen, intimerer Freunde hatte er wohl kaum unter ihnen, wer freundlich mit allen und vorab in allen Ehrenfragen der anerkannte Führer der gerade in diesen Punkte bekanntlich sehr empfindlichen jungen Herrenschaften. Auch die Kollegen rühmten seinen Fleiß, seine Offenheit und sein ernstes Streben. Nur mit unsern guten Dubemann hatte er es seit jenem Zusammenstoß nicht mehr gemacht; er mied ihn mit Mißtrauen, sogar in der äußeren Sauberkeit und Höflichkeit des jungen Mannes schien er so etwas wie einen stillen Vorwurf gegen seine eigne einmal so arge Geschehenheit in Sachen der Disposition zu hören. Er war auch der einzige, der im Kollegium mit Rein stimmte, als wir Leopold Klinger nach rühmlichst bestandenem Abiturientenexamen auf alle vier Jahre fiel verdiente große Stipendium zuerkannten, das der Landesfürst bei unserm Jubiläum gestiftet hatte, und dessen Verleihung uns zukam.

Als Primus hatte er damit wir verabschiedete, um als Student der Philologie die Universität zu beziehen, kamen wir auch einmal wieder auf seinen Aufsatz zu sprechen. Ich zeigte ihm die Stellen, welche von den geretzten roten Strichen und Fragezeichen des Kollegen Dubemann am dunkelsten umrahmt waren. „Sehen Sie, mein Lieber, da haben Sie aber auch wirklich zu schroff gesprochen. Nehmen Sie sich schon vor, daß Sie nicht die Leute so recht-lich heraus- und durchgearbeiten — wie ich mit Freuden gehört habe, sind Sie ja auch während des letzten Jahres in mehreren unserer gesellschaftlichen Bürgerkreisen ein gerngesehener Gast gewesen — aber da sah er mich mit einem so bittenden Blick an, daß es mir ordentlich die Rede abschnitt.

Ich hatte ihn selbst in jene Häuser eingeführt, das heißt, ich hatte ihn an solche Leute empfohlen, die für ihre jüngeren Söhne jemand zur Nachhilfe und Beaufsichtigung bei den Schularbeiten brauchten. Nachher war er dann wohl auch zu Gesellschaften und dergleichen eingeladen worden. Das macht sich so von selbst. Und ich erinnere mich noch mit innigster Dankbarkeit an ein Haus, wo ich selbst als junger Student so freundlich und mit der Zeit ein Heim fand, daß mir sich das früh verlorene Vaterhaus ersetzte. Aber freilich, es giebt viele reiche und gastfreie Häuser, aber wenige, in denen auch die Bergen rein sind und wo ein junger Mann sich gesellschaften ebenso gut wie auf der Schule. Auch die studentischen Fehden verschmähte er nicht. Es muß ihm zuweilen recht schwer gefallen sein, mit seinen Mitteln sich in der ziemlich „noblen“ Verbindung zu behaupten, der er beigetreten war. Aber er brachte es fertig, ohne sich etwas zu vergeben, trotz aller mißgünstigen Prophezeiungen unsers alten Dubemann, der um diese Zeit mit dem Professortitel pensioniert wurde, aber durchschnittlich einmal in der Woche mich aufsuchte, um über das Unglaubliche der Art und Weise Klingerschen ganz und dem Laufenden zu bleiben — ein gemütlicher Plauderer und eine ganz friedliche Seele, aber in einem einmal gefaßten Vorurteil so unerschütterlich, wie nur ein Philologe und ein alter Junggeselle sein kann.

Ganz wesentlich bestärkt wurde er in diesem „Vorurteil, als er den jungen Doktor Klinger zum ersten mal als Gast bei seinem Kollegen und unserm Schuldirektor Dubemann sah. „Da haben Sie's, Herr Direktor,“ sagte er, „da sehen Sie nun! Meinen Sie denn, daß ein Mensch, der sich so fragwürdig anspuzt, einmal ein ordentlicher alter Schulmeister wird wie Sie oder ich?“ Und ich muß gestehen: daran zweifelte ich auch, aber aus andern Gründen. Unser ehemaliger Schüler hatte sich noch bestimmenden Ehrgeiz an unsere Anstalt übernehmen lassen, seine Mutter lebte damals noch, kränkelte aber schon seit langem, es war begreiflich, daß er in ihrer Nähe zu sein wünschte. Eine sehr hübsche, ständische Erscheinung war er geworden, dazu in Kleidung und Benehmen immer tadellos korrekt — Professor Dubemann nannte das Hutzerbeit, es war aber merkwürdig, welchen Einfluß bei jenen Mann gewonnen hatte diese geschlossene Korrektheit sogleich auf die Schüler gewann. Ich hatte ihn meinem Grundsatz gemäß gleich tüchtig beranzogen, ihn unter anderm etliche Vertretungsstunden in einer untern Primanerer Klasse gegeben, bei denen ich nur so gelegentlich einmal hineinguckte, aber gleich von der zweiten halben Stunde an hatte er die aufsässigen Jungens gründlich in der Gewalt, ohne viel Schelten und Strafen. „Es weiß nicht,“ sagte unser alter Religionslehrer einmal ganz nachdenklich im Konferenzzimmer, „unser dermalige Oberterta ist mir immer eine in besonders brutalen Beispiel für die Kraft der Persönlichkeit vorgekommen, aber bei jungen Menschen benehmen sich die Bengels wie die reinen Gentlemen.“

Bei alledem merkte ich, daß aber wohl, daß es Leopold Klinger in seiner Stellung keineswegs behagte. Er hatte den Entwurf einer größeren sachwissenschaftlichen Arbeit von der Universität mitgebracht, soviel ich seinen Andeutungen nach hatten entnehmen, war es eine ganz vorzügliche Idee, und er schien mir ganz der Rechte, um sie auszuführen. Als ich ihn nach einiger Zeit einmal fragte, wie denn die Sache fortschreite, schüttelte er ziemlich bedenklich den Kopf: „Langsam oder gar nicht.“ Nun zu, obwohl Dekan er natürlich noch nicht, in zwei Jahren vielleicht. Da mußte er denn früh sein, wenn er Gelegenheit hatte, seine Gedanken bezüglich Privatstunden und dergleichen so viel zu verdienen, daß es zusammen mit der knappen Witwenpension ausreichte — für ihn und vor allem für die kranke Mutter, der er ein großes an nichts fehlen ließ. „Sehen Sie,“ sagte der Professor Dubemann einmal, als ich ihn besuchte — er saß gerade beim zweiten Frühstück, sehr behaglich — „so geht es nun mit so einem jungen Dachshund. Erst ausgraben, ja, und aufreten kann er wie ein Fürst, aber wo er abends einen warmen Bissen hernehmen soll, das weiß er verwandt nicht.“ — „Aber, Herrchen, dafür haben wir doch nichts. Was soll denn einer anfangen, wenn er nichts hat?“ Unser alter Kollege sah mich ganz nachdenklich etwas verlegen an, dann machte er sich mit seinem Frühstück zu schaffen. „Warum hat er studiert? Warum er sich mit einem Bandwurm begnügt hätte — oder er konnte ja Commis werden oder so was! — da hätte er zeit sein Leben Auskommen. Aber — was kann unser einer thun,“ brummte er, sehr im Widerspruch zu seinen sonstigen Ruhmdispositionen.

Ja, wenn er Kaufmann geworden wäre! Mein Schulkamerad Johann Simonis war es geworden und hatte sein Glück dabei gemacht. Glück im Geschäft, Glück in der Ehe — zweimal nacheinander reich geheiratet — er war Geheimer Kommerzienrat geworden, ehe ich mit der Ernennung zum Gymnasialrat, sehr im Widerspruch zu seinen schönen Aufsatzdispositionen.

Ja, wenn er Kaufmann geworden wäre! Mein Schulkamerad Johann Simonis war es geworden und hatte sein Glück dabei gemacht. Glück im Geschäft, Glück in der Ehe — zweimal nacheinander reich geheiratet — er war Geheimer Kommerzienrat geworden, ehe ich mit der Ernennung zum Gymnasialrat, sehr im Widerspruch zu seinen schönen Aufsatzdispositionen.

Digitized by Google

heißt, jetzt war er Geheimer Kommerzienrat a. D. — vor einem Jahr hatte er auf seinem Landgut Hohnsdorf, das eine Stunde von unserm Städchen liegt, das Zeitliche gesegnet. Es war ein glückliches Leben gewesen. Freilich, wenn einer den Beruf hat und das Glück dazu —

So weit war ich mit meinem Schwätzchen und dem Hymnus von dem Professor Dubemann, als mich der Briefbote anrief und mir ein zierliches Schreiben überreichte — Damenschrift, Veilchenduft, so wie bekannt unserein oft genug, aber selten sich einmal Gefreundlichen darin: weiß ein beredter Nachweis, daß das Städchen eigentlich das brauste und begabteste Kind von der Welt sei, — ach, wenn es doch nur einen Lehrer gäbe, der diese so fein veranlagte Seele beflügeln könnte! — Seufzer — aber nicht mehr, Herr Direktor, Sie nehmen sich meines Sohnes an, und so weiter.

Na, diese wollte auch einen Lehrer, aber sie wünschte nicht bloß, daß er mit dem Gatebel an der zart bekuttten Seele faßte, sondern wem's not thäte, auch einmal bei den Ohren, und sie appellierte nicht an den Herrn Direktor, sondern an den Jugendfreund ihres verstorbenen Gatten — nun denn — es war dir verwitwete Frau Geheimrat, die einen Erzieher auf vier Jahre für ihre beiden Knaben wünschte. Anmerkung: Haus Hohnsdorf, Besitzerin die denkbar größte, gesellschaftliche Stellung „wie unsereins", Gehalt — du lieber Gott, so viel hatte ich noch lange nicht, als ich meine Ida heimführte — aber Zumerkung: Hiesiger Schauder, vornehme Gesinnung und weltmännisches Benehmen — „quite a gentleman". „Es sicherst wirklich schwer zu halten, einen solchen Herrn zu finden — aber nicht mehr, werter Herr. Sie haben ihn gefunden!"

Was findest?! Ich hatte ja schon einen.

So gewissenlos war ich aber doch nicht, meinen jungen Kundthaben die Gegengründe ganz zu verschweigen, als ich ihm die Stelle anbot. — Bedenken! Sie wohl, es ist eine glänzende Stellung, aber gerade die glänzenden von der Art sind, wie der alte Aristoteles von der Tyrannis sagt: ein schöner Platz, aber eine Anstgung. Auf vier Jahre — ja, in Staatsdienst werden Ihnen diese vier Jahre nicht angerechnet. Sie können in diesen vier Jahren Ihr Buch schreiben. Sie können aber auch nach der Zeit genau so wieder anfangen, wo Sie jetzt stehen, nur um vier Jahre älter, und vermöglich, verwöhnlicher durch die Genüsse eines vornehmen Lebens, die Sie auf vier Jahre selbstverst bekommen hatten. Ob dann Ihr Cognac werden ..."

So machte ich ihn fein auf alles aufmerksam, mit wie Bedenklichkeit in der Sache stehen. Bedenklich bereist machte ich bedeut. Noch nicht einmal, daß es mich natürlich nicht, daß er doch annahm. Ich konnte mir daß denken — schon um seiner Mutter willen. Und dann um die Wissenschaft. Schließlich aber auch — der andere Umgebung. Der Mutter kann stimmerte einfach bei uns. Nur einen bedang er sich aus: daß ich jedes Jahr eine strenge Prüfung über die Fortschritte seiner beiden Zöglinge abnehme. Der Mutter wird's recht, und wir natürlich auch.

„Na, sehen Sie, jetzt ist es richtig," brummte der Professor Dubemann. „Jetzt ist er ja in seinem Element, der junge Oberprez. Und wenn er dann nach vier Jährchen wieder in die Staatsdiensten soll, dann ist ihm zu Mute wie einem armen Manne, der auch mal Austern mit Sekt gefrigt hat. Und dann wird er einer von den Mißvergnügten im Lande. Also ob wir heute nicht schon genug hätten?"

Einstweilen ging die Sache aber recht schön. In seinem Element war unser junger Doktor allerdings sogr; das wurde ich bei meinen Besuchen auf Haus Hohnsdorf zur Genüge. Die beiden Knaben — prächtige, freche Burschen — hingen bald an ihrem Erzieher mit wärmster Liebe und machten auch zu den Wissenschaften die schönsten Fortschritte, obgnor sie keineswegs von Ueberbürdung zu klagen hatten, im Gegenteil, Doktor Klinger ließ ihr freies Lebens recht frob werden, tritt mit ihnen auf, turnte, machte Ausflüge mit ihnen und so weiter. Auch seine Mutter erhielt — kurz vor ihrem Tode — den Besuch der Knaben und freute sich über ihre Anhänglichkeit an den Lehrer. Daneben sah der Doktor immer noch reichlich Muße zu eigenen Arbeiten. Betreffs seiner gesellschaftlichen Stellung hatte die Frau Geheimrat nicht zu viel versprochen. Sie behandelte ihn während ihrer meist nur wenige Wochen dauernden Besuche auf Haus Hohnsdorf — weiß nur sie „gesundheitshalber" auf Reisen — durchaus auf dem Fuße sozialer Gleichheit und dankte mir auf das wärmste, daß ich ihr jemand vermittelt habe, den man so behandeln dürfe. Schwierig schien mir die Stellung des jungen Grzichers nur gegenüber dem Hausherrn, Besitzer, die bei Abschluß des Kontrakts freilich von seiner Seite in Betracht gezogen werden war. Das war die Stiefsohn der Frau Geheimrat, Gisela Simonis, das einzige Kind aus der ersten Ehe meines verstorbenen Schulfreundes. In den Augen junger Herren ihres Standes mochte sie eine Schönheit sein, war es ja wohl auch von ihrer äußeren Reizen nach; flog war sie wohl auch nur wenige Jahre jünger, sogar posnisch prunkt sie von ihrem Rassenstolz bei Verwandten in Posen her; im ganzen aber erschien sie mir als eine richtige verdidene und nervös verzogene junge Prinzessin mit einem Anflug von Bitterkeit. Unfreeinis hat ja jahrelichst durch Ritter und Anne einen Widerwanzer, der gegen etwaige Eroberlichte schützt, aber für meinen jungen Freund war das doch eine bedenkliche Sache. Immerhin war das junge Mädchen — sie mochte kaum achtzehn Jahre zählen, als ich sie zuerst sah — die eigentliche Eigentümerin von Haus Hohnsdorf, ihrer mütterlichen Erbschaft gehörte. Die Firma Johann Simonis war schon bei Lebzeiten ihres Begründers in eine Aktiengesellschaft verwandelt worden; von den Aktien mochte auch wohl ein großer Teil in jungen Händen sich befinden, und es kam mir vor, als ob sie sich dessen etwas zu genau bewußt sei.

Im dritten Jahre siedelte Doktor Klinger mit seinen Zöglingen während zwei Monaten nach der Residenz über — der Arzt hatte es gewünscht; und ich freute mich ordentlich ungeduldig darauf, wenn sie mit den Aeronauten und Ausstern wieder auf Hohnsdorf zurückkehrten. Aber Ausflug. Aber burg vor Ostern überraschte mich plötzlich die Frau Geheimrat höchstselbst mit ihrem Besuche. Sie sei gekommen mit den Knaben auf Hohnsdorf anzeigen mit dem Doktor, und ich möchte doch auch allein einmal hatten. Herr Doktor Klinger sei aus seiner Stellung geschieden und gedenke sich zu Beginn des Sommersemesters an der Universität zu habilitieren. Und dann verbreitete sie sich des Breiteren das große Ereignis: Doktor Klinger habe sich heimlich mit ihrer Stiefstochter Gisela verlobt.

Das klimmte nun freilich. Nicht nur gewissen Prophezeiungen, die Professor Dubemann an meine gegenetische Erzählung von meinem Zusammentreffen mit der jungen Gisela auf Hohnsdorf geknüpft hatte, auch wie die Frau Geheimrat über den Charakter meines Schützlings voraussetzen. Und einen Augenblick war es mir: sollte der alte, nüstternische Junggeselle diesmal doch recht gesehen haben? Es mag sein, daß ich mit einem Male auch sogar etwas von diesem Argwohne verriet, denn die Frau Geheimrat sagte lebhaft: „Nein, verehrter Herr Direktor, lassen Sie mich doch gleich von der Wahrheit wissen lassen. Ich bin nicht blind gewesen und habe in dieser ganzen Angelegenheit vollkommen als Gentleman bewiesen. Es ist für mich gar kein Zweifel, daß für ihn die Aussicht auf das Vermögen meiner Stiefsohter durchaus von Anfang an keinerlei Rolle hierbei gespielt hat. Er hat sich ihr nicht genähert, ganz im Gegenteil, wenn ich irgend etwas in dieser Hinsicht vermuten darf, so ist es gerade seine völlig absolute Ruhe gegenüber allen unseren diesen verwöhnten Kindes" — sie seufzte — „gewesen, was ihre Neigung für ihn zuerst weckte. Daß er sie liebt — wohl! Wenn liebte, lange ehe es so weit kam, wie es jetzt nun einmal gekommen ist — bat ist freilich unzweifelhaft. Und so sehr ich im Interesse aller die Sache vorerst bedauern muß — ich fürchte, es ist ein wahres Glück in jeder Beziehung, daß wir bin ich doch bereit, gewiß, daß Herr Doktor Klinger weit über allen Klassen steht, welche die Welt an diese Verbindung knüpfen wird. Ebenso sicher freilich, daß diese Klassen nicht ausbleiben werden! Nun, an der Sache ist kaum etwas zu ändern; ich habe bei Gisela, offen gestanden, versucht, was sich konnte, aber sie hält fest. Es kann natürlich nur in unser aller Wunsch liegen, daß die Sache geheim bleibt, bis Herr Doktor Klinger eine — eine gewisse entsprechende Stellung gewonnen hat. Inzwischen bitte ich Sie natürlich auch um strengste Verschwiegenheit."

Die versprach ich natürlich, und dann hat sie am meinem Arm bereits einen Rundschgang für Doktor Klinger. Ich konnte ihr zur Stunde keinen nennen, „und einen gleich ganzen wecke ich Ihnen schwerlich schaffen können," fügte ich hinzu, von einem dunklen Drange beseelt, dem jungen Freunde in den Rücken decken gegangenen, der schnabelnung mein Gemüt gefriert hatte. Sie nickte seufzend. „Das wird schwer halten," erwiderte sie. „Wissen Sie, begreifen kann ich es nun Gisela ganz gut."

Nach einiger Zeit erhielt ich auch von ihm selbst einen Brief; einen sehr kurzen Brief, aber sehr sachlichen, ausführlichen von seiner neuen Thätigkeit, seinem ersten Kolleg, seinem Erfolge. Natürlich seines Werks. Kein Wort fand er nötig, mir einen Verdacht abzuweisen, den er offenbar — bei mir wenigstens — nicht voraussetzte.

Dann kam, ein Jahr nach seiner, die gedenkwürdige Verlobungskarte mit einer neuen Ueberraschung: „... bestre ich mich anzuzeigen — Doktor Leopold Klinger, ordentlicher Professor an der Universität M....." Zwischen den hohes Paar — das lange vorbereitete Werk des jungen Gelehrten — und ein wahrhaft jubelnder Brief: „... Was sagen Sie zu dieser Berufung, mein väterlicher Freund? Nach kaum zwei Semestern Wartezeit, ich darf sagen, es ist unerhört rasch gegangen. Nun, gottlob, es hat auch nützer Wartezeit ein Ende gemacht."

„Ja, es ist unerhört," wenn der alte Professor Dubemann noch sah einige Augenblicke lang ganz versunken in seine offene Schnupftabaksdose. Dann nahm er die Prise kunstgerecht zwischen Daumen und Zeigefinger, und während er sie ihrer Bestimmung entgegenführte, blinzelte er mich wunderlich an: „Wissen Sie, Verehrtester, am Ende ist es doch nicht so merkwürdig. Die eine Meldung erklärt die andere. Wenn sich einer junge Mitdoktorin verlobt auf einen Privatdozenten kapriziert, so weiß sie auch dafür zu sorgen, daß er nicht lange mehr bloß Privatdozent ist."

Aber, Professor, schämen Sie sich!" rief ich empört.

„Na wo," antwortete er ganz ungerührt, „meinen Sie denn, daß wir wäre so was Unmöglichkeit? Es wird überall mit Wasser gekocht."

„Gebe nur Gott, daß er nie etwas von einer solchen Nachrede zu hören bekommt!" sagte ich halb zu mir selbst. „Er bleibt Mann mit seinem empfindlichen Ehrgefühl ..."

„Lieber Herr Direktor, Sie haben immer zu viel an gute Menschen geglaubt," unterbrach mich der Professor. „Ich" sagte er dann mit Genderstrahe hinzu, „ich thue das schon lange nicht mehr. Und eigentlich habe ich es noch nie gethan. Man erlebt zu schlimme Dinge als Schulmeister."

Offenbar dachte er an die mißachtete Aufsatzdisposition.

Daß ich bei der brunhvollen Hochzeitsfeier in der Residenz, im Hause der Frau Geheimrat, nicht erschien, dafür hatte sie mich selbst durch ein liebes und meinen Umständen wohl auf Nachsicht rechnen. Der Briefe, die ich während der nächsten Semester von den jungen Professor erhielt, waren nicht wenige; sie beschäftigten sich vornehmlich mit Fragen von Amtsfragen, die persönlichen Verhältnisse kamen mit einem kurzen „Alles wohl" ab. Mich wunderte das nicht. Leopold Klinger war nie einer von den Leuten gewesen, die andere um weitläufige Mitteilungen Darlegungen ihrer Herzensangelegenheiten zu unterhalten meinen. Daß er der allen Schale und ihren Leiter treue Freundschaft bewahrte, erkah ich zur Genüge aus der Antwortbrie, die er einem meiner Abiturienten zu viel werden ließ, der sich als Studiosus der Philologie mit einem Empfehlungsbrief von mir bei ihm meldete. Der junge Mann hatte seine Hingenung von der wissenschaftlichen Begeisterungsbrast und der persönlichen Freundschaftlichkeit seines Meisters zu rühmen; anbendet erhebte er überschwenglich von einem Theaterstreiche, den er in dem vornehmst Hause des Professors beigewohnt hatte, und von dem gastfreundlichen Paare, welches ihm inmitten der zahlreichen Gäste so recht wie die Verkörperung des Lebensglückes erschienen war. Für die Frau Professor sahen er ganz lyrisch zu schwärmen. Leider gönne sich der Herr Professor nur selten eine

Digitized by Google

Vereins-Steeplechase. Zum Start.

Reiter-Hindernis.

Erste Attacke.

Preis Deppich. Auf dem Sportplatz.

Schauansicht des Sportplatzes. Nach Photographien-Aufnahmen von Phot. Ulrich in München.

Der neue Sportplatz des Münchener Rennvereins in Riem bei München.

Digitized by Google

Radlerinnen-Picknick. Originalzeichnung von E. Bachrach-Barée.

Digitized by Google

Erholung; er sei gewiß einer der allerfröhlichsten Gesellschafter; man sage, daß er neben seinem Arbeitszimmer ein Schlafcabinet mit einem einfachen Feldbett habe und oft wochenlang dritte Räume kaum verlasse, nur mit wenigen Stunden täglicher Nachtruhe seine unermüdlichen Studien unterbreche.

Da bot sich mir einst Tages — die Osterferien hatten eben begonnen — eine Gelegenheit, das junge Paar zu besuchen. Die Regierung war auf den Einfall gekommen, mich zusammen mit einem berühmten Professor der Philosophie in M. mit der Neu-Ausgabe eines pädagogischen Standwerkes zu betrauen, und es war unerläßlich, daß ich mich mit meinem Mitarbeiter möglichst bald besprach. Da trat ich denn die Reise an, ohne Professor Klinger vorher zu benachrichtigen; ich wußte ja nicht, wann und wie lange ich meine amtlichen Geschäfte mit dem Mitarbeiter eingerechnet unterbrechen konnte.

Aber Erwarten schnell war ich mit meinem Mitarbeiter einig geworden. Als wir nach Beendigung unserer Konferenz in seinem Hause bei Thee saßen, brachte ich die Rede auch auf meinen ehemaligen Schüler, den ich folgenden Tages besuchen wollte.

„Ah, ja, der Herr Professor Klinger," sagte mein freundlicher Wirt — er machte wohl noch einige Jahre mehr zählen als ich — „nun, das ist ja eine sehr tüchtige Kraft. Den haben Sie gezogen? Da müssen Sie ja viel Freude an ihm gehabt haben."

„Er nimmt wohl auch gesellschaftlich eine bevorzugte Stellung ein?" fragte ich.

„Nun ja," erwiderte der Philosoph etwas gedehnt, „gewiß — allerdings, es ist da etwas — wie sagt man doch, liebe Hertha, wer erzählte uns doch neulich?" wandte er sich an seine Gattin.

Die würdige alte Dame schien etwas verlegen zu werden. „Ich weiß wirklich nicht, Ludwig," antwortete sie, „der junge Herr weiß wohl sehr beschäftigt sein, das wird man ihr wohl ersählt haben, er arbeitet ja an einem neuen Werke."

Dann lenkte sie mit einer Frage das Gespräch ab, und die Gemahl sich lebhaft ein; mir war, als ob die beiden irgend etwas von meinem Zögling wüßten, was sie vor mir nicht gern erörtern wollten.

Am folgenden Tage machte ich denn meinen Besuch. Eine vornehme Villa im sogenannten Gelehrtenviertel mit Borgarten und Portikus — wahrscheinlich, so etwas gab es hier und in meiner Städchen nicht. „Nun, in dieser Umgebung wird sich sein Talent ja wohl heimlich fühlen," dachte ich vergnügt und zog den Klopfer.

Ein wiederholt aufgeschreckter Diener öffnete, aber gleich hinter ihm erschien der Hausherr selbst, beinahe, als ob er auf mich wartete. Sehr herzlich begrüßte er mich. „Nun wollen wir eins plaudern." Dabei schritt er mir voran durch die weite mit Statuen und Blattpflanzen geschmückte Halle, die breite Treppe hinauf, auf der mein Fuß tief in den weichen Läufern einsank, zwei Glockwerk hoch, und öffnete eine kleine Thür. „Hier, mein Arbeitszimmer — nun nehmen Sie Platz, machen Sie's sich behaglich. Ich war von Ihrem Besuche bereits im voraus unterrichtet, ich bin nicht bübisch" hinter gestter Philosoph begonnen — wie gelesen in meinem auf dem Wege zum Gesang und erzählte mir davon. Meerlwirdig, nicht wahr? Aber wie wohl Sie aussehen! Ordentlich verjüngt!"

Er strahlte das alles etwas hastig, fast weglegen herum, dann lief er wieder zur Thür, belachte an die klingel und rebete sie mit dem Diener. Sein Komplument hätte ich kum wahrhaftig nicht geschickter können. Die in ein einfaches Arbeitszimmer gekleidete Gestalt war recht hager und ein wenig gebeugt, unter der hohen Stirn blickten die Augen unstät und übermüdet hervor.

„Ja, sehen Sie, das ist mein Arbeitszimmer." Es war ein mittelgroßes, luftes Gemach, sehr einfach ausgestattet. Auf den beiden Schreibtisch Bücher und Manuskripte. Er griff auch einen. „Das wird Sie gewiß interessieren — Sie nehmen doch einige Erfrischungen? Eine Zigarre? Bitte hier — Ja, wo sagen Sie dann?" auf das Wunderstrich bezeichnend. Indem wie auf das wolfenförmliche Gebäck einlenkten, wurde sein Wesen allmählich lustiger; zwischendurch erkundigte er sich auch herzlich nach allerlei Dingen und Menschen aus meinem meerle, machte durchaus den gastlichen Wirt — der Diener hatte Wein und andre Erfrischungen gebracht. Meine Erkundigung nach seiner Frau beantwortete er kurz: „O, danke, alles wohl." — „Mein Gott," dachte ich schließlich, es giebt ja gewisse Fälle in einem jungen Ehestand — begreiflich, daß er etwas aufgeregt ist, wenn das große Ereignis bevorsteht — dann ist die junge Frau natürlich auch nicht zu sprechen. Aber jenes alte Märchen — darum brauchte es doch nicht so gründlich vergessen zu sein — freilich, die haben selber nie weiße gehabt."

Folgendes Tages wollte ich mit dem Abendzuge heimfahren. Professor Klinger bestand darauf, daß er mir mit Bedauern, warten im Gasthof abholen wolle, nun mir auf einer Spazierfahrt einiges von der Umgebung der Stadt zu zeigen und mich zur Bahn zu bringen. Vormittags hatte er von zehn bis zwölf Seminar, und für heute war er leider durch eine Sitzung der Prüfungskommission mit Beschlag belegt.

Am folgenden Morgen beim Frühstück erhielt ich ein Briefchen, von Dannenhahn überfirst. Es enthielt in ziemlich unsichtbaren Zügen die kurze Bitte der Frau Professor Klinger, sie doch zwischen zehn und zwölf zu besuchen.

Die ganz Stunden darauf fand ich wieder in der vornehmen Villa, diesmal in einem mit dem ganzen Luxus unsrer Zeit ausgestatteten, für meinen Geschmack überladenen Gemach. (Schluß folgt.)

Kauklys und Dainasang.

Von

J. Tetzner.

Eine eigenartige Welt tritt sich dem Beobachter auf, der auf die Tellsprache der Wenden aufmerkt und zu Schiff oder Wagen die Bache Oberlausitzer durchfährt. Dort durchzieht noch ihre Tampfrest die Gefilde, und in Jede und Wenge, Zaun und Baum und Busch recht die Trift von Fabrikschornsteinen verdrängt. Selbst die Königin Mode hat vergeblich ihn Einlaß gewonnen. In ihrer bielfarbigen, kolleschen Wendentracht stehen die Mädchen, Einwohnerinnen zur religiösen Fest noch Sonntages, auf der bunten Schürze strahlt das gestickte Gärtchen, die dunkelblau, ragenbesetzte Mieder zeigt verbrämt mit Silberborten, die Kopfbedeckung, aus die Verheiratungsreife glänzt auf der Brust. Die Jungfrau trägt auf den bezopfgeflochtenen Zöpfen ein grünes Myrtenzeugnisse und auf dem Haupte Perlenschmuck, Tuch und Blumenstrauß. Und geht die Fahrt heimwärts, hat man die Gelegenheit, alle Sonntage, die Rehrung zwischen Bauern, Bauerin und Schulmeister, im Kaufen und somit das hochragende Wendenburger Rind, in übertast der schwarzland weiche fremde Sprache das deutsche Gespräch der Mitreisenden. Das deutsche Wort will dem Einzelnen, der Einheimischen, garten Tanna. Das Geimgut ist kein Gute.

Und doch! Wenn die Ungefreiste jener Hafbewohner wiederbesuchen, sie wurden wundn alten Brauch, manch lobes Hausgerät, manche Einrichtung vermissen, die einig lieben, Heil geht noch der Bauer aber Feld, die Bauerin aus Fest, weil reizt der Sonntag Bauern und die Weite, zu Buch mit ein Mann, aber die Arbeit ist auch schon haufiger geworden, die selbstverfertigten Geräte sind bei und dem Markt erhandelten gewichen. Der Bauer kauft seine Aleidung in der Stadt, und das Kind spielt mit Spielsachen aus den Bayern Niemits und Nürnbergs.

In seiner Epelle „Der Kreuzfahrer Gaben" schildert der lädnische Dichter Tonatissus (1714—1780) einen Herbstmorgen in einer Bauernstube jenen Balles. Da heißt es:

Sagen Sich es sch an, wie Zu Zeuges des Meiter abbrechen,
Bolchen Ringl's, wenn mit Lepten sie hermend Rappen und schirr,
Wenn und Pferden sie hacken den Haferbrei, den gequirl.
Leinene Hemd schaffen und leinenen Kappen sich Zander,
Wahrend Bechern und Beig gründlich kauft seine Aleidung in der Stadt, und das Kind spielt mit Spielsachen aus den Bayern Niemits und Nürnbergs.

In seiner Epelle „Der Kreuzfahrer Gaben" schildert der lädnische Dichter Tonatissus (1714—1780) einen Herbstmorgen in einer Bauernstube jenen Balles. Da heißt es:

Sagen Sich es sch an, wie Zu Zeuges des Meiter abbrechen,
Bolchen Ringl's, wenn mit Lepten sie hermend Rappen und schirr,
Wenn und Pferden sie hacken den Haferbrei, den gequirl.
Leinene Hemd schaffen und leinenen Kappen sich Zander,
Wahrend Bechern und Beig gründlich kauft seine Aleidung in der Stadt, und das Kind spielt mit Spielsachen aus den Bayern Niemits und Nürnbergs.

Der Hochzeit war damals das größte Fest, sie ist es noch heutzutage, doch bietet sie in ihren äußerlichen Gebräuchen nichts von der Allgemeinheit Abweichendes mehr. Damals wurde sie mit größtem Ernste gefeiert, und man hatte der eigenartigen Institutionen heran, wenn die Musikanten kamen.

Pfeifer hielten die Hochzeit, und Kaufleut hielte die Kleine,
Schneiderlt hielte die Bauern und Bäck kamen in die Pfeife.

Die Hochzeit war damals noch allgemein im Gebrauch, auch noch die Kauflos, und der Dichter vergleicht hier mit der herrlich erhabenen Stimme der Nachtigall.

Wenn du die lieblichen Weisen der Nachtigall hören und vortrefflich,
Du werdenmenn der Orgel Spiele und die Klänge der Zimbel.
Orgel und Kauflos mögen sich hier in Konkurrenz bekämpfen.

Heute wird kaum ein Exemplar der Kauflos und der Zimbel in Preußisch-Lausitzern mehr in der Rumpelkammer zu finden sein, und bevor die letzten jener in Wahrheit herzzerreißig gräßlichen Instrumente dem Zahn der Zeit zum Opfer fallen, sollen sie nochmals in Bild und Wort vorgeführt werden.

Das eigentümliche ist zweifelsohne die Kauflos. Das Königsberger Prussia-Museum bewahrt deren zwei, eine zeichnerische Freud-Kauflos und eine einsaitige, die aus Russisch-Litauen stammt. Ein anderes Exemplar der zweiten Art befindet sich im Besitz des Litauischen Literarischen Vereins zu Tilsit; im russischen Litauen giebt es noch die und da dies Instrument, so, ein Augustiner Schriftwart behauptet, daß der gebildeten Fischer oder Fischerlehrern solche zu thun wiegenheit hätten. Der Komponer Weichbrichel und litauische Schriftsteller Neumannwohl meinte, die Kauflos sehe nur noch in der Erinnerung der Leute, existiere sie wohl keine mehr. Ist den Tatsache wäre sie noch öfter angetroffen, aber die Litauer wissen nicht mehr, was die Kauflos eigentlich ist. Bei Tonatissus wird sie schon selten erwähnt. Ungner, der ein Menschenalter vor Tonatissus über litauische Musikinstrumente schrieb und Abbildungen mitgab, hat von ihr

Preußisch-Kauflos.

kein Bild gebracht, aber ein technisches abnliches Instrument abgebildet und seine Erfindung dazu gegeben. Neselmann übersetzt das Wort mit Cister, das ist aber falsch. Aehnes Schriftsteller nennen sie Schweinskopf; die ältere Gestalt jener Preußisch-Kauflos scheint in einem solchen im Grundriß existiert, aber gerade diese Art der Kauflos hatte wohl nur zwei Bojaren gehabt. Die einsaitige ähnelt eher einer Zither oder Guitarre. Ob das Instrument ursprünglich litauisches Eigentum ist oder von den Polen entlehnt wurde, ist kaum zu entscheiden. Man kann die Kauflos nicht anders gefunden haben als die Guitarre.

Die Preußisch-Kauflos hatte fünf Saiten, die aus Darmsaiten hergestellt, abwechselnd aus Zeiden, gezeichnet. Die recht Tonumfang ist auf den einfachsten Akkord zugeschnitten, die Saiten sind nämlich so gestimmt, daß sie den Dreiklang der Tonika geben, also: c, e, g, c, e. Die Saiten sind in Wirbeln befestigt, die in einem Querholz stecken, das auf dem Resonanzboden aufliegt. Der Steg ist ein einfaches Brettchen

Oeffnung nach beiden Seiten abgeschrägt; die Länge beträgt etwa 25 Centimeter. Damm bewahrt das Prussia-Museum 8 Stück. Die Pfeifen sausen auch aus Weidenrinde geeignet und können in verschiedenen Abmessungen nach vor, so daß Tonreihe oder als 1-, Meter langer Trombe,

Pfeife.

die nur Mundstück schmal, am Ende breit ausklafft. Letzterer Art wird von den Zuchtern Posaunenst nach heute genannt, ist aber nur noch selten, auf Holz aber Rinde gefertigt, konnten bestehen meist aus Buch. Trommel und Dudelsack fand zu allgemeinen im Gebrauch, als daß sie hier ausführlich werden wünsten.

Dingegen hat die Zimbel noch die alten Rechte behauptet. Sie ist aber nicht gerade nur den Ungarn eigen,

Zimbel.

sie gebrauchen sie Zigeuner, Polen und Juden, wenn auch kaum anzuwehmen ist, daß sie, wie es heißt, von den letzteren herrührt. In Russisch-Litauen stehen noch zeigt sie Musikanten damit in die Töcher, sie binden sie über den Rücken und bedienen sich dabei des angebrauten Stöckels, der an den Seitenringen befestigt ist. Unser Abbildung gibt das Exemplar des Prussia-Museums wieder, die Beschreibung ist nun ausgebaut, der Stog nicht mehr vollständig. Die Zimbel ist trapezartig und hat gleiche Schrägseiten von 40 Centimeter Länge, die Parallelseiten sind 60 und 112 Centimeter lang, die Stege 3 Centimeter, der Resonanzboden 6 Centimeter tief. Die zwei breiten, fünfeckigen, je 65 Quadratcentimeter großen Bleche haben je 54 kleine Schallöcher. An der Bodenseite ist ein verschiebbares Thürchen mit entsprechendem Loch im Verbrett zur Aufnahme der Spielgelher, die je 2 Langenden den Mailiern schenken. Von 19 mal 6 Seiten der linken Schrägseite gehen über den ersten achtteiligen Steg 114 Saiten im Umfang von 30 Ottaven über den zweiten neunteiligen. Die Wirbel haben eine Stärke von reichlich ½ Centimeter. Die Saiten sind von Draht. Man schlägt sie mit zwei Paar schwachen Stöcken, die an der einen Seite mit Filz beschlagen sind, um leise und kurz spielen zu können. Ein tüchtiger Zichter in Rußland zeigte mir ein Bild, auf dem ein Jude, die Zimbel auf dem Schoß, für seine Mimy Lieder von Mickiewicz vortrug, der von ihm „unter Goethe und Schiller“ genannt wurde. Dem Mickiewicz ist wie Krasinowski litauischer Herkunft, wenn auch beide in polnischer Sprache und für Polen gesorgt haben, wie die meisten Dichter und sittenrichtigen Skripten nach Mickiewicz Tode.

Ungerrennlich aber bleiben Instrumenten nur Schalle der Tanzsaiung; heute singt man weit ohne Instrumente oder zur Zechgesellschaft. Der Inhalt der litauischen Lieder bewegt sich in den Grenzen des Tagewerks und des Liebeslebens. Es ist in letzter Zeit wiederholt auf die Merkwürdigkeit dieser Tatsache eingegangen worden, der reine- und oft edelste Sittlichkeit dadurch bedeutend, oft aber auch in hohen dichterischen Werth haben, daß sie der Vergessenheit entrissen zu werden verdienen. Ich muß das Weben dieser Tatsache durch einige Ueberlegungen herausheben und bitte hier noch meinem jüngst in der Universitätsbuchhandlung erschienenen Buche an: „Daina, Litauische Volkslieder, verdeutscht von A. und S. Leskien. Mit litteraturgeschichtlicher Einleitung, Abbildungen und Notenbeilagen.“

Das Jungenleben wird in den Liedern gern besungen, wie der Knabe vom Vater „schön erzogen und gut gepflegt“ wird, wie er trotzdem im Raschheit Regelegaren gerät und Pflügel bekommt, der Vater aber kauft schon schmucken Gebierung für das Pferd des Jünglings?, daß er zur Gebieten reiten kann, die ihm ebenbürtig sein muß. Dem Mädchen aber schwillt die Brust beim Gedanken an den Jüngsten.

Heriet jenden mir.

(Nummer 1 der oben erwähnten Sammlung.)

Freier werben mir Tausig und Kätzke,
Königsberger kommen, Memeler wollen mich.
Wenn ich alle zähle, sind's dreihundert heiß,
Aber von den meisten mag mir einen ich.

Ach, ihn angehen und zu ihnen ihn!
Kommt denn ihm gleichen wohl im ganzen Reich.

Eine Hochgestalt, flink und klares Auge,
Ja, im ganzen Lande keinen ihm gleich.
Wenn er vor mir hält, bei, so blüh's mir blank;
Tritt den Boden er, nach Tukuen klingt's.

Alle Freude und Schalkheit des Liebeslebens spiegelt nun die Daina wieder. Die Mutter hat der geliebten Tilie aber der zarten Reie einen reichen Bojaren zugedacht oder einen Stadtherrn, der in Tilit ein Haus hat, und will auf keinen Fall einen armen Freier dulden, der kaum für die Tochter an gebrochenem Heegut hierten (17). Der alte Witwer wird prahlgerwesen und seine Spur verwischt aber ihn Dornrod ins Bett gelegt (30, 31). Der junge aber wird bewogsagt, und in scherzenden Wechselgesängen knüpft sich das Band immer.

Ei lulu, lulu (39).

Ei lulu, lulu, liebhafter Bub,
Bot mir herüber ein Knäuel den Garn.
Das Knäuel ja hier, Bett auf der Zeit',
Nicht gegenseitig sein Bubenlieb.

O, du! ich aber den Hymnen nur gut,
Dieb' und Bursche sie herüber ein Knäuel.

Gegenstrophe.

Ei lulu, lulu, liebhafter Bub,
Bot mir herüber ein Magdlein den Garn.
Das Mädchen ja hold, Heiß auf der Zeit',
Nicht gegenseitig sein Bubenlieb.

O, nein! ich denken, ich schenke gut
Kränzel und Blümchen. Weh, tiefe Glut!

Beim Zusammentreffen geht einem Mädchen der Kranz verloren (15), ein andres aber lacht nur über die Reihen der jungen Burschn und meint, der Jungzeitenlaufe seien

Man legt in den Sarg sie hinein.
Er meint, es könne nicht sein.
Geht auf, mein Mädchen,
Mein lieben Herzchen,
Machet da noch nicht aus?

Schon trägt man die Bahre vor der Thür,
Der Knabe glaubt's nimmermehr.
Geht auf, mein Mädchen,
Mein lieben Herzchen,
Machet da noch nicht aus?

Man heißt sie den Sarg sie hinein,
Er meint, es könne nicht sein.
Geht auf, mein Mädchen,
Mein lieben Herzchen,
Machet da noch nicht aus?

Schon scheibt der Sarg auf die Wand,
Man glaubt es? und ruft in Eile:
Mädel' auf Schwerte
Das Hemd mir spalten,
Machen an ihrer Seit'!

Dem Liebesleben folgt das Eheleben schnell gegenüber. Zuweil ist in der Daina die Poesie, dann die Prosa. Wenig die junge Mutter das Kind (14), so freuen sich natürlich auch Vater und Mutter, aber bald empfindet das Mädchen leises Heimweh.

Jetzt im Sommer gefriert der Teich (84).

Jetzt im Sommer gefriert der Teich!
Mecht ein Wunder mir's doch bedeut'!
Wo hört' ich das liebere Klingerlein,
Wo trübt' ich mein braunes Pferd?

Und heute schwebt das Eis in Teich,
Daime geh einen Sommertag.
Nun weiß ich, was ich klar Gewesein
Gleich Bösen Boten senden mag.

Der Bruder entwarb ein Bojarenweib,
Und mir wird in die Nied'rung bannt.
Er nahm sich ein schmuckes Mägdelein
Und hörte dann freudig gerad nach Haus.

Das Bösen wachert, das Mädchen weint,
Die ringern sich Hilf.
Den guten Boten gebeut das Roß,
Der ungeschwinde den Wind.

Die Frau hat es gewöhnlich schlecht. Sie muß hart arbeiten und empfängt Scheltworte und Schläge, die Eltern aber helfen nicht ihr, sondern ihrem Manne; nur der Bruder nimmt sich ein Herz und stellt den Schwager zur Rede. Oft aber kommt es noch schlimmer, der Mann kümmert sich um seine Frau gar nicht mehr (32).

O Mütterlein, hab und gut.

O Mütterlein, hab und gut,
Ertrinkt mich in Leiderich,
Verspendt mich unter Schelmen auch.

Da gabst hären Schafer hier,
Den wilden Schnarrower mir,
Den Bruder Liederlich.

Er reitet zur Jagd hinaus
Und bringt sich nach Heb und Hab darin.
Bub auf, wenn ich ertrinken!

Und heben die Hunde laut,
Da eil' ich zum Thor hinaus.
Komm aus, Geselter, her.

Da lese die Hunde ein
Und lese den Hirsch heraus
Und reiche die Hand ihm schnell.

Das Hirschen reicht ihm die Hand,
Der Mann steht vor Freude hin,
Der listenden Schwiegerin.

Das Jagen ist Freude heit,
Den Knaben bei der Schwiegerin,
Denn Frauenzimmer sind keine Thier.

Das Jagen mit der Thiere Lust,
Den Knaben bei den Weibern hin,
O Mutter, weiß Hand du mir!

Die blumenreiche Sprache der Litauer vergleicht die unglückliche Ehefrau der welken Weidse. Aber die Daina steht mit immer auf seiten der Frau. Sie weist dem jungen Weibchen Vergnügungsobjekt, Gesellen um Schaupstrinken und Jagdheit vor. Der Ehemann meint, man soll sich keinen Lebens trauen, solange man jung ist; ja Hand beim Bater kann er der Pflanze gefallen, zeigt sich er nicht der kurze Eichbaum, sondern die graue Weide. Ein rechter Mann aber sieht's nicht bei der Klage bewenden, sondern weiß sich zu helfen.

Einst hört' ich ein Rätsel.

Einst hört' ich ein Rätsel, gerlich und schön,
Daß trug mich durch's Leben fort Glück und Leben.

Das heißt über drei Bächen Kind
Und schwamm zu drei Hoffen anderen Strands.

Da nahm mir eine schmucke Weib,
Der machte die Arbeit Herzpein.

Sie spann mich früh und mich nicht früh,
Schimpfen und nahen machte sie mich.

Da sinkt' ich das Rätselwort,
Da waren die Birnen in perlich und fein.

Da schaut und weint bei jener Zeit
Mein schreckte meine liebe Mutter.

Digitized by Google

Jahrelang sind die Soldaten, und die Invaliden. Und bei aller Weichheit des Gemütlebens weise die literarische Literatur eine Menge Spott- und Schelteworte auf. Die teilt doch mit der Volksliteratur aller andern Völker. Die verhaßtesten, gewohnheitlichen Leute erleben die typischmonatische Verwandtheit durch Witz und Bauernschlauheit, stellen allem Mitmenschen entgegen, die sie zu oft durch den Schein betrogen worden sind und um Lohn die Gute gebrauch haben. Aber auch der harmlose Spott über den Rachbar, der spät aufsteht oder geizig ist, über den Pfleffer und Hungerleider, findet seinen Platz.

Gierung ist der Vorrat an epischen oder gerichtlichen Gedichten, hängegen hat das Lyrischen Stoff zu mancher Tanna geboten. Beliebte Stoffe der Volksliebel sind der Jagdkrieg, das enttäuschte Mädchen und die Liebschaft.

Wolls Hochzeit ist.
Der Bär bläst ein großen Horn.
Und wenn Wolls Hochzeit ist.
Der Igel ist Köcher, die Braut
Hebt der Hunde.
Storch Hahn springt auf den
Kuschenbock hoch.

Das Fleisch schafft Kindernot herbei.
Da rührt die Mäuse Freitag
bei Stock.

Das Lebeben macht Holz zum
Feuer Heiz.
Der Krebsel zeigt den Hupfen
herum.

Der Hund bellt bei Nacht und schreiert so blank.

Der Bär trampelt den Hochzeitstanz,
Dann spielt der Storch die Violine zum Tanz.

Der Wolf schwimmt dann in Freudenjungs,
Schleift mit der Füchse und führt sie zum Tanz.

„Mädchen, wenn gut ich's wern, sorg ich.
Mein' ich's bös, so spreich ich bich."

„Und der Gott, der mich hatte, ist auch zur Stell'.
Pfandet er einen Pfaß, so nimmt er mein Fell."

Sind so schwimmend und ungern, daß man die Noten wie Gallertkugeln mit kleinen feinen Pünktchen schreiben müßte, die durch alle fünf Linien sitzen. Das ist bei den griechischen Liedern mit seinen Viertel- und Achtelnoten noch ausgesprochene als bei der Donna.

Wenn man die festen Töne aufzeichnet, erhält man Melodien, die sich an ehelten den alten Kirchentonarten einreihen; auch die neuungefundenen griechischen Gotterhymnen hat man damit wiedergeben. Bauern kennt der hinarische Gesang lah nicht. Und doch wirkt der Gesamtklang nicht unschön, wenn ihm auch die Kraft deutscher Lieder mangelt.

Das kaiserlich deutsche Konsulat in Pretoria.

Das deutsche Konsulat in Pretoria.

Das Deutsche Reich hat es in Transvaal noch nicht so weit gebracht wie England, das seinem Vertreter in Pretoria ein Wohn- und Dienstgebäude hat belassen eine halbe Million Mark erbauen ließ, vielmehr ist das Konsulat, in welchem Herr F. von Dreff die Interessen unsrer Landsleute wahrnimmt, nur ein Mietshaus, einem Herrn P. Weinthal gehörig. Aber in seiner äußeren Erscheinung ist das deutsche Konsulat dem britischen mindestens ebenbürtig. Zu maurischem Stil errichtet, gehört es zu den schönsten Gebäuden in Transvaal.

Unzweifelhaft vom Transvaler ist der Gesang; eine gesprochene Donna ist ein Unding. Wo die litanische Sprache erlischt, verstummt auch der Gesang. Die Eigenart der Melodien kann selbst durch Worden nicht gut gekennzeichnet werden. Die Gedenzen (geistliche Lieder) wie die Donnas entstehen sich der Aufzeichnung in unserm Sinne. Die Töne

Für müßige Stunden.

Schach.

(Verantwortl. von E. Schallopp.)

Aufgabe 35.
Von **W. Aller** in Wien.
(„Wiener Fremden-Blatt".)

Weiß
Weiß zieht an und setzt mit den beiden Läufern matt.

Auflösung der Aufgabe 33 (S. 696):

W. 1. Se5—f3 (droht 2. Dd4—e6) und 1. Le4—d3 matt)
S. 1. Te5xe4
2. Dd4—e5 matt.
S. 1. Ld6xe5, Ke4—d3
2. Sf3—e5 matt.

A

S. 1. e7xd6
W. 2. Sf7xd6‡
S. 2. Ke4—f5 ed.
W. 3. Le4—e5, Sf4—d3 matt.

B

S. 1. Ke4—f5
W. 2. Dd4—d3†
S. 2. Kf5—e6
W. 3. Dd4—e4 matt.

Partie Nr. 28.

Gespielt in Wien gelegentlich

Königsspringer gegen Königläufer (Berliner Partie)

Weiß: **G. Marco.** — Schwarz: **S. Gleichgültig.**

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	**e7—e5**	21. Le4—g2	Le8—a7
2. Lf1—c4	**Sg8—f6**	22. Tf4—e4	Ke6—f7
3. Sg1—f3	Sf6xe4	23. Ld3—c4	Kf7—g7
4. Sb1—c3	Se4xc3	24. La3xc5	Sb3xc5
5. d2xc3	Sb8—c6	25. Dd1—g4	Te8—e7
6. Dd1—d3	d7—d5	26. Te1—e1	Dd8—d7
7. Sf3—h4	g7—g6	27. Lc4—b3	Dd7—d6
8. Lc4—b5	Sc6—e7	28. Le1xe7‡	Kg7xe7
9. 0—0	Se7—c6	29. Te4—e1	Ke7—f7
10. Lc1—f4	Lf8—g7	30. Te1—f1	Kf7—e6
11. Tf1—e1	Le7—f6	31. Dg4xg6‡	Ke6—d5

5) Droht sofort einen Turm zu gewinnen. Der Angriff ist erlogen. Der Opfer gibt nicht hat bereits gewonnenes oder gute Chancen.

6) Sie 3. Sf3xe5 erlaubt Schwarz 3. . . d7—d5 4. Le4—d3 Ld6—g3 Angriffsgewinn 5. Dd1—e2 Lg3—e5 und gutes Spiel.

7) Nicht Sf7—d6 wegen 8. Dd3—g3. Lc4—e6 7. Le4xc6 Sf3xc6 8. Dd3—f5.

8) Ebenso 10. Dd6—e7, Lg7—f6.

9) Nun 11. Tc1—c3 droht 12. Tc3—f3 Le4xf3 13. Dg3xf3 Le8—e6 14. Df3xf7+ Ke7—d8 15. Lc4—f7 Ke8—c8 16. Lf7—b3 Kc8—b8 17. Tf1—f3 Ke7—e8 18. Le4—f5 Ke8—f8 19. Lf5—h3 nebst 20. Tf3—f7 matt. Schwarz kann sich nicht mehr verteidigen.

10) Droht 11. Tc1—c3 Le4xf3 12. Dg3xf3 Le8—e6 13. Df3—f7 Ke7—d8 14. Lc4—f7 Ke8—c8 15. Lf7—b3 Kc8—b8 16. Tf1—f3 Ke8—f8 17. Lb3—h3 nebst 18. Tf3—f7 Ke8—c8 19. Lc4—g8 und es matt.

11) Droht Sg6—f4 und gewinnt Dauer.

Schachbriefwechsel.

Dr. W. in Breslau. Besten Dank für die Zusendungsbemerkte, von der wir gern Gebrauch machen. Auch die andere Partie hatten wir gelegentlich bringen zu können.

Richtige Lösungen hatten bisher ein: H. in Lüdwigh zu D; Wh. in Hannover zu D; Dr. Sch. in Hannover zu D; M. in Berlin zu D; Partie H. Wolfram in Berlin zu Springer in Bulgar zu 31; C. in Bredenau in Dresden-Blasewitz zu Partie II.

Bilderrätsel.

Einfach-Rätsel.

In die leeren Felder obiger Figur sind der Buchstaben: d, h, k, r, s, c, ch, d, r, e, r, c, g, h, h, h, h, i, k, m, n, o, p, r, s, r, t, t, u, u, w, z in der Weise einzutragen, daß die Buchstabenfolge, bei m angefangen, einen Spruch vom Dichter Hauchgern ergiebt. Wie lautet der Spruch?

Vexirrätsel.

Wenn mich in der Gestalt der Trockner erblickt
Am Heil, hin ich ihm wohlgesonnen;
Wenn aber in der Gestalt der Nässe drückend
Am Kind, wird's Herz ihr bekommen.
F. M.-S.

Rätsel.

Ein Wort, das wenigst Dein Parsh Kummer gelang,
Mit leiser Lede zu der Kindermelt entsprang,
Herbst, indem es dem Ind Mündigkeit empfand,
Tod von ein wich'ger Gattung in hohen Norden Lacht,
Und ich gestalt der Natur mit seinen Wegenbrand
Ein Name, der vielleicht sie doch nicht Kunst auch Schrift.
M. Sch., Kiel.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 712:

Des Worträtsels: Pfuch — pu uch.

Des Zahlenpyramidenrätsels. Man lese parallelle Partie auf den Horizontalen von oben nach dem Zentrum zu, wobei man alle Strichmarkel von 1—15 durchgeht; hierauf in gleicher Weise alle Partie, die parallelen den Diagonalen stehen, ebenfalls von außen nach dem Zentrum zu, und man erhält den Vers:

Ich Schrift und a Herz, in mir Dichtern im Lehen,
Ich mordt du, hast's Hoffe, und du kannst dann's

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift nicht ausdrücklich verlangt. — Verantwortlicher Redakteur Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Hausnennung — zu richten.

Digitized by Google

Ueber Land und Meer.

№ 45.

Aus Zeit und Leben.

Der Hagelschlag in Württemberg.

Von einem furchtbaren Unheil ist in der Nacht vom 30. Juni zum 1. Juli das württembergische Unterland betroffen worden. Ein Gewitterwetter, verbunden mit vernichtendem Hagelschlag, hat im Neckarkreis zwischen Besten gewaltenhafte Zerstörungen angerichtet, Tausende von Menschen um Hab' und Gut gebracht und auch manches blühende Leben zum Opfer gefordert. Vom Zabergäu anziehend, entlud sich das Wetter zunächst über dem Bradenheimer Beziek, wo es namentlich in Massenbachhausen furchtbar wütete. Unter heulendem Sturm prasselten Hagelschlossen in der Größe von Hühnereiern hernieder, Bäume wurden entwurzelt oder zerspliktert, alles, was in den Bereich des Orkans kam, gerstam verwüstet. Von Massenbachhausen, in dessen Schloßpark der Baumverband völlig niedergelegt wurde, wandte sich das Unwetter nach Hohingen, Frankenbach und Neckargartach. Die obere und vordere Abdachungen zieht eine neun Kilometer ausgemessene Furche des schweren Unheils, im Vordergrunde die Gebäude mit den Notdächern und Resten, im Hintergrunde das Salzwerk, von denen schon Schornsteine zum umgestürzt wurden. Ersichtlich hier schon der an Gebäuden angerichtete Schaden groß, so ist die Ernte gänzlich vernichtet. Auf den Feldern steht kein Halm mehr, in den Weinbergen sind nur noch nackte Pfähle und kahle Rebreihen vorhanden. Die hohen Pappelallee, die zwischen Neckargartach und der Neckarsulmer Fahrt am Stranne entlang führte, ist beinahe verschwunden; viele der Bäumriesen wurden mit den Wurzeln aus dem Boden gerissen, andere umgebrochen, und die übrig gebliebenen bieten, der Zweige und des Laubes beraubt, einen traurigen Anblick dar. Nicht minder arg wütete das Unwetter in der Markung von Heilbronn, wo mehrere Fabrikschornsteine umgestürzt wurden, in Cannstatt ebenso, wo durch den Einsturz von Gebäuden zwei Kinder erschlagen und mehrere Erwachsene verletzt wurden, auf der Strecke von Biberach bis nach Oppingen und in dem gesamten Bezirk Lehringen, wo die ganze, so reichen Ertrag versprechende Ernte dem Sturm und Hagelschlag zum Opfer fiel. Es wurden Verwüstungen angerichtet, deren Nachwehen auf viele Jahre inhibirt bleiben werden. Von anderen Ortschaften, die schweren Schaden erlitten, nennen wir Neuenstein, Heimsberg, Oberstadt, Gellmersbach, Schwabach, Holzern, Pfedbach, Wüstbach, Wüstenhaag, Gronhronn, besonders hart aber wurde Neckarsulm und seine Umgebung betroffen.

Ansicht von Neckargartach vom Kirchturm aus, im Hintergrund das Salzwerk.

Evangelische Kirche und Pfarrhaus in Neckarsulm. Phot. P. Tennert, Heilbronn.

Ueberbleibsel der Neckarsulmer Fahrradwerkstätte.

Magazin Fröhlich in Neckarsulm. Phot. P. Tennert, Heilbronn.

Städtische Kelter in Neckarsulm. Phot. P. Tennert, Heilbronn.

Die Hagelbeschädigungen in den württembergischen Oberämtern Heilbronn und Neckarsulm.

Digitized by Google

Am Morgen des 1. Juli war die Straße von Neckarhausen nach Neckarsulm von umgeknickten Bäumen bedeckt, in dem ganzen, der tegneren Stadt gegenüberliegenden Thale lagen unbeschädigter Bäume mehr zu erblicken; ebenso restirte Verwüstung in den Weinbergen, in den Obstgärten, auf den Feldern. Am Nebenbahnhofe wurde ein elektrisches Läutewerk — eine gußeiserne Säule im Durchmesser von 15 Centimeter — umgeknickt und das Schwierigkeit des Stationsgebäudes abgedeckt, wie denn überhaupt in den Städchen dem entgegen Dach unbeschädigt blieb. An der Ebrigkeit, an welche die Hagelschäden angemeldet waren, haben die Gebäude auch, alle sterm Ziegeldächern, abgeschätzt worden. Die Oberamts-, emit Sig des Bezirksrichters, zeigte vom Dach zur nach die Spuren, und die daneben liegende städtische Kelter war zusammengebrochen. Ebenso wurde von den Hofgebäuden der Neckarsulmer Fahrradfabrik das eine vernichtet. Von der evangelischen Kirche deckte der Orkan den oberen Teil des Turmes ab, der im Sturz das Turmdach, einen Treppenturm und das gegenüberliegende Pfarrhaus tief beschädigte. Auch im Innern erlitten Kirche und Pfarrhaus durch die Wasserwalzen, welche durch die neue Kugel eingeschlagenen Fenster eindrangen, schweren Schaden.

Noch genug und der Aufzählung von Einzelheiten des Unheils, daß sich die eine genug, allgemeine Anschauung darstellt. Die Höhe des Verlustes an Hab' und Gut läßt sich noch nicht genau schätzen, doch dürfte der Betrag von vielzig Millionen Mark nicht zu hoch gegriffen sein. Dabei ist nun der bereits Schaden berechnet, nicht auch jener, welcher indirekt der armen, so hart getroffenen Bevölkerung erwächst. Das Unglück ist erhoben, waren viele der Leute nicht gegen Hagelschlag versichert, und in solchen sie, die eben noch eines ansehnlichen Besitzes kommensel sich erfreuten, heute alle Hoffnung, den letzten Grund preisgegeben. Ein Trost bleibt in allem Unglück: die ausgiebige, wirklich Menschenliebe, die sofort sich regte, als die Kunde von der erschütternden Katastrophe erscholl. Die städtischen und die Landesbehörden im Schwabenlande wetteiferten miteinander, den Unglücklichen Hilfe zu bringen, und dem Beispiel folgte alsbald das allgemeine Publikum. Über die Art ist groß und bringend, und nur das äußerste Elend zu mildern, bedarf es einiger Beträge und reicher Mittel. Darum ergeht an alle, wo sie ein Herz haben für das Leiden ihrer Mitmenschen, der Aufruf, nach Kräften zur Linderung der Not beizutragen, und auch in diesem Falle bekäme das alte Wort seine Geltung: Wer gibt, der leiht dem Herrn.

Anmerkung. Oben, für die durch Hagelschlag Geschädigten nimmt ihre Regierungsrat Meyer in Heilbronn entgegen.

Litteratur.

— Von dem „Konstantinischen evangelisch-protestantischen und deutsch-evangelischen Wörterbuch" von Professor Dr. Karl Gabriel christlicher Taschen-Ausgabe liegt nunmehr die zweiundzwanzigste Auflage der Quart- und Schreibschrift vor. (Verlag: Konstantinische Verlagsbuchhandlung). Das bekannte Werk hat seit Jahren seinen guten Namen angenommen, die mit Recht auf eine weitere Auflage hinweist. Es darf das mit Recht auch von der schönen Ausgabe gesagt werden, die neben deutlich lesbarlicher Schrift und dem geringen Preis gleich auch dadurch einer Empfehlung der Form ist, wie sie für den Alltagsgebrauch recht selbst gewünscht werden kann. Die Ausstattung ist hinreichend und Einzelgrenzen bildet der „Kleine Taschen" Lieferungsweise.

— Seinen originellen spaßigen Werken hat der Künstler Professor R. L. Hildmann einen Gegenspaß-Bastelbogen „Bastelbogen für Deutsche Reiter" folgen lassen (Verlag von Wenz, Leipzig und Berlin). Auf 25 Karten und Tafeln mit aufklappbaren Klappen, Drehscheiben, Schiebern u. dgl. ist dem humoristischen Künstler in einer Reihe von Bastelbogen vorgeführt worden. Durch sein praktisches Anschauung über die gelernten Verhältnisse des Deutschen Reiches und seine Hauptstädte erteilt, über Bahn und der transpirenden, Gemeinderegel, Bereich- und Bezirksregierungen, ferner Schule und Universität, Kunst und Wissenschaft, Militär, Gerichtswesen, über die man in gut Heiterkeit lustig, ohne sie und ohne Bitterkeit.

— Meyers Klassikerbibliothek bringt nun auch eine Ausgabe von Heinrich Heines Reisebilder, die zwei prächtige Bände umfaßt, den ersten Band mit Heines Jugend- und Jünglingsjahren begleitet Heine vorbildlich illustriert. Mit der vorzüglichen Einleitung, mit der Heine-Forschung, und Kinder gebrochen, hat der Herausgeber, Georg Ullmann, mit Geschmack und Takt die Auswahl getroffen, und seine Anmerkungen sind vielfach sehr wertvoll. Der erste Band bringt die Reisebilder Heines. Ausgabe enthält die illustrierten Reisebilder, der zweite die poetischen Erzählungen und Lobgedichte.

— Einen trefflichen Klassikerbibliothek hat der Bibliographische Institut in Leipzig jetzt auch zwei Ausgaben von Schopenhauer Werken bringen, nach der Schopenhauer-Gesellschaft herausgegeben von Dr. Julius Frauenstädt. Die Ausgabe ist sehr vorzüglich und hier mit aufgeschlossener Gesamtheit eine schöne Darbietung. Der großen Vorzug haben wir in den Einleitungen zu den einzelnen Werken, die sind sehr Bedeutung für die verständnisvolle Erkenntnis Schopenhauer und die Ausgabe auf den Bänden verwiesen. Vollständig Register hat das Ganze in den Schopenhauer auch der Bände auf seinem Gesamtwerk, eine Probe in der Handschrift und eine Tafelbeilage in allerfeinstem Farbendruck. Die prächtigen Bände sind sehr Illustrierte Ausgabe vollständig fein.

Foulard-Seide 95 Pfg.

— bis Mk. 5.85 p. Meter in den neuesten Dessins und Farben —

Die weltberühmten

Columbia und Hartford

Fahrräder stehen unerreicht da

Die herabgesetzten Preise

ermöglichen Jedem die Anschaffung dieser berühmten Maschinen. Alle verständigen Käufer machen sich die billige Kaufgelegenheit zu Nutzen, da jeder das leichteste, schnellste dauerhafteste und zugleich eleganteste Rad der Welt besitzen will.

Columbia ist das Beste vom Besten.

Prache Catalogs senden durch unsere Agenten oder pr. Post gegen pr. Mk. Marke

MARKT & Co. Ltd., Hamburg, London, Paris.

Berlin W. 30, Zietenstrasse 22. — Im eigenen, nur für Unterrichtszwecke eingerichteten Hause

Militär-Vorbereitungs-Anstalt von Dir. Dr. FISCHER,

seit 1866 bestehend. Für alle Militär- und Schulexamina. Unterricht: Direktor, Lehrer, Referendarien und Gymnasiallehrer a. D. Sehr gute Erfolge. Prospekte gratis. Schülerzahl 1897: 122 Fähnriche, 3 Seekadetten, 16 Primaner, 22 Einjährige, 2 Fahnenjunkern, 2 Kadetten.

— Prospekt umsonst u. portofrei. —

Uhren

Silberne Remontoir à 11.— Goldene Damen-Remontoir à 22.— Regulateure à 7.— Goldwaren, Alfenide etc. etc.

Illustr. Katalog No. 9 gratis und franko.

L. J. Römer, Homburg.

Bürschners Bücherschatz ist die beste u. billigste Briefbörse.

Jede Woche ein weiß illustrierter Roman für Jedermann für nur 20 Pf. Probehefte gratis durch die Buchhandlung oder d. Müller Verlag, Berlin S.W. 1.

Krumme Beine

Ges. Eingesand. v. W. 30 vermende Inst. Fass bei Leder selbstgeplantem Weinen

Rheinwein.

Friedrich Ledwohn, Oberingelheim a. Rh.

Zarte, Anerkennung, Lesser Kunden Probeflaschen von 15 Liter an M. 13.— franco. Oberingelheim a. Rhein M. 25.

ARRETT SMITH

Stern'sches Conservatorium der Musik

Berlin SW. Gegründet 1850. Wilhelmstrasse 20.

Direktor: Professor Gustav Hollaender.

Beginn des Wintersemesters 1. Oktober. Prospekte, Unterrichtsplan und Lehrerverzeichnis durch das Sekretariat.

Am 1. Oktober wird das Virgil-Technik-Klavier des Stern'schen Conservatoriums eingeführt. Der Erfinder Herr A. Virgil wird selbst von diesem Tage an einen dreimonatlichen Kursus im Schüler- u. Lehrer halten.

Dr. Lahmann's vegetable Milch (Pflanzenmilch)

hört vollkommen die Aufgabe, die Thiermilch (Kuh- oder Ziegenmilch) zu ersetzen. Ein wirklicher Ersatz für Muttermilch zu machen, dies ist Dr. med. Lahmann's vegetable Milch macht, der Thiermilch zugesetzt, dieselbe für den jüngsten Säugling leicht verdaulich, indem sie die Bildung fester Kaseinklumpen im Magen verhindert, und erhält sodann durch ihren Gehalt an feinsten Zuckerstoffen und edelsten Pflanzenfetten den Nährwert der Thiermilch derart, dass dieselbe der Muttermilch vollkommen gleichwertig wird.

Preis per Büchse Mk. 1.30.

Man verlange Gratis-Broschüre von den allerorten Fabrikanten

Dr. Lahmann's vegetable Milch

ist käuflich in allen Apotheken, sowie besseren Droguen- und Colonialwaaren-Handlungen.

Dr. Lahmann

Patent-Nr. 3950 eingetragene Schutzmarke.

Hewel & Veithen in Köln a. Rhein.

(6200)

Andreas Saxlehner in Budapest, kais. und kön. HOF-LIEFERANT.

Saxlehner's Hunyadi János Bitterwasser

ist einzig in seiner Art.

Ärztlich und begutachtet vom Fleisig, Jaworsky, Jrofessor, Ludwig.

Als bestes natürliches Bitterwasser bewährt und ärztlich empfohlen.

Mehr als 400 Gutachten ärztlicher Celebritäten bezeugen seinen eminenten Heilwerth.

Saxlehner's Bitterwasser

In den Mineralwasser-Depots und Apotheken erhältlich. — Man wolle stets ausdrücklich verlangen.

Zum Schutze gegen irreführende Nachahmung:

Auf jeder Etiquette der echten Hunyadi János Quelle befinden sich Firma und Namenszug „Andreas Saxlehner."

Anerkannte Vorzüge:

Prompte, verlässliche, milde Wirkung.

Leicht und sanftanregend vertragen. Gleichmässiger, nachhaltiger Effect. Geringe Dosis. Milder Geschmack.

Saxlehner's Bitterwasser

Digitized by Google

Handschriften-Beurtheilung.

Astrid. Kaufmannsgeist. Man nennt Sie Original. Nun, das dürfte recht selten Lobes Ursache, oft schon Veranlassung zu Ihren Verhaltungen. Sie verschämen zu selten. Sie sind spröde, ohne die Weiber und Mädchen. Sie sind ein Mann, der sich nicht viel aus Frauen macht.

Schreibmaschine. Ihre Schrift ist Ihr Spiegelbild. Sie sind ein Mensch, der sich eingesteht, und sich von keinem auf Irrwege in fremder Charaktere, auf fremde Bedienstungen.

Georg Th. Pierre. Realistisches Talent. Durch Energie, aber keine Verbindungen, keine Protektion und Intriguen. Gewandtheit, aber auch Geradheit, die Verbindung seiner nicht zu empfehlen. Empfindungsvoll bei der Verbindung, aber wenig entschieden gewandt.

Hans G. G. Tannenhain. Ein tüchtiger Kerl, schriftlicher Gewandtheit, Gründung in Geschäft und im Leben, kommend und gehend, Ordnung und aber treu in den Geschäften, gewissenhaft und pflichtgetreu. Wohl, aber recht bescheiden, ruhig, aber nie zum Vorschein. Ein Mann der Pflichtung im Leben.

Jeannette M. Pollard. Eine reiche Natur, bewusst. Ein Schreiben gedankenvoll und voll von Leben, aber Sie sind gewohnt zu viel zu schreiben. Sie haben eine gute Intuition und wissen um das Wesen der Menschen. Sie haben ungefähr gute Jahre, aber keine Anlage zum Verbrechen.

Regina K. Pollard. Bedeutet soll, schon auch einmal ungeduldig, eine Weichheit und Nachgiebigkeit. Gewandt, mit großer Ruhe zu wirken, und hat eine sehr feinen Charakter, besitzt ihn Weiches und einen feinen Geschmack und Schärfe und Gelassen für Sie in Lust, Leid und gemeinsamer Thätigkeit und Ruh.

B. Richmann. Gleichheit und Sicherheit charakterisieren Sie, unter Ihrer Ruhe und Gelassenheit und verwandten gern einen Gedanken. Es scheint fast, Sie verwenden den Gedanken zu einer Sache, die Sie sehr gut und mit Ruhe und Ausdauer, auch Wärme ausführen. Sie haben eine Ruhe, die Sie gut und mit Ruhe und Ausdauer, auch Wärme ausführen. Sie haben eine Ruhe, die Sie sehr gut und mit Ruhe und Ausdauer, auch Wärme ausführen. Sie haben eine Ruhe, die Sie sehr gut und mit Ruhe und Ausdauer, auch Wärme ausführen.

Walter H. in Danzig. Energisch, klärig, scharf und selbstständig, entschlossen und gewandt, sicher zu benutzen. Mensch.

U. St. Oesterreich. Der Charakter entbehrt der Ruhe und Kraft, besitzen Sie eine gewisse Gewandtheit. Selbstständigkeit in den Verhältnissen des Lebens und des Berufs, namentlich aus sich selbst. Wenn Sie Ihre Gedanken so besser. Aber Sie sind noch unreif, noch, den Verhältnissen des Lebens Schwierigkeiten zu bieten zu können.

Hermann Schmidt. Ihre Handschrift verräth Ihre Ruhe und Ihre Ausdauer, Ihre Ruhe und Ihre Ausdauer, Ihre Ruhe und Ihre Ausdauer, Ihre Ruhe und Ihre Ausdauer, Ihre Ruhe und Ihre Ausdauer.

Johann B. Neuchen. Ihre Ruhe verrathen Ihre Ruhe und Ihre Ausdauer, Ihre Ruhe und Ihre Ausdauer, Ihre Ruhe und Ihre Ausdauer, Ihre Ruhe und Ihre Ausdauer, Ihre Ruhe und Ihre Ausdauer.

Georg H. Richter. Ihre Ruhe und Ihre Ausdauer, Ihre Ruhe und Ihre Ausdauer, Ihre Ruhe und Ihre Ausdauer, Ihre Ruhe und Ihre Ausdauer, Ihre Ruhe und Ihre Ausdauer.

Deutsches Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Vom Verfasser des Romans „Cotta" ist in unserm Verlage soeben erschienen:

Unter Zigeunern.

Roman von

Johannes Richard zur Megede.

Geheftet ℳ 3.—, elegant in Ganzleinen gebunden ℳ 4.—

Kismet.

Trübsinnslage in St. Turin. — Schloß Combronska.

Von

Johannes Richard zur Megede.

Geheftet ℳ 3.—, elegant in Ganzleinen gebunden ℳ 4.

Graf Odilon schreibt und über den Roman unter anderm: „Ich habe die beiden Bände seiner Novellen und Romane, die Sie mir zugesandt haben, mit Interesse gelesen. Sie haben mir in der That einige Stunden angenehmer Unterhaltung verschafft. Ihr Erstlingsroman hat bereits auch der Schweiz von Erfolge zu Erfolg zu Erfolg. Möge auch er allseitig!"

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Anzeigen

Wöchentlich Tausender Kunden in Rudolf Mosse Annoncen-Expedition Frankfurt a. M. Berlin Hamburg Wien Leipzig Paris

Fabrikbau-Gesuchen Fabrikprojekten Kompagnie-Bete Lizenz- und Patentsuche

Für die Schweiz, Italien und Frankfurt a. M. in Basel, Bern, Zürich, Genf, Lausanne, St. Gallen u. Chur, Bern, Biel a. Bl., Freiburg, Luzern, Neuenburg, Winterthur, Nürnberg, Berg, Frankfurt, Wien, Zürich

van Houtens Cacao

Ein angenehmes, nahrhaftes Getränk, ohne die üblen nervenstörenden Wirkungen von Kaffee und Thee.

Allgemeine Gartenbau-Ausstellung HAMBURG 1897 MAI-OKTOBER

Angelgeräte-Fabrikation von H. Stork in München N., Isarbrunnstrasse 3.

Illustrirte Liste Deutschlands

10 mal Preisgekrönt! Liste gr.

Zehn Mann, Anfang 40 Mannsch. ist sich, wo 12 Pfg. Porto. Brief genau alle Lister in Antwort sag.

KALODERMA-SEITE

Neu! Ausgezeichnet durch Wirkung und lieblichen Geruch. Ideal die Ergänzung bei dem Gebrauche von Kalodermia-Präparaten.

Kalodermia | Glycerin & Honigseife!

Indische Sandelseife

hervorragend Schutzmarke 50 Pf. per St.

PALMITIN-SEIFE

• neutral • gut • billig •

Familien und Fabriken à 25 Pfg. in allen Städten des In- und Auslandes.

F. WOLFF & SÖHN, Karlsruhe

Hauptmarke WIEN 1. Fabrikmarke 7

Zauber- in Wirkl. Fabrikpr. Apparate Für die Wasch- und Waschmaschinen Verbrauch. Wirkung. Preise. Prospekte gratis.

Lautikorect Sigmaringen a. D.

900 Meter Über Meer.

Anfragen beantwortet gerne Hausvater Hug durch Bürgermeister Lichner.

Bauschule Dobeln i. S.

Programm durch Dir. Scheerer.

Technikum Altenburg S.-A.

Gewerbliche Abtheilungen für Maschinenbau, Elektrotechnik, Bau- und Zeichenfach. Chemie. Praktikum. Übungsräume. Laboratorien. Lehrwerkstätten. Programm.

250 Alle technischen Briefmarken, neue Kompagnie, Reichspostamt, Patente, Muster, Fabrikmarken 1 Mark Paul Jürgen, Berlin, Friedrichstr. 23.

PATENTE Ingenieur Carl Schilling, Berlin SW. 68, Lindenstr. 101. Gegründet 1877. Prospekte gratis.

Stottern heilt Prof. Rudolf Denhardt's Methode nach **Eisenach** Neue Broschüre gratis. Gartenstr. 1870. Nr. 8. Heilerfolge. Einzige staatl. konzess. Anstalt i. S. d. Art.

Kaiser Wilhelm II.

TIROL Herrliche Alpenland. **Aufenthalt für jede Jahreszeit!** Waldreiche **Sommerstationen** – Heilbäder — **Mineralquellen.** Höhen-Kurorte, Hoch-Touren, Gletscher, Dolomiten. **Frühjahrs- und Herbst-Uebergangsstationen. Winter-Kurorte** mit südlichem Klima (Direkte Zugsverbindungen ohne Wagenwechsel.)

Beleg- und Reise-Prospekte und Auskünfte jeder Art gegen Rückporto gratis durch die Fremdenverkehrs-Bureaux in Innsbruck, Bozen und Riva. Offizielle Wohnungs- und Reisebureaux in Tirol und den benachbarten Städten in der Hauptsaison werden gerichtet werden.

Osend **OSTENDE** **Osend**

Schönstes und besuchtestes Seebad auf dem Continent.

Sommer-Residenz I. I. M. M. des Königs und der Königin der Belgier. Jährlich 250,000 Badegäste. Bade-Saison vom 1. Mai bis November. Kasinoconcerte ausgewählter Kapelle, herrlicher Meer-Damm, Theater, Täglich 4 Corsofahrt, Orchester von 70 Mann. Soireen Kasinoton im Kursaal. Hauptes Etagenere berühmter Pächter und Hauptstraße. Fortwo Orgel-Aufführungen, Feste im Freien, Regatten auf dem Meere. Pferderennen, Wettfahrten, Wettrennen, Fest-Lustfahrten. Feste aller Art. Fischerfeste, Kostümvorstellungen. Karnevalsball. Elektrisch-Licht-Anlage. Winterstation. Direkte Bahnverbindung mit Paris. Nur 6 Stunden Eisenbahn. 3 Dampfer täglich nach Dover. Ueberfahrt in 2 Stunden.

Spezialmaschinen für Chemie.

Lagerfabrik Leipzig für Laboratorien. Referenzen auf Verlangen gratis.

Canstatter Misch- u. Knetmaschinen-Fabrik; Canstatter Dampf-Backofen-Fabrik

Werner & Pfleiderer Canstatt (Wttbg.)

Berlin, Wien, Paris, St. Petersburg, Sydney U. S. A., London.

30 höchste Auszeichnungen

Fabrikate in allen Ländern

Digitized by Google

Briefmappe.

Redaktionelles:

„Ich Rückerlebtest Johannesbeer" benennt sich der neueste Name der Erfinder-Phantasie, die sogenannte in der „Deutschen Romandichtung" schafft. Vorher heißen noch alle Trunk- und Druckerbeschwerden: Heil, Kind, wie hast du Dich Dillgen und Dich Kummer! — Die Johannesbeere! Aus Johannes Jünger" wird Johannes Jünger" und aus Johannes Jünger" wird Johannes Jünger". Es spricht in zwei Silben Bände. Es genügt Verbindung von einer Brandt des Johannes und für einen besonders Johannes und Johannes Jünger" und Johannes Jünger" und Johannes Jünger"

Seidenstoffe

in allen modernen Genres und Farben von 90 Pf. bis 20 Mark per Meter. Bei Fortsendung ganzer Roben Angabe des gewünschten Preises.

Specialität: Schwarze Seidenstoffe und Sammete

Michels & Cº Hof-Lieferanten **Berlin** Leipzigerstrasse 43.

Gesetzl. Geschützte Handels-Marke

"MAIZENA"

Alleiniges Fabrikat

The NATIONAL STAROH MANUFACTURING COMPANY

NEW YORK, U. S.

Unübertroffen z. Herstellung von Puddings, Torten, Mehlspeisen. Für Suppen u. Saucen. Das beste Nährmittel für Kinder und Kranke. Überall Vorräthig

Liebe's Sagradawein

Anerkannt vorzüglicher Tischwein

Liebe's Sagradawein-Extract

Liebe's Sagrada-Tonic

Paul Liebe, Dresden

Ein Wunder der Industrie

ist es nennen der Überau Welt verbreitete, rühmlichst bekannte photograph. Apparat

Phönix

Er ist der preiswürdigste und zugleich billigste Apparat der Welt, **durchaus kein Spielzeug!** Jedermann kann damit sofort ohne alle Vorkenntnisse vorzügliche Bilder erstellen (Land- und Momentaufnahmen).

Für Touristen, Natur- und Kunstfreunde, namentlich Damen, Freie mit Platten, Chemikalien etc. etc. **nur 10 Mk.**

Prospecte und Probebilder kostenfrei.

Hesse & Sattler, Wiesbaden.

Guajacetin

Bewährte Erschaumarke No. 6, 6766 und 6546, dargestellt von der Firma Majert & Ulbert, m. b. H. Fabrik chemisch-pharmaceutischer Präparate in Hirschau-Berlin, ist das **anerkannt beste und unschädlichste Mittel bei Lungenerkrankungen**

als **Lungenhaterrh, Spitzenschlitzhaten, sogar fortgeschrittener Lungenschwindsucht, Husten, Heiserkeit, Appetitlosigkeit,** ist ferner ein vorzügliches Mittel bei **Tuberkulosebehandlung.** Kein Erbrechen, kein Magendrücken. Fehlen von schädlichen Nebenwirkungen. Wo alle anderen Mittel nicht helfen, ist es zu versuchen ist.

Mark 1.40, 2.75, Mark 6.50 und Mark 12.50.

Die Firma versendet Literatur über sämtliche gerste und Praxis

Brunhilde **Roland Chevriolt**

Luxusseifen mit schönster Parfümirung der Firma

Carl H. Klippstein & Co., Mühlhausen i. Thür. No. 27

Weltberühmt und Versandgeschäft.

Neuen **reichhaltigen** Katalogen von Damen- und Herrenseifen, sowie Parfümen stehen auf Wunsch **Franko** zur Verfügung.

Reklamen, wie **garantirt** ungefährliche **Abnehmungsgeschenken** haben sich **Tausende** bestens bewährt.

Schloss Marbach am Bodensee

Gemperenz-Sanatorium renommirtes Kurgut für **Nervenkranke**

Alkohol Fr. Morphium-Kranke.

Dirig. Arzt: Dr. Smith.

Reinnickel- und nickelplattirte Küchen- und Tafel-Geräte,

welche nur **massivem Reinnickel** oder durch Aufschweissen von Reinnickel erzeugt sind, werden von den kochenden Speisen kaum noch klebrig verwechselt mit solchen, welche nur durch reine galvanischen Ueberzug versehen sind.

Wer gute und dauerhafte Nickel-Küchen- und Tafelgeräte kaufen will, beachte daher beim Einkauf von Nickelgeschirr die Stempelung.

Durch Aufschweissen von Reinnickel hergestellte Küchen- und Tafelgeräte sind gestempelt mit dem Prozent-Stempel der Plattirung u. einer der folgenden Fabrikmarken:

Aus massivem Nickel hergestellte Tafelgeräte sind gestempelt mit „REINNICKEL" und einer der folgenden Fabrikmarken:

WC **WC** **WC**

En haben in jedem Geschäft der Haushaltungsbranche.

Westfälisches Nickelwalzwerk

Fleitmann, Witte & Co., Schwerte (Westfalen).

Aelteste und renommirteste Fabrik für Reinnickel-Kochgeschirr.

Niederlagen in:

Paris 54 Rue de Turenne

Wien V. 22 Zeugdirektorgasse

Brüssel 3 rue de Namur

London EC. 4 St. Mary Axe

Amsterdam 35-37 Rokinstraat

New-York 105 u. 107 Duane Street

HANNOVERSCHE GUMMI-KAMM-CO. ACT. GES. HANNOVER

Prohire Sie KAPPUS-SEIFE die allein ächte **KONKURRENZ-Seife** überall erhältlich 25 Pf. Stück **M. KAPPUS, München a. M.**

Rheinisches Technikum Bingen

für Maschinenbau und Elektrotechnik.

Programme kostenfrei.

Technikum Mittweida.

Königreich Sachsen.

Höhere Fachschule für Elektrotechnik und Maschinenbaukunde.

Programme etc. kostenlos durch das Sekretariat.

Nur der **Original-Soxhletapparat,** gekennzeichnet durch den Namenszug des Erfinders, keine der zahlreichen mangelhaften oder gänzlich werthlosen Nachahmungen, ermöglicht die erfolgreiche Durchführung der Säuglingsernährung nach Soxhlet.

METZELER & CO., Kgl. Bayer. Hof-Gummiwaren-Fabrik,

München. **Wien VII|2,** Mariahilferstrasse 12 u. 14.

Digitized by Google

Lungenleiden

Dr. med. Hommel's Haematogen

Depots in den Apotheken. Literatur mit Dankschreiben von ärztlichen Autoritäten gratis und franko.

Nicolay & Co., chemisch-pharmaceut. Laboratorium, Hanau a/M.

Einzige Wanne, welche mit 2 Eimern Wasser ein gruppenbadendes Wannenbad bietet und zu allen hygienischen Bädern zu benutzen ist. 25 000 Stück verkauft, 1000 Verkaufsstellen errichtet.

Preis der Wellenbadwanne (D. R.-P.) für Lampenbrenner bis 175 cm 12 Mk. Grössere 66 und 68 Mk. — Vor wertlosen Nachahmungen wird gewarnt; Verwechslungen wegen Patentverletzung sind schon erfolgt und werden zu ersetzen sein.

Moosdorf & Hochhäusler, Fabrik für Badewannenfeuerungen, Berlin 125, Köpenicker Landstrasse. Verkauf zu gleichen Preisen wie in der Fabrik in den eigenen Geschäften Berlin, Behrenstrasse 60 und Frankfurt (Main), Kaiserstr. 53.

C. P. Goerz, Berlin-Schöneberg, Ringstrasse 146.

Das beste Unterkleid der Gegenwart ist unstreitig das Rauh'sche Patent-Schlingen-Gewebe für rationelle Leibwäsche. Dasselbe ist porös, elastisch, sehr dauerhaft, absolut waschbar, ist angenehm warmhaltig, sorgt für Hautreinheit und -frische, hindert schnelles Erkalten nach Erhitzung, ist daher ein bewährtes Schutzmittel gegen Rheumatismus, Erkältungskrankheiten. Vorrätig in Aerzten u. Privaten in allen besseren Wäsche- und Tuchgeschäften. Seit ganzen Jahr! Ohne Waschvorschrift zu behandeln! Kein Verfilzen! Ausführliche Abhandlung, Muster, Prospecte und nähere gratis für Interessenten in guten Wäschegeschäften, wo nicht, direct gegen Nachnahme durch die Fabrik. Gebrüder Rauh'sche Meinr. Schlosser in Lambrecht, Rheinbayern Weberei und Wirkwaren-Fabrikation.

FERRATIN ist ein wirksames Mittel gegen Blutarmut und Bleichsucht

Ferratin regt den Appetit an und fördert die Verdauung, auch überstandene Krankheit bewirkt es bald ein besseres Aussehen und rascheres, sanftes Zunehmen an Körperumfang und Gewichtszunahme.

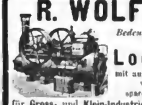
Ferratin ist in allen Apotheken und Drogengeschäften zu haben.

Die Ideal-Postkarten-Alben und Ideal-Sammelbücher sind die besten.

Zum Preise von 50 Pf. bis 20 Mark zu beziehen durch

Hermann Zieger, Leipzig, Poschhausplatz, Hofgutstrasse.

Illustrierte Prospekte auf Verlangen gratis.



R. WOLF, Magdeburg-Buckau.

Bedeutendste Locomobilfabrik Deutschlands.

Locomobilen mit ausziehbaren Röhrenkesseln, 4–200 Pferdekraft, sparsamste Betriebsmaschinen für Gross- und Klein-Industrie sowie Landwirthschaft.

Export nach allen Welttheilen.

Das beste u. berühmteste Toilettepuder VELOUTINE FAY EXTRA POUDRE DE RIZ mit BISMUTH rubrerielet. — 9, Rue de la Paix, PARIS.

Gühlstoff vereinigen alle Vorzüge: Dauernden festen Schluss, steten Besitz, weiche Packung und garantirt ohne Herstellung, sowohl im Innern wie im Freien in feuchten, warmen und kalten Orten die Globitoff-Patent-Packungen bis 30 Atm. Dampfdruck und 300° C. Globitoff-Fett für Ventile etc. pro Kilo 2 Mk.

100 000 Kunden in Europa. Zu haben in Eisenwaaren- und Maschinenhandlungen, andernfalls direkt. Versand in 10 Pfund-Fass. Preis durch Deutsche Globitoff-Gesellschaft, Dresden.

Technikum Hildburghausen Maschinen- & Bauwerk- & Elektrotechniker, Bahnmeister etc. Specialfächer: Elektrot., Hochbau, Maschinenbau.

TRENTINO Italien. Tirol. Berühmtes Obstland.

Aufenthalt für jede Jahreszeit. Wärmste Naturheilstätten. Weltbilder. Riesenhafte Höhlen-Eisgrotte. Hoch- und Gletscher Touristik. Lichtvolles und freies Lebensgenussleben. Winter-Kurorte mit südlichem Klima. Saalkuren. Arzt-Lehrcurse unter persönlicher Leitung. Diverse Kurverfügungen. Orts-Monatsrosen. Heilsplatz-Quellen. Naturgemässe Heilmethoden und Lebensweise jeder Art gründlich zu erlernen. Beste Gelegenheit dazu bietet die Gesellschaft zur Verbreitung der Naturheilkunde in Trentino in Riva am Gardasee.

Prospect gratis

Dr. med. O. Preiss' Wasserheil- und Kur-Anstalt Bad Elgersburg im Thüringer Walde.

Ganzjährige Kur. Comfort. Prospekte durch Direktor Dr. med. Preiss.

Sanatorium Klushügel eröffnet. Verzeichniss einschlägiger Heilmittel für das gesammte Wasserheilverfahren. Hauptbäder, Local- u. elektrische Bäder, Inhalations-Apparate, Massage-Apparate, Gymnastik-Apparate, Bandagen, Verbandstoffe, Instrumente, Bücher und Schriften über Wasserheilkunde, Diätetik, Massage, Heilgymnastik, Badekuren, Prospecte gratis. Dr. med. Grossheim.

Heilung von Nervenleiden, Nervenschwäche, Arm- und Kopfleiden, Blutarmuth, Bleichsucht, Frauenleiden, Lähmungen, Rheumatismus, Ischias, Gicht, Hautkrankheiten, Magen-, Darm- und Unterleibsleiden, Hämorrhoiden, Verkrümmungen, Rückgratleiden, Fettsucht, Abmagerung, Bettnässen, Impotenz, Schwerhörigkeit, Ohrenleiden, Kopfschmerz, Migräne, Schlaflosigkeit, Hysterie, Epilepsie, Veitstanz, Lähmungserscheinungen, Schwindel, Ohnmachtsanfällen, Neuralgien, Nervenschmerzen, Nervenzittern, Nervenzucken, Nervenreizbarkeit, Nervenschwäche, Nervenkopfschmerz, Nervenmigräne, Nervenschlaflosigkeit, Nervenhysterie, Nervenepilepsie, Nervenveitstanz, Nervenlähmungserscheinungen, Nervenschwindel, Nervenohnmachtsanfällen, Nervenne

Über Land und Meer.

Nr. 46.

78. Band.
Neununddreißigster Jahrgang.
Oktober 1896—1897.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 M. 50 Pfg.
Mit Post-Aufschlag 3 M. 70 Pfg.
Redakteur:
Ernst Schubert in Stuttgart

Die Flucht.

Roman
von
Ida Boy-Ed.

(Fortsetzung.)

Jasper sah stand an der Credenz neben der dampfenden Suppenterrine und ärgerte sich, daß er immer noch nicht aufgeben wollte. Er verfolgte aufmerksam den Vorfall, bei dem Conradine ganz seiner Zeugenschaft vergaß.

Felix nahm das große, gefaltete Papier, dem man seine Eigenschaft als Aktenstück schon von außen ansah. Er entfaltete es und las. Alle Augen beobachteten ihn unverwandt.

Seine Farben erloschen ganz; er konnte auf eine seltsame, beängstigende Art erbleichen, und lange blieb dann noch auf seinen Zügen der scharfe Ausdruck der gehobenen Erregung.

Conradine konnte das schon an ihm, und ihr Herz erschrak, als sie sein Gesicht sich so verändern sah.

Sie verbeugte sich und reichte ihr das Couvert zurück.

„Ich habe und mache keinen Anspruch auf ein besonderes Trinkgeld," sprach er mit unbezwungener Bitterkeit. „Für meine Arbeit, der ich zu genügen strebe, werde ich ausreichend bezahlt."

Unsäglichen, geradezu körperlichen Schmerz in der Brust, rief Conradine:

„Was ich Ihnen gebe, ist doch nur, was Ihnen zukommt! Wärmste hat es so sorglam erwägen müssen, daß es nicht mehr sei, sein bischen mehr, als Ihnen recht und billig ist. Adieu, lies das — bitte."

Adrian, der wußte, worum es sich handelte, nahm das Dokument. Es war ein Kontrakt, der Felix eine Teilhaberschaft an dem neuen Unternehmen sicherte. Alles war geschäftsmäßig und gerecht geordnet: von dem Reingewinn sollten erst für Conradinens Geld, welches doch das Anlagekapital bildete, noch landläufigen Zinsfuß Prozente abgezogen werden; dann hatte eine Teilung des Ertrages zu erfolgen. Doch sollte es Felix wie auch Conradine freistehen, den Vertrag zu lösen, in welchem Fall Felix eine Summe als Abfindung zu erhalten hatte, für deren Festsetzung ein Drittel der letztjährigen Einnahme, als vierprozentiger Zins gedacht, zu dienen hatte.

Angust. Originalzeichnung von A. H. Schram.

„Mir scheint dies ganz selbstverständlich. Ich meine auch, Felix, du wirst von deiner überspannten Auffassung zurückkommen, wenn du die mal klar machst, daß ohne dich die ganze Goldgrube da unverdeckt geblieben wäre oder, wenn's später mal ein andrer entdeckt hätte, Conradine den ehrlich'n Dokument ausgefertigt hätte," sagte Adrian; „du bist nervös, mein Junge. Heillos nervös — in allen Dingen, die nicht sukzessiv mit deiner Arbeit zusammenhängen."

Felix stand stumm und blickte zu Boden. Ja, der andre hatte gut reden, der wußte nicht, was für Worte voll heißen Glückseligkeitsgefühls zwischen ihm und Conradine hin und her geflogen waren — der wußte nicht, daß sie ihm mehr, viel mehr verbieten hatte! Und er konnte somit auch nicht ahnen, daß dies anfah wie eine Abfindung. Es wollte kein Wort von seinen Lippen. Conradine aber sah seines, ihn zu bitten, anzunehmen, wozu ihm sonderlichen. Ihr angeborenes Temperament gärte in heimlichen Zornesthränen. Aber zugleich war eine schmerzliche Bitterkeit in ihr, die dem Zorn die Kraft nahm. Sie wußte alle Selbstbeherrschung zusammenzunehmen, um nicht zu weinen, konnte aber doch nicht verhindern, daß ihre Augen sich voll mit Thränen füllten.

„Laßt uns doch essen," bat Phöbe, die einsach annahm,

Digitized by Google

die Sache sei nun abgemacht, weil Adrian sein Wort dazu gesprochen; „Jaspersen macht schon ein gröbliches Gesicht.“

So sagte man sich heran, und das Dokument blieb auf der Fensterbank liegen.

Das Gespräch sprützen Adrian und Phöbe. Sie hatte in einem landwirtschaftlichen Blatt eine Notiz gelesen, die den Besitzern von Candahore die Anpflanzung von Sonnenblumen empfiehl, und meilte schon all die goldbrüngenden Ernten aus, die Adrian ihr sagte, daß das Klima in Nordschleswig lieber nicht für Sonnenblumenzucht geeignet sei. Die naive Selbstverständlichkeit, mit der sie sich fort und fort den Kopf zerbrach über die Möglichkeit, den Ertrag von Collabongen zu heben, war Fritz nie so unerwünscht, so schmerzlich aufgestoßen wie eben jetzt.

Er soß mit einem unglücklichen Gefühl da. Wohl hatte er die Thräne in Conradsmund Angst bemerkt und wagte seitdem nicht mehr, sie anzusehen. Er fühlte auch nach und nach, daß sein Benehmen unnötig gewesen war, daß es fast theatralisch, ja vielleicht gar albern gewirkt haben konnte. Aber die impulsiven Thorheiten sind schneller gemacht als zurückgenommen.

Diesmal half Adrian. Gleich nach dem Essen kam er Fritz in den Wissen nach, legte das Dokument auf den Tisch und sagte kurz:

„Unterschreibe!“

Doch ging er auf der Stelle hinaus, um Fritz deutlich zu machen, daß er sich in keine unnützen Debatten einzulassen gedenke.

Fritz unterschrieb. Ganz haftig, um sich selber jedes Bedenken abzuschneiden.

Dann nahm er einen Briefbogen und schrieb darauf: „Verehrter Sie mir, Fritz.“

Er that Dokument und Briefbogen in einen Umschlag, lief nach dem Mädchen und ließ es hinuntertragen.

Aber ihm war nicht leicht und glücklich.

„Wie seltsam,“ dachte er, „daß sie gleich die Möglichkeit einer Lösung ins Auge gefaßt hat.“

Daß dies von Wärmsten Gesichtsverfassung vorgesehen sein, oder daß Conradine dabei den zarten Wunsch gehabt haben könne, ihm das Gefühl der Freiheit zu beleben, fiel ihm nicht ein. Ueberhaupt schlicht man keine Konstruktionen, wenn gleich die Möglichkeiten der Lösung zu bedenken. Aber Fritz hatte aufgeführt, bei allem, was von Conradine kam, taglich zu denken.

Als man sich dann auf dem Hof zusammenfand, um zur Fischtätte zu fahren und zu reiten, sahen es, als ob etwas Besonderes geschehen sei.

Conradine strahlte. Dies einfache „Jaspersen Sie mir“ hatte sie mit unmeßlichem Glück erfüllt. Gerade weil sie eine Frau war, die es liebte, daß man zu ihr in Gefühlsfachen viel und ausführlich sprach, konnte eine gelegentliche Ehre sein eindrucksvoll auf sie wirken. Ihre Phantasie fand eine reiche Nahrung an so einem knappen Wort. Sie wiederholte es in ihrem Innern hundertmal und in immer besserer Betonung.

Das Fest verlief sehr heiter. Die Poesie von Teebdin spielte gräßlich. Das Bier floß in einer Fülle, die die Lente begeisterte, und Conradine wußte mit jedermann ein leutseliges Wort zu reden. Sie fühlte sich dabei sehr glücklich.

Sie war eine geborene Herrschernatur und verstand es besser, Menschen zu beglücken, die ihr an Stellung oder Bildung oder beiden untergeordnet waren, als auf ebenbürtigen harmonisch zu wirken.

Mit Fritz sprach sie soß gar nicht, aber sie hatte ihn immer im Auge, wußte, wie sie die grünen Bäume soß, die den Festplatz hintergrund gaben, und den blauen Himmel über sich. Sie betrachtete das alles nicht besonders, aber es war immer da für ihren Blick und für ihr Gefühl.

Vom Rodhaus des Ringsdorfs und von den weißen Holzzelten des Dachstuhls auf dem Häuschen des künftigen Ziegelmeisters wehten Fahnen, und eine Krone von Tannengrünlaben und bunten Papierfetzen baumelte am einem Tau, wie ein Riesenlöbe an einer Angel. Die Arbeiter in guten Kleidern und die Dorfbewohner von Teebdin, die als Zuschauer gekommen waren und als Mitfeierende blieben, saßen in Gruppen und tranken und sangen oder tanzten.

Fritz besprach mit dem Bauwesser, was von dem Aufenthalt in den Dondorfschen Ziegelwerken für ihn zu profitieren sei. Fritz wollte morgen dahin abreisen und vierzehn Tage oder drei Wochen den Betrieb studieren. Nach einigen Hin- und Herschreiberein hatte der Besitzer Fritz dies bewilligt. Diese Ziegelwerke lagen bei Hannover, konnten also niemals die Zerstreuung als Konkurrenz empfinden. Sie saßen auf einem ödlen Werder, das alle Bank bieute, nachdem man es über zwei Sähe von Ziegelsteinen gelegt. Hinter ihnen erhob sich die hohe Wand des Geestrandes, von Fritz' Kopf stand gerade vor einer Fensterbrüstung.

Der Abend begann das Licht aufzusungen. Der Himmel hatte seine blaue Farbe verloren, in der Ferne stiegen Dämmerungen.

Die Leute wurden lauter, und auf dem Weg erschien, langsam heranfahrend, das Zigbellengespann, um Conradine abzuholen.

Der Bauwesser, ein Praktikus, der sich vom Maurergesellen heraufgearbeitet hatte, hielt seine Hände zwischen den weit auseinanderstehenden Knieen gefaltet, und mit krummen Rücken daßsend, nickte er mit seinem runden, granhaarigen Kopf nunmer vor sich hin.

„Ja, ja,“ sagte er, „das habe ich an mir selbst erfahren. Manche einer, der von Haus aus Talent soß von hat, kommt auf keinen grünen Zweig. Ich Lehrmeister bin, als wenn er sich lang an den Akademien 'rumdrückt. Aber was Sie sind, Herr Doktorland, Sie müssen geradezu Glück für Ihren neuen Beruf gehabt haben.“

Fritz, der zweifelgelehrt soß, die Hände in den Hosentaschen, den Hut ein wenig aus der Stirn geschoben und die Beine weit ausgestreckt wie jemand, der gerade sehr gut ißt, lachte.

„Nach ich war erstaunt, mich so bald mit meinem Anfgaben vermochsen zu sehen. Ich war auf dem besten Wege, riesig eifrig zu werden. Aber mit einemmal ging mir ein Licht auf. Ich will Ihnen sagen: alle Wege führen nach Rom, das heißt, wenn einer zum Aleskaesleuten geboren ist, kennt er das nötige bald auf einer Werkgemeinschaft, soß ich sein strenger Wanderteufel zufällig zuerst so eine mitmachen läßt. Und das heißt weiter: für den Beruf, der uns der eigentliche, unser Individualität gemäße ist, lernen wir immer, ohne gleich zu unmeßlichen sich; wir lernen hur und und weeten und wir daß, was für ihn einmal bienlich sein kann. Aber da sehe, sehe seinen ein Mensch sich eins soß mit seinem Beruf, so kommt man und sieht dann, so was zu beobachten. Die meisten Menschen verleben ja bloß — leben nicht in ihrem Beruf.“

„Na, und denn, wenn man sie solche Herrschaft arbeiten läßt?“ sagte Bauwesser Sommerroter, daß muß einen zu antreiben wie mit Dampfkraft.“

„Ich bin nicht Herrn Dahlland Herrschaft,“ sagte Conradine hinter den beiden Männern, „Herr Dahlland ist mein Geschäftsfreund.“

Fritz fuhr herum, beschämt, daß er sich hingehen gelegt gehabt hatte und so beobachtet worden war.

Sie stand in der Fensteröffnung und hielt mit beiden Händen die Fensterstöcke, um sie vor dem Kalk und den Holzsplittern zu schützen, die doch den Efeutrieb des Neubaues bedeckten.

„Ich bin es erst seit heute,“ rief Fritz.

Conradine lachte an und lachte glücklich. Es war, als wenn sie sagen wollte: „Na, und nach was für Widerstreben!“ Ihr Wesen schien von einem anderen Ueberton gestimmt. Sie sprang mit dem Bauwesser und meinte, eigentlich habe der weiter hochen müssen, um einmal ein unabhängiges Urteil über sich zu hören. Dann wandte sie Fritz auf den Wagen aufmerksam, der hinter auf dem Weg, der lehmig und tiefspurig zum Bauplatz führte, stehen geblieben war. Die Pferde schienen von dem Lärm beunruhigt, und die Dämmerung ward bemerkbar, der Himmel sah blau und grün. Sie hören gerufen, nach Hause zu fahren. Auch Fritz müssen einmal enden.

So ward denn Phöbe herausgerufen, die mit der größten Ungeziertheit sowohl mit dem Pferde als auch mit einigen Gesellen getanzt hatte, während Adrian voegnügt zusah. Sie wäre zu gern noch dagebliehen und schaute bittend zu Adrian hinüber. Aber der fand keine Ursache, ein Wort dafür einzulegen. Der Fuchs brannte auf den Wiesen, und da stand schon ein weißer, zäher Nebel, den der Wagen auf seiner Heimfahrt durchschneiden mußte.

„Warm einpacken, Fräulein Phöbe!“ rief er herfangt. „Aber lachen Wetter haben wir morgen.“

Conradine blieb auch im Wagen sehr heiter.

Fritz saß ihr nun gegenüber, der Kinz war am Nachmittag vom Stallknecht beiseitgebracht. Diese Pferde waren zu wichtig. Sie mußten eine ungemeßliche Arbeit haben. Daß sein Wort: „Vergessen Sie mir,“ diese war, ahnte er nicht; er war zu unerfahren, um zu wissen, daß eine solche Bitte, von einem geliebten Mann kommend, ein Weib in einen Freudenrausch bringen kann.

Gewiß, es ist die Alltäglichkeitlichkeit, daß sie endlich; sie ist erleichtert, weil ich ihr sie zwei, drei Wochen aus dem Wege gehe, unbewußt erleichtert. Mein Rückblick mahnt sie nicht mehr an die fewelhafte Spielerei, die sie mit meinem Herzen getrieben.

Er dachte in einem ich ausstützenden Gedanken: ich sollte gar nicht wiederkommen! Ich sollte ihr meinen Stolz und meine Männlichkeit beweisen, indem ich für immer gehe.

Phöbes Gegenwart verhot jedes intime Sprechen ohne — Schweigen, wie sie dannit zusammen geschwiegen hatten, als Conradine Berlin verließ und er nach Teebdin ging. O, gerade bei dieser Fahrt durch den dunkelnden Abend erinnerte er sich genau jener andern.

Ob Conradine ihn wohl wieder aufsuchen würde, ihr viel und ausführlich zu schreiben? In den Winter müßte sie ja doch einziehen. Wenn sie vor dem Teebdiner Schloß angekommen sein würden, hieß es, sich verabschieden. Den Abend über hatte Fritz noch an den Rechnungsbüchern zu thun, er mußte sehr früh um andern Morgen früh um fünf reisefertig sein.

Phöbe ergähte fortwährend in der drolligsten Weise von ihren Unterhaltungen mit den Maurern und Zimmergesellen und konnte sich ihrer genug rühmen, wie galant und gebildet sie sich benommen hätten. Sie konnte alle Dialekte nachahmen und kopierte einen Sommerroter, den sie augenscheinlich sehr, ein fiele es ihm aus dem Mund, und einen Meisterburger, der „neun“ gesagt habe, wenn er „nein“ meinte. Aber nur Conradine lachte mit hanthares Verständnis an ihrer Seite.

Wirb sie den Mut haben, mich wieder zum Schreiben aufzufordern?“ dachte Fritz.

Nein, sie hatte ihn nicht.

Der Wagen hielt. Jaspersen stand schon da und eis den Schlag auf. Niemals hatte Fritz sich mehr über diesen stummen Alltagsmenschen gegrgert als gerade jetzt.

Er bückte sich plötzlich ein, Conradine wirkte doch noch etwas Herzliches oder Bedeutungsvolles gesagt haben, wenn diese wohlsinne Zenge nicht dagestanden und gerahen aufgefordert, ja zur Eile mahnend die Thür zur Halle offen gehalten hätte.

„So leben Sie denn wohl,“ sagte Conradine und schritt schon die drei Stufen empor. In der Halle hielt sie stehen und reichte Fritz die Hand hin.

Das Licht, das die beiden Petroleumlampen gaben, ward von dem grellen Raum aufgesogen. Man soß die alten Familienbilder, die oben im Kreise an der Decke angebracht waren, deutlicher als die Gesichter der Menschen, die unten standen. Dazu trug Conradine noch einen großen Hut, und so war ihr Gesicht in schwarze Schatten getaucht. Und Fritz hätte heiß gewünscht, wenigstens auf den bemeßlichen Zügen zu lesen, was ihr Mund verschwieg.

„Also glückliche Reise und . . .“ Conradine stockte. Ihr Gesicht ward wie von Flammen überlobt.

Sie hatte sagen wollen: schreiben Sie bald. Da erinnerte sie sich, daß alles, was es zwischen ihnen an Ungeschicklichkeiten, Mißverständnissen, Verletzungen gegeben, nur Geschriebenes gewesen war. Alle Harmonie hatte vorherrscht, jedes freche Glückgefühl in Schmerz umgewandelt.

„Und wenn Sie Neuigkeiten, telegraphieren Sie rechtzeitig, damit wir den Wagen nach Tondern schicken.“

„Ich werde mir erlauben,“ sagte Fritz steif. „Gnädige Frau — gnädiges Fräulein.“ Er verbeugte sich.

Digitized by Google

„Na nu," machte Phöbe, „so 'n Abschied?! Adieu, mein Herr." Sie knickste und lachte hinter ihm her.

Cornrobine stand und hörte, wie sein Schritt auf der Treppe wiederhallte und sich dann oben verlor. „Ich hätte — ich wollte . . ." begann sie. Wie war, als habe sie etwas sonst Wichtiges vergessen und wisse Felix noch jedenfalls sprechen.

„Soll ich ihm zurückrufen?" fragte Phöbe.

„Nein, laß nur. Und geh — die Großeltern warten gewiß schon lange."

Cornrobine eß mit Madame mere zu Abend und saß dann allein in ihrem Zimmer. Der gelbe Salon war inzwischen wohnlich geworden, und als Cornrobine nun bei der Lampe saß und zu lesen versuchte, stahlen ihre lichten Blumen mit seinen hellen Farben nichts als die unnütze Gesellschaft, für die er bestimmt schien.

Der Mensch, Felix nach zu sprechen, wußte was wuchs in Cornrobine. Ihre Erkenntnisgabe verfeinerte, ihr fiel kein Grund ein, der es erklärlich machen konnte, wenn sie Felix nach herbitten ließ.

Endlich schlug es halb elf, und da war es unter allen Umständen zu spät, machte ihr nun noch etwas einfallen oder nicht.

Sie ging ans Fenster, nahm die Vorhänge hinter sich zusammen, daß das Licht vom Glase abgeworfen blieb, und verharrte hinausspähend. Wenn in Felix' Zimmer noch Licht war, mußte in den Baumkronen drüben ein heller Schein sein. Das hatte sie oft beobachtet. Gerade die Lücke zeigte dann einen Teil ihrer Aeste und ihres Laubes durchleuchtet. Das war so ein traulicher Anblick — wie ein heimliches Grüßen — wie die Spur von einem leisen Lächeln.

Heute war draußen alles dunkel. Schwarz und sternlos umhüllte die Hochsommernacht die Landschaft.

Er schlief. Nun ja, er mußte morgen früh, sehr früh reiten.

Auch Cornrobine ging zu Bett.

Und am andern Morgen ging eine wunderliche Zeit für sie an. Der Tag hatte nicht weniger, er hatte vierzig Stunden. Die Nacht dauerte nicht zehn, sie dauerte fünfzig Stunden.

Der Bau draußen auf Jöhlandt war eine langweilige Last. Wie konnte der Bauwerkmeister nur erwarten, daß eine Dame für so etwas Interesse habe. Der Weg dahin war lehmig, die Gegend getadelt die unschöne Partie von ganz Trebbin. Der Gruß von seidener Mütze war ihm gerade engenehm. Auch erschien es äußerst peinlich, sich von all den Arbeitern so anstarren zu lassen.

Dazu setzten mit Madame mere nur seit unerträglich. Cornrobine sehnte es unsäglich, wie sie diese überhöhlte, anmaßende und innerlich rohe Frau nur so lange geduldig hatte ertragen können.

Phöbe mit ihrem ewigen Abendmahlen war langweilig. Es gehörte wahrhaftig die Unersättlichkeit eines so jungen Mädchens dazu, um aus einem Mann sich solch einen Abgott zu machen.

Auch die heutige Phöbe eines Tages so ab, daß das arme Kind nachher weinend zwischen seinen Binnen saß. Cornrobine hatte ihr gesagt: „Du kümmerst dich zu viel um Adrian, du siehst doch, daß er sich blutwenig um dich kümmert."

Welcher Mensch auf der ganzen Welt konnte sich das Recht anmaßen, wie die Teilnahme an Adrian zu verbieten!? Die Teilnahme an jemand ist doch sein Tatsächlichstes: ich gebe sie nur so viel davon, als du mir giebst. Nein, und wenn Adrian sich auch blutwenig um sie kümmerte — daß er für sie die Hauptperson in ihren Leben war und immer bleiben würde, kund sich Cornrobine.

Sie ging aus, weil sie selbst Adrian liebte und heiraten wollte. Denn daß beide beiden Herrschen füreinander bestimmt seien, war eine Erkenntnis, die Phöbe schon oft mit immer neuen Thränen gekommen.

Cornrobine that es eine halbe Stunde nachher leid, die kleine in angehetzten zu haben, aber eine weitere halbe Stunde später hatte sie es schon vergessen.

Der Postbote kam nämlich. Und diese Viertelstunde, die verging, bis der unten die Postsachen abgegeben und angenommen hatte, bis Josperten die Briefe und Zeitungen heraustrug, diese Viertelstunde war Cornrobine unerträglich. Josperten hätte sich mehr beeilen können. Wahrscheinlich überflog er unten erst die Zeitung oder ließ sich mit dem Postboten in ein Gespräch ein. Sie rauge nicht, Josperten zur Eile anzuwerfen; sie fürchtete den hellen, fragenden, durchdringenden Blick, mit dem er sie schweigend fragen konnte: „Wozu die Eile? Weil von ihm ein Brief kommt?"

Aber von Felix kam kein Brief.

Dies Schweigen war unerträglich, war verfänglich, war beredt.

Ein kurzer, unbesangener Brief mit einer Berichterstattung über die gewonnenen Eindrücke, mit einer Bewertung darüber, wie weit das Beobachtete ihnen bei dem neuen Unternehmen zum Nutzen gereichen könnte, das hätte das Natürlichste gewesen.

Das Schweigen tief eine Verlegenheit, eine unmöglichte Situation hervor. Es erinnerte jeden Tag und jede Stunde daran, daß ein Briefwechsel zwischen ihnen gewesen war, der nie hätte sein dürfen.

Cornrobine wußte nach einigen Tagen vergeblichen Wartens genau, daß Felix nicht schreiben werde. Und wenn ging ihr Atem schneller, wenn ihr die Stirn heiß, wenn der Postbote kam — es hätte ja demnach sein können, wider Erwarten.

Sie erinnerte sich ihrer Worte von Neuheg, und wie sie sich damals gelassigt vor dem Wiedersehen. Durch sein Schweigen ward diesmal die Erwartung noch größer, obgleich alles so ganz, ganz anders war.

Nun konnte sie ihm genau. Wochenlang hatte sie ihn beobachtet, bei der Arbeit, im Hausrock, im Salon, mit hintergehenen, mit Gleichgestellten, im Verkehr mit der leidlen Mienen, er durch irgend eine Augenwohnheit ihre ästhetischen Gefühle verletzt, sich nie anders gezeigt als taktvoll, vornehm, zurückhaltend, voll männlicher Entschlossenheit.

„Als ob die Liebe sich selbst abhängt," sagte sie sich jetzt und verzagt, daß sie einst vor Furcht gezittert hatte, die ihre könne durch das Gegenteil zerstört werden.

Sie wußte an ihm sie verletzte, glaubte sie, daß die Menschlichkeiten nebensächlich seien. Aber bei der geringsten unaufrichtigen Eigenschaft, die er etwa gehabt hätte, würde sie sich entschuldigt haben: „Derlicher Kerl . . . er ist eben . . . es war ganz natürlich, daß meine erhitzte Phantasie sich vor der Wirklichkeit abkühlte."

Ob ihm das Schweigen leicht oder schwer fiel? Am ersteren Falle war er gleichgiltig gegen sie geworden, im zweiten litt er sichertich gleich ihr tausend Schmerzen. Sie hätte mit ihren Gedanken die Räume durchwandert, wo er sich befand, beobachten können, den Ausdruck seines Gesichts zu bewachen, seinen Schlummer zu belauschen.

Gewiß, er litt. Auf einmal ward es ihr zur Gewißheit. Ein wohlthätiges Mitleid befiel sie. Ihre Seele tauchte unter in eine Flut von Barmherzigkeit, die sie sich mochte.

An ihren Briefen hatte sie von Glückwünschungen gesprochen, von Liebesbeteuerungen — auf ihn hatte sich diese Sehnsucht gerichtet gehabt, sie sieß es unverhohlen merken. Sie hatte ihn gelockt bis an die Pforten eines Paradieses, und dann, als er erwartete, ihm würde aufgethan, erfüllte sich sein Hoffen nicht. Ihm blieb nur Zorn oder wütbevolles Schweigen. Er hatte das letztere gewählt.

Es war unmöglich, daß er ihr schrieb. Wie konnte sie das nur erwarten!

Und ihre Farben wurden matt, ihr Auge trübe.

„Cornrobine, du siehst schlecht aus," sagte Phöbe ängstlich, als sie einmal im Park zusammen gingen; „fehlt dir etwas?"

„Nein, nichts," sprach sie schroff abschneidend. Dann kam es ihr vor, als sei sie gegen jemand unfreundlich gegen die arme Phöbe, die doch niemand weiter hatte, sie zu verscheuen und zu lieben. Sie suchte ihr wohlthun, ihr Lieblingsgespräch anzuknüpfen.

„Adrian sieht sich gar nicht mehr blicken. Mir scheint, Trebbin hat jede Anziehungskraft für ihn verloren, seit Felix Dahland fort ist. Mit sicherheit, er könnte auch meinetwegen einmal kommen, was meinst du?"

„Sie liebt ihn, es ist richtig. Natürlich, wie sollte sie auch nicht. Ich muß es Adrian sagen — sein Glück ist gemacht," dachte Phöbe.

„Du antwortest nicht?"

Da fiel Phöbe aufweinend Cornrobinen um den Hals. Auch diese brach in Thränen aus. Sie stießen sich so viel und so gräßlich, wie sie sich noch niemals geküßt.

„Das Leben ist so schwer," sagte dann Phöbe endlich und trocknete ihre Thränen.

Nun auch Cornrobine lachen.

„Ein neuer, überraschender Ausspruch," rief sie. „Aber komm, wir wollen lustig sein. Ich lasse anspannen, wir fahren zur Ziegelei, damit wir Felix gleich ergehen können, wie weit der Bau vorgeschritten ist, wenn er endlich wiederkommt. Und dann fahren wir auch Callasborgen. Adelen wird ein Gesicht machen! Wir wollen bei ihm speisen. Dann, Phöbe, lauf, die Pelerine soll mir Frau Rath zum Kuchen packen — den Thee nicht vergessen — hörst du — den Thee . . ."

Der langgezogene Nachruf kam kaum noch zu Phöbes Ohren; sie war schon fern. Mit ihren schnellen, großen Bewegungen hatte sie etwas Ueberspringliches, fast Wildes.

„Sie kühl wie eine Tigerin — so geschmeidig. Und ewig in einem Zustand zwischen Weh und Wonne. Ob Adrian denn seine Ringen hat? Oder ob er glaubt, er darf nicht? Ich muß mal mit ihm reden," dachte Cornrobine.

Die überlieferte Adrian, der eine Miesserstunde hatte und um Dutzend plausibler Gründe aufzuzählen wußte, weshalb es ihm nicht möglich gewesen sei, in den letzten beiden Wochen hinüberzukommen. Der Bauherr, um den es sich bei Verhandlungen und der Tarifaufstärker und was sonst noch alles. Aber die frohe Stimmung verschwand für Cornrobine, wie eine Tropenlandschaft auf der Bühne auf ein Klingelzeichen hin. Sie sah die Bühne ändert — eine Verwandlung bei offener Szene. Adrian frogte nämlich ganz einfach:

„Was scherelt Felix denn?"

Sie empfand und sagte bestimmt:

„Es ist so heiß hier — nicht wahr? Mach doch das Fenster auf, aber laß nur draußen fliegen. Felix? Herr Dahland? O, er hat mir zweimal flüchtig geschrieben, daß er beschäftigt ist . . ."

Am Abend saß Cornrobine spät in ihrem Zimmer allein. Vor ihr lagen diese Briefe. Sie nahm die Blätter aus den Umschlägen und las. Es waren Felix' Briefe. Aber Augen leuchteten, ihre Wangen waren heiß und rot.

Sie fand keinen Schlaf in dieser Nacht. Aber vollkommen erfüllt, in strahlender Heiterkeit, ich mit am Frühstückstisch ein. Aber sie mußte etwas Beglückendes sich ereignen, gerade heute.

Sie suchte Madame mere ein Kompliment über den „kostlichen Kaffee" zu machen, den ihr zum Morgenlied hervorrufe, und log dabei nicht, denn sie fand den Anblick wirklich überraschend weiß. Sie necke auch Josperten und sagte, er hätte Gesangsunterricht vorher nehmen müssen, für den Beruf sei er eigentlich geboren. Sie lief zu den alten Leuten hinüber und machte Bator Antrrup den Hof. Dann lief sie in den Park.

Die Sonne schien nicht, aber ihr war, als sei goldener Opfer in der Luft.

Unter den Pappeln auf der Bank saß sie und träumte. Der Wind ging leise durch die Wipfel, auch durch das blanke Blattgewirr flitterte eine Bewegung voll warmhiger Lichter, ähnlich wie Wellengekräusel auf einen Wasserspiegel.

Im hohen Gras standen weiße Blüten, hingen zarte Spinnwebfäden, und die sind das schimmerte ein leichter Tau auf von verwitterten weißen Blättern. Die vorzeitig Herbstmüdigkeit bekommen hatten. Aber es war sehr warm und so unbeschreiblich still.

Cornrobine erschrak vor dem ersten lauten Ton. Es war Josperten, der durch den schmalen Pfad zwischen den Gebüschmauben kam und eilgs von den Borsträuchen gegen Brett und Bein schlagen.

„Hier," sagte er, „eine Depesche."

Cornrobine wurde ganz bloß, was Josperten nicht weiter überraschte, denn Depeschen waren für ihn immer gleichbedeutend mit Unglück und Unannehmlichkeiten.

„Es ist nicht von ihm", dachte Cornrobine, „er kommt erst in vier Tagen." Diesen Termin hatte sie ihrem Herzen eingeredet, um sie vergrößernden Unbehalt zu bändigen. „Es ist nicht von ihm, sagte sie sich ausdrücklich, um sich vor Enttäuschung zu

Digitized by Google

Die Gralsburg. Nach dem Gem

„Im fernen Land, un
Liegt eine Burg, zu

Digitized by Google

Photogravüre im Verlag von Friedr. Br. Hirmer in München.

von Professor Ferdinand Knab.

r neuen Schriften,
lost genannt." (Lebenszeit M. Mr.)

Digitized by Google

beiwachen, und wußte doch, es stehe nicht in ihm sein, und pochte doch mit jedem Herzschlag, daß es von ihm sei.

Es war von ihm: „Ich komme heute abend sechs Uhr Trebbern an. Erbitte Ihrwort.“

Ergebenste Grüße Felix Dahlland.“

Mühsam fand Conradine auf.

„Sage im Stall, daß der Wagen zum Schönzuge in Trebbern sein muß. Herr Dahlland kommt zurück,“ sprach sie tonlos.

Jasperson machte Krakrt.

„Der Landvoat und die Isabellen,“ befahl sie noch. Er wandte sich um.

„Herr Dahlland nimmt immer bloß den kleinen Jagdwagen,“ sagte er.

„Ich fahre mit nach Trebbern,“ antwortete Conradine und vermied den Blick ihres Dieners. „Ich habe etwas zu besorgen.“

Es ward aber schon um sechse dämmerig, um halb sieben, sieben ist's dunkel,“ sagte Jasperson.

Sie bezwang sich, aber es stieg ihr heiß in die Schläfen.

„Ich mache die Besorgungen der Ankunft des Zuges.“

Jasperson ging.

„Unverschämt,“ murmelte Conradine. „Ich muß für ihn eine andere Versorgung ausdenken, in meinem persönlichen Dienst ertrage ich ihn nicht mehr.“

Beim Mittagstisch erging sich Madame mehr in besorgten Aeußerungen über das Wetter. Es soll nach Regen aus. Und wenn es trocken bliebe, konnte die Feuchtigkeit für Conradine herrlich werden. Die Septemberwochen waren manchmal die schönsten des ganzen Jahres. Sie sollte doch Phyllan mitnehmen. Madame möre selbst hatte leider etwas Migräne und konnte ihre Gesellschaft nicht entbehren.

Phyllan kam gerannt und bat, sie mitzunehmen.

„In meinem eignen Haus bin ich so Sklavin meiner Umgebung, daß ich nicht einmal allein aussuchen kann, ohne aufgefallen.“ dachte Conradine empört. Dann sowohl Phyllan als auch Frau Petterson und Madame mögen wunderten sich ganz nate: „Allein? Aber das ist ja so langweilig.“

Sie hatte beinahe das Gefühl, einem Verbot zu entrinnen, als sie endlich mit dem Hut auf dem Kopf in der Diele stand und sich das Handschuhe von der Zwiefer zuknöpfen ließ. Sie trug dasselbe dunkelgrüne Kleid, in dem Felix sie das erstemals gesehen; derselbe kleine Filzhut saß auf ihrem blonden Haar.

Draußen am Schlag stand der unvermeidliche Jasperson, im langen Ueberrock, den Cylinder in der Hand, gerüstet zur Mitfahrt.

„Du kannst hier bleiben,“ sagte Conradine zu ihrem Diener. Sie sah ihn nicht an, und doch wußte sie, daß sein Gesicht dunkelrot war, und daß es sich verzerrte. Sein Jähzorn war berüchtigt. Er hatte einmal einen Pferdeknecht mit der Faust tralliert, daß dieser in Fieberwut mit der Gabel lief in den Gleisbau gerieten wurde, um die Sache zu vertuschen. Freilich war der Pferdeknecht ein Schuft gewesen, der Jaspersons Schweiner Lieblos nachgesagt. Und Jasperson wollte auch auf keine Weise begreifen, daß er kein Recht gehabt, den Halunken halbtot zu schlagen. Aber Herr de la Frémoire mußte doch dem treuen Diener vorstellen, daß er nur im Dienst bleiben könne, wenn er in künftigen Fällen auf Selbsthilfe verzichten wolle.

Conradine war sich bewußt, daß sie das recht Mut hatten, ohne Jaspersons Schutz, wußte. In den verwichenen Jahren, wo er nicht auf dem Bock gesessen, hatten sich noch zwei, drei andre Personen mit ihr im Wagen befunden.

Er drückte keinen Laut hervor und machte keine Bewegung.

Madame mère stand und lamentierte über das Wetter. Gewiß, es würde Regen geben, immerhin könne sie vielleicht trocken bis Tondern und könne doch die Hyazinthen im offenen Wagen machen.

Conradine stieg ein und zog mit energischer Hand die Thür zu, daß es einen dumpfen Knall gab.

Gott sei Dank, endlich allein.

Was sie wollte, muß sie ausführe, sie wußte es selber nicht klar. Aber ihr war, als bliebe ihr ganzes voriges Leben hinter ihr zurück als ein Abgeschlossenes und Ueberwundenes.

Sie schlug die Augen und lehnte sich zurück. Die Zeit schrumpfte in ein Nichts zusammen. War sie lang, war sie kurz? Conradine sühlte nur, daß sie überreichen Inhalt hatte. Es gab so viel, so viel zu denken und zu träumen.

Sie wunderte sich, als der Wagen hielt. Schon da? Und gleich sechs Uhr?

Sie ging auf den Bahnhof, ganz ruhig, wie man eine selbstverständliche, alltägliche Handlung tut. Wieder ihre Pulse klopften und rasten nur in ihrer Seele liegend eine Unruhe.

Da kam der Zug. Schwarz, von einer langen, dicken Rauchsahne überweht, schnob er heran. Und da war Felix Dahlland, der wie der Blitz auf Conradine: Schrecken, Lähmung, Todesangst. Ihre Kniee bebten. Die Bild trete, ohne etwas zu sehen, hin und her über Bretschen und Wagen.

Bis er plötzlich schon vor ihr stand, blaß, mit leuchtendem Gesicht und ihre Hand hielt und stammelte:

„Sie — Sie!“

Sie wollte, sie wollte sagen: „Ja, ich selbst,“ — aber: „Ich hatte in Tondern zu thun,“ — aber sonst irgend eine Banalität. Aber sie konnte nur stumm nicken.

Eine kindliche Hilfsbegierde überfiel diese, und doch war das ein andrer Blick.

Ringsherum standen und drängten Menschen. Viele davon kannten sie vom Sehen. Es mußte irgend etwas geschehen — man konnte hier nicht stehen bleiben wie ein Liebespaar anklatschen.

„Das Gepäck,“ sagte Conradine.

„Ja, meine Sachen!“ Er trieb einen Dienstmann.

„Du, der Schein, und du in dem Coupé das Handgepäck!“ und dann: „Bitte!“

„An den Trebbener?“ Dschawoll, Herr. Jofort,“ sagte der Mann, „gehen Sie man immer zuchte voran.“

Conradine und Felix schritten durch das Bahnhofsgebäude zum Wagen; der Dienstmann hatte es ihnen so befohlen, sie gehorchten mechanisch. Sonst wären sie vielleicht stehen geblieben.

Felix half ihr ein, wie eine Puppe, wie eine Hypnotisierte neben ihm, ihr lächelndes Gesicht zu ihm gewandt.

Draußen hatte der Kutscher inzwischen das Verdeck hoch geschlagen, denn es regnete nun wirklich vom eintönig grauen Himmel herunter in sachtem, dichtem Tropfenfall.

Conradine sitzt ein und sah zuwerwandt an ihrer Seite zum Fenster hinaus, sie tiefte dabei fast den Rücken Felix zu, der zugudte, wie sein Koffer neben dem Kutscher verstaut wurde, und dann den Dienstmann ablohnte.

Aber sie hörte mit aufmerksamen Ohren genau: nun war das Gepäck unterzebracht, nun stieg Felix ein, nun schloß er die Thür — und setzt zogen die Pferde an.

Und da, die Sinen nahegu gegen das Fenster drückend, daß ihre abgewandte Stellung fast wie ein Verstecken aussah, da streckte sie ihm die Linke hin. Er ergriff sie und bedeckte sie mit Küssen, bis sie sie ihm entzog.

Dann noch ein Augenblick des Zögerns, und plötzlich wandte sie sich um und sah ihn an.

Sie sprachen kein Wort, sie starrten sich an mit heißen, glückhungrigen, ängstlichen Blicken.

Und mit einem Male bielten sie sich umfaßt, klammerten, wild wie zwei, die sich eben gefunden haben, sondern wie zwei, die sich retten wollen — qualvolle Bangigkeit im Herzen, einem wilden Lebensdrang folgend, wie Ertrinkende, die sich aneinander halten, Rettung voneinander erhoffend.

Und er sprang, er, die Lippen zu küssen, die halboffnet ihm entgegenblühten.

Da kam es über sie heiße wie erlösendes, jauchzendes Glück. Sie lachten, sie weinten, sie küßten sich abwechselnd, sie warfen sich einander aufs neue in die Arme; mit allen Sinnen hingen sie aneinander.

So, im tollen Schwelgen und lachenden Küssen, in skalenmannigfaltem Weinen und trunkenen Anschmiegen hatten sie sich gefunden und verloren.

„Sprich doch, sprich doch, daß ich keine tiefe Stimme wieder höre,“ bat Conradine endlich.

„Was soll ich sprechen — was sagt mehr als dies!“ stützte er und küßte sie wieder.

Der Regen plätscherte gleichmäßig draußen herab, er lief in kentrechten Rinnsalen am Kutschenfenster herunter und lachte im Hofgrunen des Glases Lücken, durch die er belogen konnte. Es wach dunkel und dunkler, noch schien der Abend blau, und der Schein der Wagenlaternen schoß als harte, gelbrote Strahlenbündel heraus.

Sacht rollte der Wagen unterm Regen dahin. Vom Bockdeckel her Kutschers trotz ein Klingel auf seinen gelben Gummimantel. Das Wagendeck sah blank aus von der Nässe.

Die zwei drinnen im Wagen hörten das Rollen der Räder und das Rauschen des Regens wie aus weiter, weiter Ferne.

Felix hielt die Geliebte im Arm. Ein Wunder und ein Wunder schien geschehen. Als deutlig lichtend sah Conradine ihr Leben und dasjenige Weib in seliger Kleinheit vergehend, das sie sein konnte.

So war endlich das Glück zu Felix gekommen, aber nicht mit stiller Sicherheit wie ein Hausgenosse, der für immer bedleiben will, sondern wie ein heißer, jubelnder, wilder Gast.

(Fortsetzung folgt.)

Pariser Studentenleben.

Von

Eugen von Jagow.

War einsten Monsieur Prudhomme ein gewisser Pierre Denis, ehemals ein Freund Bonaparte's und niemals Tröster, den wundervollen Gemalt, in Paris sein Glück „Bis an den Tod!“ aufsuchen zu lassen, um das Gedächtnis des tranzösischen Volkes in Gemeinschaften zu reinigen und heißen poesiefreudige Freunde mit den Raben und Skorpionen eines modernen Versailhonen zu züchtigen. Wurde dieser Knecht auch nicht ernst, so ist doch die Aufführung doch alles Bitterer Zuschauern tehoft die Erinnerung an jene Straßenkämpfe mit Gedächtnis zurück, welche, bereit der Montagnes und Republik nicht unthätig, im Interesse der Ordnung zwischen Boulangisten und Studenten ausgeschlagen wurden. Die Sieger der Alma mater, die bekanntlich am Lieber Aber der Seine wohnt, mußten sich bei Quartiersuchen an seinen glücklicheweise auf dem rechten Ufer, bildeten mit den Hoffreisten die Hilfstruppen der Regierung. Streitsüchtig wie Hähne und Truthähne standen beide Parteien zum Kampf. Glücklicherweise log das Wasser zwischen ihnen, und wenn die Namen des brav' général unter den Rufungen des Hoch und Lebehoche Vorrath in seinen ganzen Umfang durchschreibet. Jede der beiden Parteien hielt eine Seite dieser einst von Seinepolizisten Hantzmann angelegten Quartiersbe-hörde, um sich gewiß nicht im Traume darin einfinden seinen, daß sein Werk von einer künftigen Generation zum Bürgerkrieg mißbraucht werden würde. Hinter der Schutzwehre, die über die Brücke der Arme zwischen Polizisten stehen, hielt Lanzen, Pfeile und Kugeln glücklicherweise nur Schimpfworter bildeten, hatten die Reformen in der Pferdehaare Aufstellung genommen, und so geschmückig sie sich in die Nacht aufgerissen, um dann, nach Art Schwerermundener, aber lärmender als viele es zu sein pflegen, beimzuschwanken und sich durch einen tiefen Schlummer zu neuen Kämpfen gerüstet vor der Kammer und dem Senat zu sichten. Das Schlachtfeld aber bedeckten zahllose Feuerschieben, umgeworfene Zeitungsstände, auch einige Steine, die den Barrikadenbau daran sollten, und endlich etliche Leichen, die aber am andern Morgen glücklicherweise wieder auferwachten, um darget dem ganzen Spektakel mit an die Tie umgebenden heilig gestalteten Gerichten Gruppen feurige Anspreden zu halten.

Die Pariser Studenten sind eben ein lustiges Bürschen, in dessen Adern viel südsonnigeres Blut kreist. Es hat nun jeher am wider aber weniger politischen, aber allzeit lärmenden Raufgehorgen seine Freude gehabt. Das ganze Mittelalter wird den Lehren der liberalen Bourgeoisie, daß heißt der großen Mehrzahl der Studenten, wenig hold, begann doch einen ihrer Vorkämpfer mit den Worten: „Der Sozialismus hat zwei Flügel, den Studenten und den Arbeiter.“ Sie waren die künftigen Richter der breiten Republik, und in ihren politischen Gesprächen, Turnfesten und Landwehrtag, der große Freud der Schützenbruderschaft, wiewohl selbst eine Schützenmutter, mit seiner glänzenden Bewirtsamkeit den reinen Genuß. Die Zeiten haben sich geändert: einmal sind die Armen, enger Studentenkreisen großen Cafés gewichen, in denen alle Welt verkehrt, und die sich darum nicht mehr für politische Gespräche, Turnfeste und Versammlungen eignen. Man gehe in die ganz neue, hochelegante Taverne du Panthéon, mit Gold d'Darcourt, und wie die andern Lieblingscafés der Studentenschaft noch heißen, und man findet darin neben dem letzterer eigentümlichen, nur noch wenig geistesthalben Grau-Weiblichen wirdigst Bourgeois, Geschäftsleute, Gemmand und — kaufmännische Eleganzen aller Art an den Marmortischen. Abdamm hat der

Digitized by Google

Sagdausflüge im Lauf der Zeit einen leinen, in dem Ihnen halbvergessenen Tone heimgewonnen Adjel verfärmt, die Studenten sind, von einer ganzen kleinen Partei abgeleſen, darüber nicht mehr unbefangenen gesinnt, wie unter dem verhaßten Kaiserreich, und die Exquisiten beginnen sie darum auch mit Vorliebe als „die Schöne der verlaufen Bourgeoisie“. Wenn sie heute Kundgebungen veranstalten, so sind dieſe gegen einen Professor gerichtet, der laut Studentenmeinung, auch dem einen oder anderen Grunde ihr Mißfallen zu erregen. Die Gründe sind oft sehr eigenthümlicher Art. Nur ein Beispiel! Herr Lazarewicz, Professor der Chirurgie, hat sich erlaubt, sich, wie sein von Pasilleron in „Der Welt, die sich langweilt“ verspotteter Vorgänger Gore, durch eine schonungslose und tadelnde Kritik unbeliebt zu machen. Das Studentenpublikum, große Zahl von Damen einbegriffen, und zwar mehr etwa Studentinnen, konnten mehr oder weniger vornehme Blaustrümpfe, in ihren Salons gern mit literarischen Größen, Akademikern, Schriftstellern und Professoren der Sorbonne Staat machen. Natürlich wünschen sie darum auch in den Vorlesungen gelehrt und womöglich vom Rezitator gerührt zu werden, und zu dem Zweck nehmen sie dann die beiden Plätze, das heißt die Vordersitze, ein, während ihre Mappen und Bücher Platz, Tinte und Feder verspenden. Aber unstillbare, grundlose Tracht paßt auch nicht recht in die schmucklosen Räume, die einer stillen, ernsten, planmäßigen Arbeit gewidmet sind. Das Studentenvolk aber ist, daß der Herr Professor — und leider nicht nur Vorzugsweise! — dem jenen sich steuerpflicht sprechenden Einbringlingen applaudiren, sich zu ihnen gesellen, ja gänzlich als zu ihresgleichen

in meiner Gallerie, leichtbeschwingt wie ein Falter, von einer Blume am Wege zur andern, um mich dann auch eben wie ein solcher von seinem Stifte festmachen zu lassen.

„Aber mit der Zeit hat es mir denn doch auf, daß der Seitenbewegungen meines Thiarids in seinem Schwerthaus in ganz besonderer Weise stets in die Ferne schweiften. Sie gingen, recht bahnbrechend, immer über die ganze Fläche des Wartes, so daß mir der Verdacht aufstieg, es könnte sich eher um eine Art- als um eine Abgrenzung. So war es denn auch. Der von mir überhallene, in flagranti ertappte Verbrecher konnte angesichts des corpus delicti nicht leugnen, daß ich nicht, wie er mir vorspiegelnd, seinen Augen, sondern vielmehr seinen — langen Ohren gefrönt.

„Der Missethäter ganzer Jammer erfüllte mich bei Entdeckung dieser bedauerlichen Schändlichkeit. Bereits sah doch hier mit hinterlistigem Verrat gemeiner Absichter: Gott! es doch, die mir ausgeschwindelten Perlen, die ich von den — Umwohnern hingeworfen, zu saßen und sie schmutzgeweiht als sein Eigentum zu verdrehen. Mit dreifter Unverschämtheit das oft vorkommenden Vorgangs hatte dieses unnatürlich saguet bei seinen interessierten Liebesbenehmungen auf den Zack meinem angeblich hergekommenen äußeren Hülle gepflogen und es auf mein Innere, meinen Geist, abgesehen gehabt, und nur ob des Attentates mich, an die Laube gedacht. Und ich soll es nun leiden, daß sich der Frechs mit der meinen Lappen abgeschmeichelten Beute itzelfed davonschleiche? Tee dürre Thatbethaub war: der Barbar hatte meine pertinenlichen Plauderein stenographisch festgehalten, um sie dann gegen schnöde Silberlinge an das Verlagshaus des Aeidens, auszuspintisieren.

„Ich bitte Sie, mich nicht für unbescheiden zu halten. Ich kenne mich und überhebe mich nicht. Ja, ich kann mit Zuversicht sagen, „Ich bin auch gering, wenn ich mich betrachte, aber bedeutend, wenn ich mich vergleiche." Auch wollen Sie gefälligst den Gemahl unterlassen, daß es sich doch an dieser Beziehung um eine Kleinigkeit handele, da ich nicht Ursache hätte, mit meinen Gaben zu kargen. Ich werde nicht in den Fehler des Kardinals Richelieu verfallen, von dem Arg äußert: Er wäre wohl ein großer Mann gewesen, aber doch noch viel bedeutender geworden, hätte er nicht in hohem Grade die Schwäche gehabt, den äußeren Ansehein nach kleine Umstände als Kleinigkeiten zu umfassen."

„Ich weiß es wohl, wollte der anmelige Wicht irgendwie sich zur Geltung bringen, wußte er auf Rand auszuhelfen, denn da, wie Xenarius sagt, „ein kerzer Gast sich nicht anstrebt halten kann," bedurfte es, sollte er nicht mißachtet im Staube liegen bleiben, der Feile mit Fernden, unredmäßig erwobenen, leihbaren Inhalt. Es ist doch, wie Bettina an Goethe schreibt: „Man will den Wem fremder Nehe nicht missen, wenn die andre dann ist wie hartes, geistloses Wasser, dessen man keinen Tropfen mehr verlangt, als man unbedingt bedarf."

„Ach! Leider rundte mir meine gerechte Entrüstung über jenes Unglaubhafte der Sprache — nicht, weil so sich ich denn über das Haupt des Unverschämten eine Standflut verwüstender Verdammungsstarrele hinabströmen, mit dem einzigen Effekt — wie ich ja jetzt erlieg, daß er auch diese, ohne sich hören zu lassen, jetzort genau wieder abklatsche und zur späteren Verstiberung aufstapelte.

„Verwunderlich genug ist es, daß jenen Folgen des Verschachtigungsbrief, welchen der Hermitschfische mir am mein Honorar meckeln wollte, auch stürzte auch der Verbrecherschöfe, nun unverweilt den Schuß der Gesetze, Schutz für das Erbeldete und Pönenentnahmsregeln gegen die bestehende Prosimierung zu erhalten.

„Aber auch jetzt noch sein Ende meines Mastkriumph.

„Man höre meine Klage mit unverhüllter und unverweinerer Gleichgültigkeit an — lassen Sie mich das unpersönliche „man" gebrauchen, um nicht persönlich zu werden!

„Während bei der Andenmerung an jene zum Himmel schreiende Frevelthat, dem Wiederentreiben der dreuenden Wunde, beim Durchringen meiner Klage alle meine Nerven schmerzhaft zuckten, alle meine Pulse fieberhaft ungestüm schlugen, verriet sich beim Hörer der Sumpf seiner Gemüthsruhigkeit durch das über denselben unbeweisbar tänzelnde Zeitchen trinken, tüfelchen, gemeinschaften kichchen.

„Der weitbin leuchtende Phorus Ihres Ruhes als wahrer Rechtsfreund und Ehrenmann hat uns hergleichen, um das Mirakl meiner Duldung in den sichern Port zu steuern. Ich rufe Sie auf zu unerläßlichen Hilfeleistung. Beweisen Sie, daß jener Polizeirat, der mich verantwortlichen wollte, ihm sitzen mir aufsitzen hieß, nur zu Essen der verübten Schandthat auch hier und heute."

Gottlob! Endlich brachte meine körperliche Erschöpfung eine wohlthuende Pause, und ich benutzte mich, den glücklichen Augenblick im Auge zu erhaschen und — um zu meiner Manier fortzufahren — den hinmischen Rollen des schwindelnd schnell wirbelnden Gedankenrades den Hemmschuh meiner wohlbegründeten Bedenklichkeiten anzulegen. Nachdem ich mit dem Resultate vollster Ueberzeugung vor allem in schärfster Tonart meiner Entrüstung über das eben Vernommenen Ausdruck gegeben hatte, wobei ich gefliß, mich in eine kurzere Mollvonart hinüber, auf daß tiefste bedauernd, daß es in dieser unvollkommenen Welt nicht immer möglich sei, die etzlich verwerflichste Handlungsweise vor den Forum heutlicher Strafgewalt zu citieren und nach Verdienst rächen zu lassen.

Weiter sollte ich in meiner wohlgeeichten Rede nicht kommen.

Mit vorwurfsvollem Blick schmerzlichster Enttäuschung, der aber eine gewisse Dosis spöttischer Verachtung beigemengt war, schnellte der Liebesleidige von seinem Sitze auf. Schmerzlich zuckend, doch würdevoll sahe er mit der Rechten an die Stelle des Herzens, wie um eine klaffende Wunde vor unmöglichen Bissen Rutz zu bergen, und sprach mit ergreifender pathetischer Ruhe:

„Es ist, Brutus! Sie haben die Gelegenheit schlecht gewählt, an der Kralle eines Polizeiwachtmeisters Schlafes gläugen zu wollen. Ich will holen, daß der Weg zu meinem heiligen Recht nicht thatsächlich mit Pfeilern verrammelt ist. Nicht auf ein Gemmo von der wir gebührenden Sühne werde ich verzichten, und ich bin, wie Sie zu sehen, ruhig. „La raison tient toujours par avoir raison!"

Sprach's, und mich keines keinerer Blicks oder Grußes würdigend, war er verschwunden.

Mit wahrer Wehmut sah ich dem Beklagenswerten nach. Tod wußte ich mich trotzdem keines, daß es ihm infolge seines reichen Abgangs erspart geblieben war, ein etwas zweideutiges Lächeln zu erblicken, das dem Schwerbedrückten ein neues Gewicht aufgebürdet hätte. Aber doch bereit Buchings Lächeln über seine Sünd', Armer, unglückseliger, angeloer Cyrri. Grausame Ironie des Schicksals, das die bei Los eines zweiten Midas beschieden! Alles, was du berührst, verwandelt sich in Gold — das gegen deinen Willen anderm darzubar. Auch mir dist du gefressen!"

Nach einer photographischen Aufnahme von Hofphotograph Loeffler in München.

Franz Brennauers Germanendrunnen in München.

Digitized by Google

Für Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Ein jagdbarer Hirsch. Nach dem Gemälde von Franz von Lenbach.

Digitized by Google

Die Gefahren des Reichtums.

Aus den Papieren des Herrn Direktors.

Herausgegeben von

Ernst Mueckenbach.

(Schluß.)

Aus dem schönen jungen Mädchen von ehemals war eine schöne junge Frau geworden. Ich kannte es begreifen, wie diese elegante Erscheinung in dem glänzenden Salons des Reichsmanns, der sie zumgab und von klein auf ihr vertraut war, meinen frisch aus dem Gymnasialklassikerthum gekommenen Studiosus bezaubert hatte. Aber seltsam: auch aus ihren klassen Zügen sprach etwas wie ein tiefer Gram, und durch die konventionellen Redewendungen, mit denen sie mich empfing, klang noch weniger verkennbar als bei ihrem Gatten eine große Verlegenheit.

„Wie haben Sie Leopold gefunden?“ fragte sie plötzlich.

„Ich — ich fürchte, er arbeitet zu viel,“ antwortete ich gedehnt. „Sie müssen ihm zusehen, daß Sie ihn ein wenig den Büchern abspenstig machen.“

Sie streifte mein Gesicht mit einem seltsam scheuen, forschenden Blick. „Sie — Ihnen nichts von mir erzählt? Ich meine . . . wunderte es Sie denn nicht, daß er mir nicht auch das Vergnügen machte, Sie einmal wieder zu begrüßen?“

Nun wurde ich selber scheu und befangen, ich konnte ihr doch nicht gut die Verwunung mitteilen, mit der ich mir jenes Verschwinden des Professors erklärt hatte.

Plötzlich brach sie in Thränen aus. „Mein lieber Herr Direktor,“ rief sie und faßte meine Hand, „lassen Sie mich offen sein . . . Es hat Sie gewundert, nicht wahr, daß ich Sie zu mir bat, gerade um diese Stunde, aber ich mußte Sie allein sprechen . . . Sie sind kein Lehrer und Beichtiger gewesen, ich weiß aus seinem eigenen Munde, wie er an Ihnen hing . . . als ich Sie gestern das Haus verlassen sah — und der Zeitung hatte ich erfahren, daß Sie verreisen — ob war mir wie ein Wink vom Himmel! Hören Sie mich an — heißen Sie mir, helfen Sie uns beiden! Ich habe wahrhaftig lange genug geschwiegen — schwer genug!“

Mit schwindete bei diesem leidenschaftlichen Ausbruch. Was sollte ich zu ihren bekommen? Dunkle Ahnungen durchkreuzten meinen Sinn von irgend einer sehr widerwärtigen Störungen ehelicher Treue und Eintracht, mit denen meiner Schriftsteller ihre Bücher aus dem Leben vornehmer Kreise zu würzen liebe. Ich hatte das immer für Phantasiebilder gehalten und mich lieber mit meinen Idealisten Schiller getröstet:

„. . . etwas hat mich das Weibsbild Gott,
Das über jeden Schatz erhaben ist
Und jede Hoffnung — es heißt
Weiblicher Augend . . .“

Nun aber — wenn ich auf meine alten Tage einen Schlimmeren beleidigt werden sollte, was konnte ich dazu thun?

„Haben Sie es sich genau überlegt, Frau Professor, ob Sie — wenn Sie gerade mir Ihr Geheimnis anvertrauen wollen?“

„Mein Geheimnis?“ wiederholte sie bitter lächelnd. „Ich fürchte, es bleibt es noch lange mehr! Wenn Sie sich in der Welt des Klatsches umhören wollten, würden Sie es bald laut hören, wer ich es Ihnen enthülle . . . Aber lassen Sie mich ruhig erzählen . . . gewiß, ich will nichts beschönigen.“

Und nun erzählte sie mir die wunderlichste Geschichte, freilich eine Geschichte ganz anderer Art, als ich zu hören gefürchtet hatte.

In den ersten Monaten ihrer Ehe — heißung, schon, im Glanze ihrer so reich erlangten ansehnlichen Stellung, im Besitze einer mehr als genügenden Reichtums, hatten sie das Leben mit vollen Zügen genossen. Der ganze Kreis gesellschaftlicher Verpflichtungen, die allgemein vertraut und fast schon lästig geworden, hatte für die junge Frau einen neuen, ungeahnten Reiz gewonnen, seit sie ihn an der Seite des geliebten, durch eigene Kraft gesundenen Mannes betreten, und mit der jungen elastischen Genußfähigkeit einer Tochter des Luxus wurde sie nicht müde, ihn zu durchmessen. Anderes Leopold. Sein Geist war von Jugend auf in zu ernster Schulung gewesen, um auf die Dauer in einem Wechsel von Aufregung und Nichtsthun Genüge zu finden; so ganz, wie heftige materielle Mahnung, dem sie ihre Erwarten schnell erreichten Ante nun auch die ganze Kraft zu widmen, und, wie ich mir unsrömer hinzufüge, als Beinlichtes für diese feingebildete Natur auch Empfindlichen, in den Augen seiner minder bemittelten Kollegen als vorzogenen Glückkind zu erscheinen, als einer, der der Arbeit unteren wird, wenn er sie nicht mehr nötig hat. Genug, so ganz klar, daß auch sie sie zurückzuhalten, vor allem die Entsatzung einer luxuriösen Geselligkeit in ihren eigenen Hause auf das Durchschnittsmaß bei einem deutschen Professorhause Zugehenden einzuschränken, hatte sie zu

hier nämlich um Pfingsten etwas ganz Besonderes gehen — Sie haben wohl davon gelesen — Besuch des Prinzen — ein Fest nach dem andern — auch akademische natürlich . . . Meine Frau und ich . . . wir möchten und dem zu entziehen . . . und da hatte ich, das Sie wahrend der Zeit auf Hahnsdorf unser Gast waren . . . Wenn Sie vielleicht schon ein paar Tage vorher hinreisenden — und nun kann gleich abfahren wollten an der Station, der Wagen steht schon zur Verfügung . . . Aber jetzt, nach unserm heutigen Gespräch . . ."

„Jetzt verstehe ich Ihre Bitte, sawohl," antwortete ich kurz. „Ich nehme aber Ihre Einladung dankend an, trotzdem."

Er drückte mir die Hand, als hätte ich ihm die größte Gunst zugesagt. So sehr alle Anzeige hier vor der Residenz, in der er sein Geschäftslokal haben mußte, und vor einem Tag Alleinsein mit seinem Weibe!

Ob ich mir aber vornahm, ihm dies, wovor ihm am meisten bangte, nun erst recht zu bereiten, weiß ich sie einmal draußen auf Hohnsdorf allein hatte!

Daheim in unserm Städtchen wurde ich alsbald förmlich bestürmt mit Anfragen über den Befund meines Besuches in der Villa Klinger; meine Kollegen, besonders von den Frauen der Kollegen. Merkwürdig, wie deutlich in dieser lebhaften Neugierde — auch bei sonst ganz gutherzigen und verständigen Leuten — eine Art weibsteufel Eifersucht auf unerreichliche oder sensationelle Entdeckungen durchklang. Diese Wahrnehmung machte es mir erst recht leichter, schon zu fürchten und mich für Persönliche unsere freilich Strafe kundzugeben in Folge dessen, die schildern: eine liebenswürdige, schöne Frau, glänzende unterreiche Lage, angenehme Stellung, große wissenschaftliche Fruchtbarkeit . . . Das alles hörte man mit einer gewissen Ungeduld an, mit einem verschwindenden Lächeln, welches auf ein „Aber" zu warten schien, und da ich dieses „Aber" trotz allen erneuerten Andeutungen nicht aussprach, waren die meisten sichtlich enttäuscht. Leopold Klinger war entschieden in ihren Augen ein Mann, der so etwas wie eine Pflicht gegen seine minderbemittelten Mitmenschen verletzkannt, weil er nach meinem Urtheilen seinen Rosenkranz und den Händen des Geschicks empfangen hatte und trug, ohne sich empfindlich an den Dornen zu stechen.

Unser alter Kollege Dudemans gehörte auch zu den Enttäuschten, indes schien er diesmal durch eigne angenehme Erlebnisse milder gestimmt zu sein und weniger als sonst zu mißmutigen Anmerkungen über das Glück anderer Leute geneigt. „Ja, ja, mein Sie, lieber Herr Direktor," sagte er schmunzelnd, nachdem er hinlänglich nach den Ergebnissen meiner Reise gehobt hatte, „es ist überhaupt eine wert wichtige Zeit. Die Götter spenden, wenn sie sich neuerdings ein paar Erstaufgeld beigelegt zu haben, sie sauft nur so herum in der Welt, und ab und zu breift sie auch einmal die Hand nach einem Menschen, der es sich redlich hat sauer werden lassen und eine Aufmunterung wohl verdient. Sehen Sie, an meinen paar Aktien von der westwischen Bodencreditgesellschaft habe ich in derselben Zeit ein hübsches Taschengeld gewonnen. Und vor der Woche habe ich Flora-Pleffun zu 126½, erkauft, jetzt stehen sie 163. Es ist unglaublich, wie die Aktie steigen."

„Also spekulieren Sie auch immer?" frage ich. „Ich sollte doch meinen, Sie hätten reichlich genug. Haben für niemand in der Welt zu sorgen —"

„Ah, lieber Herr Direktor, das macht nichts," meinte er mezgnügt. „Wenn man auch gesorgt, für niemand zu sorgen hat als für sich selbst, wissen Sie, es macht doch Spaß, wenn einem der Beutel so unter den Händen wächst. Reichthum — na, ich bin ja noch lange nicht reich — aber Reichthum ist doch auch eine schöne Sache. Uebrigens spekulieren ich ja nur mit kleinen Summen — natürlich. Und mein Bankier in Berlin, das ist ein ganz gescheiter Kerl. Bei dem risikieren Sie nichts; der hat eine Nase! Sollten's auch einmal versuchen, Herr Direktor!"

„Ich danke," erwiderte ich. „Ich habe, wenn ich für meine Kinder — sie sind, Gott sei Dank, jetzt versorgt — und für mich auf meine alten Tage zusammengespart habe, das liegt sicher in preußischen Konsols, und die soll'n liegen bleiben."

„Na, lieber Herr Direktor, das ist ein überwundener Standpunkt, nehmen Sie mir's nicht übel. Da sollten Sie einmal das Blättchen von meinem Bankier sehen, der macht Ihnen das klar. Spekuliert ja noch der Staat heutzutage! Alles spekuliert. Meinen Sie denn, Ihr Professor Klinger hätte die Millionchen seiner Frau in preußischen Konsols stecken? Na, freilich, die haben's nöter — achtzehn Prozent Dividende vorigen Jahr, und 'n Jahr vorher 'n feines Sümchen, ein Mann der Wissenschaft zu sein und römische Inschriften zu bearbeiten."

„Sie sind unverbesserlich, Herr Kollege," rief ich ärgerlich.

„Fühle mich ganz wohl dabei," antwortete er schmunzelnd und nahm eine Prise.

Nun, die Ferien gingen zu Ende, bas neue Semester begann, und mit ihm meine Sorgen. Ob gescheit ja, daß im Frühling sich alle Sorgen leichter tragen, aber dann muß er auch wirklich kommen, wie ihn die Dichter preisen, mit ersten Nachtigallen und Rosenzeiten und Veilchen und blauen Veilchen. Die so jubisch im jungen Blattgrün aufleuchten und zu den Weichen vergessen lassen, daß die Lumpen bas ganze Jahr droht blühen. Aber dieser Monat Mai — nix! Die Bäume erfreun im Knospenen, und wenn die Nachtigallen schon da waren, so waren sie jedenfalls zum Singen zu heiser. Die einzigen Frühlingsboten, die sich gezeig wie immer einstellten, waren die Frühjahrsmüdigkeit der Zeitungen über die Sage", mit mehr oder minder bestimmten Voraussagungen, daß es dieses Jahr ganz sicher Hochgewitter werde — der gestrenge nämlich. Die Welt war wieder einmal, nach der Meinung aller Blätter, zur Götterdämmerung reif, wie schon seit so vielen Jahren. Merkwürdig nur, daß bei allen den die Menschen und ihre Geschäfte betreffenden sicheren Erbe noch immer neue Betriebe und Betriebsmöge anzulegen. Worm Jahre hatte man nach Hahnsdorf noch mit dem Wagen hinausfahren müssen, jetzt war eine Pferdebahn in zwanzig Minuten von dem Gute, an der neuen Verbindungsbahn, und neben der Halestelle eine große neue Fabrik von Thonzeugen oder so etwas, seit einem halben Jahre in Betrieb, mit Arbeiterhäusern und langen Dächern. Schien sich's eigentlich nicht ans, mich dauernde die hübsche Gegend, wo ich vordem manches liebe Mal mit meiner Frau und den Kindern am Hügelzeit von unter Buchen oder am Spaziergange geraftet. Jetzt waren die Linden gefällt, und an dem sanft abgehobenen Hügelsaum zog sich ein häßlicher, kahler Saum um ein breites, von elischen Wagen durchkreuztes Feld, das Eigenthum bes Arbeiterhauses; bas Kreuz an seiner Pforte glänzte noch in ersten blanken Tannenfrische, aber schon zeigten sich hier und da dunkle Flügel mit ersten, kleinen Dolzlöchern. Und wenn's jetzt der Winter hatte dem Tode die ersten Einwohner für seine neue Stadt gefunbi.

Viel trauriger als auf dem Arbeiterfriedhof sah es in der Fabrik aus, die ich am Fuße des Hügels liegen sah, als ich an jenem letzten Maitage vom Haus Hohnsdorf gefahren kam, um die Gutsherrschaft auf der Station zu treffen. Vor dem weiten Rohgiebelhaus mit seinen Hunderten von vorhangslosen Fenstern drütete eine grauenvolle Stille; durch die Scheiben sah man Räder und Riemenwerk der Maschinen in thatloser Ruhe stehen, und den turmhohen Schloten, deren Blitzableiter im goldenen Strahl der nun endlich doch zum Siege gelangten Maisonne funkelten, enwall kein Rauch mehr hervor. Und neben der Pforte um die bald offenen Oeffnungen, die noch vollgepfropft erschienen mit fertigen Erzeugnissen des Betriebs, lungerten trübselige Gruppen, Männer, Weiber und Kinder — ohne Arbeit. Die Pforte stand still. Mein Kutscher deutete mit der Peitsche hinüber. „Der Krach, Herr Direktor!"

Ja, der Krach. Das war so das Wort, das seit einer Woche — seit es wirklich anfing, Frühling zu werden — alle Welt erfüllte. Alle Welt. Selbst unser Kreisblättchen — für mein Interesse an der Welt Handel seit langem die ansreichende Quelle — klang nun noch voller von diesem einen Wort. Wie war es nur gekommen — hier und anderswo? Das fragte sich jetzt alle Welt. Sie suchte nach den Schuldigen, den unheimlichen Zwergen, die in jede glänzende Prachtgebäude unterwühlt hatten, um sie in einem Nu zu stürzen. Kein Mensch hatte noch den Unterirdischen gesragt, solange sie ihre leuchtenden Gnadenen und Türme aus hohen und bauten. Jetzt, wo sie ihr Werk zerstört hatten, spähte man ihnen nach und gab ihnen ihre bösen Namen: Unbesonnenheit, Verblendung, Unehrlichkeit, Betrug und so weiter. Und man gelobte sich, nie mehr mit ihnen anzubinden. Nur die Mutter vergab man, die alle diese unheimlichen Mygmäen geboren hatte, und von der sie selbst ihre schauerliche Kraft sogen: die Sucht nach dem mühelosen Gewinn, nach den goldenen Früchten, die ungesät und ungepflegt dem dummen Haus in den Schoß sallen sollen, wenn er nur die Klubschläge empfangsfreudig ausbreitet — nach Reichtum ohne Arbeit.

Ich hatte eben beschmalen, saß ganz menschenleeren Bahnsteig der kleinen Station betreten, als der Personenwagen heranrollte. Die ersten Passagiere winkte mir schon vom Fenster aus freundlich lächelnd zu; auch das Wesen ihres Gatten kam mir bisweilen wieder gekommt vor, er hielt sich aufrecht, und ohne seinem Blasiert, namentlich unbescheiden zu etwas wie der Abglanz einer lang ersehnten, mühsam erkämpften inneren Ruhe.

Als die erste herzliche Begrüßung vorüber und dach Gepäck in den Wagen verstaut war, sagte die Frau Professor: „Das Wetter ist heute so schön, und die Fahrt war lang — wenn es Ihnen recht ist, Herr Direktor, fassen wir den Wagen vorausfahren und machen bie halbe Stunde zu Fuß. Ich?"

„Wir ist das sehr recht," antwortete ich, und so wandelte ich zwischen den beiden zurück auf die breite Fahrstraße, an deren Säumen und den hellgrünen jungen Gras schon die ersten Blüten der Ranunnen und des Steinbrechs hervorleuchteten.

„Wir werden auf Haus Hohnsdorf in einigen Tagen einen Gast begrüßen dürfen, den Sie gewiß erwarten haben," begann Frau Gisela; „meine Stiefmutter, bas heißt," unterbrach sie sich mit einem leisen Lachen, „eigentlich werden wir dann die Stiefe —"

„Ja, das muß ich Ihnen aber noch erklären," sagte ihr Gatte, „Sie wissen doch schon — Sie haben ja wohl in den Zeitungen die Meldungen über den allgemeinen Frauentag gelesen —"

„Raum. Meine Stiefmutter beschäftigt sich auf unser Kreisblatt, und seit den drei Tagen, die ich in Vorausbringung Ihrer gütigen Einladung auf Haus Hohnsdorf verweile, habe ich selbst diese Lektüre nur flüchtig betrieben."

„Ja so, dann wissen Sie also noch gar nicht... Die Sache ist nämlich die, daß meine Schwiegermutter in dieser allgemeinen Sinnsucht auch das meine, wenn nicht alles von ihren Vorzügen eingebildet hat —"

„Ja bitte unwillkürlich setzen und ich meine beiden Begleiter erschrocken an.

„Ja, ja," sagte der Professor fort, „es ist eine skandalöse Geschichte . . . Die Direktion von der Aktiengesellschaft . . . Natürlich sind die Herren geflohen, einer nach Mailand, der andere Leben genommen haben, um der Verhaftung zu entgehen — sie haben mit dem Geschäftskapital spekuliert — vermutlich alles verspielt. Unter diesen Umständen blieb ich natürlich für mich und Lotte mehr als sicher, noch mir Gisela sogleich vorschlug: wir haben Haus Hohnsdorf an meine Schwiegermutter und ihre Söhne abgetreten. Der ältere soll Landwirtschaft studieren und das Gut später übernehmen."

„Ja, sehen Sie," begann Frau Gisela, „das war doch das Nächstliegende, nicht wahr? Die Brüder sind noch nicht selbständig, wir haben doch mehr Anstommen an dem, was Leopold eliminiert —"

„Ja, aber — aber," stotterte ich. „Ihr — Ihr Vermögen —"

Sie lachte wieder, leise, aber sehr fröhlich. „Das wird wohl auch mit beraufgegangen sein. Es war ja auch zumeist in benselben Papieren angelegt."

„Ich bin natürlich gleich hinübergeeilt, um mit den Verwandten zu sehen, was zu retten war," erzählte der Professor. „Aber es war eben nichts zu retten. Wie gesagt, ein skandalöser Fall, selbst in der Presse. Wir dachten, Sie hätten davon gelesen."

„Aber Leopold," fiel Frau Gisela wieder ein, „warum ergänzt du bem Herrn Direktor nicht lieber etwas Erfreulicheres? Vielleicht weiß er auch davon noch nichts."

Ich sah ihn erwartungsvoll an. Eine freudige

Digitized by Google

Reitübungen der Bonner Königshusaren.

Röte spielte über sein Gesicht: „Ja — wissen Sie, daß ich einen Ruf an J . . . e Stelle bekommen habe?“

„Das wäre!“ rief ich, ordentlich verblüfft. Er hatte mir den Namen eines der vornehmsten Altmeister seiner Wissenschaft genannt, der bis zu seinem erst vor drei oder vier Wochen erfolgten Tode die größt attraction einer süddeutschen Universität gewesen war.

„Ich kann Ihnen versichern, daß es mir selber wunderbar genug war,“ fuhr Leopold Klinger fort.

„Aber Sie haben natürlich angenommen?“

„Ich denke, daß ich es muß,“ erwiderte er. „Zwar — und das war das zweite Wunder für mich — sie wollen mich durchaus in M. behalten. Die Fakultät — nun, das kennt man ja — das ist ein Gebot der folgerichtigen Höflichkeit. Aber der Kurator ließ auch nicht locker — lebhafter Wunsch des vorgesetzten Ministeriums — man wolle mich nicht aus dem bisherigen Staatsdienst verlieren — er winkte sogar mit einer beträchtlichen außerordentlichen Zulage — na, und wir sind ja in der Lage, damit rechnen zu müssen . . . Aber . . . ich brauche ja vor Ihnen nicht zu fürchten, daß Sie meine Erzählung der Thatsachen für Eitelkeit nehmen — es ist so eine Art Legat, die ich schließlich annehmen muß . . . Der Dekan der Fakultät vom da unten schrieb mir nämlich gleich in seiner ersten vertraulichen Anfrage, daß der Verstorbene mich noch während seiner letzten Krankheit gerade als seinen Kandidaten zur Nachfolge nominiert habe — und zwar vornehmlich auf Grund der Schrift, mit der ich mich in M. habilitiert hatte. Und da —“

„Freilich,“ sagte ich, „das ist der glänzendste und zwingendste Ruf, den Sie bekommen konnten. Da müssen Sie folgen. Meinen herzlichen Glückwunsch — zu allem!“

„Aber, nicht wahr, wie wunderlich sich das getroffen hat!“ begann Frau Gisela nach einer Weile. „Das Schreiben kam gerade an, während mein Mann nach der Residenz war . . . Als er zurückkam — mit dem Nachtzug — brachte ich es ihm mit an den Bahnhof . . .“

Ich muß sie wohl bei ihren letzten Worten sehr erstaunt — sagen wir dumm angesehen haben, denn sie errötete und verstummte plötzlich.

Vielleicht war aber auch etwas anderes an diesem Verstummen schuld. Wir waren eben an der Stelle angelangt, wo sich der Fahrweg nach Hohndorf mit dem Wege kreuz, der aus dem Dorfe nach dem römischen Friedhof hinaufführt. Und auf diesem Wege näherte sich eine kleine Prozession: voraus ein Geistlicher — der Hauskaplan eines jenseits der Hohndorfer Mark gelegenen, einem katholischen Edelmann gehörigen Gutes, der auch wohl die Seelsorge an seinen verstreuten Glaubensgenossen unter sich hatte, frisches Knabe von zehn Jahren etwa, der einen großen, aus Blumen und Eibenzweigen gewundenen Grabkreuz fest in beiden Händchen hielt. So zog das kleine Totengeleite quer vor uns über den Weg, vier Männer nahmen die Bahre ab von dem Sarge, Frau Gisela aber wandte sich mit einem raschen, schnell verstummten Blicke auf uns seitwärts und schritt nun in unsere Mitte den Leidtragenden nach.

Auf dem kleinen, düsterigen Friedhof war eine winzige Grube schon ausgeschachtet, daneben standen zwei Männer in groben Arbeitshemden, mit Steifen und Brettern, ihres traurigen Amtes gewärtig. Sonst war nichts Lebendiges rundum zu sehen. Aber

Reitübungen der Bonner Königshusaren.

während der Geistliche seine Zeremonien vollzog, klang mitten zwischen seine Gebete von einem der Bäume jenseits des Friedhofszaunes das frohe Lied einer Schwarzamsel hinein, und die paar ärmlichen Metallblumen am Bügel des Kindersarges funkelten im hellen Scheine der Maisonne.

Als die kurze Feier zu Ende war und der Geistliche — es war schon ein älterer Mann mit hagerem Gesicht, in dem Krankheit und Entsagung ihre Runen eingegraben — sich zum Gehen wandte, trat Frau Gisela an ihn heran mit einigen leisen, hastigen Fragen. Er schüttelte den Kopf: „Das nicht . . . der

Reitübungen der Bonner Königshusaren.

Digitized by Google

„Wann würde das Geld nicht einmal annehmen,“ sagte er halblaut, dann mit erhobener Stimme, ich zu uns gewandt: „Ich danke Ihnen, auch im Namen der Leidtragenden ... Sie haben wohl gethan,“ und schritt langsam, von seinen Ministranten und der Wache gefolgt, der Leichenbahre zu, während Frau Gisela sich der trauernden Mutter zuwandte, die mit starren, thränenleeren Augen, wirre Worte murmelnd, auf die allmählich sich füllende Gruft blickte, und ihr herzlich zuredete. Es war eine fremde Sprache, ich verstand kein Wort davon, die Trauernde aber schien sie um so besser zu verstehen; heftig umgewandt tauchte sie auf, ergriff umgehüm die Hand der Trösterin, und indem sie vielen in derselben Sprache erwiderte, schien sich das Eis des Schmerzes zu lösen in den Thränen, die jetzt strommeise ihren Augen entquollen.

Unterdess war auch der Mann an uns herangetreten, den Knaben an der Hand. „Ich danke Ihnen, danke Ihnen sehr,“ stammelte er mit freuderfüllem Handedruck. „A hat ihr doch noch eines die letzte Ehre gethan, unser armes, kleines Lüftnix ... Ja, ’s ist hart ... Sehen Sie, die da“

Reitübungen der Bonner Königshusaren.

Reitübungen der Bonner Königshusaren.

wie in Ostrowo — nun wollen wir beten und sorgen, daß uns der Bub erhalten bleibt ... Nochmals, gnädige Frau, vielen, vielen Dank, und wir werden’s Ihnen und den Herren nie vergessen. Der liebe Gott bewahre Sie vor so Schwerem ... er lasse Sie viel Freude erleben an Ihren Kindern! — Komm, Franz! Peter, komm! Ich muß zum Dienst,“ Und er schrint mit den Seinen eilfertig, ehe es ihm wieder übermannen möchte, hinweg.

Frau Gisela hatte sich etwas befangen abgewandt, sie pflückte eine Blume vom Wegrand, ein kleines, ärmliches Hundsveilchen. Als sie wieder aufschaute, begegnete sie den Blicken ihres Mannes, der dicht neben sie getreten war. Sie nannte leise seinen Namen und lehnte sich an ihn, er umfaßte sie und küßte ihre Stirn.

Dann fuhren sie auseinander und sahen mich ordentlich verlegen an.

„Wissen Sie, lieber Professor,“ sagte ich, „wir ist da eben etwas eingefallen: wenn Sie und Ihre Frau Gemahlin mir Urlaub geben wollen und den Wagen gestatten, dann gehe ich voraus und fahre nachmals schnell nach der Stadt hinüber ... Ich habe da einige Amtspapiere, die ich heute und morgen noch erledigen muß. Es ist mir unbegreiflich, wie mir das erst jetzt wieder einfallen konnte .... Aber sehen Sie, so geht’s, wenn man alt wird.“

Frau Gisela lächelte errötend, ihr Gesicht war mir noch nie so hübsch erschienen wie jetzt. „Gehen Sie, lieber Herr Direktor,“ sagte sie und reichte mit ihre Hand, „wir dürfen Ihren Amtspflichten nicht im Wege stehen, aber morgen kommen Sie wieder, nicht wahr? Aber sicher! Und dann müssen Sie mir auch ein Amtspapier mitbringen, ihren Brief Ihrer Haushälterin ein Verzeichnis Ihrer Lieblingsspeisen.“

Ob ich Frau Gisela das gewünschte „Amtspapier“ folgenden Tages wirklich mitgebracht, und wie sie es verwertet hat, das gehört so eigentlich nicht hierher. Als ich an jenem Abend in der Stadt anlangte, war ich jedenfalls zu — erregt, um mich mit meiner Haushälterin noch lange über die Abfassung des nichtigen Aktenstückes zu besprechen, ja, ich war sogar leichtsinnig genug, ins Kasino zu gehen und den einmal angebrochenen Abend mit einer Flasche Rüdesheimer auf das Wohl meiner Hohenbodorfer Freunde zu beschließen.

Dort traf ich den Professor Dudemann. Er saß hinter seinem Meiel wie gewöhnlich, die Tabakspfeife und das letzteidene Schwurtuch neben sich, sah aber entsetzlich bös und verärgert aus.

„Hol Ihnen jemand Ihre Disposition gehört, Kollege?“ fragte ich.

„Ach was, Disposition!“ brummte er. „Meinen Sie, es wäre eine Kleinigkeit, so mit

— er griff nach der Hand seiner Frau und zog die Weinende an sich — „die Kam’s nicht verwinden mit dem Heimweh, es ist ihr alles fremd hier, sie kann ja kaum deutsch sprechen — und so meint sie auch, daß es die Kleine hier nicht gelitten hat ... Mein Gott, was will man da machen? Das ist nun mal der Dienst — man wird versetzt, hierher und dorthin ... und da müssen eben Frau und Kinder mit ... die Familie gehört doch zusammen, nicht wahr?“ — Nun, weine nicht zu sehr, Frau!“ — und dabei rannen ihm selbst die Thränen über die verwetterten Backen — „weißt doch, was der Herr Kaplan sagt: ’s war Gottes Wille, weißt du — sie ist an den Engeln gekommen, hier so gut

Reitübungen der Bonner Königshusaren.

Digitized by Google

einem Schlage seine achtzehnmark Mark und darüber zu verlieren? Dieser verschlechte Berliner, der hat mich weit in die Tinte gerissen mit seiner Floro-Tiebam! Und die Minuten habe ich auch noch gerechnet in zwölfter Stunde verkehrterweise durch, sonst wären es statt achthundert jetzt an die zweitausend Mark. O dieser Krach!"

„Ja, es ist bös," antwortete ich. „Aber trösten Sie sich, andere Leute haben ja auch Unglück. Es giebt welche, die haben ganz anderd blutes wüstes wie Sie."

„Das ist wahr," erwiderte er, vorübergehend sichtlich getröstet, und reichte mir seine Dose. „Bitte langen Sie denn zu den Zeitungen. Ueberd Schlagwort klingen und seiner haben Verwandten? Das ist graphartig. Es steht in allen Zeitungen. Nu, der kann sich jetzt freuen mit seiner reichen Partie. Ein Glück für sie, daß sie verschieden noch Hahnsdorf haben."

„Am Ende verlieren Sie das auch noch," meinte ich und gab die Dose zurück.

„Sie, meinen Sie wirklich?" fragte er und schnupfte. „Na, Sie wissen's ja wissen. Aber hören Sie mal, dann haben die beiden ja gar nichts mehr."

„Ich bitte Sie!" antwortete ich. „Der junge Mann ist doch schon eine Berühmtheit in seinem Fach. Er soll ja gerade jetzt einen großartigen Ruf bekommen haben, die Universitäten reißen sich nur so um ihn."

„Ach, du mein lieber Gott," rief der Professor Dudemann und sah sich bedenkend zu mir herüber. „Mann ist ja der kleinliche Hinz und Kunz, der weiter glauben Sie daran wirklich noch immer, mein lieber Herr Direktor? Nee, das lassen Sie sich nur gesagt sein, wer mal so kniestief im Reichsdum stand, der bleibt mit einem Preisverfechsprich ein Glück nicht wieder. Der arme Kerl! Er hat mich oft gedauert, aber jetzt könnte er mir beinahe leid thun. Und die junge Frau erst, die so auf einmal aus allen ihren Träumen gerissen wurde! Aber das ist es ja gerade, was ich sage: dieser Krach! Du müßte der Staat einschreiten, daß so etwas nicht mehr möglich wäre. In seinem eigenen Interesse!" Wenn man sich bedenkt, wie das Publikum zu Zeit der Millionenten im Lande vermehren wird. Und es giebt wahrhaftig auf der Welt schon der malkontenten Leute genug."

„Da haben Sie wohl recht, Herr Kollege!" sagte ich und stieß freundlich mit ihm an.

Erdmann, der Eheflüchter.

Von

Karl von Thaler.

Mein Freund, Doktor Weißmann, ist ein leidenschaftlicher Handelsliebhaber. Seine Anmerkung zu den bekannten Sprüchwörtern erstreckt sich aber nicht gleichmäßig auf alle Abtheilungen und Arten. Er ist zwar mit seinem Hunde trennlich, streichelt und kraut ihn, selbst auf die Gefahr, daß er ihm dadurch Aerger die vermeintliche Kunstherrung mißgeschickter Hände und durch bedenkliches Knurren vergelten könnte, aber sein Herz gehört seinen kleinen, braunbehaarten, humoristisch angelegten, eigenthümlichen Schlangen, die man Dackel oder Teckel nennt. Er besitzt ihrer nie weniger als ein Dutzendpaarig. Scheint man an seiner Thüre, so beginnt sofort ein Concertett, in welchem die Sopranstimmen der beiden Weibchen mit den Bässen der zwei Männchen nach seiner Anschauung harmonisch zusammenklingen. Geht er spazieren, so kommen die vier Tschechsenne mit lautem Freudengeschrei um ihn herum, haben den Vorübergehenden zwischen die Beine, erregen den Unwillen harthörender Kinder und ängstlicher Mütter, stürzen sich auch wohl, von einer ungemeinen Zerstreuung zu haben, mit vereinten Kräften auf den fettleibigen Pinscher oder Mops einer dürren alten Jungfrau, die dann über die Gebühr, in der sie Lärmen schwebt, in ein Angstgeschrei ausbricht, zusammenläuft, und den glücklichen Besitzer der vier frechen Uebeltäter mit wenig schmeichelhaften Zusätzen bedenkt. Besonders Tobby mit sein

sie wollte meine Frau werden. Sie kam mit dem Entschluß, mich von drei Stellungen zu heilen: entweder teilte ich ihr beiraten oder sie freigeben, ihre Assistenz forderte endlich eine Antwort. Nun kann ich es nicht verbergen, daß man mir die Pistole auf die Brust setzt. Da wird' ich wild, und will mich auch da damals und sagte: „So heirate den Alten samt seiner eisernen Kasse, wenn du's aber doch bereust, daß wir nun zu trennen! Nimmst gnade es genug auf der Welt?" Das war ebenfalls eine heftige Natur, sie antwortete schneidend: ich werde alle Fassung und sicher: Alles ist aus, und sie ging, ich sah sie nicht mehr. Ich war einer Kälte, die mir durch Mark und Bein schnitt: „Alle die willst, ich weiß? und wie brechen und den Nacken, um für immer zusammenbrechen zu gehen.

„Aber einen Moment sahen wir uns beide nach den Hunde um. Der hatte sich während unserer Unterhaltung hingeschaut und sah nun mit ungeheuer und bewaffnet Maul. Wir entfernten uns voneinander. Erinnern schon rührte sich nicht. Was rief, ich pfiff ihm — vergebens. Er wußte nicht, wenn er gehorchen sollte. Der Sommer brannte in seinen braunen Dunkelheit im Mannes, daß Unfolgsamkeit zu rächen! Mein ein Verbrechen sei? Er wedelte einig und ließ seltsame Klagetöne hören — jene eigentümlichen Laute, die wir höher gebildete Tiere im Zustande innerer Bewegung von sich geben. Laute, welche mir der Rudiment des Schweifes klingen, daß ihm die Fähigkeit zu sprechen versagt ist. Er war entsetzt nach heftiger Bewegung, hertzte den Kopf bald zu mir, bald zu Frau hin, aber er mich nicht vom Platze. Nach einer Reihe freudlicher Versuche, seine Eitelkeiten zu überwinden, konnten mir nicht weiter, näher zu kommen. Frau hatte ihn am Halsbande, um ihn festzuziehen. Er widerlegte sich mit aller Kraft. „Der Hund hat mich lieber wie du," sagte ich grimmig und wollte ihr mit mir nehmen. Auch gegen mich wehrte er sich. Wir sahen uns an.

„Was sollen wir machen?"

„Bedauern beiden."

„Ich weiß nicht mehr, habe ich gesagt oder gesprochen. Ich weiß nur, daß wir uns auf offenen Straße um den Hals fielen und daß Herr Rektor mir sagte, daß wenn einer ebenso bösartigen als deutschen Rock erfreut. Einige Wochen später ward Frau Frau Wehmann, und wir haben es nie bereut, daß wir den Hunde aufgenommen. Auch gegen mich wehrte er sich. Wir sahen uns an.

„Was sollen wir machen?"

„Bedauern beiden."

„Ich weiß nicht mehr, habe ich gesagt oder gesprochen. Ich weiß nur, daß wir uns auf offenen Straße um den Hals fielen und daß Herr Rektor mir sagte, daß wenn einer ebenso bösartigen als deutschen Rock erfreut. Einige Wochen später ward Frau Frau Wehmann, und wir haben es nie bereut, daß wir den Hunde aufgenommen. Auch gegen mich wehrte er sich. Wir sahen uns an.

Blumenorakel.

Wenn dem Rosenstrauch in meinem Garten,
Mit Lieblichkeit den mannigfaltigen Blüten,
Schon ein Wildling zärtlinas in der Knöpfe.
Schon weiß' ich mir Schwärmer, schönern Meister
Dieses unerwünschter Reiz verhüten,
Das den Blüten Kraft und Wachstum nahme,
Als den Liebe in den Arm mir bei.
Auf den Wildling pfropft man edlen Stamme
Er der Blumen zwei und mischt'
Fest in Bad die grünen Pflanzenwunden:
Einer Blüte soll daraus entsprießen,
Die zwei Farben, zwei Gestalten bin.'
Jeden Morgen nun, wenn noch der Frühtau
Perlen gleich am Purpur blühet,
Wandle ich zum Rosenstrauch die Scheite;
Prüfte forschend, ob die Blumenknospen
Auch am Farbe reich sich schwellen,
Und im doppelt-süßen Abergluuben
Wagen sie Sinnbild unsers Liebesbundes
Als Gedenk'n mir. — Heut im Morgengrauen
Stehst auch Kommen vor. Auf schwanken Stengeln
Schauten sich, inmitten weißer Blüten,
Purpurfarben, aufgeschmeckt, zwei Rosen,
Die Sonne heiter Liebeseinkeit.
Und mir gilt's als Zeichen: Unser Lieben,
Unsere Lieben, kommen Liebe,
Wird ein hohes Dasjenige noch entsprießen!

C. Tafel.

In unsern Bildern.

Die wunderbare Grotte, wie sie von Richard Wagner in „Lohengrin" und „Parsifal" poetisch verherrlicht worden, stellt uns Fr. Heinrich Hasch in seinem wirkungsvollen Gemälde vor Augen. Noch der Sage behandt sich der heilige Gral, der als Symbol des Größten der Welt besitzt, die Reinen von den Unreinen zu scheiden, in der Obhut der Templerin, einer Genossenschaft auserwählter Ritter, und diese bewachten den heiligen Schatz in der einsamen in den Pyrenäen belegenen templerischen Burg Mont-Salvage, deutsch Montsalvatsch oder Montsalvat genannt. Wer je einer Aufführung von „Lohengrin" auf einer großen Bühne beigewohnt hat, erinnert sich gewiß des packenden Eindrucks, wenn gegen den Schluß des dritten Akts, bei der Erzählung des Schwanenritters, die Gralsburg in voller und strahlender Schönheit aufbaut.

Der jüngst enthüllte Germanendbrunnen in Münchens an Werd des Bildhauers Fr. Brugger, der bekte auf der Ausstellung 1895 durch Verleihung der goldenen Medaille ausgezeichnet wurde. Auf einem Postamente von unbehauenem Naturstein, über die in reicher Fülle das Wasser herniederrauscht, erhebt sich die in Bronze ausgeführte überlebensgroße Gestalt des germanischen Recken prachtvollster Zeit. Die Blume des botanischen Gartens bekränzen den Brunnenumfang und geben ihm einen stimmungsvollen Hintergrund.

Welcher Freund des edlen Weidwerks sogte beim Anblick von Franz von Kaulbachs „Jagdherrn Dietrich" nicht das Verlangen, daß ihm im rechten Moment der sittliche Zweifelnder gegenüberstehe, und welcher schmächtige Recke hätte das Herz, sich in Bewunderung auf den nach Momentaufnahmen von Th. Schüz-Hanau in Form wohlentgegenen Reitübungen der heutigen Königshusaren halten? Im unmittelbaren Anschluß an Reiter und Pferd nimmer höhere Anforderungen gestellt, und auch im Mandver meistet man ihnen Aufgaben zu, vor denen früher selbst die verwegensten Reiterkünstler zurückgeschreckt hätten. Die Pioniere Königshusaren werden das erste Regiment, daß in Deutschland solche Kletterübungen ausführte, und mit Recht gilt Reiter wie Pferd als vollendete Meisterleistung auf dem Gebiete deutscher Schwierigen, für den Ursprung so wichtigen Evolutionen.

Hans Ferdinand Maßmann.

Zu seinem hundertjährigen Geburtstag.

Von

Karl Euler.

Am 15. August 1797 wurde Hans Ferdinand Maßmann in Berlin geboren. Sein Vater beschäftigte sich neben seinem Handwerk — er war ein sehr geschickter Uhrmacher — auch mit mathematischen Studien und trieb er Sprachstudien: Latein, Griechisch, selbst Hebräisch und Französisch. Zu letzterem brachte er es so einer Fertigkeit, die in der Franzosenzeit ihm und seinen Nachbarn sehr zu statten kam. Von ihm hatte der Sohn den allgemeinen Bildungstrieb und die Geschicklichkeit in Handwerksgriffen, von der Mutter aber das heitere, frohe Temperament, das sie später in so manchen trüben Tagen wiederfand. Gewiß hatte der Sohn der Mutter Herzensgewalt, ihr einmal auf der Kanzel zu stehen, reißlos, wenn sie mit Begeisterung, hinzugefügt kam. Das war der Turnmeister Friedrich Ludwig Jahn.

Jahn lebhaft sich Hans Ferdinand bald an. Er erwies sich als tüchtiger Turnerin, so daß er schon Rudbach bei Kriegen 1813, da er wegen seiner Jugend noch nicht mit sich stehen durfte, Briefen, den seine Freundschaft ebenfalls zurückstehen, in die Leitung des Lützower Freikorps zur Seite stehen konnte. Beim Wiederausbruch des Krieges 1815 konnte man auch Hans Ferdinands mit sich stehen sehen, doch kam er nicht zu einem Gefecht. Maßmann wandte in seiner Zeit zwischen seinen Studien (er hatte 1814 mit seinen Zwillingsbruder den Gymnasium mit vorzüglichen Zeugnis verlassen) und dem Turnplatz.

Aber nicht lang war Maßmann Meister in Berlin. Bekanntlich wurde 1815 in Jena die schon 1812 von Jahn und Fresen in Berlin gegründete Burschenschaft gegründet. Ihre rasche Verbreitung auch auf andere deutsche Hochschulen folgte, und stets war mit der Begründung auch die Einführung des Turnens verbunden. Um nun an der „noch auf schwachen Füßen" befindenden Burschenschaft Halle zu sein und zugleich das Turnen einzurichten, entsandte Jahn und Fresen in Berlin Maßmann, der Ostern 1817 die Friedrichsschule in Halle bezog. Dort mußte erfreut auf Anregung Jahns sich bekümmert auch altbewährten Studien zu.

Den Sommer 1817 verlebte Maßmann wieder in Berlin und kehrte dann nach Jena zurück, um an dem von ihm und Türre angeregten, zugleich mit der Jubelfeier der Reformation stattfindenden Festzuge der Burschenschaft teilzunehmen. Er trug das Banner, das Jahn und Fresen in Berlin verfertigen ließen. Es enthielt das Bildnissen des Kurfürsten Friedrich des Weisen, der Reformatoren Luther und Melanchthon, Ulrich von Hutten und Hans Sachs, umrahmt von Eichenlaub und Lorbeer, und trug die Inschrift: „Ehre Gott allein!" Maßmann hatte die Ausführung selbst übernommen.

Im Herbst 1818 ging Maßmann nach Berlin, um sich für die Universitätslaufbahn zu vorbereiten. Die Pfingsten 1816 nach Jena berufene Deutsche Gesellschaft, deren Mitglied Maßmann wurde, hatte sich zum Ziel gesetzt, die deutsche Sprache und auch Denkschriften und dem Mittelalter zu forschen.

Bei seinem Vorzug und Vorrang kam Maßmann auch nach München. Noch waren Universität beschäftigt, er eine Reise fort und besuchte auch die Bibliothek zu Strasburg. Deshalb kam die erste Anfrage an ihn, ob er die Einrichtung der Turnsaal in Münchens, zunächst in Bayern, übernehmen wolle. Die Anfrage wurde auch der Thronbesteigung des Königs Ludwig I. am 13. Oktober 1825 wiederholt. Er nahm den Ruf an und siedelte 1827 nach München über. Zugleich waren die Wendepunkte abgeschlossen. München wurde sein zweite Heimat.

Bis zu seinem Tode stand Maßmann Regierungsamtlich auch die Einrichtung allgemeiner Volksbildungen im Auge gehabt, und am 2. Februar 1827 wurde Maßmann der Turnunterricht am Königlichen Kadettenkorps übertragen. Gleichzeitig begann am 1. April Maßmann als Privatdozent seine Vorlesungen an der Universität über das Nibelungenlied. Am 13. Oktober wurde ihm der Turnunterricht der Königlichen Pagen, Mar und Otto, übertragen. Sie turnten in einem in der Residenz eingerichteten Turnsaal, im Sommer aber auf einem Turnplatz im Hofgarten bei Nymphenburg, wohnten mit dem Prinzen von Sachsen-Coburg und dem Prinzen Max Bierbrodt, dessen Söhne später Maßmann ebenfalls unterrichtete. Auch die Söhne der Prinzessin Amalie turnten mit. König Ludwig besuchte oft täglich teilnehmend und anerkennend den Unterricht bei. König Max und König Otto gedachten noch später in freundlichen Zuschriften an Maßmann mit Dankbarkeit ihrer Turnunterrichts.

Im Frühjahr 1828 erhielt Maßmann den Auftrag, für die Unterrichtsanstalten der Hauptstadt eine öffentliche Turnanstalt zu errichten. Ein geeigneter Platz fand sich, und auch Erwachsene turnten und trieben ihre Freiübungen unter Maßmanns Leitung. Berühmte Namen von Studenten und Gelehrten, wie Julius Schnorr von Carolsfeld, Schimmel und viele andere, werden als Schüler Maßmanns genannt.

Wer nicht bei Turnen, auch nicht die Vorlesungen allein beschäftigten Maßmann. Er entfaltete seine Hochintelligkeit im Dichtschreiben, Übersetzen und Erziehen für seine Lieblingsfächer der deutschen Denkmäler vom ältesten bis spätgeborn Jahrhundert und trieb als Lieblingsbeschäftigung Deutsch in Spiel und Ernst. 1830 lebte er für ein eignes Heim, und bald belebte eine muntere Kinderschar sein Haus. Wer nicht lange konnte er sich einer ungestörten Muße erfreuen. Die politischen Verhältnisse trieben ihn, die Julirevolution in Paris 1830 übte ihre Rückwirkung auch auf Deutschland aus. Das begonnene Konstitutionswesen auf der Hambacher Zusammenkunft 1832 führte zu politischen Verleugnungen, Untersuchungen und Verhaftungen. Auch bei Turnen blieb Maßmann nicht unbehelligt; Maßmann mit seiner burschenschaftlichen Vergangenheit hatte einen schweren Stand. Sein turnerisches Wirken wurde gehemmt; die Turnanstalt wurde nur in der Stille fortgeführt.

Da war es für Maßmann ein Glück, daß seine Erfindung, daß der Kreuzsprung Maximilian, der damals sein Schüler an akademischer Literatur war, ihm den Auftrag erteilte, die 1817 in Mailand entdeckten gotischen Sprachdenkmäler zur Erklärung und Herausgabe zu bringen. 1833 ging er über die Alpen. Nach zehnmonatlicher Abwesenheit kehrte er zurück und nahm seine früheren Arbeiten und besonders seine Lieblingsfächer wieder auf. Auch begann er wieder seine Vorlesungen an der Universität. 1835 wurde er als ordentlicher Professor für die ältere deutsche Sprache und Literatur in den Senat aufgenommen; bald darauf wurde er ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften, auch Mitglied des obersten Schul- und Studienrats und wechselte oft solchen als Mitgliedes Prüfungskommissionen für Gelehrten, auch für Bürger- oder Landwirtschafts- und Gewerbeschulen bei. Auch mit den Schulfestvereinigungen und deren jährlich und ebenmäßiger Unbildung hatte er zu thun.

In Kürze muß auch sein Streit mit Heinrich Leo berührt werden. Maßmann hatte Leon in Altenburg kennen gelernt und war durch seine Verspottung und

Digitized by Google

Verbührung alles deſſen, was den Deutſchen von altem Schlag und Korn heilig war: Vaterland, Religion, Kirche, in heftigen Widerſpruch gerieſt worden. Was war auch anders, beſonders Jahn, zu ertragen. Verſchonte Heine auch Jahn nicht mit ſeinem Spott, ja war dies doch nichts gegen die tiefgehende und verleumderiſche Art, mit der er Maßmann verhöhnte und dem Gelächter preisgab. Dieſer hatte Heine allerdings auch perſönlich gereizt durch eine ſehr derbe Zurückweiſung ſeiner beſtenn Annäherungsverſuche. In den Augen aller Wohldenkenden hat Heine durch ſeine Verhöhnung Maßmanns nicht gewonnen; ſie ſind auf ihn ſelbſt zurückgefallen. Am 7. Juni 1840 hatte König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen den Thron beſtiegen, und die friedliche Entwickelung der Gymnaſien wurde jetzt mit Macht geſtört. Maßmann wurde 1841 in einer Vorberatung nach Berlin berufen. In einer Denkſchrift: „Was iſt ferner zu thun?“ entwickelte er ſeine Anſchauungen über das Turnen. Am 6. Juni 1842 wurde dann jene berüchtigte Kabinetsordre erlaſſen, in der die Leibesübungen als ein „notwendiger und unentbehrlicher Beſtandteil der männlichen Erziehung“ feierlich anerkannt und in den Kreis der ſtaatlich-erziehungsmäßig anſgenommen wurden.

Maßmann wurde der Neu-Organiſation des Turnens übertragen. Er folgte gern dem Ruf und kam 1843, zwei Jahre nach ſeiner Berufung, nach Berlin. Er begann ſeine öffentliche Thätigkeit, indem er am Tage der tauſendjährigen Feier des Vertrages von Verdun über zweihundert Knaben und Jünglinge in der Haſenheide zu Wett- und Wetteifern verſammelte.

In einer Miniſterialeingabe vom 9. November 1843 legte Maßmann ſeine Anſchauungen über die Geſtaltung des Turnweſens nämlich dar, und hier teuten bereits die Gegenſätze hervor. Maßmann wollte vor allem einen gemeinſchaftlichen Turnplatz im Freien. Grundſätzlich war er dagegen, daß jede höhere Schule eine beſondere „gymnaſtiſche Anſtalt“ erhalte. Es war der Plan, jedem Jahn, die ihn dazu haben, an dieſer Forderung feſtzuhalten, obgleich ſeit 1819 ſich doch der Zeiten viele geändert hatten; ſie hatte ja jenes prinzipielle Gegenſatzverhältnis zu Jahn und der beſtimmenden Behörde, die dann nachher Anſtoßen des Turnens bedeute. Zunächſt wurde, da der alte Jahnſche Turnplatz nicht mehr zu erlangen war, ein neuer unterhalb des alten angelegt, der, noch jetzt beſtehend, in Lage und Einrichtung eine Muſteranſtalt, ähnlich wie die in München, genannt werden kann. 1844 wurde der Turnplatz mit tauſend Schülern eröffnet.

Erſt 1846 erfolgte Maßmanns feſte Anſtellung. In dieſem Jahr wurde er auch außerordentlicher Profeſſor an der Univerſität. Die nach Breslau Jahn gegründete und unter Maßmanns Leitung geſtellte „Lehrerbildungsanſtalt für Turnlehrer“ wollte ſich nicht recht gedeihen. Die

Lehrerzeugniſſe waren ungünſtig. Die Turner hatten ſich nicht frei gehalten von der Teilnahme an den politiſchen Bewegungen und Kämpfen unſrer Zeit und dadurch auch vom Wohlwollen erregt. Das bedeutete in Preußen die Einſtellung jener wandern Gymnaſial- und die Stellung der Turnlehrerbildung unter einen militäriſchen Direktorium, einen ebenſo entſchiedenen Bruch des bisherigen Jahn-Gedankens. Jahn-Gedankens Turnen wie begeiſterten Anhänger und Jahn-Verehrer der ſtändigen Gymnaſiat.

Maßmann wurde 1850 per Dispoſition geſtellt und konnte nun ſeine ganze Zeit und ſeine Vorleſungen und wiſſenſchaftlichen Arbeiten verwenden. Seine ſchriftſtellerische Thätigkeit war außerordentlich groß. Dem Turnen blieb Maßmann zugleich nahe, alle er ſeine Turnverſuche in Berlin ſogar mit an dem Kampf gegen die ſchwediſche Gymnaſtik energiſch teilnahm. Auch gedenke er zu den Hauptlehrern des Jahn-Denkmals. Es bleibe auch nicht unerwähnt, daß er die Mädchenturnerei begünſtigte und den erſten Mädchenturnverein gründete.

Maßmann war auch ein namhafter und fruchtbarer Dichter. Alleſamt iſt das Lied: „Turner ziehen froh dahin“ von 1813. Des ſchönen Liedes: „Ich bab' mich ergeben“ iſt bereits gedacht. Manche andere Lieder, Freudenlieder, die ſich mit Turnen und Vaterland beziehen, ſind gebraucht, viele, ja die meiſten, werden im Manuſkript von der Familie bewahrt, ſodaß manche bezeichnen verſchwenden weitere Verbreitung.“)

Maßmanns Familienleben war, wie bereits angedeutet, ein glückliches. Doch trübte auch nicht ausnahmslos ſich. Die erſte Frau verlor er, nachdem ſie ihm dreizehn Kinder geboren. Es war dann noch zweimal verheiratet. Nach den Tod von jedes Kindern hatte er ſo viele. Drei trübſeinde Kinder verlor er innerhalb vier Tagen in Berlin 1849 an der Cholera. 1860 trat Maßmann ein leichter Schlaganfall, der ihn nicht beſiegte, doch auf den beſten Wege ſchien, ſich zu erholen und den vorbereitenden Schritten zur Errichtung des Jahn-Denkmals in der Haſenheide ernſt zu beteiligen. Auch dieſem Plan ſah er ſich nicht gehindert, ſo daß er gelungenen zu der Grundſteinlegung des Jahn-Denkmals.

Am 3. Auguſt 1874 ſtarb Maßmann, lebensmüde. Ein edler Menſch iſt mit ihm hingeſchieden, der Wiſſenſchaft ergeſtet und geachtet hat, und der, wenn ihm auch nicht alles gelungen iſt, wenn auch er als irrender Menſch nicht aller Fehler frei war, doch ſich mit dem Bewußtſein ruhigen durfte, nur das Beſte gewollt zu haben.

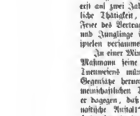
*) Der oft umgeſtrichene Entwurf hat die Geſtalt Maßmann gekommen und neuverfaßtet worden wachen, und beſonders erſtaß es den bewußtlich entſchwundenen Geiſtes. „Gaus Deutſchland“ Maßmann. Sein Leben, ſein Turn- und Vaterlandsleben. Aus ſeinen hinterlaſſenen Papieren herausgegeben von E. Euler und F. Hardtken. (Hardtenberg, H. Heinrich.)

Für müßige Stunden.

Schach.

(Vorſchrift von E. Schallopp.)

Aufgabe 36.
von B. Schiffer in Wien.
1. Weißer Schachkönig: 1



Weiß zieht und ſetzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflöſung der Aufgabe Nr. 33 S. 696:

Partie Nr. 329.

Mit einem Königſch. zu Verſuchung anſtandsloſerem und mit 1 ziegen 1 bei 6 Mann-ten zu 6 Schach. Lichtgewinn bewährter Spielkampf.

Gambit des Damiano.

Weiß: O. Schiffer. — Schwarz: M. Kibitzgarn.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e4 — e5	e5 — e5	18. Kh1 — g1	Le5—h2†
2. Sg1 — f3	f7 — f6	19. Kg1 — h1	Lh2 — e5
3. Sf3 — e5	f6 — e5	20. Kh1 — g1	Le5 — h2†
4. Dd1 — h5	Sg8 — f6	21. Kg1 — h1	Lh2 — e5
5. Dh5 — f3	d7 — d5	22. Kh1 — g1	Le5 — e7
6. Df3 — f4	Sb8 — c6	23. Kg1 — h1	Le7 — h4
7. Lf1 — e2	Lf8 — e7	24. Dh5 — e2	Lf2 — Le7 †
8. e5 — e6	Le7 — d7	25. Kh1 — g1	Sc6 — f5
9. Sb1 — c3	Sg8 — e7	26. Df4 — f5	Th8 — h5
10. Sc3 — e2	Sc6 — e7	27. Df5 — f4	Th5 — h8
11. Le2 — h5	Sf6 — e7	28. Kg1 — f2	Th8 — h5
12. Lh5 — g6	Sf6 — g6	29. Kf2 — f3	Th5 — h8
13. Sd1 — c3	Le7 — d6	30. Kf3 — g3	Th8 — h5
14. Sc3 — e4	Ld6 — e5	31. Kg3 — h4	Th5 — h8
15. Se4 — f6	Le5 — f6	32. Kh4 — g3	Th8 — h5
16. Lg6 — h5	Lf6 — h5	33. Kg3 — h4	Th5 — h8
17. Kg1 — h1	Lh5 — h2	34. Kh4 — f3	Th8 — h5
18. Kh1 — g1	Lh2 — h2	35. Kf3 — g3	Th5 — h8

*) Ich bezweifle nämlich hier, ihn Verfaſſern auf keiner ganz Ende, die ſämtliche Verbindung bei Bezugsvorgangsſtelle, nur bei in allen Verbindungen genommen wird. Verfaſſerſtil iſt beſtelle nicht genaue vorhandene Verbindung.

**) Mit Zug: Schach machen muß 3. Lf1 — e4 per Verbindung bei Tagesſtelle nach g5.

*) Darauf 6. nicht Sf3×e5 wegen 4. Dh5 — h5? nebſt 5. Dh5—e5+ und nachfolgen Verbindung, und Sie Matten ſchaden.

*) Zeitlichſeit wann zieht 4. Df1—h5? wegen g7—g6! 5. Sf3×g5 Df6×Se4!

Kreuz- und Querrätſel.

Silbenrätſel.

Wer ein hehes Ziel ſich ſtellt
Muß dort, wo die Pflicht gebeut,
Will er ſeinem Ziel es nahen,
Sich der andern Hilfe wehren.
Wohl den Hund ſie ſchützen will,
Und nennenswig ſich ihr Freunden
Bis der Feind ſie ſtellt zu ſtellen.
Den ſie ſollte mißbrauchen.
Doch ſie ſind den Gaben Gottes
Dem ſind ſchützen ſie zum Spotten,
Rebellen in der Natur,
Wage und bewahrt ſich treiben.
Ihr der Barbei, daß nach der Luft,
Die Schützen und auf Erden,
Wie auch der Vergänglichkeit
Wettmeiſter verſchieden werden.
Meinem und der Gegner ein
Meinen Gaben hier im Leben,
Muß es und vergnügt nach ſein,
Zerſtört weiter noch zu heben.

R. Sch. Schl.

Auflöſungen der Rätſelaufgaben Seite 728:

Des Worträtſels: Pergolen.

Des Zahlenbuchſtabenrätſels: 1 Bonn, 2 Wahl, 3 Herzog, 4 Ceres, 5 Arno, 6 Mantel, 7 Dirt, 8 Rabe. Pfingſten.

Des Silbenrätſels: Wiederhall.

Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift wird Zeitſchrift in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart — ohne Perſonenangabe — zu richten.

Digitized by Google

Über Land und Meer.

78. Band.
Neunundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1896—1897
Erscheint jeden Samstag.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 M. 50 Pfg.
Mit Post-Aufschlag 4 M. 75 Pfg.
Redakteur:
Ernst Schubert in Stuttgart.

Die Flucht.

Roman von Ada Boy-Ed.

X.

Hydde fühlte sich nicht weiter belebigt, daß ihre Begleitung abgelehnt worden war. Im Gegentheil sah sie sich unerwartet im Besitz einiger freier Stunden, da sie schon seit Tagen von der Hochmama erbeten gehabt. Seit die fremden Arbeiter da waren, durfte sie nicht mehr, wie sie es von Kindheit an gewohnt gewesen, in der Gegend herumstreifen. Jedermann, der einige Autorität über sie besaß, hatte es ihr verboten: die Großeltern, Conradine und sogar die alte Pettersen. Die hatten alle gut reden; wie sollte sie sich ihre Pflanzen zusammensuchen, wenn sie nicht hinaus durfte? Sie plante eine Erweiterung ihres Gärtchens mit einer Gruppe von Jaraklintern. Dann sollte ein Anemonenbeet angepflanzt werden; die wachsen mit ihren grauen, haarigen Blättern und ihren rosigen und lila Blumenglocken zwischen den Gellasborgener Sandbergen. So etwas mußte mühsam zusammengesucht werden, das wuchs nicht groß und breit am Wege, daß man's finden konnte, wenn Conradine aus Gutmüthigkeit auch zehn Minuten den Wagen halten ließ. Und was im Frühling auf der neuen Stätte gedeihen sollte, mußte im Herbst hineingepflanzt werden.

So benutzte denn Hydde diesen Nachmittag, um zu botanisiren. Sie besah einen Lehrerinnen, an dessen beiden Enden je eine Spankiepe von mäßigem Umfang befestigt wurde. Das hing sie über die linke Schulter; einer der länglich viereckigen Körbe hing vorn, der andre hinten an ihr Hüfte. Den Matrosenhut tief im Nacken, in der Rechten einen kleinen Spaten an langem dünnem Stock, den sie beim Schreiten vor sich hinpflanzte wie einen Alpenstock, so wanderte sie davon.

Sie wußte über Jöldahl und mitten über den Bauplatz. Die Leute, die nemlich mit ihr gesprochen hatten, sahen verlegen lachend nach ihr hin. Sie nickte ihnen zu wie guten Freunden.

Wohl anderthalb Stunden brauchte sie, um zu den Sandhügeln zu kommen. Die waren ein weitiges, weiß gelbliches Gelände, das mit seinen kleinen Wäldern und kurzen Erdsenkungen aussah wie ein erstarrtes Meer. An der Grenze dieses toten Stück Erdreichs war der Versuch gemacht, Kiefern anzupflanzen. Die kleinen, grünen, borstigen Pflänzchen waren aber vom Sande fast überweht.

Ein grauer Himmel stand über der öden Fläche voll schweigender Traurigkeit.

Hydde's leicht schreitender Fuß kam nur schwer vorwärts, ihre Schuhe rieselten voll Sand, der ihr beim Ausreißen entgegenfiel und beim Abreißen nachrutschte. Sie zog bald den einen, bald den andern Schuh ab, schüttete ihn aus, zog ihn wieder an und warf endlich beide in den vorderen Korb. Auf Strümpfen ging sich's besser.

Die Stelle, wo man Anemonenpflanzen finden konnte, wußte sie genau. Aber die blattenlosen, die im Herbst nicht mehr die Blumenstengel erhoben, trocken so grau und niedrig am Boden und waren so von Sand überhäutet, daß schon ein Falkenauge dazu gehörte, sie zu finden.

Endlich schien es zu lohnen. Hydde machte Halt, suchdem sie lange und genau den Boden ringsum betrachtet. Sie stellte die Körbe auf den Boden, warf ihren Hut nach rechts, ihre Schuhe nach links und fing an, Pflanzen mitsamt reichlicher Erde auszugraben. Sie pfiff dabei den „tappern Landsoldaten“ wie ein Junge.

Es kommt! Nach dem Gemälde von A. Riccl.

Photogravürenbeilage zum Hang Heidelberger in München.

Digitized by Google

Einmal war es ihr, als habe sie ein Geräusch, ein Stapfen und ein Murren von Gebissen — gewiß, da ging jemand. Sie stolperte der Hügel hinan. Richtig, da ging Adrian.

„Hallo," schrie sie.

Er drehte sich um.

„Ja um!" schrie er prustend und kam mit seinen langen Schritten herüber. Er hatte Blasenpflaster an, die vorher noch gewesen sein mußten, denn der Sand klebte weiß und körnig daran fest.

„Was machen Sie hier? Wie kommen Sie hier? Wer hat Ihnen das erlaubt?" fuhr er sie heftig an. Pbbde Freude ging in große Angst über.

„Ach Gott," sagte sie kleinlaut, „warum darf ich denn mit einem Mal auf Gottesdiensten keine Pflanzen mehr suchen? Das hab' ich doch schon so oft gethan. Der dumme Sand, dem schadet das nicht."

Sie stockte sich, sah ihre Schuhe an, aber nicht, weil ihre Strümpfe so genäht hätten, sondern weil sie glaubte, Adrian sage sie darum, und sie hatte nun gelernt.

Der Herr Hand nach immer auf seinem Gesicht. Er war einer von den Männern, bei denen sich alle Sorge um ein geliebtes Wesen in Festigkeit gegen dieses selbst zu wandeln scheint.

„Das meine ich nicht. Wenn hat Ihnen doch verboten, allein so weit herumzulaufen, seit die fremden Arbeiter da sind," brach er los.

„Bloß ich, mit Erlaubnis zu sagen, zurchtbar dumm sind, antwortete sie schlicht. „Als ob die Arbeiter nicht längst wüßten, daß ich bloß die arme Pbbde Gradowski bin und genau so Portemonnaie voll Geld in der Tasche habe. Und überhaupt, wer lage denn, daß Liebe darunter sind, die einen anfallen: ha bouse on la vie!"

Sie lachte, zog ihr Portemonnaie aus der Tasche, öffnete es und hielt es Adrian unter die Nase.

„Da, drei Nickel und zwei Pfennige," sagte sie und lachte.

Er sah wohl ein, daß er sie bei ihrer Auffassung der ergangenen Warnung lassen mußte. Das Weiterforschen erneu Lächeln zog über sein Gesicht.

„Na, auf etwas höher als zweiundvierzig Pfennig hab' sogar ich Sie taxiert," sprach er.

„Wenn Sie doch wohl so sind, helfen Sie mir," bat Pbbde. „Wenigstens dreißig Pflanzen muß ich haben für mein Beet."

Er fing sogleich an, mit seinem Stock in der Erde herumzuwühlen, und entfernte sich dabei recht weit von Pbbde.

„Adrian," rief sie nach einer Weile hinüber.

„Was ist denn schon wieder?" rief er zurück.

„Ich will Ihnen was sagen."

Er kam heran. Sie kniete vor ihren Körben, hielt die Stirn tief gesenkt und legte sorgsam Pflanze neben Pflanze auf den Sand, der die Körbe bis zur Hälfte füllte.

„Adrian, wenn man Ihr den Jammer mit dem Sandboden sieht — es sind doch gewiß an dreißig oder vierzig Morgen . . ."

„Vierundfünfzig," schnitt er ein.

„Ja, dann freilich man sich vor: wenn die Intlivert würden! Mit Lupinen, mit stickstoff, mit Thomasschlacke, und wie all der Kram heißt." fuhr sie fort.

„Ja, vorstellen kann man sich das schon. Aber das kostet ein mordmäßiges Geld," sagte er betrübt.

„Ich weiß, wie Zinsen und Zinseszinsen anschellen ist," flüsterte sie.

„Das weiß ich auch: mit Arbeit, Arbeit und nochmals Arbeit und Gebäud, die gehört auch dazu."

Er lief sich im Sande nieder, spreizte die langen Beine aus und verschränkte die Arme über der Brust. Er grufte Pbbde nicht an und sprach voll innerer Bewegung weiter:

„Manchmal denk' ich so: schon ist es so nicht, so 'n ganzes Männerleben dran zu wenden, und die Narre wieder aus dem Sumpf zu ziehen, wohinein sie die Vorfahren geschoben haben. Aber dann hab' ich wieder Stunden, wo ich mich tolosial glücklich dabei fühle. Das ist doch oft so recht so rund, wenn man alle Tage sieht, wenn einem der Herrgott die Fäuste und das hirchen Gröge im Maß gegeben hat! Das mit man sie brauchi, Pbbde! Na, ich denke, ich brauche die meinen gehörig. Es ist so auch ein Verwärtskommen. Aber so wenig, so langsam. Und manchmal denk' ich, ein bißchen weniger Sorge hätten Vater und Großvater mit hinterlassen können — bloß ein bißchen, damit ich mal auch ans Glück hätt' denken können."

Er seufzte schwer.

„Adrian," sagte Pbbde ganz leise, während Thräne um Thräne über ihre Backen rann, „Sie sollten doch eine reiche Frau heiraten."

„Bloß leid ich?" rief er empört und sah sie starr an.

„Ich meine nicht um Geld, gewiß nicht allein um das. Aber wenn es sich nun so trifft, daß eine, die Sie liebt, gerade viel Geld hat, und daß diese eine gerade die Beste, Schönste, Herrlichste ist, die einzige, die Ihver wert ist," sagte Pbbde weinend. Ihr war zu Mut, als habe sie Schuld an allem, an Adrians Armut und daran, daß er recht heiraten solle.

Unter ihren Worten verdüsterte Adrian sich wenig. Er nahm Hände voll Sand auf und streute ihn seitwärts hinaus mit ein Schaufeln — das Stillsitzen verlang er nie, wenn er aufgeregt war.

„Unsinn," sagte er barsch. „So eine giebt's hier gar nicht. Dem Treddiner Pastor seine Tochter ist an die vierzig. Trudchen der Pastorin hat so blaß Söhne. Die Bürgersee mit ihren sechs kleinen Bälgen kommen auch nicht in Frage. Also was sind die Wunderdame, wenn ich was fragen darf?"

„Aber bloß eine, daß Sie's hätten sie und sing bestimmt zu weinen an, indem sie sich umdrehte und ihr Gesicht in den Händen verbarg.

Adrian saß lange still und summte auf den krummen Rücken, der ihm zugekehrt war, und sah über dem der runde Zopf hing. Er hörte aufmerksam dem leisen Weinen zu.

Sein Gesicht war rot, er schlug die Augen, die ihm naß geworden waren.

Endlich hatte es sich gefaßt. Er sog ein wenig an dem Zopf, als ob der ein Klingelzug wäre, und sagte: „Pbbde?"

„Ja?" fragte sie entgegen und versuchte ihre Thränen zu trocknen. „Ach, lassen Sie doch meinen Zopf."

„Also, Pbbde, Sie sind viel, viel dümmer, als ich geglaubt habe."

„Oh!" rief sie etwas beleidigt.

„Viel dümmer! Gottadine liebt mich nicht. Hab' ich wohl hundert Male gesagt. Und sie sind doch ich dummed Hoard? Nein! Und wenn sie mich liebte — geheiratet wird nicht, und mit Geld schon gar nicht."

Er sprang auf.

„Aber nun, allons, nach Hause. Das hat nicht in meinem Nachmittagsprogramm gestanden, daß ich hier 'ne halbe Stunde mit Anemonenstudien verbummle. Sie wissen schon ein bischen renuen, Fräulein Pbbde, ich bin nicht böse, aber Sie haben unrecht."

Pbbde sammelte ihre Siebensachen zusammen. Ihr Gesicht strahlte vor Glück und war doch noch heiß und rot von den vergossenen Thränen.

„Ich muß mir wieder die Schuhe anziehen," sagte sie verzagt. „Sie brauchen mich aber wirklich nicht nach Hause zu bringen. Sie wissen ja — bloß zweiundvierzig Pfennig."

„Ner, nee, Dorfchit ist besser. Sie sehen viel wohlhabender aus; Gottadine scheint Ihnen immer so schöne Kleider," meinte er und schritt so aus, daß sie wirklich rennen mußte.

„Aber heut hab' ich ja das alte beibiene an, es ist schon zwölfmal gewaschen, mindestens," rief sie mit der ganzen Unruhigung eines jungen Mädchens, dem man in einer Kleiderfrage unrecht thut.

„Zwölfmal gewaschen, ist, wirklich alt!" fragte er erstaunt.

„Ich habe es schon den ganzen vorigen Sommer gehabt," beteuerte sie, „es ist ja nur Kattun und hat bloß sechsundzwanzig Mark gekostet. Sie sollen nicht immer auf Gottadine schielen."

Adrian war ganz kleinlaut geworden. Ihm ging ungeheuer viel im Kopf herum. Also ein hübsches, schönes, liebes Pbbdchen konnte wie eine Fee aussehen in einem Kleid zwölfmal gewaschenen Kattunstoffs, das nur sechsundzwanzig Mark gekostet hatte? Sollte die Bekleidung einer Frau doch ein erschwingliches Ding sein?

Hierüber war er so tief in Zerstreuung gekommen, daß er vergaß auf den Weg zu achten und viel weiter wanderte, als nötig gewesen wäre.

Zum Abschied schüttelte er dann Pbbde die Hand und bat mit ungewohnter Innigkeit:

„Also ersens, zerdrechen Sie sich das Köpchen nicht wieder mit Heiratsgedanken für mich. Und zweitens, lassen Sie nicht wieder so allein herumlaufen. Unser den Mummern sind zwei, drei böse Lümmel, die betrinken sich manchmal, da kann man nie wissen . . ."

„Na, wenn Sie es befehlen, thu' ich's gewiß nicht mehr," versprach Pbbde.

„Warum muß denn ich erst was befehlen, ehe gehorcht wird?" fragte er mit strahlendem Gesicht.

Pbbde. Sie wissen doch alles am besten," erklärte Pbbde.

Er lachte und ging eilends davon.

Pbbde verzehrte sich nun vor Ungeduld bis zu Gottadines Geburtstag hinüber. Nie hatte sie mehr so gebadet wie heute, Ihr war, als müsse sie ihr um den Hals fallen und sich viele, viele Male bei ihr bedanken.

Pünktlich um acht Uhr hielt denn auch der Wagen vor der Thür.

Aber Pbbde kam keine Gelegenheit, ihre stürmische Zärtlichkeit auszudrücken. Die Ankommenden waren verfroren, heiß, satt verlangen.

Fritz Dahlland begrüßte Pbbde flüchtig und ging dann sogleich die Treppe hinauf; Gottadine lief ihm ein paar Schritte nach und rief: „Also nochmals — gute Nacht — gute Nacht," dann sagte sie, sie sei verregnet, abgekannt, verzaust, müde, Pbbde käme wohl morgen zu Tisch.

Pbbde, die in bester Stimmung gewesen, zog enttäuscht und erkältet von dannen.

Es sokete Gottadine eine schlaflose Nacht, um sich klar darüber zu werden, ob sie ihrer Liebe leichtsinnerweise nun eine Mr Stanislaus verabredeten solle, lieben sie alles, was auf Treddin lebte, um sich versammelte und Fritz als ihren künftigen Gatten vorstellte, aber ob sie die einzelnen gezeichnet mit der Zbotsache bekannt machte. Aus ihrem Bunkeln seinen Tang lang ein Geheimnis zu machen, war ihr sehr Verlag. Sie war nicht der Mensch für kleinlichkeiten. Und wenn ihr Mund zu schweigen verwochi hätte, ihr Wesen war zu stark und geradlinig, um sich in irgend einer Form von Heuchelei verbergen zu können. Sie zurschloß sich alle Stunde anders und wußte sich aus, was hier ein Gesicht Adrian machen, was Madame oder Ihver Barbara

Als Gouradine des treuen Mannes ansichtig wurde, ward sie gerührt. Ihr bewegtes Gemüth hatte schon förmlich ein Bedürfniß gehabt nach Rührung, nach Zunigkeit.

Dieser da hatte für das Leben gereitet und sie leidem mit Tutunnel, aber mit aller Treue eines Hundes bewacht. Solche Art Naturen, wie dieser einfache Mann, haben innerlichste Instinkte — ihr verstorbener Gatte hatte einmal gesagt: „Wer Karo anbellt und wen Jasperson nicht mag, dem dem droht und was ihnlos, darauf kann man wetten.“ Wenn irgend jemand ein Recht hatte, die große Neuigkeit zuerst zu hören, war es dieser Mann.

„Jasperson,“ begann sie, „ich will die was mitteilen.“

Aber indem sie zu beginnen, fühlte sie zu ihrem eignen Schreck, daß sie zitterte, daß ihre Stimme bebte. Das ist so, als wenn ich Angst hätte, dachte sie. Da hört doch alles auf.“

Sie trennte an ihrem Schreibtisch herum. Sie sah aus, als suche sie da etwas, nur es Jasperson zu geben, der wartend neben dem Thetisch stand. Sie war mit erzwungenem Gmichtsin ihre Schreibsher hin, die sie in der Hand gehabt, und wandte sich Jaspersen zu, ihn seh aufsmandend:

„Du wirst sollt es wissen, leider als meine Nichte, leider als die geistige Frau. Ich gehe die damit den Beweis von Vertrauen auf einer Tante darbeit, die nie anständen wird. Ich werde mich wieder verheiraten. Mit Herrn Dahlland. Ich bitte dich, ihm dieselbe treue Anhänglichkeit zu widmen wie mir.“

Jaspersons Gesicht entstörte sich, er sah ihr in die Augen.

Dich hatte, unbewegte Miene reiste Gouradine. Weil sie gerührt war, erwartete sie auch von andern Ueberraschung und vergaß ganz, daß der Mann immer von eisterner Ruhe und Verschlossenheit sterte, solange nicht etwas Unerhörtes ihn zu wilden Ausbrüchen hinriß.

„Wenn es dir aber unmöglich sein sollte,“ fuhr sie fort, „dich in neuen Verhältnisse zu fühlen, stehe es jedergeit bei dir, in eine andre Beschäftigung zu wahren und meinen persönlichen Dienst zu verlassen.“

Vor fünf Minuten hatte sie noch nicht daran gedacht, dergleichen zu sagen.

„Ich gratuliere der gnädigen Frau vielmals,“ sprach Jasperson mit unbeweglem Gesicht. „Und es ist wohl besser, ich bekomme was andres zu thun. Sodann bei Tisch und so, bei dem ewigen Beschäftigsein Herrschaftsdiener zu sein, das ist nicht mein Fach, daß der gnädigen Frau wichts gefchieht, das thut nun wohl der neue Herr.“

Gouradine empfand einen heißen Schmerz. Sie hatte gedacht, der Treue müsse sich dazu drängen, auch Felix ergeben zu werden. Tausend peinliche Empfindungen stürmten auf sie ein; jene Worte ihres Gatten — die Vorteilung, daß Jasperson eine Art Eifersuchtsregung sei für den Verstorbenen — die Furcht, daß auch die andern ihre Verbindung mit Felix so sehr begreiflich könnten. Sie sollten jubeln, sie sollen begreifen: er war ihr Glück.

„Wie du wirst, Jasperson,“ sprach sie mit leisem Zittern, „du hast ja Zeit, die zu überlegen, welche Anstellung du willst, und wenn sich nichts findet, schaffen wir sie dich ein Amt. Natürlich wird es für dich nur eine Verbesserung in Bezug auf dein Einkommen sein.“

„Es wird sich doch für ihn an meine Verlobung ein froher und dankbarer Gedanke knüpfen,“ dachte sie und war sich wohl bewußt, daß sie ihn ertannt wollte.

Bei Madame Möve und Pfohe und Gouradine dann einigen Trost. Die erstere, die ihre Stiefschwiegertochter immer nur hinter deren Rücken zu kritisieren wagte, und der alles darauf lag, die gewohnte Stellung im Hause zu behalten, lobte Felix mit den überschwenglichsten Worten. Das war das beste Surrogat für den fehlenden Herzenston. Pfohe weinte Thränen, halb in Rührseide, halb in Schadenfreude nach eigenem Glück.

Und Gouradine verstand den zwiefachen Grund dieser Thränen gar wohl. Sie war eine Glückliche und wollte glücklich machen.

Kaum daß Felix, nachdem er sich wie ein fremder Besucher bei ihr hatte anmelden lassen, in ihrem gelben Zimmer bei ihr war, und nachdem sie ihr Wiedersehensglück mit heißen Küssen gefeiert, sagte sie ihm, daß sie zusammen nach Gollasborgen fahren müßten.

Felix stand vor einer Ueberfast von Geschäften, aber heute durfte er sich ihr noch nicht entziehen. Nur seine Liebsungen, nur seine Arbeit, die zu ihrem Nutzen gethan, waren ihr Argument gegen ihren Wunsch umgekehrt. Er habe ja schon so viel gelassen, und alles sasse sich nachholen, was etwa noch in den nächsten Zeiten versäumt werde. Reise, er sei noch nicht genesen und anstrengen sie seinen Pflichten, bald noch ein Verneuber, da gehe es keine Minute, die verloren gehen dürfe.

So stritten sie hin und her, und daß Gouradine für heute ihren Willen durchsetzte, war natürlich. Sie hatten sich auch so endlos viel zu sagen. Im Wagen saßen sie Hand in Hand, Schulter an Schulter, und Felix forderte Aufklärung über alle seltsamen Vergänge, die es dazu gebracht hatten, daß Gouradine ihm nicht schon damals im Juli, als sie beieinander, so in die Arme genommen war, wie nun endlich gestern.

Gouradine war auf diese Fragen gar nicht vorbereitet. Die gegenwärtigen Gefühle erfüllten sie so sehr, als daß sie vermocht hätte, genau zu gegliedern, was alles in ihr vorgegangen. Sie wußte nur, daß eine unbestimmte Angst in ihr gewesen und dann völlige Zufriedenheit, da sie ja in seiner Nähe lebte, bis dann die zweite Trennung gekommen und mit sie eine Sehnsucht ohne alles Nachdenken, ohne alle Angst.

Im Triumph ihres Glückes wollte sie auch lieber von der Gegenwart und Zukunft sprechen als von Vergangenem.

„Sieht du,“ sagte sie, „nun fährst du über deinen eignen Grund und Boden. Stammt dir nicht alles ganz neu vor?“

„Nein. Ich sehe nur dich und denke nur an dich.“

„Und die Sonne scheint. Das gehört zum Glück, nicht wahr? Es ist so eine recke Bekanntung.“

„Der Regen gestern abend ist gepriesen.“

Sie lachte. Ja, der Regen hatte ihnen erlaubt, im geschlossenen Wagen ihre ersten Liebesgeständnisse nebeneinander auszutauschen.

Aber der Regen hatte auch die erste Ernte auf Kokelsund gedroschen. Lichter waren die Wipfel. Ein leichtend blauer Himmel spannt mit Atlasglanz über dem korbenfoldigen Gelände. Die blauen Bergkuppenlinien schimmerten rot und gelb. Auf den bleichgelben Stoppelfeldern hatten die eintrauen Riedvieh. Links von der Landstraße, auf einer von Unkraut grün überwachsenen Brachstoppel zog eine Schafherde dahin, die Lämmer, mit schmutzigweißen Tiere mit den freifend geneigten Köpfen dicht aneinander gedrängt; vorn verzingte sich der Hunden zu einer Spitze, das breit auseinander gegangene Hinterteil der Herde ein Hund mit gespitzten Ohren und aufmerksam geringeltem Schwanz. Der Schäfer saß zum Rain und stöberte ans einem Weidenkorb, ein halbwüchsiges Mädchen lag daneben mit emporgezogenen Knieen auf dem Rücken und starrte in die Luft, wo eben drei Raben mit schwerem Flügelschlag hinschwebten.

Als Gouradine und Felix vorbeifuhren, grüßte der Schäfer. Der Kuhhirsch auf seinem Torf hing bewerkbar auf.

„Wir wollen ihm einen Thaler schenken,“ sagte Gouradine.

Sie sanen über die „Dehmlichs“ aber, wie es nun immer hieß, „die Fabrik“, denn so hatten die Verbliner die Dampfsegelei getauft.

Der Baumeister war nicht anwesend, die Arbeiter hatten gerade ihre Mittagspause angetreten. Gouradine war entschlossen, sie hätte den Baumeister ihre Verlobung anzeigen und den Leuten Geld zu einem Fest verabfolgen lassen können.

„Ich möchte alle Welt beschenken,“ sagte sie.

Ihr Glück rührte ihn tief.

„Was bin ich denn, was gebe ich dir denn?“ fragte er zärtlich.

Gouradine legte seine Hand zurück auf seine Schulter.

„Dich selbst giebst du mir, und damit ein neues Leben. Ich habe dich geliebt von jenem Augenblick, wo ich dich im Juwelierladen sah. Bestzt du es noch, wie ich deinen Ring an meinem Finger habe bleibt, und wie mich dann dein Blick im Spiegelglase traft.“

Sie verteilten sich in die gesamte Erörterung jener Minuten und lebten sie wieder nach.

„Ich, du sind wie schon bei Adrian,“ sagte Gouradine. Adrian, der ganz ländlich Mittagsschlaf hielt, wenn seine Leute aßen, und der in ganz seltenen Fällen ein besseres Gericht für sich kochen ließ, als diese es bekamen, sich bei weißen Bohnen und Speck.

Er machte große Augen, als die beiden hereintamen. Das Anfuhren des Wagens hatte er überhört, denn erstens hatte er immer einen Appetit wie jemand, der abtrocknen hat, und zweitens lag er neben dem Ofen das Kriegsblatt, wozu er sonst den ganzen Tag seine Zeit fand.

„Zwei Glückliche, Adrian. Wir wollen uns deine guten Wünsche holen. Felix und ich haben nun verlobt,“ sprach Gouradine, und Thränen traten in ihre Augen.

Adrian trat einen Schritt zurück, wie jemand, der tief erschrickt. Er wurde dunkelrot und sah die beiden, die Hand in Hand vor ihm standen, fassungslos an.

Auch Felix erhard das Lächeln.

„Dein Erstaunen ist — ist —“

Aber Adrian unterbrach ihn.

„Gouradine — Felix, mein Junge!“ Und er tüßte Gouradine die Stirn und nahm Felix in seine Arme.

Er kannte nicht recht etwas sagen. Er drückte sich in Gliedsatzungen aus, um sich und den beiden über sein Erstaunen hinwegzuhelfen.

Das hatte er ja gewußt, lange, lange schon, daß Gouradine bis über die Ohren in den guten, braven, schönen Jungen verliebt war. Na ja — temperamentvolle Frauen sind mal verliebt — so eine kleine Schwärmerei, daß unterhält, das hätte wundert sich, das geht vorüber. Das war ja natürlich für Gouradinens Herzmus, unbefriedigtes Herz.

Aber heiraten!

Die beiden putzten sich gar nicht zusammen! Worum nicht? Das wußte Adrian nicht. Er meinte, neben Gouradine müsse ein imponierer, stattlicher Mann stehen, der so in Büchsen wie Herkulisches hatte, sowohl in der Erscheinung als auch im Geiste. Na, am Ende, sie wußten es wissen. Und förmlich verstört von Glück sahen sie ja aus.

Die Frische Adrians, sein Verwundern, das nicht verlegen konnte, weil sinnige Teilnahme an beiden bewandelung, verwischte dann schnell den ersten Eindruck seiner Schreckens, der nun beiden wohl bemerkt worden war.

Aber so ein Ereignis durfte nicht unbegossen bleiben.

Natürlich zu den Spetzhohnen und den Dämmler konnte man sich zwei Leute nicht niederlassen lassen, die in höheren Sphären schwebten. Aber Adrian hatte vom Vater her ein paar Flaschen ganz alten, köstlichen Weines im Keller. Eine davon mußte heraus. Und der mit ein paar guten Gläsern — im großen Eichenschrank gab es noch deren von köstlichem Kristall; sie waren versandt und umsten erst gewaschen werden.

Aber endlich waren sie doch so weit, daß sie anstoßen konnten. Sie saßen um den Tisch, Gouradine und Felix auf dem Sofa, Adrian ihnen gegenüber. An der Wand, über dem Sofa, so daß Gouradinens Hut ein Stück des Rahmens verdeckte, hing das Bild des großen Schwerenöters, der in Kopenhagen, am Hofe Friedrichs VI., mit seinen Weibern Colladoborgen bedeutende aufgegeben hatte. Sein gesiegeltes, sachtlindes Gesicht war von einer sarglam gebleichten Haarlocke überzagt; seine Haltung war die eines Mannes, der sich einer Aufgabe gewachsen fühlt, und mit dem dunkelblauen Frack knapte sich vorn ein Jabot, die beiligraun Beinkleider umschlossen eng seinen Unterleib, unter dem Rand seiner gebürsteten Weste hing eine Kette heraus, die in zahlreichen Berlacken endete.

Gouradine und Felix hatten die Geschichte ihrer Liebe und Verlobung erzählt.

„Na ja“ sagte Adrian, „das sollte denn wohl alles so sein. Im so was, scheint es, giebt es keine Wahl. Naturstimme nennt man das. Wenn die mal spricht, ist man blind und taub für alles andre.“

„Und du, Adrian — bist du denn seine Luft, die einen eignen Herd zu gründen?“ fragte Gouradine.

Digitized by Google

In der Dämmerung. Originalzeichnung von J. Rezlica.

Digitized by Google

Ernte-Abend. Nach dem Gemälde von Ernst Henseler.

Digitized by Google

Adrian stemmte die Ellbogen auf den Tisch und faltete die Hände unter seinem Bart, so daß er steif vom Kinn abstand.

„Du meine Güte, eigenen Herd hab' ich mehr als zu viel, der ist ja gerade mein Schicksal. Los möcht' ich ihn sein. Aber selbst wenn ich nicht als Majoratsherr da säße — wer kaufte mir diese Scholle ab?“

„Ach, du weißt recht gut, wie ich's meine — heiraten sollst du,“ sagte sie.

Ohne seine Stellung zu verändern, meinte er mit einem künstlichen Pfeifenton:

„Gestern wollte Phöbe mich mit dir verheiraten — vielleicht zu mich heut mit ihr zusammen reden?“

„Du, das will ich!“ rief Gonradine lachend. „Also, Phöbe bedarf deines. — Sie gämnte dir mein Geld. Wie nett von ihr.“

„Ich hänge, mich bei allen Heiratsphänen außer Spiel zu lassen,“ sagte er.

„Bloß für 'n verkrachtes Gespann ist das!“

„Gonradine,“ begann er, und seiner burschikosen Nachlässigkeit plötzlich in schweren Ernst sollend, „du weißt am besten, was der Mann auf dem Bilde mit Gedankbarkeit und dem Hause Gottes gemacht. Ich hab' ihn mir erspart da über das Sofa in meine Wohnstube gehängt, damit ich nie mit meinen Hoffnungen ins Krant schiefe, sondern immer klug zurückschaue, wenn ich mal in Gefahr bin, mir spanische Schlösser zu bauen. Niemals führe ich ein Weib in dieses Haus, so lange die Sorge noch mit darin wohnt, und so lange die Armen noch brauchen auf den Moment lauert, wo sie 'rein kann. Nie!“

Es klang wie ein Schwur. Adrian war ganz bleich geworden. Mit etwas bebender Stimme fuhr er fort:

„Na, und die Kleine, die mir meinen, die ist so sieber arm wie 'ne Kirchenmaus.“

„Ich gäbe ihr . . .“ begann Gonradine.

Adrian streckte die Hand gegen sie aus.

„Schweig still,“ forsch er fast heftig. „Nicht durch ein Atmolen, nicht durch ein Gnadengeschenk will ich dazu kommen. Arm, wie sie ist, ist sie mir die einzige. Und sie ist mit nach Bohnen und Speck mit mir, das weiß ich. Aber das wenigstens muß ich immer haben können, sie für, sie mich, für mehr. Man muß sich doch immer sagen, wenn man ein Kerl mit christlichen Gewissen ist und bleiben will, was ein Ehestand bedeutet, und was er allen bringen kann. Ein Schuft wär' ich, wenn ich blind heute hächte, daß ich sie haben will. Erst ein paar Monat rollen Liebesgschäfte und dann vielleicht Jammer und Not? Nein.“

„Aber sie ist doch meines Bruders Tochter und . . .“

„Und du hast schon so viel für sie gethan. Und du hast schon noch vom Untergang gerettet,“ sprach er weiter, mit einer ernsten Leidenschaft, die fast wie Zorn wirkte, „und was bestellt du denn, daß du mir jetzt noch ein leichtes Bewußtsein ist, von dir das große Stück Geld zu haben? Jetzt, wo du heiratest und deine Verhältnisse sich zu verändern! Du hast, bei du verheiratet wardt, mit Gott hingegeben und dich wissen können. Bildest du dir ein, daß man sich das leicht wieder abgewöhnt?“

„Alle Fräulein von Gradowoll habe ich auch zu sehen gehabt,“ rief Gonradine erregt und griff unwillkürlich nach Felix' Hand, „ich war, was man so wohlhabend nennt. Und Trebbin und mein Privatvermögen bleiben mir doch.“

„Blonden Hundertmarkscheinen in Gallabograen stehen. Berrücker kann man sein Geld nicht anlegen,“ sagte Adrian bitter. „Und es mögen noch immer drei, vier Jahre vergehen, wenn's gute Jahre sind, ehe ich die Amortisation beginnen kann.“

„Adrian, ich bitte dich,“ sprach Gonradine fast weinend, „welche Reden! Heute und in vier Stunden thäte ich's wieder. Nicht wahr, Felix? Adrian, wir bitten dich beide, dir wegen dieses Geldes nie Gedanken zu machen. Gottlob, wir können es entbehren.“

Felix stand auf. Er litt unaussprechlich. Was sieß das alles?

„Du bildest dir ein, daß du's entbehren kannst,“ sagte Adrian trotzig. „Wenn du erst Todorsky abgereisen hast und auch den Jüngsten hab Fedmotivischen Vermögens verliert's . . .“

„Bin ich immer noch sein wohlthabend,“ fiel sie schnell ein und erhob sich. „Wie sind wir nur auf das dumme Gespräch gekommen?“

„Weil du einen Hungerleider mit 'ner Kirchenmaus verheiraten wollteſt,“ sagte er, mit sher ganz Humor, der sein Gesicht sonst durchleuchtete, blitzte wieder ans seinen Augen.

„Nomm Felix, wollen wir heim?“ fragte Gonradine plötzlich und trat zu ihrer Gesellschaft heran, der, mit dem Rücken gegen die Stube, vor dem alten Schrank stand und mit der Spitze des kleinen Fingers an dem Antaschasmuster herumwischte.

„Doch du willst, Felix?“ fragte sie fanft.

Er fuhr plötzlich herum.

„Was war das alles? Habe ich den rechten Satanas gegaunt? Da verliebt Todorsky sich sonstige Bermögensverhältnisse heraus und . . . Gehen wir!“

„Wege dich doch nicht darüber auf!“ bat sie ängstlich. Er hatte jenen scharfen, abgesonnten Zug im Gesicht bekommen, der ihr das Herz zerriß, weil er ihr vertraut, daß der Gefährte litt.

„Meinetwegen wirst du Entschuldigungen erdulden?“ fragte er streng.

„Gleich! du, Adrian, Felix' Gonradine. „Das hab' ich mir gedacht! Mein Felix — das ist nicht so, wie du denkst — mir haben immer noch übereinander zum Beten.“

„Wir — wir,“ sagte er ungeduldig. „Ich brauche nichts. Ich habe schon gebraucht. Ich will nichts von deinem Luxus. Ich will dich selbst. Aber du — o Gott, du — so verwöhnt!“

„Felix,“ sagte sie, und es lag so heimlich mit väterlicher Gutmütigkeit, „streitet euch doch bloß nicht um den Mammon. Wenn ich tappig gewesen bin und dumme Sachen gesagt habe — vergiß das, Felix. Im Grunde ist es ja wahr: wenn man sich liebt, giebt es keine Entschuldigungen.“

„Und wie macht es mich glücklich, beisammen zu sein! etwas zu verzichten? Du wußtest doch auch gestern nicht, daß ich dich liebe. Bleib das Geld meines ersten Gatten verbrannt,“ rief sie beschwörend.

„Ich bin deine Phantasie, die dir momentan das Opfer erlaubt erscheinen läßt,“ beharrte er finster. „Gonradine, wenn du mich noch öfter Stimmungen durch Himmel und Hölle jagst.“

„O Felix!“ rief sie schmerzlich und fiel ihm um den Hals.

Adrian stand sehr unglücklich und verlegen. „Bläst ihr was? Darüber sprecht ihr euch am besten unter vier Augen aus.“

„Ja, wir wollen gehen. Bitte, Adrian, sage den Kutscher, daß er vorfahrt.“ Er soll uns auf der Höhe von Jöthhoch erwarten. Wir gehen über das Moor. Ist es so recht, Felix?“

So wanderten sie denn in der Septembermittag hinein. Es wehte ein starker Westwind, der saftige Mooreskraut mit sich trug. Der Weg über das Torfmoor war mit Lehmbrant und Reisern befestigt und mit mehren Bretterbrücken durchschnitten. Rechts und links dehnte sich das Moor mit seinen elastischen Boden. Es war grün übermuchert, und die schwarzen, viereckigen Teiche, die von den letzten Torfstichen her noch klumt und ungetrübt ihr Wasser zeigten, träumten unter dem Winde ihre Oberfläche. Der Sonnenschein darauf wogte durchschimmer wie ein Gewirr von Brillantsträhnen. Da und dort standen in Gruppen oder vereinzelt kleine Birkern mit gebuchten Stämmen, alle schmalrs gewigt. Des Sturmes mächtige Hand hielt sie nieder und frisch sie vor sich hin. Die Sonne schien, es war sehr warm und eine unerklärliche, groß weiterde Stille breitete über dem Moor.

„Sprich zu mir!“ bat Gonradine, denn Felix schritt schweigsam neben ihr her.

„Warum erfuhrst ich durch ein zufälliges Gespräch mit Adrian, daß du ihm Wiederverheirathung sich solche Umwälzungen knüpfen?“ fragte er.

„Warum hätte ich dir das sagen sollen? Wir haben von unserer Liebe zu sprechen gehabt! Das Geld, das mir nicht mehr gehören wird, geht mir nichts mehr an,“ sagte sie mit ergrimmender Heiterkeit. „Denn ihr ahnte wohl: was sie auch vorbringen würde, seine Seele trug den sinchlichen Gedanken fortan mit sich, daß sie um ihn etwas aufgäbe.

Er schwieg wieder lange.

Gonradine überlegte, ob es besser sei, in langen und gründlichen Erörterungen die Frage durchzusprechen oder Felix abzuwarten, ihm zu zeigen, daß dies für sie eine Bagatelle sei, an die sie schnell nicht mehr dachte.

Sie verbrachte das letztere.

Ich sieß hat, ein reizender Punkt! Phöbe hat schon recht: Adrians Moor ist eine landschaftliche Schönheit.“

Sie wies mit ausgestrecktem Arm zu einer Gruppe von Birken hinüber, die mit ihren weißen Stämmen anmutig und einer Wurzel emporwuchten und ihre hängenden, noch grünblandunen Reiser melancholisch über ein schwarzes Wasser neigten.

Felix sieß sich nicht zu ihr herab.

Sie giegen weiter.

„Dieser Weg ist doch ein Triumph Adrianscher Wagehonkunst. Das ganze Material kostet ihn keinen Pfennig, es stellt sich mit barem geringen viel ein Knecht. Der Weg trägt die schweren Torfwagen.“

„Ja, Adrian ist ein Mann,“ sagte Felix bitter. „Ich weiterem sind Minuten blos Gonradine haben.

„Nein, sieh mal do! Das Bäuschen! Und rundherum Birkern und der dunkere Sund drum. Ich bin hier so lange nicht gegangen — den Platz kenne ich so gut nicht. Wahrhaftig, auf der Lehne sieß „Phöbes Ruh'! Das hat Adrian gemacht. Komm, da wollen wir ein bischen sitzen — da muß ein guter Geist wohnen,“ bat sie mit leiserer Stimme.

„Der Geist der Wunschlosigkeit,“ sagte Felix, „ich bin ein Egoist.“

„Ich sehe schon, du wirst dir's von der Seele herumterfechten,“ sprach sie, fie liebevoll. „Was ist denn dagentlich geschehen?“

Sie setzen zusammen, Felix wagte nicht, den Arm um ihre Taille zu legen.

„Mir ist plötzlich klar geworden, daß ich oft diese Monate blind durchs Leben gegangen bin. Ich habe nicht gehobelt wie Adrian, der sieht und doch nicht die Besinnung verliert, sondern sich sieß macht, was er will und hat, und was er der Gott sieben zu bieten vermag.“

„Die Kleine gleicht alle Unterschiede aus. Adrian würde Phöbe sofort heiraten, wenn die gröbsten Dezzen von leichten Linnen, obgleich Phöbe arm und ihr Taufschein kein rühmlicher ist,“ sprach Gonradine voll Bitterkeit.

„Adrian gäbe ihr seinen Namen, er nähme ihr keinen; Adrian gäbe ihr Brot, er nähme ihr keines,“ beharrte Felix.

„Ich liebe dich aber,“ rief Gonradine.

„Das Gefühl allein ist vielleicht keine sehr Grundlage für ein gemeinsames Glück.“

„Du giebst mir mehr als Gegenliebe,“ sagte sie und nahm seine Hand mit einer so ernsten, bedeutungsvollen Geberde, daß Felix für Erwartungsvoll in die Augen sah. Ueber ihr Angesicht war ein besonderer Glanz gebreitet, ein beinahe überschwenglichen Feuer strahlte aus ihrem Blick.

„Du kannst doch meine Art, Ja zu sagen, Boyn soll ich sie dir erst erklären! Hast du nicht selbst gesehen, was für eine Frau ich bin? Ich bedorf einer Manneß, gerade so, herrisch und selbständig scheine ich und bin ich vielleicht in vielen Fragen. Mag es Veranlagung sein, mögen die Verhältnisse es mit sich gebracht haben, ich weiß es nicht. Aber das weiß ich, daß mein ganzes Wesen mich fort und fort hinreißt, über die Grenzen des Verstandlichen hinaus. Ich bedenke alles erst nachher. Ich sühle alles mit unbeirrlicher Lebendigkeit, die mich drängt, gleich etwas zu thun. Auf jedes Gefühl muß ich eine That setzen — ich mag fragliches nicht Frauenlose sühlen. Hab' ich Mitleid, muß ich gleich helfen. Seh' ich Mängel, muß gleich der Fehler gehoben werden. Faß' ich einen Plan, muß gleich die Ausführung folgen. Ja, so bin ich, mein Felix! Du weißt es doch, wie zahllose Male mein Gefühl mich hinriß, mir Menschen in mein Haus zu nehmen, die mich dann betrogen und beschädigen haben. Ich sehe erst nur immer das Gute, Schöne an allem. Dann geh' ich mich dem Armen mit Feuereifer hin. Allmählich sehe ich dann erst, wie sie wirklich sind, die Dinge oder die Menschen, und dann sind sie immer viel, viel weniger, als ich mir gedacht. Die Enttäuschung thut mir dann schrecklich weh. Und muß solch eine thörichte Frau nicht einen Mann haben, der sie sieß und sest macht, daß sie ruhen?“

„O Gonradine!“ sagte er, überwältigt von der hingebenden Zärtlichkeit ihres Anredens.

Digitized by Google

„Nicht wahr, du siehst es ein? Solche Frau muß einen Mann haben. Er muß sozusagen zwischen ihr und der Menschheit den langen Verwirrer machen. Ich war schon als kaum Flügge vor Ernüchterungen ganz einsiedlerisch gewarten. Genug gewiß, ich hatte mich zu tausend Dummheiten zoetreiben lassen!“

Sie drängte sich näher an ihn, verkrachte ihr Gesicht an seiner Wange und flüsterte:

„Vielleicht hätt' ich mich gar nicht leicht in legend einen Bieder. Meine Seele fror beinahe in der Einsamkeit. Ach, und es ist so gut zu lieben und geliebt zu werden, — so schwer, allein dahinzuleben und sich zu sagen: deine Jugend vergeht, deine Schönheit, und niemand ist da, den sie freut, niemand, mit dem dein Herz zusammen klopfen kann, niemand, der Glück von dir will, den du es geben kannst. Vor lauter Sehnsucht hätte ich nach dem fatalen Glück gegriffen können.“

Er preßte sie leidenschaftlich an sich.

„Und wer sagt dir denn, daß dein Gefühl für mich nicht demnach auch eine Selbstäuschung ist,“ rief er schmerzlich.

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, gewiß nicht. Die Angst davor hab' ich buchstäblich, dauntes, als ich heimkam. Und als diese Gewalt, die mich zu dir reißt, doch auch wieder erlosch — bei der zweiten Trennung, da wußte ich, wie sollen und gehören.“

„Mein Leben wird nicht auszehren, dir deine Liebe zu verzehren, die du daußen mit That und Gesinnung, sagte er.

„Ach, diese — das Wort „Tod“ klingt so schrecklich. Ich habe es so oft gehört, und es ist nie so ein arge Lüge gewesen. Sprich du es nicht aus — du nicht. Ich bin es ja, die dir zu danken hat! Du hast mich von einem Aeußerlichen befreit; du hast eine Entdeckung gemacht, die mein Vermögen vermehrt; du wandst über meinem Eigentum und hast dich zu meinem Schutze aufgeworfen; du hast Pläne in Gefahr eiterlich bestanden. Aber was ist das alles gegen den Takt, gegen die Milde, gegen die Geduld, die du in den schrecklichen Wochen bewiesen hast, als wir verschieden, fremd nebeneinander hergingen? O mein Felix, welch ein Mann bist du! Zu dir kann ich emporsehen, du wirst mir der Herr sein, denen ich gehorch. Ich liebe dich!“

Er sieht sie voll Leidenschaft, er nur wie in einem Rausch, und hörte dennoch, in einer wondersamen Doppeltheitigkeit seines Wesens, all die Stimmen der Angst und der Sorge, die zu ihm sprachen.

„In sieht das, zu viel und zu überschwenglich, was sie ihm sagte und in ihm sah. Und wenn diesem Zuviel nicht die bittere Enttäuschung nachfolgen?

Und noch eins hatte sie in ihrer Eitsuche ihn verraten: sie suchte in einem Manne vor allen Dingen den Herrn!

Er aber sinnte tief und mit heimlichem Erschaudern, daß er keine Herrennot habe!

Er wollte mit ihr leiden, sie lieben, Glück tragen wie Unglück, Armut oder Glanz — ganz gleich. Aber ihr beherrschen?

Wie soll ein Mann beherschen, der jede Stunde schauer zu grübeln hat über sich, sein Leben, seine Zukunft, seine Fähigkeiten und seine Aufgaben.

Herrschen! Das war sie die Geordnet, Freien, Einfachen, Glücklichen. Jemand, der im Unglück erwuchs, kann ein Despot werden, aber kein gerechter Lenker und Herrscher.

Ein Mann wie Adalan war zum Herrscher geboren. Der hatte zwar auch nicht im Glück, aber die Kämpfe, die der zum Dasein zu führen hatte, waren von mannhafter Art. Es war sozusagen eine adlige Not, die der litt, weil sie ihn stieß, weil er ein Ziel hatte, weil Ehre und Liebe seine Streitgenossen waren.

Und in diesem Augenblick, mitten unter den heißen Küssen, die er mit Gewaltaine tauschte, saß Felix im Gefühl auf sein Glück zurückfiebern, — sah den Beitel seiner Wohnung, fühlte den Hunger, hörte den widrigen Lärm der gemeinen Leute im Hause, wirb wieder wie ein Immenschen um irgend ein dürftiges Arbeit.

Dannals, in seiner besten Jugendzeit, waren die Keime des Vertrauens, des frischen Mutes, des männlichen Großvertrauens in ihm abgestorben.

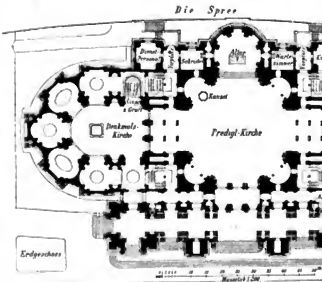
„Du,“ flüsterte Conradine noch einmal zwischen den Küssen. „mein Herr, mein geliebter Herr und Gatte.“

Ihr Herr!

Er neigte tief das Haupt.

Conradine aber glaubte gesiegt zu haben, da sie die Glut seiner Küsse sühlte.

Ihre Fröhlichkeit war nun faß triumphierend und eilig Felix mit fort. Sie verkündeten auf dem Heimweg Freunde und Gönner. Conradine rechnete nicht mehr mit der Zeit, nicht mehr mit Pflicht, nicht mehr mit Rücksichten auf andre. (Fortsetzung folgt.)



Der neue Dom in Berlin.

(Siehe die Abbildung Seite 769.)

Der kunstsinnige König Friedrich Wilhelm IV. beschäftigte sich schon mit dem Neubau des Domes in Berlin, und die Grundsteine einer großen Basilika, verbunden mit einer Campo-Santo-Anlage nach Entwürfen von Stüler, waren schon gelegt, als das traurige Geschick des Monarchen die Arbeiten unterbrach. Erst Kaiser Friedrich nahm als Kronprinz den Plan wieder auf, an Stelle des alten, unter Friedrich dem Großen 1748 erbauten Domes einen Neubau zu setzen, der sich auch äußerlich als echte Kirche des Landes und der Hauptstadt aus alt Deutsche zeigen sollte. Er selbst entwarf eine Anlage, die durch einen großen Turm an der Schloßseite und durch Nebenbauten der bayerischen liegenden Straße sich mit dem alten Schlosse an der Spree zu einem Ganzen ordnend. Aber auch ihm war es nicht vergönnt, seine Pläne zu verwirklichen. Erst unter der Regierung Kaiser Wilhelms II. wurden jene Arbeiten begonnen, die nun Gemeinlage seiner Pläne der Dom jetzt zu bieten. Der Siegreiche Reichstagsbau Professor J. G. Raschdorff arbeitete unter Beihilfe seines Sohnes, des Professors Otto Raschdorff, an der Durchführung entsprechender Vorstadt aus, und am 17. Juni 1894 wurde feierlich der Grundstein zu dem großen Werke gelegt.

Unser Bild zeigt den Dom in seiner Lage am Lustgarten, mit der Hauptfront, der Westseite, ihm zugekehrt. Von der Straße führen Treppen zum Spreegrund hinab. Zwischen den rechts liegenden Schlosse und dem Dom führt die Kaiser Wilhelm-Brücke in die gegenüber, gleichmäßige Straße, deren mit Kuppeln gekrönte Eckpfeiler wie auf dem Bilde sehen. Links vom Lustgarten befindet sich das Alte und das Neue Museum wie die Nationalgalerie. Umgeben von historisch so bedeutsamen Stätten, bedeutenden Werken der größten deutschen Meister, liegt der monumentale Bau auf einem der prächtigsten Plätze der Stadt, auf den von allen Seiten breite, mit Denkmälern geschmückte Straßen münden.

Der Grundriß entwickelt sich auf einer von Süden nach Norden gehenden, 128 Meter langen Achse, auf deren Querachse sich der gewaltige Mittelbau mit seinen Kuppeln, sowie eine gleichmäßige Kreuzfache, die durch diagonal gelegte, halbrunde Nischen erweitert ist. Den östlichen Kreuzarm schließt der breitausladungsvolle Chor. Der südliche und nördliche Kreuzarm schließt sich der von hier aus sich elliptischen Kuppeln umschlingte Taufkapellenraum an, dem rechten die ausgedehnte Treue- und Taufkirche. Der Hauptschiff umgeht, nach Westen zu, ist ein Atrium vorbenommener Vorräume vorgelegt, an beiden Seiten Treppenhäuser liegen, und hieran eine nach Süden Mittelbau geführte Vorhalle vorgelegt. Die Vorhalle trotzen von Ehre benutzt sich die Kanzel, dem Chor gegenüber liegt die kaiserliche Loge, während der nördliche Kreuzarm die Orgel und den Domchor aufnimmt. 75 Meter hoch über dem Bodenfußboden schließt sich die 32 Meter spannende Kuppel in einem luftigen Oberlichtbau, der eine ganze Kirche mit kirchlichem Turm trönne man in diesen Raum stellen, unterbringen. Auf dieser Arbeitshöhe flutet das Licht in den Kirchenraum, vermehrt durch die acht über 20 Meter hohen Fenster der Kuppeltambours, die durch bayerischen Glasmalereien Gemälde erhielt sind. Darunter belebt reicher ornamentaler und figürlicher Schmuck die großen Wandflächen. Durch den nördlichen Kreuzarm gelangt man in die Taufkapelle, bestimmt zur Aufnahme der Taufbecken und Gemälden der Gedenkfeierlichkeiten, deren eigentliche Stätte ist der Gruft, die sich unter der Kirchenanlage hingelegt, beigesetzt werden. Durch ein großes Oberlicht in der 19 Meter hohen Kuppel wird dieser Raum — ebenso die Kapellen — erleuchtet, deren Wände ausgekleidet kostbares Material, marmorähnlicher Trani, zwischen roten Marmorsäulen gefügt.

Auch nach außen ist die Baumasse durch belebenden Schmuck ihren einzelnen Räumen entsprechend charakterisiert. Treppen sich auch im Gesamtumbau. Quadrat trägt der Hauptkuppel mit der gewaltigen Kuppel und der kolossalen Laterne zunächst der rechts und links niedrig hingeschlossenen Trau- und Taufkirche und der Tonkunstkirche. Die Kuppel kantieren zwei Türme, deren vordere, je 65 Meter hoch, die Glocken aufnehmen werden. Der Hauptdurchgang ist die Portalgruppe führt unter einem gewaltigen, von zwei Säulenpaaren kantierten Triumphbogen hervor, über dem unter einem Baldachin eine 5 Meter hohe Christusfigur aus getriebenem Kupfer thront. Zu beiden Seiten sind dem Hauptportale der Westfront schließen sich die Figuren der zwölf Apostel an, während zu beiden der großen, der gotige Hohe der Front die Standbilder Lutherscher Zeitgenossen Melanchthon und die vier großen Propheten des Alten Bundes sich gruppieren. An den schönen Verhältnissen, der feinen Durchbildung des Details, in der Materialwahl und Güte, in der Verteilung und im Zusammenhang der Massen, in der plastischen Wirkung, in der Gesichtseindrucks des ganzen Werkes zeigt sich die Hand eines Meisters, der bei großen Verhältnissen Großes zu bieten weiß. St. Peter, Florentiner Dom, St. Pauls-Kathedrale, Invalidendom vollkommen Ebenbürtiges geschaffen hat.

Der Bau ist zeigt bis zum Hauptgesims, der Kuppelbau ebenfalls bis zum Kranzgesims gediehen, auch in diesem Jahr wird sich das Eisengerüst der äußeren Kuppel erheben, unter deren Ueberdachung die innere mittlere Kuppel gewölbt werden wird. Zwei Jahre wird dann noch der innere Ausbau beanspruchen, und am Geburtstag des Kaisers im Jahre 1900 wird der Bau durch die Einweihungsfeiern seiner Bestimmung übergeben werden.

Paul Gaulke.

Digitized by Google

Am Brunnen. Originalzeichnung von M. Zwecker.

Der neue Dom in Berlin nach seiner Vollendung. Entworfen von Professor J. C. Raschdorff.

Digitized by Google

Der Omnibusonkel.

Berliner Skizze
von
Max Kretzer.

In einem Omnibus hatte Theodor Klopsch seine Liebe begraben, aber besser gesagt: hatte er sie zu Grabe tragen sehen.

Als er eines Tages gegenüber seinen langjährigen Wirthschaftern, der ehemals soliden wie höchlichen Minna Wachsel, der er fast alle seine täglichen Erlebnisse anzuvertrauen pflegte, das Gis gebrochen hatte, und sie daraus nicht besonderen Traurig berührt zu sein schien, sagte er mit ganzer Damen heiser:

„Ich sehe Ihnen schon an, daß Sie das etwas komisch finden; aber, meine beste Wachsel, im Leben ist doch alles möglich! Andre kommen durch Briefe behindert, die an die Adresse geraten sind, oder sie fahren von einem geheimen Rendezvous, das ihnen die Augen öffnet. Dann kommt es auch vor, daß man die Ungetreue im Theater überrascht, wie ich neulich gehört habe. Alle diese Art es eben sie schieben, mich von der Falschheit meiner Braut im Omnibus zu überzeugen. Ich sah allen — damals schon! — auf sie sog, unten, und während ich vor Kälte mit den Zähnen klapperte, kokjette sie ganz gemüthlich mit einem andern Sitzholz und wurde warm dabei. Und das Schönste war, ich kam mir ungemein fächerlich vor und mochte mich nicht zu zeigen, aus Furcht, ich könnte mich blamiren und obendrein noch den Spott nach Hause tragen. Später, als mir die Sache gründlich zum Bewußtsein gekommen war, fiel mir der schöne Vers ein, der so recht zu meiner damaligen Lage paßte:

Und da weiß er wieder rathen,
Und da kennt er mich!“

Frau Minna Wachsel, die gern lachte, wo es etwas zu lachen gab, hielt denn auch damit nicht zurück, sondern platzte los, daß es durch sämtliche Zimmer schallte. Und Herr Theodor Klopsch, bereits verwöhnt genug gewesen, um diese Unart seiner wohlmeinenden Hausgenossin mit Milde aufzufassen, stimmte fröhlich mit ein und war auch dann noch geneigt, über sein leidiges Pech im Leben zu lächeln, als Frau Wachsel, bevor sie sich in ihr Reich der Küche zurückzog, etwas mahlidd sagte: „Sie waren eben damals schon fürs Billige und rechneten mit den Pfennig. Hätten Sie zwei Groschen riskirt, dann hätten Sie auch neben fahren können, und wer weiß, wie's dann gekommen wäre.“

Klopsch wußte sofort, daß sie damit auf das etwas knappe Wirthschaftsgeld anspielen wollte, und da er es stets für besser hielt, auf derartige verfehlte Anklagen niemals etwas zu erwidern, so hüllte er sich auch diesmal in Schweigen, steckte sich seine lange Pfeife an, nahm behaglich in der Ecke des Sofas Platz, verfolgte mit seinen Augen die langen Schwaden der Rauchwolken, die durch das Zimmer schwebten, und überließ sich dabei seinen Gedanken, die an die soeben erwähnte Erinnerung anknüpften und lästhaft verdichtete Gestalten ihm nach einmal in ihrer einstigen Frische vor die Sinne zauberten.

Lang, lang war es her. Zwanzig Jahre lagen zwischen dem Einst und Jetzt. Damals bereits war er nahe an den Vierzigen, aber immer noch pumpte Verkäufer in den Eisenwarengeschäft, in das er als blutjunger Mensch eingetreten war, um zuvörderst während einer fünfjährigen Lehrzeit sich darin zu üben, im Bücken die Finger gegen Frostbeulen zu schützen und im Sommer sich vor dem Winter zu fürchten.

Als Junggeselle ohne Vermögen und Anhang wohnte er mit einem jungen Kollegen aus einer andern Branche zusammen, dessen Vater ein bejahrter Mühlenbaumeister in der Provinz war, der seinen Sohn oder gern den kaufmännischen Beruf hatte ergreifen lassen wollen. Bald fühlte sich Klopsch zu dem etwas leichtlebigen jungen Mann kurz hingezogen, und die Folge war ein aufrichtiges Freundschaftsgefühl für ihn.

Eines Tages lernte Theodor eine junge Dame aus guter Familie kennen, die Tochter eines höheren Subalternbeamten, der in einem entfernten Stadtteil wohnte. Er fand Eintrittgenommen, und als er der Ueberzeugung zu sein glaubte, daß der Unterschied der Jahre zwischen beiden nicht als Hindernis einer etwaigen Verbindung aufgefaßt wurde, trat er aus seiner Schüchternheit heraus, ging bei den Eltern direkt auf sein Ziel los und wurde gut aufgenommen, als er Beweise für seine geordneten Verhältnisse beibringen konnte.

Acht Wochen lang schwebte er in Seligkeit. Bald jeden Abend, häufig auch des Sonntags entweilte er worden war, besuch er den Omnibus, der in der Nähe seinen Halteplatz hatte, und fuhr nach der Wohnung seiner Braut. Auf dieser Omnibusfahrt, die drei Viertelstunden dauerte und ihn mitten durch die Stadt führte, vorbei an modernen Palästen und schlichtlich durch winkelige, schmale Straßen mit hohen lästigen Häusern, nach denen Dächern er behaglich seine Pfeife rauchte. Er pflegte sich für die Zukunft, erholte er sich nach den Tagen Last und Mühe in vollen Phantasien.

Sein jüngen Glück sollte aber eine jähe Wendung nehmen. Eine, die Angebetete, hatte noch eine ältere, etwas häßliche Schwester. Als Menschenfreund, der Theodor stets war, kam er auf den Gedanken, es müßte sich sehr schön anfühlen, wenn sein Freund mit Wohlwollgedenkmend, der Schwester, sein Schwager werden würde.

Er führte ihn also in die Familie seiner Braut ein, wo der bescheidene Mensch mit seinen gewandten Manieren bald auch mit offenen Armen empfangen und daß ein gern gesehener Gast wurde. Da er die Braut seines Freundes bisher noch nicht kennen gelernt hatte, so konnte er sich nicht vorstellen, daß peinzinstige Eltern einem beinahe Vierzigjährigen ihre jüngere Tochter zur Frau geben könnten, während es doch richtiger gewesen wäre, die ältere gerathen zu haben. Er verliebte sich also in Fräulein Emilie und fiel in Bella, und auch diese entdeckte alsbald sein Herz.

Theodor Klopsch, der, wie alle partnerwesslichen Menschen, sich gern in Konfliktionen neigen, sinn und wieder ein wenig mit Blindheit geschlagen war, merkte nichts eher, als bis er einen Abends wieder auf das Trittbrett des Omnibus gesprungen war, der sich dann mit seiner Last in Bewegung setzte. Auf dem Hinterperron des Geschäftes an, und zwar unter dem allerweichsten Entgegenkommen, so daß Theodor kurz entschlossen zusagte und somit über Nacht Herr im großen Laden wurde.

Sein eisernes Fleiß, seine Anspruchslosigkeit, gepaart mit Solidität, zogen das Glück noch mehr an, als es dem Burgjahrer bereits beschieden war. Es dauerte nicht lange, so hatte er nicht nur die Schuld an seinen Wohlthäter abgetragen, sondern sich auch selbst einen Anzahlen Gulden geschaffen, der seine kaufmännische Existenz zu einer unerschütterlichen machte. Nun wäre es ihm zwar leicht geworden, sein Schiff in den Hafen der Ehe zu lenken, denn nicht nur verschiedene, sondern auch offene Anspielte heirathslustiger junger Mädchen und Wittwen, deren Vater er hätte sein können, kamen von allen Seiten zu; aber er verspürte keine Lust mehr, sich zu binden, trotzdem er sich wohl sagte, daß nun, wo er seiner Frau ein sorgenfreies Leben bieten konnte, an eine Wiederholung seines Pechs nicht mehr zu denken sein werde.

Das Leben wurde machte ihn noch aufgeräumter, denn er sagte sich nun, daß man ihn mehr seines Geldes wegen haben wolle als seiner persönlichen Eigenschaften wegen. So beschlaß er denn, Junggeselle zu bleiben.

Fünfzehn Jahre lang schaffte er nach tüchtig als Besitzer des Geschäfts, dann verkaufte er es übrigens günstig und setzte sich zur Ruhe, um sich den Rest seines Daseins nunmehr so bequem wie möglich zu machen. Kaum jedoch hatte er das neue Leben des Müßigthuns vier Wochen lang geführt, als ihn die Langeweile zu packen begann und er wirklich in Verlegenheit geriet darüber, wie er die Stunden nach dem Nachmittagskaffeetisch bis zum Abend wohl am besten hindringen könnte.

Am ersten Septembermachmittag zwischen fünf und sechs Uhr schritt er von seiner Wohnung, die immer noch in der Nähe seines einstigen Geschäfts lag, über den Platz, auf dem die Omnibusse hielten. Und während er so tastend, den Blick zu Boden gerichtet, dahinging, fiel ihm die Zeit vor vielen Jahren ein, wo er so oft des Abends diesen Weg genommen hatte, um sich mit jugendlicher Begeisterung auf den Verkehr zu stürzen. Und plötzlich hatte er die Empfindung, er müsse es auch jetzt wie einst thun, um dem Fluche verrosteter Leere nachzujagen.

Wirklich, das war eine Idee! Zum Ueberfluß erhielt er noch eine Bestätigung, die er gar nicht erwartet hatte. Der Kondukteur, der plaudernd neben dem Kutscher stand, sagte bei seinem Anblick die Hand an die Mütze, nicht wie zum Gruße sichtlich und ehrerbietig, sondern wie jemand, der nicht mit mir gesehen, Herr Klopsch.“ Und als Theodor stutzte und ihn aufmerksam betrachtete, legte er seinen Zeigefinger auf die breite, derbleichen Kundnasse vor sich, der ihm damals so oft das Jahrhundertglück abgenommen hatte, und sah ihn auch wiederum, wenn er mit Bella unten im Omnibus gesessen hatte, ein Triumph abgefeiert war.

„Sind Sie's wirklich noch?“ kam es Klopsch unwillkürlich über die Lippen.

„Jawohl, immerzu, nur 'n bißchen grau geworden und 'n bißchen dicker im Bauch.“

Aus der weiteren Unterhaltung ging hervor, daß der Mann sich über drüben im Eisenladen Kleinigkeiten gekauft und dabei den Namen seines alten Prinzipals erfahren hatte.

„Sie fahren doch unten, Herr Klopsch?“ fragte der Kondukt weiter, denn es als selbstverständlich erschien, daß ein Herr in diesen Jahren nicht mehr auf den Verdeck fahren werde.

„Nein, nein — oben, wie immer,“ erwiderte Theodor, faßte in die Westentasche und reichte dem Kondukteur das bezeichnete Fahrgeld, um sich für das Bescheid zu erteilen Erkundungen daselbst zu erfragen.

„Nun, wir soll's gleich sein,“ dachte der Alte und zog an der Signalleine, damit der Wagen sich in Bewegung setze. „Wenn er nur Geduld hat und oben fährt, dann könnte er das Kunststück von jetzt ab wieder jeden Tag verstehen, das wäre mir schon recht.“

So saß denn nun Theodor wieder hoch oben neben dem Kutscher und fuhr dem entfernten Stadtteil zu, den er seit seinem Unglücksstoß wie einen unangenehmen Ort gemieden hatte.

Es war ein herrlicher Nachmittag, an einem seiner Spätsommertage, wo halb Berlin unterwegs zu sein scheint, um sich im Sonnenlichte zu baden. In solchen Stunden, wenn die Glut des Tages sich abgekühlt hat und über die Dächer der Riesenstadt ein leichter Wind zu strömen beginnt, nun die Straßen immitten der Häuser zu reinigen, ist es wirklich

Digitized by Google

ein Vergnügen, auf sicherer Warte durch die Straßen zu fahren, ganz von dem Bewußtsein erfüllt, daß man nichts zu verlieren habe und für wenig Geld einen großen Teil des Sehenswürdigen zu sehen bekomme.

Und Klopsch ging ganz in diesem Bewußtsein auf. Je mehr Straßen er passierte, je mehr wurden alte Erinnerungen in ihm wach, die oft, unscheinbar in ihrer Art, ihn lachein machten oder rasch vorüberzogen. Irgend ein Name eines Schildes fiel ihm wieder auf, den er früher bei jeder Fahrt gelesen hatte, der ihm längst entfallen war, nun aber wieder frisch in seinem Gedächtnis prangte.

Mächtig, da hand nach in Druckzeichen Buchstaben die Firma „Meißaus & Flüchtig", über deren Kuriosität er so oft gelacht hatte, weil er stets im Zweifel darüber war, wer „fickerer" von beiden Inhabern sei, ob einer großen, schauspielerischen Thurmnatur, oder Seiten ein Gewier von Anschriften in allen möglichen Farben die Wicke auf sich zog, war immer noch die Geschäftsreklame: „Klein gehauer Holzhandlung" zu lesen, und daneben zog ein riesiger, aber durchaus einfältig gemalter Mund einen kleinen Möbelwagen, der die Aufschrift enthielt: „Fuhren heti im Keller zu jeder Tageszeit um die Ecke."

Ueber alles das lachte Klopsch herzlich in sich hinein, gerade wie damals vor zwanzig Jahren, als er ganz bestehe zuerst gesehen hatte. Sein Lachen aber war wohlgelitter, milder geworden, gleich dem gedämpften Heiterkeitsausdruck dem Antlitz eines guten Bekannten, dessen Laune unverändert lebhaft belebe geblieben ist.

Zwanzig Jahre weiter erstickte er auch die kleine, zurückgebaute Kapelle, die sich immitten zweier Steinriesen so winzig ausnahm, daß der Volkswund von ihr erzählte, jeden Abend kurz vor Mitternacht komme der Küster und nehme sie mit sich in die gute Stube, damit sie nicht gestohlen werde.

Klopsch entsann sich noch ganz genau, daß an Stelle der jetzigen Mietskasernen früher kleine Häuschen gestanden hatten, und daß in jedem eine ein Schlächtersladen gewesen war mit einer furchtbar dicken Meisterin, die fast den ganzen Raum hinter dem Ladentisch ausgefüllt hatte. Wie amüsierte sie sich! Wiederholt war sie von den Weg allen Fettes gegangen, der schließlich ebenso zum Grabe führt wie derjenige, auf dem die allgemeinhein Mageren wandeln.

Plötzlich schreckte er leicht zusammen. Wahrhaftig, da stand sie und lebte noch: in einem neuen, sehr glänzend eingerichteten Laden, in dessen Thür sie ungemächlich seinen Platz für mehr als zwei Mie es schien, war sie mit den Jahren noch dicker geworden. Genau wie früher trug sie ein rosen Tuch um Schultern und Taille, also wolle sie alle die Dohen damit wecken, deren kleine Krieger bereits an den Messingbahn hängen wußten.

Klopsch lachte bei ihrem Anblick so laut auf, daß sein Kutscher, ein Arbeiter, unwillkürlich mitlachte, ohne zu wissen, warum, und sich dann umdrehte.

Eine Ueberraschung folgte der andern. Denn als der Omnibus, bedenklich schwankend, in die kleine Hamburgerstraße eingebogen war, konnte sich Klopsch auch davon überzeugen, daß der „Pfiffermann" noch vorhanden war, der an der Schwelle seines Ziehladens, gerade wie vor zwanzig Jahren, auf einem alten Stuhl saß und in dem gelben Heft einen Kokportagemann las.

Ein aufheimelndes Gefühl beschlich Theodor, daß eine gewisse Stimmung der Beseligung in ihm erzeugte. Er war ihm, als hätte er in eine Stadt ein, die er vor langer Zeit verlassen hatte, und deren Häuser und Menschen selige Erinnerungen in ihm wachriefen. Und wie ein Wanderer, der, endlich in die Heimat zurückgekehrt, zuerst dahin geht, wo er auch das Heim seiner Lieben vermutet, so lenkte auch Theodor Klopsch vom Omnibus der Fahrt aus unwillkürlich seine Schritte in die schmale Seitenstraße hinein, wo seine Braut gewohnt hatte. Erst war er ein wenig zaghaft, dann aber kam Mut über ihn.

Gleich einem verliebten Jüngling, der angesichts Fenstergemeinde machen möchte, um das hohe Mädchen seiner Angebeteten hinter der Gardine zu erblicken, schritt Theodor die Straße entlang, wobei er spähende Blicke nach der andern Seite hinüberlandte, zum zweiten Stockwerk des Hauses hinauf, dessen Fensterreihe noch ebenso schmucklos wie vor Jahren seinem Auge sich darbot.

Und als er diese Heldenthat noch einmal vollbracht hatte und zu der Ueberzeugung gekommen war, daß dort oben fremde Menschen an den Fenstern standen, machte er einen weiten Bogen und ging schließlich in das Haus drüben hinein. Seine Neugierde war sehr rege geworden, und so fragte er ein bildschwäßiges Mädchen nach den Bewohnern des zweiten Stockwerks. Sie waren wohen ihm unbekannt. Ein alter Mann, eine Art Hausmeister, der hinzutam, gab ihm die nötige Aufklärung. Besagt Eltern waren längst tot. Die älteste Tochter habe sich heimat die Wohnung aufgegeben und sei zu der verheirateten Schwester gezogen, wohin, wisse er nicht.

Nach dieser Auskunft erwachten die Erinnerungen in Theodor um so lebhafter. Er warf noch einen großen Blick in das Haus und auf die Treppe, deren ausgetretene Stufen er so oft mit jugendlicher Begeisterung emporeilgen war, und wischte sich dann wieder unter Lachen auf der Straße, um wieder ein großes Gefühl der Einsamkeit im Herzen.

Ein bekannter Brauereigranten in der Nähe sei ihm ein, wo er in Gesellschaft Bekannt einmal einen sehr geräumigen Abend verlebt hatte. Eine Treppe führte zum Garten hinauf, von dem aus man einen freien Blick in das stets wechselnde Straßengewühl hatte. Als Klopsch dort oben betrat, die den Garten an der einen Seite abschloß, entsann er sich sogar genau des Winkels, wo sie damals gesessen hatten.

Er nahm Platz, bestellte sich Bier und Abendbrot und ließ, während er aß und trank, in aller Gemächlichkeit die Eindrücke der letzten Stunden noch einmal munter werden. Und als er dann, nachdem er fix, eine frische Zigarre angezündet hatte, mit einer Steuerrunde, wie sie nur einem wohlsituierten Rentner eigen ist, das rege Leben unter sich betrachtete, das Gewimmel der Menschen und Fuhrwerke vor sich hin, kam er zu dem Entschluß, daß er auch Gerntwohl diese Fahrt unternommen hatte, ohne einen bestimmten Zweck damit zu verbinden.

Dann stellte er die Uhr, und für eine kleine Zeitrennung es für ihn wohe, wenn er diese Fahrten von einem Stadtteil zum andern öfter unternähme, um irgendwo Station zu machen und auf diese Art noch auf seine alten Tage mit und die Berliner gründlich kennen zu lernen. In seinem Stadtbezirk kannte ihn jedermann, vermochte er kaum zehn Schritte zu thun, ohne angesprochen und durch allerlei Fragen behilflich zu sein. Hier sehrte ihn niemand, brauchte er nicht zu besüchten, plötzlich von aller Seiten ihn mit den Worten überfallen zu werden: „Nun, Herr Klopsch, was macht die Gesundheit?" Ich habe gelesen, Sie wollen sich nächstens den Wanstee kaufen und ihn zuschlitten lassen, um sich mitten darauf eine Villa zu bauen. Ja, wer es so weit gebracht hat!"

Sein großer Reichtum war, daß man ihn sie reich hielt, und daß seine geheimen Nöther, die er wie jeder andre Mensch hatte, ihn von Jahr zu Jahr immer sie wichtiger erklärten, eine Stenerleute phantastischen Ideen verbrecherischen wirkte, verlor die Wochenin endlich ihre Geduld.

„Nun sagen Sie mir bloß, bester Herr Klopsch," begann sie, nachdem sie gehörig Mut gefaßt hatte, „was haben Sie eigentlich von Ihrem einzigen Omnibusgefährt?"

„Das verstehen Sie nicht," sagt er kurz zur Erwiderung und stieß dann die Mundwinkel aus seiner Pfeife so heftig hervor, daß sie daraus sofort auf seinen geregelten Zustand schließen konnte. „Sie sollten sich auch wie wer mehr um die Küche bekümmern als um mein Tun und Lassen," fügte er hinzu.

„Gleichviel zu auch, Herr Klopsch," sah sie ruhig zurück. „Gehen beobadt kränkt es mich, daß Sie jetzt so viele Worte anfser dem Hause eilen."

„Wo andere gleich's auch noch gute Bestbeute," wendete er ein.

„Früher waren Sie andrer Meinung," erwiderte sie abermals. „Da konnte niemand besser kochen als die Wachelin."

„Das sage ich auch heute noch," entgegnete er nach einer Pause, „aber Sie werden doch gütigst erlauben, daß ich meinen Appetit bort Stil, wie er mir gerade kommt."

Digitized by Google

Die Klatschbase.

Dagegen vermochte sie nichts einzuwenden. Aber einmal im Zuge, ihn herauszufordern, machte sie

habe. Früher hatten Sie mir nie etwas zu verheimlichen. Seitdem Sie aber auf Ihre Entdeckungsreisen verreisen sind, bin ich ganz beiseite geschoben. Das schmerzt mich . . . und beleidigt mich. Weil ich es stets gut mit Ihnen gemeint habe und nicht möchte, daß es Ihnen nicht zum zweitenmal so gehe wie damals . . . Na, Sie wissen ja schon."

Frau Minna Wachtel verstand es, hin und wieder ihrer Stimme jene gedämpfte, an Demut grenzende Färbung zu geben, die unter allen Umständen beschwichtigend auf die Erregung ihres Gebieters wirken mußte.

„Wie meinen Sie denn das?" fragte Klopsch, nun wieder gemütlich geworden.

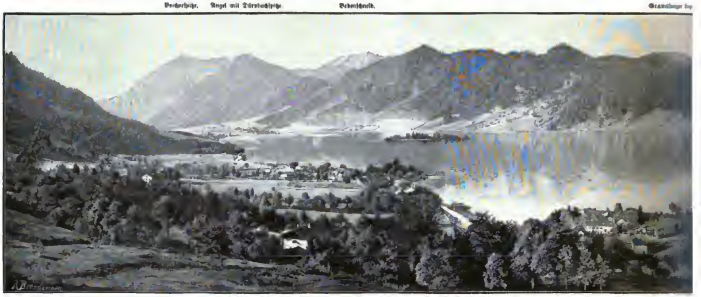
zu voll, er brauste aufs neue auf und drang in sie um Aufklärung.

Ohne ein Wort zu sagen, ging sie ins Nebenzimmer, kehrte wieder zurück und reichte ihm ein zerknittertes Zeitungsblatt hin, tippte auf eine Stelle desselben und verschwand stumm, nicht ohne ihm noch zuvor einen vielsagenden Blick zugeworfen zu haben.

Es war Dämmerung im Zimmer. Er trat ans Fenster und las die Anzeige vom Tode dessen, für den er einst wahre freundschaftliche Gefühle gehegt, und der ihm die Geliebte entfremdet hatte. Die Nachricht ging von Frau und Kindern aus und pries in überschwenglicher Art die Eigenschaften des Verstorbenen.

Theodor Klopsch sah nach dem Datum des Blattes und fand, daß bereits ein Jahr verstrichen, seitdem es erschienen war. Nun begriff er Frau Wachtels Andeutungen erst völlig. Sie hatte ihn in dem Verdacht gehabt, er könnte Kenntnis von der Witwenschaft seiner einstigen Braut gehabt haben und bereits auf dem besten Wege sein, seine Bewerbungen wieder anzuknüpfen. Trotzdem das Unerwartete ihn ernst gestimmt hatte, mußte er lächeln. Dann aber versiel er in jenes tiefe Nachdenken, das eine Folge schmerzlichen Erinnerns ist.

Verkehrshöhe. Angel mit Türverschlüsse. Bahnhofhalle. Gesamtlänge 69



Panorama

eine Wendung im Gespräch: „Nächste Woche werden es zwölf Jahre, daß ich Ihren bei Ihnen aufgehalten

Der Hinterbauer pudding.

„Nun, Sie fahren ja wieder ‚oben'," erwiderte sie keck.

Allmählich verstand er, was sie damit meinte. Er lachte lustig auf, und es dauerte eine ganze Weile, ehe er sich über den heiteren Gedanken zu beruhigen vermochte. Dann sagte er: „Sie glauben wohl, ich könnte auf meine alten Tage noch die Dummheit begehen und heiraten . . . Nein, beste Frau Wachtel, Ihre Prophezeiung in allen Ehren, aber diesmal haben Sie sich verrechnet."

„Alte Liebe rostet nicht," gab sie mit einem Achselzucken zurück.

Ihre Bestimmtheit machte ihn stutzig, und als er sie verblüfft und zugleich fragend ansah, fügte sie mit derselben Ruhe hinzu: „Man macht sich doch auch seine Gedanken, die manchmal nicht trügen. Und wenn man etwas in der Zeitung liest und sich Ihre Herzensgeschichte von damals mit Ihrer Omnibuswut zusammenreimt, dann wird man wohl das Richtige getroffen haben."

Nun wurde ihm die Sache

Nun rollten die Jahre zurück, trat das Gewesene wieder vor sein inneres Auge. Und plötzlich, während er in einer Erregung, die er nicht begriff, durch das Zimmer schritt, erwachte mächtig die Sehnsucht in ihm, diejenige, die allein Schuld daran hatte, daß er ein schmerzbeladener Junggeselle geblieben war,

Besuch bei der Cousine.

Digitized by Google

noch einmal wiedersehen. Nicht, daß er die Absicht hegte, sich ihr zu nähern — nein, nur noch einmal unbeobachtet sie zu schauen, das wäre ihm Bedürfnis seines Herzens gewesen.

Es war der stille, bescheidene Wunsch eines Mannes, der, den Abend seines Lebens vor Augen, zum letztenmal sich an einem Sonnenblick seiner glücklichsten Jahre erquicken möchte. Ja, Frau Wachtel hatte recht: „Alte Liebe rostet nicht.“ Jetzt, wo die einstige Angebetete wieder frei war, empfand Theodor das Wunderbare, das in den Worten lag. In den nächsten Minuten aber bereits schalt er sich einen Narren, der sich tollen Hirngespinsten hingebe. Schließlich ärgerte er sich, erst nach so langer Zeit von der Todesnachricht Kenntnis erlangt zu haben. Er pflegte doch sonst beim Morgenkaffee den Inseratenteil seiner Zeitung sorgfältig zu studieren.

In der Dunkelheit im Zimmer, am Fenster stehend, spann er seine Gedanken weiter. Er hatte das Leben des einstigen Freundes nicht weiter verfolgt, nur gelegentlich davon gehört, daß dieser das Haus seines Vaters in der Passing übernommen habe, dann aber wieder in Berlin als Inhaber irgend eines Geschäftes aufgetaucht sei. Im übrigen hatte Theodor kein Verlangen gezeigt, diese Spuren

Wachtelschlucht Bielefeld.

einem Schrank des vielbändigen Adreßbuch herunterzerren, in dem er nach dem Namen Frantz zu suchen begann.

Es waren aber so viele Frantzes vorhanden, die sich Kaufmann nannten, und deren Vornamen mit einem F. begannen, daß sein Forschen nutlos blieb.

Er überlegte und kam schließlich zu dem Ergebnis, daß das einfachste wäre, das Einwohnerverzeichnis aufzuschlagen, um dort die Adresse zu erfahren.

Am andern Tage war er auch bereits auf dem Wege dorthin, als er sich plötzlich wieder besann und umkehrte. Er kam sich vor wie ein Thor, der noch im hohen Alter das kindische Verlangen zeigt, sich an dem flüchtigen Gebilde von Seifenblasen zu ergötzen. „Theodor, sei kein Esel,“ sprach er halblaut vor sich hin. „Du könntest vielleicht zum zweitenmal den Laufpaß erhalten.“

Seitdem Jahren über ihm gekommen war und er in behaglicher Ruhe sein Dasein genoß, scheute er jede Aufregung, und so nahm er sich nunmehr fest vor, die plötzlich in seinem Herzen jäh aufgezogene Flamme zu ersticken. Weshalb sich auch aufs neue Qualen zu bereiten, die vielleicht doch nur in einer Enttäuschung gerudet hätten? Wer das Feuer einmal kennen gelernt hat, der fürchtet es.

Eine ganze Woche blieb es schlecht Wetter, zum großen Verdruß Theodors, der dadurch völlig aus seinem seelischen Gleichgewicht gebracht wurde. Dann aber kam die Erlösung für ihn. Der Oktober nahte und brachte trockene Tage mit klarem Himmel.

Eines Abends, später als sonst, fuhr Klopsch wieder seinem heimischen Stadtteile zu. Während er, in Gedanken versunken, die erleuchteten Fenster der ersten Stockwerke an sich vorüberziehen ließ, wo es ihm plötzlich, als erblickte er in einem Zimmer ein bekanntes Gesicht. — Man befand sich in einer alten, schmalen Straße, deren niedrige Häuser zum größten Teil noch ehrwürdige Giebeldächer zeigten. Der Omnibus fuhr

Ein Hühnerhof.

Baumgarten-Alpe. Kreuzberg. Gindelalpe. Neureuth mit Rotwandhaus. Blick in die Diem nach Miesbach und München.

n Fuchlsee.

weiter zu verfolgen, weil er die alte Wunde nicht aufreißen wollte.

Wenn sie in Berlin war, mußte sie doch irgendwo wohnen. Er zündete ein Licht an, und mit einer Behendigkeit, die ihm Frau Wachtel niemals zugetraut hätte, bestieg er einen Stuhl und holte von

Mittagsrast der Holzfrauen.

dort am Bürgersteig halte, und plötzlich bekam er einen Ruck und blieb stehen. Ein fremder Herr, der unvermutet aus einem Thorweg herausstürzte, die Straße quer durchkreuzt, hatte die Pferde zum Stehen gebracht. Wie aus einem Traum fuhr Theodor empor und hurrte vor sich in den erleuchteten Raum. Er blickte in ein kleines, dürftig eingerichtetes Zimmer, an dessen großem Tisch in der Mitte eine Anzahl Kinder um eine Schüssel dampfender Kartoffeln saßen. Ein magerer Frauenzimmerson mit spitzen Zügen machte sich an dem Tisch zu schaffen. Am Fenster, bell beleuchtet vom Licht der Lampe, stand eine zweite schwarz gekleidete Frau und blickt, mit wildem Ausdruck in den abgeschirmten Zügen, auf die Straße.

Ja, das war sie! Und die andre war die Schwester! Zwei Jahrzehnte hatten nicht vermocht, das Bild der einst Geliebten und Theodors Gedächtnis zu ertragen. Ein Zittern befiel ihn, denn sein Herz begann wie in jungen Jahren zu klopfen. Unbeschreibliche Rührung bemächtigte sich seiner, daß er sich hinderte, rasch einen Entschluß zu fassen. Erst als der Omnibus um die nächste Straßenecke bog, bekam er seine Fassung wieder. Er stieg hernunter und kehrte in die Gasse zurück. Bald fand er das Haus, das er suchte.

Im Parterregeschoß wohnte der Hausbesitz, ein kleines, verfallenes ausbehendes Männchen, das erst fury angesonnen war, denn aber Theodor die nötige Aufklärung erteilte. Was er gehört hatte, wurde ihm nun bestätigt: im ersten Stockwerk herrschten Not und Elend, die Folgen von geschäftlichem Ruin des verstorbenen Ehemannes. Das ärgste stand bevor, denn die Miete war seit Monaten nicht mehr bezahlt worden. „Sonst sehr brave Frauen, fleißige, artige Kinder, aber leider — kann ich nicht länger warten," lautete das wiederholte Klagen des kleinen Männchens.

Theodor Klopsch war tief bewegt. Er gedachte nicht lange, bolle einen Hundertmarkschein hervor, legte noch einigen Kleingeld hinzu, ließ sich eine Quittung darüber geben und lief so nebenbei durchleuchten, daß er ein Verwandter der Familie sei, der sich auch bemühstt der Kinder annehmen gedenke.

„So, so, das äußert die Sache," sagte bad vertrocknete Männchen, fand nun alles in der Ordnung und begleitete mit einer tiefen Verbeugung den Wohlthäter bis zur Thür.

Draußen hielt Theodor eine Weile gedankenvoll stehen. Sein Herz drängte ihn, hinaufzugehen, gleich in dieser Stunde seine Hilfe anzubieten, aber sein Stolz hielt ihn davon ab. Ja, er wollte sich derjenigen annehmen, die ihn einst belogen und betrogen hatte, konnt ehe Nacht wären, aber es sollte ihn gewinnen, gerichten, ohne daß sie wußte, woher die Hilfe kam. Seine Gedanken waren verirrt und begraben, aber die Erinnerung sollte lebhaft und weiterspinnen und ihm das Rade seines Daseins erleichtern helfen. Denn Theodor Klopsch hatte doch immer das Bewußtsein, unreigennützig gehandelt zu haben.

„Nun, Sie sind ja heute so gut aufgelegt, wie lange nicht, Herr Klopsch," sagte Frau Winckel an demselben Abend nach, als ihr Gebieter sich sogar zu einem heiteren Spielen verstieg.

„Ich habe wieder eine Entdeckung gemacht, dieses mal eine typische," gab er launig zurück.

„Welcher ‚unnere'?" fragte sie etwas boshaft.

„Nein, diesmal oben," erwiderte er kurz und hüllte sich dann in Schweigen.

Frau Winckel verschränkte mit einem etwas verdrießlichen Gesicht, tröstete sich aber mit dem Gedanken, daß „etwas Grußliches" nicht vorliegen könne, weil das weibliche Geschlecht „oben" noch nicht zutage kurrte.

Sprüche.

Du kannst deiner Feerude weiß nur der Gesicht'
Schon manchen, der am Ertrinken war,
Hat seiner von ihnen die Stange gereicht,
Sie haben den Strohhalm dann noch gepriesen.

*

Ach, in großem Pulse steht
Selten viel darin!
Auch der Young der Aorte brieft
Meist geringen Sinn.

M. Geier.

Schlierser und Umgebung.

Umrisse — Photographien von Ludwig Ganghofer-München.

(Siehe die Abbildungen Seite 772 und 773.)

I.

Nirgend hat einen Besuch, ein herrliches blaues Meer, prächtige Tagereisen und ein beträchtlich schmutzige Städten. Alles recht schöne Dinge. Aber ein deutscher Alpensee inmitten deutscher Berge, mit weichen Wellenlinien und frischen Matten, Tannenwäldern und grünen Freihaysteinen, das ist nicht minder schön, und minder gesund ist es auch nicht.

Nicht der Regie unter diesen Bergseen ist am Schlierser und landschaftlichen Reiz der Schlierser. Weltenbummler freilich, für die auch Paris eine Großstadt bedeutet und erst der Fall der Niagara ein imposantes Naturspiel, die werden sich wenig für die Schönheiten dieses Fleckchens kümmern, die man hier findet. Ein bischen deutscher Gemütlichkeit muß man schon sein und etwas von der beschaulichen Ruhe des Philosophen besitzen, um sich in Schlierse wohl zu fühlen.

Der Schlierser ist nicht mehr jung, aber jugendfrisch, doch gereift, um alle Alltagsdinge baran für eine Weile vergessen zu können; die Berge ringsherum sind nicht so hoch und steil, so schroff zu besiegen wie der Montblanc, aber man hält auch nicht so lange Atem. Kaiser ist es doch immer eine stolze Bergwelt, die und hier umgiebt, und ein frischer, freier Hauch weht uns an.

Wer übrigen sehr zu bedauern bedauernswert, der vertauscht wohl seine Schmalzler-Suppe und Pumpkosen mit Forellen und Bergschuhen und zieht seine modebeladenen Koffer neben den braungebrannten Bergstöcken und Rucksäcken der Einheimischen leben, was freilich in der Regel einen abhandenlichen Sonnenbrand giebt. Ihr Verwöhnlichungsgrad der Lonbesüblichen Tracht dient nicht wenig dazu, Aufsehen auf sich zu ziehen, denn man sieht bei der Erfindung des Realismus in möglichst lächerlichem Zustand von einem der Bergbewohner erhaschen. Sehr erkennen den ganz gut, daß sie sich nun ihrer alten, verwitterten Stadtmensch sich durch die Brille von oben her anstiehl, gestellt er sich selbst, auch doch immer die Hauptlache bleibt.

Ich habe die Stadt mit ihren Schattenseiten und Trottoirs satt und flüchte auch für einige Zeit an den Schlierser, den ich von früher her kenne. Die schönsten Wochen der Einsiedlerzeit sind vorüber, und

die ich schon oben ein Mehr genannt, immer zahlreicher werden; auch giebt es hier mehr Gasthöfe, Cafés und dergleichen. Sogar eine Leihbibliothek hat sich aufgethan. Der bemerkenswertheste Ort im ganzen, weit am See sich hinziehenden Ort ist die in diesen Mitte gelegene ehemalige herzoglich Pseudskirowitzsche, die zur Eigenthum der Herzogin Karl Theodor von Bayern ist. Ansserdem ist die Schlosskirche einer Besichtigung werth.

Den Tegernsee noch eingehender zu sprechen, würde hier zu weit führen, wie ich auch darauf verzichten muß, eine ausführliche Darstellung einer Tour nach dem am Schlusse auf am meisten besuchten Wendelstein zu machen, dessen Besteigung gewöhnlich von der zwischen Wallbachkapelle Birkenstein, wo sich auch ein vorzügliches Wirthshaus befindet, erfolgt.

Wenig bekannt und benutzt sind die nahe hinter Schliersee gelegenen Weinberghäuschen, abgelegt sie den kurzen Weg durch einen herrlichen Laubwald dahin zu führen, und diese Umgebung reichlich lohnen; wer dort auch oft auch weiter Panoramas aufgenommen.

p.

Telegraphie ohne Draht.

Von

Dr. Kreutschmar.

Zu schneller Aufeinanderfolge erschienen gegenwärtig in der Tagespresse Mittheilungen, denen zufolge es dem Irvinger Marconi gegluckt sei, ein Prinzipe das Problem des Telegraphirens ohne Drahtverbindung zu lösen.

Wer aus allen Zeitungen oder wenigstens gar noch aus einiger Anzahlungen von optischen Telegraphenvorrichtungen kennt, der hat den jammyger und dreißiger Jahren zuletzt Jahrhunderts beispielsweise zwischen Berlin und Köln und einiger anderen Orten Deutschlands bald ausschließlich zu Zwecken des öffentlichen und staatlichen Depeschenverkehrs, und bei Nacht und bei trübem Wetter natürlich nicht funktionierten, auch die ungeheure Bedeutung würdigen, welche in der Erfindung der neuen Gauß, Weber, Steinheil und Morse ocealmäßnommenen elektromagnetischen Telegraphie auf leitendem Metallbraht lag. Ebenbürtig der Erfindung der Dampfmaschinenkraft, bewirkte die Telegraphie Zeichen einer Druhtsieg um den Erdball. Unterseeische Kabel verbanden auf Jahrzehnte zum Meilen die bis Kontinente; die Radiotelegraphie ist es möglich, gleichzeitig nach verschiedenen Punkten in gleicher oder entgegengesetzter Richtung auf bemessbare Druhte zu expedieren; und das Telephon endlich, auf beiden genauigkeitsgrad Medien wie dieses Jahr zurückliegt, hat schon die Möglichkeit des unmittelbaren mündlichen Verkehrs über weite Strecken hin.

Trotz dieser bis unerhörten Fortschritte blieb die Telegraphie in objektiver Abhängigkeit von dem den elektrischen Strom leitenden Metallbahnen, die wahrlich von oder leitenden Verbindung mit dem Erdboden isoliert werden muß und dabei jeder Beschädigung durch Witterungseinflüsse oder Menschenhand ausgesetzt ist. Es war daher viel länger Zeit der Traum aller Elektrotechniker, die Telegraphie ohne Drahtverbindung zu emanzipieren, und es sind hierzu verschiedene Wege versucht worden.

Aufsehenerregende Versuchen des berühmten englischen Physikers Maxwell, hatte der leider zu jung verstorbene gemalte deutsche Elektrotechniker Hertz schon vor einigen Jahren überzeugend nachgewiesen, daß bei der elektrischen Wellenbewegung ist, analog jener schon seit getanmter Zeit bekannten Wellenbewegung der Strahlenwärme begriffen, daß die bei solchen Versuchen bisher angewandten Flächen und Linien nicht mit Glas, sondern mit Paraffin, Kautschuk und ähnlichen Stoffdingen bedeckten und entsprechend der großen Wellenlänge der elektrischen Schwingungen in lotrechten Dimensionen aufgebaut werden müssen. Mit derartigen Apparaten gelang es Hertz vor Jahren, die von einem Druhte ausgehenden elektromagnetischen elektrischen Strahlen parallel zu machen und über mäßig unbedeutende Entfernungen auf einen weiteren ebenso konstruierten Auffangdrahtapparat zu werfen. Durch abwechselndes Einschalten und Unterbrechen der Strahlen ist auch dem gelegten ganz gut möglich, der Empfangsstation Zeichen nach Art des Morseschen Alphabets zu übermitteln; die praktische Ausführung dieser Idee scheiterte jedoch an unüberwindlichen technischen Schwierigkeiten.

Einen anderen Gedankengang verfolgte schon vor vierzehn Jahren der englische Telegraphendirektor Preece. Wenn man einen elektrischen Strom durch einen Draht schickt, werden in einem parallel geschalteten zweiten Drahtstrecke, sogenannte „induzierte" Ströme hervorgerufen. Auf dieser Thatsache fußend, verbindet Preece parallelen einem Druhte der englischen Küste und einem auf einer hinaus Insel gelegenen Leuchtturme dadurch das elektrische Sprechen eben Verbindungsdraht möglich zu machen, daß er durch einen an der Küste gespannten Draht einen starken Strom sandte; auf der Insel spannte er parallel zu diesem einen zweiten Draht und schaltete in den Stromkreis desselben einen Morse-Apparat ein, welcher die Zeichen genau wiederholte, die durch Schließen und Oeffnen des an dem Küstendraht aufgestellten Stromes gegeben wurden. Auch diese Versuche erwiesen sich als unpraktisch, weil sie außerordentlich starke Ströme beanspruchten.

Marconi benutzt zu seinen Versuchen den sogenannten Radiator, einen von Hertz konstruierten Apparat, dessen Leitungen davon bestehen, elektrische Strahlen von so kurzer Wellenlänge zu erzeugen, daß sie sich geradlinig, wie sie früher nicht herstellbar waren, auch allen Linien des Raumes zu entsenden. Diese Strahlen, die sich natürlich auch in der Richtung jenes Drahtes ausbreiten, welchen eine telegraphische Verbindung gewünscht wird, bewirkten dort einen eigentümlichen elektrischen Apparat, welcher im wesentlichen aus einer Glasröhre besteht, in welcher feinen Metallfeilspänen gefüllten Glasröhre besteht, in deren Enden Metallstäbe eingeschmolzen sind und verwittelt deren der Apparat in einen elektrischen Stromkreis eingeschaltet werden kann. Die wohl- und regellos durcheinander gewürfelten Metallspäne setzen dem am Empfangsapparat kreisenden Strome einen großen Widerstand entgegen, der Ausgleich der Elektricitäten kann nicht erfolgen, und der Strom ist an dieser Stelle unterbrochen. In demselben Augenblick aber, in welchem von einem wenigstens noch mehreren Radiator gemäßigte starke Strahlen auf die Glasröhre auftreffen trotzdem sie ihren Längsdurchgang auffallen, werden die Metallteilchen dann kömmlich gleich gerichtet, der Leitungswiderstand der Röhre wird dadurch bedeutend herabgesetzt und der vorher gestörte Strom wird geschlossen. Schaltet man nun in diesen Stromkreis den Empfangsapparat einen Morse-Apparat ein, so wird dieser jedesmal ein Zeichen notieren, sobald von dem Radiator aus durch die aufgebrannt elektrischen Strahlen der Empfangsstation die Empfangsstation geschaffen wird. Um zu verhindern, daß die Feilspänchen nach Unterbrechung der Radiatorstrahlen ihre gleichgerichtete Lage beibehalten und einen neuen Stromschluß in der Empfangsstation hervorrufen, ist ein schüttelnig wirkender Hammer durch leise Erschütterungen die Metallspäne der Glasröhre neue in regellose Lagen zurückfallen werden in die zur Stromunterbrechung notwendige Regellosigkeit der Richtung. Das wesentliche der Erfindung liegt, wie man sieht, in dem eigentümlichen Empfangsapparat, der auf kürzere oder längere andauernde Radiatorstrahlen durch Niederschrift einer aus Punkten und Strichen zusammengesetzten Morseschrift reagiert.

In der Theorie ist dies alles wohl begreiflich, und die augenscheinlichen Erfolge der bisherigen Versuche sprechen laut und deutlich für den Wert der Marconischen Erfindung. Ob dieselbe aber geeignet ist, unsere bisherige Drahts- und Kabeltelegraphie zu verdrängen, muß billig bezweifelt werden. Daß die Wolken von Gebäuden, künstliche Gegenstände den Radiatorstrahlen kein Hindernis in den Weg legen, ist wohl auch durch Versuche im Londoner Hauptpostgebäude bereits bestätigt. Dagegen sind andere Stoffe, welche die Radiatorstrahlen teils reflektieren, teils absorbieren und, wenn sie sich zwischen den beiden Stationen befinden, die Verständigung unmöglich machen, ist bis in der Umstand, daß Verständigungsentfernungen bisher erst auf eine Entfernung bis zu neun englischen — zwei deutschen Meilen gelungen sind. Der Versuch, in Irland einen, mit einem Radiator von 60 Wirbelstäben und genügend starker Empfangsapparaten selbst die Entfernung zwischen London und dem Nen Hope zu überwinden. Die Unterseekabel, mit denen ein ähnlicher Radiator auf zwei in verschiedener Entfernung befindlichen Empfangsstationen wirkt, verhalten sich, obwohl man das physikalisch bei Distanz gilt, zu einander umgekehrt wie die Quadrate der Entfernungen. Die zur Verständigung zwischen London und New York erforderlichen Radiatoren, welche einen Raum von 3500 bis 4000 englischen Meilen, das heißt also eine etwa 4000mal größere Strecke zu überwinden hätten, als bisher möglich war, müßten alle 400 — 1600 000mal stärker werden als die jetzt in Verwendung stehenden Apparate. Wenn die Möglichkeit der Verwirklichung derartiger Riesenunternehmungen auch den bisherigen Erfahrungen nach den gegenwärtigen Stande der Technik zwar auch höchst zweifelhaft erscheint, so muß andererseits doch wieder zugegeben werden, daß die Erfindung einer bedeutenden Verbesserung der Telegraphie bedeutet, welche verhältnismäßig Perspektiven auf den telegraphischen Verkehr mit Lotse und schnellen Dampfern eröffnet. Die Möglichkeit, sich auf dem Lande, am Leitungsdrahtgange und Telegraphen stehen, mit jedem mit den nötigen Apparaten versehenen Schiffe in Verbindung zu setzen, ist immer, ist wenigstens doch; und sind die Radiatorstrahlen auf Kriege dürfte die Erfindung sich als sehr wertvoll erweisen.

Jungern hatten der Erfindung ein nicht zu unterschätzender Nachteil an. Die Radiatorstrahlen breiten sich, wie bereits gesagt wurde, nach allen Richtungen des Raumes aus. Demzufolge wirken sie auch alle Empfangsapparate, welche in ihren Schußbereiche liegen, entsprechen und in Thätigkeit setzen. Der Absender wird daher nicht nur dem von ihm mit Kopf gewählten Empfänger, sondern auch allen anderen in diesem Bezirk mit Aufnahmsapparaten ausgerüsteten Personen seine Mitteilungen machen, und ebenso wird der Empfänger nicht nur von diesem einen, sondern von sämtlichen im Wirkungsbezirke in Thätigkeit befindlichen Radiatoren Mitteilungen empfangen. Der letztere Umstand beeinträchtigt jedenfalls dann sehr die Verbarkeit der Marconischen, während der erstere sich durch Vereinbarung eines Geheimtelegraphen zwischen zwei Personen übermanden ließe. Wenn nun ferner erwägt, welche erhebende Unterhaltung auch heute die meisten Menschen in der Handhabung des in alt einfachsten Telephons an den Tag legen, auch wenn sie dadurch zum jedenfalls über tausendfachen bezahlen, darüber mit dem Nachbarn oder Freunde sich direkt unterhalten können, so wird man auch hier Weise sich einander bemerkbar machen. Ebenso möglich wird sich bei der Monierung von Druhtstrennen mit den Apparaten erweisen für die Zeit, wo die Witterungsverhältnisse die rechtzeitige Wahrnehmung des warnenden Leuchtfeuers hindern.

Neun auf einmal.

Thüringischer Sage.

Von

Georg Büttlicher.*)

Auf Ehrfurcht ist gegründet ein Gesetz, Gebraucht genannt, Mit dem sein Volk und ehrt Germania aus Gewissenhaft. Der hat, der solches Gesetz versah des Ilmthores pflag, Der Kindlein neun geboren — es sah mit oft ereignen mag.

Darüber ist erschrocken gar sehr die edle Frauen Und in der Angst, dem Herren nächst' vor dem Segen graun, Daß sie sich scheuen vor Schande und bösartig Gerücht Ersher sich, von denen vermeint zu bringen acht zum Neid' und Leid.

Das Weib in einem Nestel die Kindlein alsogleich Fortfrug, sie, freudesschwanger, zu senken in den Teich. Wie nun die Alte eilend den Weg zum Wasser nahm, Gott Hermann, Gott Gebrauchs Bruder, Sankt Erasmus, just vor über kam.

Der Heil'ge hört' ein Winseln, das aus dem Nestel ging, Derwundert sich und fragte das Weib, was da so trieb'. Die Antwort: „Junge Hündlein draufen!" kam just verkehrt. Er hob das Tuch vom Nestel und — ward der Kindlein gewahr!

Entsetzt ganz aus der Maßen bedroht' er nun das Weib, Daß der zum Tod Erschrecken ergriffen der Leid. Da besiehet' sie den Bunden. Er aber nahm die acht Und brig dem Weib, der Gnaden zu lagen, alles bei voll-bracht.

Die Kindlein taufft' er schleunig und nannt' sie all' nach sich, Kaft nach der Mutter Namen sie alle mit Ernst heimlich. Nie er, nach langen Jahren, sein halbig Gnad' erkannt' — Da offenbart' er endlich dem Bruder, wie es sich befand.

Der ließ die Kindlein kommen und schloß sie an die Brust Und hat sie lang betrachtet in väterlicher Lust. Dann aber heuch sein Herzen ihn wider die herrete. Denn seine Kinder sind sie, die Kindlein der Hexerei.

Auf gählichen Roß zu ganzen der Frauen er behielt, Und zwängt' sie selbst die Füßchen in Schuh' von harten Stahl. Sie weint' und schrie: „O Herre, die Schuh' sind mir zu eng." Er aber sprach: „Das giebt sich! Bei neuen geht es bris gedrang."

Doch als beim zehnten Umtanz der Frauen nichts geschehn, Da rief er: „Mag dem Weibe dieswal ihre Rechts ergehen!"

Die Alte, die in Pfuhlsack gesetzten sollte sein: Auch diese ward begnadet — zum fünften Sieg'lauf Nr. 9.

*) Starke auch Ludwig Bechstein. Der Sagenschatz des Thüringer-Landes. 1838.

Zu unsern Bildern.

„Ode" ist das Bildchen nicht gehen? Hat nicht der Ringel gefloret?" Ja glauben wir es von den Lippen der Schönen in den besten Nachtschwärmen oftmals zu hören, denn Jäger A. Ricci in dem ganzen Zauber ihrer jugendlichen Frische auf die Leinwand gebannt hat. Doch nein. Das Wort des Dichters ist hier nicht angebracht, von einem Zweifel kann hier nicht die Rede sein. „Er kann es!" hat der Künstler sein Bild unterschrieben, und mit Recht. Der Maidenad hanger Verwandtschaft und den Augen der Hurrenden gerichten und frohe Zuversicht strahlt aus auch ihnen entgegen. Er kannt! Er, der bei Zeit der Schönheiten in den besten Nachtschwärmen obsiegen zu können, jener Jäger A. Ricci in dem ganzen Zauber ihrer jugendlichen Frische auf die Leinwand gebannt hat. Doch nein. Das Wort des Dichters ist hier nicht angebracht, von einem Zweifelsatt

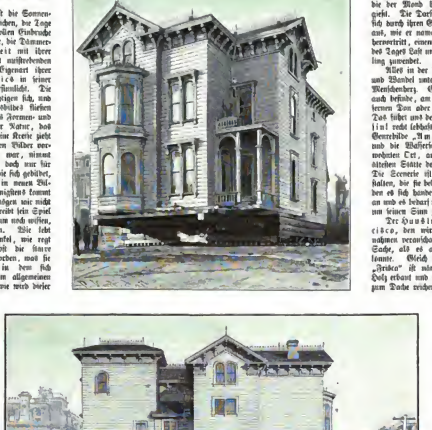
Worte zu lassen und sein Künstler, wie hoch begnadet er ist, mit den Ausdrucksmitteln seiner Kunst zu schildern vermag.

Hochsommer ist's. Schon ist die Sonnenbahn von ihrem Höhepunkte gesunken, die Tage werden kürzer, und vor dem weiten Einbruche der Nacht fleht, länger als bisher, die Dämmerzeit sich ein, die Dämmerzeit mit ihrer eigenthümlichen Stille, ihren leicht ausführbaren Nebelstreifen und der ganzen Eigenart ihrer Poesie, wie sie uns F. Kopicz in seiner Originalzeichnung so trefflich veranschaulicht. Die Umrisse der Gegenstände verflüchtigen sich, und die Farbentöne des Landschaftsbildes fließen untereinander über, ein phantastisches Formen- und Lichterspiel, ein Traumleben der Natur, das den Beschauer unwillkürlich in seine Kreise zieht und seinem Auge die seltsamsten Bilder entgaukelt. Was vorher formlos war, nimmt nun eine bestimmte Gestalt an, doch nur für einen Augenblick; bis Formen, die sich gebildet, zerfallen sich, um dann wieder in neuen Bildungen hervorzutreten. So wenigstens kommt es sich vor, wenn Jemand versuchen nun nicht zu unterscheiden; das Zweilicht treibt sein Spiel mit unserm Auge, so daß wir kaum noch wissen, wonach wir unS halten sollen. Alle Licht und weiß es in dem Halbdunkel, wie regt und bewegt es sich! Sichtbar die feinen Vogelscheuche ist nun bald gemacht, weil sie vorstellen soll, ein Weiser, in dem sich ein Wille regt und bah an dem allgemeinen Daseinskampf theilnimmt. Und wo wird dieser Kampf ihm vergallt! Ein weißes Flöckchen ist auf dem Nebelbeet dahergefahren, ein weißes Flöckchen mit wehendem Nebelhaar und phantastischem Schmetterlingsflügeln, und hat dem unwirschen Alten Kopf und Sinn verwirrt. Nun kreiste, brummiger Gesetz, zum Kämpfe heraus Lebenskampf! Ja, wenn die tückischen Flöckchen nicht wären und der Nebelbeet und die finstere Nacht, die nun bald hereinbricht und dem ganzen Leben und Treiben der Dämmerwelt ein Ziel setzt, bis wieder eine Sonne sich und das heitere Formen- und Farbenspiel von neuem beginnen kann!

Nach ein Hochsommerabild! Ernte-Abend hat Ernst Henseler sein Gemälde genannt, von dem wir eine Wiedergabe bringen. Ein schwerer Arbeitstag ist beendigt gegangen, und emsig haben vom Morgengrauen an die schwieligen Hände sich regen müssen. Nun aber ist das Werk beendet, und Ruhe und Frieden herrschen an der Stätte der Thätigkeit, aber die der Mond bereits sein mildes Licht ergießt. Die Darstellung des Künstlers prächtet sich durch ihren Gehalt an poetischer Stimmung aus, wie er namentlich in der Personengruppe hervortritt, einem Elternpaare, das sich nach des Tages Last und Mühen seinen kleinen Lieblingen zuwendet.

Alles in der Welt ist beständigen Wechsel und Wandel unterworfen, nur eines nicht, das Wandelbare, es ist das Leben, das so sich auch befinde, am Nedar, am Rhein, an dem teuren Don aber dem auch heranen Ganges. Das bietet auch der rührige Künstler H. Hasselhorst, der in Düsseldorf, in einem hübschen Gemeinde „Am Brunnen". Der Krieger und die Wasserschöpferin treffen sich am gewohnten Ort, an der alten, so vielleicht der ältesten Stätte der Liebespoesie, dem Brunnen. Die Scenerie ist freundlich, gleich den Gestalten, die sie beleben; aber der Vorgang, um den es sich handelt, meist bekannt und vertraut an uns so bekannt und vertraut an uns so bekannt und vertraut, um seinen Sinn zu erschließen?

Der Kunsttransport in San Francisco, dem wir auch photographischen Aufnahmen verdanken schildern, ist keine so schwierige Sache, als es auf den ersten Blick scheinen kannte. Glücklicherweise stehen Gebäuden in „Frisco" ist nämlich auch dieses Haus aus Holz erbaut und nur der vom Erdgeschoß bis zum Dache reichende Erkervorbau und Mauersteinen aufgeführt. Immerhin bleibt es eine achtungswerthe Leistung der Technik, ein solches zweistöckiges Haus, das in der Front 40 Fuß Breite und 120 Fuß Seitenlänge mißt und neben der Küche auch den Wirthschaftsraumen einzelnen Zimmer enthält, auf einer Unterlage von Pfählen und Schienen ohne jeden Schaden weite Strecken zu transportieren. Der „Umzug" dauert bis weilen mehrere Wochen, und besonders lange mußte es, wenn auch Aufsicht auf den Straßenverkehr das „house moving" nur nachts bewerkstelligt werden kann. Ein großes Hinderniß bildet oft das die Stadt überspannende Telephonnetz, und stets gemacht man in Begleitung solches mundenden Drahte auf entfernen und, nachdem der Koloß seinen Weges gegangen, wieder zu befestigen haben.



Nach photographischen Aufnahmen von Felix Koch in San Francisco.

Ein Dampftransport in San Francisco.

Für müßige Stunden.

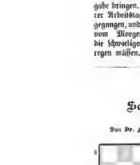
Schach.

(Verbeten von E. Schallopp.)

Aufgabe 37.

Von Dr. A. v. Bottschall in Odessa.

Schwarz.



Weiß zieht an und setzt mit drei beliebten Zügen matt.

Auflösung der Aufgabe 34 S. 712:

W. 1. Dg8—g1
W. 2. Dg1—c5
W. 3. Dc5—e5
W. 4. Ke4—d3, f1
W. 5. De5—d2, f1 matt.

S. 1. beliebig anderd
W. 2. Kd3—e4 und
W. 3. Dg1—a1 matt.

Wiederholungen unserer neuen Problemaufgaben zu Nr. 37 in Nr. 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44 und 45. Durch Auflösung zu Aufgabe zu Nr. 37, Verzeichnis der Preisgewinner auf S. 37. Zu Nr. 33, 34, 35, 36 Verzeichnis der Preisgewinner auf S. 37, Ergänzung zu Preisgewinner auf S. 33

78. Band.
Neunundvierzigster Jahrgang.
Oktober 1896—1897.
Erscheint jeden Sonntag.

Über Land und Meer.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 M. 50 Pfg.
Mit Post-Aufschlag 4 M. 75 Pfg.
Redaktion.
Ernst Schubert in Stuttgart.

Die Flucht.

Roman
von
Ida Boy-Ed.

XI.

Und so blieb es die nächsten Wochen. Felix saß oft die halben Nächte noch oder stand um vier Uhr auf, um seine Bücher und Korrespondenzen zu besorgen. Kaum gewann er am Tage so viel Zeit, um die nöthigen Inspektionsritte zu machen. Und da sint doch weder Erfahrung noch Kenntnisse aus der flachen Hand wachsen, sondern er beides mit gesammeltem Ernst nach und nach zu erwerben und zu erweitern hatte, überanstrengte er sich in der unerhörtesten Art. Er kannte und wollte hierin nichts vernachlässigen. Die Arbeit allein und die Hoffnung, in ihr einmal wahrhaft Vermögen zu leisten, gab ihm Ruhrast. Er hätte sich verrechnet, wenn er die auch nur einmal vernachlässigt hätte. Aber er mußte sich das Recht auf Arbeit sömmlich täglich neu erobern.

Gouradise jedoch wollte die kurzen Wochen ihrer Verlobung den Geliebten ganz für sich haben. Sie dachten schon gleich nach Weihnachten zu heiraten und dann eine Reise zusammen zu machen. Hauptsächlich, weil Felix noch gar nichts von der Welt gesehen hatte.

„Ich muß dir doch die Welt zeigen," sagte sie freudig. Und er dachte dann:

„Sie! Ihrem Herrn!"

Es war Herbst geworden. Die Bäume im Park reckten ihre kahlen Aeste zum blassen Himmel empor; an den Klematisbogen und den Springquellbäumchen aber saß das Laub, grün zwar, doch faltig, nach bis in den November hinein fest. Die Wege waren mit welken, gelben und dunkelbraunen Blättern überworfen. Doch wünschte daß welke Laub nicht um die schreitenden Füße, der Morgen- und Abendnebel durchtränkte es mit schwerer Feuchtigkeit und klebte es zu einem festen Teppich zusammen. In den Pappelkronen hing an und dort noch ein weißliches Blatt, zitternd an entblätterten Stengel. Raben

Prinz Leopold von Bayern, Generalfeldmarschall. Graf von Haeseler, Kommandeur des XVI. Armeecorps.

Die Höchstkommandirenden im diesjährigen Kaisermanöver. Nach einer Momentaufnahme von Hofphotograph C. Jacobi in Metz.

Digitized by Google

hausten dort oben und halten sich die Pappeln als Versammlungsort ersehen. Der Sturm scheint unbehinderter durch den Park.

Freitag und früh kam der Abend. Mit der Dunkelheit schien die Welt einsamer und geheimnißvoller zu werden.

Zuweilen war es Felix, als liebe er ein Märchen und werde morgen weiter in seiner langen Stube erwachen und neben sich an Thekla den schwarzen Körper seines erschlafenen Hundes sehen.

Er lechzte nach Sonne, nach Wärme, nach Vogelsang und Blumenduft. Ihm däuchte, daß dann, bei sommerlicher Freude in der Natur, auch das Grübeln und Wühlen seiner Liebe ihm glaubhafter erschienen wäre.

Aber der rauhe Tag mangelt ihm mit Stürmen und Frost. Weißliches Licht, hell und doch glanzlos, nahm allen Formen Reichtum und Weichheit. Man sah, wirklich nur Nähe, aber in der Nähe. In langen Dämmerungen ängstete sich der Tag zu Ende. Die Nacht trennte den Liebenden von Liebenden. Wenn man fern ein Licht sah und einen Hunde schimmern sah, schien es wie ein Stern auf einer andern Welt, mit der man nichts Gemeinsames hat.

Diese Abende auf dem Lande hatten für Felix einen Reiz, der mit einer seltsamen Erregung verbunden war. Dieselben Empfindungen hatte er als Kind gehabt, wenn er in spannenden Büchern von Wilden, Räubern, Zauberern und Wundern las.

Er mochte gern spät noch über den Hof noch den Ställen gehen. Er konnte am Fenster stehen und ins Schwarze hineingehen, und wenn er zufällig einen Knecht mit einer Stallaterne gehen sah, schaute er nach, bis das kleine, bauminde, sichtumstrahlende Viereck ganz klein und fern in irgend einer Thür verschwand.

Conradine neckte ihn und meinte, es stecke doch ein verkappter Poet in ihm, und Klaus habe es nur nicht anerkennen wollen und Sorge vor der Konkurrenz.

Sie hatte übrigens darauf bestanden, diesen berühmten Mann ihre Verlobung brieflich mitzutheilen, was Felix höchst überflüssig fand, da Stephan Klaus ihn wie Conradine längst vergessen hatte.

Aber da Conradine gewohnt war, ihren Einfällen zu folgen, that sie doch, was sie wollte.

„Weil ich der Herr bin!“ sagte Felix lachend. Aber es war doch Selbstverspottung dahinter.

Stephan Klaus hatte gar nicht geantwortet. Er mochte in der That seine Vorstellung mehr davon haben, was für Menschen zu den beiden Namen gehörten.

Dieses „Weil ich der Herr bin“ konnte Felix sich aber gehörmal an jedem Tag sagen.

Es gab eine unendliche Menge Fragen zu besprechen und zu ordnen, die unmöglichsten für Felix einen schmerzlichen Stachel hatten.

Wärmste mußte das Testament des Herrn de Fresnoy, welches er bewahrte, schicken. Im ihrer großartigen Weise hatte Conradine sich nur ganz im allgemeinen von den Bestimmungen unterrichtet, die ihr verstorbener Gatte getroffen. Nun hieß es aber, den ferneren feindlichen Verwandten des Verstorbenen einerseits nichts entgehen, ihnen andererseits auch nichts schenken.

Es stellte sich heraus, daß Conradine erst am Tage ihrer Vermählung Dalbotsch abzureten habe. Den Fall, daß sie durch eine mehrjährige Verlobung mit einem Manne die Heimsuche hinzögern könne, hatte Herr de la Fresnaye nicht vorgesehen. Wärmste lief durchblicken, daß die Bestimmtheiger sich ängstlich erkundigt hätten, ob Conradine auch rasch heirate.

In vorzeitlicher Aufwallung rief sie: „Wenn ich dich nicht zu lieb hätte, sollten wir die eigentlich ärgern und für ein oder zwei Jahre warten lassen.“

Ich werde geheiratet — weil ich der „Herr“ bin, dachte Felix bitter, und er sagte etwas scharf: „Solche Erwägungen verbitte ich mir, selbst im Scherz. Bei der Feststellung unserer Dauheit kommen ja nicht deine Wünsche allein in Betracht.“

Conradine nahm diese Schärfe, die sie übrigens doch ein wenig schmerzte, nicht übel. Sie war nur ganz erstaunt und sagte aufwallungen:

„Aber es sind doch meine Angelegenheiten, die ich vorher zu ordnen habe.“

Es war an einem Spätnachmittag, als sie beisammen saßen und das Testament durchsprachen, welches Conradine sich vorzugehenheiten von Felix vorlesen ließ. Sie dachte, indem sie die Kenntnis desselben so völlig mit ihm teilte, ihm einen besonderen Beweis von Vertrauen zu geben.

Die Thee- und Kaffeetassen standen noch auf dem Tisch. Madame mère hatte soeben den gelben Salon verlassen, nachdem sie mit ihrer aufrunzhaften Würde ihr Abendbrot eingenommen und abgeklistet. Conradine sah jetzt um Fenster, hielt die Hände auf den Armlehnen des weißlackierten Stuhles und den sehr aufrechten Rücken fest gegen die gerade Lehne gedrückt, als wollte sie einer Angriffe hatte sie ein wenig erhoben. Sie hörte zu, was Felix ihr vorlas, der, auf der Kante der Fensterbank sitzend, das lange Dokument mit den feinmaligen gedrängten Buchstaben las. Die gelbe Seidenjardine fiel schwer über seine Füße.

Er las, daß Conradine keineswegs bei einer Wiederverheirathung von ihren Gatten enterbt war; Herr de la Fresnaye wußte zwar, einer alten Familienzusetzung folgend, ihr Dalbatsch in solchem Fall entziehen, ebenso konnte er ihr die Nutznießung eines sehr großen Stadthausvermögens weiter gestatten. Aber er hatte vom Tage seiner Verheirathung an begonnen, ein gelonderes Kapital für Conradine zurückzulegen. Mit liebevollster Begründung hatte er es bisher, Jahr um Jahr, zu seinem Hochzeitstag abgefaßten Testament die Hoffnung ausgesprochen, lange genug zu leben, um dieses Kapital zu einer Höhe von zwei, drei Millionen zu bringen, denn Conradine sei ein großer Charakter, Mensch und brauche die Freiheit großartiger Daseinsformen. Er aber wolle nicht, daß eines Tages, wenn er gegangen sei und ein neues Glück seinem Weibe das Leben verschönern vermöchte, ihm dann zu empfindlichen Nachteil in den äußeren Dingen für sie eintrete. Sein früher Tod hatte freilich die Kapitalansammlung abgeschnitten; immerhin blieb Conradinen über eine Viertelmillion.

Conradine schwieg lange und fühlte sich gerührt, in einer edeln Bewegung dankbarer Rücksichtnahme.

Dies Schweigen wirkte auf Felix wie eine neue, knechtere Entdeckung. Sein Herz erstarrte in eisigem Schreck.

„Du liebst ihn noch,“ sagte er mit rauher, dann verschämt klingender Stimme. Seele geht ihm nun weit ihm immer gehören! Nur sein Temperament drängt sich zu mir hin, mir sein Durst nach Liebe. Ich bin nur ein Ersatz, seine Wahrheit. Und wie natürlich auch! Ein großer Mann, wie ein Mann eben war, der der Herr und Mgott sein soll; er war ein starker, gebietender Mensch, er hatte einen vornehmen Namen, ein großes Vermögen, er war gewohnt zu befehlen, — und auf den Befehl des Menschlichst gestanden. Ich, ich bin nichts.“

Conradine sah wie ein Bild von Stein. Ihre Augen waren vor Entsetzen groß geöffnet.

„Felix,“ sprach sie, und betonte vor Pein, „du sagst zu viel. Das ist schrecklich. Auch in der Liebe sagt man nicht alles. Das ist geschmacklos — und thut so weh.“

Er ging heftig auf und ab. Sie rührte sich nicht.

Die Dämmerung verlosch mehr und mehr. Man sah nur noch die Weiße des Frauengesichts, nicht mehr den Schmerz in ihren Zügen.

Aber diese Stummheit wirkte auch und nach beredt; diese sinnbeweglichkeit schrie nach und nach: ich leide!

Felix begreift es.

Er lief sich auf, seine Knie vor ihr nieder und umfaßte mit seinen Armen ihren Leib.

„Ich quäle dich! Das ist mein Liebesdank! Kannst du mir vergeben? Kannst du es, wenn ich dir gestehe, daß mich zuweilen eine wahnsinnige Eifersucht auf den Verstorbenen marterst?“ flüsterte er.

Sie faltete die Hände auf seinem Haar, migte ihr Gesicht zu ihm und verstrubte nach seiner Augen Mundwerk zu erkennen. Dreimal vor blindlicher Nacht, drinnen Stille und Dunkelheit, sie waren wie abgeschieden von allem menschlichen Sein. Aber dennoch sprachen sie leise zu einander, leise und behutsam, wie von zarterlen Geheimnissen.

„Laß dir sagen, mein Felix, wie ich darin fühle. Soll ich nicht Dank im Herzen tragen für wahre und beglückende Liebe, die ich einst empfing? Die ich ganz erwiderte mit jedem Schlag meiner Pulse? Soll ich leugnen, was war? Es verbleiben? Nein, das kannst du nicht wollen. Ist das menschliche Herz so eng und so unfruchtbar, daß es nur ein Gefühl im Leben empfangen und geheben lassen kann? Du findest ein heilig gehaltenes Gnab in meiner Seele. Aber daneben ein neues Bilden, ein neues Leben — die, für dich! Lehrt dich die Natur nicht jedes Jahr von neuem, daß dies der wahre, gesunde Zustand alles Geschaffenen ist? Sind wir Menschen allein so thöricht, daß wir dies unterlohnen?“

„Aber wenn er nun gelebt hätte, und ich wäre dir dann begegnet?“

„O, rühre nicht an solche Fragen! Sollen wir die Rätsel zu deuten versuchen, die wir an uns erleben? Kein „Wenn“, kein „Aber“ bei den geheimnisvollen Ereignissen der Liebe! Was dann geschehen wäre — ich weiß es nicht. Vielleicht ist ein ausgelöschter und ausgeloschen Herz blind gegen die Erscheinungen, die mir auch etwas zu bringen vermocht hätten, wäre es gerade leer und arm gewesen. Ich weiß, daß es nun so sein soll. Somit habe es so kommen müssen. Verwechslungen, wo nur Mann und Weib aufeinander treffen.“

Er lag auf den Knieen und horchte auf das, was ihr gegenüber, erfahrenen Herz seinem angezerrissen, selbstquälerischen zu sagen hatte. Wie ein Schüler des Lebens sank er sich zu den Füßen der geliebten Frau.

Was sie ihm zu gestehen, erfüllte ihn mit Wonne und Weh. Er sah immer tiefer hinein in ihre große und sich selbst so wahrhaftige Seele, und er fühlte es: er war geliebt. Aber er begriff auch, daß die Reife, die sie besaß, sein Teil nähme sein müssen.

„Du wirst mich lehren, daß Leben zu verstehen,“ sagte er leise.

Sie nahm seinen Kopf an ihre Lippen und küßte ihn.

„Ich will dich nur lehren, an meine Liebe zu glauben,“ raunte sie, und er erriet, daß sie weiter lächle.

Daß er bleiben dürfte, schien ihm kommen! Daß er in ihr strahlendes Auge hätte blicken können!

Und wenn die Dunkelheit ihn zum Blindsein verdammte, so wollte er fühlen, was er nicht sah.

Er hatte seine Lippen auf ihren Augen und fühlte sie voll Andacht und liebkoste ihre Wangen.

Und aus der zarten, zagenden Dankbarkeitsstimmung heraus stieg plötzlich wieder die Flamme ihrer Leidenschaft empor. Sie vergaßen die Vergangenheit und die Zukunft und zitterten, aneinandergeschmiegt, vor Verlangen nach einander. Und in der stummen Gemeinschaft, wo nur mit eiserner Gewalt bezwungenen Stimmungen ward immer er plötzlich der Gebieter, der Herr, und sie das demütige und gezogene Weib.

Traubem diese schmerzvolle Stunde in seligem Glückverlangen und in der Ueberzeugung anklang, daß sie das Glück einander geben würden, behielt Conradine sie doch in guten Gedächtnis. Sie hätte nach Dalbotsch müssen, und sie war diese Reise müde.

Ihr Gefühl drängte sie gleichsam zu einem abschiednehmenden Besuch dort, der ihr noch einmal die ganze schöne Vergangenheit lebendig machen sollte, ehe sie neue, nicht minder schöne Lebenstage anfing anhob. Auch sagen praktische Gründe vor, die eine solche Reise wohl veranlaßt hätten. Conradine hatte eine Menge persönlicher Habe dort: Möbel, Kleider, Wäsche, Haushgegenstände. Sachen, von denen niemand als gerade sie Stück für Stück wußte, ob es ihr oder sie es zur Dalbotscher Einrichtung gehöre. Auch wäre es wohl ordig gewesen, sich von den heutigen Nachbarn zu verabschieden. Sie fürchtete jedoch, daß in Felix neue Eifersuchtsleiden erwachen könnten, und bat Madame mère, an ihrer Statt diese Reise zu unternehmen.

Madame mère schüttelte sich auch durchaus dazu bereiten, wie sie sich denn in neuerer Zeit sehr als eine de la Frémoire aufzuspielen liebte — freilich nie vor Conradine, aber bei jeder möglichen Gelegenheit vor Felix.

Er sah es selbst ein, es war lächerlich, sich von dieser inferioren Frau reizen zu lassen. Und dennoch fühlte er sich immer gedrückt und gedemütigt, wenn sie davon sprach:

„Conradine teilt ja nun uns unsrer Familie,“ oder „Conradine wird ja fortab seine Besitzung mehr mit uns bei de la Frémoires unterhalten; ich denke, es wird meine Pflicht sein, alle Mühe des früheren

Digitized by Google

Familienehrsch, tartan mich zwischen Cantrabine und den andern de la Freswoires zu teilen; sie ganz verlassen — dazu liebe ich sie zu sehr." Kurzum, sie that, als ob Cantrabine gesellschaftlich einen Riesenschritt abwärts mache.

Und war das nicht in der That so? Was war er vor acht Monaten noch gewesen? Er wußte nur immer den rechten Mann finden, es sich zu gutheben: ein stellungsloser Commis!

So selbe dem Madame mère nach Dalbatsch und ließ das Brautpaar in der Gesellschaft von Pöbbe zurück, die so lange ins Schloß überstreifte.

Einen besseren Dritten konnte sein Bruttpaar sich wünschen. Pöbbe sah ihren Aufenthalt im Schloß als eine Gelegenheit an, sich so frei zu bewegen wie möglich.

Mit ihrer Spahennatur, wie sie sagte, litt sie, wenn sie in warmen, kleinen Zimmern eingesperrt war. Sie suchte immer draußen herumstreifen können, sie war geboren, dem Sturm und Regen, der Sonne wie dem Staub Trotz zu bieten.

Und unerwidrigerweise traf sie immer Adrian, wenn auch bei der Aufgebung, der beiden Gäste, bei Spaziergängen langsamer Wege und Adrians vieler Arbeit ein wahres Kunststück war. Aber sie verriet sich bei Tisch ganz unbelangen: der gesunde Appetit Cantrabines stieß sie ein Mal über das andere, als wenn sie Adrian selbst oder sein Vogt wäre. Sie wußte im Oktober, welche Vogelart an der Reihe für die Winterbestallung waren, sie wußte, es sind der Tarf gefangen, ob gebraten, ob in irgendwo Zäune oder Wege ausgestoßert wurden. Und da Adrian sein eigner Aufseher war und bei jeder Arbeit wenig selbst mit eingriff, war es schließlich kein Wunder, wenn Pöbbe immer gerade vorbeikam.

Sie spielte dies auch vor niemand als Zufall aus. Sein, sie hatte immer etwas ganz Notwendigst zu besprechen gehabt.

Abends strickte sie für die alten Hausleutinnen auf Collasborgen Strümpfe und Pulsvärmer oder nähte Zeug für dieselben. Weil sonst nur die Schlicht des Stubbern, für die arbeitsunfähig Gewordenen zu sorgen. Das Geld zu der ausgebehnten Wohlthätigkeit, die Pöbbe auf Collasborgen betrieb, erbeutete sie ungenirt von Cantrabine.

Fellx stunnte das junge Weiben immer an. Sie etwas von Einbeitlichkeit hatte er gar nicht für möglich gehalten. An Pöbbes Seele gab es keinen dunklen Winkel, no Kummer, Grübeleien, Zweifel saßen; in ihrem Hirn wohnte kein Gedanke, keine Phantasie, kein Wunsch, der sich verirrt hätte nach dunnen Lebensfreuden, nach Reichtum, nach Bewunderung, nach Reisen, nach Vergnügen; es gab überhaupt nur eins für sie: Adrian!

Wahrscheinlich war er, seit sie sprechen, seit sie denken konnte, immer der Hauptinhalt ihres Lebens gewesen. Felix hörte manchmal aus ihr selbst erzählen, wie der verzehnjährige Junge bas kleine vierjährige Mädchen geschaukelt habe. Sie hatte, seit sie überhaupt ein Erinnerungsvermögen besaß, seinen Tag ihres Zusammenseins mit Adrian, ein besonderes Datum aus seinem Leben vergessen.

Und dabei hatte Adrian, das wußte ja Felix, nie mit Wort oder Miene das Mädchen verraten, daß er es liebe. Jede Freundlichkeit, die er ihr erwies, erwies er eigentlich mit Scheiten.

Und oft wollte in Felix so etwas wie Neid aufsteigen auf solche sonnenhelle, zweifellose, jungfräuliche Liebe.

Ja, nicht einmal das schien ein tragischer Moment, daß die beiden ihrer Armut wegen nicht zusammenkommen konnten. Sie sahen sich doch täglich. Und Pöbbe selbst in ihren feinen Gedanken auf einen ganz andre Art den geliebten Mann und seine Scholle, indem sie, ohne sich gerade Rechenschaft darüber abzulegen, daß die Thun etwas Besonderes sei, seine Sorgen mit durchlebte.

Wer doch leben und lieben könnte, ohne zu denken! Cantrabine kam ab und zu auf Pläne zurück, wie man die beiden doch vereinen könne.

„Ich glaube, Pöbbe überlebte es beinahe gar nicht vor Schreck und Glück, wenn sie erführe, daß Adrian sie liebt und heiraten kann," sagte Felix.

„Ach du," belehrte ihn Cantrabine, „von glücklichem Schrecken können wir Frauen eine Menge vertragen. Da verzagen die Nerven nie."

Die Abwesenheit von Madame mère und Pöbbes Herumstreifereien, wie ihre Arbeiten, die sich abends oft nur in ihrem Zimmer ausführen ließen, gaben den beiden viel Zeit zum Alleinsein.

Und dies war ihnen immer erwünscht. Sie hatten endlos viel zu besprechen, äußerliche und innerliche Fragen.

Felix litt unter beiden und suchte doch mit sie gelüttigter Luft jedem Gespräch eine Wendung zu geben, die ihm zum verwundenden Pivot wurde.

Man mußte gewahren den Gang der Wirtschaft, Neuberungen im Personal, die Neu-Einrichtung einiger Zimmer, die nahe bevorstehende Betriebseröffnung der Vogelei und dergleichen „mehr besprechen.

Ausgenommen die Einrichtung der Zimmer, fing Cantrabine bei jedem Thema mit der Erklärung an, daß ihr alles egal sei, daß Felix der Herr sei und alles machen müsse, wie er wolle. Aber das Ende war immer, daß Felix ganz energisch war, daß ein andrer Wille gelten sollte als der ihre.

Sie gingen, wenn das Wetter es erlaubte, jeden Tag lange spazieren. Cantrabine liebte Bewegung und hielt sie für gesund. Aber sie ging immer nur im Park, weil die Landwege schmutzig waren; Cantrabine hatte den Schmutz und wollte ihn weder mit Ueberschuhen noch mit aufgeschürzten Kleidern zu tragen verstehen. Sie wollte immer gehen wie auf einem Makadam. Im Park war dies auch annähernd möglich, und Cantrabine machte immer eine Toilette wie für die Promenade einer großen Stadt. Jeden Tag eine Toilette, die reizend erschienen.

An einem hellen Novembermorgen schienderten sie zusammen durch den Park.

Die Sonne stand irgendwo hinter grauen Wolken, die den Himmel in dunkle Fetzen du und dort bedeckten. Das Blau, das zwischen dem Gewölk sichtbar ward, hatte einen blaßlichen, wässerigen Ton. Meine Pfingen, die noch ihr Laub trugen in Wegeliefen verblieben waren, zeigten eine leichte Eisdecke. Die welken Blätter am Boden waren gefrümmt und an ihren Rändern mit einer kleinen, zarten Kante von weißem Reif verziert. Der kalten Wirbel wiegten sich leise im Morgenwind, von dem her drang das eintönige Geräusch einer arbeitenden Dreschmaschine durch die Luft.

„Du," sagte Felix, „Simon hat's Jasperton vor vorher bei mir im Bureau und erzählte, du habest ihn an mich verwiesen. Er bittet um Auskunft, wob über ihn beschlossen sei, und meint, wenn sich nicht Pöbbe Hoffendes finde, bitte er um eine Empfehlung an deinen Nachfolger auf Dalbatsch, wo er dann doch immerhin in so Fremdwirtschaften Dienst verdiente."

„Natürlich stimmt das."

„Was soll ich ihm denn sagen, was hast du beschlossen?" fragte er.

„Ach," sagte sie leichthin, „ich habe ihn ja gerade die gleiche, damit du noch beschlossen. Ich bin ja seelenfroh, daß wir einer das Bedenten und Beschlossen abnimmt. Jetzt bist du der Herr und laß nur machen, was du willst."

„Wenn's dir denn recht ist, bitten wir Herrn Hubert de la Freswoire, Jasperton in seinen Dienst zu nehmen; eine Bitte, die er nicht abschlagen wird, da er so unentwegtet in den Besitz von Dalbatsch kommt," schlug Felix vor.

Nun ging rasch Rede und Gegenrede zwischen ihnen hin und her.

„Das finde ich unbankbar, mein lieber Schatz. Jasperton hat mir doch immerhin das Leben gerettet. Wie dürfte ich einem solchen Mann der Gnade eines Besitzungsabliegers überlassen, von dem wir nicht einmal wissen, ob er anständigen Leuten aussäßt! Mir ist es sogar, als hätte ich früher mal von der Raunkeligkeit dieses Fremoire gehört."

„Du kannst ja Jasperton ein lebenslängliches Gehalt aussetzen, wenn du willst, was er sonst noch verdient, als Nebeneinkommen scheint."

„Ausserdem — Jasperton hängt wie ein Pudel an mir. Der hält es nicht aus, wenn er mich nicht mehr sieht."

„Er kann auf seine Kosten ausfährlich seinen alten Vater besuchen und sich das Heimat sehen."

„Ich sehe gar nicht ein, warum du ihn durchaus von hier weg haben willst. Er könnte zum Beispiel Forstwärter werden und das Häuschen bewohnen, du weißt, das niedliche an der Collasborgener Grenze, hinterm Walde, es steht so wie so leer."

„Aber er versteht doch nichts von Forstwirtschaft. Es ist so auch bloß ein Streifen Wald, der bislang vom Gutshof aus unter Aufsicht gehalten ward. Das ist doch keine Thätigkeit für Jasperton, die stundig Morgen Wald zu bewachen."

„Ja ist so auch bloß Schein, um ihn zu versorgen."

„Aber glaube mir, mein Bestschlag ist der richtige."

„Du hast mich gegen Jasperton."

„Er hat mich. Ich bitte dich. Und was ist das für eine Treue gegen dich, wenn er seine Anhänglichkeit nicht einmal auf deinen künftigen Gatten übertragen will?"

„Mein Gott — eine Art Eifersucht. Bielleicht für den Verstorbenen. Vielleicht für sich selbst. Wer kann sich in das Seelenleben solcher Leute hinein denken! Seine fanatische Mechanikerkunst hatte jedenfalls einen besonderen Charakter."

„Eben darum wünschte ich ihn aus unserer Nähe zu entfernen."

„Eben darum soll er in unserer Nähe bleiben. Treue ist ein seltener Schatz. Den findet man nicht alle Tage und nicht auf der Straße. Wer weiß, wie sie uns nochmal dienen wird!"

Felix schwieg einen Augenblick. Er hatte seine Gründe mehr auszusprechen, er hätte nur noch auf seinen Willen pochen können. Diesen kurzen Augenblick des Besinnens benutzte Cantrabine, um ihn Dor der Selbstherrlichkeit zu sagen:

„Also es bleibt dabei, und du bist so gut, mit Jasperton darüber zu sprechen. Er soll unter dem Vorwand, Forstwärter zu sein, das Schlechen am Walde bewachen und ein Auge darauf haben, daß ihm gestattet, Frau und Kind zu ernähren. Er soll heiraten, das ist am besten für ihn."

„Wenn es dich wünscht, wenn es ist . . ."

„Mein Wunsch? Ich will es so," sprach sie mit einer Art von Erkannen. Es lag nicht, zu nichts von vorliegender Absicht darin, das Fühle Felix wohl. Ihm lag auch der seltsame Vorgang unverständlich vor Augen. Cantrabine war so in ihr Liebesleben vertieft, daß sie jeden Gesprach über andre Angelegenheiten als Störung empfand; dann glaubte sie, ihr sei alles gleichgültig, es sei eine Herrschernung, wenn ein andrer Wille entstehe; plötzlich wurde dann ihr Interesse wachgerufen, und sonst sich ihr Geist rührte, wollte er allein bersichern.

Aber trotzdem hörte sie noch in ihr nach solchen Gesprächen eine Art von Unbehagen. Es schien, als komme ihr nachträglich das Gesagt, das sich irgend etwas Unrichtiges, Entwürdigendes bedeuten habe. Sie suchte sich und Felix darüber damit hinwegzutäuschen, indem sie in der Zärtlichkeit beim hingebender und demutsvoller war.

Felix fühlte auch, daß er nicht aufstrumpfen und sagen konnte: „Bin ich der Herr, soll ich es sein, dann fordere ich auch unbedingte Freiheit für meine Entschlüsse."

Nein, das konnte er nicht. Es war ihr Glück, ihr Grund und Boden. Sechs Jahre lang hatte sie in vollkommener Freiheit geschaltet, nach ihrem Belieben. Die Gewohnheit des Herrschens war noch mächtig in ihr.

Nur die Gewohnheit?

Er wagte kaum der Frage voll ins Gesicht zu sehen.

Denn er verzweifelte, wenn er es that. Immer wieder hörte er sie sagen, daß eine Frau nur wahrhaft glücklich sein und dauernd lieben könne, wo sie wahrhaft emporzuleben vermöge.

„Emporleben sind wir dann geboren, beherrscht zu werden," rief sie einmal lachend, zwischen Kissen und Decken, „oder es ist Aberglaube von der Hörigkeit der Frauen her. Tatsächlich sind wir beherrschte arch — aber — bin mich lieb, lieb, lieb."

Und er hatte sie lieb, bis zum Wahnsinn. Es deiete diese Frau an, mehr und immer mehr noch, wenn seine entkegten Augen die Musik erkannten, die zwischen ihm und dem Glauben an Glück lag.

Einmal gingen sie zu dritt durch einen vorzeitig niedenwinterlichen Schnee, der etwas Verzauberliches hatte, wie ein Kinderspiel. Die weißen Flocken schien sie in Pöbbes feinem Gesichtchen, das rötlich und lieb unter dem schwarzen Pelzmützchen hervorkam. Pöbbe hatte auch rote Backen von der Kälte

Digitized by Google

Momentaufnahme von C. Jagemeyer, k. u. k. Hof-Photograph in Schwerin.

Das Rathaus sowie die Buchhandlung von Emil Mühlhofer in Braunlage nach der Zerstörung.

Momentaufnahme von Frl. Ludovica Hofbauer-Lautsch (Wwe. Bücker) in Wien.

Die Donau bei Wien: Ueberschwemmungsgebiet nördl. von der Reichsbrücke.

Hochwasser in W

Häuser gegenüber der Kirche in Pesten bei Dresden.

Wach vor Rathaus in

Die Verheerungen infolge des

Der Hochwasserdamm in Gmunden am 31. Juli.

Phototypieanstalten Brüder Zappert-Wien, k. u. k. Hof-Kunstanstalten in Gmunden.

...rg i. Breisgau i. Gr.
...n Elsässern.

Phototypieanstalten Brüder Zappert-Wien, k. u. k. Hof-Kunstanstalten in Gmunden.

Die Donau bei Wien. Das Operhaus bei Nußdorf.

Phototypieanstalten von Paul Lehr in Leipzig.

...Nußdorf).

Phototypieanstalten von W. Brecht in Freiburg i. Brsg.

Zerstörte Häuser bei Braunmühl (Landkreis) — ehemalige Bäckerei. Neues Haus rechts.

...ngsten Wasserkatastrophen.

Digitized by Google

nod pastete alle Augenblicke vergnügt in die Flocken, nun sich an dem kleinen tollen Reigen zu amüsieren, bis die aufgeschneiten dann vor ihrem Munde aufstörten.

Phöbes Lustigkeit wirkte fast immer ansteckt auf Felix. Er scherte beinah' den Tag herbei, wo die unsympathische alte Frau wiederkäme, wo damit dieses Wesen voll Harmonie und Sonnenschein nicht mehr um ihn herumgehe, ihn ohnmächtig ärgernd. Aber das Herz des geraden Offiz ziers wollte doch beileibe nicht, daß Cornadine sich ihrem Wohlwollen entzöge. Die beiden Damen sprachen vom Weihnachtsfest, das Cornadine bei ihren Mädchenjahren nicht mehr auf Treblin verlebt, und das sich in diesem Jahr für die Leute besonders festlich gestalten sollte, weil es zugleich als Vorfeier der Hochzeit zu gelten hatte. Felix hörte zu und bemerkte, wie Cornadine sich immer mehr in Gedanken hineinsteigerte.

„Ja, sorgt doch" — sagte Felix, und trat dräßen für Großmama und Großpapa und Adrian, der natürlich immer zu uns kommt, einen kleinen Baum gemacht. Und dann einen in der Halle im Schloß, mit der Petterson. Es sah so immer in Schlacht saß aus, weil wir Gesellschende drunter lagen," ergänzte Phöbe.

„Diesmal natürlich auch es wunderschön werden," sagte Cornadine. „Und die Leute sollen Sachen haben, kein Geld. Geld ist wie Bezahlung. Nur Sachen sind Geschenk."

„Du könntest mit der Petterson sprechen, die weiß gewiß für jeden was Passendes."

„Ach ja," rief Cornadine freudig, „und dann schreiben wir einen langen, langen Zettel und teilen alles aus Hamburg kommen. Ich freue mich schon auf die Ausgaben: Lebensmittel und Tabak und Haushaltungsgeräte — das wird ein Spaß! Felix und Adrian sollen uns helfen. Aufsagen."

„Mit tausend Freuden," sagte Felix.

„Und sehr viel Kuchen muß die Petterson backen. Auf jeden Platz soll ein Teller mit Feigen, Nüssen und Kuchen stehen. Das ganze soll familiär und natürlich wirken — ganz im Gegensatz zu der dummen Gelehrtheit," sprach Cornadine immer eifriger.

„Aber weißt du, vor Gelb nehmen solche Leute auch gern. Vielleicht wär's dem einen und andern früher ganz recht so," meinte Phöbe, die eine heftere Kenntnis von Land und Leuten besaß als die Besitzerin von Treblin.

„Da hast recht. Die sollen Sachen und Geld haben," rief Cornadine entschlossen.

„Auch sind die Leute leicht verlegen . . ."

„Das nehmen wir schon. Es wird ein ein Chorol gesungen, dann klärt du eine Rednerede, Felix, und dann verteile ich die Geschenke. Ach, und was mir noch einfällt, am ersten Feiertag sollen alle gespeist werden, wir lassen in der Halle Tische aufschlagen."

Felix lachte.

„Wohin werden wir noch kommen? Ich bin neugierig. Schließlich wird da jeder Tagelöhnerfrau ein seidenes Kleid und jedem Mann eine Reise Henry Clay nebst einem Aufsichtsratsposten beschert."

„Lache mich nur aus," sagte sie freudig. „Ich weiß doch, was ich will. Ich habe mich überhaupt immer viel zu wenig um Treblin gekümmert. Aber nun ist es ja meine einzige Heimat, und wir werden doch oft bei ganz Jahr hier wohnen. Da will ich mir einen Wirkungskreis schaffen. Weißt du was, Phöbe, ich habe eine Kleinkinderschule. Wir engagieren eine Südhesse Kindergärtnerin. Die Frauen aus dem Dorfe sowie unsre Deputatleute können ihre kleinen Bälge dahinein geben."

Ihr Gesicht glühte vor Eifer.

„Das würde ich mir doch überlegen, Liebling," sagte Felix, „ich glaube, das ist eine Arbeit zu hoch für die Leute, die überdies schon den weiten Weg scheuen würden, die Kinder zu bringen und zu holen, die sie bei gutem Wetter mit auf Feld nehmen und bei schlechtem Wetter lieber zu Haus einschließen oder einer Großmutter überlassen."

„Man wird das Niveau heben! Und die Leute werden bald dahinter kommen, wie sonder, artig und geschickt ihre Babys werden. Wie ärgert mich das, daß ich nicht gleich vom Baumeister einen Plan zeichnen ließ. Und die Leute waren einmal da — das Haus hätte gleich gebaut werden können."

„Vielleicht ist es gut, daß du's dir nun noch überlegen wirst. Ich würde dir entschieden abraten," sprach er.

„Wie so — abraten? Gleich du denn nicht ein, daß ich mir Aufgaben schaffen muß? Früher war mein Leben sehr mannigfaltig — bald wohnten wir auf Dalbeck, bald waren wir auf Reisen, mal machten wir in Berlin die Saison und die Hoffeste mit, mal waren wir lange in Nizza. Nun werde ich doch fast immer auf Treblin sein müssen, das kennt mich. Da kann ich auch einmal meine Thatkraft nützlich machen, an der Lösung der sozialen Frage mitarbeiten, möcht' ich beinah' sagen. Bildung und Wohlleben der besseren Klassen bedingen, heißt doch etwas Nützliches thun."

„Gewiß," sagte Felix, mit Freude an ihrem Eifer, den er als einen Augenblickseinfall zu erkennen glaubte, „aber ich wußte da beobachten, in welcher Weise du hier am besten dahin wirkst. Eine Kleinkinderschule auf Südhesser Basis, wie du dir das denkst, wird's nie eine Thatsache."

„Phöbe," rief sie, um einen Zeugen aufzurufen für eine solche Behauptung, „dein Thatheit! Was Männer nicht bauen wissen! Und selbst wenn der Versuch mißglückte, so ist er schon an sich eine edle Aufgabe. Und ich will doch Aufgaben schaffen."

Das war wieder im Tone der Rechthaberei noch des Streitens gesagt. Cornadine hatte nie. Ihr Ton war immer liebevoll und lebhaft überzeugt und sicher.

Felix warf Phöbe einen bittenden Blick. Die ging nebenher und fing wieder an in den Schnee zu pusten.

Er konnte doch unmöglich in Gegenwart dieser Zeugin sagen, was er vielleicht in einer heimlichen Stunde Cornadine ins Ohr flüstern durfte, daß ihre neue Ehe ihr möglichenweise auch neue, natürliche Aufgaben schenken könne, die ihrer ersten gefehlt hatten!

So begnügte er sich, behutsam ihrem zu sagen: Da wirst gut thun, dich erst nach einigen Monaten zu entscheiden und Phöbe zu befragen. Phöbe kennt die Leute."

Cornadine lachte.

„Zeichnen mir," sagte er noch mit gutem Humor, „mein Trost ist der Winter, der doch Bauen verbietet, und im Frühling verbietet ich's."

Cornadine lachte.

„Verbieten, verbieten," rief sie und hing sich an Felix' Arm, sah dem Geliebten freudvoll ins Gesicht, als habe er einen reizenden Scherz vorgebracht, „wir wollen verbieten! Phöbe du hörst mich! Wenn ich es doch richtig finde!"

Er mußte auch lächeln, obschon ihn wieder ein Angstgefühl überfiehlte.

„Du hast aber wiederholt und feierlich erklärt, daß mein Wille gelten solle, und daß es dein Wunsch sei, beherrscht zu werden," sprach er.

Sie sagte einen Moment.

„Aber doch nicht in solchen Dingen," sagte sie dann fröhlich, „da lieh mein Mann auch auch frei wollen."

Das konnte der wohl, weil sie damals aus dem Vollen wirtschaftete durfte und durch eine Vergeudung nicht in ihrem Budget genirt wurde, dachte er. Aber er wand sich gleich klar, daß dieser Umstand hier ganz Nebensache war.

„Aber doch nicht in solchen Dingen," wiederholte er bei sich, während sie durch den wiederstählenden Schnee hindurchgingen und das Geplauder der beiden Damen wie ein fernes unverständenes Geräusch an seinem Ohr vorbeiging.

Worin bethätigt sich denn somit die Ueberlegenheit und Herrschernatur des Mannes, wenn nicht in praktischen Fragen, wenn nicht bei Entschlüssen, die auf den Inhalt und die wohlgeordnete, gesunde Form des Lebens Bezug haben?

Noch am Abend, als Cornadine und Phöbe richtig daheim und Briefe schrieben, die sie alle auf den wie ein Teufelchen auf einem Springfederchen hervorgeschossenen Plan bezogen, und Phöbe zeichneten und sogar schon eine uniformierte Tracht für die Zöglinge dieser Anstalt sich ausdachten, kam Felix schwer nach.

Er rauchte eine Zigarette nach der andern auf saß, aufscheinend in stillem Behagen, wieder der eifrig beschäftigten Cornadine. In der That wachten seine Gedanken aber von hin hinweg und tauchten sich zu den Höhen schwerzlichster Erkenntnisse empor.

Es konnte wohl sein, daß die Herrschersellung eines Mannes sich wahrhaftig nicht in „solchen Dingen" auszusprechen brauchte. Aber es entstand so leben vorkommen, daß besondere Vermögens- oder Berufsverhältnisse der Frau eine solche Selbständigkeit in allen praktischen Daseinsfragen zubilligten, die ihr den Schein einer Mitbesitzerin des Gatten entheiligen oder stören mochten.

Und dennoch konnte auch unter solchen Verhältnissen die Frau liebend zu ihrem Gatten emporblicken. Denn dies „emporblicken" schien doch ein innerstes Bedürfnis jeder Frau, wenn sogar eine Cornadine es empfand. Vielleicht hatten nicht alle Frauen den Mut, sich oder gar dem geliebten Mann dieses Bedürfnis einzugestehen.

Wenn es also für die Herrschersellung eines Mannes nicht immer absolut nötig war, die Frau auch bei ihren Entschlüssen in äußerlichen Dingen zu zügeln, was war dann nötig, um ihr immer als der Stärkere zu erscheinen?

Denn das war wohl der eigentliche Sinn des Frauenwunsches, beherrscht zu sein, in dem Mann den Stärkeren erkennen zu können.

Felix fühlte es tief und klar, dazu war nötig, die Seele der Frau zu lenken.

Im Zusammenleben mit der Geliebten gibt es jeden Tag hundert kleine Momente, die vorübergehen von eine Minute mehr oder Zeitinhalt, scheinbar schnell, unbeachtet, oberflächlich. Nur irgend ein Wort wird da gewechselt, nur irgend ein Blick, nur eine Bewegung gemacht. Und doch kann dieser Moment eines Mannes Unsicherheit, Ungeübtheit, Unreife verraten.

Wenn ein Mann auf seiner Hut zu sein und sich immer zusammen zu nehmen hat, um Sicherheit, Wissen und Reife zu zeigen, dann steht er auf einem Postament, das ihm nicht gebührt. Dann hemmt mit ihm, dem alles bereits um ihn ist inewohnen, als ein Teil seiner Persönlichkeit. Er muß sein wie eine Uhrfeit, die auch das Wesen quält, nicht wie eine sorglose und ängstlich festgehaltene Schminke.

Sich dem Cornadine gar nicht, daß er noch wie ein Stammender und Tastender vor den Geheimnissen des Daseins stand? Begriff sie gar nicht, daß sein elendes Leben alle Anläße zum männlichen Mut, zur festen Kraft in ihm verkümmert hatte? Daß er vor wie ein Siechbaum, der lange auf dürrem, heißem Sandboden sich nicht entwickeln gekonnt und nun in ein Treibhaus gekommen war, wo er überhaupt noch allen Seiten wuchs; wohl grünten und trieben hundert junge Knospen und entfalteten sich, aber was da ward, war eine recht, ursprünglige Gestaltenart mehr.

Sah sie das nicht?

Welche Laune hatte die Natur gehabt, sie zu einander zu reihen mit elementarer Liebesgewalt, in der er den Stempel des Verschlungenen trug und sie das Leuchten der Siegerin auf der Stirn?

Was konnte es ihr bringen als den Schmerz der Enttäuschung? Denn an dem Tage, wo sie ihn sah, wie er war — und er konnte sich vor seinem eignen Richterstuhl alles, alles, auch die Eigenschaften, die er wirklich besaß — würde sie ihn zur Verzweiflung leiden.

Er konnte sie doch . . . sie sprach ihm genug von sich selbst. Frauen wie sie ertragen es nicht, einen Mann hilfreich zu sehen. In der Scham, sich getäuscht zu haben, verachten sie, was sie vordem geliebt.

Wieder sahen die um ihr verachtet werden! Wie sie ihn dann entkleiden würde all des Glanzes, den sie selbst um ihn gethan. Ihr Hochmut würde erwachen und sich heran erinnern, daß sie ihn aus dem niedrigsten Elend zog, daß er sein neues Dasein damit anfing, nicht viel mehr zu sein als ihr Bevienter, daß sie ihn zu sich emporgezogen hatte, wie eine Herrscherin einen Günstling.

Er ennete schnee. Seine Stirn war feucht, seine Farbe fahl.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Sedan.

(Zu dem Bilde Seite 780 und 781.)

Den ersten Siegen der deutschen Armeen an der Grenze war der Triumphe bei Weitem gefolgt, und das eine Hauptziel der Feindseligkeiten schien sich bei Metz ausgeschlossen. Jetzt galt es, das andere Hauptheer zu fassen und damit den Weg nach Paris zu öffnen. Dieses Heer war des Obstacles versammelt, also gruppirten sich zwischen Paris und Metz. Ganz im Gegensatz zu einer unendlichen Menge von Schlachtengemälden, die in künstlicher Gruppirung ein wildes Gewirr von Bewegungen darstellen, giebt uns das Bild Meyer in dem Werk ein obsidiat getreues Bild, das frei von Effekthascherei eine Epsode darstellt, wie sie naturgetreuer nicht wiedergegeben werden kann.

Das Bild stellt den Moment des Kampfes dar, in dem die sächsische Corpsartillerie die erste Salve sprobte. Einige Batterien haben sich ferner bereits vorgenommen und sollen werden eben in Stellung gebracht. Schon bei St. Privat war es die sächsische Corpsartillerie gewesen, die, durch ihre mächtige Feuerwirkung den linken Flügel der Franzosen vollständig verkrüppelt, den Erfolg der Schlacht herbeigeführt hatte. Der Kommandeur der Corpsartillerie, der jetzt zu Pferden bereits Generalkommando z. Kassel, Generalmajor Perl, erhielt nach dieser Schlacht das Kommandokreuz des sächsischen St. Heinrichsordens, bedeutungs sächsischen Lebens, der nur für hervorragende Leistungen verliehen wird.

Das Beobachter Bild stellt den hinter Kommandeur dar, wie er eben einen der ersten Opfer der Schlacht bei Sedan, den der sonderbaren Umstände halber Kaiserlichen, ja schwerlich die Feldmäuse und ruft, den Schmerz verbindet, seinen verwundeten Batterien die Worte zu: „Halten euch brav Kinder, gleich ist's!“ Ein Kommandeur, der Meter in Salven der im Galopp vorbeirasenden Geschütze verschlossen den Verwundeten, daß sie über seinen Köpfen einigen merken. Dem Bilde Stil ist außerordentlich, an der Spitze der Batterie er jeden in die Stellung vorhält. Hinter einer innerhalb III. Abteilung hält der Major v. d. Planitz, der von seinem Pferde abgestiegen ist, um sich den Verband anlegen zu erhält. Neben dem Verwundeten reitet neben Adjutant v. Wolfgrel, der bald darauf auch verwundet wurde und noch auf demselben Kriegsschauplatz mit seinem Kommandeur Platz fand. Selbst der treue Diener Kluge, der treu bei ausdrücklichen Befehlen, bei der Kolonne zu bleiben, bei in die Schlacht gerieth und mit seinem Herrn gemeinschaftlich Gefangenschaft, hinter einer Protze unbemerkt mit langendem Auge gemacht hatte, um an rechten Augenblick seinem Kommandeur beizuspringen zu können, ist portraitähnlich neben der Batterie zu finden. Vom Einzelnen-Freiwilligen Arzt wird auch treue, von der Kugel durchbohrte Roß gehalten, daß wenige Minuten später von einer Kugel getroffen verendete.

Das Gemälde, ein meisterhaftes Meisterwerk des Künstlers, der selbst in diesem Kriege als Verwundeter vom Schlachtfeld getragen werden mußte, hat seinen Platz im Kasino des 1. sächsischen Feldartillerieregiments Nr. 12 zu Dresden gefunden.

Fin de siècle.

Von

Maximilian Braun.

Vielfältig kann mir, als ich meine kleine Bibliothek ordnete, das ein Buch unter die Hände, das den heiligen und verheißenden Titel „Glaubensbuch“ trug. Ich wein nicht, wie es kam — im nächsten Augenblick lag ich auf meinem Arbeitstisch und blätterte in dem Buch herum und las und las ein Stück um das andere. Eine ganz amüsante Unterhaltung. In in einem Glaubensbuch pflieren gewissenhaften Menschen gegeben und bekennenden Gleiter aller Jahrhunderte Revue — man kann da eine ganz bequeme Heerschau halten über all die ungeglaubten Gebanden, die je und je gedacht — man genießt sozusagen ein erwachtes Pessert an der Meisentafel menschlicher Gleichheitsliebe. Und alles ist so fein säuberlich geschieden und geordnet, und bei jedem Glaut findet sich das Zeugniß seiner Herkunft oder seiner Abnahmung — wer gelaubt, eine ganz natürliche Einrichtung, in ein Glaubensbuch. Natürlich für manchertei Kreise. Da sitze denn, der sich an Gehalten und geläuterten Gedanken erbauen will, aber der hat, der sich irgend einem interessanten Gedanken bewußt, um damit seine eigene Heberzerbeit aufzupumpen; aber auch für den, der mit fertigen Behagen aus und den hübschen Gedanken bei Seite, sich ihrer bewußt, daß eben Ding seine zwei Seiten hat. Vielleicht ist gerade dieser Art des Lesens in einem Glaubensbuch die interessanteste; man liest, und denkt sich seinen Teil, und sich denjenigen Gegenstand ganz grundverschiedener Meinung sind, wo der eine das sieht, trübnt, preist, was der andere verurteilt, verwirft und verdammt, gelaubt, was der eigentlich alle Gewißheit eben nur subjektive Wahrheit ist, daß man über Gottheit, Gesetze, Religionen, Götter und — Menschen unsere gewissen Ansichten haben kann, ja nachdem man Bestimmt oder Optimist ist. Und wenn man sich über beides stellt, muß man eigentlich sagen, daß beide recht haben. Jeder auf Weglichen — und jeder verschiedene Wahrheiten anerkennungen! Der eine weich sagen: Zweifl hat recht, der andere wird entgegnen: Nein, Skepsis hat recht. Das ist Gewißheit, daß niemand sich wagen dürfte, die Behauptung zu bestreiten, der sagt: Wirklich haben recht. Das ist die Philosophie der Philosophie.

Aber das ist nicht eigentlich das, worauf ich reden wollte. Mich haben von jeher die „gefliegelten“ Worte interessiert, jene Geistesblitzen, die mit einem Male aufleuchten und gleich in den Sprachschatz der Völker finden. Jene Keinen, diamantenen Worte, die vom Mund zu Mund gehen und die, ob man sich beim verletzig Gewinnigst vom Nationen kennen sind. Jene Worte, die, wie Mr. Mumbo eigens weit unbewußten Schöpfern entstehen, im Munde der Allagsmenschen, des Werkmannschaftsrat, des Demagogen und Wort weiß, wie sie alle heißen mögen, die sie heißen, schließlich zu abgebrochen und lob klingen, daß sie fast nicht mehr bedeuten als eine hohle Phrase. Ob verliert eben auch das Wort wie eine Münze, wenn sie zu häufig durch Gebrauch, wenn es im Gebrauch von Millionen war.

Ich möchte hab an einem solchen Schlagwort gegen, das sich allerdings in der letzten Monaten nicht gehandet habe. Es ist wie zufällig eingefallen, wie mir das Buch selbst in die Hand fiel. Ich habe danach gesucht — es hatte nicht heute. Ich habe Hunderten zu Millionen und noch einmal Millionen beinahe alltäglich. Ja, es ist ein „gefliegeltes“ Wort, wie kein anderes. Ob heißt: „Fin de siècle!“

Wodurch kommt es? Natürlich aus Frankreich. Aber von wem kommt es? Wer hat hierbei Wort zum erstenmal gebraucht? Wer ist sein Schöpfer? Ich er es noch unter uns? Freut er sich des Erfolges seines Schlagwortes, das ihn vielleicht in einem ganz harmlosen Gespräch von dem Lippen entschlüpft? Ich weiß es nicht, und es ist gleichgültig, er erhabenen oder im höhnenden, ironischen Sinne? Wer weiß es? Heute hat sich dieses Wort in aller Welt eingebürgert. Ein die ganze! Die braucht einen Dieses Dumb von der ironischsten Sprache zu haben — was hat Wort recht, das weiß er gewiß. In Weltanschau, Gesellschaft, in wissenschaftlichen Reden, in Wirthäusern — überall heißt „fin de siècle!“

Es ist in — wer sehen am Ende des Jahrhunderts, Erwartungsvollen, Hoffenden, Wie Kinder, die sprechen und der Kommenden Ferne, und der sich das kommende Jahrhundert möglich taufig — ein Geheimnis, ein verschleiertes Bild. Was wird es bringen — was wird es sein? Vielleicht freudigkeit sich einen jeden gegenüber diesem Unbestimmten, Ungewissen, Unbekannten ein unbefriedigtes Gefühl. Ein Gefühl, wie es bei Kindern beobachtet, wenn der Morgen kommt und unbeschreiblichen herumhüpfen. Zweifelsfrei — mit diesem Gefühl hat Lindengasen im Leibe meinde die Menschheit ihre Blicke nach dem abendlichen Jahrhundert zu, und eine große „Katerstimmung“ bemächtigt sich ihrer bei dieser Aussicht. Es ist ihr ein die nächste-heit zu Mute. Sie tritt nicht mit einer aufgeschienen Aufmung in das neue Weltgeschichtsbuche hinüber, das Jahrhundert heißt. Das „Dahin“ entspricht nicht dem „Soll“. Aber hat es sich zu aufgeschoben? Gewißlich! Und nein. Es hat noch nie ein Ein die nächste gegeben, das befriedigte. Und es wird wohl auch kaum einen geben bis in alle Zukunft. Die wahre Weisheit bei fin de siècle wird also sein: Verwundert! Aufmerkt! Nachlaß anvimmts!

Einstweilen vergnügt man sich damit, in seiner Katerstimmung dem gar nicht gefehlen Jahrhundert eins anzuhängen. Und das ist die andre Seite von diesem Flügelwort „fin de siècle“. Zu was allem muß es nicht herhalten! Was alles, bei und mit Anbehagen erteilt, muß es nicht kennzeichnen! Es ist ein Schimpfwort geworden, besser man wohlgefällig übersetzlig werden könnte. Da redet eine Dame in Mäntelchen vergnügt durch ihr Gesicht, über sie sähe, statt hohem ihrem Manne — wenn sie einen hat — eine gute Suppe zu kochen, auf dem Zort ihren „Roman al Kalsch“, „Balbur“, „Werter“, und wie sie den Kollerter alle heißen mögen, um den Grund zu erwerben, aber sie schlüttert sich als Zweifl an einer Universität: das ist das „Weh fin de siècle“.

Im „Berichtsaal“ der Zeitungen nimmt sich das Schlagwort ganz besonders gut aus. Da werden ein paar vergyben das Hirschgeweihige Jungen abgeschaut, er einen harmlosen Wanderer überfallen und seiner Barschaft beraubt haben, mit beiden Hände sie sich eine vergnügte Spritzour nach einem Orte möglichst weit weg von elterlichen Heim festsetzen. Das ist die Jugend- fin de siècle, sagt man in einem solchen Fall im Tone höchster Entrüstung.

Kinder, die kaum das Alle gelernt haben und vom Heiraten sprechen, sich bestimmte Ideale von Frauen machen oder, statt mit einer Puppe zu spielen, verlangen, eine Wagenreise zu haben — sind natürlich für die nächste-Kinder. Treubrüchen, die bei dem Kontrakt von der Herrschaft verlangen, daß sie mindestens einmal in der Woche ein Symphonieconzert haben dürfen, oder daß sie ein Klavier zu ihrer Verfügung erhalten, oder daß ihrer Herrschaft für sie eigens ein Abonnement bei einer Leihbibliothek nimmt — sind für die nächste-Dienstboten.

Und gar die Zumiede zum Hausmann, Weiber, die kleinen pikanten und interessanten Skizzen in den „bunten Familientonk“ und „Plauderecken“ der Zeitungen, die dem Inhalte nach für die nächste-haft sind, aber vorsichtig diese Spitzmarke tragen? Wer zählt sie auf, wer nennt sie alle? Dann in der Kunst, in der Malerei, Bildhauerei, in der Dichtkunst, in der Musik — was ist da nicht alles für die nächste!

Man möchte eigentlich sagen, es giebt überhaupt nichts, worauf man nicht bisher unbemerkte geflügelte Wort anwenden könnte. Das ist aber das Merkwürdige daran: in vier Jahren — wenn wir's erleben — sind wir Menschen des 20. Jahrhundert. Was — und wie — wird da noch für die nächste-hafte Frage! — wird sangen wir dann mit diesem komischen Schlagwort an? Wie können doch beleidigt nicht mehr von einem fin de siècle sprechen, denn heute beginnt 19. Jahrhundert hat uns thatsächlich eingeholt. Ist! Und wir können doch nicht einmal mit diesem Schlagwort herumgehen, das mit dem Jugendfall beginnt, das in die Alte die vierundzwanzigste Stunde des 31. Dezember 1900 wird ausgeschlagen haben? Und dann? Hat dann, in diesen weihevollen Momente, das Wort, das in Männerchören singen, das Pferde ermuntert, das sich als Degent an irgend einer Universität bethätigt, den Sehen der Verehrung für sich? Oder was ist es denn? Sind wir unbedenklige Jugend, werden unser Kinder, die im 19. Jahrhundert sind die nächste waren, im 20. Jahrhundert mit einem Schlage Engel sein?

Ich könnte viele Bogen mit Betrachtungen füllen. Auf eine Antwort möchte ich vergeblich warten. Mich darauf giebt es eine Antwort darauf. Es ist eine ganz einfache Weisheit: man muß die Erscheinungsform einem Geschichtsrechte aus betrachten, der unwandelbar ist. Dann giebt es keine fin de siècle-Menschen. Denn so, wie die Menschen heute sind, so waren sie zu der Zeit der Griechheitsuhr, in den Tagen des Römers, im Pompadourzeitalter und im Reifrock und Biedermeierrock — und sie werden's immer bleiben: ebenlich Menschen. Die Namen, die, als die ersten blondgelockten Germanen als Gefangene nach Rom kamen, sich von ihren schwarzen Damen emanzipierte und eine blonde Perücke trug, war auch bereits ein die nächste-haft was das Weib zum Zeute, das Zigarren raucht wie ein Mann und auf dem Rad mit Männern um die Wette strampelt. Und die „hohen Damen“ in der Zeit sind auch weniger lasterhaft und lasterhaft als die Jugend „fin de siècle“.

Es ist gut, wenn dieser unsinnige Wort, das im Grunde eigentlich nichts mehr ist als eine leere Phrase, mit Beginn des neuen Jahrhunderts auch thatsächlich starken wird und von der Bildfläche verschwindet.

Und jetzt nehme ich meinen „Glaubensbuch“ wieder zur Hand und bin froh, daß ich in ihm das „fin de siècle“ nicht finde!

Exotische Sinnsprüche.

Sprichwörtern nachgedichtet

von

Maximilian Bern.

Tatarische Sprüche.

Wenn an Jatarin auch Hummeln singen,
Ihr Honig wird doch wenig singen.

Der Leng und die Reben
Sieben schreiber um Dunde,
Denn Gott gebeckt ihrer
Zur bestigen Stunde.

Den Arrisch kommt in weiter Welt
Allzeit der Lod zu hatten;
Ihr die Tatarn erst gestellt,
Dann rühmt man ihren Schatten.

Den einen fehlt das Wasser als Tranck,
Den andern die Brücke zum Uebergang.

Digitized by Google

Nach einer photographischen Aufnahme von Hoffert & Radtke in Berlin.

Das automatische Büfett in der Leipzigerstraße zu Berlin.

Digitized by Google

Vom eidgenössischen Turnfest zu Schaffhausen: Freiübungen. Nach einer Momentaufnahme von C. Koch in Schaffhausen.

Digitized by Google

Ein stolzes Mädchen.

Novelle
von
Emma Merk.

Der reizende Frühstückstisch auf der Veranda des kleinen Hotels am Meere war noch leer. Die Sonne stand allerdings hoch am Himmel; die mächtigen Felsmände der Zugspitze ragten in blendendem Weiß über die Tannenwipfel empor, Ruf dem See schwebten noch leichte Nebelwölkchen wie lose Morgenschleier. Ein wenig feines Wässerlein, aber von so krystallklarer Durchsichtigkeit, von so leuchtendem Blau, daß es in der zartgrünen Waldumfriedung, in den tiefen Stille, ganz märchenhaft wirkte, als müßten Nixen aus der Tiefe tauchen und sich auf einen der bemoosten Felsen schwingen oder Waldgeister zwischen den feinen Gestrauch des Ufers und dessen überhängenden Baumzweigen hervorringen. Die Gestalt, die sich zuerst blicken ließ, zerstörte allerdings die Märchenstimmung: ein Stubier in einem sehr hellen Sommeranzug mit einem grünen Jägerhütchen, das nicht recht zu der geschmiegten Erscheinung paßte, mit gelben Schuhen und feuerrotten Handschuhen. Aus einiger Entfernung, als er, lustig und lebhaft mit dem Stock fuchtelnd, herumschritt und dann mit dem Mädchen, das ihm den Kaffee brachte, zu spaßen begann, machte er noch einen recht jugendlichen Eindruck. Doch als er den Hut abnahm, sah man, wie kahlwohl die dunkeln Haare geworden waren, um auch den Kopf zu überspinnen. In der Nähe erinnerte sein Gesicht mit den zahlosen Fältchen um Augen und Mund an Reyfel, die, vom Frost erwöhnt, zusammenrunzeln, und das leichte Schwarz bei Schnurrbarts erschien nicht ganz echt.

Für einen Kreis von Sommerfrischlern, die sich unterhalten wollen, gab es keinen trefflicheren Gesellschafter als Albert Koppel. Mit wahrem Feuereifer sorgte er für Abwechslung, für Vergnügen bei Regenwetter und möglichste Ausnutzung jedes Sonnentages. Er brauchte kein Knirpsen wie andere arbeitsmüde Menschen. Er lebte von seinen aufenthalten Renten und hatte sich keine andere Aufgabe gestellt, als sich das ganze Jahr hindurch aufs beste zu amüsieren; Geld- und Verdienstsorgen waren ihm ein Greuel, und mit ernsten Gedanken pflegte er sich den Kopf nicht zu belasten.

„Was sagt ihr zu einem Spaziergang nach dem Eibsee?“ rief er den beiden Herren zu, die nun herankamen. Zwei sehr verschiedene Erscheinungen. Der eine, Premierlieutenant Deyer, hätte in seiner grauen Joppe, mit seinem runden, groben Gesicht, das so braungebrannt war, daß der Bart kaum davon abstach, recht wohl für einen biederen Landmann gehalten werden können. Der Ingenieur Gehringer, sein Begleiter, war dagegen ganz gigerlhaft angethan, mit einer roten Schärpe über den hellgestreiften Matrosenkittel und einem koketten weißen Mützchen auf dem langen Lockenhaar.

„Wenn die Damen sich bereden lassen, heute nachmittag wir ein Picknick auf einer der Inseln. Der Stellwagen nimmt den Speisekorb mit. Wir gehen zu Fuß und lassen und dann rudern.“

„Das wäre allen ganz hübsch, meinst du, Koppel,“ erwiderte der Lieutenant, der sich eifrig über sein Frühstück hergemacht hatte und riesige Butterbrote mit Honig bestrich. „Wenn wir nur ein jungen Mädchen hier hätten, mit dem man sich unterhalten könnte. Aber dieses Fräulein Olga —“

„Nun, hör mal, sie ist doch eine reizende, pikante Erscheinung.“

„Aber ein unausstehliches Ding!“ rief nun auch Gehringer. „Die übrige Familie, Frau Werkmeyer und auch die verheiratete Tochter, das sind liebe, scharmante Leute. Aber ich sehe gar nicht ein, warum ich mit von einer dicken Backfischlein beschäftigt, spöttische Wesen gefallen lassen soll?“

„Nein! Wir sind an ganz andre Behandlung von seiten hübscher, junger Damen gewöhnt!“ bekräftigte der Offizier.

„Ihr verkehrt mit dem Mädchen nicht umgangen,“ behauptete Koppel.

„Hört! Hört!“

„Ihr ärgert euch gleich, wenn sie einen Witz macht oder eine boshafte, schnippische Antwort giebt. Ich finde den Trotzkopf sehr nett. Jede Wette wann ich mir eingegangen, daß ich sie bald zahm gemacht hätte, wenn ich mir nur ein wenig Mühe geben wollte!“

„Probier's doch!“

„Wenn du deiner Sache so sicher bist, so zeig' es uns, wie man mit den verwöhnten Prinzessen umgehen muß!“ Die beiden Herren sieben es in unverkennbarem Spott und lachten sich gegenseitig an. Sie fanden es höchst komisch, daß ihr Freund sinnen, den Jüngeren, den Kang absaufen wollte.

Koppel packte die Reste von einer ganz ensprossten Wiese.

„Ich habe mich bisher absichtlich zurückgehalten. Ich muß in meinen Verhältnissen vorsichtiger sein als ihr. Aber heute, da meine Tante den Dot macht, das hat nicht viel zu sagen. Gehringer wird ja vielleicht noch eine gute Partie; er ist es noch nicht. Und bei einem Offizier weiß man es im voraus, daß er eine Mitgift bekommt. Aber ich hätte einer Frau doch eine Versorgung zu bieten wie nicht leicht ein andrer. Gerade deshalb darf ich keine Hoffnungen erwecken.“

Deyer und Gehringer lachten noch immer.

„Wir werden den Beweis, daß Fräulein Olga gegen dich Liebenswürdigkeit ist als gegen und, wenn du dich bemühst! Warum hat du so renommiert,“ rief der Ingenieur.

„Ja, wir wollen uns überzeugen, welche Macht du über junge Damen hast!“ spottete auch der Lieutenant. „Und wenn du hängen bleibst, das schadet nichts, du hast ja Geld, und wenn sagte so gestern sehr richtig: ‚Der Herr Koppel hält' jetzt dächte Zeit zum Heiraten. Besser wird er nimmer!‘“

Still jetzt!“ gebot Koppel, und Ernst lag auf der Familie Werkmeyer zu bespitzen.

Zuerst kam die Mama, eine stattliche Frau, die sehr schön gewesen sein mußte, die den drei Herren mit zuvorkommender Liebenswürdigkeit die Hand reichte und sich in Dankesworten überhob, als man ihr den Stuhl heranschob und ihr einen Schemel brachte. Die ältere Tochter, Frau Weidner, die sich vor ein paar Jahren verheiratet hatte, führte ihr dreijähriges Töchterchen an der Hand. Sie lächelte freundlich und betzaß auch dem Kind, sein knickschen zu machen und das Händchen zu geben. Nur die schlanke, junge Olga stehte sehr leicht und gleichgültig. Sie war auffallend blaß, besonders wenn sie die riesenwarzen Augen aufschlug, die wie dunkle Flammen aus dem bleichen Gesicht hervorbrannten. Von der Seite sah man, daß sie mit den schweren Gelof über der Stirn und dem tropigen Mundzug des Mundes dister und kalt. Die Schwestern hatten eine gemisse Aehnlichkeit in den Farben, in dem Schnitt des Gesichts, aber Julie, die verheiratete, sah sanft, beschieden, fast etwas gedrückt aus neben dem jungen Mädchen, das den Kopf so stolz auf den schlanken Schultern trug, mit ungebeugtem Selbstbewußtsein, in der Haltung Verachtung.

Man saß noch nicht lange beim Frühstück, als ein Wagenlärm vor dem Hotel abfuhr, der von den Herren mit einem Seufzer „Schade“ begrüßt wurde.

„Nähmer! Sie! Ja, wo kommen Sie denn her? Das ist aber nett!“ rief Koppel.

„O! Da trefe ich ja Bekannte! Um so besser!“ sagte der Kastkommling, augenscheinlich überrascht. „Ich will nämlich hier bleiben. Mein Koffer muß schon da sein. Entschuldigen Sie mich nur einige Minuten, bis ich mich etwas proferiatlicher hergerichtet habe.“

„Wer ist denn? Wer ist das?“ fragte Frau Werkmeyer, die ihn unverwandt mit der Lorgnette betrachtet hatte, in neugieriger Aufregung. „Ein auffallend hübscher Mann. Ein junger Riese. Und dabei ein Kraftmensch, ein Athlet, als wäre er zwirklich ein Römer und diese nicht blos so. Ich habe den Namen doch richtig verstanden?“

„Gewiß, gnädige Frau, Paul Römer. Er ist Besitzer einer sehr bedeutenden Maschinenfabrik, ein sehr vielseitig gebildeter Mensch und vorzerflicher Geschäftsmann.

„Der junge Mann! Er!“ rief Frau Werkmeyer in wärmster Bewunderung.

Mit jedem Zug ihres Gesichts schelte sie ihm ein warmes Willkommen zu, als Römer herantrat, sich zu ihnen setzte und sich bereit zeigte, den gegebenen Spaziergang mitzumachen.

„Nein! Wie reizend Herr Koppel jeden Tag etwas Neues zu arrangieren weiß! Sie werden sehen, Herr Römer, es ist entzückend hier! Ich wünsche nur, daß es Ihnen so gut gefällt wie uns!“

Sie wand sich sedenklich vor Liebenswürdigkeit und sand in ihrer Stimme die einschmeichelndsten, weichsten Töne. Nur wenn sie auf Olga einen Blick warf, packte es wie Gewittern durch ihre sonst so friedlich heiteren Züge. Das junge Mädchen sah noch trotziger und ablehnender als vorher am Tische und vertiefte sich in einen Brief, den ihr der Postbote gebracht.

„Will es so mit dem Leim!“ fragte die Mama mit nuhigem verhaltener Ungeduld. Am liebsten hätte sie ihr ein heftig tadelndes Wort zugerufen, aber sie wollte dem Fremden ihre widerspenstige Tochter nicht gleich in der ersten Stunde von der schlimmsten Seite zeigen.

„Gewiß, Mama; ein Brief meiner Freundin, der mich sehr interessiert,“ sagte Olga, ohne aufzublicken.

Frau Werkmeyer gab die trotzdem rebliche Mühe, das junge Mädchen von ihrem Briefe abzulenken.

„Denke dir, Olga, Herr Römer kennt unsre Verwandten am Rhein!“

„Schön, Mama.“

„Willst du dich nicht hübscher anziehen, Olga?“

„Nein, Mama, wozu denn?“

„Olga, Herr Deyer und Herr Gehringer wollen nicht mitkommen. Nicht wahr, das wäre schade? Du ist es doch, Herr Römer?“

„Aber Mama, wir ist es doch ganz gleichgültig. Es kann doch jeder thun, was ihm beliebt.“ Die roten Lippen zuckten so trotzig hin, und in die bleichen Wangen war eine Röte des Unwillens gestiegen.

„Olga, du bist schrecklich!“ rief die Mama, aber sie bemerkte, daß Römer über die unhöfliche Antwort des Mädchens lachte. Wenn ihm Olgas Ungezogenheiten gefielen, um so besser.

„Ich bin Ihnen, mit dem sie zu thun ausdrücke, hätte einen andern Vorschlag zu machen. Aber Koppel sah die Freunde triumphierend an, als wollte er sagen: Na, da hört ihr's ja!

Der Weg führte sich durch schattige Waldanlagen. Die kleine Gha sprang, nach Beeren suchend, voraus. Frau Werkmeyer hatte sich an den Arm der jungen Sämmeller gehängt.

„Mein Gott, Julie,“ sagte sie, „ich habe Mama nicht die Wahrheit gestanden, als ich ihr erzählte, der Arzt habe mich so plötzlich hierher geschickt. Körperlich fehlt mir nichts. Ich bin für die Brennen.“ Sie beugte sich zu der Kleinen. „Und da hilft kein Zureden. Du weißt nicht, wie bang mir zu Mute ist! Ich muß einen Menschen haben, mit dem ich darüber reden kann!“

„Also denn? Ja, Julie, sag doch!“ fragte das Mädchen erschrocken.

„Sieh, ich hatte einen Streit mit meinem Mann. Um was es sich handelte, das ist ganz nebensächlich. Irgend eine Kleinigkeit, mit der es anging. Aber wenn er böse ist, dann wird er so spöttisch, und dann ihre ich aus seinen Worten immer heraus, daß er nicht vergessen hat, wie unser Verhältnis zu stande kam. Wie Mama ihn einfing! Wie sie ihm gulegte, daß er kaum mehr anders konnte, als um mich anhalten. Wie ich mich ihm eigentlich an den Hals warf. Mein Gott! Ich war so verliebt und ich that eben, was Mama wollte. Aber ich verschwöre dir, jetzt, hinterher als Frau schäme ich mich unsäglich, und der Gedanke verdreht mir unaufhörlich den Kopf, daß er vielleicht nicht um mich geworben hätte, wenn Mama ihm nicht die Worte in den Mund gelegt, nicht förmlich die Dummheiten angefegt hätte! Als ihm nun bei unserm Streit wieder eine derartige Andeutung entschlüpfte, traf mich das so fränkend, so verwundend, daß ich ohne weiteres Besinnen in einem Anfall von Verzweiflung meinen Koffer packte und ohne Abschied zum Hotel fortreiste. Ich, du rate dir, Olga, laß dich nicht in diese Heirat verhetzen!“

Digitized by Google

Die Falten jungen Augen blitzen vor Entrüstung.

„Um mich sei unbesorgt! Ich bin eine Stadtlise Resli! Aber du? O, unfühlendig recht dumm! Du kennst mich, daß ich den Mut hatteß. Er soll dich nur entbehren und betten müssen um deine Liebe!“

„Lobe mich nicht, Olga. Ich war heute schon fast enthusiasten, zu Kreuze zu kriechen und als reumütige Sünderin wieder heimzukehren!“

„Nein, nein! Das darfst du nicht! Das sollst du nicht! Ich erlende es dir nicht!“ rief Olga leidenschaftlich und faßte die Hand ihrer Schwester, als wollte sie die Zartere, Weichere durchhalten mit ihrem eigenen Trotz. „Denn hätte er so wieder das Recht, sich zu demütigen, über deine Herzlosheit zu spotten!“

„Aber wenn er nun nicht wiederkommt? Wenn er mich gehen läßt! Wenn er gleichgiltig sagt: Ich Fräulein Resli, wenn ich haben! Was meinst? Was wirst Mama sagen? Was sagte aus mir, aus meinem Kind werden? Die sollte ich —“

„Wenn er fremd wäre!“ unterbrach Olga sie heftig mit steiner Entrüstung. „Wenn er wirklich ein so herzenerloser Mensch sein könnte, eine Frau, die ihn lieb hat wie du, einfach abzuschätzen, ein so unverschämtes Spiel mit uns wie dich! Die Mutter seiner herzigen, kleinen Edu! Nein! Wenn er dazu im stande wäre, dann gäb's für dich doch kein Besinnen und Bedenken mehr! Dann war er heiner niemand mehr, und dann müßt du ihm ohne weiteres Wort den Rücken kehren!“

„Geh, Olga, du hast leicht reden! Du wurdest nie verliebt! Du weißt nicht, wie man an einem Mann hängen kann trotz alle dem, was er thut!“

„Nein! Allerdings, das weiß ich nicht; bestern um Liebe wäre mir unbenkbar,“ sagte das junge Mädchen, und ihre Lippen, ihren Augen blitzten in heißer Freiheitsluft empor zu den weißen Gipfeln, das nun wieder vor ihnen aufstanden. Als sie aber sah, daß die Schwester traurig den Kopf hängen ließ und nur wühsam die Thränen unterdrückte, fügte sie freundlich hinzu:

„Geh, Julie, die Sache liegt gar nicht so tragisch, wie du dir sie ausmalst. Peh nur auf, morgen kommt ein Brief von deinem Mann, und da wird sicher, er wird sogar viel netter und zärtlicher sein, wenn er merkt, daß du dich nicht um den Finger wickeln läßt.“

Man trat aus dem Waldschatten heraus auf die scharf aufsiegende, sonnige Landstraße.

Mit glattrotem Gesicht ging Frau Werholzer neben Koppel, der ein paar hübsche Obstdolden gepflückt hatte und auf eine Gelegenheit wartete, sie Olga zu überreichen.

„Herr Römer ist wirklich ein reizender Mensch!“ bemerkte die Dame trog des außergewohnten Atmens in lebhafter Gegenliebung. „Gemüt auch herzensgleich! Er macht den Eindruck, als wäre er aus guter Familie. Er hat so feine, ritterliche Manieren.“

Ein liebevoller Blick streifte den schlanken, großen, jungen Mann, der nun in einiger Entfernung an Olgas Seite voranging und sich mit dem Mädchen gut zu unterhalten schien. Wie prächtig sie zusammenpaßten! Beide so hochgewachsen! Ein Kolzes Paar! dachte die Mama.

Koppel sah die ectzte Frau mit seinen schlauen Augen von der Seite an und erriet vollständig ihre Gedanken und die Wünsche, die sie an das Zusammensein mit dem hübschen, neuangetauchten Mitglied ihres kleinen Kreises knüpfte.

„Ja,“ sagte er mit einer heimlichen Schadenfreude, die er unter einem gemütlichen Lächeln verbarg, „ein rechter Glückspilz, dieser Paul Römer! Wenn er nur nicht den dummen Streich gemacht hätte, sich an eine Frau zu binden, die eigentlich nicht jung und frisch genug für ihn ist!“

Frau Werholzer blieb stehen. Der Atem versagte ihr. Koppel bekam einen Moment lang wirklich Angst, die puterrot glühende Dame könnte der Schlag treffen.

„Dieser junge Mann ist verleiratet? Aber er trägt doch keinen Ehering. Er sprach auch nicht —“ stieß sie hervor.

„Nun, verheiratet ist er noch nicht. Aber versprochen, so gut wie verlobt; allerdings nur heimlich. Ich muß Sie auch bitten, nicht darüber zu reden, gnädige Frau. Die Geschichte verhält sich nämlich so. Er war mit einem Ehepaar, mit einem Maler Rhdvart und dessen Frau, befreundet. Der Mann beschuldete die Frau ziemlich schlecht. Meiner ist ein gutmütiger, warmherziger Mensch und hat, wie Sie so eben bemerkten, seine ritterliche Manieren. Er empfand mit der Dame lebhaften Mitleid, nachdem er einmal unfreiwilliger Zeuge einer heftigen Szene gewesen war, bei der ihr Mann in wahnsinn Zorn geriet. Er wurde ihr Vertrauter, ihr Freund, dem sie über ihren Gatten vorklagte.

„Mitbeschuldigen hat sie ihn doch nicht?“ fragte ihn, da Frau Werholzer spöttisch hüstelte. „Die Beziehungen der beiden sind über alleen Zweifel erhaben, und der Dame ist durchaus nichts nachzusagen. Die ehe gestaltete sich immer unerträglicher, der Mann ging schließlich kaum mehr nach Hause. Kurz und gut, es kam zur Scheidung. Ich glaube, die gerichtlichen Verhandlungen schweben noch, aber sobald die Trennung ausgesprochen ist, wird mein Freund Römer sich wohl mit der früheren Frau Rhdvart verheiraten. Sein Mitleid hat ihn festgenagelt, und das eben ist's, was mich flammt.“

Frau Werholzers Gesicht war sehr abteilnahmig geworden; sie ärgerte sich über die Hitze, über den Staub, und sahr ihre steine Cenitie, die sich Brauche in das weiße Leinenkleid gemacht hatte, zornig an, so daß man mit einem laut weinenden Kind am Cibree eintraf.

Der Sünnling des Tages war bei Mama in Ungnade gefallen. Olga bemerkte mit einem gewissen Erstaunen, daß ihre Mutter an den vorher mit Liebenswürdigkeiten überhäuften Römer kaum mehr das Wort richtete und ihn mit einer gerabezu verletzenden Kälte behandelte. Dieser Römer hatte etwas sehr Bestechendes in seinem Auftreten; er schien sich schüchtern; er fühlte sich nun sichtlich fremd in den Kreise, in dem er im ersten Augenblick so zu Hause geworden worden war. Das veranlaßte das junge Mädchen, freundlicher mit ihm zu plaudern, als es sonst ihre Art war. Römer schien vor, lebhaft zu erdern in ein paar leisen Worten. Die Verbindung war wollte sich nur einmal großen Kahne und einem bewährten Schiffer anvertrauen. Sie jog ihre Tochter bestich und führte ihn zu.

„Herr Römer ist verlobt, wie ich eben erfuhr.“ Sie sagte das mit bewußten ernstlichen Tone, in dem sie ihrem Kinde auseinander hatte: Herr Römer ist ein Verbrecher, mit dem — —

Olga lächelte. „So, das ist nett,“ sagte sie. „Wenn es Jhnen recht ist, Herr Römer, dann rudern wir beide zusammen in diesem kleinen Nußschälchen“, fügte sie rasch hinzu, ohne auf die wütenden Blick ihrer Mutter zu achten.

Auch Koppel war ungehalten, als er die eigenwillige junge Dame in den kleinen Kahn springen sah, den Römer für sie beide bestieg.

Nachdem er den Freunden gegenüber einmal behauptet hatte, daß er, Albert Koppel, Olgas spröde Gunst erobern wollte, galt es sein Ansehen, wenn dieser andere, dieser plötzlich hereingeschneite Gast, gleich am ersten Tage den Sieg davontrug. Er hörte schon Depesh und Gehringers spöttisches Lachen. Nein! Nun mußte er den Kampf aufnehmen. Dieser Widerstand steigerte seine Wünsche, stachelte seinen Ehrgeiz. Er wollte die Trotzige zähmen, und wenn er seine langgewohnte Freiheit preisgeben sollte! Schön genug war das Mädchen unbedingt! Wie wunderbar, der dunkle Kopf mit den großen, tiefgeschminkten Hut in dem Sonnenglanz wirkte; wie elegant und kraftvoll zugleich sie bei der gleichmäßigen Bewegung beobachtete die Arme ausstreckte und zurückzog. Gerade das Mutige, Freie in ihrem Wesen hatte seinen Reiz. Ein wildes Kätzchen! Spröde kippen erobern, das war doch das einzige, was das Mädchen unterhaltig! Wie manchem banalen Abenteuer, nach so vielen leichten Siegen, die er als wohlhabender, beschäftigungsloser Mann zu verzeichnen hatte. Mit dieser Frau konnte er Staat machen, derselbst werden. Das war ihm eine Hauptbedingung, wenn er sich verheiratete.

Auf der kleinen Insel, an der die Boote landeten — der größere Teil der Gesellschaft war von einem Schiffer gerudert worden — auf der man den Speisekorb auspackte und die Weinflaschen in einem von der Natur geschaffenen kleinen Felskeller kühlte, war es ganz einsam. Wiesterveren lag das

waldige Stückchen Land, von Wellen bespült, die an die Uferfelsen schlugen; der See hatte eine tiefe grüne Färbung; dunkler bauten sich die Riesenfelsmassen der Zugspitze empor, über die weiße, sonnige Wolken hinzogen. Die Luft mehte so köstlich durchtränkt von Wolkerkühle und Waldduft. Jeder vergaß seine kleinen Sorgen und Kümmernisse in dem Genuß der blauen, sonnenhellen Stunde. Depee und Gehringer, die sich doch zum Mittagessen rechtschaffen hatten, entschädigten sich für die Abwesenheit einer jungen Dame, die ihnen Bedienung reichlich hätte, durch eine ertrige Hingabe an die guten Sachen, die auf dem weißen Tischtuch ausgebreitet wurden. Olga und Julie reichten Butterbrote.

„Das sieht ja ganz häuslich, friedlich aus!“ lagte Koppel galant. „Die künftige Hausfrau! Der Mann kann sachen, für den einmal diese weißen Hände das Butterbrot zurechtmachen!“

Mama Werholzer, der neugierig die Bemerkung beobachtet hatte, sachte überlaut und warf Koppel einen dankbaren, liebenswürdigen Blick zu.

Olga schien vieles Sachen zu empfinden. Mit einer tiefen Falte auf der jungen Stirn warf sie den Kopf zurück.

„Wenn ich überhaupt heirate, so will ich einen Mann haben, der mit der nötige Bedeutung verschafft, und ich werde klingeln, wenn er ein Butterbrot will. Das überliße Dich der fleißigen Hausfrau hat nicht den geringsten Reiz für mich!“

Die Bemerkung war sehr derb, verstimmend von den Mädchenlippen, und Römer, der die bisher bei ihrer anmutigen Rebeit freundlich zugesehant hatte, machte eine Bewegung, als habe ihn ein Mißklang verletzt.

„Olga!“ sagte Frau Werholzer, peinlich berührt von der Verhöhnung so aussichtsgewendeten Glück, oder vielmehr, daß man Luxus, Ueberfluß, ein Leben im großen Stil mit einer Schar Dienstboten brauche, um sich recht zu fühlen? — „sage so was normalerweise!“

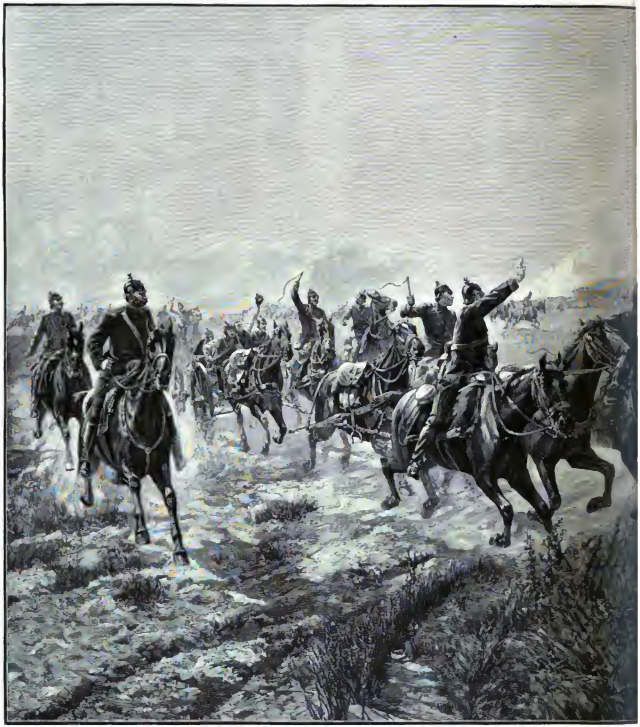
„Ich zweifelsohne!“ erwiderte sie trotzig. „Ich bin nun einmal nicht aus der romantischen Schule. Ein behebiderner Haushalt in einer Mietswohnung, mit geschickenen Büben und einem Mädchen für alles — der! Entsetzliche Vorstellung! Hoffentlich begegnet mir einmal ein hübscher, aber Millionär! Aber mit vielen Millionen. Eine „Mark-Millionär, daß ich zu benutzige auch noch eine armselige Wirtschafts!“

Sie stannte übermütig in die klaren, silbernden Wellen; ihre Augen glänzten, ihre Zähne flatterten in den leisen Mundbauch, und Sonnenlichter huschten über ihre glatten, hellen Wangen. Aber nun ihren Mund log ein bitterer Zug.

Gerade in dieser großen Natur, angesichts der lichtdurchzitterten Felswände, wirkten ihre Worte, die eine so wilde Schonsucht nach Reichtum, so übertriebene Ansprüche verrieten, peinlicher, verletzender noch als vielleicht in einem Salon. Die Herren, die nicht wußten konnten, die reizende Erscheinung zu bewundern, wie sie so leicht und schlank in ihrem hellen Kleide an der Tanne lehnte, warfen sich unbilligende Blicke zu. Besonders Römer sahen entrüstete. Das junge Mädchen, das sich ihm gegenüber weniger hochelig und schroff gezeigt als den andern, hatte ihm einen sehr guten Eindruck gemacht. Nun traten in ihrem Wesen Widersprüche zu Tage, die er nicht zu enträtseln vermochte. Dieselbe junge Dame, die Millionen begehrte, am glücklich zu sein, ergriff gleich darauf mit wahren Kindervergnügen die Ruder, um zurückzukehren, und schrecte auch nicht vor einer starken Kraftanstrengung zurück, als über die Zugspitze eine dunkler Wolkenwand heraufzog und bedrohlicher Donner den Sahn schnalzte. Sie sprang dann in die Wiese, um Blumen zu holen und schien einen großen Genuß darin zu finden, ohne Handschuhe, mit dem Hut am Arm, in kindlicher Unbefangenheit Blumen zu sammeln. Römer beobachtete alles, aber nicht ohne eine leichte Naturscheu. Wie reimten sich diese ursprüngliche Frische, diese Freude an der Einfachheit, ihre Gleichgiltigkeit für ihren Anzug, ihre sichtliche Abneigung gegen alle die kalerten kleinen Eitelkeiten, in dem sich andre junge Mädchen gefallen, mit ihren oberflächlichen Lebenansichauungen und gelbgierigen Wünschen?

Die Wettermand über der Zugspitze verzog sich wieder; aber das Gewitter, das während des Nachmittags auf der Stirne Mama Werholzers gebroht hatte, kam nach der Heimkehr zum Ausbruch.

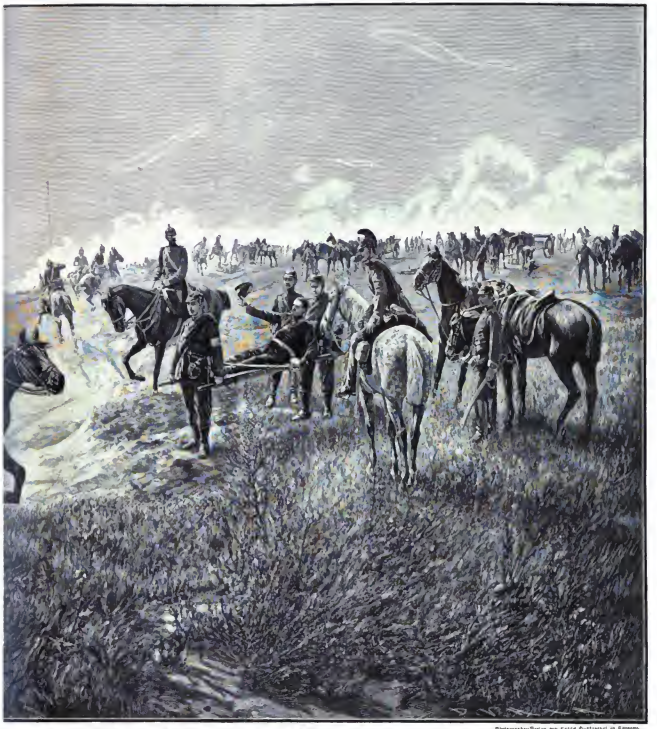
Digitized by Google



v. Wilkowski.

Sächsische Corpsartillerie bei Sedan.

Digitized by Google



Schnorr v. Carolsfeld. d. d. Pforte. v. Wichael. v. Hanfe. Photographischer Verlag von Franz Hanfstängl in München. Einfältiges Land.

dem Gemälde von Georg von Bodbien.

Digitized by Google

Sie war der Tochter in das kleine Zimmer gefolgt, das diese bewohnte, und während Olga die mitgebrachten Blumen ordnete, eilt die Mutter mit funkelnden Augen: „Kut einen Millionär kannst du lange warten! Die Leute nicht herum wie die Spatzen! Und du, du kriegst überhaupt keinen Mann! Alle Opfer, die man für dich bringt, sind umsonst. Glaubst du, man setzt sich jedes Jahr in eine teure Sommerfrische!“

„Ich hatte nicht gewußt, Mama, daß man wegen der Herren in eine Sommerfrische geht. Ich mache wegen der guten Luft, wegen der schönen Natur!“

Die Lippen des jungen Mädchens zitterten vor innerer Erregung; aber sie zwang sich der heftig aufgebrochenen Mutter gegenüber zu fühler Ruhe. Gerade ihre Selbstbeherrschung und ihre spöttische Art zu ihrem Mund reizten Frau Werthofer zu wilderem Zorn.

„Du weißt sehr wohl, daß es dochter Zeit für dich ist, dich zu verheiraten! Zwölftausend Gulden! Und es hat noch keiner um dich angehalten, obwohl wenn dich auf Bälle, in Gesellschaften führe und die alle die teuern Toiletten beschaffe. Aber das ist ja kein Wunder! Einem so unlebenswürdigen, bodenlosen Ding geht eben aus dem Wege! Deine Schweiter Anfie war mit neunzehn Jahren verlobt! Sie war freundlich, sonst, bescheiden, und darum ist sie auch eine glückliche Frau geworden!“

Olga konnte nicht umhin, mit einem bitteren, kurzen Lachen zu antworten. Aber sie bekam sich, daß sie das Gehässige der Schwester nicht verraten dürfte, dem erwiderte rasch:

„Ihr Glück teilt mich gar nicht, Mama. Ich habe überhaupt gar kein Verlangen, zu heiraten. Ich wüßte ich doch einen Mann lieb haben, — ich würde mir freilich auch denn lieber die Zunge abbeißen, als es ihn merken lassen. Aber so sind Blaue hinein! Nur um Frau zu heißen, irgend einen — das könne mir nie Wichtigkeit war.“

„Und was fängst du denn an, du thörichtes, albernes Ding, wenn dein armer Papa, der sich für dich plagen muß jahraus, jahrein, einmal die Augen zumacht? Von der Pension, die mir haben, heben werden, kannst du die kümmerlichen trockenes Brot kaufen, kaum ein Mansardenbüchlein mieten. Und du spielst das verzogene Fräulein verächtlich von Mierwohnungen mit gefrichenen Böden und einem Dienstmädchen und verschwelst sich jeden Bewerber mit ihren dummen Ansprüchen. O, ich habe wohl bemerkt, wie die Herren die Nasen zuckten! Zu hohe Ärgern könnte man sich mit die! Aber du wirst dich sehen, wie es dir einmal geht, du wirst schon sehen!“

Frau Werthofer sprach nun nicht mehr in heftigem, sondern in weinerlichem Tone. Es standen ihr Thränen in den Augen. Das erweichte Olgas Herz. Sie schlang die Arme um den Hals der Mutter und sagte ganz demütig: „Verzeih mir, Mama! Du weißt es ja gut! Aber ich kann doch nichts dafür, daß ich so bin, daß ich es als selbst Schmach empfinde. Wäre ich doch ein Bub' geworden!“

Olga war in den nächsten Tagen sehr still, sehr nachdenklich. Der kummervolle Blick der Schwester ging ihr zu Herzen. Jeden Morgen kaufte sie Spanuter: Reis Weiß? Jeden Morgen schüttelte Julie verzagter den Kopf.

Ein Bedürfnis nach Einsamkeit hatte das junge Mädchen erfaßt. Sie lief am liebsten allein in den Anlagen umher, lag in irgend einem Waldwinkel auf dem Moosboden, mit einem Buche in der Hand, über das sie hinwegstarrte zu den Baumwipfeln empor, als suche sie da oben die Lösung für eine quälende Frage, als sollte aus dem Blau eine Erleuchtung kommen für die Zweifel in ihrer jungen Seele.

Sie blieb nicht immer allein. Koppel hatte es sich zur Aufgabe gemacht, ihrem heißen Kleide nachzulaufen und nach ihr zu suchen, bis er sie auf einem der versteckten Waldwege entdeckt hatte. Dann setzte er sich neben sie oder ging an ihrer Seite. Er hielt behandeln viel darauf, daß er mit ihr im Hotel aßen und von den Freunden, die sich immer zahlreicher zum Mittagsmahl auf der Veranda einfanden, als Begleiter des Fräuleins gesehen wurde.

Ein Herz und eine Tasse, die einsam nebeneinander durch die Anlagen wandelten, machten leicht den Eindruck eines Liebespaares, und das schmeichelte seiner Eitelkeit, wenn auch die Unterhaltung mit dem Fräulein durchaus keinen vertraulichen Charakter hatte. Das junge Mädchen nahm Koppel nicht ernst. Sie lachte über seine Späße und hörte gleichgültig zu, wenn er ihr von den verschiedenen Festlichkeiten und Vergnügungen erzählte, und denen sich sein Leben zusammensetzte.

Frau Werthofer aber war anderer Meinung. Aber Stimmung besserte sich zusehends, als sie bemerkte, welch bedeutet Aufmerksamkeit der wohlhabende Mann ihrer Tochter schenkte. Wenn der vermöhnte Junggeselle, der so lange allen Schlingen, die man nach ihm auswarf, entgangen war, am Ende gerade an dem Trotzkopf Gefallen fände! Besseres hatte sich zu wünschen. Er konnte seiner Frau ein bequemes Leben bieten, voll Abwechslung und Unterhaltung, mit den Mitteln ihren Berufspaar. Und hatte Olga nicht selbst erklärt, daß sie einen hübschen alten Mann nehmen würde, wenn er nur die nötigen Millionen hätte?

Koppel war je vielleicht nicht so enorm reich; aber dafür war er auch nicht ganz alt und nicht geradezu häßlich. Das wußte doch auch in die Mädchen sahen.

Albert selbst hatte allerdings, daß er trotz aller Bemühungen mit dem Mädchen nicht weiterreiche, und daß sie sich mit Römer lieber als mit ihm unterhielt, obwohl ihr dieser keineswegs den Hof

Canovas del Castillo.

machte, sondern mehr über ernste, allgemeine Fragen mit ihr verhandelte, über sein Geschäft, über die finanziellen Werke, die er verfolgte, die photographischen Aufnahmen, die er in großen Gatexien machen ließ, und dergleichen.

„Denken Sie sich nur, Römer, wenn ich gestern in Garmisch begegnet bin,“ sagte Koppel eines Morgens. „Frau Rudhart! Sie wollte eben ein Wohnung nehmen, und ich veranlasse sie, sich doch hier umzusehen.“

Römer war etwas verlegen geworden. Er war in nicht durch ein blondendes Versprechen an Frau Rudhart gebunden; aber als die Freundin und Vertraute fühlte er sich verpflichtet, der verreisenden Frau Schonung und teilnahmsvoll zur Seite zu stehen.

Frau Rudhart kam am selben Mittag in Badenier an. Anfänglich schien Frau Werthofer nicht sehr erfreut über diesen Zuwachs der Gesellschaft. Sie sprach mit ihrer Tochter Julie, die totenblaß wurde, ziemlich abfällig über „geschiedene Frauen“.

Aber die neue Bekannte wußte bald durch ihre einschmeichelnde Liebenswürdigkeit jeden Vorurteil zu besiegen. Sie war hübsch, hatte ausdrucksvolle Augen und einen auffallend kleinen, zierlichen Mund. Ihrer Sprechweise und ihren Anzuge merkte man wohl an, daß sie einmal Schauspielerin gewesen. Sie trug ein weißes Atlaskleid, eine kampfesluftige Bluse mit recht kürzlichen Schärpe und einen langen Schleier. Es war etwas zuviel der, aber es kleidete sie. Die Füße, die zum Vorschein kamen, waren fleln und zierlich, und der Hals, den ihr Kragen frei ließ, schimmerte weiß und zart. Dabei wußte sie jedem etwas Angenehmes zu sagen, Leben und Gehringer in der ersten Stunde herumtanzen zu besonders, daß sie ihre bereits gestarke Abreise wieder verschoben, und bemuhte ihren Freund Römer durch einen fein nuancierten Ton der vertraulichen Bekanntschaft auszuzeichnen.

„Sieht du, Olga,“ sagte Frau Werthofer, „das ist eine liebenswürdige Dame. Von ihr sollteste du lernen!“

Das junge Mädchen antwortete nichts. Aber hatte Frau Rudhart nicht gefallen, und sie fühlte instinktiv, daß ihr Zuvorkommenheit, die auch ihr entgegengebracht wurde, nicht wahr und echt sei. Als die Dame angekommen war, hatten ihre Augen einen Moment mit einem bösen Blick auf dem hübschen Gesicht zu Römers Seite geruht. Gleich darauf aber hatte sie Olga freundlich die Hände entgegengereicht und mit großer Herzlichkeit begrüßt. Und wie sie sich freute, sie kennen zu lernen! Sie schwärmte für hübsche junge Mädchen! Sie hoffe, sie würden sich recht herzlich befreunden!

Frau Rudhart weilte, trotz allseitigen Zuredens, nicht in dem kleinen Badeorter Hotel Wohnung nehmen. Solange die Scheidung noch schwebte, schien es ihr nicht passend, sich dauernd in einem so bitteren Kreise, in einer Gesellschaft gefährlicher junger Herren — sie sagte das mit einem Blick, der jeden traf — aufzuhalten. Aber wenn die Verhältnissen es ihr gestatteten, würde sie ab und zu in ihrer entzogenen Landwohnung die Erholung suchen, die sie wahrlich nötig habe. Ein tiefer Seufzer! Ein trauriger Augenaufschlag!

Sie hinterließ einen Eindruck inniger Teilnahme und wahren Interesses an meinem Geschick.

„Die arme Frau!“ sagte sogar Frau Werthofer.

Römer begleitete die Dame eine Wegstrecke. Als die beiden nebeneinander dahinschritten, flüsterte Koppel Olga zu:

„Im nächsten Jahre sind sie wohl längst verheiratet!“

Er wollte das junge Mädchen nicht im Zweifel darüber lassen, daß Römer gebunden sei.

(Fortsetzung folgt.)

Canovas del Castillo †.

Der spanische Ministerpräsident Canovas del Castillo, der am 8. August in dem Bade-Ort Santa Agueda der San Sebastian bei Oviedo eines tragischen Attentates erworben ist, hat sein an halbes Jahrhundert hindurch in der Geschichte seines Heimatlandes eine Rolle gespielt, aber nicht immer gleich günstig beurteilte Antlitz gesprüht. Geboren am 8. Februar 1828 in Malaga, widmete er sich dem Studium der Rechte, machte sich jedoch zuerst durch belletristische und journalistische Leistungen bekannt. An politischen Leben beteiligte er sich früh, und zwar anfangs in ausgesprochener liberalem Sinne, wohlgerät er sich später mehr und mehr zu konservativen und zuletzt zu absolutistischen Grundsätzen bekannte. Im Jahre 1854 wurde er von seiner Parteizahl in den Cortes gewählt, zehn Jahre später gelangte er zum erstenmal als Minister des Innern in die Regierung, vertauschte aber unter O'Donnel dieses Portefeuille mit dem der Kolonien und provisorisch mit dem der Finanzen. Unter Narvaez wurde dieser Ressortchef und die Königin Isabella verbannt, kehrte er 1869 nach dem Sturze Rabellas zurück, behauptete in den Cortes die demokratische Verfassung und erklärte sich für Amadeus. Als über Erziehung des jungen Königs betraut, wurde er vom man an dort Kampf der getrennten bourbonistischen Restaurationsbewegung. Am 31. Dezember 1874 gab er seinem Ministerkollegen, daß er sich an dieser Sache sich standig zu bekämpfen gewusst, die Zügel der Regierung nur zeitweilig an Martinez Campos und Sagasta abgetreten. Zum letzten Mal übernahm er die Leitung der Staatsgeschäfte im Jahre 1895, um bis zu seinem Tode an ihrer Spitze zu bleiben. Ein Hauptziel seiner Regierung bildete die Beschwichtigung der Aufruhr auf Cuba, in der er sich in den Jahren 1875 und 1879 glücklich erwies, während es ihm unmöglich nicht möglich gewesen ist, in unbedingter Treue der Interessen Herr zu werden. Im ganzen dürfte er durch seine tatsächlichen Übergriffen der der Kaufwert ein glänzigeres Andenken hinterlassen als durch seine politische Wirksamkeit.

In unsern Bildern.

Ein großer Teil unserer bildlichen Darstellungen ist in der vorliegenden Nummer den Verherrungen gewidmet, von denen in den letzten Wochen große Landerstrecken in Sachsen, Sachsen, Württemberg und den angrenzenden Kronländern Österreich-Ungarns, namentlich im Donau- und Moldau-Gebiete, infolge der furchtbaren Wetter-katastrophen heimgesucht worden sind. Heute noch laßt sich der Umfang des angerichteten Schadens kaum übersehen, und es bedarf mehr als gewöhnlicher Anstrengungen, um den Folgen derselben auch nur notdürftig zu begegnen. Mögen dabei auch die Leute und Kranken unserer Blatter ihren Mitmenschen und ihre Mitbürgerinnen wollter halten, und so den Umfang auch schon Bedrohten verringern und Hilfsstationen in unbetroffene Orte ins Leben gerufen werden.

Digitized by Google

so weich eine Betheiligung an dem großen Liebeswerke doch immer nach willkommen sein und keinesmegs verspätet kommen.

Von ungewöhnlicher Bedeutung verspricht das Stuttgarter „Ring im Frieden“ zu werden, das sich bei dem diesjährigen Kaisermanöver abspielen soll. Besonders Vorbereitungen werden jetzt schon auf dem Schauplatze der großen Kaiserparade bei Lomburg a. d. Höhe im Taunusgebirge getroffen. Hier werden unsern Lesern einige den interessantesten Momente aus den diesjährigen großen Kriegsübungen unseres Heeres vorführen und geben ihnen zugleich ein treues Bildnis der beiden Hochkommandierenden bei derselben, des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern und des kommandierenden Generals des 16. Armeecorps, Grafen v. Haeseler, nach einer äußerst dankenswerthen photographischen Momentaufnahme.

Die Manövergegend, welche durch die fast sich fortgesetzten Leistungen der modernen Technik auf dem Gebiete unseres Nachrichtenwesens ferngerückt werden, mehren sich zum Tag zu Tag. Arbeitsfernungen, die wir noch durch ein Naturgesetz an die Scholle und Muskelkraftigkeit des menschlichen Armes gebunden erschienen, gehen in fast unserer Anschauung an die mechanische Vorrichtung, den Apparat, über. Nachdem der Telegraph und den automatischen Typenschreiber zu Hilfe und Zähigkeit gemacht worden war, breiteten sich die Einrichtungen optischer Art sehr rasch weiter aus, dabei immer neue Gegenstände in den Bereich ihrer Thätigkeit zogen; gab es doch bald keine Bahnhofsuhr mehr, in der der Zeitenlauf sich nicht auf automatischen Wege in den Bells aller erdenklichen Formen Zeitdokumente sollte verkünden. Das Neueste in dieser Hinsicht ist nun ein vollständiges automatisches Büffet, wie es unter anderem in Berlin in der Leipzigerstraße seit Jahren gestanden worden ist. Der Verkehr in dieser „Zeit- und Erfrischungshalle der Zukunft“ geht aus unsern Abbildungen deutlich hervor; er ist sehr einfach. Der Gast schreitet das Büffet entlang und macht vor der Erfrischung, die er zu sich nehmen will, Halt. Handelt es sich um ein Getränk, so steht ihm auch Einmark die verschiedenen Getränke der betreffende Hahn zur Verfügung, den er nur auszudrehen braucht, damit ihm in das in seinem Handbereiche befindliche Glas so und einfache, wie es für den gewandten Chemiker zu bewerkstelligen hat. Will er zu einem neuen Trank das Glas gebrauchen haben, so kann auch das in selbstthätiger Weise erfolgen: man hat es nur in eine Oeffnung zu stellen, auf den bei seiner ungebrochenen Knopf zu drücken, und die Reinigung erfolgt in einer sehr zweckmäßigen, zugleich mit Desinfizierung verbundenen Weise. Ganz ähnlich verhält es sich an der Seite des Büffets, wo die Speisen zur Verfügung stehen; hier somit sich nach Wunsch der betreffenden Gelüstete eine Platte herab, auf welcher in sauberster Zubereitung das gewünschte Erfreuliche liegt. Die menschliche Beihilfe beschränkt sich in diesem Zukunftsrestaurant, von der Thätigkeit abgesehen, auf das Wegetragen der gebrauchten Gedecken und auf das Nachfüllen der leer gewordenen Vorräthe.

Ein sehr regel Leben und Treiben entfaltete sich bei dem Wettturnen der sächsischen Eisengesellschaft Turnerbund bei Dresden statt vollzählig vertreten, aber auch die schwierigsten Turnübungen des Auslandes hatten eine namhafte Anzahl von Teilnehmern gefunden, und ebenso hat man die Preisrichter ausländischer Fertigkeit. Aus den deutschen Reiche waren die Städte Augsburg, Bayreuth, Eannstatt, Colmar, Donaueschingen, Heidelberg, Karlsruhe, Lindau, Mannheim, Mühlhausen i. E., München, Regensburg, Straßburg, Stuttgart, Tübingen, Ulm und andere vertreten, aus Frankreich waren die Vereine von Belfort und Montbeliard erschienen und aus Italien Abordnungen der Vereine von Genua, Legnano und Mailand. Den Glanzpunkt des Festes bildeten unstreitig die am zweiten Tage vor einer ungeheuren Zuschauermenge unter Musikbegleitung ausgeführten allgemeinen Freiübungen, geleitet von Michel aus Lausanne und Kienzle aus Zürich. Eine berartige Zahl sind wir in der Tage unsern Lesern in vorhergehungenen Bilde vorzuführen. Nürnand, der heute empfange Gesamtprodukten gurken, wird das ungemein Schauspiel in leicht begreiflicher Weise auf Acht von der Besprung in weiten Kreise zusammenbringen, nach vielen Tausenden zählenden Bedürfnisse der lebhaftesten Beifall geworben wurde.

Marie Seebach †.

Kurz nachdem die größte tragische Künstlerin der bedeutigen deutschen Bühne, Charlotte Wolter, aus dem Leben geschieden, ist ihr Marie Seebach ins Grab gefolgt, die einst mitgrierte Goethe- und Kleisten-Darstellerin, die vor einem Menschenalter als unerreicht auf dem Gebiete galt, das man damals in der Bühnenkunst als das lustrumentalen Liebhaberinnen zu bezeichnen pflegte, und die in der That in der Liebenswahr eben schlicht gebildeten Mädchen- und Frauencharaktere eine vollkommen ebenbürtige Nachfolgerin nicht gefunden hat.

Marie Seebach hat ungefähr die gleiche Zahl der Lebensjahre erreicht wie Charlotte Wolter und ihre erste Jugendzeit auf dem gleichen Schauplatz verlebt wie diese. Am 24. Februar 1854 zu Mainz geboren, kam sie schägerig mit ihren Eltern nach Köln, wo der Vater als Bezirkrat kommunalischer und damaliger Rollen lange Jahre zu den beliebtesten Mitgliedern des dortigen Stadttheaters zählte. Gleich ihre um mehrere Jahre älteren Schwester Mühelmine betrat sie, ein edles Theaterblut, schon frühzeitig die Bühne, und zwar zunächst, nachdem sie die üblichen Kinderrollen absolviert, als Soubrette in die Fuß zum Singspiel. Obwohl sie in den Rollen dieses Fachs, vor allem durch die Anmut ihrer Erscheinung und ihres Wesens, entschiedenen Beifall fand, blieb sie doch bald, doch ihrer Darstellungs Mittel für das Vaudeville einer Sängerin nicht ausreichten, und wandte sich dem Schauspiel zu. Ein glückliches Gestirn führte die jugendliche Schauspielerin nach Hannover, wo Hofrat Maurice, an dessen Thaliatheater sie im Jahre 1852 Engagement gefunden, ihre eigentliche Begabung erkannte und sie dem für diese sich eigenden Rollenkreise zuwies. Große Bewunderung erregte ihnen damals ihre Verkörperung des Gretchens im Vorstehen „Faust“, eine Leistung, mit der sie bei den im Jahre 1854 in Hannover stattfindenden Wochenvorstellungen als ein Stern erster Größe am Himmel der deutschen Schauspielkunst bewunderten konnte. Damit gewann sie das recht für das bald seinen Bestand gewordene Wiener Burgtheater; von diesem siedelte sie jedoch zwei Jahre später nach dem Hoftheater zu Hannover über, um dort, an einer Kunststätte, die um jene Zeit mit Recht all eine der vor-

Marie Seebach.

nehmsten im Bereiche der deutschen Zunge gelten durfte, in gehaltvollsten Bieten ihre eigentliche künstlerische Bildung zu erhalten. Dieses, wo keinen die musikalisch glänzte, waren neben den Gestalten in „Faust“ und den Mädchen in „Egmont“ die Marie im „Klavigo“, die Julia in „Romeo und Julia“, die Clärchen im „Egmont“, die Luise in „Kabale und Liebe“, die Desdemona im „Othello“ und ähnliche andre. Seiten ist der Krug einhelter und vornehmer Weiblichkeit, wie er in jenen Rollen lebt, auf der Bühne in einer so innigen und überzeugenden Weise zur Anschauung gebracht worden, wie es von ihr geschah.

In Hannover ging die Künstlerin nun auch über Ehe mit dem dortigen Hofbenteur Augusti Niemann, dem unvergeßlichen Sänger der Zauberhöter und Lodengrin etc, der damals unschuldig in Gunst seiner Kunstverwandtschaft stand. Leider hatte die Ehe, die zuvor der geiserstrien Künstlerinnen in Deutschland verband, keine glückliche sein; sie wurde im Jahre 1868, nachdem das Opfern infolge der Ereignisse des Jahres 1866 seinen Wohnsitz zum Dauwerer nach Berlin verlegt hatte, an beiderm Orte, wo Niemann in den Verband der Königlichen Oper getreten war, getrennt, und die Künstlerin, die soeben als Frau Niemann-Seebach aufgetreten, nahm nunmehr ihren Mädchennamen Marie Seebach wieder an, darin, wie für so vieles, ihr lebenslanges Engagement nicht getreten, auf ausgedehnten Kunstreisen, die sie unter anderm nach Rußland, den Niederlanden und den Vereinigten Staaten von Nordamerika führten, neuen Ruhm und neuen Glanz entgegenstrahlend. Auf diesen Gastspielreisen vollzog die Darstellerin auch noch den Uebergang zu einem Rollenkreise, der für die Ueberdauer weniger und gesteigerter Frauencharaktere notwendig, war unter andern der Schillerschen Maria Stuart, die in ihr eine sehr glückliche und bedeutsame Vertreterin fand.

Eine fette Stellung an einer Bühne nahm Marie Seebach erst in verhältnismäßig später Zeit, vor etwa zehn Jahren, wieder an, als sie in den Verband des Königlichen Schauspielhauses in Berlin trat, zeitweilig zum „kleinen Fach“ übergehend und die ernsten wie humoristischen Rollen beherrschen spielend, wie eine Frau in „Romeo und Julia“, aber auch, und zwar mit besonderem Glück, die Lady Macbeth, die Claudia in „Emilia Galotti“ und die Mutter in Hebbels „Maria Magdalene“.

Nun aber hat mit August Niemann Marie Seebach Berlin verlassen, um dem sie mit innigster Liebe hing. Die Künstlerinnen hatte beschlossen, wie es scheint, von beiden Eltern getrennt, von dem Vater auch ein schönes, klangvolles Organ, allerdings von barytonaler Färbung. Der junge Niemann versuchte sich mit Glück auf der Bühne, mußte indes aus Gesundheitsrücksichten der Sängerlaufbahn entsagen. Er verfuchte nunmehr seine musikalische Begabung auszubilden und erwarbe auch auf diesem Felde die schönsten Hoffnungen, als der Tod ihn, den kaum Fünfundzwanzigjährigen, an der Spitz bahinraffte. Marie Seebach hat den Schicksalsschlag, der ihr damit zugefügt wurde, nie ganz verwunden. Ihre doch so einsam besonderen Leiden unterwarfen gewiesen mehr, Niemand wahrend in irgend Jahre ihre Lebenskraft nahm, und sie sichen bat zu sichen. Sie wollte ihr Hand beistellen, bevor sie Jahre sie daran machten. Im Jahre 1890 beginnen sie einen Teil ihres Vermögens zu einer nach ihr zu benennenden Stiftung, durch welche allen, hilfsbedürftigen Pensionären der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger ein Heim geschaffen werden sollte. Die hochherzige Stiftung erlebte es noch, daß das Gebäude der Marie Seebach-Stiftung in Meiningen vollendet wurde und am seinen ersten Insassen bezogen werden konnte.

So hat eine der bedeutendsten deutschen Schauspielerinnen unser Heil ihrem Namen ein bespecht rühmliches Andenken gestiftet, und die Nachwelt wird durch dieses hochsinnige mit der berühmten Goethe-Darstellerin stets der edeln Menschenfreundin gedenken, die sich in ihrem Standesgenossen so schon wußte.

E. B.

Der neueste Kreuzer erster Klasse der deutschen Marine.

(Siehe die Abbildung Seite 792.)

Mit dem Neubau „Kaiser Leipzig“, der demnächst auf der kaiserlichen Werft in Kiel vom Stapel laufen wird, ist die deutsche Kriegsmarine um ein sehr wichtiges Schiff reicher. Es ist bei dem Bau der „Kaiserin Augusta“, die 1892 fertiggestellt wurde, der erste von Neubau bewilligte Kreuzer erster Klasse. Während ähnliche Staaten gerade an der Art von Schiffen endlich zweifeln sind, haben, haben, besten Kreuzerbote doch wohl auf die jüngste Geschichte zurückblickt, eine ganze Reihe solcher großen geschützten Kreuzer besitzt, leider Deutschland bereits bei empfindlichem Mangel. Wenn man bedenkt, daß zur Zeit unser Kreuzerflotille noch nicht einmal den Stat von 1888 erreicht haben, so ist das Mißverhältnis leicht erklärlich, das zwischen unsrer Kriegs- und Handelsmarine besteht; im Fall eines Krieges ist bekanntlich unser überseeischer Handel ohne jeden Schutz, und erst dann, wenn die künftigen neuesten Neubauten, wie König Prinz, Gitis und der Kreuzer I., fertig sind, kann Deutschland am Rußland seine Flagge weiter wehen gelassen.

Der „Kaiser Leipzig“ wird nach bei weitem größte Schiff seiner Klasse repräsentieren, es übertrifft selbst die Wörthklasse an Größe; seine Maße sind die folgenden: Länge zwischen den Perpendikeln 120 Meter, größte Breite 20,4 Meter, mittlerer Tiefgang 7,9 Meter, Deplacement 10 650 Tonnen à 1000 Kilogramm. Die Bewaffnung wird gebildet aus vier 24-Centimeter-Geschützen in vier Doppeltürmen, sechs 15 Centimeter-Schnellfeuerkanonen in gepanzerten Kasematten, zehn 8,8 Centimeter-Schnellfeuerkanonen mit Schilden, zehn 3,7 Centimeter-Maschinenkanonen, drei 8 Millimeter-Maschinengewehren; der Torpedo-Armierung besteht aus einem Ding, einem Heck- und einem Breitseitrohr von je 45 Centimeter Durchmesser. „Kaiser Leipzig“ besitzt außerdem zum Schutz seiner wichtigen Teile einen Panzergürtel, der an den Enden 100 Millimeter, in der Mitte 200 Millimeter stark, sich über der ganze Länge erstreckt, und auf der Endseite ein Panzerdeck von 50 Millimeter. Panzer und Panzerdeck sind also von 30 Millimeter Stärke. Die Verbewegung des Schiffes erfolgt durch drei Schrauben, die von drei gänzlich voneinander getrennten Maschinen bewegt werden. Zwei Schrauben werden und die dem Schiff eine Fahrt von mindestens 18,5 Meilen verleihen sollen. „Kaiser Leipzig“ wird natürlich mit den modernsten Einrichtungen versehen sein, so auch beispielsweise der Elektricität ein weites Feld eingeräumt. Daß Jungen hat man bekanntlich nur an der Ruhrschaft als Dynamomaschinen verwendet; Torpedos, Boote, Winden und so weiter sind nur von Metall, das Deck ebenfalls, mit einem Linoleumbelag versehen. Die alle Neubauten, so hat auch „Kaiser Leipzig“ seine Tücken, insofern nur zwei Geschützstationen, in deren Mitten noch verschiedene Absichtenschirme untergebracht sind. Die Pläne zu diesem Neubau kommen wieder vom Ober-Ingenieurdirektor der deutschen Marine, Geheimrat Dietrich.

Digitized by Google

Kr. M. Schiff „Ertog Leopold". Originalzeichnung von G. Martin.

Für müßige Stunden.

Schach.

(Redigirt von L. Schallopp.)

Aufgabe 38.

Von **A. W. Jobelt** in Cypsin.

Januar.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Aufösung der Aufgabe № 35 p. 714:

W. 1. Tc8—g8 (droht 2. Tg8—g7 K:e5 3. Le3—h6 beqn. 3. Dh4—e4 matt.)

S. 1. f7—f5
2. Ke5—d6 (e)
3. Kd6—c7
4. Kc7—b8 matt.

A.

S. 1. Kf4—e5
2. f7—f6 (f)
3. Ke5—f4
4. Le3—h6 matt.

B.

S. 1. Kf7—g8
2. Le3—c5!
3. Lc5—b6 matt.

C.

S. 1. Tb8—b4
2. Kc5—c6(d)
3. Lc5—b6 matt.

S. 1. Le3—c5
2. Kc5—c6
3. Lc5—b6 matt.

Partie Nr. 30.

Gespielt im internationalen Turniersaale zu London am 30. Juni 1862.

Spanische Partie.

Weiß: **Mist. Bonnefon-Dundas, die mit dem Zuwachs (2) Juni 111 Züge mit Fortsetzung Bewegungen.**

Schwarz: **Mr. Löwy** (Wien) **1000 Gulden** (Wien) **Gewinn alle Partien, die mit Fortsetzung Bewegungen.**

(Den ganzen Preis erhielt Mrs. Augenthaler, den zweiten Mr. Thorold-Publikum Cors, den dritten Mrs. Worrall-New York, den letzten seinen Mrs. Perry als jung Jahre 64. Mehreren gelangten zum Ungelt Zuschpreis per Verteilung.)

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e4—e4	**e7—e5**	20. Dd2—e3	Lg6—f5
2. Sg1—f3	**Sb8—c6**	21. Le2—c4	Tf8—e8
3. Lf1—b5	a7—a6	22. Ld3—e2	LC3×e4
4. Lb5—a4	Sg8—f6	23. Te1×e4	e6—e5
5. o—o	Sf6×e4	24. Le4—a3	Df3—d6
6. d2—d4	Se4×d6 ?)	25. Td4—e4	b7—b6
7. Sb1—d2	Sd6×b5	26. Le2—b4	Dg6—e6
8. Ld4—b5†)	Kc8—d8	27. Te4—d4	Ta8—c8
9. Tf1—e1	Sc6—e6	28. Td4—d2	Dc3—b4 ††)
10. Dd1×d4	f7—f6	29. Td2—e2	Tc8—d8
11. Sb3—c1	c7—c6	30. Te2—d2	Td8—d6
12. Ld4—f1	Lf8—b4 ?)	31. Dh4×h7(†)	Kd7×e7(†)
13. Le1—d2	Lb4×c3†)	32. Td2—d3	Tg8×h8
14. Ld2×c3	o—o	33. Dh7—e4	Dc3—e5
15. Ld4—e3 ?)	Kg8—h8	34. Td3—f3	Dc5—f5
16. c2—c3	Sc6—e7	35. Kc1—f1	Df5—e5
17. Tc1—d1	Sc6—f5	36. Kf1—g1	Dc5—e5
18. Ld3—c2	Sf5—d4	37. Kg1—f1	Dc5—f5
19. Le3—d4	Se7—f5	Weiß entschieden abgebrochen. †)	

*) Den Schlagen bei gerader Wrunst, abschreibt auf meiste Weise ist darauf hinzuweisen, b3—b5 nebst d1—d3 ist die beste Vertheidigung.

†) Dies scheint das Besser als 1. Kf7—e8, worauf Schwarz sich mit Sd8—e6 (8. Le3—b6 Dd6—f6) gut genug helfen würde.

*) Bei e7—e6 rochirt 9. Tf1—e1 eine Figur.

*) Auch hier wurde 9. Tf1—e1 geschehen sein; denn Se6×Ld4. 10. Te1×e8+ Kf8—e7. 11. Sd2—f3 †.

*) Wenn 12. Le3×c5, so Dd8—h4 †.

*) Besser ist zwar Le3—d4. Nach Lf8—b4 würde Schwarz sich mit Sd8—e6 helfen können.

*) Droht Sc6—e5.

*) Schwarz überlistet die Verbindung des Bau. Der ist war ein Cors.

†) Droht ist sehr billig. Nach e5—e4 hätte sie noch guten Spiel ergeben.

††) Beherrscht! Der Se6×Ld4 30. Td2×d4 Sg5—e6. 31. Td4×e4 e5×De4 droht Schwarz entgegenstehen.

*) Die Partie wurde abgebrochen.

*) Mit Se6×f5. 31. g4—f5 Se5—f3† hätte Schwarz leicht gewonnen.

*) Schwarz hätte nicht gut noch auf Remisen spielen können.

Schachbriefwechsel.

Richtige Lösungen haben ein: J. Schneider in Neuwittchen zu 34 und 37, Prof. E. Wagner in Cottbus (Lausitz) zu 31. 37. 37. Autor u. Correctionen auf Schach Karnitzi zu 32. 33. 34. 35. 36 u. 37. zu 31. Lsr. 25. Schon ist Zeit zu 31

Deutenfuß.

In die freien Felder des Deutenfußes sind entsprechende Buchstaben hereinzuschreiben, daß jeder Finger enthalten, welche bezeichnet:

in der Richtung	1	2 einen abgeschlossenen Nahmensinn,
" "	2	3 eine Tube,
" "	3	4 eine Gebrauchsart Weiber,
" "	4	1 eine bestimmtbewegte Art,
" "	5	5 einen Gedanken.

Schlangenrätsel.

Aus den 73 Silben: a, a, a, a, a, a, a, a, a, a, a, ba, ba, bel, bo, del, del, do, do, e, e, e, e, e, e, e, e, ge, ld, ld, ld, i, i, i, ka, ka, ka, ka, ka, ka, ka, le, le, le, le, le, le, le, le, ma, ma, ne, ne, o, o, o, o, o, o, pon, pol, le, le, re, re, re, ri, ri, ri, se, se, se, sten, sten, to, to, to, to, to sind 25 zweisilbige Wörter nachstehender Bedeutungen zu bilden: Persischer Name. Irrender Planet. Stadt der Samoa-Inseln. Weiblich. Kaiser in Russland. Persönlich gewaltiger Gebieter. Schmuckgegenstand. Name der neuen Welt. Liebesklage. Fischart. Christlicher Mönch. Russischer Adelstitel. Heiligtum. Arbeitsart. Spanische Verneinung für Nein. Teil eines Parkdach von Bürger. Fischfabrikant. Bewohner der afrikanischen Insel Java. Bedeutig in der Kirche. Musikinstrument. Stadt in Westamerika. Weiblicher Vornamen. Gebirge des Jrrd. Hauptmetall. Stadt in Japan. Stadt in Spanien.

Sind diese Wörter richtig gefunden, so sind sie, endweg geordnet, in 10 die untergeschrieben Form einzutragen, daß die letzte, letzte Zeile einer Wörter Reih auch den Anfang des nächstfolgenden bilden und an

(1 Zu 6 Silben, die einen zum Beispiel: Kerze — Traum — Kamerun" dem Wort stehe, wie etwa zum Beispiel: „Kerze — Traum — Kamerun" und so weiter; auch haben sie in den Silbenreihen 1., 11., 20. immer die gleichbezeichneten Silben bei sich ihre fragenden Bedeutungen zu suchen, ein verständliches Wortbund zu bilden, so der Reih, daß die letzte Silbe des letzten Wortes wieder der erste Silbe des ersten Wortes ergeben.

W. Sch., Berl.

Dreisilbige Charade.

Die Erste steht da in jenen Breiten,
Da keine Wärmeit auch vorüber herrscht;
Ihr Letzte aber ist dem leichten Bluten
Zu unentbehrlich nur dem kühnen Schaffenden.
Das Ganze endlich bleibt den Forschern Rätsel,
Doch pflegt es sich nur in einfacher Gestalt.

W. Sch., Berl.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 760:

Des Worträtsels: Hohn.
Des Scharfrätsels: Haus, Herz, Heft, Herd, Ofen, Ort.
Des Kreuz- und Querzugrätsels: Das Schwert bringt die Ehre vor der Tugend.
Des Silbenrätsels: Staubecken.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Erich Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Postanweisungen — zu richten.

Digitized by Google

Über Land und Meer.

78. Band.
Neunundvierzigster Jahrgang.
Oktober 1896—1897.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 M. 50 Pfg.
Bei Post-Aufschlag 3 M. 75 Pfg.
Abbestellen
Ernst Schubert in Stuttgart.

Die Flucht.

Roman
von
Ida Boy-Ed.

(Fortsetzung.)

Als Felix tief aufseufzte, blickten Conradine und Phöbe erschreckt zu ihm auf.

„Bist du krank?“ rief Conradine und warf ihren Bleistift hin, „du bist leichenblaß!“

Ihre Augen wurden groß, und voll Angst sah sie einbeinigklein Felix an, sich zu ihm beugend. Auch Phöbe, die Hände auf der Tischplatte faltend, blickte betroffen hinüber.

„Es ist nichts,“ sagte er, mit dem Versuche zu lächeln. „Ich werde zu schnell und zu viel geraucht haben; mir kommt es oft vor, als sollte ich das Rauchen lieber lassen.“

„Deine Zigarette ist schon längst ausgegangen,“ sprach Conradine, „das ist es nicht. Du hast sicher wieder tabakschwangere Gedanken nachgehangen.“

Sie suchte ihm in die Augen zu sehen, er wich ihrem Blick aus. Phöbe stand auf und ging nebenan in Conradinens Schlafzimmer, von wo sie ein Glas Wasser holte. „Da,“ sagte sie und stellte das Glas mit einem kleinen Triumph vor Felix hin, „das haben Sie manchmal nötig.“

„Klingle lieber nach Wein,“ bat Conradine.

„Ich will euch helfen,“ sagte Felix, mit äußerster Anstrengung den Harmlosen spielend, während er zugleich Conradinens Hand unter dem Tisch drückte, wie um ihr zu sagen: beachte meine Blässe nicht. „Na ja,“ meinte Phöbe, die neben der Thür stand und unaufhörlich auf den Knopf der elektrischen Leitung drückte, so daß man ein ängstliches, zitterndes Gebimmel durchs ganze Haus vernahm, „das wäre gleich geschehen gewesen. Ich glaube, die Kleinkinderschule, die wie da gezeichnet haben, kann kein Mensch bauen. Ofen und Thüren und all so was haben wir nicht vorgesehen. Und dann finde ich noch, Felix, daß Sie sich für Weinhandel nützlich machen könnten. Schreiben Sie mal auf, was alles an Zweibeinigen auf Trebbiner Grund und Boden umherläuft. Und bitte, obenan meine Wenigkeit, mit einem großen Plus für eine Menge Wünsche. Und machen Sie Conradine mal klar, daß es angebracht wäre, Adrian einen Diplomatenschreibtisch zu schenken, so groß und so schön wie möglich. Sie weint, er nähme es übel, es wäre zu viel. Aber ich finde, wenn Sie beide zusammen ihm den Tisch schenkten — bitte Jawohlen, bringen Sie Wein, Portwein oder dergleichen, aber schnell, und ist nicht ganz wohl — ist, wovon sprach ich doch?“ fragte sie, als Jawohlen die Thür wieder schloß.

„Von Adrian,“ sagte Felix. „Also der mit Bleistift und Papier.“

Conradine sah wohl, wie er sich zwang. Sie ahnte, daß er litt, an seinst verantwortungsschwerem Leiden, wie so oft. Da fand dann auch sie es am besten,

Nach der Natur vom Kriegsmaler.

Kaiser Nikolaus II. und Kaiserin Alexandra Fedorowna begrüßen sich an Bord der „Hohenzollern“ zur Begrüßung des deutschen Kaiserpaares.

Besuch des deutschen Kaiserpaares in St. Petersburg.

Digitized by Google

die Miene der Sorglosigkeit anzunehmen und ihn mit in ihre Beschäftigung zu ziehen.

Als Jasperson den Raum betrat, sah er ein scheinbar lachendes Bild von Behagen.

Auf den Tisch fiel das Licht der hohen Säulenlampe, die auf seiner Mitte stand. Um das mit Papieren, Briefstücken und Weihnachtskatalogen bedeckte Rund der Platte saßen die drei mit eifrig geneigten Köpfen.

Der ganze Raum mit seinen gelben und weißen Farben war von einer sanften Helligkeit erfüllt, in welcher sie und da eine Vergoldung an einem Stuhl oder eine sich aufbauschende Falte der Stehbewerbänge aufschimmerte. Dunkel gähnte die halbe Oeffnung der Schlafstubenthüre, die Pfühe zu schließen vergessen.

Ein feiner Duft von Zigarettenrauch, Parfüm und Blumen schwebte im Gemach. Der große Strauß gelbrosaner Chrysanthemum, der auf der weißlackierten Kommode vor dem Spiegel stand, daneben einen breiten Atlas auf, einen Gemahl, der an Myrrhe und Opium gemahnte.

Pfühe schenkte ein, und sie tranken alle drei von dem Wein, der leuchtend und schwerflüssig in den Gläsern stand.

Dann sahen die beiden Frauen zu, was Felix zurecht zeichnete, und eine Weile hörte man nur das Kitzen der Uhr von der Kommode her. Aber Gaudrabine beobachtete verstohlen das Gesicht des geliebten Mannes. Es hatte wieder, vielleicht nur dank dem feurigen Wein, Farbe und Wärme bekommen.

Pfühe quckte immer auf Felix' Hand. „Ihr alter grüner Ring ist eigentlich wunderhübsch," sagte sie. „Er hat entschieden was Feudales."

„Und was hängt alles daran an Erinnerungen," sprach er und hielt seine Zeichnung prüfend unter die Lampe.

„Erzähles!" bat Pfühe.

„Nein," sagte Felix mit einem Lächeln, dessen Schmerzlichkeit er selbst nicht ahnte, „das erzählt sich nicht."

„Wenn ich Gaudrabine wäre, bettelte ich Ihnen den Ring ab."

„Du bist eine habgierige kleine Person," sagte Gaudrabine und gab ihr einen liebevollen Klaps auf die Hand, „ich brauche nicht zu betteln, ich bekomme den Ring schon eines Tages . . ."

Sie lachte.

„Wann?" fragte Pfühe neugierig.

Sie sah Felix an, ihre Blicke begegneten sich. Sie schrieb die Augen.

„Wenn — wir — vermählt sind," brachte sie stockend heraus.

„Ach, das habe ich gelesen, ach, das habe ich gewollt, er schenkt die seinen alten Ring und alle Erinnerungen seines Lebens mit ihm am Tage nach der Hochzeit," rief Pfühe, die mit ihrem ungeheuchelten Interesse an allem, was mit Verloben und Heiraten zusammenhing, den Brautpaar, neben dem sie lebte, sozusagen als Sitzdinm bewegte.

Gaudrabine und Felix waren aber natürlich weniger unbefangen und weniger bereit, derglichen Gespräche lang auszuspinnen.

Was gelind war in ihrem Verhältnis, war ihnen zu kostbar, um es selbst mit diesem lauteren Kinde zu besprechen; was ihnen beängstigend schien in ihrer neuen Zusammengehörigkeit, war zu zart, um eine Besprechung vertragen zu können.

Sie fingen wieder mit ihren Notizen und Skizzenheften an.

„Ich kann ihm nicht gute Nacht sagen, ehe ich ihn derartig habe und weiter weiß," dachte Gaudrabine gemäßt und fühlte doch, daß sie Pfühe nicht gut wegschicken konnte.

„Es ist eine unsinnige Gewohnheit," dachte sie weiter, „daß man zwei Menschen, die sich für den ganze Leben verbinden wollen, so wenig allein läßt. Der bösen Schicksalsmacht scheint wirklich die Gelegenheit abgeschnitten, die leichtsinnigen, die entscheidendsten Dinge ungestört und gründlich zu besprechen, — das ist ja beinah verrückt. Es handelt sich doch um das Verstehen zweier Seelen!"

Es schlug halb eins.

Pfühe fuhr auf.

„Ich muß zu Bett. Hör mal Gaudrabine, bei Großmamas Leb' ich schon immer um halb zehn feststehend in die Federn. Ja du, du schläfst lange. Aber Herr Felix und ich müssen früh 'raus. Darf ich?"

„Gewiß darfst du," sagte Gaudrabine mit bedeckter Stimme, „aber mit Felix hab' ich noch zu reden, der bleibt noch hier."

Felix erschrak. Das hatte sie noch nie gethan. Hatte sie begriffen, daß in ihm Schmerzliches vorging? Verstand sie mit seinem übersinnlichen Sinn der liebenden Frau, daß seine Seele auf der Flucht war vor ihr, daß sie nun wieder ihn beruhigt und liebevoll zu sich zurückführen?

Wie sollte er ihr von dem sprechen, was er gedacht und erfahren? Hieß das nicht, ihr mit nackten Worten Wunden zu reißen, die sie selbst in mir nur ein Phantom, ich bin weniger als du denkst.

„So'n Beautyoar hat so wohl nie genug voneinander," meinte Pfühe, „dann also gute Nacht du."

Sie neigte sich über Gaudrabine und küßte sie beide Wangen. Felix etwas formlos zunickend, ging sie dann zur Thür, in den Händen ihren Arbeitskorb und lose Papiere. Felix mußte sie hinausleiten, da ihre Bewältigungen mit dem Ellbogen den Klopfer niederzudrücken, vergeblich drohten.

Als die Thür sich hinter Pfühe geschlossen hatte, blieb Felix stehen, wo er stand. Die blaute weiße Thürfüllung auf seiner dunklen Gestalt einen seltsamen Hintergrund.

Gaudrabine schob den Stuhl weit von sich und erhob sich ganz langsam.

Dies schweigende Warten in Felix' Haltung erregte sie — es erschien ihr drohend oder doch unheilverkündend.

Sie schritt auf ihn zu und legte beide Hände auf seine Schultern, während er noch immer mit dem Rücken gegen die weiße Thür lehnte.

„Lieber," sagte sie innig, „ich will gar nichts von all den schweren Gedanken wissen, die dir da vorhin durch den Kopf getrochen sind. Ich will dich nur noch bitten: Lerne doch endlich fremdig ins Leben bilden, wie zuliebe!"

Er trat einen Schritt zurück und legte den Arm um ihre Taille. So führte er sie wieder mehr in den Umkreis des Lichtes.

Vor diesem ersten Wort, vor ihrem liebevollen Blick und Ton wich beinahe alle seine Zögerungen. Es war etwas in ihm, daß ihn zu reden zwang. Und wenn es sein Untergang war! Er mußte!

Seinen Blick hoherab auf ihr Gesicht heftend, sprach er: „Wie soll ich fremdig in das Leben bilden, wenn ich sehe, daß die ganze Zukunft auf einem Irrtum, auf einem Wahn aufgebaut werden soll!"

„Felix!" rief sie voremend.

„Ich weiß, es ist hart, was ich in diesen Wochen erkannt habe. Tag um Tag klüfte es auf, bald fiel dort ein Streiflicht hin, bald da, bis alles hell, grausam hell vor mir stand und mich zerbrennen mag."

Sie ging mit angstvollem Gesicht an seinen Zügen. die ganz vergerrt waren.

Ihr Herz begriff, daß sein Daimon ihn trieb, wieder zu sprechen, und nun in der Liebe nicht spricht — Grausamkeiten, Zweifel, Entsühlungen.

„Felix!" rief sie, „ich liebe dich, du liebst mich, an dieser Erkenntnis wollen wir's und genügen lassen! Man leistet nur Leiden. Unser Liebe leist!"

Und sie dachte, was ihr Mund nicht aussprechen konnte: „Wenn wir uns erst ganz gehören, wird er Frieden und Sicherheit in der Liebe finden."

Sie wußte, was der völlige Besitz alles wandeln, aber auch alles festigen kann.

Bittend hob sie die gefaltenen Hände zu ihm empor, um ihn von Weiterssprechen zu hindern.

Er hatte ihre Worte gar nicht gehört. Er dachte seine Gedanken weiter.

„Ich habe begriffen," sagte er fast tonlos, „daß du noch einem Herzu leichzeit und bod das Beherrschenwerden nicht erträgst. Das ist der tragische Untergrund deines Wesens. Aber du könntest trotzdem glücklich werden, selbst im Kampf, wenn du wüßtest, daß der Mann, der dich beherrschen will, der wirklich Starke ist, von dem du träumst. Da würde dir das Aufstimmen ein Genuß, das zähneknirschende Nachgeben doch heimliche Wonne sein. Der Mann bin ich nicht."

Er sank auf das Sofa nieder, und die Faust auf das Sitzpolster neben sich stemmend, starrte er zu Boden.

Gaudrabine stand einige Minuten lang ganz still da. Eine große Verwirrung war über sie gekommen. Er hatte diese Worte gesprochen, wohlgeordnet, geläufig, wie jemand etwas vorbringt, das er hundertmal gedacht hat. Sie aber hatte sie gehört, mit ängstlich hochendem Ohr zwar, aber doch nur gehört.

Nun mußte sie sich, zu begreifen, zu erfassen, was alles in ihnen gelegt war.

Sie wollte beherrscht sein? Wahr und gewißlich, freudig bejahte ihre Seele das. Sie ertrug aber keinen fremden Willen über sich! Sie wußte es nicht. Ihre Gedanken irrten hin und her, in der Vergangenheit forschend, um sich selbst etwas beweisen zu können.

Bielleicht hatte er recht? Doch nein, kleine selbstbildende Erkenntnisse konnten nicht als Beweise angeführt werden, wenn es sich um innerste Wahrheiten handelt.

Sie fand keine Klarheit über sich. Sie sah sich wieder im Spiegel, neben Felix, fühlte wieder ihre nonnenvolle Demut und Dankbarkeit für das Geschenk seiner Liebe — war sie da nicht das Weib gewesen, das sich freudig in des Mannes Schutz und Schirm begiebt — also ein Weib, das sich seinen Herrn erkoren hat?

Diese ihr Herz nicht in Sturm und Angst, wenn sie ihn traurig sah? Bewachte sie nicht sein Thun und ihre Worte, um ihn niemals weh zu thun? Räumte sie ihm nicht alles auf dem Weg, wob ihn verstimmen konnte — wirklich mit einer heimlichen kleinen Freude war sie dem, daß er sich fragen konnte oder von den Menschen hier nicht genug respektiert werde? War das nicht alles liebende Demut?

Wie ein dahinwerndes Erkennen flog es nun in Gaudrabine auf, daß es auch etwas anderes sein konne als Demut — nur Liebe allein und vielleicht mit Mitleid vermengt.

Aber doch: fühlte sie sich nicht verwandelt, seit sie ihn kannte? Sah sie nicht etwas in der Welt gekommen, das war wie die Mädchenhaftigkeit von ihrer ersten Ehe, das war wie die kindliche Freudigkeit aus ihren Jugendtagen?

Sie konnte nicht alle ihre Gedanken von ihrer eigenen Persönlichkeit abgewandt? Erschien sie sich nicht selbst unwichtig und ich sie nicht in dem Geliebten den wichtigsten Menschen auf der ganzen Welt?

Und war ihr das Gefühl

Sie wollte ihm tagen, daß seine andere Art und ihr auch ein neues, anderes Weib mache, und sie verriet, daß ihr Glaube zusammengehärzt war.

Sie wollte ihm sagen, daß sie seine Art liebe, andere, verstehe, ertrage, und sie wußte ein Götterbild hin, nicht den Mann der Wirklichkeit.

Sie wollte ihm sagen, daß sie sich in ihrer Zukunft seine Arbeit, seine Pflicht, seine Betriebigung denken könne, ohne ihn aus Gewissen an der Seite, und sie verrieth, daß sie fortlaufen würde, wenn sie den Geliebten verlieren solle.

Und während er mit gierigem Ohr auf den Ueberschwang ihrer Reden lauschte, sagen seine Arme sie zu sich empor und umschlossen sie fest und fester. Das Weib, sinnlos vor Schmerz und Liebe und von dem verzweifelten Wunsch durchzuckt, dem Geliebten Hoheit zu geben über sich, schmiegte sich eng an seine Brust. Da that der eine gewaltthätige Rausch über ihn, der den Mann zum Herrn des Weibes macht, das ihn liebt.

XII.

Es schlug sechs Uhr.

Felix, der seit ein paar Stunden regungslos in seinem Winkel vor dem Schreibtisch gesessen hatte, schrak zusammen. Dem Schlage der Uhr folgte ein harter, heulender Ton, der draußen die Luft langgezogen durchschnitt.

Das Zeichen, daß für die Lenne der Tag begann.

Felix empfand plötzlich, daß ihn sehr fror. Er stand auf und trat ans Fenster.

Im Glase spiegelte sich die gelbe Flamme der Lampe grell und klamm und verbündete den Blick, in die Nacht hinaus zu dringen.

Das Licht brannte schon trübe, und der Docht, der wie eine Schlange sich im leeren Bassin wand, sog schon die letzten Tropfen Petroleum auf.

Es war sehr kalt im Zimmer.

Felix legte die Stirn gegen die Scheibe; diese berührte ihn wie Eis. Aber er drängte den Kopf nur fester gegen das kalte Glas. Das that dem fieberheißen Hirn wohl.

Die dunkle Morgenstille war zum zweitenmal unterbrochen. Ein Hundegeheul erschall und das Aufsein einer eisernen Kette.

Felix trat vom Fenster zurück mit einer schweren, müden Bewegung.

Der Tag begann also, der Tag, der ihn hier nicht mehr finden durfte.

Er setzte sich wieder an den Schreibtisch und nahm die Feder. Der Brief, den seine Gedanken zwanzigmal entwarfen in den letzten Stunden, und von dem sie eben so oft zurückbrachen, mußte nun geschrieben werden.

Die Feder ging über das Papier, wie von einem Automaten in Bewegung gesetzt:

„Geliebte!

Daß ich es nicht thu, der Brief muß und darf und groß genug ist, Die wahrhaft Glück zu geben, heißt wir beide erkannt.

Auch der Stunde seligen Vergessens kam mit die Erkenntnis zaufendfach schmerzlicher zurück.

Sie wird auch in Die wieder erwachen.

Ich kann Dir nicht mehr bezeugen, weil ich in Deinem Auge das Entsetzen nicht lesen mag, wenn Dir zugleich mit dieser Erkenntnis der Gedanke kömme, daß Du nun unwiderstehlich an mich gebunden bist.

Du bist es nicht!

Das einzige, was ich thun kann, um Dir zu beweisen, daß Du Deine Liebe keinem ganz Wertlosen schenktest, ist, daß ich Dir sage: Du bist frei, ganz frei.

Ich aber flehe vor dem Leben in die Einsamkeit.

Felix.“

Er zog den Ring vom Finger. Der grüne Stein blitzte auf.

Er schloß ihn mit dem Brief in einen Umschlag. Die Lampe zeigte hinter ihrem Glase nur noch einen trüben trübrosen Flammenkreis. Ein gramer, übelriechender Dunst zog im Glase empor und sing an, es zu schwärzen.

Felix nahm Hut und Mantel und ging hinaus.

Auf den Treppchen, die Barrière und Terrasse deckten, klang sein Schritt nur dumpf wieder. Er fand sich in der völligen Finsternis mühelos zurecht, mit der Sicherheit eines Blinden.

Unten ist der Halle stieß er schmerzhaft gegen einen der riesenen, schrafftantigen Tische. Sie mußten von ihrer gewohnten Stelle gerückt sein. So suchte es Suchen und Tasten, bis er das große Portal fand.

Der alte Riesenschlüssel drehte sich leicht im Schloß; die Sicherheitskette fiel klirrend zur Seite. Felix griff sich gar keine Mühe, leise zu sein. Draußen deckte eine dünne Schneelage den Boden und gab einige Helle. Vom Himmel blinkten die Sterne, als bewege sich jeder voll Unruhe an seinem Platz.

Die frische, feuchte Luft that wohlthätig ein gegen. Er atmete mehrmals tief auf.

Mit gleichmäßigen Schritten ging er vorwärts, zunächst dem Wirtschaftshofe zu. Die Straße nach Tambern führte hindurch.

Auf dem Hofe war schon Leben. Aus einer offenen Thür quoll ein warmer Lichtschein und schimmerte auch aus den Ritzenlöchern, verstandten, kleinen Fenstern des Stalles. Einer über den Hof ging ein Knecht, eine Laterne in der Hand. Der breitstrahlige Lichtschein schob sich wiegend auf der Schneedecke des Erdbodens weiter. Als Felix des Mannes Wegspur überkreuzte, merkte er noch den Geruch von schlechtem Tabak in der Luft.

Das dumpfe Brüllen einer Kuh scholl aus dem Stall, Stampfen, Kettenrasseln und das ungeduldige Scheiten des Melkmädchens. Das Hofthor stand schon offen, und im weißen Schnee konnte man zwei schwarze Linien wohl erkennen. Die Räder eines abgefahrenen Wagens hatten dort den Schnee aufgerollt.

Felix erinnerte sich: um halb sechs Uhr war, laut seinem Befehl, ein Arbeitswagen voll Hafer in Säcken nach Tambern gefahren. Marberg gefahren.

Und dann wunderte er sich, daß in seinem Hirn noch ein Gedächtnis war für dergleichen. Er ging weiter. Das stille Feld umfing ihn. Die Schotter der Nacht umwitterte ihn. Die Finsternis war ihm ein Trost, langsamen Dämmerung. Das verschwiste Gelände schien in dieser unsten Beleuchtung, die nur die Ahnung eines Lichtes war, eine ungeheure Ebene ohne Horizont. Die Stille, die verschwommen im Ungewissen. Felix wanderte dahin, als sei er der einzige, der letzte Mensch auf der Welt.

Wohin wollte er? Er hatte keinen Reiseplan, nur ein Ziel, dem er unbewußt zustrebte. Vor seinem Geist sah er das urmeisige Städchen, in welchem er seinen Hund erschossen, das Städchen, wom wo er ausgegangen war, sich sein Glück und sein Unglück zu erfinden. Die Stätte, wom der aus er vor dem Tod in das Leben gestoßen war. Er dachte nicht, daß es längst wieder bewohnt sein werde, daß jede Spur seiner die Wunde ausschrieen oder roher Gesetzt erdrückt.

Er dachte nur immer, daß dort Stille, Verborgenheit, Einsamkeit sei.

Auf der Landstraße kamen ihm zwei Männer entgegen. Er sah ihre Gestalten sich aus der Dämmerung lösen und rasch größer werden. Als sie ihn erreicht hatten, standen sie still.

Es waren zwei Strömer, ein dürftiges Felkiten hing ihnen über den Rücken, und die Zerlumptheit ihrer Röcke ließ selbst das fahle bläschen Helle schon erkennen.

Sie betelten Felix an, mit gemurmelten unverständlichen Worten und verständlichen Gebärden.

Er griff in seine Taschen. Sie waren leer. Er tastete an seiner Weste und fand ein paar lose Groschen in der Westentasche. Sie wurden mit einem „Danke schön“ angenommen.

Die Strömer gingen weiter. Felix aber blieb wie angewurzelt stehen.

Er begriff, daß er kein Geld bei sich habe und ohne solches sein Ziel nicht erreichen könne.

Es war keine Absicht gewesen, kein billiger theatralischer Stoß, der ihm verantwortet hatte, Geld und Geldeswert zurückzulassen. Er war nur sinnlos fortgegangen, wie ein Mensch aus dem Leben geht, dessen ganzen Inhalt er verstößt. An die kleinen Notwendigkeiten hatte er gar nicht gedacht.

„Adrian,“ dachte er. Und er wunderte den Weg zurück.

Er verließ dann die Straße und ging mit unsicheren Schritten über die harren Erdschollen eines gepflügten Feldes, schlug über den Schnee, der junge Saat deckte, mühsam durch das Gestrüpp einer Hiefernschonung. Als ihn wieder der Tag bleich und klar; schwebenden Licht erfüllte die reine, kalte Luft.

Vorwärts, nur vorwärts — bis er vor Adrians Thür stand.

Er ging hinein.

Stille umfing ihn. Der Hausflur war leer. Niemand kam, und niemand rührte sich.

Er ging in das Zimmer zur linken Hand. Es war baselbst, in dem er mit Covradine gesessen und wo ihn zuerst nach der Zeitspanne kaum eines Tages glaubiger Seligkeit die Furcht angewandelt....

Niemand war darin. Im Ofen brannte ein Feuer, und auf dem Tisch stand Adrians Frühstück noch unberührt.

Felix setzte sich auf einen Stuhl am Fenster, das Gesicht der Thür zugewandt, durch die Adrian kommen mußte.

Er wartete. Er wußte nicht, ob er fünf Minuten oder eine Stunde wartete. Eine unerklärliche körperliche Müdigkeit umfing ihn einschläfernd.

Er hatte nach Stunden der höchsten Erregung, die einen Menschen Neuen und Bist durchdrüsten können, den Reit der Nacht schlaflos gelegen, er hatte drei Stunden mühseliger Wanderung in schneidender Morgenkälte durchlebt . . . er dachte nichts mehr, er sah und hörte nur sich hin.

Dann ging die Thür auf. Adrian erschien auf der Schwelle und blieb sichen, mit leicht geöffnetem Mund und großen Augen, stumm vor Staunen.

Der da saß, sah nicht aus wie ein guter Gott. Den Hut trug er auf dem Kopf, den Mantel umgenommen, den oben von den Schultern und stand vorn weit offen, die Weste war nicht zugeknöpft, Krawatte und Halsbinden fehlten ganz.

Und das Gesicht war farblos, von scharfen Linien durchfurcht, die glanzlosen Augen von schwarzen Schatten umgeben.

„Also ist geschehen?“ rief Adrian mehr streng als mitleidig. Denn in seinen Ohren war etwas, das sich feindselig, ja beinahe angewidert anshlumte, wenn er einen Mann sassungslos sah.

Felix sah ihn an, beinahe blöde. Sprechen? Antworten?

Er stand auf, taumelte und fiel wieder nieder.

Adrian ging auf ihn zu. Die Schweren, hohen Schmiedeisel, die er trug, machten seinen Schritt so hart und geschäftig, daß er sich förmlich zwingen ließ.

„Du siehst mitleidet aus,“ sagte er, „wie jemand, der vollkommen Schiffbruch gelitten hat.“

„Das habe ich,“ antwortete Felix dumpf.

„Ist es aus zwischen ihr und dir?“ fragte Adrian hart.

Sein gerader Sinn begriff, daß es sich nur um dieses eine handeln könne.

„Ja,“ sprach Felix.

Adrian nahm ihm den Hut vom Kopf und zog ihm den Mantel weg.

Dann ließ er ihn still sitzen.

Sein Gesicht war finster. Er wieb schon reden, dachte er und fragte nichts mehr.

Aber er selbst war sehr laut. Er war beinahe, als ob er mit Felix Lärm machte, damit die Stille im Zimmer nicht zur Pein werde. Er ging unruhig und mit bedrohenden Schritten vom Tisch zum Schrank, vom Schrank zum Tisch, pfiff den „tapferen Landsoldaten“, rückte das Bild seines Großvaters gerade, aß ein wenig, warf Messer und Gabel wieder hin und fing aufs neue zu pfeifen an.

Schließlich fand er, daß er nun genug Geduld bewiesen habe.

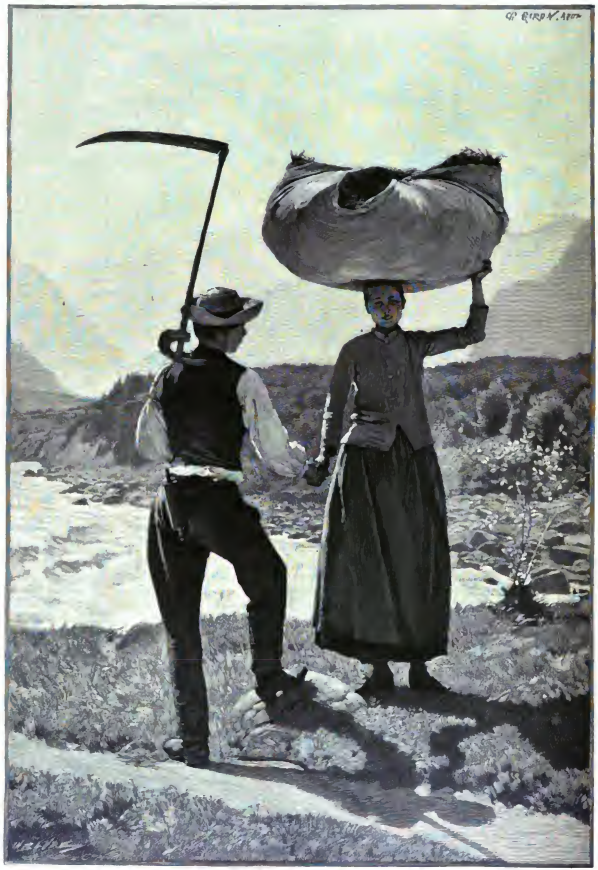
„Du bu zu mir gekommen bist, nehme ich an, daß du von mir was willst: bich aussprechen, aber Rat, oder Hilfe. Also . . .“

Er trommelte auf den Tisch. Dann sprang er auf.

„Habt ihr euch gestritten? Das soll zwischen Verwandtenen vorkommen. Obschon ich so was nicht begreife, denn wenn man wahrhaft lieb und wahrhaft sinnenbender beisammen ist, kann nichts anderes sein, als daß man auch drei Worten merkt, wer recht hat, und wer daher klein beigegeben hat, egal, er oder sie. Männlichkeit braucht sich nicht in Nichtshaberei auszudrücken,“ sagte Adrian.

Das war für seine Wortkargheit beinahe schon ein Vortrag. Aber er hatte sich inzwischen zurecht gedacht, daß es eine Meinungsverschiedenheit in irgend einer großen Frage gegeben habe, und daß Felix, bessen krankhaftes Mißtrauen gegen sich selbst er kannte, glaubte, sie müsse ihm nachgeben, oder er sei kein Mann.

Digitized by Google



Aus der VII. Internationalen Kunstausstellung in München 1897: Schweizer Idylle. Nach dem Gemälde von Ch. Giron.

Digitized by Google

Ankunft des deutschen Geschwaders auf der Petersbürger Rhede.

Nach der Skizze eines Augenzeugen.

Besuch des deutschen Kaiserpaares in St. Petersburg.

Digitized by Google

„Nein," sagte Felix und vermochte kaum zu sprechen, „das braucht sie nicht. Sie handelt sich auch nicht um Kleinigkeiten, nicht um Streit oder Rechthaberei oder Empfindlichkeit. Wie soll ich die das alles klar machen — wie mich da verstehen, daß sie in mir steht, als ich bin, einen Mann, einen Halbgott auch mit macht mit tausend Qualitäten ..."

„Herrgott — dafür ist sie ja Frau. Die Liebe erhebt vergeben, und das muß sie. Sind wir anders? Nee, mein Junge, wir sehen auch Zauber an der Geliebten, die anker und vielleicht sein Mensch sieht. Und obenein sind die meisten Männer noch so barniert und bilden sich ein, alle Welt bewundere, was sie bewundern, und alle Welt begreife und bestehe Mir Maß — wo alle Welt gewöhnlich blos die Achseln zuckt," meinte Adrian.

„Ja, aber man muß in sich wenigstens den Glauben haben, daß man die hohe Meinung der Geliebten sich dauernd zu erhalten vermag durch Eigenschaften, die ihr geringer, wenn sie auch der Welt gering erscheinen," sprach Felix mißvoll. „Den Glauben habe ich nicht. Ich habe, seit wir uns lieben, jeden Tag mehr begriffen, daß ich noch ein Ringerer, ein Kümpferer, ein Lehrling bin, ich ..."

Die Stimme versagte ihm.

Adrian hatte ihn aufmerksam angesehen.

„Oder mal — nunächst: du wirst dir irgend wo umsehen müssen bei der Laufferei durch den Morgen mit offenen Kleidern, ohne Halskragen ..."

„Das ist so gleichgültig," brachte Felix hervor. Adrian ging an den Schrank und goß da aus einigen Flaschen etwas zusammen.

„Trink das," sagte er dann.

Wie ein Kind folgsam, soll erschreckt, goß Felix eine alkoholisch-medizinische Flüssigkeit hinunter, die die ihm die Kehle zu zerreißen schien.

Aber das Sprechen ging doch etwas besser, und ein neues Leben schien durch seine Pulse zu strömen. Mit leidenschaftlicher Lebhaftigkeit begann er von sich zu reden.

Er versuchte nicht mehr, sich geringer zu machen, als er war. Er sprach davon, wie er sich wachsen gefühlt, als er sah, daß er am wichtigsten Punkte sich und schnell einen Betrieb überseben lernte, der wohl von seinem Leiter Thatkraft und Intelligenz forderte; er rief es sich selbst zurück, wie ihm mit der Fähigkeit zur Arbeit auch der Mut zusammen war, zu lieben, Gegenliebe zu hoffen. Und dann war diese Liebe Wahrheit geworden; aber als der Traum sich in Wirklichkeit gewandelt, da habe er begriffen, daß dennoch eine Kluft zwischen ihm und der Geliebten sich öffne, die seine Leidenschaft dauernd überdrücken könne.

„Ein Mann aber, der weiß, daß er das Weib nicht dauernd beglücken kann, daß seine Art eine andere Art ist als die seine, der handelt wie ein Schurke, wenn er ihr nicht die Freiheit wiedergäbe," schloß er.

Adrian hatte versucht, genau zuzuhören und zu verstehen. Er fand an der Schnauzete, die Hände hinter sich gefaltet, den Hinterkopf an die schwere Manie gelehnt und dachte nach.

Er erinnerte sich an die heimliche peinliche Ueberraschung, die er bei der Verlobungsnacht Felix' Lebhaftes empfunden. Was Felix ihm da erzählt, war zu verwickelt und verzweigt. Im Grunde lief es aber wohl auf dasselbe hinaus, was er sich in seiner geraden, einfachen Weise damals kühl gedacht hatte: „Wenn die zwei nur zusammen gut im Geschirr gehen."

Jeder kann aber die Menschen nur von sich aus beurteilen. Und Adrian merkte plötzlich: „Wenn man einerseits gemerkt hat, daß man sich was zutrauen darf und daß man Talent hat, im praktischen Leben was Ordentliches zu leisten, dann sollte man anderseits auch so viel Courage haben, sich zuzutrauen, daß man mit 'ner Frau ins reine kommt, obenein, wenn beide sich lieben."

„Ist es wahrhaft Liebe? Ist es nicht nur eine Flamme der Leidenschaft!" fragte Felix.

„Oder mal, das ist für mich eins," rief Adrian. „Ja, für mich! Die hat das Schicksal all diese tiefen Kämpfe erspart. Alles in die und um sich ist einheitlich. Aber ich," sagte Felix bitter, „wie sollte ich zu etwas Ganzem kommen? Die Verhältnisse haben mich seit meinen Kindertagen von Leid zu Leiden gerissen. Da hab' ich alle Kraft verloren."

Adrian löste sich auf seiner bequemen Stellung, kam auf den andern zu und sagte langsam:

„Nicht die Verhältnisse machen uns aus, was wir sind, daß machen wir ganz allein mit unserer eignen Kraft."

Ein leises Kopfschütteln und ein schmerzliches Lächeln war die ganze Antwort, die er erhielt.

Es blieb lange Zeit still im Zimmer. Felix fühlte sich von neuem von einer ohnmachtähnlichen Müdigkeit befallen. Adrian fand noch immerfort mitten im Zimmer, aufrecht, mit Kopf hoch erhoben, die Augen in unbestimmte Fernen gerichtet.

Die Morgensonne schien jetzt herein und gab den Teppichmachen am Fenster goldenen Licht. Die dicken Blätter einer riesigen, schiefblättrigen Lederpflanzen in Lebensnähe, die Farbenglut einer blühenden Kamelie war freudig.

Und in diese helle, warme Stille hinein sagte Adrian plötzlich das harte Schlußwort all seiner Gedanken: „Schmähe ist Schuld!"

Felix fuhr zusammen. So laut und so rund und so unverhüllt hatte die Stimme geklungen, die das richtende Wort sprach. Er senkte nur schwer und schmerzlich.

Und nun kam eine andre Regung über Adrian. Es mußte geschehen. Besprochen hatte man genug, zu viel. Jedenfalls hatte Felix doch auch einen praktischen Grund gehabt, zu ihm zu kommen.

„Und was wolltest du von mir?" fragte er herzlich. „Ich will's doch hoffen."

„Ich wollte nach Tondern gehen. Fort — nach Berlin — in die Stille und Verborgenheit, wo wo ich kann. Unterwegs merkte ich, daß meine Zeichen fort sind. Sie sagte Felix mit saurem Mienen.

„Was willst du denn in Berlin?"

„Mich bessern — dann Thätigkeit suchen — arbeiten — arbeiten — bis ich hart genug bin für das Leben — und dann — ich weiß nicht. Gleb mir Geld, Adrian," bat es, „darum kam ich."

Adrian besann sich.

„Geld," sprach er nachdenklich, „das ist ein rarer Artikel auf Collshorgen. Was da an bar ist, branch' ich morgen für die laufenden Löhne. Vom Taxschander bekomm' ich in der nächsten Woche was ein ... ich kann nicht sagen."

„Ich habe noch ein paar hundert Mark in meinem Schreibtisch. Sie gehören mir — sind von meinem Gehalt, den ich zu redlich zu verdienen suchte. Nimm sie hin und geh mit, was du hast," bat Felix.

„Ach, Unsinn!" Adrian war bei sich zum Schluß gekommen. Das bischen Geld, das er im Hause hatte, konnte Felix zu gar nichts dienen; und überhaupt, ihn abreisen zu lassen erschien ein Unrecht. Er sah übel aus.

„Es geht nicht," entschied er, um Zeit zu gewinnen, „ich habe zu wenig in der Kasse. Ich will dir was sagen: du bleibst bei dem Geld morgen."

„Ich kannsh du mich so lange verbergen?" fragte Felix. „Ihm seinen Preis kann und will ich ihr zahlen. Sie hat nicht erfahren, wo ich bin."

„Verstecken!" sagte Adrian, das ist mir zu romantisch, daß geht auch in meinem Hause nicht. Da fand überhaupt nur drei Zimmer bewohnbar. Und dennoch kann man so verdammt Comradine oder Plötze oder alle beide werden und entlangen, daß du keine Fünfte bemerkt wird. Was sollen sie auch machen? Sie haben keinen andern Mann als mich zur Hand."

„Ich schwöre dir, daß ich Comradine nicht sehen darf," Adrian glaubte ihm schon. Und das verstand er sogar. (Schluß folgt.)

Thränen.

Ein physio-psychologisches Gespräch.

Von

J. E. Mödius.

Wir mögen in von Ihrem Standpunkt aus recht haben, mein Herr Lieutenant. Wenn man selbst, wie Sie, heimlos wandert ist, ja —"

„Danke. Das war gut gesagt, sehr gut."

„Wenn man selbst so einsam von der Dichter ist, dann mag man mit Recht an der Musik seine weitesten Anforderungen stellen, als doch die Stimmungen anregt. Ihre eigne Phantasie kann dann das Feld bieten an, und die Musik hat weiter nichts zu thun, als neue Belebungen der Stimmung ins gesagten zu vermitteln mit allen Einzelne mit ihrem erwärmenden Schein zu überzeichnen, wie der Sonne das auch trockenstarren Boden krankhaftig hervorsicherische Grün."

„Herr Assessor, sind Sie jetzt Psycholog oder Dichter?"

„Ich bin nie Dichter, und gerade bedauern gehe ich meiner Schwester recht, wenn sie für und Durchkinnsnaturen keinen höheren Kunstgenuß kennt, als wenn Poesie und Musik so in eins wirken, daß die Musik sowohl gewinnt gewaltig, daß der durch die Tagesmenge gedrohnen Vorstellung entspricht. Das erst ist die Kunst, die uns packt, hebt, und ganz in der unmittelbaren Einheit meines Daseins- und unsres Gefühlslebens, die Kunst, die uns restlos emporträgt zu ihren Höhen."

„Gut. Und wie ist solche hagen physiologische Musikerpaar haben Sie in Tschaikowsky's „Jolanthe" gefunden?"

„Ja. Sie steht mir persönlich noch höher als die Wagnerischen Opern. Eine, wollt ihr nicht mal die Seite von den „Hugen nur zum Weinen" spielen?"

„Dann müßten wir sie ja auch zugleich singen, wenn sie für diese Nachtigall etwas bemerken sollte. Aber ich fürchte, der Herr Doktor ..."

„Nein, wirklich, Comiselle, ich möchte glücklich sein, zu hören, genießermenschen als Unparteiischer. Nicht wahr, Jolanthe ist die blinde Königstochter ..."

„Ja, und sie weiß nicht, was es heißt, sehen zu können, als Mutter Brandmann die besann spricht. Dies ist die Stelle. Bitte, Bruno!"

„Geh weiblich Ihr Buch besser nicht bewegt.
Wenn Ihr doch wüßt bei Augen Licht Schönes!"

Jolanthe: „Wenn mir Augen wüßten! Ich mag Euch Ein weinen ..."

Beaumont: „Ja, in ew'ger Nacht zu weinen!"

Jolanthe: „Mit möchte es recht, wie ihre hellen Mut
Ein warmer Thränenstrom treffend dichter —
Wie bei Sternenregen Himmelsleid
Als kommerliche Schwüle laben würdest."

Die Thür verhallen.

„Ich muß allerdings gestehen," knüpfte sich der Lieutenant, „daß ich klaben. Reblich sehn, wie Sie so weit vorhin bemerkten."

„Uebrigens! Es, einfach übersetzt, lage ich," polterte nun aber Cuthel Auguste los. Und das bösherzige, ihm wenig gelungene Thema unmerklich wechselnd, bedte er seine Jüngerin wieder an Tondern, mit dem einen kleinen Nachtrag: „Die schöne Königstochter sollte ein bischen mehr an die frische Luft gehen und morgens zum Frühstück ein Glas von unserm Rotspon trinken. Der Schlummer kam auch noch positiv zu verschmecken — einfach gesetzlich!"

„Cuthel, du bist schrecklich. Du weißt natürlich nicht, wie gut ein Thränenschleier thut!"

„Thränenschleier — nee, absolut nicht. Habe die Erfahrung nicht und muß meinen Kindertagen auseinander. Einige wenige und die ersten einer goldenen Mutter, ja, ob die Thränen salzig schmecken. Salzwasser, nichts als Salzwasser — und, Bube?"

„Ihnen Schwestern, zur Allmunin und loeliger Meinkinn."

„Na, da sieht du es, Otte, mach es mit deinem Zauberwasser auf sich hat!"

„Nein, Schwager. Sie sind wirklich zu materialistisch," erklärte man aber das würdige Fräulein Eulalia ein wenig pikiert. „Das Wesentlichen ist doch nun einmal das ewig-sittlichliche Verhältnis der Menschen, und da finde, der gütige Schöpfer möchte es der Krone der Schöpfung nicht verlegen haben, wenn nicht ..."

„Sondern, gnädiges Schwägerin, meiner Trockenerfahrung hat er's auch verliehen. Neulich, als sie sich erkältet hatte —"

„Das ist doch kein Weinen! Tiere weinen nie."

„Was? Tiere weinen nie? Ei!"

„Tiere weinen nie, das gnädige Fräulein hat recht, denn das einzige Lebewesen von ein paar Thränen der Augenverdrängung weinen kann keine Thränen, sondern nur Tränen. Tränen sind Thränen, die sich sie aus Spröde bilden."

„Tann wollten sie es sich später nur auch nicht angewöhnen."

„Tann würden sie wahrscheinlich sterben oder doch wenigstens hochgradig nervenkrank werden," meinte Hedwigchen ernst.

„Wetter, nun wird die Sache ernst. Na, Doktor, erklären Sie mal, sind sie Fachmann in solchen Sachen: was ist's mit den Weinen, weder kommt's, wenn dann's kurz, was soll's?"

„Bedauere, kann gemeingende Antwort geben zu können. Im naturwissenschaftlichen Sinne ist das Thränen nicht. Meine ein Kind weint, so wird ihm doch so wohl gesinnen sein, und also geht's den Arzt nichts an. Immerhin bin ich zufällig einmal interessiert über Darwins Ansicht von der Sache. Er hat ein eignes Buch geschrieben über den Ausdruck der Gemütsbewegungen," trickt und nett zu leben. Auch Bischerchen sind darin, um das Vorgetragene gleich praktisch zu illustrieren."

„Nun, und? Wie sind sie gesinnet, wie Sie sehen."

„Ich werde Sie leider enttäuschen. Seine Erklärung des Weinens dürfte nicht gut beim Stückchen gehören, was

Digitized by Google

Darmin gefiebert. Er verlacht aufgeregt ihr zu beuten: Empfindet ein Kind Schmerz, etwa Hunger oder die Einwirkung einer im Sterben leidenden, bedürftigen Kreatur, so fühlt es auf, Natürlich. Aber wenn wir uns bei diesem „Natürlich" noch nicht beruhigen: entweder weil jene äußere Bestimmung die Naturerscheinung nur der Schmerz empfindung oberflächlich und also als Erkenntnung empfunden wird; aber weil der Drang, in Not um Hilfe zu rufen, in dem vorangegangenen Generationen so fortgewachsen ist, daß auch das noch bewußtlose Kind den Trieb dazu gleich mit auf die Welt bringt. Anhaltender Schreien bemerkt man aber unmittelbar eine Ueberfüllung der Gefäße des Auges. Zugleich ziehen sich die Muskeln, die das Auge umgeben, unwillkürlich zusammen, wie wenn schon äußerlich von dadurch hervorgerufenen Geschichtsdruck zu leiden ist. Durch diesen gepressten Druck werden nun die Thränendrüsen heraus gereizt, daß sie die Thränen reichlicher denn sonst absondern. Verschließer die Lider, so ist der Druck auf die gefüllten Thränenwerkzeuge noch vermehrt über der Augapfel, um die Bewegung der Augenlider zu erleichtern und zugleich einbringenden Staub und dergleichen zu allen Ruhe bereitet zu schaffen. Diese Thätigkeit tritt unter normalen Umständen nicht über den unteren Augenrand hinweg, da sie durch den Kummer sofortigen Ausgleich wird, sondern vielet durch die Rückarbeit, die von der inneren Augenseite zur Nase führen, stell und hinaus weiter. Erst nun aber mitzu der genannten Reizung der Thränendrüsen eine außergewöhnliche Ueberschwemmung ein, so vermögen jene Röhrchen die Fülle nicht mehr zu fassen, das Fett schwemmen nicht schnell genug, und jene Thränen quellen den schäumenden Rand, wohl dann — nun, meine Herrschaften, das Weitere kennen Sie ja."

„Jawohl. Auch hab ben Bengel, den Max, mal 'rein," rief Onkel August, ganz Feuer und Flamme für physiologische Betrachtungen.

„Ah, Onkel, ich bedaure, bringt's aus einem ungestrollen Mutterherzen, das ihren Sitzt nicht als Verbuchhaltsnicken wirbewandt weisen will, und bereit, ihr Kind auch auf Kosten einer wissenschaftlichen Beobachtung zu retten, traut sie euch und scheinbar angeberer weidbegierig: „Aber Sie sagten doch vorhin, Herr Doktor, daß Tiere wie meinen, Hieben sich denen bei denen sie Schmerz empfinden, wieder, aber haben die gar keine Muskeln um die Augen herum?"

Warum? der Doktor: „Gnädige Frau haben den schmalen Mund der Darwinischen Theorie gelesen. Also Sie wissen mit schon wohlen zu bemerken, daß seine Erklärung nicht ganz so genügend scheint — aber ich weiß keine bessere. Vielleicht meine Meinung?"

Schweichelnd nickt. Eben weil ich Physiologe bin und nicht ein naturwissenschaftlicher Mechaniker, der mit körperlichen Trieb und Gegenbetrieb und abgeleitet, mechanisch sich bestimmen, Reaktion alles erklären will," wehrte sich der Aeltere gegen den leisen Spott, der durch des Doktors Worte geklungen.

„Na, dann los," kommandierte Onkel August. „Aber du, rede nicht so gelehrt. Und dann Namen nennen, ich habe das Kuddern. Der Doktor nannte Darwin, den kenne ich, das ist der mit den Affen. Nun, und du?"

„Frau Mutter."

„Schön, also bitte, erklären."

„Ich möchte meist eigentlich nun einer Erklärung des Weinens enden, sondern zwar von der möglichen Anwendung in die übrigen physio-psychischen Vorgänge."

„Tu, gestatten sich der Doktor.

„Die physikalische und psychische Ursache, Thränen hervorzurufen, ist geringer Schmerz, teilweise Verletzungen, begleitet von traurigen Gefühlen. Körperlicher Schmerz bringt und nun zum Weinen, wenn er ganz überraschig wirkt und damit das gesamte Nervensystem in einer Weise erschüttert, daß momentwegen auch die Thränendrüsen rein reflektorisch erregt werden müssen. Sonst aber wirken auch die den körperlichen Schmerz begleitenden Thränen erst als Folge der psychisch hervorbrechenden Gemütserregungen: Angst, Furcht und so weiter zu verstehen sein. Somit müssen wir allgemein bei den Gemütserregungen den Nervenzusammenhang nehmen. Alle etwas stärkeren seelischen Gefühle erregungen, gemütlich Heftige gegenwirken, sind begleitet von Bewegungen des Körpers, die die Physiologie den Namen Ausdrucksbewegungen hat. Nun ist es eine Thatsache, die jeder kennt, daß oft rein geistige Eindrücke Gefühle erregen, die denen, die durch körperliche Empfindungen hervorgerufen werden, zum Verwechseln ähnlich sind. So ist zum Beispiel das Gefühl, das wir unter dem Begriff Schmerz niederschreiben, verschieden haben, anwährend dem Gefühl gleich, das eine Verbrecherin Lust, die eigentlich erst im unbändigen Schmerz schaut und verschiedenartig gemeinsam kann, heraustritt. Damit erklärt es sich auch, daß wir auf geistige Eindrücke unser Aussehen körperlich genau so reagieren wie auf Reize, die von außen unsern Körper treffen. Aber mit einem Worten: seelische Erregungen werden leicht von denselben unwillkürlichen Bewegungen begleitet sein, wie sie erregen werden, wenn ein äußerer Reiz ein ähnliches Gefühl erwecke wie sie."

„Plausibel. Weshalb nun aber gerade Thränen?"

„Der Doktor hat vorhin schon erwähnt, daß die Thränen, die in geringer Menge fortwährend das Auge reinigen, sich mehren, wenn es gilt, ein in das Auge eingedrungenes Körperchen oder Körperchen wegzuschaffen. Thränen werden also gewissen reflektorisch hervorgerufen und einen dem Auge schmerzhaften Reiz. Nun wird fragloss der Anblick eines Ereignisses, das uns zum physischen Schmerz verursacht, uns einen Gefühl begleitet, das demjenigen sehr ähnlich ist, das entsteht, wenn ein körperlicher Schmerzreiz uns Auge drang. Ob ist also nur eine Anwendung des vorhin Gesagten, wenn es weiter, daß auch ein seelisch schmerzlicher Anblick dieselbe Wirkung auf die zu den Thränenbrüsen gehenden Nerven hat wie ein äußerer Reiz, besser Gefühlsbetäubung beleihe ist."

„Das wirkte aber doch nur erklären, daß wir bei einem traurigen Anblick weinen, aber nicht, daß zum Beispiel traurige Gedanken und bei geschäftlichen Augen Thränen hervorrufen."

„Thränen nicht, Effe, das ist recht. Aber mittelbar. Unser ganzes Denken, Empfinden und Begriffe entwickeln sich zum weitaus größten Teil auf Grund der Erfahrungen, die wir vermittelst des Gesichtssinnes aufgenommen haben. Das ist ein ungeheures weniger Material zur Bildung unserer Vorstellungskraft geliefert, zum Nahe und Ferne, Groß und Klein, Gut und Böse, Schön und Häßlich, Wahr und Falsch, Wirklich und Unwirklich, Wahrheit und Lüge, Gewissen und Gewissenlosigkeit, Tugend und Laster, Liebe und Haß, Freundschaft und Feindschaft, Ehre und Schande, Ruhm und Schmach, Lob und Tadel

zwar zu Lanzenspitzen von einer ganz merkwürdigen, schauderhaften Gestalt, doch seiner Waffenthat ist es ein glanzvolles abvergangen. Mit dem plumperen Pfeile kommt aber das deutsche Kartenbild „Herz“ aber „Laub“ der Gestalt nach merkwürdig überein, und es führt einen Nebennamen, in der auch die Schauluftigen einen auffangenden Nutzbezug findet, „Schäppen“. Damit dürfte die Entstehung beider Zeichen gegeben sein. Die deutschen Spielmaler hatten sich mehr an den Ursprung als die Gestalt ihrer italienischen Vorbilder und machten neue, wie sie waren, auch den italienischen spanische „Spaten“. Interessanter ist es jedenfalls um den Ursprung jenigen des „Schelle“ bei deutschen und den „Stabes“ der italienischen Karten bestellt. Unter den Beschreibungen, die uns zum altindischen Karten erhalten sind, begegnet uns eine, die uns einen der Kartenzeichen schildert als „einen Zauberstaben, der aus einer hohlkugeligen Schale herauswächst“. Es wäre das eine Figur, die genau dem Bilde unserer Schelle gleicht entspricht, und es hätte sich demnach in den deutschen Kartenzeichen „Schellen“ wohl die Spur einer der ältesten erhalten, von denen wir überhaupt Kunde haben. Unmöglich wäre das nicht; die italienische Karte kann ganz gut von den „bastoni“ ein Zeichen bekommen haben, welches mit der erhöhten Beschreibung übereinstimmte, und ein Blatt mit dieser älteren Form hatte dann den wieder deutschen Spielmalern vorgelegen, als sie ihr Eichelzeichen schufen.

Die französischen Kartenzeichen coeur, pique, carreau, trèfle sind jüngere Umbildungen der italienischen und wohl durch die deutsch-niederländischen vermittelt. Die ursprünglich naturalistischen Zeichen sind in ihnen benutzt in der strengsten Form aufgegangen, daß sie fast das Ansehen von geometrischen Figuren genommen haben. Dem Uebergange der kreisrunden denaro in die harte Winkelform des carreau liegt wahrscheinlich nur eine Zweckmäßigkeitsrücksicht zu Grunde; neben den geschwungenen Linien des coeurs und piques hatten in den übrigen Zeichen die gebeugten Linien (als Aasenund Kreuzform) zur Geltung kommen. Letzteres läßt sich nicht, daß in den französischen Kartenbildern die Deutlichkeit bis zu einem sehr hohen Grade entwickelt worden ist, so daß es nicht wunderzunehmen kann, wenn das französische System sich die Welt erobert und die älteren Formen sehr ganz und gar zurückgedrängt hat. Auch in Deutschland hat die ältere Form sich nur theilweise behaupten können, doch sind neben den fremden Bezeichnungen von jeher einheimische, nicht hundertweg auf Unbedeutung berechnete, entstehungsgegen: Herz, Schippen, Eichen, Krenz. In England haben sich Spuren einer älteren nationalen Kunst nicht erhalten, gleichwohl kommen die Namen der Kartenzeichen immer noch an das antike italienische Muster. Die erste erste Karte trägt nie im Deutschen und Französischen den Namen Herz, heart, die erste schwarze hat letztenverwirrte die alte italienische Benennung spade beibehalten, obgleich als Zeichen die französische pique erscheint. Das Wort diamond ist eine moderne Uebertragung des französischen carreau, gegeben bei der letzten Karte, club, wieder eine Uebertragung vorhergeht die aber nicht auf der französischen, sondern mit das Italienische zurückgeht (club = Keule — bastone: Stab). In Ungarn

Waldandacht. Nach dem Gemälde von W. Hafemann.

das heißt die Königin treten, die in der englischen Karte auch unter ihrem Namen (queen zwischen König und Knave) erscheint. Die französischen Bilder gehen zu Deutschland unter den entsprechenden Uebersetzungen, nur heißt der valet die Bezeichnung „Bube“ oder „Bauer“ (Kuhdeutschdeutsches auch „Matter“).

Die französischen Kartenbilder hatten in früherer Zeit individuelle Namen, teils nach Helden und Heldinnen der Volksüberlieferung, teils nach solchen der Ritterromane. Zu diesen der Kaiser Karl, David, Alexander und Cäsar, die Damen Judith, Pallas, Rachel, Argine und der Page Hector, Lahir, Lahire und Lamalet. Von ähnlichen Benennungen haben sich in Deutschland eine Spuren erhalten, und nur bei zwei Bildern, dem Ober- und dem Unter-; erhielt sich in einigen Gegenden Deutschlands „Wenzel“ (Wenzeslaus), letzterer „Vater“ (Schalkaus) genannt; anderwärts wieder gehen die deutschen Unter unter den Namen „Wenzel“, wahrscheinlich auf jene weltumworfenen Erinnerung an ehemalige andere Verhältnisse. R. L.

Die belgische Südpolexpedition.

Von

F. Kapf-Antwerpen.

Vier Jahrhunderte haben der Forschungen des mittleren Jahrhunderts Zeit. Meister erschöpfen. Ozeane wie das im Verhältniß kleine Belgien durch Erschließung des großen Kongogebietes zu hervorragenden Mächte befähigt. Nun rüstet sich das belgische Land zu einer Eroberungsreise nach dem Gebiete des Südpols, dem weniger bekannten der beiden Polargegenden. Der Urheber dieser belgischen Expedition — ex-pedition antarctique belge, wie sie offiziell heißt — Herr Adrian de Gerlache, seiner Heimath wie unseren Lesern gehen, studirte alle Jahrgenitur an der Universität in Zwüssel, ging am Jahre 1885 zur See und weilte bei seinen nach sich allen Meistern unternommenen Reisen auch zwei Jahre in den arktischen Gewässern. Seit 1894 Kapitän, nahm er die Ausrüstung der Südpolarexpedition in die Hand, und es gelang ihm dabei, seine im allgemeinen für wissenschaftliche Zwecke nächsten Landsleute für seinen Plan zu erwärmen und die nöthigen Mittel dafür aufzubringen. In letzter Stunde hat auch der belgische Staat eine Unterstützung von 600 000 Franken und die Stadt Antwerpen eine solche von 50 000 Franken bewilligt, so daß die „Belgica“ noch im August in See stechen konnte. Dieses Schiff — ein früheres Walfischboot — wurde in Sandefjord (Norwegen) für die Polarreise ausgebaut und den Verhältnissen gemäß umgebaut. Der Raumgehalt beträgt 263 Tonnen, die Maschinen haben 30 Pferdekräfte, womit das Schiff 7 Knoten in der Stunde zurücklegen kann. Nebendem können die Segel benutzt werden, wodurch die Schnelligkeit auf 10 Knoten gesteigert werden kann. Außer dem Kapitän de Gerlache befinden sich an Bord Herr Lecointe als erster Offizier, der jüngere Zeit bei der französischen Kriegsmarine in Dienst war, Lieutenant Danco, der die magnetischen und physikalischen Beobachtungen leiten wird, Herr Racovitza als Biologe, Herr Arctowsky als Ehemiker, Geologe und to Photograph, ein Norweger, Herr Amdrup als Zoologe.

weiter südlich vor und gab dem zwischen Grahamsland und Enderbyland befindlichen Gewässern seinen Namen. Das Interesse für Letzteres nach der Südpolarexpedition scheint sich seither, und es sind unter den verschiedenen Expeditionen drei hervorzuheben, die französische unter Dumont-d'Urville (1826—1840), die amerikanische unter Wilkes zur selben Zeit und die englische von 1839—1843 unter Ross. Letztere hatte besonderen Erfolg. Ross war der erste, der bis an die Eisbarriere vordrang und im Jahre 1841 das Victorialand entdeckte. Eine Erhebung von 60 Meter Höhe hindernte den kühnen Pionier am weiteren Vordringen: er war mit 78° 10′ bis zum höchsten bis jetzt erreichten Punkte vorgedrungen.

Der Plan der belgischen Südpolarexpedition, wie ihn Herr de Gerlache entwirft, ist folgender: Man werden von Antwerpen nach den Kanarischen Inseln fahren, dort einen kurzen Aufenthalt nehmen, Pernambuco und La Plata anlaufen, um verschiedene Experimente vorzunehmen und unsere Instrumente mit den Observatorien zu vergleichen, und dort unsern Kohlenvorrat ergänzen. Von Rio Janeiro aus werden wir uns direkt den 1895 entdecktenLändern östlich vom Grahamsland zuwenden, deren Lage noch nicht vollständig festgelegt ist. Wir suchen dann so viel als möglich südlich vorzudringen, indem wir den sich uns bietenden Hindernissen östlich auszuweichen suchen. Mit Eindruch des Winters werden wir für einige Wochen in einem der australischen Häfen Zuflucht suchen und unsern Kohlenvorrat ergänzen. Hierauf würden wir eine Kreuzfahrt im Stillen Ozean machen, die sowohl vom wissenschaftlichen als auch vom geschäftlichen Standpunkte von Nutzen sein könnte. Im folgenden Sommer, November bis März, würden wir aufs neue gegen den Südpol vordringen, und zwar zunächst in der Richtung nach Victorialand, dabei als Hauptpunkt eine genaue Beobachtung des magnetischen Pols im Auge lassend. Vielleicht könnte man mit Schneeschuhen diesen Endpunkt erreichen, den Ort nur von ungefähr und durch Schätzung bestimmen konnte. Die Dauer der Fahrt würde zwanzig Monate betragen. Unser Forschungsfeld soll nicht nur der geographischen Kenntnis zu gute kommen, sondern wo, wenn wir den Südpol nicht erreichen, ihm doch so nahe wie möglich zu kommen suchen werden, sondern sie soll vor allem eine Expedition allgemeinen wissenschaftlichen Charakters sein und wird daher nicht Anlaß zu den Entdeckungen bieten, denen Expeditionen rein geographischen Charakters ausgesetzt sind.

Die an Bord befindlichen Instrumente sind alle aufs genauste — zum Teil in Berlin — angefertigt, und viele sind denjenigen abnlich, die von der dänischen Ingolf-

Expedition nach Ostgrönland gebraucht wurden. Die Werkzeuge sind Harpunen zum Hand- und Schießgebrauch für den Walfischfang, Fischgarn, Taschnetze, um in gewissen Tiefen fischen zu können, Netze mit doppelter Leinwandeinlage, um auch der kleinsten Tierchen habhaft zu werden, wieder andere Netze, die gestatten, daß nur Tiere aus einer bestimmten Tiefe gefangen werden, ohne daß solche in größerer oder geringerer Tiefe sich darin verirren, am seltsamsten, um lebende Tiere vorkommt. Um die verschiedenen Frischnetze gebrauchen zu können, muß das Schiff anhalten, während der Fahrt gebraucht man jedoch einen Wellen-respektive Steuerungsbrecher, der das Wasser hindert, mit der durch den Gang des Schiffes gegebenen Gewalt von zehn Knoten in das Netz zu dringen, wodurch die feineren Tierchen erdrückt würden. Das Schiff hat einen 1000 Meter Metallkabel am Bord für die Sondierungs, Baggerschalen und so weiter. Ein Calmber, der sich automatisch schließt, dient dazu, Proben von Schlamm von dem Meeresboden heraufzuholen; bei Felsgrund klingt der Kasten wird ein Baggerschen auszuwerfen, um den Boden in der Nähe des Landes zu untersuchen. Die zu diesen Apparaten erhaltenen Gegenstände werden sofort photographiert und mit Wasserfarben gemalt, da kleine Tiere oft nach dem Verenden die Farbe ändern. Zur Bergung dieser verschiedenen Gegenstände befinden sich 8000 Liter Fleischsalz an Bord.

Im Laboratorium befinden sich Thermometer zweiter Art, Metallflaschen, um Wasserproben zu holen, die auch wieder so eingerichtet sind, daß darin nur Wasser von bestimmten Tiefen genommen werden kann, Senkleine, um die Tiefen festzustellen, ferner befinden sich zum Filtrieren von Monaco verbesserter und in letzter Zeit von Herrn J. Le Blanc noch weiter vervollkommneter Apparat bewerkenswert ist, der die Tiefen durch einen Dynamometer an Bord anzeigt. Die Spule dieses Apparates enthält 7000 Meter Metalldraht, und bei jedesmaligem Gebrauch der Sonde geht das etwa 5 Kilo schwere Senkblei verloren, da es sich am Ungrund des Bodenfäßens loslöst und in der Nähe des Apparates die erreichte Tiefe anzeigt. Außer diesen angeführten Instrumenten befinden sich noch an Bord Lichtmesser (Hygrometer), Feuchtigkeitsmesser (Hygrometer), Fernrohre (Teleskope), Windmesser (Anemometer), um die Schnelligkeit des Windes zu messen, im ganzen Instrumente im Werte von über 60 000 Mark. Herr de Gerlache, der am 16. August mit der „Belgica" in See gegangen ist, erhielt vor seiner Abfahrt von Herrn Dr. Neumayer, dem bekannten Leiter der Hamburger Sternwarte, ein in warmen Worten gehaltenes Glückwunschtelegramm, und auch wir wünschen dem kühnen Forschungsreisenden und seinen Genossen eine glückliche Fahrt und eine fröhliche Heimkehr.

Die belgische Südpolarexpedition: Das Forschungsschiff „Belgica".

1897 (Bd. 79).

Digitized by Google

Ein stolzes Mädchen.

Novelle
von
Emma Merk.
(Fortsetzung.)

Herrliche Tage! Wochenlang feine Wolke am Himmel! Köstlicher, üppiger Oktober! Man mußte von früher Morgenstunde bis Abend fast werden unter diesem wundervollen Blau, in der wonnigen Wald- und Bergluft!

Nur Julie ward immer ernster und bleicher in den aufreibenden Scenen auf eine Nachricht von ihrem Gatten. Vorwürfe, zornigen Tadel, Trotz-worte, alles hätte sie lieber ertragen als dieses herzzerreißende Schweigen. Sie hatte sich einmal in einer unglücklichen Stimmung zu einem selbständigen, energischen Schritte aufgerafft; aber im Grunde war sie eine zaghafte, ängstliche Natur, und es lag in ihrer Art, sich alle Dinge so schwer wie möglich auszumalen. Vielleicht wäre sie trotz Olgas entrüsteten Widerstand eiligst heimgefahren, wenn nicht die Sorge sie gequält hätte: wie wird er mich wieder aufnehmen? Wird er mich sagen, du hast mich ohne Abschied, ohne eine Frage nach meinem Willen verlassen. Nun bleibe nur bei deiner Mutter. Manchmal packte sie mitten in der besteren Umgebung, bei dem fröhlichen Jauchzen ihrer Kleinen, eine verzweifelte Unruhe, ein wildes Grauen vor der Zukunft.

Koppel übertraf sich selber mit seinem abwechslungsreichen Bergwanderungsprogramm.

Eine abenteuerliche Gebirgsexpedition, bei der die märchenhafte Schönheit der Waldabschlucht ganz flüchtig bewundernd wirkte, folgte auf einen reizenden Ausflug ins Hölzenthal. Man kochte im Wald auf offenem Feuer mit tüchtigen Schwierigkeiten den Mittagsgasthof: man kletterte auf den Hügeln herum und suchte Erdbeeren, die abends in einer köstlichen Bowle vermischt wurden. Es gab große „Schaumunterbrechen", es gab Kegelpartien, Wettschießen, Bergbesteigungen mit drolligen Niederwachsen auf Seemühlen. Es gab jeden Tag ein anderes artgierliches Fest.

An einem einzig schönen Morgen sollte auch eine langgeplante Ausfahrt nach Lermoos, das schon über der Tiroler Grenze liegt, zu Stande kommen. Die Gesellschaft fuhr in zwei Wagen, und es gab ein langes Hin- und Herreden über die passende Verteilung der Plätze. Erst war lange auf Frau Rudhart gerwartet worden, die um keinen Preis allein mit seinem Herrn in dem Kutschkasten fahren wollte, in dem sie angekommen war; dann fehlte Julie, die sich endlich entschlidigte, sie habe Kopfweh und wolle zu Hause bleiben. Gehringer war mitterweilen zu Fuß voraus gegangen. Koppel bedingte zum Kutschieren und wußte es in der Eile so einzurichten, daß er allein mit Olga in dem kleineren Wagen saß, während Frau Werbofer, Frau Rudhart, Römer und Deyer in dem „Landauer" unterzubringen waren.

Olga aber, die mit innerlicher Empörung bemerkte, daß ihre Mutter gegen die Fundenlanges Alleinsein mit Koppel gar keine Einwendung machte, behand darauf, die kleine Ella mitzunehmen.

Das Kind kam voll Vergnügen herangehüpft, mit Spielball und Puppe beladen. Ein paar Thränlein, die nach in den Augen standen, die es über das Zudamfelchenmützchen verpaßten, trockneten schnell, und auch Olgas ärgerliche Stimmung verlor bei der reizenden Fahrt längs des glitzernden, wildspradelnden Bergbaches, unter herrlichen Bäumen, an denen noch lichte Tropfen herabsprühten, in der bedeckenden Morgenbeleuchtung. Sie fühlte ein so tiefes, wunschstolzes Glück in dieser großen, schönen Natur, daß sie das Geplauder ihres Begleiters kaum hörte und so hell lachen konnte wie das Kind.

In dem Gärtchen des Postgasthauses in Lermoos, in dem man die Mittagsmahlzeit einnahm, wucherten bunte Blumen in einem farbenreichtum durcheinander; es war ein Gemisch von wärzigem Duft, wie er nur solchen Bauchgärtchen entströmt, von Nelken, Reseben, Bohnenkraut, Salbei, Rosmarin und Geranien. Weiß wie Schneeflocken glänzten die Felsmände des Sonnenschein herein.

Frau Rudhart hatte sich als Tiroleria verkleidet und spielte ihre Rolle mit großem Geschick. Sie wußte jedem ein witziges Wort zu sagen; die Kellnerin bekamen der Reihe nach eine anmutige Schmeichelei zu hören, nur auf Olga sie mit ausgesprochener ländlicher Naivität ein Augenmerk hab.

„Weißt, ich verstehe das wohl mit gut," sagte sie in dem harten Dialekt, den sie ziemlich echt zu sprechen vermochte, „aber ich mein', vor die Leut' ich Angst, wenn ich ein Mannsbild wär', so schön, als du auch bist. Wenn eine als Junge schon so schaut ist, dann wird sie in spätere Jahr' eine ganz bitter Bürgen. Da ist's ja wie beim Wettrennen."

Römer schien dieser Ansicht peinlich zu berühren. Er war ein zu feinfühliger Mensch, um irgend jemand beleidigen zu lassen.

Die Obertellnerin ist auch heute während der Gärung," sagte er. „Aber es wird der feinste, köstlichste Wein daraus!"

Die Tiroleria warf einen unter ihren breitkrempigen Hut die Stirn, ihre Augen blitzen zornig. Gleich darauf aber brach sie in ein schallendes Gelächter aus.

„O, das ist ein g'scheiter Herr! Ja, mit so einem Gscheiten kann's niemand mit aufnehmen."

Sie fing nun an, Geschichten zu erzählen, und wußte mit ihrer ausgelassenen Lebhaftigkeit die heitere Gesellschaft so zu beherrschen, daß außer ihr kaum jemand zu Worte kam.

Olga hätte auf der Rückfahrt ihren Platz neben Koppel gern an einen der Herren abgetreten. Aber die kleine Ella wollte durchaus bei der Tante sein, mit Frau Rudhart wollte sie sei nicht, das Kind wurde sie nervös machen. So blieb das junge Mädchen denn mit ihrem Schützling auf den Einspänner angewiesen. Das Pferdchen schien auch müde; es lief viel sachter als am Morgen; der Landauer hatte bald einen großen Vorsprung.

Ella saß auf Olgas Schoß und schlief allmählich ein. Koppel war seit einstündigen, dem Mädchen, um das er sich so viel Mühe gegeben bemühte, ein freundliches Wort, eine kleine Gunst abzuschmeicheln. Er fand, daß es wirklich höchste Zeit sei, sich nur den Freunden irgend etwas Erfolges rühmen zu können.

Aber wenn er nur seine kleinen Augen mit einem Ausdruck zärtlicher Bewunderung auf Olga heftete, dann dachte sie nur weg zu den Felsspitzen empor; sie rückte befleiß, als er unter dem Vorwand, er wolle sehen, ob das Kind auch warm habe, ihre Hände streifte.

„Sie haben wirklich Weiß zungen, gnädiges Fräulein, das Kleid steht Ihnen entzückend," sagte er.

Sie lachte hell, mit ihrer beleidigenden, alten Gleichgültigkeit.

Er fing nun an, von seiner Wohnung zu erzählen, von den prächtigen, alten Möbeln und Teppichen, die er besitze, die noch nicht recht zur Geltung kamen, weil er bisher kein richtiges Heim gehabt; nur ein Junggeselle sei für einen tüchtigen Junggesellen. Daraus ergab sich ein Gespräch über Einrichtung, über Stil und Geschmack, an dem Olga, die dafür lebhaftes Interesse hatte, mehr Anteil nahm als bisher.

Koppel aber dachte im stillen: Sie will nur sicher sein, ob ich auch ernste Absichten habe. Mein Gott, ich habe ja auch so vieles den Hof gemacht und mich wieder gelöst. Es ist ein Wunder, daß sie kein Verrannen hat. Aber wenn ich ihr die Aussicht eröffne, meine Frau zu werden, dann zieht sie ander Saiten auf!

Die Sonne war gesunken. Aber über dem waldigen Thal, durch das sie fuhren, glühten die fernen Spitzen der Karwändel, ließ in zarten Rosa, denn in feurigem Purpur, der allmählich in Violett verblaßte.

Als man in die Nähe der Grenze und der Zollstation Griesen kam, erinnerte sich Koppel, daß er sich ein kleines Quantum feiner Zigarren mitgenommen hatte, die er vom verstecken wollte.

„Wenn der Zeumte mich kriegt, ob wir etwas Mautbares haben, dann sage ich es ihm!" bemerkte Olga halb scherzhaft, halb im Ernst, denn es war ihr entschieden peinlich, zu lügen.

„Wünschen Sie, daß ich die Zigarren verstecke? Sind Sie eine so gute Staatsbürgerin, daß es Ihr Gewissen belastet, wenn ich das Zollamt um ein paar Mark beschwindle?"

„Ich würde es nicht thun," sagte das junge Mädchen. „Ich weiß ja, daß es häufig gethieht; mir widerstrebt das."

„Ihr Wunsch ist mir Befehl, gnädiges Fräulein. Ich habe den Zoll. Sie sehen, wie ich unter Ihrem Pantoffel bin!"

Bald darauf hielt der Wagen vor dem Forsthause in Griesen, in dem sie für vorübergehende Reisende Wein und Bier und kalte Küche verabreichet werden. Koppel sprang heraus, um sein Kistchen Zigarren im Zollamt zu versteuern.

Das Kind wachte auf und war ein wenig weinerlich.

„Was magst du denn, Schatz?" fragte Olga. „Durst haben! Ein wächt' ein Zuckerwasserl' machen, ich hole dir eins. Aber du mußt ganz brav sein und bis im Wagen sitzen bleiben."

Sie hatte das halb verschlafene Kind in die Ecke und rief dem Kutscher zu:

„Nicht wahr, Sie gehen auf die Kleine acht. Ich bin gleich wieder da."

Der Kutscher aber fühlte, als er vom Bock reden hörte, plötzlich auch eine Trockenheit in der Kehle, die er mit einer „Steinmaß" in dem Gärtchen befeuchten wollte. Er band die Zügel an einem Balken am Hause fest und eilte in die Wirtsstube.

Im Gastzimmer saßen viele hungrige Touristen, die bedient sein wollten. Da dauerte eine geraume Weile, bis Olga ein Mädchen fand, das ihr ein Glas zu bringen versprach. Sie wartete ungeduldig im Flur, bis das endlich geschah. Dann mußte sie nach dem Gemüsegarten gehen, um Zuckerwasser zu holen. Es verstrichen wieder einige Minuten, ehr sie den verlangten Zucker erhalten und bezahlt hatte.

Als sie mit ihrem gefüllten Glase herauskrat, meinte sie erst, der Wagen sei weggefahren. Dann erst fand sie den Einspänner, in dem ihre Sachen lagen. Aber er war leer, der Kutscher weg, das Kind fort. Sie lief ins Haus und rief nach dem Mann, der ganz in seinen Maßkrug vertieft war.

„Ich sagte Ihnen doch, Sie sollten bleiben und auf das Kind gut acht geben!" herrschte sie ihn an.

„Ich bin doch! Dem Kind ist gewiß nichts! Es ist ja schlagmüdisch zur Antwort. „Mein Roß ist lammfromm."

„Aber wo ist das Kind? Hat Herr Koppel es herausgenommen?"

„Ich weiß nicht. Wie ich da herein bin, ist es ganz ruhig im Wagen gesessen."

Mit einer heftigen Bewegung rannte Olga umher, sie fragte die Vorübergekommenen, sie fragte die Leute, die im Gärtchen in der Laube saßen.

Sie hatten kein Kind gesehen. Ein paar Wagen seien vorübergekommen. Sonst wäre es ganz still gewesen.

Olga glühte vor Aufregung, als sie an das Zollamtsgebäude heranstürzte, in einer letzten Hoffnung, der Kleine sei Koppel nachgelaufen.

Er kam ihr schon vor dem Hause entgegen und sah das erhitzte, faltungsloß auf ihn zweifelnde Mädchen bedrückt herumtreiben.

„Die kleine Ella? Ja, um Gottes willen, wo kann das Kind nur sein? Ich war da drinnen im Bureau und unterhielt mich mit dem Beamten. Ich sah sie nicht."

Sie suchten nun beide im Forthaus, im Hof, im Garten, im Stall, in allen Ecken und Winkeln. Die Gäste, die Wirte, die Dienstboten fangen schließlich auch mit an, sich über das Verschwinden des Kindes zu bemerkungen und die verschiedenen Vermutungen aufzustellen, die Olga immer nach ängstlicher und beschäftigter machten.

Eine Magd erinnerte sich, es seien ein paar Bauernfrauen mit verdächtigen Gesichtern mit Erdbeeren, und meinte, die Kleine sei vielleicht mit ihnen gelaufen.

Olga rannte den Kindern nach, die schon weit im Freien. Sie suchte, sie rief, aus Leibeskräften. Sie konnte sich nicht an die fremden, schmutzigen Bauernmädchen angeschlossen haben, deren Sprache sie kaum verstand. Aber in ihrer Verzweiflung, in ihrer Ratlosigkeit klammerte sie sich an jede Hoffnung; so, es war ihr ein Bedürfnis, sich abzumühen, sich hastig nachwärts zu bewegen, um nicht nachdenken zu müssen. Es dauerte eine lange Zeit, bis sie, trotz ihrer Hast, den flinken Füßen der Erdbeerpflückerinnen nachkommen konnte. Die Kinder schauten sie mit aufgeriffenen Mäulchen und großen runden Augen an und wußten nicht, was sie meine. Ehe war jedenfalls nicht bei ihnen. Versteckt konnte sie sich nicht haben.

Digitized by Google

So lief sie denn wieder zurück, mit einem Gefühl des Ekels, als möchte sie lieber sterben als ihrer Schwester gestehen: „Ich habe das Kind nicht mehr. Ich weiß nicht, wo es ist!“

Mittlerweile war's ganz dunkel geworden. Aber der Gedanke an die Heimkehr war ihr so entsetzlich, daß sie alles Gelb, das sie bei sich trug — es waren die einzigen Markstücke, die sie überhaupt besaß — für Boten verwendete, die sie nach allen Seiten ausschickte. Wenn das Kind weggelaufen, in den Bach gefallen wäre! Oder in den Tümpel hinter dem Hause!

Die Flöhe trugen sie nicht mehr. Sie konnte auf einer Bank vor dem Hause und rang die Hände. Koppel war blutsverwandt mit ihr, und wenn ihm irgend eine neue Möglichkeit einfiel, die Kleine wiederzufinden, so bekam er einen freundlichen, warmen Brief.

„Fahren Sie nach Baden,“ sagte Olga endlich ganz entmutigt. „Ich bleibe hier. Ich habe nicht den Mut, vor meine Schwester hinzutreten ohne das Kind.“

Ueberhaupt Sie mich für so unmenschlich, daß ich Sie hier schuldlos allein zurücklassen könnte? Uebrigens wird auch in wenigen Minuten das Gewitter losbrechen, das über die Zugspitze heranbrigelt.

Sie irrt! Ich vermoodi donnert's schon.“

Olga hörte kaum, was er sagte. Sie war ganz stumpfsinnig gegen alles, was um sie her geschah. Ja, sie ersehnte fast einen Blitzstrahl, der sie träfe, damit sie den Jammer der Schwester nicht miterleben mußte.

Herabrasselnder Regen riß sie in das Haus. Die ausgeschlossen Boten waren alle zurückgekommen, ohne eine Spur des Kindes zu entdecken. Bei der vollständigen Dunkelheit, in dem beginnenden Unwetter war an ein weiteres Suchen auch nicht mehr zu denken.

Der Kutscher trat an sie heran und sagte: „Sie müssen die Nacht hier bleiben, Fräulein. Ich trau' mir nit mehr zu fahren. Es blitzt so schrecklich, und mein Roß, so zammkremen es ist, das Wetter fürcht't wie den Teufel. Wenn auch das Regnen aufhört, dann könnt' doch der Weg ganz von dem Gießen verdorben sein. Horchen S' nur, das ist ja der reinste Wolkenbruch! Ich hab' schon einmal was geschmissen. Ich wächte' nit, daß mir's noch ein lustigs Kärt'l!“

Olga nickte gleichgültig. Wenn sie nicht weiter konnte, desto besser. Immer noch ein Hoffnach, ehe sie den Augen der Schwester begegnen mußte.

Im Gastzimmer war es nun ganz still geworden. Die meisten Gäste hatten den letzten Schlummer zur Heimfahrt nach Garmisch benutzt. Nur saß in einer Ecke und horchte auf das Heulen des Sturmes. In der Küche bereiten die Mägde. Mondmal zitterten die Fenster bei einem furchtbaren, langanhaltenden Donnerschlag.

Nach einer Weile kam Koppel herein mit sehr vergnügtem Gesicht.

„Den Kopf in die Höhe, armes, gnädiges Fräulein! Wir haben Nachricht von dem Kind! Erstens Sie nur, der Hausknecht, dieser Gel, bringt mir jetzt erst diesen Zettel, den ihm ein Gerr gegeben hat.“

Koppel sprach nicht die volle Wahrheit. Er hatte den Zettel schon vor einer halben Stunde bekommen. Aber er hatte absichtlich gewartet, bis das drohende Gewitter losgebrochen war und der Kutscher den Fräulein die unmöglichkeit der Weiterfahrt bei gewitter genauer hatte. Ihm selbst diese Unmöglichkeit. Es mußte Aufsehen erregen bei den Freunden, wenn er allein mit dem schönen Mädchen zurückblieb. Ein diesem einsamen Abende, bei einem so romantischen Beisammensein hat sich ihm so auch die schönste Gelegenheit, um Olgas Phantasie zu erwärmen, bot auch die erst in besser Stimmung kam. Er wollte sich sehr höflich und ritterlich benehmen, aber auch mit unzähligen kleinen Aufmerksamkeiten zeigen, wie gut es die Frau haben würde, die er einmal verwöhnen dürfte. Mein Gott, ein solches Alleinsein mit einem Mann, der sie bewunderte, der sich mit zartester Rücksicht benahm, mußte einem jungen Mädchen doch einen ginstigen Eindruck machen!

Olga hatte, wie aus einem dichten Traum erwachend, nach dem Zettel gegriffen — ein zusammengefaltetes Blatt, das aus einem Notizbuch gerissen war. Sie verschlang mit heißen Augen die Worte:

„Benglige Dich wild um Gott, liebe Schwägerin. Ich fuhr eben vorüber und sah meinen kleinen Schatz allein in dem Wagen sitzen. Wochenlang hatte ich Sehnsucht nach dem Kinde, das rief so laut: ‚Papa! Papa!‘ wolf Jubel. Ich muß es mitnehmen. Wäre nicht ein Fremder bei Dir, wie die Kleine erzählte, würde ich warten. Es wäre peinlich zu sprechen. Darum alle Reisewünschungen und weiteres. Will Gruß Dein Schwager Otto Weidner.“

Olga sprang auf. Sie wußte sich keinen andern Rat, als sofort wieder loszufahren in der Hoffnung, den Schwager noch zu erreichen. Bleiber läßnte.

„Gott sei Dank! Gott sei Dank! Mir ist's, als wäre ich von der Folterbank losgekommen! Schrecklich! Entsetzlich! Irgend eine Lösung mußte es freilich geben! Aber mir fiel nichts ein! Gott sei Dank! Gott sei Dank!“

Koppel drückte sie auf einen Stuhl nieder.

„Sie müssen schon gefatten, daß ich ein wenig für Sie sorge. Nun sollen Sie sich stärken nach all der Angst. Sie sind ganz elend aus!“

Die Wirtin brachte eine Platte mit Forellen, darauf feingebratene Hühner und köstliches Kompott. Koppel hatte ein wahres Festessen bereiten lassen; aber Olga war zu sehr von ihren Gedanken beschäftigt, um sich zu besinnen, daß diese Mahlzeit wohl schon eine Weile vorbereitet gewesen sein mußte. Sie aß gleichgültig von den guten Sachen. Das unzweifelhafte Glücksgefühl mit einem fremden Mann in dem einsamen Forsthause erregte sie nicht weniger, als Koppel erwartet hatte. Ja, sie bekam sich kaum darüber, was wohl ihre Mutter am nächsten Tage sagen würde, wenn sie ihren ersten Eindruck ihr Zurückbleiben in dem Hotel am Badesee machen würde. Nur Juliens Geschick lag ihr am Herzen. Warum war ihr Schwager in der Gegend? Was wollte er nach Tirol? Wollte er auch Baden? Wollte er seine Frau endlich besuchen? Vielleicht waren die beiden nun längst versöhnt und vereint, während sie sich noch um die Schwester ängstigte und sorgte? Aber wenn er nicht zu Julie gekommen wäre, wenn er das Kind nur in den unglücklichen Augenblick an sich gerissen hätte, um es der Mutter vorzuenthalten! Was hätte sie dann dem hergelaufenen Gesichten und einer unglücklichen Ehe ergeben; es war vorgekommen, daß Gatten sich gegenseitig ihre Kinder zugetestoßen hatten.

Wenn der nicht gekommen wäre! Dieses gefahren war, dann hatte ihre arme Schwester in Todesangst auf die Kleine und wenn sie sich vergeben vor Jammer, wenn sie eine ganze Nacht lang in Ungewißheit blieb.

„Nimmen wir mirklich an, Sie?“ fragte Olga plötzlich, an das Fenster eilend. „Man wird sich um uns ängstigen.“

„Seien Sie ganz beruhigt, liebes Fräulein. Daran habe ich gedacht. Es ist eine telegraphische Verbindung zwischen Grieben und dem Badensee. Ich habe eine Depesche geschickt: ‚Durch das Gewitter an der Weiterfahrt verhindert. Aber ganz wohlbehalten.‘“

„Ich danke Ihnen; das war ein guter Einfall!“ sagte Olga und reichte ihm die Hand, die er galant an die Lippen zog.

Aber wie er sich auch bemühte, um bei einem Glase Wein eine gemütliche, etwas vertrauliche Unterhaltung anzuknüpfen, die jungen Augen blieben verstreut und die Lippen schwiegen. Olga saß sehr bald in ihr Zimmer zurück, nachdem sie vorher dem Kutscher sehr energisch befohlen hatte, den Wagen gleich nach Sonnenaufgang bereit zu halten.

Koppel war ein ausgezeichneter Freund für Entschlossenheit. Dabei sehen ihm nicht. Er sah dann sehr viel elend aus, nach fatiger als sonst. Aber was blieb ihm übrig? Er mußte sich wohl oder übel dem Willen des Mädchens fügen und den Auftrag geben, man solle ihn um vier Uhr wecken. Ein fatenjämmerlicher Gedanke! Im Grunde war die ganze Geschichte sehr wenig vergnüglich anzusehen. Aber immerhin! Die Freunde hatten sich fein zusammengefunden mit Olga jedenfalls viel pikanter und lustiger vor. Mama Werdoiser würde jedenfalls auch eine Scene machen! Sein Name wurde mit Olga zusammengenannt! Nach diesem Abende spielte er entschieden eine Rolle in ihrem Leben, und sie vermochte den Beschützer nicht so leicht mehr aus seiner vertraulichen Stellung zu verdrängen.

„Nun fügen wir wie ein Paar auf der Hochzeitreise im Wagen,“ sagte Koppel, als sie in der kühlen Morgenluft beisammen. Lieber den Bergen flatterten noch Nebelwolken; im Walde war es feucht und frostig. Er hatte den Kragen emporgezogen und rauchte eine starke Zigarre, um sich ein wenig aufzuwärmen. Olga fröstelte in ihrem dünnen Sommerkleide und sah sehr blaß aus. Ihre hübschen Gesicht starrte sie vor sich hin. Es war ihr elend zu Mute vor Angst, und das Herz krampfte sich ihr zusammen, je näher das Wiedersehen mit der Schwester heranrückte.

In dem kleinen Hotel am Badensee herrschte bei ihrer Ankunft noch nächtliche Ruhe. Die Zugspitze schimmerte rosig und den Wasser hervor. Aber über dem Wald lastete schwermütiges Grau, und der See hatte eine düstere, bleierne Farbe. Olga schrieb mit ihrem Zettel in der Hand die Treppe empor und horchte mit schwerklopfendem Herzen an den Zimmer der Schwester. Dann klopfte sie leise. Wenn Julie ihr entgegenstürzte, lachend, jubelnd: Er ist da! Er ist wieder da! Dann war ja alles gut. Dann konnte sie aufatmen.

Aber schon der erste Blick in das übermachte, verstörte Gesicht der Schwester zeigte ihr, daß ihre Sorge nicht grundlos gewesen war.

„Also?“ schrie sie hinausgeregt. „Also habe ich aufgethanen? Alle konntest du ausbleiben? Wo ist Fritz?“

„Erschreck nicht, Julie! Dem Kind ist nichts geschehen. Aber, sieh, ich habe es nicht mitgebracht. Dein Mann — er nahm Ota mit! Ich hoffe —“

Im ersten Moment ging's wie ein Aufleuchten über das blasse, traurige Gesicht.

„Mein Mann! Du hast ihn gesehen? Er war hier? Er kommt! Kommt also? Warum ist er noch nicht da?“

Olga erzählte zögernd und ziemlich kleinlaut den Sachverhalt.

„Er müßte also hier sein! Seit gestern abend, wenn er überhaupt vorhatte zu kommen! Du sagst, zwei Stunden habe er nach Ota gesucht. Zu diesen zwei Stunden kamen er hierher fahren, noch vor dem Gewitter. Mama und die andern waren doch längst zu Hause?“

Sie lief in wilder Aufregung an das Fenster, als müsse der Wagen herantollen mit den Ersehnten. Dann warf sie sich aufschluchzend in einen Stuhl.

„Er kommt also nicht! Er ist noch Tirol! Er wollte mich nur das Kind holen, und ein Zufall hat es ihm in die Hände gespielt. Wie konntest du Ota auch allein lassen? O, hätte ich sie nur bei mir behalten! Ach, ich weiche ja wahnsinnig, wenn er mir das Kind nimmt!“

Unter heißen Thränen stieß sie die Worte hervor, und Olga stand verlegen, wie schuldbewußt vor der sassungslosen Frau und suchte nach irgend einem Trost.

„Geh, Julie! Du mußt die das alles so schwarz aus. Otto war doch gar kein solcher Böswicht,“ sagte sie gutmütig. „Ja, selbst wenn er wollte, er dürfte bei das Kind nicht vor dem Tode Jahre wegnehmen. Das wird dir jeder Rechtsanwalt zugeben!“

„Ja, du sprichst so rückern und kalt vom Rechtsanwalt,“ erwiderte Julie, sich zusammenraffend mit die Augen trockenend. „Du weißt, es ginge so leicht, sich loszumachen, weil der Stolz es will. Du wirst schon sehen, wie wenig der Stolz zu bedeuten hat, wenn man mit seinem ganzen Sein an einen Mann festgemachen ist. Arme Olga! Und wenn du ihn nicht liebenswürdig, um so schlimmer!“

„Weshen ihr?“ sagte das junge Mädchen eifrig, froh, die Schwester von ihren Kummer abzulenken. „Ja, daß du die denn nicht Haar gemacht, was du thatest, als du mit Herrn Koppel in Gelsen zurückkehrst? Gerr Koppel ist ein liebenswürdiger Mann! Wenn du Mama gehört hättest, gestern nacht! Die beiteilte schon in Gedanken das Verlobungsfest und besann sich auf die Toilette, die du als Braut zuerst haben müßtest. Herr Koppel wird Olga heiraten, sagte sie, ich bin gut!“ sagte sie mit unheimlicher Bestimmtheit.“

„Herr Koppel nicht! Ich Herrn Koppel!“ rief Olga übermütig. „Aber das ist ja ein schlechter Witz!“

(Fortsetzung folgt Seite 806.)

Digitized by Google

Die Ausstellungshalle.

Die Tennessee-Centennial-Ausstellung in Nashville.

Mit Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Thos. Nesbitt.

Mit einer großartigen Ausstellung begeht in seiner Hauptstadt Nashville der nordamerikanische Staat Tennessee die einhundertjährige Gedenkfeier seiner Aufnahme als Staat in die Union. Auf dem Grund und Boden, auf dem sich vor hundert Jahren Weiße und Rothäute um die Oberherrschaft stritten, wieert jetzt die moderne Kultur einen ihrer schönsten Triumphe.

Die Ausstellung erstreckt sich über 250 Acker Landes, auf denen in geschmackvoller Gruppirung einige zwanzig imposante Gebäude von monumentaler Form durch Springbrunnen, Bäche, Seen, Terrassen, Blumenbeete, Statuen und zerstreut verschlungene Wege und Parkanlagen zu einem Gesammtbild von großer architektonischer und landschaftlicher Schönheit vereinigt sind.

Durch die imposanten Eingangspforte des Ausstellungsparck betreten, gewahren wir als Mittelpunkt, auf schlanken dorischen Säulen emporstrebend, das die Schätze der bildenden Künste bergende Parthenon, ein majestätisches, den altgriechischen Minervatempel nachgebildetes Gebäude. Um das Parthenon gruppiren sich in malerischer Anordnung alle Hauptgebäude der Ausstellung. Ihm zur Seite, dicht am Ufer des See's Watauga, ragt eine mächtige Pyramide empor, die von der Stadt Memphis errichtete Nachbildung der Cheops-Pyramide. Das Innere ist mit zahlreichen Gegenständen des Memphiser Gewerbefleißes gefüllt. Hier sind sämtliche Baumwollen- und Baumwollensamenprodukte vorgeführt, von der mit gepflanzten Samenkapseln bedeckten Baumwollenstaude bis zum feinen Gewebe; vom rohen Baumwollensamenöl bis zur feinen Toilettenseife. Am Ufern des Parthenon erstreckt sich, 501 Fuß lang und 256 Fuß breit, das im griechisch-römischen Stil erbaute Handelsgebäude mit seinen mannigfaltigen Ausstellungsgegenständen, die den ganzen Welthandel vertreten. In

Frau von Leer Kirkman,
Vorsitzende der Frauenabtheilung.

Das Ausstellungsfeld aus der Vogelschau.

Digitized by Google

unmittelbarer Nähe davon befindet sich das Minerat- und Forstlachgebäude, das Versuchsmittelgebäude, die mit technischen Zügigkeiten versehene Musikhalle, das Fremdengebäude, das landwirthschaftliche Gebäude, das Rindergebäude, das Kriegsgebäude, das hiesische Gebäude, das bayerische Gebäude und die mächtige Maschinenhalle.

Die landwirthschaftliche Ausstellung bietet viel Neues, das man früher nicht gesehen hat. Eine von acht kleineren Kuppeln umgebene Riesenkuppel schließt das Gebäude nach oben ab. In vier großen Kuppel sind die Landesprodukte Texarcos in Naturalsäulen vertreten, die in ihrer Kolossalgröße Gewölben gleichen. Vier der kleineren Kuppeln sind jede mit bekannten Produkten und gutmachenfalls ausgestattet.

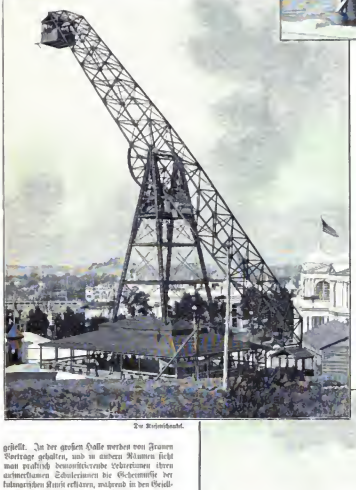
Einen der interessantesten Gebäude ist das Frauengebäude. Frauenarbeiten aller Länder und aus allen Zweigen weiblicher Thätigkeit sind hier ausgestellt. Der vorgetheilte Wöchnerinnenbett entwickelt sich auch auf der Weltausstellung; eine reichhaltige, von Frauen gebrauchte Bibliothek füllt einen der geräumigen Zimmer, und in einem andern sind Modelle der von Frauen gemachten Erfindungen und erworbenen Patente aus-

Die blaue Grotte.

Einer der Riesenbäume hat kolossalischen Umfang, der vor seiner Fällung 527 Fuß hoch war und dessen Durchmesser 25 Fuß beträgt, ist in ausgehöhltem Zustand aufgestellt. Eine im Innern hinaufführende Wendeltreppe, ein Saal für theatralische Vorstellungen und mehrere Zimmer zeigen, was man alles aus einem Baum machen kann. Ferner ist hier der Schacht einer Colorado-Goldgrube; der maurische Palast, die blaue Grotte (eine Nachahmung der blauen Grotte auf Capri), eine Nachbildung der Mauthobrücke in Benedig; das Vulkanama der Schlacht bei Gettysburg und vieles andre der Art. Will man einen wunderschönen Blick auf den Vogelperspektive genießen, so findet man unweit von hier eine Aussichtsplatte. Nur trieb hinein! Der am jedem Ende des Tuerbaumes baumelnde Ketten hat Raum für sechsundzwanzig Personen, und nun geht es auf der luftige Reise — zweihundert Fuß auf, zweihundert Fuß nieder — ein eigenthümliches Vergnügen.

Verlangt aber der Besucher nach noch aufregenderem Sport, nun, da ist ja die Aeronautenbahn am andern Ende. Auf eine zweihundert Fuß hohe Plattform schleppt einen die Drahtseilbahn, hier steigt man in ein flaches, mit Rädern versehenes Boot, und hui! sausen wir in rasender Schnelle den von Planken gebildeten breiten Weg hinab in ein tiefes Becken. Kaum klatschend prallt das Fahrzeug auf die Wasseroberfläche nieder und peitscht sie, als ob es sich von ihnen mit Macht und Macht in der Luft bewahren lassen wollte. Jedenfalls taucht in seinem Zweitbergen vor den Bug das aufgestaute Wasser und spritzt und funkelt in der Sonne wie Millionen kleiner Perlen. In heftigem Anlaufe wird das Boot in der nächsten Sekunde wer Luft in die Höhe geschleudert, um sich wiederum im ungeheuerlichen Kampf mit dem Wasser herabzustürzen und schließlich still am Ufer anzulegen. Bei Nacht ist der Ausstellung von geradezu feenhafter Pracht: Hunderttausende von bunten elektrischen Glühlichtern verbreiten sich über die Anlagen, flattern an den Bäumen empor, umsäumen die Dächer, umflechten in phantastischen Reihen sämtliche Gebäude vom Fuß bis zum Giebel und verwandeln den Park in ein ewiges Meer farbenprächtigen, flimmernder Sterne, von denen sich die weißen Marmorwege in wunderbarem Kontrast abheben.

Lina Fuhr.



Die Riesenschaukel.

gestellt. In der großen Halle werden von Frauen Vorträge gehalten, und in andern Räumen sieht man praktisch demonstrirende Lehrerinnen ihren unterrichtenden Schülerinnen die Geheimnisse der kulinarischen Kunst erklären, während in den Gesellschaftsräumen Instrumentalmusik, Gesang und deklamatorische Vorträge in bunten Wechsel einander folgen. Die Vorsitzende dieser interessanten Frauenabtheilung ist Mrs. von Van Rensselaer, Gattin des Vizepräsidenten der gesamten Ausstellung.

Das hiesische Gebäude, eine Nachbildung des klassischen Parthenons in Athen, birgt reichhaltige Sammlungen kulturhistorischer Alterthümer, daneben viele Erinnerungen aus der Geschichte der Vereinigten Staaten.

Von dem Parthenon führt uns der Weg in das imposante Gebäude der Bundesregierung, dessen Innres[1] gleichfalls vorzügliche Sammlungen birgt, sowie eine Regierungs-Druckanstalt mit arbeitenden Maschinen, ein ganzes Zeughauslager, die Waffen und Ausrüstungen der Landarmee und der Marine von der Entdeckung Amerikas bis heute, sowie ein prachtvolles Panorama.

Auch hier Vergnügungen aller Art in gelegt. Was für die kolumbische Ausstellung der Riesen Phönixnest war, ist der Terrazzo-Centennial unter dem Namen „Bunten Fair" verkaufen. Die raffinirtesten Erfindungen der Elektrizität auf photographischem Gebiete sind in Ubiquen Mirage (Fata Morgana) vorgeführt.

Das Frauengebäude.

Digitized by Google

Es war das letzte Aufflackern ihres Humors, denn als nun ihre Mutter eintrat und die mit brennenden Augen in das Gesicht blickte, erkannte ihr die Sache mit einemmal gar nicht mehr komisch.

„Ich hoffe, du kommst dich nicht verlobt zurück," sagte Frau Werbofer.

„Verlobt! Mit wem?" erwiderte Olga trotzig.

„Wie kannst du fragen! Nach diesem thörichten Benehmen! Nachdem die ganze Gesellschaft hier weiß, daß du mit Herrn Koppel in einem einsamen Forsthause übernachtet hast!"

„Aber Mama, Herr Koppel kann doch nichts für ein Gewitter, und ob ist auch nicht seine Schuld, daß wir Eha nicht mehr fanden."

„Eha!?"

Es war unumgänglich: man mußte Frau Werbofer nun erzählen, daß Julie im Unfrieden von ihrem Gatten fort war, daß sie wochenlang keinen Brief von ihm erhalten hatte, daß sie das Schlimmste für ihre Ehe fürchtete.

Die Mutter war außer sich.

„Daß ihr zu unerhört! Was Kinderei länft du deinem Mann weg und glaubst ihm ein Recht, dich wegen böswilligen Verlassens zu verklagen! Mein einen so dummen Streich hätte ich dir wirklich nicht zugetraut, Julie! Das schöne nett gerade noch! Mit der Kerget mit Olga, und um Gottes willen, wie die Leute, die man glücklich versorgt meint, wieder zurück und möchte wohl mit dem Kind bei den Eltern bleiben, weil sie sich in ihrem Eigensinn mit ihrem Manne nicht zu vertragen weiß! Nein, du habe ich doch auch noch ein Wort darein zureden! Heute schreibe ich noch meinem Schwiegersohn, daß er dich abholen soll. Ich befehle es ihm. Ich will nicht, daß du hier bleibst! Und dem Herrn Koppel werde ich sofort klar machen, was seine Pflicht und Schuldigkeit ist."

Mit wütendem Augen und zornrotem Gesicht rannte sie aus dem Zimmer. Die beiden Töchter sahen sich an, bleich bis in die Lippen, in stummem Entsetzen über ihre Mutter, die jede feine Empfindung in ihnen verletzte, die jede stolze Regung zertreten wollte.

Olga stürzte dieser vor sich hin. Aber Julie grollte in heftiger Empörung:

„Mama soll sich nicht einmischen! Ich wollte, sie hätte es bei meiner Berlobung nicht getan! Dann wäre vielleicht alles anders geworden. Sie hat Otto nichts zu befehlen! Sie darf ihn nicht zwingen! Lieber laufe ich fort, als daß ich mich ein zweites Mal von Mama in seinen Arm werfen lasse!"

Frau Werbofer hatte Herrn Koppel um die Mittagsstunde zu einer Unterredung in ihr Zimmer bitten lassen. Nun, da ihre erste wutvolle Erregung verflogen war, wurde es ihr klar, daß sie peinlich zu Werke, als er, in seinem eleganteften, besten Kostüm, sein geschwiegelt und hell bebandschuht, mit lächelnder Verbeugung bei ihr eintrat.

In ihrer Verlegenheit drückte sie ihr Taschentuch an den Mund, an die Augen.

„O Herr Koppel! Was war das für ein Abend für mich! Was war das für eine Nacht! Wie warten und warten, der Magen knurrt nicht nach!"

„Das gnädige Fräulein wird Ihnen erklärt haben, wie die Verzögerung sich ergab."

„Gewiß. Aber das ist ja noch schlimmer, wenn Sie ganz allein mit meiner Tochter zurückbleiben. Ich wage das seinem Menschen einzugestehen. O, Sie glauben nicht, wie spöttisch Frau Rudbart lächelte, als das Telegramm ankam, wie die Herren die Achseln zucken —"

Es entstand eine Pause. Koppel fand es ganz amüsant, daß er zum Helden eines Abenteuers mit einem so unwahrsten Mädchen geworden. Er blieb sich über den glänzend schwarz gestärkten Bart und schmunzelte.

„Sie wissen, Herr Koppel, ein junges Mädchen besitzt seinen größeren Schatz als seinen guten Ruf. Ich weiß so, daß meine Tochter sich in jeder Situation, auch fern von dem wachsamen Auge der Mutter, tadellos benehmen wird. Ich bin auch überzeugt von Ihrer durchaus anständigen Gesinnung. Aber die böse Welt urteilt nun einmal schonungslos und oberflächig. Frau Rudbart erzählt es gewiß ihren Bekannten als pikante Anekdote, daß Fräulein Werbofer allein mit Ihnen in Gewitter die Nacht zugebracht hat. Man macht schlechte Witze, und meine arme Olga ist in der Gesellschaft unmöglich geworden."

„Gnädige Frau, ich weiß, was ich dem Ruf der jungen Dame schuldig bin," sagte Koppel aufstehend.

„Dieser Junggeselle, der! Ich herrjeh bedaure, daß nur meinen Entschluß beschleunigt, der in den letzten Wochen heranreifte: Ich habe die Ehre, Sie um Fräulein Olgas Hand zu bitten!"

So recht hatte sich Frau Werbofer das nicht gedacht! Sie wußte an sich halten, um dem lieben Menschen, der ihr so rasch entgegenkam, nicht in heller Dankbarkeit um den Hals zu fallen. Also doch! Obbleich! Ob nicht Julies Gewitter hatte gar nicht passender treffen können! Eine famose Partie! Wie gut, daß Olga sich gegen den Jugenieur Gehringer, an den sie eine Weile gedacht, so ablehnend verhalten!

In einem wahren Glückswunsch reichte sie Koppel die Hand; sie ward ganz beredt in ihrer gehobenen Stimmung.

„Meine Zustimmung haben Sie! Ich konnte mir keinen liebenen Schwiegersohn wünschen! Ich bin überzeugt, Olga wird einsehen, wie vornehm und edel Ihre Handlungsweise ist und für Sie die ganze Liebenswürdigkeit ihres Wesens entfalten, die bisher ihr Mädchentrotz verschleierte."

Koppel küßte der künftigen Schwiegermutter die Hand und bat, seine Werbung noch geheim halten zu wollen, damit er Olga selbst volle Gewißheit gewinnen und auch ihrer freudigen Zustimmung sich versichern könne.

Die glückliche Mama versprach wohl zu schweigen; aber sie konnte ihre freudige Miene nicht verbergen und sie flüsterte ihrer Tochter mit strahlenden Augen zu: „Herr Koppel ist ein vollendeter Kavalier!" und klopfte Julie, einer Zärtlichkeit auf die Schulter, die nach der zornigen Szene am Morgen etwas Ueberraschendes hatte.

Olga durchschaute dann auch ziemlich klar, was geschehen war. Die verwandelte Stimmung der Mutter, Koppels feste Vertrauensliebkeit verrieten es ihr deutlich genug: die Mutter hatte ihm nahe gelegt, daß er sich zu einer raschen Verlobung entschließen müsse, um er hatte endlich seine Genehmigt zugestanden.

O, in ihrer Seele war nun wilde Abwehr, ein entsetztes: Nein! Nein! Nimmermehr! Ich heirate keinen Mann, den meine Mutter mich anbiet! Und diesen am allervernünftigen, der mich langweilt, der mir kindisch, albern erscheint! Aber es war doch auch wieder eine Regung in ihr, die dieses erste, unwillkürliche Gefühl des Widerstandes bämpfte.

Wenn Julie wirklich von ihrem Mann verlassen würde, wenn diese sich dann übrig, als zu den Eltern zurückzukehren? Was es nicht ein Gebot der schwesterlichen Pflicht, daß sie der armen, unglücklichen Frau Platz machte? Daß sie der Mutter die Bedingung stellte: Ich nehme den Mann, den ich nicht lieb habe, wenn du dafür Julie den Trost giebst: Bei mir ist immer ein offenes Heim für dich!

Freilich, wie sollte sie dieses Opfer fertig bringen, wenn es wirklich an sie herantrat? Wie machten es die Mädchen, die einen Mann ohne Liebe heirateten? Ihr ganzes Wesen empörte sich gegen Heuchelei, gegen einen Schritt, der ihr unehrenhaft, demütigend erschien!

Olga war an diesem Tage stiller, sanfter, nachgiebiger als sonst, als wäre ihr Trotz gebrochen. Koppel sah die Freunde triumphierend an, und im stillen dachte er: Ich habe sie ja gezwungt. Sie bedauert seinen Wetterritt. Sie wird zahm, wenn sie nur des Bräutigams sicher ist.

Der Nachmittag war trübe, und es sollte kein gemeinschaftlicher Ausflug unternommen werden. Olga schlich mit Julie aus dem Haus, während Koppel sich in einer langen Siesta für den versäumten Morgenschlaf entschädigte. Die Schwestern wollten allein sein. Sie setzten sich auf einer verstecken Bank am Ufer des kleinen Hotel gegenüber, von der aus sie jeden Menschen, der ihre Ruhe stören wollte, bemerken konnten, um dann rasch zu fliehen.

Olga hatte eine wahre Angst, die junge Frau, die nun in düsteren Stimmungen vor sich hin starrte, allein zu lassen. Sie las ihr vor, um sie zu zerstreuen. Aber sie fühlte recht wohl, daß Julie nicht zuzuhören vermochte und immer wieder in ihre traurigen Gedanken verfiel.

Plötzlich sprang Julie auf mit einem halb erschrockenen Schrei: „Horch! das war Edas Stimme!"

Sie schlüpfte durch die Zweige so nahe an das Ufer heran, daß Olga sie ängstlich am Kleid packte.

„Sieh doch acht! du wirst dich den See fallen!"

Aber die Mutterangen spähten in heißer Spannung über die kleine, tiefdunkle Wasserfläche nach dem Hotelgebäude, von dem ein paar Wagen hielten, vor dem sich mehrere Touristen herumtrieben.

Und dann klammerte sie sich an den Arm der Schwester, zitternd vor Erregung und stieß halb jubelnd, halb aufschluchzend hervor:

„Sieh nur! Sieh! Das! Das! Dort! dort! Ach! Ich kenne ja ihren Hut! Nun geht sie auf die Veranda! Sie ruft nach der Mama!"

Julie war nicht mehr zu halten. Mit flatternden Kleidern stürzte sie fort an dem kleinen Uferweg, der in einem Bogen um den See herumführte, in so atemloser Hast, als müßte das liebe Bild, das sie da drüben gesehen, entschwinden, wenn sie nicht hineilte, um es festzuhalten in ihren zitternden Armen.

Olga hatte nicht so rasch zu folgen vermocht. Als sie nun dem Wald heraustrat, da kam auf dem freien Platz vor dem Hotel wirklich ein weißes Geschöpfchen herangeflattert, das jubelnd auf die Mutter zustieg. Und hinter dem Paare folgte auch ein Herr im grauen Sommeranzug, der langsamer an einem Stock heranhumpelte. (Fortsetzung folgt.)

Sprüche.

Bei Anderwählten nur mag es geschehen,
Daß Pflicht und Neigung zusammengehn;
Wir andern aber müssen rangen,
Um einen Komprumiß zu ergwingen.

*

Eitelkeit.

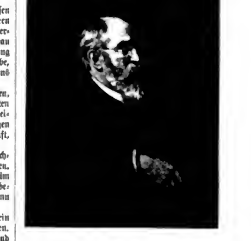
Wer gar zu viel zu sehen pflegt,
Er sei schön oder schlecht gebaut,
Hascht oder bildet, einerlei! —
Verliert sich in seine Gestalt.
Man sagt, daß es bestehe sei
Auch bei der Goetzen-Beispiegel.

*

Dünkel.

Glaubst schon manches viel zu bedeuten
Und war ein Wasserstoff unter Wasserstoffen;
Tropfen ihr Tropfen, nur darauf kommt's an,
Ob im Wasserglas oder im Ozean.

R. Reinick.



Karl Franz Koechler

Einen schweren Verlust hat der deutsche Buchhandel durch den am 5. August erfolgte Hinscheiden Karl Franz Koechlers erlitten, dessen berühmte Unternehmen, nachdem sie von der letzten Lebenszeit des Verstorbenen, dem Banner Krankenhause, nach Leipzig übergesiedelt worden waren, am 8. August in der Koechlerschen Familiengruft auf dem dortigen Johannisfriedhofe beigesetzt wurden.

Jahrelang hatte Koechler mit einem schweren, harmackigen Leiden zu kämpfen, aber er führte diesen Kampf mit demselben ruhigen Heldenmute durch, der sein ganzes Leben gekennzeichnet hat. Er war ein Mann von spartanischer Lebensauffassung, voreilig, aber willensstarkig und unermüdlich

arbeitend, für sich, die Seinigen und alle diejenigen, die in genommenen Schaden mit ihm verbunden waren. Tatsanj beruht wesentlich der Erfolg, den er als Leiter eines großen, vielverzweigten Geschäftes gehabt hat. Lange zur Blüte bestehen nur allerdings gegeben, als es auf ihn überging, aber er selbst hat es der Höhe zugeführt, auf der es nunmehr steht und auf der es in allen seinen Einrichtungen als ein vorbildliches und mustergültiges angesehen werden kann.

Der Verstorbene war der älteste Sohn des zweiten Inhabers der altbekannten Firma F. A. Kochler und hatte das Kommissionsgeschäft noch dem am 2. Dezember 1872 erfolgten Tode seines Vaters in der dritten Generation selbständig übernommen.

Am 22. August 1843 in Leipzig geboren, machte er seine Kaufmannslehre Lehrzeit in Göttingen durch und begab sich dann zu seiner weiteren Ausbildung nach London, Paris und Wien. Zu Ostern 1867 trat er in das väterliche Geschäft ein, um ihm alsbald seine ganz hervorragende Arbeitskraft und Begabung zu widmen. Unter seiner Leitung hat das seit über hundert Jahre alte und schon zur Zeit der Uebernahme durch ihn sehr bedeutende Geschäft einen überraschenden neuen Aufschwung genommen. Im Jahre 1883 vergrößerte er es durch die Erwerbung des Hermann Friedrichschen Kommissionsgeschäfts, das er mit dem seinigen verschmolz. Sein bedeutendstes Unternehmen aber ist die Gründung eines Barsortiments, das er im Winter 1886/87 begann und leider mit dem größten Erfolge geführt hat.

Die Buchhandlung, die unter seiner Leitung das vom Vater und Großvater übernommene Geschäft gewann, zeigte sich schon äußerlich in den immer größeren Räumlichkeiten, die es beanspruchte. Nachdem sich schon längere Zeit das alte Kochlersche Haus am alten Poststeig als unzureichend erwiesen hatte, erbaute der Verstorbene an den Jahren 1880 und 1881 das palastartige, große Haus in der Stephanstraße, das am 25. September 1881 mit der Firma bezogen wurde. Aber auch diese Stätte erwies sich alsbald für das immer größere Verhältnisse annehmende Geschäftsunternehmen als zu klein, und so schritt er denn im Jahre 1893 zur Ausführung seines Lieblingswunsches, ganz nach seinen eigenen Ideen und mit allen Hilfsmitteln, die die hochentwickelte Technik unserer Zeit zur Verfügung stellt, ein Buchhändlerhaus großen Stils zu erbauen. Ein solches ist in der That in den am 1. Oktober 1894 von der Firma bezogenen mächtigen neuen, ein ganzes Straßengeviert bedeckenden Gebäude am Täubchenweg verwirklicht worden. Dasselbe ist einer der großartigsten Geschäftshäuser Leipzigs und darf mit Recht als eine Sehenswürdigkeit der alten berühmten Handels- und Buchhändlerstadt bezeichnet werden. In ihm ist der Gedanke vermirklicht, einen Arbeitsraum so schaffen, der das ganze Erfordernis mit Verwirklichung des großen, mit innerhalb dieses Raumes die einzelnen Betriebe voneinander trennenden Räume durch leichte Scheidewände so nach den verschiedenen Bedürfnisse zu ermöglichen. Auch der heutige Einrichtung des Gebäudes kann als eine in jeder Beziehung mustergültige bezeichnet werden, und das um so mehr, als in der fürsorglichen Weise auf die Gesundheit und das Wohlbefinden der in diesem Musterbetriebe beschäftigten zahlreichen Angestellten Rücksicht genommen worden ist.

Zu unsern Bildern.

Die Reise des deutschen Kaiserpaares zum Besuche des befreundeten Kaiserhofes in Sankt Petersburg hat während der letzten Wochen die Aufmerksamkeit nicht nur Deutschlands, sondern, man kann wohl sagen, der ganzen gebildeten Welt auf sich gelenkt. Ueberall hat man derselben eine Beachtung geschenkt, die weit über diejenige hinausgeht, die man an Fürstenbesuche zu knüpfen pflegt. Und mit Recht; galt es doch, ein höheres Ziel zu erreichen, als es in dem bloßen Austausche von Höflichkeitsbezeigungen

Das erste Kochlersche Geschäftshaus in dem alten Poststeig.

Die Grundlage, die dem deutschen Kaiserpaare auf russischem Boden allenthalben entgegengebracht wurden. Bei einer Reihe glanzender Festlichkeiten hatte Kaiser Wilhelm Gelegenheit, sich die Sympathie der russischen Gesellschaft zu erwerben. Wie werden unseren Lesern die Hauptmomente aus jenen festlichen Tagen, soweit sie sich durch den Stift des Künstlers oder den Momentapparat haben festhalten lassen, zu veranschaulichen suchen. Heute geben wir eine Darstellung der Ankunft des deutschen Geschwaders und der Jacht von Standard und des Empfanges, in dem Kaiser Nikolaus II. und Kaiserin Alexandra Fedorowna sich an Bord der „Hohenzollern" zur Begrüßung des deutschen Kaiserpaares begaben.

Die alljommerliche, so hat auch diesmal während der schönen Jahreszeit eine Reihe von Ausstellungen den Publikum ihre Pforten erschlossen. Auf heimischem Boden zieht vor allen die VIII. Internationale Kunstausstellung in München ungezählte Scharen zum Besuchern an. Auch den Kunstschätzen, die sie dem Beschauer darbietet, führen wir unseren Lesern in gelegener Nachbildung einen vor, der sich ganz besonderer Beliebtheit zu erfreuen hat, C. h. Girard „Schweizer Idyll". Das Bild spricht für sich selbst; in schlicht und einfach der Gegenstand seiner Darstellung ist, so unwiderstehlich wirkt er durch der Reiz der über ihn ausgegossenen Stimmung, die das Alltägliche in den Bereich des Poetischen, des Künstlerisch-Idealen zu erheben vermag.

Und noch ein sommerfrischen Stimmungsbild von gleicher Wirkung, wenn es auch auf seiner Ausführung zu finden, ist W. Hatemanns „Waldandacht". Wie freudig und zugleich wie ernstmend ist den wie hier den Tempel der Natur sich erschließen. Tiefer Gottesfriede herrscht in dem hochsäumigen Walde, der, durch gedämpft durch das Grün des Laubdaches, das Tageslicht durchfiltert. Alles lobet zur Ruhe, zu stiller Beschaulichkeit ein. Alles, was in der reinen, unverfälschten Menschenbrust sich regt, wendet sich hier unwillkürlich zu einem Gebet, zu einer Zwiesprache, die das Herz mit seinem Schöpfer hält.

Und noch einmal zurück zu den lauben Mainen des Lebens, zu den Freuden, unsigestaltigen Treiben des Ausbellungsplatzes! Die Stadt Leipzig ist in diesem Sommer Schauplatz eines Ausstellungsunternehmens, das auch sich eine ganz besondere Bedeutung knüpft, der Sächsisch-Thüringischen Industrie- und Gewerbe-Ausstellung, die die Erinnerung an die vor vier Jahrzehnderten erfolgte Begründung der weltberühmten Leipziger Messen verewigt worden ist. Im Laufe des Jahres 1497 verlieh Kaiser Maximilian I. der Stadt Leipzig das Privileg der drei Messen nebst den des Stapelrechts für dieselben und legte damit den Grund zu dem eigentlichen Aufblühen der alten Handelsstadt an der Pleiße und Elster. Daß eine Ausstellung, die inmitten einer Hauptgebiete deutscher Landwirtschaft und Gewerbethätigkeit gelegen ist, Neues und Sehenswertes in Hülle und Fülle darbietet, ist selbstverständlich. Die diesjährige Leipziger Ausstellung befriedigt indessen nicht nur die Schaulust und den Wißensdrang, sondern gewährt ihren Besuchern noch besonderes Interesse durch eine Reihe von festlichen Veranstaltungen, zu denen der Ausstellungsplatz ganz besonders geeignet ist. Einen Hauptanziehungspunkt bilden auf demselben die von aus im Bilde wiedergegebenen Sprengkuppen, die allabendlich eine nach vielen Tausenden zählende Zuschauermenge anlocken und durch die zauberhaften Farbenspiele derselben zu lautester Bewunderung hinreißen.

Orientierplan des festen Ausstellungsgeländes vom Täubchenweg aus.

Digitized by Google

Leuchtonnne in der Sächsisch-Thüringischen Industrie- und Gewerbe-Ausstellung zu Leipzig. Originalzeichnung von O. Gerlach.

Für müßige Stunden.

Schach.

(Redigirt von **E. Schallopp.**)

Aufgabe 29.

Von **J. Jaspersen** in Flensburg.

(„Nationalschachzeitung.“)

Schwarz

a b c d e f g h

Weiß.

Weiß zieht an und hält mit dem dritten Zuge matt. ganz Fixe.

Auflösung der Aufgabe № 26 p. 769:

Weiß.

1. Dh3—e6

2. L1. Ld3—c2

Wenn 2. . . . K:d5 3. Dd6—c7 matt.

3. Le6—c4 matt.

A.

2. L. Dh3—f3

Wenn 2. . . . K:d5 3. Df3—f7 matt.

3. Df7—e6 matt.

B.

2. L. Dh3—f5

Wenn 2. . . . K:d5 3. Df5—f7 matt.

3. Df7—e6 matt.

C.

2. L. Dh3—g3

Wenn 2. . . . K:d5 3. Dg3—f4 matt.

3. Df4—e5 matt.

Schwarz.

1. Kd5—c6

Wenn 1. . . . K:d5 2. Dh3—f5 matt.

1. . . . Kd5—e4

Wenn 1. . . . K:d5 2. Dh3—f5 matt.

2. Df5—f4 matt.

1. . . . Kd5—c4

Wenn 1. . . . K:d5 2. Dh3—f5 matt.

2. Df5—d3 matt.

Auf andere Züge führt gleichfalls das Tempo-Mittel auf c3 oder d4 zum Ziele.

Partie Nr. 31.

Gespielt im internationalen Turnierturnier zu Dresden am 28. Juni 1867.

Damengambit.

Weiß: Mrt. Jagow-Dresden zweite Stimme. Schwarz: Mrt. Bannwitz-Dresden. Erste Stimme.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	**d7—d5**	18. Td1—e1	Ke7—d6
2. e4:d5	Sg8—f6	19. La3:Sc5!	S:d5!:Ld7
3. Lf1—c4	S:d5:Le5	20. Sd2—e4!	Td1—Te7)
4. Sg1—f3	Le5—g7	21. Se4—f6	Te7—e7
5. c2—c3	e7—e6	22. Sf6—g8	Kd7—c6
6. Le1—g5	Lf8—e7	23. Td1—f1	Sg6—e5
7. Dd1—d2	h7—h6	24. Tf1—f3	Se5—d3
8. Sg1—f3	0—0	25. c3—c4	b7—b5
9. Sf3—e5	c6—c5	26. b2—b3	Tb8—b7
10. La3:Sc5	Le7:Sc5	27. c4—c5	b5—c5
11. Le4—b7	Lc8—a6	28. Se8:Sc7	Sd3—c5
12. Db1—b3?	Lf8—e7	29. Tf3:f7	Tf1—f7
13. Lg5:f6	L:f6:Sf6	30. Sc7:Te6	Tf7—f2
14. Sf3—e5	Le7—c5!	31. Te6:Sd6	Tf2—d2
15. Le2:Sc5	d5:Lc5	32. Td6:Sb5	Td2—d1
16. Sc3—e2	Le6—d7!	33. Sb5—c7	Aufgegeben.
17. 0—0—0	Le5—d7)	34. Td5—g5	

1) Darauf Absicht zu überhaupt.

2) Schwarz setzt 17. Sd2—f3. Der Zeitzug hätte einen Bauern kosten, weil 17. Dd1—a2 nicht ein Abziehen per Zeitzug.

3) Warum nicht sofort Ke7—d6?

4) Schwarz setzt 27. Td1—e1. Le6—d6 19. Ld3—d2 Ke7—f7) geschah Schwarz sofort gewinnen. Warum

5) Auf Kd7—c6 folgt natürlich einfach 29. Se4—f6+ oder natürlich noch besser 29. Se4—g5+ nebst 30. Sg5—f7 und so weiter.

Schachbriefwechsel.

J. W. in Dresden. № 26 stehen Sie handlich, wie immer. Wer empfiehlt sich von uns gegebene Lösung durch die Eröffnung 1. . . g5—g5 2. Tg1—Dg7: KD5:Sd4 3. T25—f5. matt.

Aus der Schachwelt.

Nr. 17. Centralen beginnt zu Breslau ein großer internationaler **Schachkongreß** mit Meisterturnier, Hauptturnier und so weiter. Zur bevorstehenden Kriegszeit hat sich auch Kaiserwald werden erwartet, die Zeiten ist und den Kinder zu Ruhige genommen.

Bilderrätsel.

Silbenrätsel.

I. p.

Leider Phantasie entsprungen
Für so allergrößter Zeit,
Und der Dichter sie besungen,
Preisen ihre Herrlichkeit.
Doch auch mancher schwere Zadel
Wurde ihnen nicht erspart,
Und so doch selbst bisher Nicht
Nicht vor der Kritik bewahrt

II. 4. 2.

In der Blindheit langen Tagen
Wagen wir den Aufstand nicht.
Tod ist, ohne was zu sagen,
Unser Spiele unterbricht.

Tiefes mehr ist es den Frauen
Wie der Hoffnung treuer Stab,
Und im Spätern ernsten Leben,
Wenn verfinstert manches Pfad,
Weist in seinen hellen Reihen
Die Erinnerung es getrost.

Das Ganze.

I. 2. 3. 4. 5.

In dem rothen Liebesfeuer,
Wo der Wirbel Reigen schwindt,
Ist ein Stück vom besten Steuer
Diese Schöpfung uns entgeht.

W. Sch., Kassel.

Worträtsel.

Im Winde schwankt mit A es hin und her,
Den Aepfeln kostbar, wenn es gut zu schmer;
Und wer es ohne A nicht heilig hält,
Verjubelt auch das Schönste in der Welt.

W. Sch., Kassel.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 776:

Des Räthsels: Pflaum.

Des Homburgerlein: Thor — Thür.

Des Rösselsprungs:

Sommer und Schalter.

Es ist so kam, erhitzen nur die Schale
Es leidlich, wer das rothe Eisen im Wald
Und auch so frisch, wenn wir zu Herzen eut,
Sitzt wo das Heidekorn erhen Herz im Haus
Was als Schwalf so weiche auf der Haut,
Wer's, ob der letzte Jugendraum wir schwand.

Nikolaus Lenau.

Landwand aus dem Inhalt dieser Zeitschrift sind Nachdruck verboten. — Unentgeltliches Beiblatt: **Zum Lesezirkel** in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Briefe und Sendungen nur: **An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Portoersatzpflicht — zu richten.**

Digitized by Google

78. Band.
Neunundsiebzigster Jahrgang.
Oktober 1896—1897.
Erscheint jeden Sonntag.

Nº 50.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 M. 50 Pfg.
Mit Post-Aufschlag 4 M. 75 Pfg.
Verleger:
Cmil Schreiber in Stuttgart.

Die Flucht.

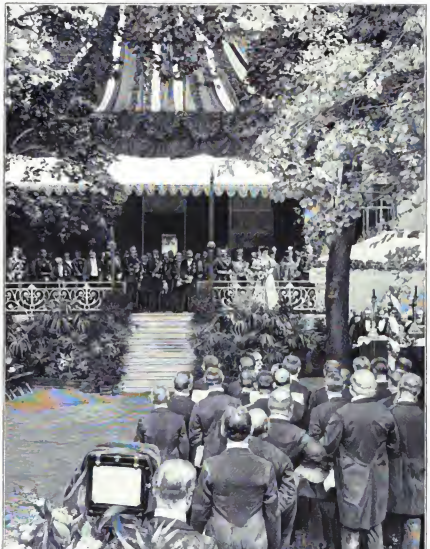
Roman
von
Ida Boy-Ed.

(Schluß.)

Menschen, die über einander in Verzweiflung sind, bleiben sich zunächst wohl am besten fern. Was später ward, mußte sich finden. Gnädig wußte Adrian, wie sich alles am besten machen ließe. Felix konnte ein paar Tage in den Hünkchen der Rettungsstation wohnen, das am Strande sich an die Ruine des alten Strandschlosses der Collas anlehnte. Dort war ein Herd, ein Bett, etwas Hausrat und Holz genug, um Tag und Nacht ein großes, wärmendes Feuer zu unterhalten. Einige Nahrungsmittel konnte man mit hinübernehmen, und wenn Felix diese kleine Robinsonade aushalten wolle, so war Adrian erbötig, ihm sein Geld und die nötigsten Sachen zu besorgen und ihm zu berichten, wie Conradine seine Flucht aufgenommen.

Als Adrian von dem Häuschen der Rettungsstation sprach, kam Felix ein kalter Schauer durch den Leib. Er erinnerte sich plötzlich, daß er von jeherein seltsamen, banges Interesse an dem einsamen Platz gefühlt. Aber er war mit Dank und Eifer bereit, dorthin zu gehen. Da war Einsamkeit, traurige, öde, große Einsamkeit. Hier konnte er auch ausruhen können — nur erst still denken...

So wanderten sie denn beide zusammen dahin. Die besorgte Frage: „Kannst du auch gehen?“ erwiderte Felix mit der



Der deutsche Kaiserpaar bei der Enthüllung des Alexander-Denkmals in Wiesbaden. Skizze aus d. August.

Besuch des deutschen Kaiserpaares in St. Petersburg.

festigen Versicherung, daß er könne.

Bei jedem Atemzug ging ihm ein Stich schmerzhaft durch die Lunge, und in immer heftigeren, kürzeren Stößen pfiff sein Atem. Aber es wäre ihm klägslich vorgekommen, etwas davon zu sagen. Ihm schien, als müsse er jetzt wenigstens körperliche Kraft beweisen.

Das Donnerwort „Schwäche ist Schuld“ hallte in seiner Seele nach. Und überdies — er fühlte es wie mit prophetischer Gewißheit — wenn alle Krankheiten über ihn fielen, sie würden ihn doch nicht erschlagen. Der Tod floh ihn, weil er ihn einmal gerufen!

Ein schneidender Ost hatte sich aufgemacht, der höhnische Begleiter des winterlichen Sonnenscheins. Er blies ihnen in den Rücken, und Felix fühlte im Genick und in innersten Mark seiner Brust die schneidende Kälte.

Für Adrian war das ein gewohntes Lüftchen, er dachte nicht, daß dieser Wind jemandem, der noch nie den nordischen Winter kennen gelernt, eisig erscheinen könne.

Endlich waren sie am Strande, dessen Sandsaum landwärts von einem kläglichen Kiefernwäldchen eingefaßt war. Der Ost trieb das Meer vom Strande fort; weit draußen schäumte es in weißen Rossen auf graugrünen Bogen, in Landesnähe suchte es vergeblich mit schwächlichen Wellen heranzurollen.

Der viereckige Turm aus Granitblöcken und rauhem Mörtel stand kahl und kalt vor dem weiten

Digitized by Google

Hintergrund. Düsterig hockte am Fuß des Turmes, zwischen Trümmerreihen herausgezackt, das kleine Häuschen.

Adrian schloß auf. Die östlichen Krankenbetten in der neuen Rettungsstation hatten den zweiten Schlüssel.

Es war Grabesstille in dem Raum. Adrian fand der Ordnung gemäß Reiser auf den Herd gebannt. Ein Fenster war schnell entzündet.

Und unter all den Hantierungen, die er für den Freund ausführte, noch ihm allmählich wunderlich zu Mut. Es schwand seine heimliche Ungeduld, es schwand sein Zorn, und es verklogen seine richtenden Gedanken.

„Es ist nun auf, daß er und suchte sich der Rührung zu erwehren. „Wer kann sich anders machen, als er von der Natur geschaffen ist? Ich hätte das nicht sagen sollen vor der Schwalbe. Und es muß doch auch eine verflucht verrückte Sache sein, wenn man sich lieb und doch nicht füreinander paßt.“

Und der seinem Geist tauchte das runde Gesicht Phöbes auf, und er sah die leicht wandelnde Gestalt im blauen Kleide und sah den runden Zopf.

Ihm wurden die Augen naß.

Es war doch recht verschieden in der Welt: die einen konnten zusammenkommen und paßten nicht zusammen, und die andern paßten zusammen und konnten nicht zu einander kommen.

„Mehr kann ich nun nicht tun, im Moment mein' ich,“ sagte er endlich halb verlegen. „Muß nur gut auf das Feuer. Da wirst es schnell kannst warm haben. Und leg die Beinstücke in binsen in die Nähe des Herdes. Ich hätte sich doch nicht herstellen sollen — es ist alles in allem ein dürftiges Loch.“

„Für mich der rechte Platz — für einen Genarbenen.“

„Nun, nun, vielleicht wird alles noch gut,“ murmelte Adelan. „Ihm sei mit einemmal ein, daß er nicht ein Wort des Trostes gesagt, und wollte es gut machen. Nur sich sich seiner so schnell keine entsinnen.

„Ich laß die Zeit nicht lang werden,“ sagte er noch.

Dann drückte er ihm stumm die Hand und ging. Sein Kopf war ihm schwer. Bis jetzt hatte er gefunden, daß das Leben eine ungeheure Klare und einfache Sache sei, mit langer gerader Wegen, die das äußere Schicksal und die innere Stimme einem vorzeichneten.

Aber das schien nicht bei allen Menschen der Fall zu sein. Und nun war er sogar gezwungen, sich den Kopf über das Schicksal anderer Leute zu zerbrechen.

Ob er nach Trebbin hinüberritt? Als Mißleider ankommen, hätte Felix' Mutterstolz verraten. Als zum Heuheim fühlte Adrian keinerlei Gelen in sich.

So war es ein Klügsten, wenn auch am peinigendsten, zu warten, bis von dort eine Kunde kam.

Die Frauen wünschen sich schon richtig. Sie kannte doch Phöbe! Der war noch keine Blumensaat verregnet und noch kein Rosenbusch verblüht, ohne daß sie gelassen kam, mit ihm die Neugkeit zu besprechen.

Vielleicht sah sie schon bei ihm in der Stube.

Der Gedanke machte ihn schneller ausschreiten. Aber sein Haus war still und leer, und seine Wirtschafterin sagte, es sei niemand dagewesen. Die Blumen am Fenster standen noch im Sonnenschein, und auf dem Bild des leichtfertigen Großvaters ruhte heiterer Glanz.

Er schalt mit der Wirtschafterin aus irgend einem Grunde, ging in den Stall und war der grimmige Herr. Der Stalljunge bekam jetzt ohne ersichtliche Veranlassung die Dörfeige, die er schon dreimal verdient gehabt.

Das Mittagessen fand Adrian verdorben, und obschon die Wirtschafterin sich verschwor, es sei nicht angebrannt, beharrte er, es sei nicht zu essen.

Endlich — es mochte zwei Uhr sein, und Adrian sah noch immer vor sich hindrinnen an seinem Tisch — huschte draußen am Fenster ein dunkles Gewand vorbei, das die Persönlichkeit Phöbes Rörschen sein konnte.

Gleich darauf erklang die Hausthürglocke, und dann kam Phöbe herein, rot von der Hitze, atemlos vom Laufen.

„Ach Adrian,“ sagte sie, „ach Adrian!“

„Was ist denn das für Jammertonart?“ fragte er rauh und half ihr aus der Jacke.

„Bei und ist etwas Schrecklichs passiert! Ich glaube, Conradine verliert den Verstand,“ rief sie.

„Nur ruhig, Kind. Der verliert sich nicht so schnell.“

„Ja, aber Felix ist fort!“

Adrian hatte Mühe, sein „Ich weiß es“ zu verschlucken. Er drückte sie sanft zum Sofa-Ecke, wo sie sich hinsetzen mußte.

„Das ist auch noch kein Grund,“ sagte er ruhig.

„Du regst dich nie auf, es mag passieren, was will,“ sprach Phöbe, grollend und mit Bewunderung schwankend. Auch sagte sie „du“, ohne es zu bemerken.

Er lächelte ein wenig.

„Bei mir kleibt das da drinnen sitzen,“ erwiderte er und klopfte mit der Faust auf seine Brust, „dafür bin ich ein Mann.“

„Also Felix ist fort mit einem tiefen Atemzug, so recht aus innerster Ueberzeugung, „das ist wahr.“

„Also was ist?“

„Gestern abend,“ begann Phöbe, in ihre Erregung zurückfallend, „saßen wir noch so gemütlich um den Tisch. Felix freilich schien ein bißchen elend, aber wob er sonst hatte. Darum bleibt Conradine ihn auch wahrscheinlich noch da. Ich ging zu Bett — und früh — bevor die, Adrian, so lange bin ich noch nie wach gewesen — das ist doch bekanne die halbe Nacht, nicht? Aber ihr zu liebe wacht ich wohl. Im Korridor traf ich noch Jasperson. Der ging, glaube ich, auch zu Bett, auch dem immer die Flurlampe fehlt. Jasperson sagte, er wolle warten, bis der Herr auch zu Bett gehe, er sei nicht ruhig, wenn er nicht selbst alle Lampen ausgemacht habe. Na, und dann kniet ich ja sehr schön — denk dir, Adrian, wir träumte sogar noch ganz was Merkwürdiges: über Colloshorgen kam eine große Flut, so daß man nur noch Wasser und Wasser sah. Und dann war einmal das Wasser zurück, und was glaubst du wohl: niemand war ertrunken, hier stand ein neues Schloß mit ringdum wogten Roggenfelder und ...“

„Und das können Sie mir ein andermal erzählen, mein Fräulein,“ sagte Adelan beinahe grob.

„Heute morgen,“ fuhr Phöbe etwas beleidigt fort, „gingen wir wie gewöhnlich zum Thee in den gelben Salon. Jasperson deckte den Tisch und war so unfreundlich, daß ich ihm sagte, ob ihm etwas fehle. Nein, sagte er. Dann fragte ich, weil es doch schon halb neun war und Conradine immer noch nicht kam, ob sie wohl gestern noch lange mit dem jungen Herrn gestanden habe. Jasperson machte ein fürchterliches Gesicht und antwortete mir so grob, daß er mir noch nie was Aehnliches hatte, als im Korridor zu wachen, daß es alles Bett passe, zu Bett zu gehen, daß ich mir vornahm, mich über ihn bei Conradine zu beschweren. Aber es kam nicht dazu. Die erschien! Ich Gott, Adrian, ich kann gar nicht beschreiben, wie sie aussah. Bleich wie der Tod, und doch so schön und so strahlend waren ihre Augen. Und als sie mich sah, wurde sie ganz rot — so merkwürdig rot, daß sie schon über mich erschrickt. Jasperson war vorher hinausgegangen.

„Wie trunken unsern Thee. Ich fragte Conradine dreimal was — was, kann ich nicht sagen, es brachte sich nur eine Weihnachtsüberraschung — aber sie antwortete gar nicht, so zerstreut war sie. Dann sagte sie mit einemmal, Felix solle gehen morgen, nachher wir die ersten Besprechung zu machen. Ich sieh natürlich selbst hinüber ins Inspektorhaus, wo ja auch immer das Bureau ist. Felix war nicht da. Ich fragte in den Ställen. Auch da sagte Haberlein, der schon seit morgen 5 Uhr auf sei, Felix sehe sehr bald nachher über den Hof gegangen, zum Thor raus, er hätte sich noch gewundert.“

Phöbe stand auf. Die Tobesangst, die sie heut morgen empfunden, war in der Erinnerung mächtig und lebendig.

Ihre Stimme brach mehr als einmal in Thränen.

„Mich überfiel gleich so eine Ahnung. Gang kalt wurde mir, Adrian, ganz kalt. Ich lief zurück und sagte es Conradine. Die wurd wie der Tod. Sie sank so sagleich in derselbigen Sekunde gewußt haben: er ist fort! Sie stand auf und ging hinaus. Ich hinterher — ich konnte nicht anders, es zog mich. Sie ging gar nicht wie ein Mensch, der geht, wie ein Gespenst, Adrian. Ich zitterte vor Angst. Mit kamen in seine Stube. Da sah man gleich: im Bett war er nicht gewesen. Auf dem Schreibtisch lag ein Couvert. Conradine nahm es und riß es auf. Der Ring fiel heraus, der alte mit dem grünen Stein. Sie rollte durch die Stube hin, und ich lief ihm noch und wußte nicht, unters Sofa bücken, um ihn zu holen. Dann sah ich Conradine am Schreibtisch sitzen, und sie las den Brief. Das Briefblatt zerknüllt in ihrer Rechten, die schlaff über die Lehne herabhing. Ich weinte, ich bat, ich schrie — sie sichen nicht zu hören. Jasperson kam, denn wir Felix' Hund auch draußen, und der Hund hatte Jasperson schon mit wie zugleich auch Felix gefragt. So wußte er wohl, daß irgend was vorgefallen.

„Jasperson!“ schrie ich, der junge Herr ist fort.“ Gibt' ich so doch nicht gesagt! Hätte ich doch! Denn Jasperson stieß einen Ton aus ... Adrian, ganz gewiß, wie ein Tier, wie ein wütendes Tier. Aber, verzeih mir's Gott, es war doch besinnde was dabei von Freude oder Triumph — ich erschrak vor Jasperson. Aber dann fragte er ganz ruhig, als spräche er von was Dienstlichem: „Lot? Oder was sonst?“

„Da sahe Conradine auf. Ein schrecklichen Leben kam über sie. Sie durchwühlte alles: Felix' Schreibtisch, seinen Schrank, seine Bücherborde.

„Es war also da, sein Portemonnaie, sein Geld, seine Sachen, sogar die warme Decke und auch ein Revolver von seinem Vater her.

„Conradine sprach wier durcheinander. Er könne nicht fort sein — alle Mittel seichten ihm — er könne sich nicht getötet haben — wo Jasperson sei da — man müsse ihn suchen — dann nahm sie den Befehl zurück und sagte, er werde wiederkommen, es sei gewiß — und dann sagte sie Jasperson förmlich fort, er solle suchen, suchen. Sie wußte nicht, was sie wollte und beginnen sollte.“

Phöbe trocknete ihre Thränen.

„Ich bekommen sie, doch hierher zu kommen. Es war doch das Nächste und Einzige, was Felix gesagt hatte, daß er sie heute beinahe ungebuldig: „Was kann Adrian dabei helfen? Dann aber besann sie sich anders und wollte gleich her zu ihnen. Schon war sie in ihr Zimmer gelaufen, um ihren Mantel zu holen — da fiel sie ohnmächtig hin. Ach Adrian, es war schrecklich anzusehen, wie da dalag, so bleich und lang in ihren weißen Morgenrock — wie eine Tote. Mit legten sie aufs Bett, und die Betterfon sitzt bei ihr und macht ihr Umschläge. Ich lief aber rasch anspannen und fuhr mit dem Jagdwagen hin zum Schloßgut — nun bin ich da, denn der Fuhrweg ist von da an viel näher. Es war doch das beste: Sie zu holen, Adrian, nicht wahr?“

Vertrauensvoll und schon halb getröstet saß das Kind ihn an. Er las es wohl in diesen blauen Augen: für sie war er der Helfer, Retter und Tröster in jeglicher Not.

Er streichelte zuerst die kleinen Hände. „Gewiß war es das beste. Und wie kalt die Fingerchen sind, o — o!“

Er nahm sie und führte sie zwischen den seinen zu seinem Mund empor, um sie warm zu hauchen, wie man bei kleinen Kindern thut.

„Können Sie die ganze Sache begreifen?“ sagte sie und sah zu ihm empor, sein Blick in seinen versenkend. „Ich nicht. Die Liebe ist doch etwas so Einfaches und Klares. Man liebt eben. Da kann es doch keine Kämpfe geben — ob man sich versteht oder nicht, ob man stimmenden Lieder oder nicht — ich meine beinahe, wo solcher Mangel ist, sie gar nicht rechte Liebe. Und was so brann und dran ist, ist doch erst recht ganz gleichgültig. Ich glaube, Felix hat sich auch Gedanken darüber gemacht, daß er nichts hatte, wie man das so nennt. Gott, als wenn das „Haben“ was ausmachte! Im Gegenteil. Es muß ja sehr, sehr schön sein, viel Geld zu haben, damit man dem lieben Manne alle Sorgen nehmen kann, und ich glaube, der Mann kann das gern in solchem Fall annehmen. Aber noch schöner ist es doch gewiß, wenn man dem lieben Mann sagen darf: Du bist Mut? — ich will sie teilen! Du kannst mir keine Kleider kaufen? — ich will die ollen flicken! Du hast vor Arbeit keine Zeit zum Glück? — ich will mit die in der Arbeit glücklich sein. Ach, das muß erst das rechte, wahre

Digitized by Google

Glück in der Liebe sein! So mißkünsteln, Adrian, nicht wahr? Ich habe so viel darüber nachgedacht, besonders in der letzten Zeit . . . wo ich so neben einem . . . neben einem Beautyvar . . .“

Sie verlor den Faden ihrer Rede. Adrian sah ihr so tief, so eigen in die Augen. Seine Finger umschlossen so fest, so heiß ihre Hände.

„Phöbe,“ murmelte er, „das ist ja alles sehr schön, ganz wundervoll, aber Phöbe dann bleibt Theorie! Wenn das mal in der Praxis so für Sie käme — so in Zumutung . . . mit einem Mann, der Sie liebt . . . und ganz arm ist . . .“

Phöbe wurde flammend rot. Sie senkte ihr Köpfchen hin und her wie ein scheuer Vogel.

„Ach . . . ich dachte das nur so im allgemeinen,“ stotterte sie verlegen.

Adrian faßte sich mit Gewalt. Jetzt war nicht die Zeit, an sich selbst zu denken.

„Natürlich — nur so im allgemeinen,“ wiederholte er mit einem verlegenen Lachen und drückte Phöbes Hände nach fester.

Ja, das waren sehr, verhängnisvolle Worte gewesen — sie hatten ihm den Himmel aufgetan!

Wenn sie es so auch, so mit offenen Augen seine Armut ansahnte und gar seinen romantischen Mindus darum flacht — dann am Ende ließ es sich doch schon wagen . . . Und war es nicht für verbrecherisch-Leichtsinn? Aber sie nicht sie? Sie erwachsen, blühte sie nicht ihm entgegen, hatte sie wohl in ihrem Leben einen andern Gedanken gehabt als ihn . . . Wer diese wundersame Einfachheit ihres Wesens und den seinen nicht gerade für eine Offenbarung, wo die andern beiden schierten an dem Wollast, mit dem das beiden ihre Seelen überladen hatte . . . War nicht am Ende die Einfachheit zugleich die Stärke?

„Komm, meine Phöbe,“ sagte Adrian, aus seinen Gedanken aufsahrend, „wir wollen zu der unglücklichen Freund. Das ist jetzt unsre Pflicht.“

War es innig in seinem Wesen, so zart in seinem Gebaren, als er Phöbe das Mäntchen umlegte, ihr die Jacke umzog und sie dann zur Thür geleitete. Und er hatte „du“ gesagt wie in Kindertagen.

Phöbe war ganz stumm und besangen, ihr Herz klopfte.

Er erzählte ihr, daß Felix sich in der Rettungsstation verborgen hatte, und besprach mit ihr, sie am Rat fragend, ob man Gewandte dies mitteilen müsse oder dürfe, denn er hatte verschiedentlich schon Versprechen in dieser Hinsicht Felix gegenüber vermieden.

Phöbe aber war natürlich der Meinung, daß alles am besten sich so entwickle, wie Adrian es bestimme.

„Bleibt du,“ sagte er endlich, „am besten scheint mir, daß wir erst zu ihm gehen und ihm von ihren Leiden sprechen. Dann können wir ihr doch vielleicht eine Botschaft bringen.“

„Ja, so ist's sicher am besten.“

Sie gingen zusammen denselben Weg, den Adrian morgens um zehn Uhr schon einmal gemacht. Der Wind pfiff noch immer scharf von Osten her und zerrte Phöbe an ihren Kleidern vornüber und hieß Adrians Mantelkragen nach vorn flattern.

Am Himmel hatte sich kein Wölkchen, und die blaue Schneedecke war zu fest gefroren, als daß der Wind sie hätte aufstöbern können. Hart klang es vom Boden zurück, wie die schnell wandernden Füße dahinschritten. Nur einer Vogel am Weg hob eine Weile, mit klammernden Füßen hielt sie sich an einem schwanken Reis und ließ sich mit derselben im Winde hin und her wiegen, der ihr Gefieder krauste.

Adrian und Phöbe aber wanderten schweigend dahin. Sie vermieden es, sich anzusehen, denn sie waren beide etwas verlegen. Aber auf ihren Gesichtern lag der Vorglanz des Glückes.

Als Felix sich allein sah, setzte er sich auf einen Holzstuhl nahe am Herde. Ein Gefühl körperlichen Behagens kam erleichtert über ihn. Er brauchte sich nicht mehr zu bewegen, er brauchte nicht mehr zu sprechen, nicht mehr zuzuhören, wenn ein andrer sprach. Er konnte ganz, ganz still sein. Neben ihm knisterten die heißen, mürmelprasselnden Flammen. Aber die Kälteschauer, die durch seine Adern flogen, wollten auch in der Flammennähe nicht weichen, und er fühlte noch wie vor beim Atmen die Stiche in der Lunge.

Was konnte das zu bedeuten haben? Eine beginnende Lungenentzündung? Vielleicht. Es war ihm ganz gleichgültig.

Er versuchte an die Zukunft zu denken, nur an die von morgen und übermorgen. Aber seine Gedanken waren nicht fähig, einen Plan zu verfolgen. Wirr gingen sie hin und her durcheinander.

Sein Kopf glühte. Ein verzehrender Durst machte ihm die Zunge trocken.

Mühsam stand er auf und sah in den Korb nach, was Adrian ihm hergetragen. Es waren nur Sachen zum Essen darin, aber ein Becher. Die Flasche, die schon ausgepackt daneben stand, sah Felix nicht. Seine Augen hefteten sich auf diesen. Nun kam es vor, als stiege ab und zu etwas Schwarzes an seinen Augen vorüber.

Und der Durst war unerträglich. Die Lippen schienen ihm geschlagen zu wollen, die Zunge war schwer und trocken.

Draußen lag Schnee — ihm war wenigstens so, als sei er über Schneefelder herangewandert. Er nahm den Becher, um ihn draußen mit Schnee zu füllen. Seine Füße trugen ihn kaum. Ein Gefühl von Schwindel hielt alles um ihn kreisen.

Er stand da auf der Schwelle und sah mit blöder Verwunderung, wie der Nordwestwind und Himmel in Kornfeldbewegung waren.

Das war ein paar Sekunden. Dann taumelte er vorwärts und wollte sich bücken. Aber Felix Gehirn traf sein Gesicht wie faltes Wasser. Das ernüchterte und erfrischte ihn einen Moment.

Und wie er so stand, vor sich den weißen, blendenden Schnee, hinter sich die Trümmerhaufen der Ruine, fühlte er plötzlich eine große Hilflosigkeit.

Es schien ihm unmöglich, sich nach dem Schnee zu bücken, und es schien ebenso unmöglich, sich für die paar Schritte ins Haus wend, um der er sich stehen konnte, um die Thür zu erreichen, noch zu ermannen.

Aber rührte sich da nicht etwas? Da drüben doch jetzt Männer dem Wrack? Standen sie nicht still? Sahen sie nicht nach ihm? Lief der eine nicht zurück? Oder war es doch nur einer gewesen? Denn nur ein Mann kam heran.

Felix wollte die Augen offen halten und konnte nicht. Aber der Mann kam von selbst näher und näher.

Und plötzlich verwandelte sich die willkommene Erscheinung in Schrecken. Es schien kein Mensch, der kam. Kein Mensch von dieser Welt. Ein Riesengeschäft, und vom Brausen der Luft, vom Donnern der Wogen herangetrieben, von tausend Gespenstern umheult — eine fürchterliche Erscheinung.

Und wahnsinnig vor Angst und Grauen wandte er sich wieder Jasperson, der mit wuchtigen Schritten herankam . . . Dann war es wieder ein Gespenst, dessen schweres Gehen den Boden erzittern ließ. Und dann brechte es sich mit dem Himmel und der Erde im Kreise . . .

Vor Felix' heißen, glänzenden Augen zerrissen plötzlich die Schleier.

Dicht vor ihm stand der Mann, den er gehaßt und gefürchtet, seit er ihn zuerst sah, ohne zu wissen warum, mit der Macht des Instinkts gegen die Stimme des Verstandes.

„Ich bin ausgeschickt, Sich zu suchen,“ begann eine Stimme, klanglos vor Erregung.

Felix sah starr in das Gesicht, daraus ihm der Hass unverhüllt entgegenstarrte.

Und hätte er noch denken können, so hätte er vielleicht gedacht haben, wie sich hinter der Stirn des andern alles malen möge: ob eine Tragödie des Unglücks, als eine Geschichte, wie man sie einer dem Frau Gedächtnis, Liebe erheischt und sie dann verlässt, wenn man das letzte von ihr empfangen. Er hätte vielleicht begriffen, daß ein brutaler Sinn in allen Ereignissen auch nur die brutalen Linien zu erkennen vermag.

Aber er konnte nichts mehr denken. Er konnte auch nichts antworten.

„Ich — will — hinein,“ stammelte er und streckte die Hand aus, um sich an dem andern zu halten.

Und den andern überkam die Wut. Not mark es ihm vor Augen, und als die hilfeflehende Hand seinen Arm berührte, stieß er sie mit eiserner Kraft von sich. Und stieß noch einmal und traf den schon Sinkenden mit gewaltigem Faustschlag an die Brust.

Nur ein dumpfer Laut, kaum hörbar, wie ein leises, letztes Stöhnen kam von Felix' Lippen. Er sieh zurück, sie stöhnen, hartes Fall schlug sein Rücken auf die Trümmer. Dann kam eine große Stille.

Nichts regte sich auf der weißen Fläche, seit der Mann mit heißem, grauen Gesichten über sie hinausgegangen. Am Schwarzen und der Reine Riesenwald, und um seine roten Stämmchen, durch seine graugrünen, dürftigen Kronen spielte der Wind. Hinten dem verschatten Fenster des kleinen Blockhaus ward der rote Feuerschein wärmer. Einmal kroh ein Hase über den verschneiten Strand.

Er war aufgeschreckt durch den hohen Bücherhaufen von Schritten, die über den gefrorenen Boden dahertamen.

Adrian und Phöbe betraten den Strand. Sie bogen am Saum des Riesenwaldes um die Ecke und näherten sich schweigend und rasch dem Häuschen zu Füßen des kahlen Wartturms.

Ein Schrei und ein Ruf des Schreckens erscholl. Sie hatten den stillen Mann gesehen, der mit dem Oberkörper auf den Steinen lag und die Füße weit vorstreckte in den Schnee.

Sein Gesicht, zur Seite gekehrt, war bläulichweiß, und die Steine, die ihm als Kopfkissen dienten, waren von Blut überronnen, an Lippen und Wangen klebten noch die roten Tropfen.

Der gewaltige Stoß und Fall hatte die Gefäße der schon erkrankten Lunge zerfprengt, und der Strom des lebens hatte sich ergossen . . .

„Er ist tot!“ rief Phöbe jammernd.

„Ich glaube nicht,“ sagte Adrian, dem alle blühende Farbe aus dem männlichen Gesicht entwichen war.

„Tot! auf — Tot zurecht!“ beiahl er rauh, indem er eine Stellung suchte, die ihm gestattete, den Körper des Ohnmächtigen zu stützen. Und war schwer. Die Steine rollten unter seinen Füßen hinweg. Aber endlich gelang es ihm.

Adrian war ein Haar von Gestalt und Kraft, aber dennoch ward ihm die Stirn naß unter der Arbeit keuchend, bis er den in seiner Bewußtlosigkeit Leichtschweren auf das Bett gelegt hatte.

Zitternd stand Phöbe da und sah den Untersuchungen Adrians zu. Der beobachtete an der Brust und fühlte den Puls und drachte seinen Mund den Lippen des Freundes nahe, um seinen Hauch wahrzunehmen.

„Er lebt noch,“ sagte Adrian leise.

Aber er sah es mit tiefster Erschütterung: der einst von dem Tode gerettete war in das Leben, der Tod nun vor dem Leben hinaus in die ewige Stille hat.

Sie suchten ihm wohlzutun. Phöbe holte Schnee und wusch ihm vorsichtig von Blange und Mund die blutigen Spuren. Und Adrian bettete ihn so flach, als es auf dem Lager mit den dicksschweren Federbettstücken nur möglich war.

Adrian dachte noch, wie man am schnellsten einen Arzt beschaffe.

Der Tag ging zu Ende, in einer halben Stunde mußte die Sonne himmter sein.

Er konnte Phöbe unmöglich hier allein lassen. Da hieße, die Schrecken und Grauen preisgeben — denn der Arzt da konnte jeden Augenblick sterben, er konnte vorher einen erwarten Blutsturz bekommen, oder er konnte erwachen, phantasieren, schreckliche Todesängste bekommen — Adrian konnte sich als Laie nicht vorstellen, was sich alles noch ereignen könne. Aber das sah er auch als Laie, daß hier der Tod am Bett saß.

Und diese, sie Gesellschaft für die junge Phöbe, die den Tod noch nie gesehen. Allein sollte sie ihm jedenfalls nicht zuerst ins Auge blicken. Adrian krampfte sich das Herz vor Mitleid zusammen, wenn er sich das nur vorstellte.

Aber sie allein in den sinkenden Abend hinausgehen zu lassen, das war ihm auch sehr unglaubt. Wie er Phöbe kannte, würde sie dann laufen und laufen, bis sie das zwei Stunden offwärts von Colsdoborgen gelegene Dorf erreicht, wo ein Arzt wohnte. Laufen, dem Wind entgegen und bei der Nacht.

Phöbe stand am Herd und legte Holz in das Feuer, die Glut umgoldete ihre ganze Gestalt.

Digitized by Google

Torpedoboot. Linienschiffsboot. Kaiserl. Yacht „Hohenzollern".

Manövergeschwader der deutschen Fl

Digitized by Google

Panzerschwader. Torpedoboot.

Nach einem Aquarell von Willy Stöwer.

Digitized by Google

„Ich werde sie verprechen lassen, langsam bis zu mir zu gehen und von dort einen Knecht zum Doktor reiten zu lassen. Sie kann dann zu Conradine fahren . .“

Er machte den Gedanken nicht zu Ende verfolgen. Eben trat er zu ihr und legte liebevoll den Arm um ihre Schulter und wollte sprechen, da fuhren sie beide zusammen.

Fritz hatte gestreift.

Sie traten an das Bett. Mit geschlossenen Augen, noch wie ein Todter anzusehen, lag Fritz unverändert da.

Sanft erfaßte Adrian die eine der bleichen Hände. Da schlossen sich die Finger mit einem kaum merklichen Druck um die seinen; Adrian wagte nicht, sich zu rühren. War es eine bewußte oder eine unwillkürliche Bewegung gewesen?

Mit gespannter Aufmerksamkeit beobachteten sie das weiße Gesicht.

Fritz bewegte die Lippen wie ein Dürstender. Schnell sprang Phöbe an den Tisch, nahm die Flasche und netzte ihren kleinen Finger mit dem Wein. Leise strich sie die Feuchtigkeit auf die vertrockneten Lippen des Sterbenden.

Wenn er doch nur zu sich käme, dachte Adrian verzweifelt, damit er wenigstens sagen könnte, wo ihm hoffbar ist. Da waren doch Pferde, Pferde im Schnee. Es ist jemand hier gewesen — sicherlich — vielleicht jemand, mit dem er gerungen hat.

Fritz schien noch immer seine Hand festzuhalten, wenigstens hielt Adrian die seine schwer umspannt, mit der die Hand auf der seinen lag, für einen Druck. Er fürchtete auch, daß der Sterbende hören könne, wenn er zu Phöbe vom Arzt und von der Notwendigkeit, Conradine zu benachrichtigen, spreche.

Er dachte noch angstvoll hin und her, und Phöbe sah ihn noch angstvoller an, als es draußen laut wurde.

Räderrasseln, ein Pferdewiehern, dann Schritte. Die Thür ward aufgerissen.

Und dann ein Schrei!

Conradine, die gekommen war, einen Vertretten zu sich zurückzuführen und einen an sich selbst Verzweifelnden an seine Pflichten gegen sie zu mahnen — Conradine sah einen Sterbenden!

Sie fand mit hurrte das Entsetzliche an. Phöbe fiel ihr aufweinend um den Hals. Sie sah sie beiseite.

Langsam ging sie vorwärts auf das Bett zu, „Herr ist mein Mann,“ sagte sie leise.

Adrian erhob sich, er trat scheu beiseite. Scheu vor der Frau, die nach den ersten Schreck des Entsetzens ihren Schmerz und ihre Angst zu bändigen verstand und deshalb wie ein Bild von Stein.

Adrian ging hinaus und hieß Hadersen mit den Jagdwagen davonfahren zum Arzt. Er kam zurück und fand Conradine unverändert wie zuvor.

Er trat an das Fußende des Bettes und sah auf den Sterbenden und auf das Weib.

Es konnte das Wunder bewirken nicht sollen. Gerade sie, die er als immer Kraftsammelnde, als selbstständig Wirkergiftende kannte, deren Seele wie wie ein ungeschlagtes Feuer, in das die Winde von allen Richtungen blasen können und es hochloderen lassen — gerade sie hatte weinen, klagen, verzweifeln sollen, meinte er.

Eine seine Ahnung dämmerte in ihm auf, daß diese Frau in den vergangenen Stunden Schmerzen durchgelitten, gegen die es Mädchen und Mutter bedeuten mußte, den Geliebten durch den Tod befreit zu sehen — und ward er nicht inbrach für ewig der ihre? Keine Kämpfe tauchten ihr die mehr nehmen, nicht die Welt konnte mehr zwischen sie und sie treten, kein Weib der Zukunft konnte ihr sein Herz rauben. Sie und ihre Liebe waren der Zukunft und Schuld seines Lebens gewesen.

Nimm man jemand an das Leben verliert, hat man ihn wahrhaft verloren. Aber einen tennen Menschen an den Tod verlieren, heißt zugleich ein wundervolles Gegenwartrecht an ihn gewinnen.

Fritz bewegte sich. Es schien, als wolle er einen tiefen Atemzug thun, aber nur ein seltsam rächelnder Laut kam über seine Lippen, ein Laut, wie Phöbe ihn noch nie gehört, und vor dem sie erschrak bis in ihre tiefste Seele. Kündigte sich so der Tod an? Und wo war Schutz vor seiner fürchterlichen Nähe? Also anders als an der breiten Brust und in den starken Armen, in denen Sicherheit war vor jeder Not des Lebens und des Todes.

Phöbe sichtlich schon an Adrian heran. Und er, die Dunkelheit ihres Herzens erkannt, nahm sie an sich und hielt seine Arme um sie.

Vieleren rannen die Minuten, und mit dem Tageslicht erlosch langsam die Lebenskamme des Sterbenden.

Enger und enger schmiegte sich Phöbe an Adrian. So von sicherem Wort aus sich sie mit grauen Augen den stillen Wundern des Todes zu.

Ihr war, als sähe sie eine Gestalt, schön wie ein Erzengel, ernst und gütig wie Gott selber. Und sie sah die hohe Gestalt sich über den bleichen Mann neigen und sehen sie beide nicht, wie sie ihn hinwegführen in sonfter Hitze: Komm mit! Und ihr war, als gehe ein goldener Glanz aus von dieser Gestalt und weite Friedenslicht aus des Sterbenden Stirn und in Conradinens Herz.

Thränen rannen aus ihren Augen, und in Zittern durchschüttete ihre Gestalt.

Adrian preßte sie fester an sich.

Es konnte nicht lange so schweigen, Brust an Brust wie zwei Menschen, die zusammengeschmiedet sind für immerdar.

Und langsam erwachte in ihnen ein Gefühl — der Instinkt des Trotz — und in allen Schmerz und in allen Schauern vor der Nähe des Todes wußten sie dies Gefühl gewaltsam zurückkommen, daß es nicht in heller Flamme aufstehe. Sie bedrückten Gefühl nicht, was es war — es hob sie hinauf zu einem siegesfreudigen Gefühl der Gesundheit, der Stärke, des Glücks, zu einem Wunderglauben an eine Zukunft, sind es war, als strömte ihnen aus sonfternt Himmel Kraft, als ob unsichtbare sie die Nähe, in deren Stille und Einfachheit sie leben und arbeiten, wie mit sriedvoller Tempelbefestigte.

Der Sterbende bewegte sich. Er schlug die Augen auf.

War es ein bewußter Blick? Kehrte noch einmal vor ihrer Flucht die Seele zurück von den Grenzen des unbekannten Landes?

Conradine erhob sich, groß, still gestalt. Sie wies mit deutender Hand nach der Thür: der letzte Blick des Geliebten sollte nicht in heiliger Einsamkeit weilte sie seinen Tod beanwachen.

Adrian faßte Phöbe an der Hand. Und sie, in der blühenden Kraft ihrer Jugend und ihres Glückes, folgte ihnen nach der Stätte des Todes hinaus in das Leben.

Der Besuch des deutschen Kaiserpaares in St. Petersburg.

Mit Abbildungen nach Momentaufnahmen von Underwood and Underwood, New York.

Wir haben unsern Lesern bereits über die glänzenden Kaiserempfang berichtet, die vom 7. bis 10. August in St. Petersburg stattfanden, und auch einige bildliche Darstellungen und der Einleitung zu bestellen gebracht.

Nach einer regnerischen Nacht begrüßte am 7. August heller Sonnenschein das von der Kaiserjacht „Hohenzollern“ gelandete deutsche Herrscherpaar, der ersolgte Besuch der russischen Kaiserjacht „Alexandria“ mit dem russischen Kaiserpaar an Bord an. Die „Alexandria“ ging an der Mole der „Hohenzollern“ vor Anker, und es schüttelten sich Kaiser Nikolaus und Kaiserin Alexandra, sowie Großfürst Alexis und der deutsche Botschafter Graf Radolin auch der „Hohenzollern“-Gast, während Kaiser Wilhelm und Kaiserin Wilhelm und Kaiserin Auguste Viktoria erschienen. Die Begrüßung zwischen den beiderseitigen Herrscherpaaren war eine herzlich herzliche und kam in Küssen und Umarmungen zum Ausdruck. Auch der Zar Kaiser Wilhelm zu seiner — durch diesen Begrüßungsakt erst eingeleitet — Erwiderung zum Abendessen der russischen Gäste begleitete Kaiser Nikolaus auf die Jacht „Hohenzollern“ hinüber.

Zum Empfang der Gäste hatten sich auf den Landungsstege in Peterhof sämtliche dort anwesenden Großfürsten und Großfürstinnen eingefunden, ebenso das Gefolge des Zaren und der Großfürsten, sowie der deutsche Botschafter Fürst Radolin, der Botschafter v. Pilsum, der Chef des Reichskanzlei v. Wilmowski und das Personal der deutschen Botschaft. Nach der gegenseitigen Vorstellung der Würdenträger und des Gefolges der beiden Herrscher und nach dem Abschreiten der Front der Ehrenkompagnie bestigten Kaiser Wilhelm und Kaiser Nikolaus einen russisch bespannten Wagen, während die beiden Kaiserinnen sich in einen Hofequipagen à la Daumont bestiegen, um nach dem großen Palais in Peterhof zu fahren. Das Wetter am Nachmittag war wunderschön prachtvoll beim Scheine eines leichten Ostnordwindes.

Am folgenden Tage wurde das deutsche Kaiserpaar der russischen Ehrenkompagnie eines neuen Regiments des Alexander-Hofpitals in Wartsch Oitowo bei St. Petersburg bei.

Am 9. August fand zu Ehren des deutschen Kaiserpaares eine große Parade im Lager von Krasnoje Selo statt, die einen glänzenden Verlauf nahm. Nach Schluß derselben wurden die Offiziere des deutschen Geschwaders dem Kaiser und der Kaiserin von Rußland vorgestellt. An dem Gefolge sind, das jedesmal im Kaiserzelt stattfand, nahmen außer den beiden Kaiserpaaren die beiderseitigen Herrscherbraten, die Großfürsten und die Großfürstinnen, sowie die kommandierenden Generale teil. Gegen Ende der Tafel erhob sich Kaiser Nikolaus und brachte die Gesundheit des deutschen Kaisers und der deutschen Kaiserin aus. Kaiser Wilhelm trank jedann auf die Gesundheit des russischen Kaiserpaares. Während des Frühstücks teilte Kaiser Wilhelm die Ernennung des Geschwaders Nikolai Nikolajewitsch zum Chef des Moskauschen Husarenregiments Nr. 10 mit; Großfürst Kyrill von Rußland, der Chef Kaiser des Geschwaders Wladimir, machte bei dem gleichen Anlaß à la suite der deutschen Marine gestellt.

Während der Mittagstafel von dem Paradefelde nach Peterhof ging ein steter Wagenverkehr hinüber, und Peterhof selbst sah jedoch schon seit Tagen auf, so daß die festlichkeiten nach dem Familiendiner, die für das Freie geplant waren, ihren ungestörten Fortgang nehmen konnten. Der Abendzug brachte selbst die Gastvorstellung auf der Litta-Insel, die mit ihrem wunderbaren Arrangement und ihren diesbezüglichen Lichteffekten einen geradezu bestalten Anblick machte. Ueberaus glänzend gestaltete sich auch die Beleuchtung der Gärten und Anlagen von Peterhof, die bis zu später Stunde um einer ungeheuren Menschenmenge durchgangt wurden.

Am Vormittage des folgenden Tages fand eine Gedächtnisfeier für Kaiser Alexander III. statt; Kaiserin Auguste Viktoria hatte unterdessen der Stadt Petersburg einen Besuch ab und besichtigte dabei namentlich das Winterpalais und die Eremitage, sowie kurz in Begleitung der Gemahlin Alexandrinin auch den Katschen Palast des Großen, um dort den Palastpark rasend nach den Newsky-Prospekt und schließlich zu der Kasan-Kathedrale, an deren Eingang sie von den obersten Geistlichen der Kirche, Smiernow, und dem ganzen Personal der Kathedrale begrüßt wurde.

Kaiser Wilhelm in Peterhof ein Frühstück hat, mag die Offiziere des deutschen Geschwaders geladen waren. Später wurden die Gästen vom Peterhof nochmals besichtet und ein Feuerwerk abgebrannt.

Am 11. August erfolgte die Abreise der deutschen Gäste. Kaiser Nikolaus brachte das deutsche Kaiserpaar auf seiner Jacht „Alexandria“ weiter nach Kronstadt zurück und verabschiedete sich auf das herzlichste vom deutschen.

Unsere Bilder vervollständigen den Leser nach einer Reihe von Momentaufnahmen einige der Hauptsächlichsten Scenen und den geschilderten Festlichkeiten aber doch wenigstens den Schauplatz, auf welchem sie sich abgespielt haben. Die einzelnen Bilder werden erklären sich auch von selber beigegebenen besonderen Unterschriften. Nur eines der Bildchen bedarf vielleicht eines kurzen erläuternden Wortes. Es stellt General Schuwalow in der Verkleidung seiner russischen Ehrgeiz dar. Der Name des Generals ist während der festlichen Tage kaum genannt worden, und doch hat er bei künstlichen Vorgängen eine bedeutsame Rolle gespielt und jedenfalls das mit der größten Verantwortlichkeit betraute Amt gehabt. General Schuwalow ist nämlich Hofstallmeisterdirigent der kaiserlich russischen Hofstallungen und als solcher eine Persönlichkeit von äußerster Wichtigkeit, die jedenfalls erleichtert aufgeatmet hat, als die gestalten Veranstaltungen ohne jeden störenden Zwischenfall ihr Ende gefunden hatten.

Persische Sprüche.

Liebe ist kein Reisefreund,
Ueberwindt an jedem Platzen,
Liebe ist ein Feuer: Licht
Jung und alt sich davor halten!

Schmeichelworte, freundlich und lind,
Die Jäger des menschlichen Herzens sind.

Mitgetheilt von Hern.

Digitized by Google

Angst.

Von

Thomas Wehr.

Der Dienstmann von Ratlosk war vom Ukkroka Bombergehen, wo er fast zwanzigmal Jahren in der Gebirgstruppe Dienst gethan hatte. Jetzt sah er auf der Veranda des väterlichen Gasthauses mit blasse rauchwurzeln in den dunklen großen Garten. Die Damen hatten sich zurückgezogen, und die Herren rauchten noch eine gute Zigarre, das Glas Ananasbowle war leer.

Eine weiche, warme Sommernacht. Vom Berge der hallen die Klänge einer Zechkameraden, einen schwermüthige polnischer Tanz begleiten, den der Schuster und Tagelöhner in der Nähe Dienstmann. Hier und da im Nachbarschaft eines Mädchens aber das jubilirte Lachen eines Burschen.

Auf der Veranda brennen die roten chinesischen Papierlaternen. Die vier Herren sitzen schweigsam. Der Dienstmann hat den ganzen Abend von den Leben in den Troppen erzählt, von Mann-Kampfen mit den Eingeborenen, und die Herren beobachtet interessierte, von seinen Jagderlebnissen. Sie lauschten ihm entzückt; nur doch angesichts der wildgebrüllten Jagdtrophäen kamen eine Aufschauderlust zu bekämpfen.

Dicht unter der einen Laterne hielt der Steuermer, der alte Gärtner. Der breite rote Lichtschein umfing ihn und der glänzenden Glatze des alten Herrn reflektiert. Er war Anna Hedwig Mannesmeister und wurde auf einer Aufregungsreise geboren. Sein ganzer Stammbaum ist bis zu den kleinen grauen Mäusen aufgezeichnet. In drei verschiedene Leder heißt verwertetem Geschäfts sind seine scharfe Zeichen eingebrannt. Vor Jahren er einen kleinen Bruder, der plötzlich den Verstand verlor. Seitdem ist dieses Ereignis sein Schreckbild. Auf der Schulbank, im Kontor, auf der Leopardsbahn, und Lieutenant der Reserve 7. unmöglichen Dragonerregiments Freiherr von Fredow.

Der Freiherr Adolf erlangte seine volle Zivilmöglichkeit seine Betrachtungen. Das mit dem allen Bleibt von Löwen war unstick ein! Alle Hochachtung!"

„Sag mal, mein Junge," sagt er dann leise, „heiß du denn niemals . . . na . . . n'a bischen . . . na . . . n'nen kleinen Fresh gefriegt — bei den verschieden Missionen da heißen . . . heiß der Teufel! . . . bei dem muß man doch ferien . . . Ich ich niemals an Gewagenen von den Kampferein, den Feuntdrecens, angeballen wurden, da im Wolde . . . in vem Moment lief mir das Wasser den Rücken, runter! Natürlich nur einen Moment — oder es war doch! Na, ann sag mal, Junge' . . . Dann ouit Der!"

Mißtrauisch sah der junge Mann zu. Vieter spürte eine Wolke, sodann begann er:

„Na ja . . . ich muß offen sagen . . . einmal habe ich — na, sagen wir mal — Angst gehabt. Und zwar eine so heiße, schreckliche Angst — ich mag nicht gern daran denken!

„Das war vorigen Jahr, bevor ich nach Wrsin ging. Ich war doch noch vier Wochen in der Schweiz, und da, in Arolang Angust, war's.

„Morgens früh weg von Interlaken nach Lauterbrunn, von da auf Mürrenalp, wieder zurück, dann nach Wengernalp — immer zu Fuß . . . da mochte es gegen sechs Uhr abends sein.

„Ich hatte mich etwas ausgeruht und konnte mich nicht trennen von dem überwältigenden Anblick der schroffen nahen Jungfrau. Ich wollte aber allmählich doch aufbrechen, wenn ich an den Abend nach Grindelwald erreichen wollte.

„Der Weg führt über mageres, graue Matten längs der Jahrwandlen Wengernalp-Grindelwald-Bahn. Ein paar Holzhäuschen sind der letzte Punkt, wo man mir vorlief. Die Waggons waren erleuchtet, und eine Weile sah ich noch die schwarzen Wolken der hinten, langsam folgenden Zuges — jetzt verschwand er in einem Tunnel, und Felsenden Tannen und Stämmen der Bäder und Steinen wurde immer steiler, hier — nun ist's ganz hill!

„Ich strolle etwas und ziehe mein schottisches Plaid fester um mich. Es ist etwa dreiviertel acht — ich muß schon marschieren. Merkwürdigerweise bin ich gar nicht müde — das muß wohl die Erregung infolge der großen Eindrücke machen!

„Ich schreite durch die immer tiefer tretende Dämmerung, immer langer der Bahnstrecke, und stehe nun vor dem Wrand Hotel Kleine Scheidegg. Ein verspätetes Abendrot glänzt in den Fenstern, zur Rechten ragen in blendender Weiße die felsigen Massive von Jungfrau und Eiger. Auf dem Vorplatz hielt eine Herde von englisch gentlemen, die Hände in den Taschen der kurzen Knickerbocker, breitbeinig, die Pfeife im Mund, im Kreis. Der Hausherr kommt und bringt, ob mir ein Zimmer gefällig sei, ob ich zu essen, zu trinken wünsche. Ich hatte mir einmal angenommen, nicht mehr nach Grindelwald zu kommen — der Mann der zuweilen die Möglichkeit, doch ihm zum Trotz behorne ich mir meinen Sinnes.

„Unmittelbar hinter dem Hotel ein steiler Abhang; ich kletter den schmalen, schlechten Weg hinab in das lange, schmale, buntes Thal von Grindelwald.

„Der Weg verschwindet hier unter dicke Begleichnung. Ein vier Fuß breites Steinen unmittelbar an dem jenseits aufsteigenden Feld des Eigergletscher, klirrt er dahin. Ich hatte gerade beschlossen, mein weiteres Leben in dieser Weise der mäßigen Fortbewegung. In kraftvollen, unbeschwerlichen Strolchet sagt sie neben mir empor, Zauberin von Fuß — doch eben ein weiches Geräusch, wie zerstörte Schneeflocken unter den zackigen Gipfelgrimen.

„Ich schreie eilfertig weiter. Die Dunkelheit sinkt immer rascher — mein der Gletscher, der Wald, mit dem hieten ewigen starren Steinbrocken fast verdeckt.

„Links bleibt ich hinab in das schmale Thal, ich starre die andere, dieser Seite aufragenden mit etwa Kilometer Entfernung, aber dem Wege scheint sie einen tückischen Streich mir verstecken. Ich bleibe stehen, und jetzt erst fällt mir auf, daß die Dunkelheit schon sehr vorgeschritten ist. Die Fichten mir gegenüber sind eine gleichmäßig schwarze Wand — Schreckgestalten heißen sie, und die Vorstellung kleidet mich unfreiwillig, indem ich die zerrissenen Felszacken betrachte.

„Zuweilen das langgestreckten Thales ein niedriges Kamm, mit schwarzen Fichten bestanden, erhebt sich drüben hervor; bei Sprungen, spitzen Wipfel der Schlanken, gespenstischen Bäume — wie eine geschlossene Phalanx unheimlicher Riesen stehen sie da, und unterbrechen den Horizont, daß sie gegen Nord Front gemacht haben und auf irgend ein Zeichen einen unbekannten Gegenstand gegen mich vorrücken konnten. Das Thal, ich — ich allein, mucht einen Kreis hinter der ernsten Eindruck. Unwillkürlich muß ich denken, daß ich mich in einem riesigen Grabe befinde, und unwillkürlich beschleunige ich lebhaft meine Schritte.

„Zwischen zwei schwarzen Zacken, die sich schwarz und drohend von dem dunkelblaugrauen Nachthimmel abheben, erscheint mir ein Sternbild — ich weiß es ein rotfunkelter Gefpensterstorpion, dessen Laterne das ungeheure Grab durchspäht — nach etwas Lebendem?

„Ich treibe von neuem meine Schritte entsetzt weit aus. Meine Nagelschuhe hallen auf den Felsboden, den kalkhaltige, kieselhende Trümmer bindet irgendwie ein dumpfes Echo — tackack, tackack.

„Nach einer Viertelstunde bricht ich wieder stehen und lehne mich an die Felswand. Das Thalgrund macht mir einen teuflischen, den Eindruck — ich hätte mich plötzlich in schlecht ein einsam — auf Stunden weit kenne eine Menschenseele.

„Ich blicke in das tote, schwarze Thal mit den drohenden Felsenschluchten: das Schweigen, das mir den beiden Schreckkörnern ist mehr und mehr verbleibt, und nicht der leiseste Laut regt sich. Wie kommt es nur, als wäre das Leben mir und mir verschwunden, und ich erinnere mich, daß irgendwo ein kleines Bächlein gerauscht hat, beiden gleichmäßiges Plätschern mich beruhigte. Es ist verstummt.

„Jetzt verschwinden die Sterne. Wenn sie alle in kleinen Gartenlust unter der geschlossen, zwischen Hängematten, Vater liest seine Zeitung, Mutter und Schwestern neigen sich über ihre Handarbeit. Meine Gedanken verirren sich über Ella den blonden Kopf und ergt die Frage an: „Ella — ist wohl Dein? Ich muß mich irgend ein großes Plaid und mich eine kleine, amüsante Tobe hören-Szene aus.

„Und eine brennende, wahnwitzige Tatsächlich überkommt mich. Ich stehe und starre auf den hohen, matten, gelblichen Schein — die Tatsachenbetrachtung — noch das Freundlichste in der Szenen, schwarzen Einsamkeit des Felsenthales . . .

„Weiter! Ich unterspähe den schmalen Pfad nur etwa zwanzig Schritt weit, dann scheint er sich an der schwindsten Stelle Steinmassen zu verlieren. Ich nehme noch einen Schluck Cognac — es kostet mich unendlich Ueberwindung, den gleichmäßigen Wanderertritt wieder anzuhalten.

„Eine Stelle, eine ganze Strecke weit bin, ich marschiere gleichmäßig dahin, hie und da blick ich hinab in das Thal, das noch enger zu werden scheint . . . Ich taxiere noch zwei Stunden bis Grindelwald.

„Der Pfad senkt sich plötzlich und führt in den Talgrund hinab. Bisher hatte ich eine überlegene Ruhe entgegenmenen — jetzt geht es zwischen den Felsen und großen Felsblöcken schon, ziemlich steil bergab.

„Der Weg ist allmählich sehr schlecht geworden, nur noch ein dunkelblaues Band zwischen den Steinen, zwischen schwarzen Gerölle und Farrn — es ist einfach ein alter Saumpfad, an dem ich vorüberstehe.

„Allmählich bilden die Felsen dichten Trupps, denen kommt weiter eine mannstumige Lichtung, dicht weichen aber immer kleiner, und von einer höheren Stelle aus sehe ich, daß der ganze Boden des Thales mit Bäumen und dem schwarzen Nadelwald ausgefüllt ist. Das muß der Grindelwald sein, wie in der letzten Nacht, wie man mir erzählt hatte, ein Tourist überfallen worden ist. Das läßt mich natürlich kalt — ich strebe ruhig weiter — mehr allerdings den intensiven Wunsch, möglichst bald aus diesem verwunschenen schwarzen Wald hinauszukommen.

„In beiden Seiten des Wegs stehen sich jetzt steile Böschungen empor, auf denen, unbarbedingtlich ineinander gemachten, die Tannen des Grindelwaldes. Das wird wohl die Stelle gewesen sein, wo man den Touristen überfallen hat! Ich brauche nur von der Höhe des Hochweges ein großer Stein hinabgerollt zu werden, um den über das schmale Gerölsband dahinziehenden Wanderer wehrlos zu machen.

„Ich male mir den Vorgang aus. Zwei oder drei Männer überfallen den Mann — der hört keinen Hilferuf! Und die schwarzen Tannen sagen nichts . . .

„Also schnell hindurch! Etwa zehn Schritt vor mir hebt der Holzweg auf, und ich beschleunige meinen Schritt.

„Da höre ich ein leises, dumpfes Knacken in den Gebüschen hier mir, und — hel's der Satan! — ich fing um zu laufen! Natürlich machte ich nur ein paar Sätze, denn bloß ich mich lange weiter, da ich doch keinen angetroffenen, bloß jenes Knacken von bestgeeigneten Räubern herrühre, die, wenn sie unrichtig vorhanden waren, viel sicher schon ihr Werk begonnen hätten. Ich schalt mich, daß die Gefährlichkeit von jenem Waldrecht mich derart bewirrt haben konnte, und sagte mir, daß meine Nerven durch die großen Strapazen der Tage so überreizt seien, daß irgend ein harmloses Geräusch dieser da eben prommentiere, aber während ich mir diese sehr vernünftige Rede setze, ertappte ich mich doch, daß mein Auge mit krankhafter Sehschärfe das Dunkel des finsteren Hohlweges spähte.

„Ich beschloß alle, an meinen rebellischen Nerven ein Exempel zu statuieren. Ich würde doch wohl noch meinen Willen durchsetzen können!

„Ich ging also in den langen Pfad auf den Boden und kletterte die Böschung des Hohlweges hinauf. Natürlich war nichts zu bemerken — aber war ich wieder unten angelangt, überkriecht mich auch neue das totale Gefühl. Ich beginne mich, ich bin nicht mehr Herr meiner Sinne, rennend bewerkstelligt ich der Unbotmäßigkeit meiner Nerven! Ich sagte mir: du willst jetzt also nach Alpha gehen, eine Stellung einnehmen, wo nur Verständigkeit und Besonnenheit seit mehr am Platz sind und deiner Gesinnten Leben, denkem auch Interessen des Vaterlandes abhängen — und du kannst nicht und bei Nacht allein durch einen kleinen Wald gehen! Pfui, schäme dich!

„Ich glaube, ich schäme mich wirklich, überwand auch handhaft die Nervosität, von meinem Körper zu fordern, dann ging ich ganz langsam weiter, aber ich war doch heilfroh, als ich bekannte aus dem Dickung herauskam."

„Der Nerven, natürlich die Nerven," meinte der Steuermer sympathisierend.

„Ja, natürlich, die Nerven! Aber ich sinke — ja, man darf eben als gewöhnlicher Sterblicher seine Nerven haben, und diese Stunden waren mir zeige, sehr unangenehm.

„Lasta — weiter!

„Ja — weiter! Plötzlich hört der Weg auf, vor mir dicht ineinander gewachsenen Tannengestrupp — Himmelsternen! — verlassen! Unabsichtlich verlassen!

„Ich verfluche mich, meine Stellung doch noch, den Weg zu finden — umkehrt! Ich war zu aufgeregt, um, was wohl das Vernünftigste gewesen wäre, mich einfach in mein Plaid zu wickeln und da, wo ich gerade war, einzuschlafen. Ich beschloß also, in gerader Richtung weiterzugehen. Das Thal war ja so eng — irgendwo mußte ich doch an die Felsenmauer kommen. Nun kommen war es gut!

„Ich renne also durch den dicht verwachsenen Tann. Die scharfen Zweige zerkratzen mir das Gesicht — ich verspere über irgend einen — ein Wasserer fließt vorüber, ich hebe meine durch die einfach undurchdringliche Finsternis. Da, ein Lichtschein, mehrfaches Etwas! Ein Haus! Ein Blockhaus oder eine Sennhütte!

„Ich beschleune, um Einlaß zu bitten und daraufgehen. Ich klopfe ans Fenster, einmal, zweimal — niemand öffnet.

„Still und tot liegt das Haus da, und einer kleinen Lichtung — es paßt so recht in diese wilde Umgebung. Noch einigen Suchen finde ich die Thüre, die von außen mit einem Pflock zugeklinkt ist. Also eine verlassene Sennhütte!

„Erwerlet! Ich trete ein und finde nach langem Tappen eine Stiege. Ohne Licht anzuzünden, werde ich mich darauf nieder und mich wohl, trotz der beschlagenen Aufregung, sofort eingeschlafen sein. Wie lange ich so liege, weiß ich nicht — mag sein, daß ich mich auf eine Seite drehte, mich mit irgend etwas mild in Berührung setzte.

„Ich taumle augstvermgt — rudrig, denn ich bleibt wieder einmal an der Wand entlang! Ich stehe an der Stiege. Soviel sehge ich dem ersten Anblick, daß ich machen und mich zu orientieren, dann irgendwie Verbindungsmöglichkeiten treffen.

„Ich sehen mir plötzlich ganz klar, daß doch irgendwelche Wilderer oder auch Schleichwerer hier ihren Schlupfwinkel hatten — mag sein, daß diese Hütte mitten im Walde? Ist aber absolut einleuchtend. Daß ich nur nicht früher die Idee gehabt! Ich hatte sogar plötzlich den lebhaften Wunsch, irgend einen bestimmt verdächtigen Gegenstand zu finden, irgend einen bestimmt verdächtigen Gegenstand zu finden, irgend einen bestimmt verdächtigen Gegenstand zu finden — nur nicht länger dies entsetzliche, dumpfe, mitternächtige Nachgefühl, durch meine überreizte Phantasie hervorgebracht.

Digitized by Google

Der Hof von St. Petersburg begrüßt sich zum Empfang des deutschen Kaiserpaares, Salut durch die Batterien der Festung Peterhof, 7. August.

Kaiser Wilhelm und Zar Nikolaus bei der Revue in Krasnoje Selo, 9. August.

Ankunft der beiden Kaiserinnen bei dem Zelte des Zaren in Krasnoje Selo, 9. August.

Der Zar an Bord seiner Jacht „Alexandria" vor dem Hafendamm von Peterhof, 8. August.

Besuch des deutschen Kaiserpaares in St. Petersburg.

Digitized by Google

Der Zar begrüßt sich an Bord seiner Jacht „Standart“, von Kaiser Wilhelm zu dem deutschen Geschwader nach Kiel gesandt, 11. August.

Polizei-General Schirinkin inspiziert die Anlagen von Peterhof.

Vorbereitungen zu der Illumination der Anlagen von Peterhof.

Die springenden Wasser in den Anlagen von Peterhof.

Besuch des deutschen Kaiserpaares in St. Petersburg.

Digitized by Google

„Ich reite also ein Wachtpferdchen an und halte es europe — gleich darauf springe ich entzückt zurück und bleibe einige Sekunden unbeweglich stehen. Mein Blick meinem Auge hat, war ja genugthuung — wir nur's, als würde mein Herz von einer kalten Faust gepackt und krampfhaft zusammengepreßt.

„In meiner unmittelbaren Nähe lag ein riesiger, grau-gelber Bär auf dem Rücken — tot. Er war nur mit einem großen, schwarzen Fonds bekleidet, das auf Zehn sich anschloß. Der Mond stand weit auf und ließ ein gelber Mondschein scheu — Der Bär war weiter offen — groß, rot, unerkennbar, grau und hier und — weiß.

„So sicherlich das zeit klingen mag, damals wirkte es furchtbar auf mich.

„Die grauen Haarsträhnen hingen dem Toten um die Stirn, das ganze häßige Gesicht war von grauem Barthaschen bedeckt, die dicht unter die Augen, die schrecklichen, tot unterlaufenen, starren, schrecklichen Augen! Die Hände waren zu beiden Seiten in das Moos eingekrallt — ich hatte das Gefühl, daß der Tote jeden Moment aufspringen würde, wie auf die Brüste.

„Ich stand von Entsetzen gelähmt — ich es nun, daß mein dem Anblicken nahes Bärenfleisch Bärenfleisch bloß in reichenen sieg, ohne war es thatsächlich eine Haltlosigkeit — kurz — ich sah, daß der Mensch vergebliche Anstrengungen machte, sich zu erheben, und wieder zurücksank. Ich sah den Schädel fallen — ich glaubte in dem schrecklichen Leichnam den Wahnsinn lebendig werden zu sehen, der mich erfassen wollte. Ich hielt einen Schrei und mich stürzte an das Tier — ins Freyen hier durchbrechte, heiserte Angst, die wohl ein Mensch sinken kann.

„Die Tiere wich von meinen aufsteigenden, und ich sehe zwei Meter meinem Weg verjagen, zum Beben der ganz ein Beil trägt. Ich und Wahnsinn — meine Gedanken verworren sich — ich taumle zu Boden . . .

„Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf dem bestellten Stroh; der Tote war mit einem alten Tuch zugedeckt. Neben mir saß ein Herr, an der Thüre lehnte der Mann, den ich gestern mit dem Beil gesehen.

„Der Herr war der Arzt aus Grindelwald und von dem Weitmann, dem Sohn des Alten, in der Nacht an das Lager des brechenden Vaters geeilen.

„Sie bemerken, daß die Thüre von außen geöffnet war, und glaubten, als sie nach dieser Entdeckung den Lichtschein bekam, sperrweich, daß irgendwelche gefährlichen Gäste Einzug gehalten hätten. Mit dem Ueberfall von vorigen Jahr hatte es keine Aehnlichkeit.

„Als sie eindrangen, sei ich mit einem ganz verzerrten Gesicht herausgestürzt und bei ihrem Anblick in Ohnmacht gesunken. . . .

„Es war schon ganz hell geworden. Ich hatte den Leuten und ging mit dem Doktor nach Grindelwald, das noch eine drei Viertelstunden entfernt war. Recht wohl und behaglich fühlte ich mich aber erst wieder, als ich im Hotel eine halbe Flasche Pommery getrunken hatte und den Rauch meiner Zigarre nachblickte."

Ein stolzes Mädchen.

Novelle
von
Emma Merk.

(Fortsetzung.)

Julie sah nur ihr Kind, das sie an sich drückte wie in einer wilden Angst.

„Der Papa ist auch da," plauderte die Kleine. „Der Papa hat einen wehen Fuß! Wir sind in einem schönen großen Wagen gefahren."

Mit ungewohlen, erschrockenen Augen schaute Julie in das Gesicht des Kindes, der nun neben ihr stand. Um sie her wimmelte es von Bergsteigern, die auf die Jagdspitze wollten, von eleganten Fremden, die nach den Art ihres Reisebandchens eine Viertelstunde Zeit für den Badeuser erübrigten und nun mit der Lorgnette vor den Augen die „Sehenswürdigkeit" betrachteten. Es war kein recht passender Platz für ein ernstes Zusammensein, bei den noch so viel zu sagen übrig blieb. So begnügten sie sich gegenseitig mit Blicken sich voll verlegen gegenüber. Olga aber war nun herangetreten und rief ihren Schwager zu:

„Gott mal, Otto! Wenn ich heute gronne Haare hätte, du würst schuld! Weil du mir gestern solchen Schrecken eingejagt hast mit deinem Kinderemil!"

Die Stevie folgte dem Blick Julie, verzehrte Schwägerin. Beim ersten Blitzen ging nämlich das Pferd meines Wagens durch. Ich mußte jeden Augenblick erwarten, an irgend eine seitige Straßenecke oder Felsenblöcken zu zerschellen. Ich hielt nichts Klug, als das Kind auf den Arm zu nehmen und herauszuspringen. Dabei habe ich mir den Fuß verstaucht. Ich konnte nicht weiter und mußte in einem Bauernhaus die Nacht bleiben — es war unbeweglich. Wenn ich das geahnt hätte, ich würde Eda bei dir gelassen haben!"

Die Kleine drückte sich an die Tante heran und erzählte mit wichtiger Wichtigkeit ihre Erlebnisse: daß sie auf dem Heu geschlafen habe. Und im Stall seien zwei „Kuli-Mu" gewesen und ein ganz kleines Kalb, das sie füttern durfte.

Die Gatten gingen schweigend nebeneinander an den See-Ufer fort und bogen in den einsamen Waldweg ein. Julie wagte nicht, ihrem Manne, der mißtrauen neben ihr hatte, ihren Arm anzubieten.

„Hilft du mich nicht gegen?" fragte sie an der ersten Bank, die von dem Gasse einer jungen Dame verziert war.

„Allerdings. Mit dem Vorschieren geht es nie schlecht," sagte er, sich niederlassend.

Ganz schüchtern nahm sie neben ihm Platz. Er schaute ihr in das Gesicht mit einem langen Blick.

„Gleich bei Julie," begann er dann. „Gleichwohl hätte ich es nicht von dir! Aber eigentlich war's recht klug!"

Er hatte scharfgeschnittene Züge und tiefliegende braune Augen, der sich sehr oft und durchdringend einbohrten. Eine Narbe — Erinnerung aus einer kosten Studentenzeit — die sich über die rechte Wange an den Mundwinkel hinzog, gab seinem Gesicht einen spöttischen Ausdruck, so daß jede Merkerei, die bei einem andern garnichts gefungen hätte, bei ihm durch dieses merkwürdige Lächeln einen boshaften Eindruck machte. Und doch konnte er das Necken und Hänseln nicht gut lassen.

„Ganz klug?" wiederholte Julie mit bebenden Lippen. Sie hatte sich so in den Gedanken hineingewühlt, sie sei eine verlassene, unglückliche Frau, von der ihr Mann nichts mehr wissen wollte, daß sie an eine gute Wendung nicht zu glauben vermochte, obwohl sie das lustige Stimmchen ihres Kindes wieder hörte, und obwohl Otto nun neben ihr saß.

„Du warst also froh, daß ich fort bin?"

„Ich war am ersten Tage einfach „daß". Frau und Kind fort! Kein Abschiedsbrief! Ich wußte gar nicht, daß ich dich so schlimm beleidigt hatte!"

„Aber Otto! Du hast doch wieder eine so böse Anspielung gemacht, auf Mama und —"

Er sah wieder sehr spöttisch aus mit der kleinen Falte, die sich an seinem Mund heraufzog. Aber in seinen Augen schimmerte es warm und zärtlich zu der jungen Frau herab, die so bewegt, so feierlich neben ihm saß, wie kaum in den Tagen seiner Werbung.

„Ja, erst war ich „daß". Aber ich tröstete mich: sie kommt wohl sehr bald wieder! Daß als Tage vergingen, wurde ich ganz, wütend. O, wie wollen sehen, wer es länger aushält, er oder ich! Ich gebe nicht das erste Wort, daß weiß ich. Mit jeder neuen Woche kannte ich mehr über dich und trotzte schlimmer. Zufällig konnte ich meinen Urlaub früher antreten. Nun mache ich extra eine recht schöne Reise, ganz allein! Ich ging bis nach Meran. Dort traf ich Bekannte, und fuhr nach Hohenschwangau, um mir das Königsschloß anzusehen. Es war so recht hübsch, aber ich weiß nicht, es packte mir doch nicht ganz. Ich langweilte mich allein und konnte mich nicht, wenn ich mich an fremde Menschen anschloß. Mit einem sehr beredten Nordostlichen wanderte ich über den Fernpaß, wo du wollte ich weiter nach Tirol, in die Dolomitengegend, auf einen Gletscher. Aber schon in Imst, an einem schönen Sommerabend, da packte mich mit einemmal ein solches Heimweh, daß ich ganz laut vor mich hinbrummte: Will doch ein rechter Narr! Es war mir gerade, als schaukelt du mich an mit bittenden, vorwurfsvollen Augen. Und während ich so der sinkenden Sonne nachschaute und ärgerte, daß meine Zigarre gerade, stieß ich so recht deutlich, was du doch für ein lieber Kerl bist und wie du doch von mir hast portioffen lassen, bis es die einmal zu dumm wurde. Ich sah es ganz klar ein, daß ich ein boshafter Mensch gewesen bin, daß ich gemacht hatte, daß ja nichts, eigentlich nur aus Uebermut, weil du ein so gutes, verliebtes Frauerl bist, und weil ich doch ganz gern einmal zum Bäbern kommt gerne! Ich kann's nicht verstehen, wenn man zu nachgiebig und weich gegen mich ist! Das alles gestand ich mir traumlätig ein in meiner einsamen Schusucht, und schau, darum war es recht gescheit von dir, daß du mir einmal das Gewissen vorgehalten hast. Ich sollte dir das gar nicht sagen, nun wirst du bei jedem Keinen Streit deinen Koffer packen und zur Mama reisen — "

Sie schaute glückselig zu ihm auf und betrachte, eifrig den Kopf schüttelnd:

„Nein, nein! Es war auch für mich nicht gar so lustig, weißt du! Und es ist sehr lieb, daß du mir das sagst, damit ich doch glauben kann, daß ich dir etwas bin. Damit ich nicht immerfort das Furchtbare denken muß, du hältest mich nur gewommen, weil Mama es dir so sehr legte, weil sie dich einfangen wollte."

„Aber geh, Schatz! Ich hätt' mich so nicht fangen lassen, wenn ich nicht gewollt hätte! Ich bin doch nicht der Mann, der sich von einer Schwiegermutter einfädeln läßt, wenn er nicht selber fuß hat — "

„Ist's wahr? Ist's wirklich wahr, Otto?" jubelte Julie und schlang wie eine Ertrinkte die Arme um den Hals des Gatten. Er preßte ihr Gesicht über das dunkle Haar, über die weichen Wangen.

„Närrchen du! Diese Antwort hätteß du mir doch lang geben können, wenn ich über die gute Mama einen Groll zu nachen. Aber ich bin's nicht mehr, nein, mein Lieb!" sagte er gärtlich.

Die kleine Eda wollte nun gehen Preis dem Papa eine große Erdbeere zeigen, die sie gefunden hatte, was gerne die Tante heran zu der Verschnupfung kam!

Olga lächelte, als sie die beiden so dicht aneinander geschmiegt sah, und rief lustig: „Siehst du, Julie, nun ist Otto besonders nett gegen dich, weil du ein bißchen Kraft und Gegenwehr gezeigt hast. Ich habe nämlich noch Kräften an ihr gehetzt, lieber Schwager. Aber ich bin doch herzlich froh, daß ihr wieder gut miteinander seid, — und nun, nun weiß ich auch, was ich thue! O!"

Sie streckte die Arme in die Luft, als wollte sie die wiedergeschenkte Freiheit grüßen, lief dann übermütig mit Eda ein Hügelchen hinab und ward sich selber der Bleiben des Geschehenen nicht.

„Warum bist du so lustig, Tante Olga?" fragte das Kind.

Sie drückte das liebe Geschöpfchen an sich, hob es in die Höhe und küßte es ab.

„Weil ich dich wieder habe, mein Schatz, und weil dein Papa da ist und deine Mutter wieder lacht." Ihn stillen aber sagte sie hinzu: „Und weil ich nun Herrn Koppel nicht heiraten muß und wieder recht ungezogen gegen ihn sein darf!"

Albert Koppel machte ein sehr verdutzes Gesicht,

Digitized by Google

als ihm Olga an diesem Abend mit ihrer alten, ungeduldigen Bitterkeit entgegentrat. Sie war ihm während der Nachmittagsstunden auf dem Wege gegangen, und er fragte in leidvoller Entschuldigung:

„Wo stecken Sie denn, Fräulein? Ich habe Sie auf allen Waldwegen gesucht."

„O, ich treibe Mimikry. Sie wissen doch, daß die Käfer und Schmetterlinge und dergleichen wehrlose Geschöpfchen sich in ihrer Farbe der Umgebung anpassen, um nicht bemerkt zu werden. Ich auch!" Sie deutete auf ihr grünes Kleid. „Das steht man nicht im Walde. Sie lachen ganz hell in ihrem weißen Flanellanzug."

„Also obrigkeitlich haben Sie sich vor mir versteckt?"

„Natürlich! Ich bin zu so gern allein!" sagte sie mit nicht gerade schmeichelhafter Offenheit.

Nach dem Abendessen, das man auf der Veranda einnahm, kam der Mond herauf und warf einen langen Silberstreifen über den kleinen See.

„Wir wollen ein wenig im Kahn herumfahren, gnädigste Fräulein," sagte Koppel. „Ihre liebe Mama gab bereits die Erlaubnis." Er trat neben Olga hin und bot ihr seinen Arm.

„Sie sprechen im Plural wie die Könige. Sie wollen fahren. Wer sonst noch? Fahren Sie doch! Unterhalten Sie sich gut!"

„Das werde ich thun, meine Gnädigste!" erwiderte Koppel tief beleidigt.

„Olga!"

„Die ein Drohwort klang der Name von den Lippen der Mutter, die aufgestanden war und dem jungen Mädchen befahl, ihr zu folgen.

In der einsamen Wandelhalle hinter dem Hotel, in die nur von der einen Seite ein Lichtschimmer fiel, während sonst der andere die finstere Wand hereinfassen, faßte die entrüstete Mama das Handgelenk der Tochter und stieß zornbebend hervor:

„Was soll dieses Benehmen?"

„Herrn Koppel zeigen, daß ich unbeleidigt bin, wenn du ihm den Dolch auf die Brust gesetzt hast, um ihn zu zwingen, sich mit mir zu verloben."

„Unsinn! Ich habe ihm gesagt, daß er deinem Ruf schonen gefährdigst habe, und er war anständig genug, mir jedes weitere Wort des Vorwurfs abzuschneiden durch die Bitte um deine Hand. Ich sah ihm meine Einwilligung, und da wirst dich morgen wegen deiner schnippischen Antworten entschuldigen und einen andern Ton anschlagen. Ich möchte wissen, worauf du noch warten willst? Ein vermöglicher Mann, der die ein behagliches Leben zu bieten hat, der deine Launen verzeiht, und halt bombfar zu sein —"

„Aber ich mag ihn nicht, Mama!"

„Du wirst ihn lieb gewinnen. Das kommt in Ehe. Also habe ihr mir heute morgen früh Albernheiten vorgereder, Julie sei unglücklich, ihr Mann sei zum Heiraten gezwungen worden! Schon die beiden doch an! Leuchter können nicht die Ehrenmänner sein, den Namen, den ich ein ehrlich mithalt, daß sie zusammentamen, war das nicht sehr verräuflich?"

„Julie hatte ihn lieb. Aber ich — ich bin nun einmal nicht wie Julie, und — Herr Koppel ist mir gleichgültig, zuwider."

„Du wirst ihn dennoch nehmen, hörst du! Wer von seinen Eltern abhängig ist, hat sich ihren Willen zu fügen. Ich werde heute noch an deinen Papa schreiben, daß er dir einmal ein ernstes Wort sagt. Er muß sich dagen für dich, er kann auch verlangen, daß du ihm seine Pflicht erleichterst, wenn die Möglichkeit an dich herantritt. Du bist doch sonst so folg. Warum stehst du denn nicht ein, daß du deinen Eltern endlich die Sorge um dich abnehmen sollst. Dein Vater ist ja nächsten noch etwas zurückgezogen für unsere alten Tage. Wir können es nicht, solange wir eine Tochter im Hause haben, die man in die Welt führen muß."

Auf Olgas Lippen brannte eine Erwiderung. Aber sie sprach sie nicht aus; sie senkte nur sehr ernst und traurig den Kopf. Die Mutter war überzeugt, daß sie den Sieg davongetragen habe und wünschte ihr einen friedlichen gute Nacht!

Lange nach sah das junge Mädchen in den halbdunklen Winkel und schaute hinaus an den weißen Wolken, die der Mond mit Glanz umsäumte, zu einem tiefdunkelfernen Fichtengrad, das über den dunklen Tannenwipfeln emporstieg. Der Wald rauschte leise. Man hörte den gleichmäßigen Wellenschlag des Bergbachs. Sie hatte ein Gefühl, als möchte sie fortlaufen, gleichviel wohin, nur fort in die weite große Welt hinein, die einer Kraft erproben und die Freiheit, die ihr notwendig schien wie die Lebensluft, erringen in einem wirklichen Kampf. Aber sie war so wie gefesselt, mit schweren Ketten festgeschmiedet durch ihre Erziehung, ihre Verwöhnung, ihre Weltunkenntnis. Und sie besaß nichts, nichts, nicht einmal so viel, um sich zu motzen ein trockenes Brot zu kaufen.

In erbarmiger Empörung gegen ihr armseliges Geschick rang sie die Hände und sann und sann um einen Ausweg, um eine Rettung.

Mit blassem Gesicht, aus den dunkelschwarzen Augen noch heißer als sonst, kam sie zurück, kam sie am andern Morgen zum Frühstück. Um ihren jungen Mund lag ein herber Zug, wie ihn bittere Gedanken, eine durchwachte Nacht, aber auch ein schwerentschlossener Entschluß eingraben. Als Räuber sie begrüßte, zuckte sie zusammen, und ein scheuer, ängstlicher Blick kreiste seine freundlichen hübschen Züge. Mit ganz ungewohnt bemütigen Tone sagte sie leise zu ihm:

„Ich möchte mit Ihnen sprechen. Ich bitte eine große Bitte um Sie."

Er schaute sie verwundert an. Ihre seltsame Erregung, die gebrochene Stimme rührte ihn auf.

„Ich stehe ganz zu Ihren Diensten, liebes Fräulein. Wir treffen uns vielleicht um neun Uhr auf der Bank da drüben am Ufer."

„Ja, danke Ihnen." Der Tag, die zu der verabredeten Stelle schien Olga ein langer, schwerer Leidensgang. Sie sollte zum erstenmal bitten, einen fremden Mann um einen großen Gefallen ersuchen. Alle ihre Kraft mußte sie zusammenreißen, sich an all den tiefen Ernst erinnern, mit dem sie in dieser Nacht mit sich zu Rate gegangen war. Nun galt es, Mut haben, reiner, klarer Mut, wie ihn die andern jungen Mädchen in ihren Lebenskreisen, die sich demütig dem Wunsche der Mutter unterordneten. Steife Antworten gaben, sich schnippisch und kühl und hochfahrend halten, das war noch kein Beweis einer kühnen Seele. Nun erst sollte sie sich erproben durch eine That. Und das war der erste Schritt! Aber sie sah doch nach eine Weile, abgewandt von ihnen, neben Räuber, dem Geschick dankte hatte.

Er mußte ein paarmal fragen:

„Nun, liebes Fräulein, womit kann ich Ihnen dienen?" — Ich bin so sehr verlegen auf Ihr Anliegen. Ich weiß nicht, wie soll ich's doch? Ich fühle mich ungemein geschmeichelt durch Ihr Vertrauen. Aber Sie machen so ein ganz feierliches Gesicht!"

Er sprach in dem leichten, scherzenden Ton, der in einer heiteren Geselligkeit üblich ist. Die Mädchenstimme klang danach ganz düster und ernst, als sie endlich mit einem energischen Entschlusse begann:

„Herr Räuber, ich bitte Sie, geben Sie mir eine Stelle in Ihrem Geschäft! Irgend eine, die bescheidenste, die mühevollste, nur eine Stelle, in der ich lernen, vorwärts kommen kann, um allmählich so weit zu kommen, mir selbst mein Leben zu verdienen!"

Er war so überrascht, es lag ein so schroffer Gegensatz zwischen dieser Bitte und dem ganzen Stimmung, in der er das junge Mädchen kennen gelernt, dem Eindruck, den er bisher von ihrer Persönlichkeit gehabt, daß er sie verlegen anstarrte und nicht recht wußte, was er aus ihren Worten machen sollte. Wie Scherz hatten sie nicht auffassen. Aber er vermochte sich doch gar nicht zusammenzureimen, was blieb verwöhnte, elegante Dämchen mit einer Stelle in seinem Geschäft wollte.

Olga hatte die heißen dunklen Augen in einem erwartungsvollen Flehen auf sein Gesicht geheftet. Nun sieh sie enttäuscht den Kopf sinken.

„O, Sie meinen legt schon genug," seufzte sie. „Sie finden mein Anstinnen sehr keck. Sie erschrecken über diese Zumutung! Freilich, man hat ja kein Zutrauen zu einem Mädchen wie ich, mit einer mangelhaften Pensionatserziehung. Aber ich versichere Sie, ganz numviffend wäre ich nicht. Ich spreche und schreibe französisch, und englisch und italienisch, ganz korrekt, ganz gewandt. Ich habe auch stenographieren gelernt. In der Buchhaltung könnte ich vielleicht Unterricht nehmen. Aber ich sehe wohl, Sie glauben von vornherein nicht an meine Ausdauer, nicht an meinen Ernst!"

„Liebes Fräulein, ich habe gar kein Recht, an Ihren guten Willen und an Ihren Können zu zweifeln. Ich bin nur überhaupt fassungslos. Ich verstehe ganz und gar nicht, wie Sie auf diese Idee kommen? Ich erinnere mich, daß Sie an dem ersten Tage, an dem ich das Vergnügen hatte, Sie kennen zu lernen, mit großer Bestimmtheit behaupteten, eine bescheidene Existenz könnte Sie nicht reizen. Sie brauchten Millionen, um zufrieden zu sein. Aber lassen Sie, bitte, diese Handhabe für eine Ironie ein wenig plagen, mit dem einen Dienstmädchen, das Ihnen so schrecklich schien, das ist doch viel, viel leichter als ein Beruf, als die unbezwollen Pflichten einer Stellung."

„Sie haben also vorerst gezaudert, was ich so bahrerede! Aber ich bitte Sie, ich sage doch nur lauter Dummes Zeug, weil — weil ich nicht will, daß jeder der Meinen meint, ich wollte ihn etwa heiraten! Nur weil es mich so empört, mich so zum wilden Widerstand reizt, wenn die Mädchen sich um einen Mann mühen, wenn sie es für eine Gnade halten, daß einmal einer sich herabläßt, sich mit der Sorge für ihre Existenz zu belasten. Ich will keine Gnade, von keinem!"

Ihre schönen Augen funkelten in leidenschaftlicher Erregung, ihre Wangen hatte sich die Röte übergossen. Sie war sehr reizvoll in ihrem glühenden Trotz.

„Ja, ich bin stolz! Ja, aber nur hier, viel zu stolz, um mich wieder in Liebe zu betteln, um mir mit keiner Demobile einen Freier zu Gemeinheiten, um bescheidentlich zu warten, bis mich einer nehmen will! Aber nicht zu stolz, um zu arbeiten! O bitte, glauben Sie es mir! Ich verachte es nicht als eine wenig schicke Selbstständigkeit. Nichts, als die Freiheit, meinen eigenen Willen haben zu dürfen! Mich nicht zwingen lassen zu müssen zu einer Unwahrheit, zu einem Betrug an mir selber! Ich will ja nur heraus aus dieser abhängigen Mädchenexistenz, die einen so Erniedrigendes für mich hat, aus dieser Mannerlaz, die mich elend, bös, widerwärtig macht!"

Tränen glänzten in den hellen Augen. Sie sprach in einer tiefen Bewegung, in der sie mit überzeugender Wahrheit ihre tiefsten Empfindungen, ihr trotzig gerungenes Leid beriet.

Räuber war ganz ergriffen von Tessonhme für das schöne, so mutig um Freiheit ringende Geschöpf. Es hatte ihn peinlich berührt, als er am letzten Tage mitanhören mußte, wie Koppel mit seinen Erfolgen renommierte und wie Olga in einer Verlobung grattulierten. Solche wirklich das hübsche Mädchen, in dessen Natur er einen großen Zug verwandt hatte, sich mit diesem kläglichen, weiten Menschen verbinden? Aber jetzt verloren Koppels Ton und Benehmen auch diese faltigen Gesichtes herabgenagen, nur um einer Verlegenheit willen? Räuber war ein stiller Beobachter, der sich das Thun und Treiben der Umgebung mit Ruhe und einem gutmütigen Lächeln betrachtete. Es war ihm nicht entgangen, mit welchem Feuereifer Frau Wertzofer ihre Tochter zu verheiraten suchte. Er wußte freilich nicht, warum die übermäßigliche Bescheidenheit, die ihn die Tante in der ersten Stunde entgegengetreten, so rasch verschwunden; daß sie sich Koppel zugewendet, war offenbar. Sie verstand es dem auch so manches, was der zuckende Mädchenmund versichtig; es gefiel ihm, daß sie gegen diese erzwungene, mit allen Mitteln zu Stande gebrachte Verlobung mit Koppel zu keinerlei offenlichen Widerstand entschlossen hatte.

„Was ich thun kann, um Ihnen zu helfen, liebes Fräulein, das soll geschehen," sagte er und drückte ihr zur Bekräftigung seines Versprechens die Hand. „Aber Sie müssen sich nachsichtig darüber sein, was Sie erwarten, was Sie aufgeben. Galanterie, höfliche Ritterlichkeit giebt es nicht in einem Geschäft, da giebt es nur Arbeit, ernste Pflichterfüllung, strenge Anforderungen an jeden einzelnen. Es ist gut, daß Sie in Sprachen bewandert sind und stenographieren können. Die konventionelle Form der Korrespondenz müssen Sie lernen. Ich nehme Sie vorläufig in mein Bureau und bitterer Ihnen die Briefe, die Sie zu schreiben haben. Allmählich wird sich auch noch eine weitere Thätigkeit für Sie finden lassen."

„O Herr Räuber," sagte sie in warmer Dankbarkeit. „Ich weiß, ihr Anerbieten ist heute noch

Digitized by Google

Ct. Castorkirche (von der Rheinseite aus gesehen).

Das Königl. Schloß (Eingang

Schloß Stolzenfels von Capellen.

Metternich.

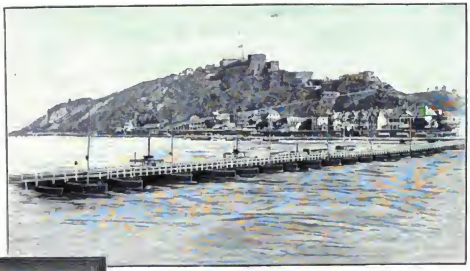
Pfaffendorf, jetzt im Abbruch begriffen.

Realgymnasium.

Das 1864 erbaute Rathhaus.

Coblenz und se

Digitized by Google



Eisenbahnbrücke.

Alte Burg.

Bad Hallgarten.
Trinkhalle in den Rheinanlagen.

Nach Aufnahmen von Otto Felgner und A. Schorn, Hofphotographen in Coblenz.

ne Umgebung.

Digitized by Google

ein Opfer, eine gutmüthige Regung. Aber Sie werden lesen, daß Sie es keiner Umwälzung bringen. Ich will lernen, ich will arbeiten! Das ist doch die Hauptsache! Und Sie können sich sagen, daß Sie heute ein Menschenkind vor der Verzweiflung gerettet haben! Sie ahnen nicht, wie nahe wir in dieser letzten Nacht der Gedanke an Selbstmord lag. Aber ich mag doch ganz gerne leben, wenn es nur nach meiner Façon sein kann!“

Er gab ihr lächelnd noch einmal die Hand.

„Sie sind ein merkwürdiges Geschöpf, Fräulein Olga! Aber ich glaube, ich kann mir jetzt so manchen Widerspruch in Ihrem Wesen erklären.“

Frau Rudhart war eben angekommen und warf einen prüfenden Blick auf das Paar, das mit sichtlich erregten Mienen den einsamen Waldweg heraufschritt.

Er, Herr Rämer,“ fuhr sie fort, ohne dem jungen Manne zu grüßen, „ist ein merkwürdiger Heiliger. Er bekehrt seine Mitmenschen, ohne daß sie es wissen. Er verbessert sie, ohne daß sie es merken. Er ist ein Doctor, der sich selber curirt, indem er andere heilt. Er ist ein Apostel, der sich selber predigt. Er ist ein Mensch, der sich selber erlöst. Er ist ein Philosoph, der sich selber auslacht. Er ist ein Narr, der sich selber bemitleidet. Er ist ein Weiser, der sich selber verspottet. Er ist ein Dichter, der sich selber verdammt. Er ist ein Künstler, der sich selber verachtet. Er ist ein Mann, der sich selber verflucht. Er ist ein Gott, der sich selber vernichtet. Er ist ein Teufel, der sich selber — Er ist ein Mensch, der sich selber — Er ist ein Mensch, der sich selber — Er ist ein Mensch

Der Höhenunterschied zwischen der mit großen Quadern bekleideten Rheinufermauer und der Oberfläche des durch eine Wendeltreppe ausgeglichen, die wenig höher als die Straße liegt, alle die Aufsicht auf den Rhein freigeben, dagegen die Wege um 4 bis 5 Meter überhöhe, auf gemauerten Bogen ruht und in den bayerischen gehörigen Räumen Urlaub für die früheren Schuppen bietet. Die Arbeitsmann von der Nordseite der Wandelhalle bis zum Deutschherrenhause, zeigt als Verwunderlichen hingerecht wiederhergestellt, ist bis zur Mitte der Schiffbrücken abgeschritten und mit einer auf gefrönte Absichtsmauer für die Grundbäcke der St. Castorkirche und des Archivs soll ganz nahe bleibt.

Endlich hat unsere nach seine lange ersehnte Straßenbahn, welche vom Landeplatze der Rheindampfer vorbei am Rhein- und Moselschiffbrücke nach dem Schloßgarten, der Südseite der Rheinvorstadt, und von da an den Rheinbahnhof entlang zum Goebenplatze mit dem Denkmal hierher Gemeinde führt. Vom Schützenhofe führen besondere Wagen nach den vier Bäderhäuser ebenmäßig eingerichtet, und auch einer Haltevorrichtung am Rhein befindenen Torfe Capellen, über dem doch am Berge, 94 Meter über dem Meeine, daß um 1250 erbaute Schloß Stolzenfels thronet. Die Bahnhof von dem 34 Meter hohen Turme gehört zu den Schauten am Rhein. Die 1860 von den Franzosen zerstörte Burg wurde 1802 als Neues Eigentum des Grafen Coblenz, und von hier 1825 dem ihnteren Könige Friedrich Wilhelm IV. geschenkt, der sie in seiner jetzigen Gestalt wiederherstellen beziehungsweise ausbauen ließ. Die Gebäude weisen gern hart; denn eigentlich, in seinem Ihr, gehört das Schloß den ihnen, wenn auch der Kaiser als Eigentümer ins Grundbuch eingetragen ist.

Das Terminal der Kaiserin Augusta, welches der Stadt für 110 000 Mark in den Rheinanlagen 1896 errichtet, ist bereits in Nr. 7 dieser Jahrgangs in Wort und Bild gewürdigt. Jetzt auch Kaiser Wilhelm I. sein Standbild in Coblenz erhalten, und zwar auf Kosten der Rheinprovinz, die 1 600 000 Mark hier bewilligte. Viele Orte, Berge und Straßen der schönen Moselstadt hatten sich um das Denkmal beworben, aber Sieger blieb der Hunsrückmann, wie die Coblenzer die Landsart in der Rhein-Moselecke oft leichten Kaufabere des Deutschen nannten. Der Provinzausschuß hatte die Vorbereitungen dem Kaiser Wilhelm II. überlassen, und dieser entschied sich für das „Deutsche Eck" (wie der Standort im gemeint wird), wahrscheinlich deshalb, weil seiner Großmutter nach kurz vor ihrem Tode dem General a. Thadden diesen Wunsch ausgesprochen hatte. Heute unsthumsmann mächtige Linnenwand, von Bäumen und Moselweiche ausgehemm und unter 40 Grad in einer abgestumpften Spitze sich verneigend, die Standsaul, die auf + 7 Meter über dem Nullpunkt des Coblenzer Pegels") angebrächtet ist und jetzt mit rund 25 000 Quadratmetern Grundbäcke das Bindeglied zwischen Rhein- und Moselweiche bildet.

Das Terminal, besten Längsachse in der Höhe des gleichschenkligen Dreiecks liegt, schaut nach der Spitze und steht ungefähr in der Mitte derselben. Ein rund 4000 Quadratmeter bedeckender terrassenförmiger Unterbau mit wachsigen Freitreppen innerhalb kolossaler Treppenmauern wird auf der Höhe des oberen Podestes (+ 14 Meter) von der Standbildsäule zu durch eine halbkreisförmige Pergola abgeschlossen, deren Fuß auf + 21 Meter liegt. In der Mitte hinter der etwa, 45 Meter breiten, 14 Stufen zählenden Treppe beginnt der Unterbau des Sockels, der etwas nach oben sich verjüngend in mehreren Absätzen bis zu + 19,2 Meter emporsteigt. Mit den Maßen der eigentliche Sockel, 18 Meter breit und 20 Meter tief, gebildet und zwei übereinander stehenden, durchbrochenen Bronzebalken mit den wie ein Kocher hervorragenden Fahnenmasten, + 30 Meter liegenden Decke. Zwischen der ersten und zweiten Pfeilerhalle führt ringsherum, auf einem Kies aufsitzenden Gesimse ruhend, eine mit ornamentaler Dichtung versehene Knochstabgeleine, einen herrlichen Einblick in Rhein- und Moselthal bietend. Wenn's im Hochsommer einige Tage nicht geregnet hat, so wunderschön ist nach meinem Innenabwärts die Wasser beider Ströme durch ihre Färbung; der Rhein fährt schmutzig weiß-gelbes Gerüchere, der Mosel klares Gebirgswasser. Erst von der Mosel Niederwerth verschwindet der Unterschied, und der Strom nimmt allmählich die weltbekannte grüne Rheinfarbe an.

Die Vorderseite des Standbildbaumentes, die durch leichtstatt vorspringende Sterbepfeiler den Eindruck einer Nische macht, zeigt auf dem Steine reliefartig herausgearbeitet den Reichsadler mit meinungsbeständigen Flügeln, wie er seine Krallen in die Leiber zweier Drachen schlägt, die ihre Köpfe drohend gegen ihn erheben. Darüber steht die Widmung: „Wilhelm dem Großen", umschwebt unterhalb der Reichsadlerschwingen, einer über den Oeffnungen der drei Pfeilerzugänge, zu lesen ist:

„Nimmer wird das Reich zerstöret,
Wenn ihr einig seid und treu."

Der architektonische Aufbau ist nach den Plänen des Professors Bruno Schmitz in Düsseldorf, der auch das Denkmal an der Porta Westfalica entworfen hat, in zwei Jahren von Ph. Holzmann & Cie. in Frankfurt a. M. ausgeführt.

*) Alle weiteren Höhenangaben beziehen sich auf denselben Punkt.

Das eigentliche Denkmal besteht aus dem Kaiser hoch zu Roß, das von einem Genius geführt wird, der in der Linken auf einem Kissen die Kaiserkrone trägt. Der Kaiser in voller Generalsuniform, um die Schultern den wallenden Mantel, der worne Krone und Brust freilebt, dagegen rückwärts in reichen Faltenwurfe über das Pferd fällt, sitzt mit der Linken die Zügel, welchend die Rechte den aufs Knie gestützten Marschallstab hält. Die Höhe der Reiterfigur beträgt von der Plinthe bis zur Spitze des wallenden Federbusches rund 13 Meter, die Länge des Hauptkörpers nur 8 Meter); der Genius ist 9 Meter hoch und 5 Meter langen Flügeln, der Marschallstab 3 Meter lang. Die sieben Zentner Bronze sind von Paul Stanzchen in Braunschweig in 12½ Gußen von Professor C. Donderer in Charlottenburg hergestellten Modelle und in Gießereien Kupferplatten getrieben. Sie bestehen aus zahlreichen Einzelstücken, die auf dem in der Form der Figuren aus Eisenstäben und Kupferdrähten gebildeten Tragegerüst sorgfältig zusammengepaßt und mit rund 20 000 Nieten befestigt wurden. Zu Kupfer sind 450, an Eisen 400 Zentner verbraucht.

Die Enthüllung am 31. August 1897, voraussichtlich in Gegenwart beider Kaiserlichen Majestäten mit großem Gefolge, zahlreicher Fürstlichkeiten und Ehrenrate, des Provinzialausschusses der Rheinprovinz, und so weiter in der üblichen Weise vorstatten. Nachmittags gab der Kaiser ein großes Diner im Schlosse, und bei einbrechender Dunkelheit begann die Beleuchtung des Denkmals, der Rheinufer und der umliegenden Höhen, verbunden mit einer Rheinfahrt der Majestäten und der geladenen Gäste auf zwei Dampfern, die gegen elf Uhr endete, um allen Teilnehmern unvergeßlich bleiben wird. Gutes Wetterwird sich eben nur da zu erzielen, wo die Natur bisherige Hand leistet.

Far' Capolino.

Inseraten-Novellette
von
Maria Solina.

Ein armer Teufel, der sich zum Sterben langweilt, sucht einen Selbstmordgrund.

Wer sucht, der findet — aber nicht immer. Engel sind nämlich selten anwesend! Hat der arme Teufel das bisher nicht gewußt?

Ein reiner Geist.

Bronze, reiner Geist! Diese Antwort verrät Verstandesnot. Doch, um allen Mißverständnissen vorzubeugen: reine Selbstsüchten sind absolut ausgeschlossen.

Was denken Sie von mir, Verehrteste? Zu der vorigen Dämonen verehren doch keine Eisen anschaffen! Damit ist bisher nur der Himmel beruhigt. Der reine Geist.

Nicht schlecht poriert! Aber, wie ist mir denn? Sind noch nach Katechismus nicht Engel und dennoch gleich ein Engel sein muß? Automatmen giebt's überall.

Du bist also gar kein Engel? Offen gestanden: das ist mir lieber! Der „Liebenswürdige und so weiter" in meinem ersten Inserat war bloß Aebenkunst. Eigentlich meinte ich ganz etwas anderes.

Jetzt sind Sie erst recht auf falscher Fährte! Ich spreche natürlich nur im allgemeinen, denn man weiß selbst heute, in unserer Zeit der Extreme, nicht ja den Automatmen — bin also allerdings ein Engel und zwar noch maßgebendem Urteile ein komplexer! Das schreit Sie doch befriedigt nicht ab?

Beinahe! Das heißt: Lüste ein wenig den Schleier — dann will ich dir's sagen.

Ja viel verlangt! Ich kenne Sie ja noch kaum, mein Herr! Sie haben sich nur zwar als armer Teufel vorgestellt, aber gestehen Sie's selbst: das ist nicht eben ernstzugend! Sie dämpfinieren wohl gar in der Hölle? . . . Bert!!

In der Hölle? Das wäre ja viel gefragt. Nein; ich lige nur im Fegfeuer. Das freilich gräulich! Ich hoffe, da bist mitleidig und machst dich auf, mich zu erlösen.

Was mich ich hören! Wie eigentlich mehr armer Sünder als armer Teufel! Das steigert ja mein Mitsmannen . . . Ehrlich gebeichtet! Was haben Sie angestellt?

Du meinst, wie ich ins Fegfeuer gerieh? Du lieber Gott, auf die unglaublichste Weise der Welt: Ich sei einmal auf allen meinen Himmeln und dann noch etlichemal auf den Wolken. So wieb man sitzt Purgatorium mitnehe, meine Liebe! — Aber du weißt mir aus! Bist du ein blonder oder schwarzer, ein zierlicher oder imposanter Engel? Das will ich wissen. — Und nach einem — verzeih meinen Verdacht, aber beine Jedergemandtheit giebt mir zu denken: Du gehörst doch nicht einen dem Chore der schwebenden Engel an? Ums Himmels willen! Nur das nicht!

Unbesorgter! Das hat man davon, wenn man sich rasch zulebe eine kühne weiße Feder aus dem Flügel zupft, um sie in eure schmorgasige Tinte zu tauchen! Am übrigen sind Sie mir gar zu neugierig, mein Herr, und tragen ungleich! Ich bin weder blond noch schwarz, weder dick noch dünn, sondern einzig in meiner Art. Der geistige Engel.

Nicht bose sein, Zeitel! Aber . . . aber . . . beine Antwort hat meine Bezeugnis wesentlich gesteigert. Du hast eine gewisse Schlag- reipektive Stichfestigkeit . . . mit einem Worte: wie ich sehe bist du — Dem der Sorte „verzeihungswürdige Engel" habe ich in Gestalt liebender Tauben und Bubern natürlich eine ein Dutzend auf Lager.

Der noch nicht alle Sünder.

Wie soll ich mich das lange Schweigen deuten? Sind die alle Federn ausgegangen, aber zirrupt du mir, liebenswürdigster aller himmlischen Geister! Ich meiner unbegrenzten Erwartung meete ich, daß mich sogar eine gemütliche Todsünde „Verdorrung" nicht mehr abhalten könnte, zu sein und zu bleiben

Du bist naiv! Weißt du denn nicht, daß man von hundert Frauen voraussetzungsvoll nach allem fragen darf, nur nicht nach ihrem Alter? Ich bin Geist ganz, ich wiederhole dich, bei der unbedeckte Frage beine guten Engel verschwindet! Aber leide dich: es ist Zeit du, und — wenn du gestattest — du gestattest! Die Tauche! Dann Beweise füge ich als eine einzige gutmütige Redensarte zuner dunkelst Regeln gleich ungetragt hinzu, daß ich gewaltig Gewichten all dein und einige Dimensionen barthier.

Die schrumantste aller Teufelinnen.

Ei, ei! So lang, Satanella, und schon so selbstbewußt! Wenn du nicht so reizend bist, so erscheine! Ich erwarte dich mit Ungeduld.

Bedaure! Noch lange nicht! Aber nicht ernst, weil ich sprechen müßte, daß du bei meinem Anblick ein zweites Mal aus allen deinen Himmeln fielest.

Ihr Gegenteil! Aber wieder einmal und nun Bitten . . . Aber auch dazu bist du noch nicht reif . . . Ich kann warten.

Jetzt preßist du in Rätseln, weiblicher Geist! Sollte ich dich kennen? Ich habe keine Ahnung.

Ob du mich kennst? Schwerlich! Ob ich dich kenne? Unsehr! Selbst! Aber bei diesem Geist, Gestalt: mehr lang als breit; Augen: geheimnisvoll; Haare (wo überhaupt): braun-gelblich; Nase: proportioniert; Mund: beidseit. — Magen: gut; Herz: von Gold; Moral: fin de siècle. — Besondere Kennzeichen: Mandat leidenschaftlich — leider Vergänglichkeit. Ich bin's, Satanella, deine alte Minder. Und ein Leidweh, das heißt „Mahl", und einen Kattler, der heißt „Ennui" . . . und eine . . . ja, was hat es noch für?

Ah, aber das verdopte Gestalt! Ha! ha!

Satan! Gnade! Gnade! Ena! Wie soll ich dich nennen? — Wissen Sie auch, daß meine Lage sehr ungemütlich ist, meine Gnädige? Ich habe die Empfindung, als könne ich mit verbundenen Augen im Glashäuten . . . Schwemmen Sie sich, Verehrteste, und erlösen Sie mich von seiner Neugierqual den völlig im Finstern tappenden armen Teufel.

Powerino! Du dauerst mich, aber ich kann dir nicht helfen. Unmöglich! Weißt du, wozu man in Italien „far' Capolino" nennt? — Gut! gut! rechts — gut! gut! links . . . nein Lieblingsspiel von je! Dörfe kann ich nicht raten, du mußt ganz! Mich hängt man nur, wenn ich gefangen sein will, und auch dann nur mit . . . ja, womit denn eigentlich? Ich habe ja nie erstickt es nie, die plumpen Schmeicherling . . .

Reizende! Eine Gnade! Ich lebe nur von der Hoffnung. Sie morgen auf der Redoute zu sehen. Nicht mehr, Sie kommen? Ich habe keinen andern Gedanken! Warum soll Sie erkennen? Nur an deinen, deinen Augen!

Gewußt! Das heißt: teilweise. Zu unvorsichtig bin ich nicht, mich alß die „Dame mit der grünen Schleppe" oder der „schlanke Domino mit der Lorbeere-Maske im Gürtel" nicht nur von dir, sondern von allen Leuten bleiet weiterdecorierten Blattes erraten zu lassen. Nie nein: dein Leiden! Aber sei nur ruhig: du sollst mich dennoch erkennen. Bin ich nicht gnädig?

Digitized by Google

Die Arbeute war im besten Gange. Es war überfüllt. Vergebens setzte der arme Teufel durch die Säle, nirgends fand er eine Thür von der Unbekannten. Endlich, lange nach Mitternacht, als er schon alle Türen fieberhaft in Erwartung durchgeschüttet hatte, trat ihm ein elegantes, gut Hallte schmerzlich, zur Hälfte bewerkt geflochtenes Domino in den Weg, den er bisher nicht bemerkt hatte, und der ihm mit einem anmutigen Knicks ein zusammengefaltetes Briefblatt überreichte.

„Lies!“ klirrte die Stimme in den bekannten Flötentönen. „Nun, so lies doch!“ wiederholte die Unbekannte, als er verwirrt halb lag, halb das Papier anstarrte.

Es klang so befehlend, daß er gehorchte. Mit bebenden Fingern griff er nach dem Briefe und entfaltete ihn. Wie groß war seine Ueberraschung, als er die enge Handschrift erkannte. Es war nur eine flüchtig hingeworfene Briefzeile; nur er hielt sich, das Druckblatt eines Schreibens, das er vor längerer Zeit an einen guten Freund begonnen und, durch einen Besuch gestört, unvollendet in der Mappe liegen gelassen und dort vergessen hatte.

Der Domino hatte sich jetzt auf den Zehen in die Höhe gehoben und guckte ihm über die Schulter, während er kopfschüttelnd das Geschriebene mit den Augen überflog.

„Lieber Freund! Du fragst, ob es mich ärgert, daß ich meine junge, wunderhübsche Frau vernachlässige. Mein Lieber, was wollt Du? Mama hat mir zu einem komplotten Engel weggeholt, daß gebe ich zu — aber, Du kennst mich! dieser Art Lebensweise habe ich von jeher nur gehemmt gestiert . . . Mama verhält herlich, ich thue ihr unrecht, ich sollte mir die Mühe geben, sie besser kennen zu lernen und zu weiter . . . aber, du lieber Himmel, was ist denn da kennen zu lernen? Dicke neckergegenen jungen Damen sind eine wie die andre, das kennt man auf den ersten Blick! Uebrigens sahren wir ja eine Mahrecke, wenn ich gerade nichts Besseres vorhabe, bin ich der galanteste Ehemann, und sie, die gute Kleine, nun: sie betet mich einfach an . . .“

So weit kam es, da hob der Domino seinen weißseinen Riesenfächer und versetzte ihm damit spielend einen Schlag auf die Finger.

„Armer Sünder! Armer, dummer Teufel!“ klang es spöttisch an sein Ohr.

Er griff sich an den Kopf . . . Nein, es war ja nicht denkbar, nicht denkbar . . .

Und doch! Es war wirklich und wahrhaftig die Stimme seiner Frau.

Die katholische Palastkirche in Petersburg.

Das neue Winterpalais in St. Petersburg während Ertheilung vorläufiger Verfassung.

Besuch des deutschen Kaiserpaares in St. Petersburg.

Für müßige Stunden.

Schach. (Redigirt von E. Schallopp.)

Partie Nr. 82.

Durch Briefwechsel 1890/97 gespielt.

Evans-Gambit.

Weiß: Nr. 3, Provost in Rouen. Schwarz: der Verfasser.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	e7—e5	12. T f1—e1	Le6—d7
2. Sg1—f3	Sb8—c6	13. Sd5—e3	Ld7—c6
3. Lf1—c4	Lf8—c5	14. Se3—c4	Lc6—b6
4. b2—b4	Lc5—b6	15. Sc4—a5	Lb6—c5
5. c2—c3	La4—a5	16. Sa5—c4	La5—b6
6. d2—d4	Sg8—f6	17. Lc1—b2	Sf6—g4
7. d4—e5	e5×d4	18. Lb2—g7	g7—g5 [1]
8. Le1—a5 ?	Sf6×e4 !	19. Te1—e4	Lb6—f2
9. De2—d3	d7—d5 !	20. Te4×d4	Sg4—e3
10. Le4×d5	Sc6—d8	Weiß bietet Matt in zwei	
11. La5×c7	Ke8—f8 !	Zügen an.	

1) Doch ist nicht gut. Der Versuch verdient die Parade, worauf 8. Sf3×e5 Sd5×e5 9. De2×e5 ist für beide Teile interessantes und schwerstes Spiel ergiebt.

2) Der Schlüssel-Zug. Der sich noch immer oft äußerst hart bewährt hat.

3) Nur bei d7—d6? 9. e4—d5 Sd8—g6 hat Schwarz noch einige Aussichten auf Remis.

4) Stellt Weiß 9. . . . b7—b5 ? 10. Lc4—b3 ? so ist Weiß in Nachteil, weil Schwarz nach 10. . . . Sf6—e4 11. Sf3×e5 Le7—d6 12. Te1—e4 Se4×f2 13. Sd7×f8 Te8×f8 14. Te4×f4 Lc8—b7 15. Lb3—a4 Dd8×e8 16. Sb1—d2 Lb7—b6 17. Da4—a3 Le6—c8 18. Sd2—f3 Lc8—b7 19. Df3—h3 Lb6—d8 20. Dh3—h5 Lb7—c6 21. Sf3—e5 Lc6×e5 22. Df5×e5 Ld8—f6 mit Gewinn.

5) Schwarz nimmt in der Folge jeden Bauern an — er hat auch hinreichend Entwicklung.

6) Würde gar noch zu wagen sein.

7) Eine Idee, die 14. Sf3×h2 ? nicht haltbarer machen soll. Weiß hat 14. . . . g7—g5 ? vorher 14. Sf3×h2 ? nicht gut, z. B. 14. . . . Sf6—e4 15. Sh2—f3 Se4—g3 16. Sf3×g5 Dd8—g5 17. Dd1—d3 Sg3—e4 18. Dd3—d1 Se4—g3 mit Remis.

8) Falls 16. e4—e5 Sf6—g4 17. Te1—f1 Dd8—h4 18. Df3—h3 Sg4—e3 19. Lc1—e3 Dh4—e4 20. Tf1—f4 Lb7—c6 21. Te5—d5 Sc6×d5 22. Df5×d5 Le7—f6 23. Td5—f5 Kg8—g7 24. Tf5—f3 Kg7—h7 25. Df3—e5 Dh4—g5 26. Sa3—c2 Lc6—b7 27. Td1—d3 Kh7—g7 28. Td3—d1 Kg7—g8 29. Td1—d3 Kg8—h7 30. Dh3—h3 Dg5—h4 31. Sc2—e3 Dh4—h3 32. Te3×h3 Kh7—g8 33. Th3×h4 h7—h6 34. Th4—h7 Kg8—h7 35. Th7—f7 matt.

Schachbriefwechsel.

A. B. in Gattenhl. Die beiden ganz rechts und mit den Zahlen für den Beginn des Zweikampfes. Der zweite Satz der beiden Bemerkungen zu Partie 81 ist nicht gemeint. Der Satz heißt natürlich: „Der Lc3—d4 ist Druckfehler für Sd5×d4 Dh4×d4 Lc3—d4 Dd4×d4 Sc6×d4 Ld4×h8.“

Richtige Lösungen haben bisher ein: J. Schneider in Neuschönau zu 39 und 74, A. G. in H. Druckfehlerzeichnis Wirklichkeit zu 39, 56, 73, G. Werk doch in Stuttgart zu 34 und 56, W. V. in G. zu 34, J. Peters in Dresden und Ernst Zeitsch in Hamburg zu 34, 35, 36, J. Winters in Berlin und Templer in Potsdam zu 35, J. Warnow in Breslau und 34 Schmidt in Charlottenburg zu 34.

Litterarisches Fächerrätsel.

Des Rätsels Lösung stammte
Gehört und vernehmen
Die Sprüche dann von oben,
Bringt euch Thüringens Barden,
Bekannt durch seine Frauen.

Des Zahlungsstatts sind 5 aufeinander: Arche — Kapelle — Hyazinthe — Tasche — Tanne — Arie — Harre — Tatze — Tube — Termite — Ironie — Reisende — Kanada — Bahia — Aloe — Oberbirn — Steinbeißer — Degas — Rose — Medusa — Malaria — Pfeil — Bier — Thier — Chor.

Der ungefähren Bekannte: Konrad.

E. P.

Vorträtsel.

Ich bin, wenn auch von vornehmem Stamm,
Herabgesunken manchmal zu Frauenkleidern,
Im Frauenhaus aber, in wenigen Gassen,
Da werde ich selbst hervorgelassen.

F. M.-B.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 792:

Des Teufels Fuhre:

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Briefe und Sendungen usw. bitte die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Digitized by Google

78. Band.
Braunschweig. Illustrirter Jahrgang.
Oktober 1896—1897.
Erscheint jeden Sonntag.

Über Land und Meer.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Nr. 51.

Preis vierteljährlich 3 M. 50 Pfg.
Mit Post-Aufschlag 3 M. 75 Pfg.
Redakteur:
Emil Schaudt in Stuttgart.

Starrköpfe.

Humoreske
von
Robert Pohl.

Sir Turchy von Podolony sind ein altes böhmisches Geschlecht. Ein Podolony kämpfte schon 1420 in der Hussitenschlacht bei Pankrazy für Kaiser Sigismund und die allseligmachende Kirche gegen den Trotzkopf Hussitenführer, den einäugigen Ziska, und prahlte sich durch ihren große Bebertheit wie physische Stärke aus. Wo er hintrat, wuchs kein Gras; wo er hinschlug, erst recht nicht. Hätte ihm aber beides doch nicht viel genützt, wenn nicht ein drittes hinzugekommen wäre, und das war die relative und positive Dicke seiner Hirnschale. Denn als er sich in der Hitze des Gefechtes gar zu weit in die Horde jener Söhne Belials vorgewagt hatte, versetzte ihm ein sachgroßer Hüne von Hussite mit dem Morgenstern einen so wuchtigen Streich auf den Hirnkasten, daß ihm der Helm, einem eingetretenen bienenen Gulisber gleich, blitzschnell über Nase und Mund sanfte und er nicht einmal „Pfui Teufel!“ rufen konnte. Unter normalen anatomischen Verhältnissen würde dieser Streich einen Biloon zu Boden geschmettert und getötet haben; der wackere Stammvater der Podolony aber erwachte nach geraumer Zeit aus tiefer Betäubung, richtete wutbrüllig seine etwas beschädigte Nase und die Kopfbedeckung zurecht und begab sich dann geradewegs, aber echt „niedergeschlagen“ an das kaiserliche Hoflager, wo man ihn schon zu den Toten gezählt hatte. Als Pflaster auf seine Wunden und gleichzeitige Anerkennung der Tüchtheit und Widerstandsfähigkeit seines böhmischen Dickschädels legte ihm die Gnade des Kaisers den Beinamen Turchy zu, was so viel wie „hart“ bedeutet.

Kaiser Sigismund hatte sich 1431 die italienische Königskrone, Herr Turchy von Podolony aber, der ihn nach Welschland begleitete, etwas Besseres, und das war ein glutäugiges, schwarzhaariges Weiblein aus den sonnigen Gefilden jenes Landes, wo es viel gekalt, gesacht und gesungen wird. Ob, che bolezza! Ja, das war eine Schönheit, und der liebe Himmel weiß, wo Freund Podolony sie aufgegabelt hatte. Genug, das zierliche Ding hatte seinen Narren an der recken- und derbknochigen Ungeschlachtheit gefressen und fühlte sich glücklich an der Seite des rotblonden Cyklopen. Die südliche Reizbarkeit konnte aber der nordischen Ueberkraft nichts anhaben, der böhmische Schwamm lag das fremde Blut in sich auf und gab eignes Naturell wieder, und so geschah es, daß das Geschlecht derer von Podolony sich weniger durch persönlichen Liebreiz als durch bedeutende Halsstarrigkeit oder Dickschädeligkeit auszeichnete. Bis auf die Neuzeit regte es durch eine eigentümliche Nasenbildung vor andern Sippen hervor, eine Nase, die durchaus nicht römisch oder griechisch, sondern nur „aufgefstülpt“ zu nennen war. Kaiserten waren sie jederzeit gewesen, die Podolony, und von dem Stammwunde, das in der Nähe Pilsens lag, waren sie überall hingezogen, wohin den Landes Rat und Kaisers Stimme sie rief; wacker rauften sie mit dem Feinde im Morgen- und Abendlande, fehrten aber nach gethaner Arbeit immer wieder vergnügt auf ihre Scholle zurück.

Uebrigens hatte diese im letzten Säkulum erheblich an Grausichtheit gewonnen, seit sie von jener Flut edeln Gerstensaftes bespült wurde,

September. Originalzeichnung von A. H. Schram.

Digitized by Google

die unter dem Namen Pitzener Bier männiglich bekannt ist. Wer die ausgeklärenen Gesetze betrachtete, in denen jeden Sonntag nachmittag der alte Kutscher Tondo,*) tausend Falten im dunnschlonen Gesichte und die Pfeife im Munde, auf einem kleinen Schemel sitzend, in seines Füßleins linker sich, nach Pitzen „hinein"saffete — hü, Braunchen, aorwärts! heut' giebt's Frischen! — der kann sich einen Begriff von der Bezaglichkeit trinkbarer Flüssigkeiten und den Durst der Leute Oberhen machen, der auf dem Schlosse hauste.

Notabene, es war gar kein Schloß. In einem sonstigen richtigen Schlosse fehlen dem niedern Gebäude die Türme und Zinnen, Klusen in den Mauern und Zacken, das verwitterude Gemäuer und der Klettereffeu, der es einhüllt, also einfach alles. Nein, es war kein Schloß! Es war ein großer, viereckiger Kasten mit vier Dachstuben, die sich um Stallräumlichkeiten, Scheuer und Tenne zog und nach der Südseite in einen gar gepflegten Gemüse- und Ziergarten übergang — also ein Meierhof, wie man ihn allerweits im Lande Brandenburg findet. Und in der Leute Mund hieß er „die Twrdinka". Der alte Kerrschaft der Pobsdam, zu dem ein Lindenalleeen Weh aon der Straße abzweigte, war schon vor langen Jahren niederbrannt, und der Herr Oberst, der, wenn nach Kittweilen, wohnte in Berliegenheit gewesen, zu sagen, wie er ihn wieder aufbauen solle. Nämlich, die Pobsdam waren immer ziemlich Herrn, aber etwas leichtsinig und unsolgebessen stets arme Schlucker gewesen, die mit Noh und Krach ihr Einkommen standesgemäß verpunten. Bei alledem war Graf Heinrich

Der Alte fischte sie auf die Stiefeln und schob sie sonst zur Thür, doch flog sie noch rasch auf den Bruder zu, fischte ihr bestraft und flüsterte: „Gscheit, Rudi! Beim Dschidahee! fein! Nicht widersprechen!“ Und drauchen war sie.

Rudolf trat ans Fenster, lehnte den heißen Kopf an die Scheibe und trommelte mechanisch mit den Fingern den Rabetzkymarsch. Der Oberst setzte sich wieder an den Schreibtisch, schob seine Angelhaken beiseite und zog aus einem tiefen einige Stadtkollmet hervor. „So! Jetzt bitte, laß das Getrommel! Frost! Ohne Umschweife! Mikolet!“

Rudolf drehte sich um. „Es mag die so auf den ersten Blick als eine große Summe erscheinen, Papa, aber “

„Keine Redensarten, wenn ich bitten darf, wieviel?“

Rudolf zögerte noch ein wenig, dann sagte er zagend: „An dreißigtausend!“

Der Alte zuckte nicht mit der Wimper; sein Gesicht blieb unverändert, aber er kneipte mit Zeigefinger und Daumen der linken Hand ein klein, eine Bewegung, die der Lieutenant kannte, denn er beeilte sich, hinzuzufügen: „Versteh, Papa, ich weiß, es ist unverantwortlich — aber — mehr als die Hälfte sind Wucherginsen!“

„Saubere Geschäftsgegend!“ fuhr der Oberst auf. „Deko schlimmer! Von dem Gelde hast du also nicht einmal etwas gehabt! Nun, man sieht, man hat's hettet, so liegt man, und wer sich zu Hunden setzt, steht mit Flöhen auf. Ich will mich nicht aufregen. Mir fehlen zu solche Unterhaltungen nicht zum reformat, obgleich sie nie lohnt. Du bist minderjährig — aber ich verstehe dir, daß ist die letzte!“ Rudolf wollte etwas erwidern. „Rube im Glied!“ schrie der Oberst. „Jetzt rede ich. Mein alter Kamerad Laupan von der 6ter Husaren hat mich über seine Lebensweise zu Rat gehalten; ich behalt etwas weniger überrascht, als du vielleicht vermutet hast. Nun gebe die Konsequenz! Aber — aus diesen Aufschlungen wird du erleben, daß du beim militärischen Ehre bis auf ungefähr zwanzigtausend Gulden verwirklichtet hast. Dieser Fehl soll dienen, dich zu ernüchtern. Elias Bernhagen darf nicht angeklagt werden; es ist die Verantwort, und sie soll seine Schwächen nicht dicken!“

„Lieber eine Kugel durch den Kopf!“

Der Oberst legte einen kleinen Schlüssel auf den Tisch. „Hier! Der kommt den Privatenkasten!“

„Papa!“

„Ich meine nur, für alle Fälle! Das ist selbe gerade auch — Leichtsinn mit Fehlgeld kommt! Was dem Leben beherrschen und beirren.“

Wie fehgemessen! Hann Rudolf da. „Heiraten? Doch nicht in so dunkelunbrechen? Doch nicht jetzt?“

„Gerade jetzt! Gleich! Sofort! Plötzlich!“

In Rudolf regte sich nun auch der Jugendstolz Widerstandsgeist, aber er erinnerte sich noch rechtzeitig an Elias Wort: „Kein Dschidahee! fein!“ Er unterdrückte also eine scharfe Entgegnung und sah nur fragend den Vater an, der fortfuhr:

„Insbesondere Dich! Du mußt Gutsnachbar. Baar Pavrita-Exporteur. Ist zwar nicht von Adel, Rudolf, aber reich, sehr reich. Er hat eine Böhmin geheiratet, sich über angekauft und hat nur eine Tochter, Barbara heißt sie. Nebenbuhlerin. Alles schon abgemacht zwischen mir und Boyzanda; brauchst mir hinüberzureiten!“

Rudolf stammte auf. „Ich reite aber nicht, Papa,“ rief er, „ich hasse mir nichts ferner!“ Eine Frau mit dem Gesichtsnamen Barbara schon gar nicht. Ich heirate überhaupt nicht, und wenn, dann nur ein Mädchen, das ich liebe!“

„So, so,“ höhnte der Alte, „die Mädchen, die du liebst! Die Sorte kenn' ich! Mit denen du die letzten dreißigtausend Gulden in Prien durchgebracht hast!“

„Papa!“

Der Alte wurde ernster. „Nichts da! Ich rede nicht von Mädchen, die man liebt; ich rede von Mädchen, die man heiratet. Ich habe meine Frau auch nicht geliebt und habe sie doch geheiratet!“

„Papa!“

„Und so wirst du es auch machen! Das will ich, das verlang' ich, fonst stehe ich meine Hand von dir ab! Du heiratest Barbara, verstanden?“

Rudolf verlor seine Selbstbeherrschung. „Und ich sage Dir, Papa, eher ich mich Pferdeschuhe zu meiner Frau mache, gehe ich — ich weiß nicht wohin — auch nach — Afrika!“

Der Oberst schlug mit der Hand auf den Tisch. „Noch Kriege? Glücklicher Reise! Heirate in Afrika! Dahin schicke ich dir meinen Segen!“ Er rebete sich immer mehr in Zorn. „Das wäre noch schön! Eine ignorante Schwiegertochter! Mit Negerkindern um die nackten Beine! Ich bin selber Adel sprang er auf. „Und daß du's weißt! In nach Tagen muß Verlobung sein! Und während dieser Zeit will ich nichts von dir hören, nichts von dir sehen! Wir verkehren dienstlich miteinander, schriftlich!“ Er riß einige Blätter vom Blockkalender. „Darauf verlange ich täglichen Rapport! Kurz und bündig! Verstanden, Herr Lieutenant?“

„Sehr wohl, Herr Oberst!“ Rudolf zerbrückte die losen Blätter in der Hand, steckte sie ein, salutierte und wand die Thür hinter sich ins Schloß.

Der Alte saß lachend in seiner Gicht: „Nein! So ein Dschidahee! So ein Dschidahee! Das muß er ihn nur hat!“

Dann griff er wieder zu den breiste geschobenen Angelhaken.

Als Rudolf aus dem Arbeitszimmer des Vaters stürmte, hatte er beinahe Schweiter Ella überrannt.

„Rudi!“ rief sie ihm nach, „was willst du thun?“ Er war schon draußen. Sie weiß nicht. Jugend etwas Bezwingliches, etwas —“

„Nicht Thörichtes, vermutlich,“ unterbrach sie ihn heftig, auf ihn zugehetzend. „Rein Rudi, wenn du mich lieb hast, keine Unbesonnenheit. Versprich mir gleich noch! Gieb wenigstens scheinbar nach! Papa wird dadurch beschäftigt. Laupanzo zu besuchen, schadet keinem Zoll. Und dann kann immer noch thun, was du willst. Schon folgen. Rudi! Du? Geh, sei brav!“ Sie hatte die Hände gefaltet und sah schmeichelnd, thränenfeuchten Blickes zu ihm auf.

Er streichelte sie zärtlich am Kin. „Du bist ein gutes Mädl und ein klages dazu. Gut! Ich mache nachmittags meinen Besuch im Pavritalande. Du hast recht, es d'nogger a rieu!“

„Danke, Rudi! Ich helfe sich dir auch. Ich habe zwar noch keine Ahnung, wie. Aber Gsan werd's schon wissen!“

„Gsan?“ Er sah die Schwester forschend an. Sie erröthete ein wenig. „Ja! Es war noch keine Zeit, mit dir darüber zu sprechen, und schreiben wollte ich nicht, denn ich Bestimmtes mitteilen konnte. Ich glaube — du mußt aber nicht erschrecken, Rudi — ich kann mich irrtümlich!“ — sie nickte hoheit ernsthaft mit dem Kopfe „als verlobt betrachten.“

Rudolf schob seinen Arm unter den ihren. „Nicht möglich! Aber das mußt du mir erzählen!“

Sie traten in der Schwester Zimmerchen. Als sie die Thür öffnete, sprang Elia laut auf: „Papa-leon! Ungeheim! Wie machst du das?“

Auf dem Nähtischchen saß eine zierliche, silberweiße Angorakatze, hatte ihre rechte Vorderpfote in die halb aufgezogene Schublade gepolstert und ihre Zunge mit den Zähnen bearbeitet; aufgerollte Garnknäuel, offene Seidenbändchen, Goldschnüre, Perlmutterknöpfe und ein Schreibtuch lagen, ein unvollendetes Stickleben, in wirrem Durcheinander auf dem Boden. Es war ein schrecklicher Anblick für zehes ordnungsliebende Gemüt. Mit einem schuldbewußten, klöglichen „Miau“ und einem großen Satze sprang der Verbrecher zuerst auf die Lehne des kleinen Sofas, dann mit gesträubtem Schwanz auf die schmale Staffelei, die eine farbenlustige Stizze trug, und landete schließlich auf der Hohe des Kleiderschrankes, wo er sich behaglich kauernd niederließ.

„Na, warte du!“ Ella drohte mit dem Zeigefinger nach oben, während sie auf der Erde knieete und ihre verstreuten Schätze auflas. Angeloon fuhr sich, ungeräuhrt und die Reuglein zu winzigen Schatz zusammenkneifend, ein Mal über das andre mit den weißen Pfötchen über die rosige Schnauze.

Rudolf lachte und legte sich auf den kleinen Polstersitz. „Der alte Kerl besitzt sich auch nicht auf Kommando! Nun aber los, Elia! Wer ist Papa-leon? Doch nicht Oberstleutnant von Buchenberg?“

Ella versenkte die Hände des Bruders in einen Garnbund und begann aufzuwickeln. „Doch! Gerade der!“

„Alle Wetter!“

„Schlage die Hände nicht zusammen, sonst kann ich nicht wickeln. Nicht wahr, das hab du dir nicht träumen lassen! Ich auch nicht, als er dich das erste Mal während seines Urlaubs besuchte. Aber kann kam er oft von Pilsen herüber; immer unter einem andern Vorwande. Bald brachte er Papa ein neues, bald ein ganz altes, verschollenes Werk über Jagd oder Pferdezucht, und dann spielte er Schach mit Papa, und immer sieh er sich matt setzen, und die dunkelsten Phrasiaus offerierte er ihm — o, er hatte sehr Lehren zu sein, aber, weißt du?“ Ella zwinkerte mit den Augen — „ich habe es ja doch gleich gemerkt, daß er nicht wegen alten Schartecken, Bonee und Turm oder sinnbetrieblichen Zigarren zwei Stunden her und zwei hin zu Pferde ritt. Du mußte nun zu blind sein! Und ich erwartete die ganze Zeit seine Erklärung... Bitte, etwas höher!“ Sie wickelte immer rascher. „Nun, am letzten Mittwoch wohnten wir den Diners exquisit er dem Papa — ich sage dir, der mag ihn sehr gut leiden — bei er Russisch habe, bald Hauptmann zu werden!“

„Donnerwetter! Was du sagst!“ rief Rudolf erstaunt. „Das ist sehr einem jungen Hauptmann. Ja, das Avancement bei den Herren von der Artillerie —“

„O nein, o nein,“ unterbrach ihn Ella eifrig, „er dankt es nur seiner Tüchtigkeit. Er hat eine Russische geschrieben über die — über die — ich glaube Russisch heißt es, von irgend welchen neuen Wurfgeschossen, mit Berechtschätzung der —, wieder sieht ein Fremdwort, das ich auch nicht verstehe — aber es soll ganz bedeutend sein und in Fachkreisen Aufsehen erregen. Erzherzog Rainer hat sich sogar nach dem Verfasser erkundigt! Ja! Aber nach dem Diner, als wir einen Augenblick allein waren, zeigte mir Papa die Bombe, um mich artilleristisch auszubrüsten. Da ergriff er nämlich seine ganze Bosheit mit allen Schrapnells, Kalibern und rondalen Pulvern schon besserte und fragte mich süß, aber einfach, ob ich etwas von seiner Liebe nichts gemerkt hätte, zweitens, ob ich sie erwidern könne, und drittens, etwas einwenden würde gegen Hauptmannsehren — Ella von Buchenberg, nee Trudy von Pohsolm.“

„Nun, was hast du ihm geantwortet?“

„Was sehe junge Dame von Erziehung an meiner Stelle geantwortet haben würde, Rudi. Ihm am liebsten um den Hals gefallen wäre — bitte, halte höher — und auch gewußt habe, daß man es den Männern nicht gar so deutsam machen darf, und überdies Papa jeden Augenblick eintreten könne. Ich sagte also, daß mich sein Antrag ehrend ungemein überrasche, daß ich von seiner Liebe, zweitens, auch nicht das geringste je geahnt hätte —“

„Spitzbübin!“

„Mercl! Daß mich aber trotzdem bei einem solchen Schritte ernstlich mit mir zu Rate gehen müsse und mir noch eine kurze Bedenkzeit ausbitte. Das hab er mich allerdings so klüglich an — daß unser Tschapert — daß ich ihm zurnen wollte: Aber, du schrecklicher Hauptmannsmuth, ich habe dich ja so lieb, so furchtbar lieb! Nimm mich hin, du hast sie mich!“

„Und warum hast du es ihm nicht zugerufen?“

„Weil natürlich Papa gerade im zupassendsten Augenblick wieder ins Zimmer kam. Jetzt muß ich es ihm schreiben, und das ist viel schwieriger.“ Sie erhob sich aus ihrer tauernden Stellung, warf den zmäuel jubelnd in die Höhe und sprang im Polkaschritt singend von einer Ecke zur andern: „Ella von Buchenberg! Ella von Buchenberg!“

Rudolf erwischte sie zu einem Zipfel ihres flatternden Gewandes. „Sie hatte doch süß, du Quedsilber, und hatte die gnantlieren. Buchenberg ist ein braver Mensch, ein Pferdekamerad —“

Digitized by Google

Er konnte seine Lobrede nicht beenden; sie riß sich los und tanzte singend weiter: „Weiß ich ja! Weiß ich ja! Ella von Buchenberg. Ella von Buchenberg!“ Dann blieb sie plötzlich stehen. „Ach Gott! Da habe ich dich ganz vergessen! Du mußt doch frühstücken und für deinen Antrittsbesuch bei Lokpanis noch Toilette machen!“

„Ja,“ seufzte Rudolf aufstehend, „Memento Barbara — ber! Ah das ein Name! Weich sauere Aepfel! Aber ich muß hineinbeißen. Bitte, schicke mir einstweilen etwas weniger Zusammenliegendes auf mein Zimmer!“

„Sogleich, Rudi!“ Sie nickte ihm nach, klatschte dem Stubenmädchen, dem sie einige Küchenbefehle ertheilte, und setzte sich dann an den zierlichen Schreibtisch, gedankenvoll den Blondkopf in die Hand stützend. Fünf Minuten später strichelte die Feder mit großen Schriftzügen über das kleine, goldberandete Papier, das gefaltet und in den Briefumschlag gelegt wurde. Auf dem aber stand zu lesen:

Herrn k. und k. Oberlieutenant Egon von Buchenberg
Pragerstraße 26. Wien.

Am Nachmittage desselben Tages, binnen zur selben Stunde, ritten zwei „Reiter zum Thore hinaus“, jedoch nach verschiedenen Richtungen. Das heißt, korrekt ritt wohl nur der eine, und das war Rudolf. Als er den Falken befestigt und davongeritten, wurde auf einen Augenblick hinter einem Fenster im ersten Stockwerke der Turbinka das hübsche Gesicht des Obersten sichtbar, um sofort wieder zu verschwinden. In dem bekannten Leiterwägelchen aber, das kurze Zeit darauf den Hof verließ, rumpelte ein leeres Bierfaß, und darauf ritt oder lag her alte Tonda. Er sah heute noch verschmitzter aus als gewöhnlich, und die Pfeife mit dem Porzellankopfe, auf dem ein sicherlich Turner eingeschnitzt war, ein „Sokol“ im roten Gnedbalbhemde, eine rotweiße Fahne schwingend, baumelte im linken Mundwinkel. Als der stadtbekannte Rosselenker sein „Hü, Brannchen“ rief, da drückte er seine Tatze auf die nicht ganz saubere Brustlasche seines Jakets und blinzelte pfiffig in die Höhe nach dem Zimmer des „grä Fraileis“. Tonda fuhr zuerst nach dem Brauhaus, wo er seine leere Ladung gegen eine volle eintauschte und sich an einer Gentis-Halben erquickte, dann begab er sich in den „Branntwein- und Ausgalio-Verschleiß des Jakob Pick“, wo er eine geraume Zeit verweilte, um sich durch einige Slowowitz auf den wichtigen Moment der Briefabgabe vorzubereiten, und schließlich holperte er trabte, wurde auf einen Augenblick hinter einem Fenster im ersten Stockwerke der Turbinka das hübsche Gesicht des Obersten sichtbar, um sofort wieder zu verschwinden. In dem bekannten Leiterwägelchen aber, das kurze Zeit darauf den Hof verließ, rumpelte ein leeres Bierfaß, und darauf ritt oder lag her alte Tonda. Er sah heute noch verschmitzter aus als gewöhnlich, und die Pfeife mit dem Porzellankopfe, auf dem ein sicherlich Turner eingeschnitzt war, ein „Sokol“ im roten Gnedbalbhemde, eine rotweiße Fahne schwingend, baumelte im linken Mundwinkel. Als der stadtbekannte Rosselenker sein „Hü, Brannchen“ rief, da drückte er seine Tatze auf die nicht ganz saubere Brustlasche seines Jakets und blinzelte pfiffig in die Höhe nach dem Zimmer des „grä Fraileis“. Tonda fuhr zuerst nach dem Brauhaus, wo er seine leere Ladung gegen eine volle eintauschte und sich an einer Gentis-Halben erquickte, dann begab er sich in den „Branntwein- und Ausgalio-Verschleiß des Jakob Pick“, wo er eine geraume Zeit verweilte, um sich durch einige Slowowitz auf den wichtigen Moment der Briefabgabe vorzubereiten, und schließlich holperte er

Sockel des Rasori-Denkmals in Urbino (Rückseite.)

„Renaissance“, Sockelfigur am Rasori-Denkmal.

„Genius der bildenden Kunst“, Sockelfigur am Rasori-Denkmal.

Digitized by Google

Das Raffael-Denkmal in Urbino. Von Luigi Bellí.

Digitized by Google

in das Haus der Progerkrohe, in dem Oberlieutenant um Buchenberg wohnte. In etwas unregelmäßiger Haast erfolgte dann Tambas Aufkehr nach der Tambinda, die ihnen beferliegenden Abdicht nur bedauerd fand, daß das Brunnchen den Weg schon selbst kannte und mit Hagen, Fischchen und schmarchendem Tonda an dem Haustöre mit einem beidseiten Ruck hielt. Auf dem Zimmer Otto's aber trunken Herr Anton Krautheil — das waren Ehren-Tambo Tank- und Familienname — authentischen Bericht über den Verlauf seiner Sendung: „Als hab' ich entkapte. Hat pan Oberleutnant keiner mit aufmachte und sagte: „Ahn, Tambo!" Und hate Tach mit ganze Gsicht. Hab' ich auch lachte, aber nur mit halbe Gsicht wegen Arschpoch'mirigkeit als ehemaliger Fehwebel bei Zeibing, und bin herin gegangen in Zimmer. Da hate pan Oberleimnert sich hinstellte und fragte: „Na, Tambo, du bringst mair Sag ich: „Ja Beiebl, bring ich wod" und zig' ich aus Bentlichen Beitel von gan' Feinen. Pan Oberleimnert reißt hin auf, geht an Fenster, lese Briefl, und af amal schwire in Zimmer nach alle Seiten, als sucht was, streckte beide Aern' aus wie Schmetterpoch auf Wiesbaden, springe af mich los nod — Jeksch, Maria, Josef! — sag' ich Ihne, gnä' Fraulein, aurtigste mich, Tambo, an Bruh, daß han' nie beinab' Pfeifen krachen, und hab' ich in Druhschicht' hadt bei Beitel von gan' Feinen, und hat sache, wie Verrucke, hat me aber gleich losfassen und in sein Hoksack' fressen und hat me ungahlten Geld in Hand hinden und hat gesagt: „Lauf Gsel! Fene' dich!" und hab' ich gelagt: „In Beteki!" dah' ich gelagt. Und dann hat sich niederseze und hat Brief schreiben. Derweilen hab' ich mit Dand in Taschen Geld zählt — warre's bei Gulden Verwunderung Krenzer und Pfenschtel. Aber Peischter hab' ich zurückgehen. Und wie fertig war, hat me Brief gelesen und rufte: „Fort! Fort!" sind da in Brief!" In bekannter Weltsprache zog Tambo erst seine Pfeife und dann die urkatinhaftige Antwort aus der Tasche.

Als er etwas später in die Nähe des Hauses der Marken: „Mali! Wissen's Alternachten?" er eintrat und der neugierigen Linzeiu, die dort als unaufgrantte Gebieterin ihres Amtes waltete, haarklein alles erzählte, was er wußte, schloß er seine Indiskretion mit den Worten: „Also jetz' ich Thüren Mali, thät' wenig g'scheit und gnä' Fräulein hätt' me vielleicht auch unwortwaat. Hat sich's aber noch überzieht, Brief noggnaumen. Guldenzettel geben und mich hinunterjagen."

Als eine bedeutende Bereicherung des limitirten der k. k. Postalleetum in Pilsen zog Fräulein Mali die nachstehen Zeitgenossen dieser Mitteilung. Sie in formierte sich sofort über das Alter des Herrn Oberleutenants, — „ise achtundzwanzig" — zog die neunzehn Lenze des Fräuleins in Betracht und ersnahm ihnen bloßer das neueste Traumbuch. Es sie daraus mit apodiktischer Sicherheit erfuhr, daß ein glückliches Liebespaar Aller Bedenmöglichkeit bereite, so wage es ausgemachte Sache, die drei Monnern unentgeltlich, achtungsvoll und bedeutungsschwer für die nächstfolgenden drei Wochen, Prager und Linzer Zeitungen mit je ein Gulden zwanzig Kreuzer — terno secco — zu besorgen. Geschah auch so!

Am Hofe erhielt Hofschlag und Pferdsattelzeug. Tambo sieh auch zwei übereinanderzeggelappte „Pawidel-taschen".*) die Silberstiege seiner Schwaghaftigkeit, in der unergründlichen Sittenstufe des Rocks verschwinden und alle Hände, um dem jungen Herrn seine Absichten zu fassen. Andolf warf ihm die Zügel zu und stieg die Treppe hinan. Drohen erwarteten ihn schon die Schreiber: ein dem Hause hiesiges Gliedes sieh Napoleon schneidesicherlich sein langhaarriges weißes Fell.

„Nun?" rief Otto neugierig, „giebt es eine Hochzeit?"

Andolf schwieg eine Weile, dann sagte er nachdenklich: „Wir ist etwas Eigenartiges zugestoßen. Du weißt ja, daß ich nur der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, zu Tambinda ritt, langsam, sehr langsam. Der Aerger über meine Lage brannte mir im Herzen, die Sonne auf den Kopf; die Rücken umschwärmten mich, und die Stadtwachten, die der Gouverneur aufwiesen, sollten seiche Landsitt

*) Mit Pflaumenmus bestrichene Backe Kuchen.

vorstellen. Ich war in richtiger Kaiserstimmung, als ich, von der Straße abgewiesen, nur der Behauptung meiner Zukünftigen von Papas Gnaden hielt. Alles wunderschnell eingetan! An den Fenstern waren die Bewohner herausgekrallen, im Hof kein Mensch zu sehen. Beinahe wäre ich umgekehrt, wenn nicht ein langer, jugendmuntiger Kerl in der Stallsacke aus einer Thür herauskam und auf mich zu gekommen wäre. Ich sah ihn an wie einen Geist, ob die Dorfschaften in Hause seien. Er gesinke bejahen und meinte: Werden vielleicht noch bißchen schlafen, aber Tambo sei schon da. Ich sagte ihm, er solle es mir, selbst gezwagt! Allein kennt ihn zu Barbara an beiden kennen und spricht sich gleich mit ihr aus. Ich erfuhre also den Jägersee, nichts von meiner Ankunft zu verraten und mich, sämtlicher Gerechten ungeführt zu lassen und meinen Gaul in den Stall zu führen; ich würde bes Fräulein einzweilen im Garten umfassen. Ich sage dir, das ist schon mehr als Poesie! Alte Garten, Teiche, Lerchen, Gesang, Blumen dem Hause sind prächtige Teppichbeete, dahinter etwas Langhüttiges, Erzeichnes — meiner Meinung nach Wagnen oder Abgedenhäuser — nicht weit davon ein ungemeinter Gemüsegarten-Platz. Unter meinen Schritten knirschte weißer Sand auf verschlungenen Wegen, und so weit meine botanischen Kenntnisse reichen, glaube ich, recht viel Rosen- und Fliederbüsche gesehen zu haben, auch Obstbäumen. Aber von Fräulein Barbara keine Spur. Ich ging weiter, in den schattigsten Teil der Anlage, wo neben weißgestrichenen Bänken ein Tisch stand. Ich setzte mich darauf, und da ich einen verstabte Weibnachtsmarkt von Christbäumchen fand; schöne, breitausladende Tannen, offenbar angepflanzt, um einen kleinen Raum zu schließen, der von Rosenbüschen zusammengenagelt und mit Geißblatt und Epheu überzogen ist. Bischen düster, perfekt, schattig und sehr einumgrenzt. Dahinter aber schimmerte es hell. Ich trat hinein und sah in einer an zwei Baumstämmen befestigten Hängematte eine junge Dame liegen, deren Brust, von einfachem blauen aufgesaust, sich in regelmäßigen Atemzügen hob und senkte. Ihre Füße, der eine mit dem Schuh, und dunkelbraune Haarwellen ringelten auf der Streu. Fein geschnittene Nase, kleiner Mund, ein Grübchen unten im Kinn. Ich war einfach — paff. Ein Bild, in dem ich mich selbst

mal ich jedoch nicht behaupten will. Jedenfalls aber machen die Mühlsteine, welche unter welblicher Leitung stehen, und den Betrieb in der Regel einem umgemein freundlichen Einband durch die überall herrschende peinliche Sauberkeit.

In den zwei Kammern, welche gewöhnlich neben dem Stall und unter dem Heuboden liegen und die Behausung der Sennerin bilden, sind die Tiefen des Fußbodens tief mit Brettern gesichert. In dem großen Wohn- und Schlafraum befindet sich neben einem Sternaltbett meist Pfeilern und Querbalken ein offenes Holzfeuer; darüber öffnet sich der schwarze Schlund des Rauchfangs. Ueber der Flamme hängt ein großer Kessel, in dem die „Zranft" bis Mich gekocht wird. Die Mittagsmahlzeit, in der die Sennerin sich ohne hungrigen Gästen einen Schmarrn oder backt beliebiges und einen ganzen Trotzen über das Feuer gezogt. Abgesehen von einigen primitiven Möbeln, verdient die Strohkiste nichts anderes den zur Mittheilung wegen Gerwurz. Sie dient zwar sich das Stroh Schaft. Den einzigen Schmuck bilden einen ein paar Heiligenbilder, die an dem rauchgeschwärzten Balkenwerk der hohen Holzhaust befestigt sind. Ferner ungemein komischen Eindruck machte mir immer der Anblick eines Bettes in Schafmann einer Alpshütte. Diese Schlafapparate sind nämlich nur einer ganz unbeweglichen Höhe, und der harte Schlafende liegt unwiderstehlich unterhalb Bretter über dem Boden. Unwillkürlich sieht man sich nach einer Leiter um, denn daß ein Lebendiger ohne solche Hilfe diesen Wall erklimmen, erscheint unmöglich. In der That bedienen sich auch sicher solcher Verbindungsleiten eine Treppe von rechtem Stiefeln.

Während ich diese Beobachtungen anstelle, hat sich der Alpenvolksinstinkt mit Hilfe einer ungemeinlich großen Portion Käsbrot einen übrig ungeschlachten Kaffee hergestellt, den man sich trophem gut schmecken läßt, denn er wird einem gar appetitlich kredenzt. Obendrein bekommt man als Zugabe eine komische Schmalzsuppe, in da man sich auf eine Weise mit allen Widerwärtigkeiten der Welt ausgesöhnt hilft. Nachdem ich mir also den Zwirbis zu Gemüt geführt habe, nehme ich wohlgemuth den weiteren Weg unter die Füße. Er führt steil und streng aufwärts durch Wald, und man gelangt auf ihn in nicht allzulanger Zeit zu der hochgelegenen Jagerbauernalm.

Der meiner Ankunft bereits ist es schon zwischen 9 und 10 nachtlicher noch, den meinem alten Bekannten, dem Schwaigermeister, der hier mit seinem Dienstvolk im Senn haust, zu nachtigen. Der Hüttenbauen sind ich bei meinem letzten Besuch in prächtig-malerischer Umgebung neu umbaut und ansehnlich vergrößert. Es gab auf meine Anspruche wortlange Antwort, mußte jedoch erst, ich ich durch Durchsuchung einiger Zigarren unter nähere Bekanntschaft einlasse, und das mir hier meinem Besuch sogar in liebenswürdigster Weise zuhörbar an, die es in Sennangelegenheiten von Hohenalpen in seinem Heimbezirk gewohnt mit sich führte.

Der Schweizerwirth selbst ist um ein Beträchtlichen redseliger als sein Dienstvolk, eine Eigenschaft, die ihn zur heimatgleichen vortheilhaft auszeichnet, denn diese Leute sind gegen Fremde im der Regel ziemlich wortkarg. Da es mich aber als alten Bekannten anredet, gerath er sogar seinen verstecken Schatz an, der in einem Kästchen gefüllter Verbänden besteht, die er zu seiner eigenen Verwunderung mehrere Male vorzüglich gut und prompt wie den Wicken wiederholter Zauchen verbunden hat. Während zuvert hervorragenden Gelegen bricht die Dämmerung herein. Der Alte ist ein tüchtiger Senn, der seinen Posten schauert wenn seinen Hauptschwarmen bereits seit einer Sennerin, so daß es mir an einem schmackhaften Gericht zum Abendessen gut nicht fehlen kann. Darauf wird ein ein Lager von duftigem Heu bereitet, in dem ich einen prächtigen Schlaf habe, um am nächsten Morgen meinen Weg rüstig fortzusetzen.

Beim Aufbruch wollen unter mir noch weiche Nebelwolken, doch beginnen sie sich schon zu zerstreuen, und bis ich die nahe gelegene Spitze des Jagerkamp erreicht habe, sind alle vor der Sonne gewichen. Der Aufblick von hier ist sehr bedeutend, doch leidet mich nichts so sehr wie der prächtige Rückblick nach Norden. Dort verliert sich die Ebene in einem bläulichen Duft, meiner sagt das der Schlierer, der, von hier betrachtet, seit bereits erschient: der kleine Inzel darin hebt sich deutlich von der Wasserfläche ab. Dinge dem Ufer nehmt man genau die Häuser von Schlierse. Dann verliert das Auge die Straße, wie sie am See hinlauft, am Südende um verläßt, an dem Ende zu unterschwindenden Fischhäusen und an Neuhaus wieder über den „Dürrenbach" sich nach dem Zeispfeldhal heraus und durch das steile Hinterwich an der gleichenamigen Papiermühle und der Straßenkante wiederzieht und sich dann zwischen Tannendunkel verliert.

Vom Jagerkamp aus wendet sich der neue Bergsteig sich an die Betrachtung der „Alpspitze", alias „Firstelspitz" machen. Da ich aber zu meinem Vergnügen von der Natur mit einer ziemlichen Tasse Bergsteigfleiß ausgestattet bin, so schlage ich einen Seitenweg zur „ersten Wand". Der Weg vom Jagerkamp zur Notwand, die Bergzeiger sehr interessant, wird in etwa zwei Stunden zurückgelegt.

Von der Notwand bietet sich eine der schönsten Aussichten bietet einzigen Alpengebirgs. In malerischer Gruppierung liegt das Gebirge vor dem Blick. Mit Hilfe der beinerzeit Leitungsgerate kann auch der Nichtkundige sich zurechtfinden. Der Wendelstein zagt im Osten ohne die Schärfe des Miesing empor, südlich erhebt man das Tannenmeyhoch, dann die Jentralalpen mit den Glocknr, dem Venedigher und den Zillertaler Alpen. Im Westen zerfasert das Zuarthales steht der Karwendel und der Wetterstein; auch die Zugspitze mit die Wiedersberge erheben an der Ferne ihre glänzenden Häupter. Im Norden aber bietet sich eine weite Fernsicht über einen Teil der Ebene.

Nachdem ich all diese Herrlichkeit genugsam bewundert habe, trete ich den Abstieg an. Das Grundverhältnis verstehe an ihm ist ohne Zweifel der am Leinen Spitzingsee gelegene Wiesschitz. Der See selbst, der sehr klärend sein soll, macht den Eindruck einer großen Abgeschiedenheit und tiefer Stille; er hat den der Bergsee gewöhnliche dunkelgrüne Färbung der Tiefe, die ihm einen Energieähnlichen giebt. Auf drei Seiten ist er dicht von Nadelhölzern umgeben, an der vierten, der Ostseite, geht die Straße hin. Nahe der dieser, am Südende des See's, liegt die altbekannte Wirtshütte, deren Besitzer niemand verschwunden wird.

In der aus mehreren zumischen Räumen bestehenden Holzbaracke herrscht ein reger Verkehr. Sommer und Winter steht die Hütte offen, und besonders im Winter hat man Gelegenheit, den Typus der Schlierseer Holzknechte kennen zu lernen, dieser kräftigen, gesunden Menschen, die sich ihre von ihrer Arbeit erfüllen und an Ihre, Gesundheitsregen und den einfachen Speisen sich erlauben, die jedergeit in der Verschneite zu haben sind. Viele Holzstechte haben eine harte und nicht gerathene Arbeit. Das Fällen und Zerlegen der Stämme bildet gewöhnlich während der kommenden Jahreszeit statt. Im Winter ist die Zeit des interessanten, aber gefahrvollen Zu-Thal-Fahrens. Auf breite Schlitten werden ganze Klafter von Holz geschichtet und losgebunden und dann einfach über den Schnee hinunterbefördert. In rasender Eile laufen die Schlitten die Bergabhänge hinab. Ein umtiger und kräftiger Mann sigt oben und bremsetzen und leitet ihn zu Thal, von wo das Holz auf Wagen hinweggeschafft wird.

Im Sommer, wo die Holzfuhrte sich selbst die beschwerdeschwerden Wege zu Wasser befördern, ist die Arbeit im Walde bereiten oder das Mitgebrachte im Freien verzehren, trifft man sie selten, außer am Sonntagen und bei schlechtem Wetter, in der Werkstätte. Dorthin aber erkennt sich viele von zu zahlreicheren Fremdenverkehrs, wie Hunderte von Dutzenden und Zuckerstöcken bezeugen, die ringsum an den Balken und an den Fenstern hängend sind.

Von der Wurfspitze aus führt mich die Straße abermals über die Stockenalm zum Rohnengenpunkt meiner Wanderung, zum Schlierser zurück.

Damit aber sind noch lange nicht alle Möglichkeiten zu Ausflügen erschöpft. Ich nenne hier nur noch einige Namen umfangreicher Berge, die eine Besteigung lohnen. Da ist der Wildberg, der als Aussichtspunkt um nichts hinter der Rotwand zurückbleibt, dann der Schinder — eher weniger zwei Stunden verbeanstandet, ein bauerischer wird ein abwechselnder, und wenn der letztere eine herrliche Fernsicht bietet —, der Traithen, der auch hinüber mit lieblicher Gesandtheit bieten soll. Die Bergspitze, der Brettierstein und andere mehr, und neben Verpflichtung ich den Leser nicht weiter langweilen will.

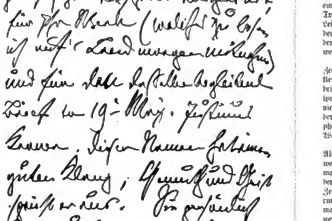
Die auf diese Ausflüge folgende Zeit der Ruhe benutze ich teils zu kleineren Spaziergängen, teils zu einer Besuche in die unter lehrreichen Gesprächen mit den kleinen Sepp, dem vorzüglichen Jungen meines Wirtsleute, der mit respektabler Bubikinnen und philosophischer Liebe gute wieles über Tiere und Dinge zu sagen weiß.

Beim Beginn der nahe gelegenen Almen und am Vorsatz mit den Besuchern der Almhütten ereignet sich manche ergötzliche Episode, die dem, der sie miterlebt hat, gewiß lange Zeit in der Erinnerung zu Erheiterung dienen wird, die ich dem niemals das gehässige Gelogen vergessen werde, mit dem einige Schlierser Schonen die überzahlten Hutbürgungen annahmen, die ich ihren Herren darbrachte, obwohl sie zur bequemeren Arbeitsverrichtung angelegten meisten Hosen einen mehr komischen als lieblichen Anblick boten.

Am ersten unbilligen Eindruck von der Art der Eingeborenen ist erhalten, nach man unbedingt am Sonntag zu der Werktheilen gehört, um sie ihre Belustigung suchen. Zwar ist es im Grunde weiter anders, als was man in allen Gegenden am Sonntag in Bauernkirchen findet: Gesang, Jodeln, schlechte Musik, Trinken und wild und Raufen. Aber der eigenartige Schauplatz der Landesfeste verleiht dem Bild einen gewissen Farbenreiz, und die Anwesenheit von zahlreichen Mädchen trägt nicht weniger zur Belebung bei.

Jedoch findet man auch Gelegenheit, einer Tanzunterhaltung der Schlierser Burschen und Mädchen beizuwohnen. Die beliebtesten Tänze bei diesen Anlässen sind der als „Zwidler" und der sogenannte „Schuhplattler" mit seinen oft selbstständigen, zumindest Ruf kinstlichen, aber immer in den Sprungen des Schönen bleibenden Bewegungen. Die Musik besteht in der Regel aus einer Zither, zu der den Vorsänger aufgefordert, die in dem Refrainbegriff des nachen Jauchzen beschaffigt sind.

Aber — es kann ja nicht immer so bleiben der unter dem wechselvollen Mond". Der Urlaub kommt ab, und die Pflicht ruft an den südwärtigen Arbeit zurück. Mein Schatzi sein Bündel, packt den alten Hut mit der langen Gemsbarbe ein, legt den steifen Rockhut mit den Mond und sich selber in die Eisenbahn und dampft betrübten Gemüt durch Schlierseerthal hinaus in die Ebene. Noch eine gute Weile erblickt man das am Ausfluß der Schlierach aus dem See gelegene Kirchlein Westerstorn, dann verschwindet auch dieses; dann lehnt sich zurücksinnt in die Ecke des Coupés — und der ganze, freie Tourist ist gewesen.



Brief König Ludwigs I. von Bayern an Justinus Kerner.

Digitized by Google

Uhland. Justinus Kerners Freund.

Justinus Kerners Nachlaß.

Mit Portraits und einem Faksimile.

Für das richtige Verhältniß der Werke eines Dichters, für deren Entstehungsgeschichte und für die Vervollständigung seiner Lebensweise ist deren poetischer Nachlaß von hoher Bedeutung. Obwohl wichtig ist in dieser Beziehung die in Briefen bestehende Hinterlassenschaft. Sie bildet häufig eine wesentliche Ergänzung des rein dichterischen Nachlasses. Man hat deshalb von jeher, besonders aber in unserer Zeit, diesen Theil des Nachlasses alle Aufmerksamkeit zugewendet. So ist es bekannt, wie gerade in neuerer Zeit der Briefwechsel Schillers, in mustergültiger Weise von dem Literarhistoriker Jetzt Jonas in sechs Bänden herausgegeben (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt), herausgegeben wurde. Und eben

Friederike Hetzler, die Geliebte von Petersdorff.

jetzt ist in denselben Verlag Justinus Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden*) erschienen.

Fünfundzwanzig Jahre sind seit Kerners Tod verflossen, ehe dieser Schatz dem deutschen Volk eröffnet wurde. Der Briefwechsel Kerners ist in seiner Art wußteste so bedeutend wie der Schillerische. Wie letzterer weltenlich die Zeit der Weimarer Dichterheroen umfaßt, so giebt uns dieser einen tiefern Einblick in die sogenannte Romantische Dichterschule, deren Hauptzier: Uhland, Kerner, Mörike und Schwab in deutschen Dichterwald gar rühmlich bekannt sind. Ja, er stellt auch noch weit über den Schwabenlandsmann, das allen Ländern deutscher Zunge bietet er Briefe dar. Briefe der bedeutendsten Männer unserer Zeit sind darin vertreten, der Briefwechsel enthält nämlich nicht bloß Briefe von Kerner, sondern, wie leicht zu ersehen, auch an ihn, und zwar weit mehr als von ihm. Es sind im ganzen mit Kerner 155 Persönlichkeiten, von denen viele aber weniger Briefe, von manchen nur einer, zusammen etwa 860, aufgenommen sind. Der Briefwechsel beginnt im Jahre 1805, da Kerner

*) Justinus Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden. Herausgegeben von seinem Sohn Theobald Kerner. Durch Einleitungen und Anmerkungen ergänzt von Dr. Ernst Müller. Mit vielen Abbildungen und Faksimiles. 2 Bände.

als Student in Tübingen weilte. Wir lernen da im ersten Abschnitt seine Freunde Uhland, G. Schwab, Karl Mayer, P. Pfizer, Chamisso, Fouqué, Varnhagen von Ense und andre kennen. Unter prächtiger Gestalten, voll hohen jugendlichen Sinnes und studirter Studenten!

Im Jahre 1811 kam Kerner als Arzt in das Wildbad, das Jahr darauf nach Welzheim, wo er bis 1815 blieb. In dieser Zeit teilt Kerners bedeutendste Werk, seine „Reiseschatten" (1811), und seine beiden Almanache, „Der poetische Almanach für 1812" und der berühmte „Deutsche Dichterwald". Bei der Herausgabe der Almanache war Uhland fast beständig der volle Mitarbeiter in Junge dazu. Man wundert sich mit Recht, wie bestimmt und treffend überall Kerners Urtheil das jungen Uhland war; Kerner folgte auch seinen Rate unbedingt. Im Jahr 1813 besuchte Kerner sein „Rickele", an dem er mit väterlicher Liebe hing. Vom Jahr 1815 bis 1818 war er Oberamtsarzt in Gaildorf. Es war eine politisch bewegte Zeit. Der württembergische Verfassungskampf war im Jahr 1817 entbrannt, Kerner kam dadurch auch in Streit mit Uhland, der für das „alte gute Recht" eintrat. Doch erlitt ihre Freundschaft dadurch keinen Stoß. Die Politik brachte Kerner damals mit den bevorzugendsten Männern: dem Minister Wangenheim, dem berühmten Nationalökonomen Pfi, dem Absolutisten Schübler und andern in Berührung, wie auch der Briefwechsel zeigt. In denselben Jahre wurde Kerners einziger Sohn Theobald, der noch lebende Hüter des väterlichen Geistes, der einzige seinen achtzigsten Geburtstag feierte (vergl. „Ueber Land und Meer" Nr. 39), geboren.

Drei ganz Heil, 1811 bis 1818, ist durch 220 Briefe vertreten, die in der drei Abschnitte, Wildbad, Welzheim und Gaildorf, zerfallen. Im Jahr 1819 kam Kerner als Oberamtsarzt nach Weinsberg. Anfangs wohnte er zur Miete, dann erbaute er sich ein eigenes Haus, das herrliche Töchterheim an der Weibertreue. Er wohnte darin von 1822 bis zu seinem Tode, 1862. Also hat sich doch alles in diesen vierzig Jahren in dem Hause zugetragen! Die viele Freunde und Gäste, hohe und niedere, wie viele Kranke und Verzweifelnde sind es beherbergt! Doch nie weniger dramatologisch zu Werke gehen, ganz der Briefsammlung entsprechend. Im ersten ist zu bemerken, daß Kerner in Weinsberg sich meisterlich seinem medizinischen Beruf, praktisch und literarisch, hingab. Im Jahr 1823 lies er seine „Geschichte zweier Somnambulen" erscheinen. Diese Schrift erschien die große Menge seiner „Geisterbücher". Das bedeutendste Ereignis in dieser Richtung fällt in das Jahr 1826. Da kam die unglückliche Somnambulen Friederike Hetzler, die berühmte Seherin von Prevorst, in das Kernerhaus, und durch sie gelangte Kerner mit Männern wie Eschenmayer, Schubert, Strauß und Pfizer in nähere Berührung. Der Briefwechsel bietet viel Interessantes darüber.

Im Jahre 1831 beim Kerner das erste Heft seiner „Blätter aus Prevorst" erscheinen. In der Folge wurden der Krankheiter Fr. v. Meyer, Franz Baader, Johnsyhörern und andre seine Mitarbeiter. Durch seine Thätigkeit mit diesem Gebiete gewann er sich einen ganz besondern Freund an von noch keine Gebeetheimnen bekannt war. Prälaten Heim der Justinus vom Hohenlohe zu Geschwandten in Ungarn. Tiefer katholische Geistliche veranlaßte Kerner zur Abfassung von sein Jugendgeschichte, die er bekannt unter seinem Namen unter dem Titel „Das entfesselte Ehenbild Gottes in den Menschen durch der Sünde" herausgab, nachdem er sie vorher seinen Gönnungen in der Kirche vorgetragen hatte. Die Briefe, die er in dieser Angelegenheit mit Kerner wechselte, sind höchst originell.

Einen Wendepunkt in Kerners Leben bildete das Jahr 1840. Da starb ihm von ihm innigst geliebter Bruder Karl, der Oberamtsarzt in Stuttgart. Lange Zeit nachher empfand Justinus eine unbeschreibliche Schwächung seiner Sehkraft. Ohrenbeispiel. cat Schelling in Stuttgart stellte den grauen Star fest. Das Uebel ging langsam immer weiter, bis zur fast völligen Erblindung. Im Jahre 1853 mußte Kerner daher seine Stelle als Oberamtsarzt aufgeben. Aber trotz seiner gebundenen Sehkraft hat er doch noch Außerordentliches geleistet. Gerade in den schweren Jahr 1840 gab er der Herstellung seiner Dienerschen Bücher, sein „Bilderbuch", Reisen in Verbindungen und den Gebiet der Geisterkunde, heraus. Auch ein Mörike, Schwab, Rotter und andere beteiligten sich neben seinen trauern Mitbedenken an diesem neuen Unternehmen.

In jenen Jahren wurde das Kernerhaus gar häufig von Freunden von Gleichgesinnten aufgesucht. Die bedeutendsten waren Geibel, Freiligrath, Zuck, Meier. Im Jahr 1848 lernte Kerner den edeln Bayernkönig Ludwig I. kennen; ein lebhafter Briefwechsel entspann sich zwischen beiden. Sorbennahmpunkt Briefe des Dichters auf dem Königsthron sind wichtig; das Justinus einst lehten ist heute Ruhm begeistigt. Auch mit jungeren Poeten trat Kerner jetzt in freundschaftliche Beziehungen, so mit Ludwig Pfau, Max Waldau, Ludwig Pechtert, Hermann Lorz, J. G. Fischer. In den lustigen Jahren war ganz besonders werkwürdig sein Verkehr mit Bauern, speziell mit München. Die viele Briefe wunderten von da nach Weinsberg! Bald war König Ludwig, auch König Max, und besonders von Prinz Adalbert, der gern in die Schmitt geschaut hatte, bald von den alten Freunden Geibel, Graf Pocci, Schubert und Ennemoser, bald von neuen, wie Kobell und andern. Nur schade, daß wir nicht auch Kerners Briefe an diese Männer kennen! Was mag wohl aus ihnen geworden sein? Einen neuen Freund gewann der Dichter damals an dem edeln Freiherrn v. Varnbüler, dem geborenen Kerner des deutschen Nitterums. Die Briefe von ihm bilden einen herrlichen Schmuck des Werkes. Auch mit P. Müller von Königswinter, Gutzkow und dem be-

Graf Megander des Württemberg.

rühmten Architekten Karl Heidelhof wechselt manches herzliche Briefe gewechselt. Daneben dauerte die Korrespondenz mit den alten Freunden stets fort, wenn auch nur einmal Kerners Freund geworden war, blieb es für immer. Ein schönes Bild solcher Freundschaft bot Breitschwert in dem von uns wiedergegebenen Brief „Uhland und Schwab bei Kerner" vereinigt.

So ist unmöglich, in der Kürze ein genaues Bild von den Inhalten des Briefwechsels zu geben. Jedes trat den freundlichen Leser auch aus diesen neuen Angaben ersehen, daß diese Korrespondenz eine literarische Erscheinung ersten Ranges ist, wie sie seit langer Zeit nicht geboten wurde.

Dreher Schwab. Uhland.

Digitized by Google

Aus der VII. Internationalen Kunstausstellung in München 1897: Humor und Schwerfälligkeit. Nach dem Gemälde von Adolf Oberländer.

Digitized by Google

Gleichzeitig mit dem Briefwerke erscheint ebenfalls bei der Deutschen Verlags-Anstalt ein starker, ohne weitbefannten Buch, das in gewissem Sinne auch zu unserem Nachlaß gehört, in gewisser vermehrter Auflage. Es ist „Das Skizzenbuch eines kleinen Gluckse" von Theobald Kerner. Derselbe neue Abschnitte des Justinus'schen Lebens schildern soll, das eine notwendige Ergänzung des Buches bildet, hinzugefügt. Dasselbe sind werden ganz deutsche Briefe, wie Pfarrer Hermann, Verzeichnis, Justinus Kerner, das Marbach-Hohenheim und so weiter. Wir wünschen dem Werke eine recht weite Verbreitung. C. W.

Neue Briefmarken aus Neu-Fundland.

Der britische Kolonie Neu-Fundland hat mehrfach sehr bedeutsame Regierungsjubiläums des Königs Eduard und zugleich zur Erinnerung an die vor zweihundert Jahren (übrigens erst 1498) erfolgte Entdeckung der Insel durch den in britischen Königsdienste stehenden genuesischen Seefahrer Giovanni Caboto übergabe neue Briefmarken zur Ausgabe gelangen lassen.

Diese Briefmarken zeichnen sich durch eine ganz besonders sorgfältige Herstellung aus und werden deshalb zweifelsohne in Sammlerkreisen bald sehr gesucht werden; sie sind aber auch für den Nichtsammler interessant, weil sie sich durch ihre allerseitigen bildlichen Darstellungen vorteilhaft von fremden Briefmarken getrennt. Wir führen sie hoher unserer Leser vor und zeigen die Unterschieden, soweit sie sich auf die bildlichen Darstellungen beziehen, in deutscher Uebersetzung wieder:

Die erste in der Reihe, die 1 Cents-Marke, ist der gekrönten Jubilarin gewidmet und trägt unter dem Bildnisse derselben die Unterschrift: „Letzte königin. Sechzigstes Jahr der Regierung."

Die 2 Cents-Marke zeigt, wie ihre Unterschrift besagt, den Nordosten Giovanni Cabotos, des Entdeckers von Neu-Fundland, den König Heinrich VII. von England aussandte, um die westlichen Meere zu erforschen. Die 3 Cents-Marke zeigt uns das Kap Bonavista, das heißt die Stelle, an der der fühne Seefahrer wahrscheinlich zum erstenmal die Insel betreten hat. Die 10 Cents-Marke macht uns mit dem Schiffe Cabotos, dem „Matthew" bekannt, auf dem er seine Entdeckungsfahrt antrat. Der Admiral hat an Bordgeschrift, wie es, den Anker verlassend, in der offenen See liegt, einer ungewissen Zukunft entgegensieht. Auf der 60 Cents-Marke, der letzten der Reihe, gewahren wir das Bildnis Königs Heinrich VII. mit der Unterschrift: „Heinrich VII., der Cabot mit der Entdeckung seiner Lande betraute."

Die Darstellungen der übrigen Marken beschäftigen sich mit dem Erwerbsleben und den Eigentumsverhältnissen der Insel. So gewahren wir auf der 4 Cents-Marke einen Holzmann, der ein Gerüste, das heißt ein kanadisches Kennzeichen, per Eisenbahn befördert wird, während wir auf der 12 Cents-Marke einen der Insel eigenen Hundeschlitten kommen sehen, Fischerboote oder Barkassen, wie sie der Engländer nennt. Die 5 Cents-Marke veranschaulicht uns zwei Bergleute, die damit beschäftigt sind, dem Schoße der Erde seine Schätze abzugewinnen. Die 6- und 8 Cents-Marken führen uns einen Fischerverbrauchten des Landes vor, das Kabeljauen und das Fischen. Eine besondere Art des Fischens, den Lachsfang, lernen wir auf der 24 Cents-Marke kennen. Recht wichtige Rolle die Fischerei abschaupt in der Volkswirtschaft spielt, zeichnen nur aus ihrem offiziellen Siegel, das uns auf der 30 Cents-Marke entgegenstrahlt: ein Fischer heimst, gestützt von Merkur, dem Beschützer des Handels und der Gewerbe, der Britannia, seine Gaben dar. Er thut das mit der Worten: „Ihres tühl thona ferv," wie es auf dem Spruchbande zu lesen ist, der den Gesetzgeber zu lesen ist, zu deutsch: „Treu bringe ich der jetzt Gerichtet dar."

Wie bereits auf früheren Marken, begegnen wir auch auf einer der Jubiläumsmarken, und zwar mit der zu 15 Cents, dem Seehunde, aber diesmal in Gestalt einer ganzen Herde, von der ein Teil auf das Land gegangen ist, um sich zu sonnen, während ein anderer sich noch im Wasser tummelt. An das Meer der Insel erinnert uns auf der 35 Cents-Marke ein Eisberg, der in der Nähe von St. Johns, der Hauptstadt der Insel, an der Küste emporragt.

Neue Briefmarken aus Neu-Fundland.

Ein stolzes Mädchen.

Novelle
von
Emma Merk.

(Schluß.)

In dem Kampfe mit den Eltern hatte Olga ihren Willen durchgesetzt. Nun galt es den schwereren Kampf mit ihren eigenen Gewohnheiten, mit der Bequemlichkeit, die ein Menschenkind, das niemals mit der Zeit gerechnet zu haben scheint, so plötzlich aufgeben, um acht Uhr das Haus zu verlassen, bei jedem Wetter den gleichen weiten Weg zu gehen, auf jede freie Verfügung über eine Stunde zu verzichten. Aber gerade die hohnische Miene, die ihre Mutter ihr andauernd zeigte, verlieh ihr Kraft. Sie hörte sich, ihre Müdigkeit merken zu lassen, aber falschen Mienen zu klagen, zu jammern, wenn sie gleich nach Tisch wieder fort mußte, wenn sie sich auch abends keine Ruhe gönnen durfte, weil sie noch Unterricht in der Buchhaltung nahm. Sie wußte, daß ihre Mama sofort bereit war, mit einem bitteren Lachen zu spotten: „Geschieht ihr ganz recht! Da hat sie jetzt beim Lebensbeispiel! Sehr vergnüglich darf da die dein Dasein eingerichtet! Grausticre!" Weil sie sich denn vorwahrend zusammennehmen mußte, eine heitere Zufriedenheit an den Tag zu legen, gewöhnte sie sich nun so zuschen an ihre veränderte Tageseinteilung. Ja, sie soh sogar, daß der tägliches, regelmäßigen Bewegung auf dem Hin- und Herwege, während der frischer und es frischer.

Der Römersche Verlag nahm im Osten der Stadt ein ganzes Häusergeviert ein. Da war das photographische Atelier, in dem Aufnahmen nach dem Leben und nach Bildern gemacht wurden. Da arbeiteten die großen Dampfpressen in der Druckerei, in den Kontoren von Menschen beschäftigt wurden. Ein eigenes kleines Gebäude mit verschiedenen Arbeitsräumen war für den Herausgeber, für Redaktionen und andere modernen Verlagsbetriebe bestimmt. An dem größeren Hause, in dem auch die Bureaus lagen, hatte die Redaktion ihren Platz, denn es erschienen mehrere illustrierte Blätter in dem Römerschen Verlag. Eine Fülle von Fleiß, von Geschick, von mühevoll erworbenem Können allüberall! Im Anfang wirkte der Eindruck in all diese neuen Gebiete ganz niederdrückend auf das junge Mädchen. Sie kam sich so unwissend, so unerfahren der gegenüber von allen diesen in ihrem Fach so wohlgeschulten Leuten. Es qualte sie eine beständige Angst, ob sie ihre Aufgabe erfüllen könne, und wie ein Stoß auf der Schwabant schrieb sie mit heißem Gesicht und mit klopfendem Herzen ihre ersten kaufmännischen Briefe in fremden Sprachen.

Nimmer kam ihr, bei allem geschäftlichen Ernst, mit größtem Wohlwollen entgegen, führte sie in den verschiedenen Arbeitslokalen umher, unterrichtete sie über den Betrieb und freute sich über ihre flinken Fragen. Ja, er entdeckte recht bald ein Talent, das bisher in Olga geschlummert; sie besaß einen angeborenen künstlerischen Geschmack, einen intuitiven feinfühlenden Sinn für Farbenzusammenstellungen, für Arrangements, und wußte treffsicher Rat zu geben, wenn es sich um den Einband, die Ausstattung eines Werkes, um die Wahl von Zeichnungen für die Zeitschriften, um Aufnahmen für Photographien und dergleichen handelte. Nachdem er dieses verborgene Talent entdeckt und sich manchen ganzen Einfall seiner Korrespondentin zu nutze gemacht, besprach er manchen Plan, manche Geschäftsfrage mit ihr und fragte sie häufig um ihr Urteil. Einmal benahm sich Olgas Rat in einer ganz wichtigen Angelegenheit. Ein namhafter Alterer Maler, der sich sehr auf seinen Vorteil verstand, hatte dem Römerschen Verlag einen Entwurf von humoristischen Zeichnungen eingereicht, für die er eine sehr hohe Summe forderte, da er bereits vor einer andern Firma ein glänzendes Angebot erhalten habe.

„Wie gefallen Ihnen die Blätter, Fräulein Sternberger?" fragte Römer. „Sie müssen dampfschlich vor Damenangen Gnade finden. Ich würde ein sehr teures, elegant ausgestattetes Werk werden."

Olga schüttelte den Kopf. „Nach meinem Geschmack sind die Bilder recht albern, und auch die Ausführung scheint mir nicht reizvoll genug für das Publikum, das solche teure, elegante Bücher kauft. Die Leiten der Damen sind jetzt schon atemodisch. Ich würde nicht viel dafür bezahlen."

Das Wort wurde dann abgelehnt. Eine andere Firma, die es herausgab, hatte wenig Glück. Es war ein entschiedener Mißerfolg.

„Sie haben mir viel Aerger und einen großen Verlust erspart," sagte Römer vergnügt. „Ich fürchte, ohne Ihr unumwundenes geäußertes Mißfallen hätte ich die Spekulation gewagt. Den Geschmack der Damen verstehen Sie entschieden besser als ich zu beurteilen."

Von nun an betrachtete er Olga als eine sehr schätzenswerte Kraft, und mit dem wachsenden Interesse an dem Geschäft wuchs auch ihre Freude an ihrem Tagwerk.

Frau Ruhdart hatte in ihrer Schelbungsangelegenheit im Herbst eine Reise antreten müssen und kam erst in den Wintermonaten zurück.

Als sie, gleich am ersten Tage ihrer Heimkehr, in Römers Bureau trat, sah sie sich zu ihrer lebereraschung Olga gegenüber, die ohne Hut, in ihrem schlichten schwarzen Kleide, an dem Schreibtisch stand und einen Brief siegelte.

Frau Ruhdart schnaute das junge Mädchen sehr bekrembet an.

„Die seltsam, daß ich die Ehre habe, gerade Sie hier zu treffen, mein Fräulein! Sie wohnen wohl photographiert?"

„Gnädige Frau, ich bin immer hier. Ich habe eine Stellung in dem Geschäft des Herrn Römer."

„Ah! Das ist ja höchst merkwürdig!"

Ein bitteres, leidenschaftliches Lachen begleitete die Worte.

Römer trat nun ein, küßte der Dame die Hand und wurde mit beiskunstelnden Fragen begrüßt.

„Ich wollte Sie gleich in Ihrem Arbeitsraum

Digitized by Google

beobachet, in Ihrem Heiligthum," sagte Frau Ruhhart mit erregter Hast. „Aber ich sehe, Sie sind wohl allein."

Er öffnete die Thür zu dem Empfangszimmer, in dem es ganz einsam war, und bat sie hinzutreten.

Sie sieh sich in einem der Plüschsamtsessel nieder und sagte mit einem tiefen Seufzer:

„Es ist geschehen, mein Freund! Ich bin frei von meiner unglücklichen Ehe!"

Er hatte viel Mitleid mit ihr gehabt, als er vor ein paar Jahren mit Ruhhards zusammen in denselben kleinen Hotel in Meran wohnte. Etwas Tages war er durch heftige Stimmen erschreckt worden; oder ihm wurden Stühle um und her geworfen, Thüren zugeschmettert. Als er in den Flur trat, um sich nach der Ursache dieses Lärmes umzusehen, kam Frau Ruhhart ihm entgegen mit aufgelöstem Haar, tiefrothem Gesicht und eine Verstoßte.

„Ich habe gewußt, er tödet mich!" hieß sie deutsch hervor. Er hatte sie seiner Frau geboten und sie an ein stilles Plätzchen im Hotelgarten geführt, wo sie sich ausweinen konnte. Geduldig hatte er ihre klagen über ihren rohen Gatten mitangehört. Nicht das erste und nicht das letzte Mal.

Sein gutmüthiges Herz empörte die Mißhandlung, der er die zarte Frau ausgesetzt sah, und einmal stelle er auch den Maler Ruhhart zur Rede.

„Lieber Rösner, Sie kennen meine Frau nicht!" hatte dieser ihm entgegnet. „Ich bin ein heftiger, aufbrausender Mensch, das gebe ich zu. Aber Eifersucht weiß das. Warum reizt sie mich zur Wuth!"

Rösner hatte Liebreh stets lächelnd, bezahlt, das krankenher Liebenswürdigkeit gesehen. Er konnte dieser Aufwallungen keinen Glauben schenken und kam daher immer mehr zu sie Ueberzeugung, daß hier wieder einmal ein armes, gutes, weibliches Wesen einem brutalen Tyrannen zum Opfer gefallen sei.

Als Frau Ruhhart ihm eines Tages mittelte, ihr Mann beinge seine Nächte auf Maskenbällen zu, sie habe Beweise seiner Untreue und möchte sich von ihm scheiden lassen, hatte er ihr nicht abraten können. Ihm hatte der leichsinnige Gatte lange ein Grauen eingeflößt. Ruhhart war sofort zur Trennung bereit: sie passen einsach nicht zusammen, und je eher er sie kommen könne, um so besser.

Und nun sah die Freundin, mit der er so viel Kummer geteilt hatte, vor ihm als geschiedene Frau und sah ihn an mit vorwurfsvollem, ganz zutiefst Augen.

„Ich bin nach ganz besitzlos, lieber Freund, von dieser Begegnung da draußen in Ihrem Bureau. Fräulein Clga Werdobler in Ihrem Arbeitszimmer! In einer Stellung, in der sie Tag und Nacht in Ihrer Nähe sein muß, — aber ich finde das so über alle Maßen unpassend."

„Aber verehrte, gnädige Frau, Sie werden sich in allen Gliedern unrichtig Aufgefaßt treffen. Ihre einen Einblick in unser ernstes, modernes Arbeitsleben hat, dem kommt es gar nicht in den Sinn, darin etwas Unpassendes zu finden."

„Mögen Sie mir unbenommen, höchstes Ding, das geht ja! Aber ein schönes Mädchen, das doch der Gesellschaft angehört hat! Nein, Sie haben sich den Eindruck nicht klar gemacht, den das hervorrufen muß. Und nicht wahr, lieber Freund, wenn ich Sie herzlich, dringend bitte, dann werden Sie das Fräulein entlassen."

Sie machte ihre süßesten Augen, ihr kleiner Mund hat und schmeichelte wie ein liebes kindermädchen, und ihre Hände in dem hellen englischen Leder schlangen sich mit einer flehenden Gebärde ineinander.

„Ich bedaure, gnädige Frau, daß ich Ihnen diese Bitte unmöglich erfüllen kann," sagte Rösner, etwas verlegen lächelnd. „Ich habe Fräulein Werdobler doch selbst die Stelle angeboten, sie hat sich über alle Erwarten gut bewährt. Es wäre durchaus kein Grund für eine Entlassung zu finden, im Gegenteil, es wäre ein Verlust."

„Natürlich ein Verlust für Sie!" unterbrach sie ihn mit höhnischem Auflachen, und ihre Augen wurden finster. „Sie sind sehr offen, Herr Rösner! Aber ich meine, ich hätte doch ein wenig Anspruch auf Rücksichten von Ihrer Seite, nachdem ich Ihnen ein so großes Opfer gebracht habe!"

„Welches Opfer, gnädige Frau?"

„Aber ich bitte Sie! Sie wissen sehr wohl, daß meine Ehe durch Sie zerstört wurde!" warf sie in bittrem Tone hin.

„Doch nicht! Aber liebe gnädige Frau! Erinnern Sie sich doch! Ich hatte Sie zu keiner Zeit, als Sie vor dem Forn ihres Mannes kohten in wilder Verzweiflung, Thüren damals in Meran schien Ihre Ehe keine glückliche."

„Ich ja, es gab zweifelos heftige Auftritte zwischen uns — das kommt in jeder Ehe vor. Ernst und gekränkt wurden sie erst, als mein Gatte wußte, daß ich ihm einen andern vorzog, daß ich einen andern lieb hatte."

Rösner stand der erregten Frau mit wachsendem Unbehagen gegenüber. Es verletzte ihn, daß sie mit solcher Genauigkeit ihre Gefühle schilderte, so rücksichtslos eine Liebe betonte, von der niemals zwischen ihnen die Rede gewesen, um die er, nach seinem Empfinden, zuerst hätte fragen und bitten müssen.

„Und nun dürfen, was ich gedacht und gelitten, wollen Sie mir nicht einmal zugestehen, einer Bedienstesten zu kündigen, deren Anwesenheit in Ihrem Bureau mir mißfällt."

Er zuckte die Achseln.

Diese verneinende Bewegung, sein Schweigen brachten sie außer sich.

Ohne Ihre von Ihrem Vater, von Schmähungen und Drohungen gegen Olga strotzte ihr über die Lippen mit so rasender Leidenschaft, mit so elementarer Gewalt, daß er sie mit erstarrenden Augen ansah, entsetzt anstarrte wie eine Wahnsinnige.

„Was soll die Szene?" rief er, endlich die Geduld verlierend, unwillig, da sie in immer lauteren und schrilleren Tönen auf ihn einschrie.

„O, Sie können wohl! Sie können schreien, Sie beschämen mich! Sie verlachen mich in meinem Elend mit diesem hochmüthigen, unverschämten Fräulein, das sich an Sie herumschleicht und unter ihrer süßen Maske nur ihre Krallen bereithält, um sie zu zeigen! Und dann fragen Sie mit ganz unschuldigen Augen, ganz kühl und fremd: Was soll das, gnädige Frau? Es soll bestehen, daß ich ein Recht habe an Ihre Treue, an Ihre Liebe, daß ich Ihnen das Opfer meines Lebens, meine Stellung geopfert habe und es nicht dulden will, daß Sie mit verblüffender Sicherheit Ihre Szenen in Ihr Haus weiter spielen einem beliebigen Titel Buchhalterin, Korrespondentin, weiß ich? Mich werden Sie nicht für so blind halten, daß ich mich über diesen neuesten Liebesbetrenner täuschen lasse!"

„Ich muß Sie bitten, gnädige Frau, sich zu mäßigen," befahl er streng. „In meinem Bureau spielen sich keine Liebesabenteuer ab, und Sie haben einen seltsamen Begriff von den Pflichten eines Geschäftsleiters, wenn Sie meinen, da hätte in meinem Arbeitszimmer Zeit und Gedanken für Tändeleien. Jede Betrübung gegen Fräulein Werdobler muß ich persönlich nehmen, als eine Beleidigung gegen mein Haus, gegen mich."

„O, Sie sollen sie nicht weiter verleidigen! Sie sollen nicht! Ich mag ihren Namen nicht mehr hören!" Sie stürzte auf ihn zu und wollte ihm die Hände auf die Schultern legen, um ihn zum Schweigen zu zwingen. Aber er hatte ihren Arm zurückgestoßen und hielt sie von sich ab, mit zornsprühenden Augen, mit finsteren Mienen.

„Ich sehe Ihre Ehe nun in einem andern Lichte, gnädige Frau," sagte er eisig.

Die hatte sich plötzlich an Ruhhards Worte erinnert: Sie können meine Frau nicht! Nun begriff er, daß ein heftiger, jähzorniger Mann von dieser Frau zu wilder Wut gereizt werden konnte, ihrem masslosen Wesen gegenüber alle Fassung verlieren mußte.

Sie stählte, daß sie sich in ihrer Eifersucht zu weit hatte hinreißen lassen, sie in ihren Stuhl wieder und bezahlt in krampfhaftes Schluchzen aus.

Bergeben Sie, verzeihen Sie! Ich bin unglücklich! Ich habe Sie lieb, ich liebe!"

Aber diese Worte, diese Thränen rührten ihn nicht mehr. Ihm war nichts so verhaßt, so widerlich als ein ungezügeltes Temperament, als ein leidenschaftliches Zornwallen. Er hatte als Kind viel gelitten unter den Wutanfällen seines Vaters und gerade um dieses abschreckenden Beispiels willen gelobt, jede heftige Regung zu unterdrücken und sich zu beherrschen, auch wenn ihm eine heiße Blutwelle in den Kopf stieg.

Da er schwieg, sein Trostesmort sprach, mit seiner zärtlichen Güte einlenkte, ward das kleinen Liebchen so wild und krampfhaft, daß er erschreckt an das Telephon eilte und einen Arzt herbeirief. Dieser kam nach wenigen Minuten, verschrieb den Patz, verschrieb ein Beruhigungsmittel, das rasch in der nächsten Apotheke geholt wurde, sprach von einem sehr ernsthaften Nervenzustand und bat sich aus, die Dame in seinem Wagen nach Hause zu bringen.

Rösner bat ihn um den Gefallen, obwohl Liebreh ihn entschieden mit brechenden Augen nie einen Freund sein wollte.

In dieser Stunde war auch etwas erfolgen zwischen ihnen. Der leinnahmvollen Freundschaft, die er für sie gehabt, die vielleicht zur Liebe heranzureift wäre, hatte sie selbst den Todesstoß gegeben.

Noch am selben Tage schrieb er ein Billet; sie überschüttete ihn mit Briefen, mit Einladungen. Sie zeigte sich von ihrer liebenswürdigsten, heiterster, herzlichsten Seite. Aber er sah nun immerfort die wilhrosende, drohende, schmähende Frau vor sich, und der Schauder, der ihn vor ihr erfaßt, blieb ihm unvergeßlich.

*

Die Wintersonne gingen vorüber. Olga war ein einziges Mal in Gesellschaft gewesen und hatte auf dem Ballfeste auch ihre Bekannten vom Sommer wieder getroffen: Frau Ruhhart, die sich von Gebringer in auffälliger Weise den Hof machen ließ und das junge Mädchen mit herausfordernder Unart durch die Vorgänge fixierte; Kapuel, der sich Mühe gab, unbefangen liebenswürdig zu sein, aber doch mit einem unverkennbar mitleidigen Ton sragte, wie sie sich in ihrer Stelle gefalle. Ihm schien es geradezu unbegreiflich, daß das junge Mädchen dieser Buchhalterin geworden war, als das entzückende Leben zu teilen, das er ihr hätte bieten können. Olga wußte überhaupt fühlen, daß sie in der Gesellschaft nicht mehr dieselbe Rolle spielte wie früher. Sie war als hübsches Mädchen gefeiert worden, und wenn die Herren sich auch über ihr Wesen ärgerten und sich über ihre Unart aufbrieten, so hatte es doch nur Mißbilligung, einen Ton gereizt, mit Zuhören Werbolzer zu tanzen. Seit sie eine Stelle hatte, zählte sie nicht mehr zu dem Kreise der jungen Ballschönen, die man aufsuchte. Ja, es geschah sogar, daß sie während des Walzers nur nicht zum Tanze geholt wurde. Ihre Mutter empfand diese Nichtbeachtung ihrer Tochter viel schlimmer als das junge Mädchen selbst. Sie sah bei dem Gedanken fassungslos Gesicht, zutterte vor Zorn, grimmig und unaufhaltsam. Olga setzte sich zu ein paar verheirateten Frauen, plauderte lustig mit denselben und zeigte eine so gleichgültige Freundlichkeit, daß eine ihrer früheren Freundinnen ihr verwundert in das Gesicht blickte und stüsterte:

„Du Armes! Muß du nicht recht unglücklich? Ich könnte es nicht überleben, wenn ich einmal sitzen bliebe!"

„Wenn man beständig vor seinem Todesurteil zittert muß, dann wird's so ein Ball ja ein recht schmerzlicher Vergnügen!" dachte Olga.

Sein sie nicht mehr sich hatte, mit ihren Freundinnen die Nachwintage zu verplaudern, war sie heren ganzen Abenteuerlust vollständig fortgeschritt. Wie man einen Ball so ernsthaft nehmen könne, das begriff sie nicht mehr. Im Grunde freute sie sich mitten in dem Festjubel auf ihre stilles Bureau am nächsten Morgen; oder sie war vielleicht gerade weil sie das Treiben um sich her gleichgültig aufstehte, freundlicher und heiterer als früher.

„Fräulein Werdobler hat sich zu ihrem Vorteil verändert!" lautete das Urteil der Herren im Ballzimmer. „Früher war sie wie eine Wildkatze. Man hatte immer Angst, sie fährt los und kratzt. Jetzt kratzt und beißt sie gar nicht mehr."

Ja, sie war ruhig, harmonisch und liebenswürdig geworden, weil sie sich zufrieden fühlte, so zufrieden, daß sie sich vor jeder Verabredung ihres gleichmäßigen Arbeitslebens fürchtete und mit Grauen an den August, an den Urlaub dachte, den sie dann wohl nehmen mußte, um mit ihrer Mutter ein paar Wochen auf das Land zu gehen.

In den ersten Sommersonnentagen war Frau Werdobler allerdings durch Großmutterspflichten in Anspruch genommen. Zutie bekam im Juni einen Sohn. Die Mama wohnte bei Weihnerts in einem andern

Digitized by Google

Beim Rubikon am Tischerln.

Stadtviertel, und wenn sie auch zuweilen nach Hause kam, um ein Strafgericht über das Dienstmädchen zu ergehen, so hauste doch Olga meist allein mit ihrem Vater. Sie kannten das beide schon behaglich. Das müde, ernste Gesicht des Rechnungsrates leuchtete auf, wenn er abends den leichten Schritt seiner Tochter hörte; er brachte dann alle Aretetagebücher, aus denen er ihr vorlas; er erzählte aus seiner Jugendzeit; es war eine Festzeit wonniger Ruhe, die sie genossen. Olga lernte erst ihren Vater so recht kennen und hab,

Gruß.

Gasthaus Neuenberg im Schlierse.

geleet, daß Gerbinger bei höhnischen Frau den Hof machte. Nun erregte diese Nachricht sie ungemein. Sie sah plötzlich ihre Tochter mit verändertem Miene an, als dächte sie: Am Ende ist das Mädchen gar nicht so dumm, als ich meine! Am Ende war es ein ganz guter Einfall, daß sie diese Stelle bei Römer annahm.

„Sollen wir Herrn Römer nicht einmal an einem Sonntag zu Tische einladen, Olga?“ fragte sie.

Es war das erste erschreckende Wort, das die Seelenruhe des jungen Mädchens bedrohte.

„Nein, Mama. Das paßt sich nicht. Ich bin eine Angestellte in seinem Bureau; es würde sich nicht gut machen, der andern wegen.“

„Das sehe ich gar nicht ein.“

Mama Herbiger gab nicht so leicht nach, wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt hatte. Sie zeigte mit einem Male Interesse an Olgas Thätigkeit, fragte, ob sie viel mit Römer zusammen sei, ob ihr Prinzipal sie freundlich behandle. Sobald sie nur wieder ganz zu Hause wäre und Julie ihrer nicht mehr bedürfte, wollten sie eine Einladung geben.

Olga fühlte, daß alles, was die Mutter ihr bisher angethan, alle beschämende Verlegenheit, die sie um der Mutter willen ausgestanden, Kinderspiel gewesen gegen das, was sie nun fürchtete, was sie nun unentrinnbar kommen sah. Bisher war ihr ja jeder gleichgültig gewesen, den ihre fürchterliche Mama in ihre Pläne hereinzog, und sie hatte jeder übergroßen Liebenswürdigkeit die Klage zu halten vermocht durch ihre Eisesfälte. Nun aber! Hingedrängt werden zu einem Mann, den sie lieb hatte, vor ihm beschämt und erniedrigt, mit einem Herzen, das nicht mehr so ruhig schlug wie ehedem, in dem sich nun tausend schlummernde Empfindungen regten, das sich nur um so schener und heißer verbergen wollte, das war unerträglich! Das konnte sie nicht über sich ergehen lassen!

„Ich werde sich nun nächstens absolven, Olga. Herrn Römer darüber und ihn aufzufordern, und zu besuchen,“ sagte Frau Wechsler einmal, als Olga eben ihre Handschuhe anzog.

„Mama!“ rief das junge Mädchen, zitternd in einer Erregung, die sie der Mutter gegenüber nie gezeigt, „ich verbiete mir mein Leben selbst! Nun hast du kein Recht mehr, dich einzumischen! Du sollst nicht! Du darfst nicht! O, ich errate deine Gedanken! Ich beschwöre dich, laß mich meinen eignen Weg gehen, oder du treibst mich noch aus dem Hause!“

„Ich sehe doch gar nicht ein, warum du dich so aufregst! Warum soll ich gegen Herrn Römer nicht für eine gesellschaftliche Stellung hast, das ist die doch auf dem Ball, auf dem du süßen geblieben bist, klar geworden!“

„Ich will meinen Frieden! Laß mir meinen Frieden, wenn du nur ein Fünkchen Liebe für mich hast!“ stieß das Mädchen hervor.

Sie konnte nicht weiter reden. Die klare Ruhe, die sie sonst in den Scenen mit ihrer Mutter aufrecht erhalten, war ihr abhanden gekommen.

Römer hatte sich lange gesaunden, daß das schöne Mädchen, mit dem er nun tagelang beisammen war, ihm lieb geworden. Aber ein Mann, der mit dreißig Jahren noch Jungselle geblieben, überlegt es sich recht gründlich, ehe er sich zur Ehe entschließt. Er hat meist zu viele traurige Erfahrungen und Enttäuschungen bei seinen Bekannten mitbemerkt. Römer war überhaupt kein Mensch, der sich allzusehr von einer leidenschaftlichen Neigung beherrschen ließ. Ehe er sein Herz gewähren ließ, mußte er wissen, ob Olga ihm gut sei. Er wollte von seiner Frau geliebt werden. Und er war von einer seltenen Bescheidenheit über den Eindruck seiner Person, trotz seiner guten Erscheinung, trotz der Liebenswürdigkeit seines Wesens, die ihm leicht Freunde machte. Gerade Olga gegenüber konnte er der Zweifel nicht Herr werden: ist sie überhaupt einer warmen Zuneigung fähig? Wäre es sie nicht ein großes Opfer kosten, die Freiheit, die sie so glühend liebt, aufzugeben?

Eine Zeitung war zwischen ihnen ein recht behagliches, vertrauliches Verhältnis emporgewachsen. Feine, für Fremde kaum merkliche Unterschiede im

Bauernhaus in Schliersee.

Abendbau bei Tuchfühlung im Herbst.

Mondnacht auf dem Schliersee.

Digitized by Google

Tone ihres Gespräches hatten eine wärmere Innigkeit bekommen. Er hatte dem jungen Mädchen ein paarmal versichert, wie lieb sie geworden sei, wie ungenehm sie sich verändert habe.

Und nun plötzlich war sie fast wieder in ihre herben Unnahbarkeit. Er hatte kaum zu fragen gewußt, worin die Veränderung lag; aber sie schien ihm an. Zuweilen, wenn sie nach zu schreiben gehabt und bis zu später Stunde im Bureau geblieben war, hatte er sie durch die einsamen Straßen begleitet. Nun huschte sie eilig davon und behauptete:

„O, danke, ich kann sehr gut allein gehen.“

Einmal an einem warmen, herrlichen Sommerabend, als sie zu gleicher Zeit aus dem Hause traten, bot er ihr den Arm.

Es war so schutzsüchtig schön in der weichen Dämmerung. Sie hatte es süß, beglückend süß gefunden, sich an seinen Arm zu lehnen und sich in der müden Abspannung von ihm führen zu lassen. Aber sie hatte eine namenlose Angst, ihre Mutter könnte ihnen entgegenkommen und eine ihrer entsetzlichen Bemerkungen machen, wenn sie ihnen Arm in Arm begegnete. So sagte sie ein kühles: „Danke sehr, Herr Römer.“

Er war verletzt, sie sah es wohl.

Frau Bergholzer machte ihre Drohung wahr. Sie war nun frei von ihren Geschäftsverpflichten und konnte sich ihrer zweiten Tochter wieder widmen. An einem Samstag abend kam sie in das Bureau, unterbrieb sich mit Römer, sagte ihm liebenswürdige Schmeicheleien und lud ihn für den nächsten Tag zu Tisch.

Als diese Olga sich freuen können, daß er annahm, da sie doch meinte, die Mühsche ihrer Mutter seien so deutlich auf deren Gesicht geschrieben, daß jeder sie ablesen mußte!

Bald darauf war in dem Bureau davon die Rede, daß in eine Stadt in Nordwestdeutschland, in der der Römrsche Verlag eine Art Filiale besaß, eine Dame geschickt werden sollte, die sich auf die Buchhaltung verstand, vor allem aber in fremden Sprachen bewandert war.

Olga hörte zu mit blicken, seit aufeinandergedrückten Lippen, klimperte um einen Entschluß.

„Möchten Sie mir die Stelle anvertrauen, Herr Römer?“

„Sie wollen fort?“

Er fragte es bestürzt und sah sie forschend an. Sie mußte sich zusammennehmen, verbergen, wie wieder drängend schwer ihr diese Trennung schien, den Mut finden zu einer gleichgültigen Antwort.

„Warum nicht? Ich habe noch so wenig von der Welt gesehen. Es wäre eine Abwechslung.“

„Wenn Sie sich danach sehnen, Fräulein Mechthold, dann können wir Ihnen ja diesen Wunsch erfüllen,“ erwiderte er bitter.

Es that ihm weh, daß sie fort wollte. Es traf ihn wie eine viel schwerzische Enttäuschung. Aber auch er war zu stolz, um ihr zu zeigen, daß er sie aufzuhalten vermöchte würde.

Mit finsterem Ingen faßdigte sie ihrer Mutter ihren Entschluß an, und als Frau Bergholzer in heftige Vorwürfe ausbrach, sagte sie ruhig und traurig:

„Du irrst dich, du kannst, Mama! Worum wünsch du mir ein Glück erzwingen, das nun ein Glück für mich wäre, wenn es frei und ungezwungen käme!“

Aber als ihr Vater ihr über das Haar strich und mit seinem milden, weichen Tone sagte: „Es ist sehr schwer, dich herzugeben zu müssen, mein Liebling!“ da begann sie sich nicht mehr mit Macht in wildes Weinen aus.

Er verstand sie.

„Ich werde deiner Mutter vorläufig sprechen, wenn sie recht Sehnsucht hat nach dir, Olga.“ versicherte er leise. „Du wirst sehen, allmählich gewöhnt sie sich an dein Wesen und löst dir deine Freiheit. Und dann kommst du wieder zu deinem einsamen Eltern.“

Am letzten Tage, an dem Olga Abschied nahm von ihrer bisherigen Thätigkeit, von ihrem Geschäftszimmer, lag auf ihrem Gesicht der verklärteste, schmerzlichste Ausdruck, den eine durchweinte Nacht den Augen, den Augen aufdrückt.

Römer war auch sehr blaß, da er ihr die Hand reichte.

Es drängte sich ihm auf die Lippen, zu sagen:

„Bleib! Bleib!“

Ein herrliches Wort, ein Ton, ein Blick, und sie hätte die Thränen nicht zu halten vermocht, die ihr in die Augen treten wollten.

Aber sie waren beide zu stark, sie wußten sich beide zu sehr zu beherrschen.

So blieb es ungesagt, was zwischen ihnen nach Erlösung verlangte. So gingen sie auseinander ... Ob sie je sich wiedersehen?

Allweibersommer.

Von

C. E. Ries.

Es haben nur alle die Mutterehre im Städtchen Wasserau, im Unterelsaß, Verschiedenheiten, daß sie auf sich in aller Herzgottsfrüe.

Die Sonne reibt sich schlaftrunken die Augen und gähnt noch durch sich und ihren Wolkenkrieger und sagt: Doch ist doch gu dumm! Nicht einmal die Nachtruhe lassen sie einem. Man wird wohl noch vor der Zeit aufstehen müssen wegen des Menschengeschwätz. Was wollen nur alle die alten Mütterchen?

Ein Zeitvertreiben können sich sie nicht vorstellen, auch noch einer, und braucht sagt ein meiner Kopf mit meiner Nachtmütze und offenen Bändern und guckt die Straße hinab und hinaus und horcht. Was will, alles?

Die Tauben sagen, sie wollen die alten Knuspeln. Der Laden schreit sich heiser, die Hunde, beide, ganz heiße. Dann schlappt und schleift es die Treppe hinunter — öffnet die Hausthür, geht hin und her, hinein, heraus und zur Hausbank hinüber und der Nachbarin gerade wieder.

Nun, der Laden ist bei sich geschlossen. Sie schlaft noch. Mütterchen schleift vorsichtig. Mütterchen sind die alte leise, die sehr wenig Ihor.

Es deutet sich vorsichtig an den Häusern entlang und bricht um die Ecke, so daß sie laufe durch die Gassen, so schnell es kann, und bahet vorwärts.

Nicht lange, da wiederholen sich draußen Spiel im Nachbarhause, und im dritten, vierten, fünften, auf der engen Gasse, in allen Gassen im Städtchen Wasserau um Lande Mütterchenmorgen.

Was haben nur alle die alten Mütterchen? Ja, das sung' ich euch bloß!

Ist's, weil den alten Augen der Schlaf nicht weite sung? Sind sie die Ersten, die sich wachen und der Zeit, wo allen den andern?

Nein, nein! Der alte September ist fort! — Wie geht doch das Sprüchlein?

„Wenn erst und eins wachs ist, nicht zwei,
Kann noch der Altergarten blühn.“

Welcher Altergarten wäre noch blühe, ich sag's euch; aber ernährt es nicht weiter! Ihr hegt nie soviel alle die alten Weiberchen im Städtchen Wasserau um Lande Mütterchenmorgen auf den Beet, die!

Der alte September ist einer der Tage, auf den die alten Mütterchen das ganze Jahr hindurch warten wie auf ihre Hausenspeise, die sie haben.

Kennt ihr die Fäden, die im Herbst durch die Luft ziehen, die feinen, silberweißen Gespinnen? Ihr nennt sie Altweibersommer und wißt nicht einmal, daß sie Gespinnen sind.

Das sind Fäden, die haben der Elfen gesponnen in stiller Mondnacht, und wenn sie sie zum Schleier weben wollen, zum Hochzeits, lustigen Elfenschleier, der schwer die ewige Jugend verleiht und erhält, dann kommt der Wind, der böse Geselle, zerreißt und zerstreut sie über Wald und Feld und Flur.

Dann haben die armen Elfchen Mühe, ihr Garn wieder einzuhängen, und müssen auch überdies gerade so viel während dieser Tage und Nächte, daß die Menschen es ihnen stehlen.

Denn:

„Wenn eins und eins noch eins mit eins,
Kann noch der Altergarten blühn.“

Das heißt, am 11. Juli, 11. August, 11. September — aber das ist ein Irrtum und spielende Jag — da kommen auch Menschenkinder den Elfchen zu nahen und Altergarten, auf denen Fadenschleier sich legt und die Elfchen allein verstehen und sich die ewige Jugend erwerben.

Nur müssen diese Menschen unter einen besonderen Stern geboren sein oder ganz besondere Jugenden besitzen.

Welche das sind, weiß man nicht recht. Aber weil die alten Mütterchen den Elfchen Mädchen im Lande Mühsch-einmerwoll von allen Menschen am meisten die Eltern um die ewige Jugend bewerben, so bilden sie sich auch alle ein, unter einem besonderen Stern geboren zu sein und besondere Jugenden zu besitzen.

Denn o weiß es ja, weiß's ja die Thal anderseits. Es heißt nur sich aufrichten und den andern den Rang ablaufen. Denn Nate A und C und F sind doch wahrlich nicht danach, daß sie

Zeit sie wohl?

Ja, weil sie denn nicht?

Aber im Städtl Mondeinmerwoll zum Schleier weht, macht zu Weihnachten Hochzeit!“

Wie singen die beiden Tauben im Städtchen Wasserau im Lande Mühsch-einmerwoll?

„Altweibersommer!
Es schwirrt doch lustig rar!
Es sind schon im Mond
Die Hochzeiten gewest.
Der Elfe sammt
Seiner Braut
Wohl kommt er zu Hause
Jung bin ich wohl!“

Also nun fällt's herunter und vom Thor! Ja die Mutter, auf die Zeiten! Auch tüchtig gebäckt und gekrummen! Es ist paar am nächsten Sonntag Kirbey, die Laden hangen, denn man braucht gut viel zu einem Tänzerer, der jung machen soll. Hat man aber erst über ein Zeit, und ist man das Glückskind, so fügen sich einem die Fäden von selber zusammen.

Gestalt und Fleisch! Den ganzen Tag dauert der Tänzer, von der Morgenröthe bis zur sinkenden Sonne.

Der Tänzerer steht am Thor, schmunzelnd, und läßt die alten Weiber passieren, sind nach denen andern, und sagt jedesmal:

„Mütterchen, Ihr seid ja heute, eh es noch keine Stunde!“

Aber wenn sie vorbei sind, schlägt er sich auf den Schenkel vor Lachen, und ruft seinem Weibe zu:

„Das ist ein Hausgesind! Denn kommt wieder einmal alles alte Gerumpel zum Vorschein. Möchte wissen, wer von dem alten Jeug heimkommen wird. Jüngler Mann und Vater und Tetter, oder Vater und Sohn? Und die Schuljan — sieh doch! — die wird einem Kein schon im Sorge und vor den lieben Herrgott steh', und möchte' auch noch mal jung sein. Was hat der wohl das Leben gekracht, daß sie so daran hängt? Und da kommt richtig die Kappen, die lustige Base, die drei Männer begraben hat, und will jetzt den vierten.

„Kappin, wollt wohl allen die Fäden anglangen, daß Ihr ja gar bald auf seid! Ich will nicht lange hinaus.“

Der Tänzerer schleift die Kappen Hochzeitsch, aber schrecklich lang' sie: „Ich hab' mich dazu noch gar nicht bereit, aber es kommt halt jeder seine Chance, wo er sie findet. Zu 30 Jahren ist noch nicht gesund mit der kleinen Ding! Denkt doch, sie will der noch wirklich 'nen Mann treten!“

„I, was! Wo nicht sagt! Das will sie! Hab' noch mein Kuz nicht voll für Jungs, sagt' sie neulich! Tänzerer, und jetzt kündert er nicht, die Alt-Jägern ist heute noch nicht worden. Das macht, sie ist schon am Abend vorher mitgekommen und ist mit dem Tänzerer hinaus, und hat auf dem Heuboden gelegen, um ja doch beim Morgengrauen die erste zu sein und die Jüngferinnen Fäden zu haben.

„Mütterchen, was gerl Ihr denn so zu meinem Kind? Macht doch allein vorwärts, wenn ich Euch nicht schnell genug geh'.“

„Lederlich, Lederlich, laut, laut! Sieht denn nicht die Schmidtin vorne? Die hängt was noch alle die Fäden weg!“

„Die Mutter ist um Tanzerwegen besorgt, Jüngler!“ sagt spottend der Tänzerer zu der langen Hopfenstange mit spitzem Gesicht und hoher Zunge.

„Wogen worum?“ antwortet erhalt Tochterlein. „Das wär' mir! Mädtel Gnuß wird heute auch einen Schatz holen mit Guten Vierungen und Guten Mädchenlohn!“

Die Alten Alle am Straßlich! Jeder zu Hochzeitsch gu einen giftigen Blick hin, den der Tänzerer lachend beobachtet. Dann verschwinden beide wieder Thor.

„Mütterchen, wird Euch Ihr denn nicht auch hinaus? Ihr wißt doch? Heut ist der letzte Tag. Wollt Ihr denn nicht jung werden?“

Der schrägsinnige rührige Greise lacht ihren Kreb leise: „Ich hab' ja schaffen!“ sagt sie, schüttelt den Kopf und kichelt schelmisch.

„Ihr seid dumm! Wie ist die noch jung! Das Auge ist leuchtend und frisch, der Knochen so gand und der Arm so fest, und auf den Lippen das hohe Lachen der Jugendfähigkeit.

„Ja, wird die denn nie alt? — „Mütterchen! Mütterchen! macht mir nichts weis! Ihr wißt auch einmal besser — ist's auch von Jahren — und habt Ihr genommen den Tänzerer! Gesteh's nur! Wie heißen die Jungenen, die ihn verschönen?“

Jüngler kichelt die Alte schelmisch: „Weiß nit, wenn's nicht ist. Die Kinder sieben mit unsres Herzgotts ähnle Natur! Und spitzend, heilig und fröhlich sein, und — daß ich's nicht vergeß' — nicht Kuschen und schauben.“

Sie zeigte bedeutungsvoll auf einen Kuschel Frauen.

Dort standen die Bajen und tuschten und lachten über Jüngler Mertens, die eben durchs Thor ging.

Jüngler Mertens hielt einen Zweig in der Hand, ging so verklärt, daß sie den Jüngerwurf nicht sah, und klatschte leicht. Sie aber sah sie wohl und rief ihrer Jenen zu: „Alle, was wohl Jüngler Mertens denn dauchen? Die hat doch den Altweibersommer nicht nötig?“

„Gut genne Gnade, Mertens!“

„Aber ein junges Gesicht, und die Augen so hell!“

„Du Jungen hat sie genug verloren!“

„Ja, um die alten Eltern und um den Hausersohn, der in die Welt ging und nichts von sich hören ließ. —

Aber der Brief, Alte?“

„Und daß verjüchte Gesicht!“

Digitized by Google

„Tolles vierleicht —! Sei's, wie es sei! Der gunnt ich den Schlicker nor allen!“

Jungfer Mertens ging traumend vors Thor. Da sieht sie alle die alten Mütterchen hasten und hasten und hetzen.

Und die eine sieht immer die andre mit scheuen Augen an, und ein scheuer Ton fallen giftgelbe Worte.

„Meine Liebe, hast du schon meine Jacken zum Schleier? Meine Seele, ist denn Gevatter bald fertig? Meine Taube, wirst schon der Fauber?“

Federn? Schleier? Jungfer Mertens hallt's ein: Hexl ich ja bei mir. Hexensabbat. Die heidnischen Hexenfeiertage, Walpurgisnacht, zum Hexentanz, der jung macht.

Jung? Nah, wo gern wohnte Jungfer Mertens? Nah jung hin, nah jung, wo Frauen kommt, wenn sie sie gebraucht, daß sie sie vergessen!

Soll sie nach Federn hangen?

Sie vermahrt sammetig steife Gedanken; aber mit Federn? Das ist entgegenlaufig, erhebt sie doch unwillkürlich und schlaug es zwischen den Fingern. Sieh, es wendet sich! — Nah der Wiesen hin und knacke noch einen langeren Zweig, der schlaug sich von selber als Einschlag und Zeichen; und dann flogen die Vögel zu und drachten Federn, immer neue, immer mehr, und die Jungfer Mertens sie sich verlak, daß sie sie in ihrer Hand ein wenig zu Schleierlein, zart wie Spinnengewebe, hinklein mit Lau, gehegend wie Gelegenheit.

„Ob ich's verstehe?“

Vielleicht, halb sich schamend und sich Ihrem sicherlich, sagte sie sich's wenig Hanzt und tief in den dunkeln Wald, wo die Hexen nur sich selber zu verbergen.

Aber ihre Angebuld trieb sie schaus aus dem Wald und auf die Anhöhe, die den Weg nach der Stadt überschaute.

Wer kam auf den Wege daher? Wer stürmte die Anhöhe hinauf? Wer umschlang Jungfer Mertens mit seinen Armen und drückte ihren Kopf gegen sich an sein Herz?

Wer zog sie heim durch das Thor, wobei sie dem vergnügt schmunzelnden, rückenden Thormann, in das Stübchen, fern von neugierigen Augen?

„Was hast du denn da in der Hasen, Lieb? Spinnengewebe? Sommerfäden?“ Er betrachte das Schleierlein.

„Nie, Liebster! Du verstehst! Du weißt! Du verstehst dein Geschäft? — Ja, wie oft mir denn? Haben wir denn nicht . . . — O, der Tausend! Darum kangten deinetwegen alle die alten Mütterchen unser. Und die Hexen? Ich erschlug sog Jungfer Mertens an sich und hielte sie auf das rotglühende Christgesichten. „Du wirst doch! Wer an Hexen? Närrchenmummen zum Fastnacht weis, macht zu Weihnachten Hochzeit!“

Trauben zogen und hielten und sprangen die alten Mütterchen nach den schimmernden weißen Fäden, und wenn sie einen erwischten, entschlüpft aber gereizt der andre. Eine der Bösen kannt, her keine zur Schleier; sie hatte Angst, die Dämmerstunde, ganz im Dunklen, heidel klein eins nach dem andern am Thor vorbei und in ihre Häuschen. Und sog erliefen innern am Fenster und spähten den andern aus. „A, was! Ihr auch beuthen, Mutter Feber? Glaubt Ihr denn auch an die Narrheit? Hätt' Euch zur verantwortlicher gehalten.“

Und am selben dreht sehr: die auch bakel! Da wird's nächstes Jahr noch schmerer halten. Da auch ich nach Freiher nah!

Geht sie nun nächstes Spätjahr an einem elten Septembertag vors Thor im Städchen Wohgern im Lande Wünschenruhmland, da kennt sie sie schon!

Die gute alte Zeit im Spiegel der guten alten Zeit.

Von

Theodor Handjaken.

Wer hätte nicht schon die gute alte Zeit loben gehört und gesehen, wie man sie im Gegensatz zu unserer neuen schlechten sieht gepriesen hat. „Ja, früher, da war es anders!“, da waren die Menschen noch so Verhältnisse einfacher, da herrschten bessere Sitten und mehr deutsche Sinn und Treben,“ so klingt es im privaten und öffentlichen Leben halb vernunftvoll, halb sehnsuchtig entgegnet. Die alten Generationen hält der jüngeren Leuten vor, daß sie in ihrer Jugend weit weniger Ansprüche gemacht habe, daß sie bescheidener und genügsamer in ihrem Wesen gewesen sei; die Handwerker klagen um den verlorenen goldenen Boden des Handwerks, die Landwirte über den Verfall der einst so blühenden Landwirtschaft, andre wieder über den Zusammenbruch der Realität im Geschäftsleben oder über den wachsenden Unglauben. Wenn man die Leute so reden hört, so sollte man meinen, der Welt wenne schlechter mit jedem Tag, und es sei alles früher viel besser gewesen als heute. Dann erwacht in uns wohl der Wunsch, uns der Zeiten des Lebens aus in Geiste in die gelobte gute alte Zeit zu flüchten und ihre Tage an uns vorüberschweben zu lassen.

Doch es nutzt ungerecht, wollten wir die Vergangenheit so beurteilen, wie sie sich uns darstellt, denn dann an das elektrische Licht gewohnten Auge würden auch die glänzendsten Szenen am Hofe eines Ludwigs XIV. in ihrem herzenschönsten trübe erscheinen. Nicht mit unsern Auge wollen wir die vergangenen Tage prüfen, wenn wir uns auf die Wanderschaft nach den Zeitalter der guten alten Zeit begeben, sondern wir wollen hören und sehen, wie sie ihren Zeitgenossen erschien und zum ihnen beurteilt worden ist.

Die gute alte Zeit, war sie vielleicht vor einem Vorrelsjahrhundert, als 1868 ein Chronist die Klagen folgendermaßen schrieb: „Alles will seine Ruhe! schwelt reich werden. Viele Güter nach tadelnen Gewinn benutzen! Sie die Gerechtigkeit auf alle Weise unter? Einkommen! Wie sieht in den Thoren der Kriegsrüstung zu sprechen, die 1834 meinte: „Jetzt, wo die Gesittlichung in entsprechen Weise überhandnimmt, möchte man beinah bereuen, daß Gesellschaft und Gesetzlosigkeit und das goldene Kalb angebetet. Geld mich man sich machen; und welche Weise! Gleichviel!“ Also weiter zurück in den Jahrhunderten! Wie sah es aus vor einem halben Jahrhundert an? Da bekommen wir von Lachmann eine Antwort, in der er 1846 über die „gegenwärtige Zeit der materiellen Interessen“ klagt. Die Jungvogel unsere Väter galt alles schon wie die untrige für eine Zeit der materiellen Interessen. Sie tilt offenbar noch an andern modernen Uebeln, denn bereits 1822 glaubte Forsterer von Stein das Resultat seiner Beobachtungen in die Worte zusammenfassen zu können: „Wie sind überzeitlich, haben überschreitet, überpolitisiert und dabei überklug. Die aus dem persönlichen Staatsmann gezogenen Uebelstände waren aber allenthalben noch plötzlich herangewachsen. Wir sind nun bei den Tagen angelangt, wo der Pessimismus Wurzel schlagen, aber die gute alte Zeit finden wir nicht. Im Gegenteil, am 1807 ist uns das Wort des Philologen Rothammer entgegengehalt, daß „der Trieb nach Geld und Gewinn die Zeit beherrscht“.

Wir müssen unser Jahrhundert verlassen, ohne der guten alten Zeit begegnet zu sein, und weiter zurück gehen. Da vernehmen uns das bittere Wort des großen Friedrich, er habe es satt, über Sklaven zu herrschen, und unwillkürlich stimmen wir einander zu, wenn wir an die Sklaverei und schreien und das Elend über Zeit uns Ehe. Dann leuen wir die Zeiten, die Absolut Muller 1738 hörich: „Das Herz der Bürgerschaft, das Mark der Nation, ja die Seele des Vaterlands, ist auch und ausgetötet. Und einmal auch die Welt in der Geschichte leben; wie nah der Sittenfall dem Fall des Staates folgt, das sagt uns Tacitus“. Wir gehen weiter ins Jahrhundert der Reformation, da klattet uns ein Brief Johanns von Nassau entgegen, in dem er 1563 den Niedergang der Sitten beklagt. Vorsichtiger Worte schreibt: „Mündheit, Gleichgiltigkeit, Mißtrauen und Kleinmut nehmen überhand zu.“ Bei solchen Zuständen scheint es beinahe nicht mehr, daß Luther damals gegen Tanzen und Hoppigeist, gegen Unzucht und Sittenlosigkeit unternehmen. Die städtischen Ordnungen sind voll von Klagen über die schlechte gewordenen Sitten. So beginnt eine Erneuerung der Stadt Magdeburg von 1505 mit den Worten: „Nachdem durch den Verlauf langer Zeiten und Jahre sich das Leben und Wesen der Menschen merklich gebessert und gewandelt hat“, und daß dann den Bürgern ihre Sünden vor, als da sind: Unzucht, Unordnung, Spiele, Nichtachten der Sonntagsgebote, Verlegung von Gottesdienste, Unfleißigkeit bei im Eine und Umgebrauch gegen die Obrigkeit.

Wir stehen an der Schwelle des Mittelalters. Während wir sie überschreiten, klingt uns die Predigten eines zum gemeinen Leben geschlagenen Bauern nach: „Ach, ich sol klan jrreden und bohe mein und mein ein einziges Mal an Herz laß offen sein, wenn ich sehe und erhören von den Anfang des ansichen Frankfurter Reichstagsbeschieden von 1442, wo geklagt wird, daß im heiligen römischen Reiche und besonders in deutscher Nation „auf Beraub, gewaltthätige und arge List unsprechige und endlose Empörungen und Schädigungen geschehen sind und noch täglich mit Raub, Mord und Brand geschehen“, sodaß das Reich und „viele der gemeinen Reichsunterthanen, geistige und weltliche Personen gropse Not, Verderbnis und Schaden täglich erleiden“.

Das Elend, das hier geschildert wird, war in langer Zeit herangewuchs. Wir durchwandern zwei Jahrhunderte, sehen den Bauer aus den Ausdrücken Rechten, sehen die Orte in den unaufhörlichen Fehden in Flammen aufgehen, sehen die Schreckensbilden ersaulen, hören die Klagelieder in den Zeiten der Pest das Land mit wilden Geschrei durchziehen, um dann den Westen unsres großen mittelalterlichen Landes, Wallens von der Vogesenwelle zu umziehen. Er singt von „Krieg und Lieke, von Leide, großer Zeit, von Aerbeit, Wannerweide, von Aem' und Heiligkeit“; doch jener Zeit ist sie ihn nicht die gelobte „gute alte Zeit“. Schmerzlich ruft er vorwurfsvoll aus: „Unserer klagt auf der Lauer; Gewalt liebt auf der Straße; Friede und Recht sind hehr unwohl!“ Oder er seufzt: „Ach, Gewalt zaubert, Recht von dem Gerichte zaubert, Unbrauch auf allen Wegen wandelt, der Vater Zwang bei den Kindern findet und der Bruder den Bruder belagt“, und in dem ergreifenden Liede über seine dahingeschiedenen Lebensfreuden bricht er in den wehmütigen Ruf aus: „O weh, wie jämmerlich die jungen Leute es treiben!“ und machte vergagen über die Zeit, in der er lebt.

Es sind dies nicht die einzigen Klagelaute hindurch tönen Schatten zwischen unseren sichenden Auge und der gesuchten Zeit gelagert. Die Beschlagnahme, den Barbaik von Zwang und Gewalt, Unbrauch und allem Bösen wandelt, der Vater Zwang bei den Kindern findet und der Bruder den Bruder belagt“, und in dem ergreifenden Liede über seine dahingeschiedenen Lebensfreuden bricht er in den wehmütigen Ruf aus: „O weh, wie jämmerlich die jungen Leute es treiben!“ und machte vergagen über die Zeit, in der er lebt.

Es sind dies nicht die einzigen Klagelaute hindurch tönen Schatten zwischen unseren sichenden Auge und der gesuchten Zeit gelagert. Die Beschlagnahme, den Barbaik von Zwang und Gewalt, Unbrauch und allem Bösen wandelt, der Vater Zwang bei den Kindern findet und der Bruder den Bruder belagt“, und in dem ergreifenden Liede über seine dahingeschiedenen Lebensfreuden bricht er in den wehmütigen Ruf aus: „O weh, wie jämmerlich die jungen Leute es treiben!“ und machte vergagen über die Zeit, in der er lebt.

Es sind dies nicht die einzigen Klagelaute hindurch tönen Schatten zwischen unseren sichenden Auge und der gesuchten Zeit gelagert. Die Beschlagnahme, den Barbaik von Zwang und Gewalt, Unbrauch und allem Bösen wandelt, der Vater Zwang bei den Kindern findet und der Bruder den Bruder belagt“, und in dem ergreifenden Liede über seine dahingeschiedenen Lebensfreuden bricht er in den wehmütigen Ruf aus: „O weh, wie jämmerlich die jungen Leute es treiben!“ und machte vergagen über die Zeit, in der er lebt.

Digitized by Google

sie ihn keinen Wort habe, weil Timotheus um eines Aristoteles willen bereit sei, seinen Kallikreh zu schmieren. Eben darüber Timotheus ansuchen herrlich ein eitere Gerichtsbildung durch Zeugen schamlose Verleumdungsreden in einer Versammlung nachgewiesen. Ueber die Verschwendung und den anderen Prunk seiner Spitzgesellen findet Timotheus dritter Rede und verweist auf frühere heftere Zeiten. Ein Menschenalter genug hatte der große Tyrannier Peisistratos jener Zeit den Spiegel vor, zeigt sie das neue Judäer, wirtschaftlicher Entwicklung, Verwüstung des Landes, dessen gesicher Leidenschaft, Parteiwesen und Zittenlosigkeit entsetzliche Antlitz und traft sie die glückliche Vergangenheit des Gerichtshofs zurück. Die Zuhörende, die kurz zuvor in Athen durch den Ausbruch der Pest (430) vor Christo und durch die Verwüstungen des Peloponnesischen Krieges in Lage waren, hatten einst der erschütternden Kunst der Geschichte.

Die nationale Glorie, bei der Klassikerepoche vorausgehenden Zustands und aus über die inneren Missstandsmarke und wertbeständigen Reiten der griechischen Stadte nicht hinwegtäuschen. So erzählt Herodot, daß die Messier nach schweren unserer Vorfahrsjahren die Stadt Pasos um Vermittlung erbieten, und daß, als die parische Gesandtschaft nach Miet kam, sie die Häuser im größten Verfall antrad. Da durchzog sie das ganze Landgebiet von Miet, und was sie einen gut bestellten Acker fand, schrieb sie den Namen des Besitzers auf. Sie fand im ganzen Lande nur wenige solche, und diesen übergab sie der Regierung. Die gute alte Zeit war es nicht, wo solches geschah; sie war auch da nicht, da im 6. und 7. Jahrhundert vor Christo in Griechenland das Sprichwort: „Das Geld macht den Mann!" herrschr. Und dieß klag; und gelten war die auf der bewerischen Gesinnung zurück, so hatten wir es auch durch heute etwas jungen Lieber lenig hindurchklingen, daß früher die Zeiten besser und die Menschen kultiger waren.

Also auf in Griechenland hieten, wie hieten es auch im alten Palästina. Wie ein Grollen klingt durch die mahnenden Worte der Propheten die Klage über die Verderbtheit der Menschen. Gegen die Reichen und Mächtigen wird der Bösewicht Vermurf gerichtet, daß sie das Recht beugten, Bilstmord und Unterdrückung, sich bereichern lieben, am Wucher und Gewinn unermüdlich aufzugen und die Armen um geringer Dinge willen in die Knechtschaft verkauften. Schon unter der glänzenden Regierung Salomos ertönte das Volk unter dem Druck, unter den es lebte, und sobald wir uns weiter in seine Vergangenheit, so hören wir es wieder und wieder murren über seine Not.

Wenn wir den Pfad, den die Menschen gegangen sind, noch weiter zurückverfolgen und die Bilder und Hieroglyphen der Denkmäler klagen, so erzählen sie uns von Menschen, die im Fruchtbarn sich abmühten, zwei allerlei Volk und allerlei Handel, aber von der guten alten Zeit wissen sie nichts. Wie sollten sie nicht, und wenn wir uns auf die entferntesten Pfade der Sage begeben.

Eine Fata Morgana, Reste sie vor uns, wenn und wo wir sie zu erreichen wünschen, eine Fata Morgana, Reist uns wenden durch Erinnerung und Sehnsucht im Menschenherzen erzeugt. Die Erinnerung an Dinge und Zustände, die der Einzelne und dem umherungenen Auge der Jugend sich eingeprägt hat, dies ihm sich gewordenen sind, verewigt sich mit der Sehnsucht nach diesen Zuständen, als sie die Gegenwart bereits, und das verschönte Bild der guten alten Zeiten bewegungsvollen. Sie umfassen:

„Ihr goldner Zeit, worauf der Dichter sinnt
Zu sehnsuchtsvoll erfragt, ihr Thöne Zeit für mich,
Ihr schient es nie, es wenig, als sie ist."

Jedwede Zeit hat ihren alten Ahnen und ihre Schmerzen, aber auch ihre Freuden und ihr Glutes; und wenn man der wirklichen auch ihre Schatten und Gebrechen vorwirft, vielfach mit Recht, so soll man andererseits ihre Vorzüge und ihre Errungenschaften im unbestreitbar und gerechter Weise nicht außer acht lassen. Denn wandert, der heute unsere Zeit schmalt, die „Goldschen des Glücks" an den Zeiten hatte, so gingen es ihm wie dem Jüngling in Andersens Märchen, den die Goldschen des Glückes in die rote Hose so zahlreichen Gemeinde, weit über die Grenzen Deutschlands hinaus, und wie innig sie an ihm hängt, das hat sich erst jüngst überzeugend erwiesen. Es wurde bekannt, daß Adolf, schon bei längerer leidend, nun gänzlich in seiner Schaffenskraft gelähmt sei und mit seiner Familie einer trostlosen Zukunft entgegensehe. Da ergieng ein Aufruf an die Freunde und Verehrer des Dichters, und binnen kurzem war eine stattliche Summe zusammengebracht, die den Forscher und die Seinen der bittersten Sorge entlud. Aber durch einen Zufall, „Unglückstücke" wollen es, gerieth dieser Aufruf in den gewöhnlichen Sterbeblicken, er hat ohne Frage in weiten Kreisen Anerkennung und Liebe gewonnen, und wer vielleicht der Thoren um den Forscher nicht für einwohlthätig hält, dem erscheint doch der Mensch in seinem unerwüstlichen, christlichen Sterben achtungswert. Ungeschmälert ist jedenfalls die Verehrung Adolf Kohls geblieben, wenn auch der äußeren Lebenshahn. In Ebbach in Steiermark am 13. April 1838 als Sohn eines armen Müllers geboren, hatte er, gleich seinem späteren Gönner und Freunde Peter Rosegger, das Schneiderhandwerk erlernen, aber der einzuwerke Ansatz zog ihn Autodidaktisch der Wissenschaften an sich, und er wurde nur dem gewöhnlichen Handwerk bestimmt. Schon als Knabe gewann er sich mit Vorliebe astronomischen Studien, und bereits 1861, also erst beinahmzwanzig Jahre alt, veröffentlichte er seine erste astronomische Arbeit, der dann und bei Zeit, da er zunächst im Pfarrorte, hierauf als Lehrer an der Handelsakademie in Graz thätig war, weitere Aufsätze zur Fixsternkunde folgten. Die anregend er als Lehrer wirkte, hat ihm Rosegger mit herzlicher Dankbarkeit bezeugt. Im Jahre 1868 begründete Adolf die Zeitschrift „Sirius" und begann das folgende Jahre die Veranlagung des Werkes, das seinen Namen allbekannt machen sollte: „Grundzüge zu einer Theorie der Cometen und Planetoidenbahnen." Die praktische Berechnung dieser Theorie erfolgte zum erstenmal bei dem Erscheinen von Lexells, 1873, und nachdem er im Jahre 1874 auf drei von den 27. August zu erwartenden Durchgang des Kometen aufmerksam gemacht hatte, erfolgte in im Aufrage der Wiener „Neuen Freien Presse" nach Catania, um die Vorgänge zu beobachten. Seine Voraussage, an die wieder angeknüpft wurde, hatten sich nicht bestätigt, denn Lexell genau ein, denn am 29. August erfolgte ein heftiger Ausbruch des Aetna. In ähnlicher Weise haben sich später andere Voraussagungen Kohls erwiesen, mehr freilich nicht, und die jüngste Wissenschaft der Himmels- und Wetterkunde stellt seinen Theorien noch immer ablehnend gegenüber. Schon 1871 hatte Adolf Kohl den bedeutungsvollen Schritt gethan, der ihm eine Anerkennung brachte, er trat zum Protestantismus über. Auch aus dem österreichischen Unterrichtsministerium schon er und seine Bestrebungen die Beachtung; ein Jahr 1881 verbrieitete er sich, und bei 1888 lebt er in Berlin. Eine Reise, die er 1877 bis 1880 durch die Vereinigten Staaten machte, hatte reichlich wahrnommen, hatte ihm einen heftigen Gelenkrheumatismus sowie eine schwere Augenkrankheit zugezogen, und dieser beiden Leiden ist er nie wieder ganz los geworden. Betrachtet man das Leben des halb Sechzigjährigen, so sieht man, daß es ein andauernder Kampf gewesen; der immer, gewiß schwere Kampf des genialen Forschers mit dem Neide der Verhältnisse, dann das harte Ringen um die Existenz, der immer erneute Kampf mit körperlichen Leiden und der unaufhörliche Streit mit den wissenschaftlichen Gegnern. ea.

Rudolf Falb.
Nach der neuesten Aufnahme von Hofphotograph Pasquar in Zwickau

Rudolf Falb.

In der Wissenschaft steht Rudolf Falb, der „Wetterprophet", selten Publikum nur noch als Kuriosum, in Tagesblättern Aufsätze wiedergeben, nicht anzugreifen, da, je gerade unter den bedeutendsten Meteorologen heftig ist er entschiedene Gegner; trotzdem aber rührt er sich trotz zahlreichen Gegnern, weit über die Grenzen Deutschlands hinaus, und wie innig sie an ihm hängt, das hat sich erst jüngst überzeugend erwiesen. Es wurde bekannt, daß Falb, schon bei längerer leidend, nun gänzlich in seiner Schaffenskraft gelähmt sei und mit seiner Familie einer trostlosen Zukunft entgegensehe. Da ergieng ein Aufruf an die Freunde und Verehrer des Dichters, und binnen kurzem war eine stattliche Summe zusammengebracht, die den Forscher und die Seinen der bittersten Sorge entlud. Aber durch einen Zufall, „Unglückstücke" wollen es, gerieth dieser Aufruf in den gewöhnlichen Sterbeblicken, er hat ohne Frage in weiten Kreisen Anerkennung und Liebe gewonnen, und wer vielleicht der Thoren um den Forscher nicht für einwohlthätig hält, dem erscheint doch der Mensch in seinem unerwüstlichen, christlichen Sterben achtungswert. Ungeschmälert ist jedenfalls die Verehrung Adolf Kohls geblieben, wenn auch der äußeren Lebenshahn. In Ebbach in Steiermark am 13. April 1838 als Sohn eines armen Müllers geboren, hatte er, gleich seinem späteren Gönner und Freunde Peter Rosegger, das Schneiderhandwerk erlernen, aber der einzuwerke Ansatz zog ihn Autodidaktisch der Wissenschaften an sich, und er wurde nur dem gewöhnlichen Handwerk bestimmt. Schon als Knabe gewann er sich mit Vorliebe astronomischen Studien, und bereits 1861, also erst beinahmzwanzig Jahre alt, veröffentlichte er seine erste astronomische Arbeit, der dann und bei Zeit, da er zunächst im Pfarrorte, hierauf als Lehrer an der Handelsakademie in Graz thätig war, weitere Aufsätze zur Fixsternkunde folgten. Die anregend er als Lehrer wirkte, hat ihm Rosegger mit herzlicher Dankbarkeit bezeugt. Im Jahre 1868 begründete Adolf die Zeitschrift „Sirius" und begann das folgende Jahre die Veranlagung des Werkes, das seinen Namen allbekannt machen sollte: „Grundzüge zu einer Theorie der Cometen und Planetoidenbahnen." Die praktische Berechnung dieser Theorie erfolgte zum erstenmal bei dem Erscheinen von Lexells, 1873, und nachdem er im Jahre 1874 auf drei von den 27. August zu erwartenden Durchgang des Kometen aufmerksam gemacht hatte, erfolgte in im Aufrage der Wiener „Neuen Freien Presse" nach Catania, um die Vorgänge zu beobachten. Seine Voraussage, an die wieder angeknüpft wurde, hatten sich nicht bestätigt, denn Lexell genau ein, denn am 29. August erfolgte ein heftiger Ausbruch des Aetna. In ähnlicher Weise haben sich später andere Voraussagungen Kohls erwiesen, mehr freilich nicht, und die jüngste Wissenschaft der Himmels- und Wetterkunde stellt seinen Theorien noch immer ablehnend gegenüber. Schon 1871 hatte Adolf Kohl den bedeutungsvollen Schritt gethan, der ihm eine Anerkennung brachte, er trat zum Protestantismus über. Auch aus dem österreichischen Unterrichtsministerium schon er und seine Bestrebungen die Beachtung; ein Jahr 1881 verbrieitete er sich, und bei 1888 lebt er in Berlin. Eine Reise, die er 1877 bis 1880 durch die Vereinigten Staaten machte, hatte reichlich wahrnommen, hatte ihm einen heftigen Gelenkrheumatismus sowie eine schwere Augenkrankheit zugezogen, und dieser beiden Leiden ist er nie wieder ganz los geworden. Betrachtet man das Leben des halb Sechzigjährigen, so sieht man, daß es ein andauernder Kampf gewesen; der immer, gewiß schwere Kampf des genialen Forschers mit dem Neide der Verhältnisse, dann das harte Ringen um die Existenz, der immer erneute Kampf mit körperlichen Leiden und der unaufhörliche Streit mit den wissenschaftlichen Gegnern. ea.

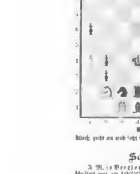
Für müßige Stunden.

Schach.

(Verantwortl. von E. Schallopp.)

Aufgabe 40.

Von **Bruno Schröter** in Bromberg.
(„Lasonder.")



Weiß: zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 37 S. 776;

W. 1. Dc5—a3
S. 1. Dh5:f3+
W. 2. Da3—a6+ nebst
W. 3. Th1—h3 matt.

Dasselbe matt.

A.

S. 1. Lb5—a7, nebst
W. 2. Th5:f5† und
S. 3. Kh1—e1 Th5:e5
Dc1—h6 matt.

Auf andere Gegenzüge führt entweder 2. Th5—h3 oder 2. Dc1—a6 gleich Zeit.

Schachbriefwechsel.

A. M. in Breslau. Ihre vermeintliche Lösung der Aufgabe 37 ist leider nicht zum Ziele; 1. Dc1—a3 Th5:f5† 2. Dc—a6 matt. K7?

A. M. in Berlin. Ihr Zug ist der 37 auf dem richtigen Wege, ist leider aber der Vollendung des Angriffs. 1. . . . Th5:f5†.

Dr. Ed. Sch. in Charlottenburg. Den Lösungsversuch können wir für vollkommen befriedigt erklären.

L. in Potsdam. Nach Ihr Versuch 1. Dc1—a3 nicht durch Dh5:f3 beantwortet.

Vorträtsel.

Die Pfeife ist's noch heut beschworen,
Doch ihr die Silbe all verloren
Bringt den wohlverlornen Zunder;
Tauterhe hat im Morgen,
Bereits vor einigen tausend Jahren,
Ihr Wirtschaft an sich gerissen.
Dem ein Verschlechter früherer Zeiten
Demselben voll Aber'glaub wurden.
Längst ist ihr Sieg in Staub zerfallen,
Und man den Namen noch verhöhnen,
Und man von dem Beginn und Schluß
Ein Zeichenrätsel suchen muß.
Ja wenn, wenn sie sich bewährt,
Ein neuer Name sie schützen!
Er möchte nicht an größ'rer Stätten,
Nicht an Palästen und Hospitälern,
Nein sogar dem Zeichen Heroen
Er könnt sich ferner verbreiten
Und ein Gemeingut der Schlacht
Geblieben sein der Gotteswonne!

M. Sch., Kalisch.

Kunstreitsitz.

Den Gaulschen Hatt man Zelte reitet,
Weh der Verreiter ihn begleitet,
Es überlegen, wie das Feld
Man weise machen muß zu Geld.

„Herr Bürgen, Hatter, Pfandherr,
Kunstreiter, Wagner um der Ehre"
Heißt Reiter noch? Den Titel Edelt
Zu Pfuhl auch der Reitschend;

Mich aber bei der rechte Seite,
Den Platz der Ehre, meiner leite,
Ich bin's, der Ihnen weisen kann,
Wie man's macht, daß man's kann.

Ich bin's, der Ihnen weisen kann,
Wie man's macht, daß man's kann.

Über Land und Meer

78. Band. Neunundreißigster Jahrgang. Oktober 1896—1897. Erscheint jeden Sonntag.

Nr. 52.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 M. 50 Pfg. Mit Post-Aufschlag 4 M. 75 Pfg. Redakteur Ernst Pechdörel in Stuttgart.

Starrköpfe.

Humoreske von

Robert Pohl.

(Schluß.)

Meine Braut ist jedenfalls gut zu Fuß," rufe Rudolf fort. „Da war nun nichts zu machen. Auf dem Wege, auf dem ich gekommen war, ging ich zurück und hörte vielleicht den Faden wieder fallen lassen, wäre nicht an der Villentreppe Herr Matthias Lozjan mir entgegengekommen. Ein kleiner, dicker Herr mit großer Glatze und auffallend gewichsten Schnurrbartspitzen. Nach der kordialen Vertraulichkeit, mit der er mich begrüßte, konnte ich schon vermuthen, daß die Väter alles untereinander fest abgemacht hatten, und so benutzte ich auf der einen Seite ist, so hätte ich doch jetzt, nachdem ich das Mädchen kannte, lieber gewünscht, es würden sich mir einige Hindernisse entgegengetürmt haben, um zu beweisen, daß ich nicht nur auf Papas Befehl würbe. Es gab aber keine. Lozjan freute sich sehr, den Sohn seines Nachbarn und guten Freundes kennen zu lernen; er hoffe, daß die Bande der Freundschaft noch stärker verknüpft würden, und so weiter. Mit „und so weiter" hilft sich nämlich mein Schwiegervater in spe immer fort, wenn er nicht mehr weiter kann, und er kann gewöhnlich nicht weiter. Die Achtung, die ich seiner künstigen autoritativen Stellung mit gegenüber entgegenbringe, geboten, mich auf die zarte Andeutung zu beschränken, daß ich ihn für keinen überflüssig klugen Kopf halte. Ein sehr phlegmatischer Herr, der nur seine Ruhe und so weiter haben will. Wie kommt der Mann zu einem solchen Sprühteufel von Tochter? mußte ich mich fragen, während er mich über die wenigen Stufen in einen dunkel gehaltenen Salon führte, in dem Frau Lozjan uns empfing. Sie machte den Eindruck einer lustlichen, verschüchterten, jedenfalls guten Frau. Etwas altmodisch angezogen, klerk provinzialisch, schon mehr Landpomeranze; was ihr Mann, ihr Matthias, sagt, gilt als Offenbarung. Ein Diener mit verwidderten Barthaar, dessen große Finste in weißbaumwollenen Handschuhen steckten, brachte auf einer Tablette zwei Karaffen Wein, Konfekt und einige Gläser. „Eigenes Fabrikat," sagte der Gutsherr, und wir stießen auf freundnachbarliche Beziehungen und so weiter an, wobei ich allerdings fand, daß Matthias Lozjan die Herstellung von Likörextrakt und Austern „Rindvieh" aus dem ff verstanden haben muß."

„Das ist alles recht schön und gut," unterbrach Ella ungeduldig den Bruder, „aber wo bleibt Barbara?"

„Die Frage erlaubte ich mir schleunigst auch in verblümter Weise an Frau Lozjan zu richten, mußte aber hören, daß leider ein heftiger Kopfschmerz — ‚cetcetera' fügt

Nach einer Momentaufnahme von Underwood and Underwood in New York.

1. Der Zar. — 2. Präsident Faure. — 3. Fürst Bismarck. — 4. Großfürst Alexis. — 5. Großfürst Paul. — 6. Prinzessin Wiasemsky. — 7. Großherzogin Marie-Koburg. — 8. Graf Tolstoi. — 9. Metropolit Pallad. — 10. Großfürst Konstantin. — 11. Minister Witte. — 12. Prinz Eugen Leuchtenberg.

Besuch des Präsidenten Faure in St. Petersburg: Die Einweihung der neuen Troitzki-Brücke, 24. August.

Digitized by Google

der Haushörer hinzu, „wissen S', Herr von Podolan, sie wird Sie vom Fenster gesehen haben' — ich wette das allerdings besser — und da geniert sie sich erst ein bissel. Wir haben ihr nämlich schon zu verstehen gegeben, wissen S'; no und — etcetera, wie alle so jungen Rädeln sind solchen Gelegenheiten — hat geht ihnen in die Nas' wie Paprika. Apropos, wissen S', was Paprika ist? Beschreiben verschrecke ich, daß mir das edle Gewächs schon auf Fittichen manchen delikaten Leckerbissen hätte und ich eh wohl zu kennen glaube. Aber da kam ich schon an. „Das glaubt jeder!“ rief er mit einer Verdrießlichkeit, deren ich ihn nie für fähig gehalten hätte, „aber keiner weiß, Ich weiß!“ Und nun entwickelte er mir die Unterschiede zwischen grüner, rotgelber und scharlachroter Beißhexere, zwischen Mosenpaxrike und Cayennepfeffer, bombardierte mich mit spanischem, türkischem, indischem, roten, Guinea-, Tschen-, Kuppen- und weiß der liebe Himmel noch mit was für Pfeffernamen, bis ich ihn heimlich in jenes Land wünschte, wo das von ihm vergötterte Kraut in ursprünglichster Fülle gedeiht. Verwundernd blickte die Frau zu dem gelehrten Gatten auf, und ich benutzte gedwind eine Pause, die er zum Aufrechnen der Kelche brauchte, zur Verabschiedung. Zwar muß ich mergen wieder antreten, aber da denke ich das schaukelnde Dornröschen wiederzusehen, meine Braut, meine Barbara. Wie süßlich der Name doch klingen kann! Uebrigens kann man auch Bärbchen sagen!“

Ella lächelte gutmütig.

„Und nun,“ rief Rudolf, „meinen Rapport an Para. Du bist so gut, Ella, und überbringst ihn.“ Rasch warf er folgende Zeilen auf einen jener Blätchen, die der Oberst ihm in die Hand gedrückt hatte: „Rapport Nr. 1. Gefreitigter meldet gehorsamst, daß er laut Vorschrift sein bisher am ersten Besuch bei Lobgowitz erstattete, das verordnete Fräulein Barbara kennen und beobachten zu lassen. Gefreiter hat, wie vorauszusehen, die Befehle genau befolgt, wieder zu erscheinen, und es pflichtschuldigst thun wird. M. v. R.“

*

„Servus, Bacl!“) Sie sind pünktlich! No ja, die Herren Militärs!“ Mit diesen Worten schritt Herr Lobgowitz auf Rudolf zu, als dieser am folgenden Nachmittage in den Empfangssalon trat. „Meine Frau hat eine Idee**) hergerichtet, als gelte es schon eine Hochzeit. No ja — die Frauen! Aber heute finden Sie sie Damen alle beisammen!“ Er stieß die Thür zum Nebenzimmer auf. „Hier, Kinder, Herr Leutenant von Podolan, von dem ich euch erzählte. Meine Tochter Hannen Sie.“

Rudolf küßte der freundlich lächelnden Hausfrau die Hand.

„Unsre Tochter Barbara.“

„Sehr erfreut,“ wollte Rudolf sagen; aber das „erfreut“ blieb ihm in der Kehle stecken. Mit gutmütig derben Gesichtszügen, Sommersproffen um die rundliche Nase, sammetblondem Haar und weißerblauen Aeuglein, stand eine einzig anziehend, ziemlich stark entwickelte junge Dame von einem achtzehn oder neunzehn Jahren vor ihm und legte eine feine, fleischige Hand in die seine. Die Familienähnlichkeit war nicht zu verkennen; bei war unleugbar Matthias' Tochter Barbara — etcetera. Rudolf zog ein verdutztes Gesicht und stammelte ein paar unzusammenhängende Worte. Da löste sich eine weibliche Gestalt von dem Fenstervorhange, der sie bisher verborgen hatte. Rudolfs Auge leuchtete. Ah! Das Dornröschen!

„Meine Freundin Fräulein Viktoria Eyaba aus Budapest,“ stellte Barbara vor, „aber wir sagen nur Bizza zu ihr. Sie verbringt immer ein paar Wochen bei uns; länger hält sie es nicht aus. Es ist ihr hier zu langweilig.“

Wie schön sie war! Wie doppelt häßlich neben der Haustochter! Und wie adscheulich spöddhäßlich sie blicken konnte, während sie das Köpfchen neigte.

„Meine Freundin übertreibt!“ sagte sie, die Monotonie wirk auch durch Ueberraschungen unterbrochen.“

„Durch angenehme, vermutlich?“ Rudolf sah ihr dabei in die Augen.

Sie lächelte spöttisch. „Das kommt auf die Auffassung an. Ich kann, ohne mich zu beklagen, die Leiden der lieben Nächsten, die im Reiten bestehen, im Essen, Spazierengehen, Träumen und Bon-allen-Leuten-verwöhnt-werden, ganz gut ertragen.“

„Niederträchtiges Kaffee! Kaffee!“ rief Lobgowitz und klatschte in die Hände.

Der runde Tisch, von Rudolf zwischen Mutter und Tochter Platz nehmen mußte, bog sich unter der Last des Kuchens, Backwerks und Torten, kalter Ruschnitt und Pasteten, Zuckerzeug sowie eingemachte und frische Früchte wurden von einem Marmeladenbehälter, von Thee- und Kaffeekannen flankiert, und in der Mitte stand ein niederträchtiges Arrangement von Likören und Weinflaschen. Man lieb es in Ungarn, durch Massen zu wirken, und Lobgowitz hatten diesen etwas barbarischen Geschmack imprertiert. Die Hausfrau schenkte ein; mit den braunen Flüssen prudelte auch die Unterhaltung lustig dahin.

„Zegt werden Sie Ihre Ansprüche auf Verzeihungen herumtersuchen müssen, Herr Leutenant,“ sagte Lobgowitz, der mit vollen Backen kaute, „hier geht es nicht so steif zu wie in Wien.“

„Ich habe auch in Wien nicht ausschließlich dem Vergnügen gelebt,“ erwiderte Rudolf abweisend, „bei Dienstes ewig gleichgerechter Uhr —“

„Mit der Sie und wohl aufziehen wollen!“ unterbrach ihn Lobgowitz.

„Nein, nein, verkennen Sie sich nur nicht hinter den Dienst,“ rief Lobgowitz lachend; „ich weiß von meinem Bruder, daß Sie ein Draufgänger waren!“

„Und wir wollen hoffen, daß Sie hier hinaus, hier hat keiner ein Geheimnis vor dem andern.“

„O weh!“ seufzte Rudolf.

„Aber Matthias,“ sagte Frau Lobgowitz vorwurfsvoll, „wie kannst du so reden!“

„Ich weiß! Ich verdenke es ihm ja nicht! Recht hat er gehabt! Solang man jung ist! Ich war auch einmal jung etcetera.“

„Nehmen Sie Gugelhupf!“) sagte abkenend Frau Sophie ihren Nachbar. „Hauptarbeit! Barbara Werk!“

„O Mama!“

„Du mußt ich selbstverständlich —“ Rudolf legte sich ein großes Stück auf den Teller.

Um Biegen Mundwinkel zuckte es. „Wir haben jetzt Dornröschen ausgeschlafen; das soll uns auf unsern künftigen Beruf, zum Fleißen hinwirksamen Reden ins frische Leben, würdig vorbereiten. Ich bin die handwerker, aber angelernige Schülerin Barbaras, die in der Geheimnisse häuslicher Mehlspeisen vertraut — wie alle ihre andern Geheimnisse auch,“ setzte sie mit einem Blick auf Rudolf hinzu. „O, alle Achtung vor Barbara; sie ist die Nachkunft selbst.“

Schon mehr Köchin, dachte Rudolf, der die beiden Mädchen ansah. Laut aber sagte er: „Sie glänzen gewiß auf andern Gebiete, Fräulein Bizza!“

„Sie sollten sie reiten sehen!“ rief Barbara neidlos, „wie ein Jockey. Dagegen bin ich eine ermelige Stümperin.“

„Dafür spielt sie Klavier und singt ebenfogut,“ verpflegte Bizza.

„Während die Herren sich eine Zigarre anzünden,“ sagte Frau Lobgowitz, „kannst du eine Kleinigkeit vorspielen, Kind, wenn du dazu aufgelegt bist.“

„Ich, ja, bitte!“ rief Rudolf, den es peinlich berührte, daß man ihm alle Vorzüge Barbaras der Reihe nach aufmerksamen ließ. Er brannte eine Virginia an, welche der Hausherr ihm anbot. Und auch vor der Freiherrnkrone hatten Ehrfurcht einmal kannte dach die Otiern an den verschiedenen Lieutenant nicht zeigen und das phlegmatische Töchterlein mußt auch nicht. Daß er Barbara bereits zu „pretenden gegeben habe etcetera“, hatte Lobgowitz gelegen selbst gestanden, und gewiß nicht ohne Absicht hatte Bizza vorhin betont: sie verrät mir alle Geheimnisse. Rudolf machte sich sagen, daß Bizza ihn benmach offenbar für fähig hatte, eine Einfalt wie Barbara nur des Geldes wegen — es war adscheulich! Rudolf biß sich auf die Lippen. Nein, das sollte sie nicht! Er wollte ihr zeigen, wie sehr sie ihn verkenne!

Aus dem Nebenzimmer erklangen die Halperklänge eines süßlichen Salonwalzers, den das geborkene Kind mit unsaubrer Geläufigkeit aus dem Piano herumbrückte; aber wohlgemut es lin Dreivierteltakt an seinen Ohren vorbeieriefte und plätscherte, kam Rudolf weiter nach. Sind Rund ihm sei, beides Mädchen würde er nicht beleidigen, koume, noch kommen wolle. Papa mirt seinem Kopf aufstegen und sich von ihm lostagen. Gut, er legt auch seinen Kopf auf und wird sich allein durch die nächsten Aschlagen. Besser darben, als sich erniedrigen. Er wird sich nicht beeinlusen. Was hat er dem Papa erwidert? Lieber noch Aktiv! Warum nicht? Jawohl — noch Aktiv! Da kommt Bizza ins Zimmer, die Walzerfrage ist, und ein krummer l. t. Lieutenant mit schon da unten Gelegenheit zur Ausgleichung finden. Sagte Ella nicht, daß Egon heissen würde? Und hatte Rudolf sich zu beeilen, um sich als Adjutant des Regiments-Kommissariat zugeteilt? So wird's gemacht! Und wenn eine gewisse junge Dame, auf deren voten-Pfund er gestern einen Probekuß gebrückt hat, verreden wollte, eine vermutlich auch verheerte Rudolphe dieses Verfahren zu gestatten und ihm nur ein ganz klein wenig gut zu sein, dann würde er — parole d'honneur — mit eiserner Beharrlichkeit verharren, eine Stellung zu erringen, ein sichriger Brot zu werden und über seine Jugendthaten ein dichtes Leurg zu machen. Das Blut schoß Rudolf in die Wangen, wenn er sich die Zukunft an der Seite Bizzas vorstellte. Seine Ehrgeiz war längst erloschen, und zweimal mußte ihm der Haushörer Jener antdeten, ehe er auf seiner Träumerei aufsuhr. Gedankenlos erhoben sich alle, und unter obligater Schuhquarrerie, knallartig und durch Beinabgetrand übermäßig verlängert; die Uebrigen beim Tonbeden erhalten gleich darauf in der Thür und trockneten mit einem feinen Battistlücken die Lippen.

„Brano, brano!“ rief Rudolf als artiger Zuhörer; da ihm aber noch rechtzeitig einfiel, daß Bizza erwähnt hatte, Barbara singe ebenfogut wie sie spiele (ebenfalls die Stümmel!) und er fürchtete, auch dieser Schmerz würde ihm nicht erlassen werden, so sprang er von seinem Sitze auf und schlug den Damen einen frischfrohen Spaziergang vor.

„Fermoh!“ rief Bizza, und ihre Augen funkelten vor Lust.

Auch Barbara stimmte zu. Frau Sophie wollte Einwendungen machen, aber Lobgowitz schlug sich auf die Seite der Jugend, und das entschied.

„Uuh wohlu!“ fragte Barbara.

„Durch die Au, am Trowsitzhen Wald entlang und auf dem Wiesenpfade wieder zurück,“ meinte Bizza; „wir können von dort stets über wieder gerad' ein. Nun aber rasch umkleiden, kamm!“

Die beiden Mädchen schlüpften hinaus, Rudolf verschwand mit dem Frau Lobgowitz auch ging mit Herrn Matthias in den Hof hinunter. Bald standen beiden seinen Folgen, gesattelt und gezäumt, die Schimmelstute Barbaras und ein zierlicher Brauner für Bizza. Lobgowitz war nicht mit von der Partie. Als Bali, der zigeunerhafte Reitknecht von gestern, eben seinen Gaul aus dem Stalle führte, kamen auch schon die Damen die Treppe herab. Matthias hatte sich Zeichnerien auf den Leib gezogen, und Rudolf hielt Bizza seine Hand hin. Mit leichtem Schwunge saß sie im Sattel; ferzengerade stieg der Braune in die Höhe. Die blogiame Gestalt im engantiegenden schwarzen Reitkleide aber hob sich verführerisch ab vom Grün. „Ohe, Bali!“ und im nächsten Augenblick sauste der Renner mit seiner leichten Last auch schon zum Thor hinaus. „Wir wollen auch mit!“ rief Rudolf; in Fingen Galopp sprengten Barbara und er, gefolgt von Bali, der Knagene nach.

„Geben S' Achtung auf die Mädeln, Herr Leutenant!“ hörte Rudolf, der breitbeinig, die Hände in den Hosentaschen, dastand.

„Uuh um sieben lihr zu Haus sein!“ wollte er noch mahnend aus dem Fenster, wo Frau Sophie den Busen ihrer weißen Gicher gestaltwollt, dem Ding der Kanakkade zugesehen hatte.

*

Im Zickzackreite der Rudolfe, einen Wasserlein, das sich bei Pesten in die Donau ergießt, behnt sich eine fruchtbare, mit grünen Kornfeldern, gelben Kopfstücken und saftigen Wiesen durchzogene Niederung, aus der kleine Dorfschaften und weißblinkende, ziegelbedachte Bauerngehöfte hervorschauten. Jener Teil, westwärts eine Wegkunde von Lobgowitz Besitzung entfernt und von vielen kleinen Wasserläufen durchzogen, heißt die „Au“. Auf gewundenen, von beiden Seiten mit knorrigen Weiden bemachsenen

*) Ungarisch, bedeutet: Cokel, Gemüse; dem Sinne nach: Frauenhaben.

**) Hochzeitsgaffen.

Digitized by Google

Wege trabte die Gesellschaft dahin. Die Unterhaltung, die anfangs von Rudolf und Biczo lebhaft geführt wurde, verstummte nachgerade, als man in einen engeren Seitenpfad einlenkte, der ein Nebeneinanderreiten verbot. Rudolf mußte sich mit hinter den Damen halten. War es nun Voreingenommenheit oder mißlicher Ihm wirklich also so sehr an der armen Barbara? Er war sich selbst nicht ganz klar, aber wie er die beiden Mädchen jetzt Seite an Seite sah, erkannte sein Reiterauge doch deutlich, welch' traurige Figur die gute, dicke Barbara zu Pferde abgab. Neben Biczo erschien sie als verkörperte Unbeholfenheit; vergeblich bemühte sie sich, ihren Fußzwieseln in die Höhrichmellen ihres gewichtigen Körpers nebst sämtlichen Gliedmaßen die Illusion einer „englischen Trab" aufrecht zu erhalten.

Der Weg wurde breiter, weit in der Ferne dunkelte es am lichtblauen Horizonte auf.

„Der Wald!" rief Biczo, mit der Gerte deutend. „Bis trocken Tonne bin ich satt! Ich weine bleiben sonnen Gleichheiten. Wie wäre es mit einer feschen Steeplechase gerade hin? Alle Hindernisse werden genommen!"

Barbara verzog das Gesicht. „Jetzt? Bei der Hitze? Du bist wohl wieder beinen Reitparcejumpf?" Nein, ich mag nicht! Aber wenn du durchaus mußt und Herr von Podolany mich begleiten will — nur Du Juli zeig mir Deine Art der Strohe Langsam weiter, und wir treffen uns on der Kapelle!"

Biczas Augen leuchteten, und Rudolf hob sich im Bügel.

„Also, à revoir!"

Gleichmütig sah Barbara, wie die beiden über ein kleines Hinnisal setzten und nun zuerst beim Anhalten zögerten, während sie und der Reitknecht die Krümmungen des Weges in gemütlichem Schritt auskosteten.

War das ein köstlicher Ritt über die steigenden Wiesen, über Hecken und Hürden, Hindernis und Gräben! Rudolf hatte Wilde, Biczo zur Seite zu bleiben, die jauchzend dahindrauste, aber sein Falber griff weiter aus und folgte sich willig der Führung. So ging es in scharfem Rennen und in gestreckter Weite; da tauen sie an ein mageres Gerüste, und Biczo hob den Arm. „In dem Tempo geht es nicht weiter! Ist das Feld herum und zur Kapelle heiß's —"

„Barbara?" unterbrach er die Lockende und ließ sein Pferd zu ruhiger Gangart; sie ritten nun nebeneinander.

Biczo sah ihn fragend an. „Zu dahin jagen ist nicht schermanen Sache. Ich ist ein solch Vergnügen Ihnen, sich über meine Fremdsin zu mutieren. Gerade Sie haben zur Spötteln das geringste Recht!"

„Wieso?"

„Nun, wenn man, wie Sie, beabsichtigt —" Sie stockte.

„So sagen Sie es doch offen heraus," rief Rudolf erregt, „wenn man, wie Sie, beabsichtigt, eine junge Dame zu heiraten, — noch dazu, wenn man ein verschuldeter Lieutenant ist und die junge Dame eine reiche Erbin. Nicht wahr, das wollten Sie sagen, oder haben es sich doch wenigstens gedacht?" Er verlor jegliche Fassung. „Nun, Fräulein Biczo, dieser verschuldete Lieutenant kann — darauf giebt er Ihnen sein Wort als Gentleman und Offizier — an Ihnigkeit nur auf Wunsch seiner Schwester, auf den Befehl seines Vaters, den er vorher erklärt hatte, daß er niemals ein Mädchen heiraten würde, das er nicht liebe. Und das hätte er auch gestern dem Fräulein, das, wie man ihm mitteilte, im Garten war, selbst gesagt. Aber als er nun das Mädchen — was, Mädchen? bietet Dornröschen, dieses süße Geschöpf in der Hängematte liegen sah — o nein, Sie reinen mit jetzt nicht daran! — und sah, daß der kecke Mensch packte wahrhaftig die Zügel ihres Pferdes — liegen sah in seiner ganzen holdseligkeit und Lieblichkeit, da hielt er es für seine Braut: da sagte es sich nun mit unwiderstehlicher Gewalt und zwang ihn nieder auf den wonnigen Mund — nein, Sie müssen alles hören, Biczo, und eine bessere Meinung von mir bekommen! Da schwur ich mir: Sie, und keine andere, wird mein, mein sein werden, trotz dem ich Sie für Barbara, für die reiche Barbara hielt! Aber erlangen wollte ich mir sie! Ihrer wert sein wollte ich und — ah, ich weiß ja gar nicht, was ich alles wollte! Auch jener Polyhistor hat sein Wort gehalten und seinen Willen durchgesetzt, und mit jeder Faser meines Seins bin ich hierin ein Podolany. Nur ein Hindernis giebt es, ein einziges nur auf der Welt, vor dem ich erschrecken würde und zurückweichen müßte — das wäre Ihr eigenes Nein! Das wäre allerdings furchtbar. Werden Sie es aussprechen, Biczo? Werden Sie?" Er saß sie anglühend an, stieß die Zügel hahren und ergriff ihre beiden Hände. Und Biczo, die seiner sich überstürzenden Rede, ohne sie zu unterbrechen, mit großen, atemlos gelauscht hatte, war überwältigt von dieser Leidenschaft, die hervorbrach wie ein Vergauell aus der Felsenspalte. Sie lächelte mit halbgeschlossenen Augen und hauchte leise: „Nein! Nein!"

Ob der Herr Lieutenant in diesem Augenblicke an den alten grammatikalischen Lehrsatz dachte, daß zwei Verneinungen eine Bejahung bilden, wird kaum je aufgeklärt werden, wohl aber ist als erbeutliche Thatsache zu konstatieren, daß nur zwei sonnelose Reiter, wie Biczo und Rudolf, sich, ohne herunterzusallen, so spärlich auf dem Rücken ihrer Tiere umschlungen halten konnten. Und der Falbe schnob an der Fuße Rackob herum, als wollte er sagen: Das treffen wir auch!

Eine halbe Stunde später erschien Fräulein Barbara Lasyvay zum Rendezvous an der Waldkapelle und war durchaus nicht überrascht von den glänzenden Augen und den hochgerötelten Wangen ihrer Freundin.

„Du kommst von den Galopprieren bei solcher Hitze," sagte sie, „nun nimm doch auf dem Heimwege vor einer Erkältung in acht."

Biczo drückte die heiße Hand und ließ den Braunen furbetrieren. Dann ging es über den Wiesenpfad zurück. Am Thore der Villa Lasyvay empfahl sich Rudolf von den Damen mit einem Handkuß. Was Feuer und Nachdrücklichkeit anlangt, dürfte aber in der Unvollkie dieses Kusses ein großer Unterschied vorhanden gewesen sein.

Hastig eile Rudolf heim, wo er Ella, seiner herrsch, antraf. Die junge Dame beriethete er seine Erlebnisse und schloß: „Biczo weiß nun, daß ich sehr nicht heiraten kann, aber sie hat mir versprochen, zu warten, bis man zu Jahre bauern sollte. Morgen will Papa, verlautet die Unterredung frachtlos, dann reite ich noch heute zu Papa. Wie leidgeprüften an seinen Bruder, ich bevollmere nach Wien, lege die Verlobung und reise sofort ob; nein, ich verliere keinen Augenblick. Mein Ziel heißt Biczo, und das behalte ich unverrückt im Auge, so wahr ich ein Podolany bin!"

Die Geschwister, die junges Blut hatten, dann rief sich Rudolf los und klopfte an die Thür des Oberst. „Herrein!" schnarrte es aus dem Zimmer. Rudolf trat ein. Der Alte stand vor seinem Schreibtisch.

„Sehr mit Recht, daß du zu Hause angenommen hast! Rapport Nr. 1, den Ella drachte, war schon eine angenehme Ueberraschung!"

„Rapport Nr. 2 überbringe ich selbst," sagte Rudolf und reichte seinem Herrn ein Blatt. Der drehte es von einer Seite auf die andre; dann blickte er Rudolf verwundert an: „Da steht so etwas darauf!"

„Weil auch der Hochzeit nichts werden kann!"

Auf der Stirn des Alten schwoll die Zornesader, und seine Augen funkelten. „Und darf ich fragen, warum?"

„Weil ich das Mädchen nicht liebe und nicht lieben kann!"

Der Oberst riß ein Blatt vom Schreibtisch, „Grundvoll da die schlechte Bitte mit mir? Was hat da mir gefehrt so geschrieben?"

„Das war ein Irrtum, Papa. Das Mädchen, das ich liebe, ist nicht Barbara!"

„Nun weiß mir's zu runt!" schrie der Oberst wütend. „Also was du willst, und heiraten, wen du willst? Aber vor die Augen komme mir nicht mehr!"

„So höre doch, Papa!"

„Nein, ich will nicht hören! Nimmst du Barbara zur Frau? Ja oder Nein?"

„Nein, Papa!"

„Gut, du Dickschädel! Du wolltest dich erschießen — erschieße dich! Du wolltest eine Artillerierin heiraten? Heirate! Meinetwegen eine Kunstreiterin, ein Buschweib oder eine Aschantibame — aber — hier hast du nichts mehr zu suchen!" Seine Stimme überschlug sich in schimmernden Zorn. „Betrete mich von deiner Gegenwart! Wir sind geschiedene Leute!" Er wies nach der Thür.

„Papa!"

„Hinaus!"

„Vielleicht wird die dieses Wort einst Tages leid thun, Papa! Leb wohl!" Hoch aufgerichtet und stolz verließ Rudolf das Zimmer. Wenige Minuten nachher sagte er auf Nimmerwiedersehen dem Vaterhause, um es sodann nicht wieder zu betreten.

Fast drei Jahre waren seitdem verflossen. Buchenbergs Ella war längst Frau Hauptmann von Buchenberg geworden; das junge Paar bewohnte ein villenartiges Landhaus in der Nähe von Potsdam, besuchte Konzerte und erfreute sich alle Tage des Besuches des Oberhern, den es nachgerade brauchen auf der Turbinka recht einsam wurde. Er ging stark mit dem Plan um, ganz in die Stadt überzusiedeln. Mit dem fortschreitenden Alter war er wohl etwas milder geworden; bennoch scheiterten alle Bemühungen Ellas, Vater und Sohn miteinander zu versöhnen, an der Hartnäckigkeit des Alten, der den Namen Rudolf streng aus seinem Hause und erkannte sich alle Tage des Besuches des Oberhern, den es nachgerade brauchen auf der Turbinka recht einsam wurde. Er ging stark mit dem Plan um, ganz in die Stadt überzusiedeln. Mit dem fortschreitenden Alter war er wohl etwas milder geworden; bennoch scheiterten alle Bemühungen Ellas, Vater und Sohn miteinander zu versöhnen, an der Hartnäckigkeit des Alten, der den Namen Rudolf fest jenem Abend nicht mehr über die Lippen brachte und jede Annäherung schroff ablehnte. Selbst Buchenberg, beften Marschlichen der Oberst, der den Schwiegersohn auf seine Art liebte, konnte blindlings folgte, war in dieser Beziehung wachtlos. Das junge Paar mußte sich also darauf beschränken, selbst im brieflichen Verkehr mit dem Vrender zu bleiben, und es oft der Zeit und einer günstigen Gelegenheit überlassen, Wandel zu schaffen.

Das Pfingstfest war gekommen mit seiner so reizenden Sitte, es oft bekannten und vergessenen mit dem Reiz der Neuheit wirkenden Lenzgefrendigkeit. Sogar der nicht eben malerische Herrenhof der Potsdam sah tummelten sich zarten Grün und der blühenden Kirschbäumen erbenklich poetisch aus, und mit Schwunzeln betrachtete Tondo, in einem funkelnagelneuen Livree-Anzuge, die Reitzgarnituren, die sich um Thür und Thor schwangen und, mit Kutscherbefehlen jubilierten in den Reichs, Knaben, und Hausdoben unternaegt, den außergewöhnlich reingefegten Hof von allen Seiten umgaben. Es war aber auch heute nicht um Pfingstsonntag, da man heute und den Geburtstag des jungen Chepaar und — überdies — der sehrjährige! Schon früh am sechs Uhr hatte Tondo durch Abkommen zweier Boller nicht unter den Fremden die erschrecken alten Leute seiner Frende geräuschvollen Ausdruck verliehen. Dann hatte er seinen Gebieter beim Ankleiden in tschechisch-deutscher Prosa angestrahlert und ihn hierauf in das blumengeschmückte Frühstückzimmer geleitet, in dem Ella und Biczo zum Empfange Papa glückwünschend entgegenstraten.

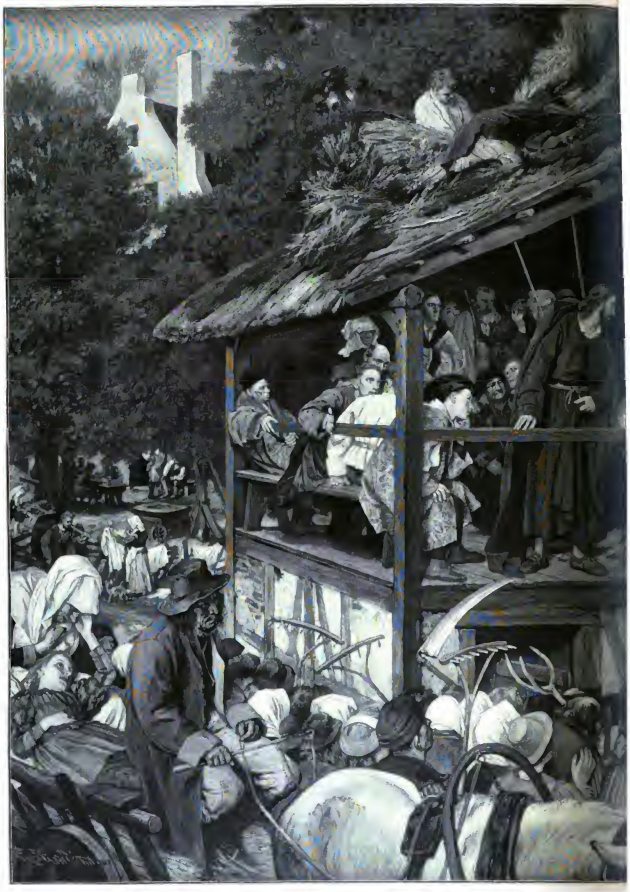
Er umarmte die Kinder. „So zeitig habe ich euch meinetwegen nicht! Wie soll ich euch danken! Und dieses prachtvolle Schachbrett! Dieser wundervolle Angstkopf! Ach — und hier — nein, wie vorzüglich ihr getroffen seid! Das hat ein Meister gemalt! Donnerwetter! Ich bin wie die goldne Zeroche beleitet! Glas! Egon!" Er streckte ihnen beide Hände entgegen.

Und jetzt öffnete sich die Thür, und herein trat, wie Tondo an der Spitze, das ganze Gesinde. Fräulein Moll, die rundliche Köchin, trug einen mit siebzig brennenden Wachskerzchen besteckten Riesenkuchen, den sie sorgsam auf den Tisch stellte, und Tondo zog aus seinem weißen Rock, wie immer, vorerst die alte Zeitung und dann ein Blatt Papier und verlas mit der ihm eigentümlichen Betonung einen Pfingstgruß, von einem Pfingsten Boten für seines Gleichen gereimten Glückwunsch. Tondo hatte es sich gedacht, sprache nur selten, und mit etwas gutem Willen war die Sprache Goethes mitunter wiederzuerkennen. Ob wohl so ja gar gemeint! Und das runge Sonnenschönden und die dicke Moll mußten sich die Augen mit der Schürzenecke trocknen, „weil's halt gar so viel rührend war." Als aber Tondo an den eigens bestellten Kaffee kam — der war auf einen seinen Effekt hingerechnet —;

„Es trinkt denn noch lange Ihr Mal keinen Kaffeemandeln
Dem allerbesten Kaffee Ihr
Ein Schlucken nach dem andern."

das klassische Tondo in die Hände, die Thür öffnete sich noch einmal, und der rothärtige Frantischek und der heimmanstige Wenzeslaus, die beiden Brauknechte, kamen vor und beachten auf einer blumengezierten

Digitized by Google



Christus heilt den Gichtbrüchigen. 9

Digitized by Google

Die Verherrlichung der Evangelischen Brüderkirche in Böhmen.

m Gemälde von Eduard v. Gebhardt.

Digitized by Google

Trogdahre ein sehr respektables Fähigein des erwähnten Götterrankes hereingeschleppt. Dann lohten sich aber alle Bande „traumer Schen", und ein donnerndes „Sklava ber Herr Oberst!" brach los, und der alte Herr hatte zu thun, um sich der zahlosen Händedrücke und Beglückwünschungen zu erwehren und die hochgehenden Wogen der Begeisterung zu glätten. Hierauf nahmen er und die Fürsten ihre Leuten — neuerliches, noch tiefer gefühltes „Slava" — nun sie gegen ab und überließen ihn seinem Schwiegersohn und seiner Tochter, die sich mit ihm an den Friedenstisch setzen, um den der alte Napoleon duckend herumschwirrte.

Während des Mahles blickte Ella verstohlen nach ihrem Mann, und dieser winkte wieder der Frau, und oft der Papa auch einer zweien Seite Ihre gelernt hatte, da stand der Hauptmann auf, räuspertе sich und sagte: „Also, Ella!" Und dann stand Ella auf, sah abwechselnd ihren Papa und ihren Mann an, wurde purpurrot und stotterte: „Nein, Papa, lieber du!"

Verwundert blickte der Oberst auf beide: „Ihr habt wohl noch eine Ueberraschung für mich, Kinder? Heraus damit! Ich kann heute schon etwas vertragen!"

„Jawohl, eine Ueberraschung. Papa!" sagte da der Hauptmann, „eine ganz eigenartige — durch Ella. Sie hegt die Absicht, dich zu beſoden!"

„Wie? Wicht?"

„Ja! Du sollst nämlich — Großpapa werden! Wie gefällt dir das?"

Man hatte den Oberst schon sollen! Wie sein Gesicht erglänzte! Und wie er die junge Frau an sich zog, ihr Köpfchen bob und sie zärtlich küßte: „Gott segne dich, mein Kind!" Das war gar nicht mehr der barbarische, unmirsche Landwehr-Hauptmann; es war ein lieber, guter, alter Mann, dessen weiße Haare recht ehrwürdig über den blondbraunen der Tochter schimmerten.

„Papa," sagte sie, „nun haben wir dir noch einen zu überreichen!"

„Du — etwas Militärisches," ergänzte der Hauptmann und nahm ein Couvert aus seiner Brieftasche. „Es liegt schon über vierzehn Tage bei mir, ohne daß wir es abzugeben wagten. Aber heute — nach solchen Eröffnungen —"

Der Oberst wich einen Schritt zurück: „Von — ihm?"

„Jawohl, Papa, von Rudolf. Hier steht: An den Herrn Oberst Prokop von Podolian, Kommandeur Nr. 3." Ließ ihn, Papa," setzte Ella, „ließ ihn mir zuliebe, und" — das flüsterte sie leise an seinem Ohre, „ist's ein Glück, dann soll er Prokop heißen wie sein milder, gütiger Großvater!"

Der alte Mann ließ sich in den Lehnstuhl fallen. „Das ist ja ein Komplott!" murmelte er. Eine Weile noch kämpfte er mit sich, dann, mit einem entschiedenen Ruck, riß er das Couvert auf. Hand zitterte aber. „Bitte, Ella," sagte er, schwer atmend, „ließ du mir das Schreiben vor!"

Und Ella las:

„Reina, 20. April. Rapport Nr. 3. Der letzte Versuch, an des Vaters Ohr zu gelangen, auf dem langen der brei, mit einst hingewonnenen Bärchen. Wird es seine Bestimmung erreichen? Ob wilde mein heißestes, schmerzlichstes Verlangen: Schweifer Ella ung erzählen, wie ich durch die hochherzige Unterstützung Egons und seines Bruders eine Anstellung in deutschen Kolonialtruppen fand und mich recht schlechten mühte. Ella weiß auch, wie ich einem Bandenreich räuberischer Eingeborenen begegnete — Rudi lag auf den Tod verwundet ein Bierteljahr im Spitale," warf Ella ein — „und dadurch einen bedeutenden Vorsprung bekam. Ich wurde Großhändlers Jürgens reiter, der mich zum Dank als Teilhaber in sein Exportgeschäft aufnahm und mir ermöglichte, meine Liebe Ella heimzuführen. Inzwischen ist auch Rudi verlobt, die Einlösung meines Versprechens; nun fan ich auf meinen Ruf und ist seit acht Tagen mein Weib. Damit du siehst, daß dir keine schwarze Schwiegertochter mit Negerring' erstehen, daß ich ein liebes, herziges Geschöpf, schicke ich dir durch Ella das wohlgetroffene Bild meiner Bieza. Ihr herrliches Gemüt, ihren klaren Verstand und ihre übergroße Liebe zu mir kann es freilich nicht wiedergeben, und auch du muß ich mich auf Ella verlassen, die meine Frau als Mädchen kannte und den Briefwechsel zwischen uns vermittelte. Lieber alter Papa! Bruder ich als Sohn gegen deine Rückkehr, denke, so sieht ich um Verzeihung; aber als Podolany erinnere ich dich an dein Wort: „Heimat meinetwegen in Afrika! Dahin schicke ich die meinem Segen!" Im Zorn versprochen, wirst du es in vergeltender Liebe halten? Wirst du mir meine Begeisterung, wirst du mir meinen Segen schicken?"

Ella ließ das Blatt fallen und warf sich dem Vater zu Füßen: „Wirst du, Papa? Lieber, guter Papa?!"

Das war Zeit für ein Taschentuch, recht viel Zeit. Aber die Tränen wollten nicht ihm benutzt werden. Durch die Wimpern des Greises ist an seine Stelle ein neuer Vorhang von Perlen getreten, dichte Perlen, gesammelt, der gelegentlich der letzten Anwesenheit des Kaisers in Hannover, am 2. September 1896, zum erstenmal zu Benutzung gekommen wurde. Der alte Hannoveraner Hofmaler Nanberg, welcher jenen Hannoveraner lieb und wert ist, ist abermals vom Maler der Stadt Hannover zum Gehilfen gemacht worden.

Seine Berufung ist nicht neu, sondern 10 Jahre alt. Das Gemälde stellt den Sieg der Wissenschaften und Künste über die Barbarei vor. Apollo, mit einem Lorbeerkranz um einen knorrigen Baumstamm gebunden, thut sich, auf seinen mit vier Pferden bespannten Sonnenwagen aufrecht stehend, und den hohen Horizont beweisen. Die Sonnenstrahlen um seine Leier umgeben sein Haupt. Nachgewandt, hat ein Morgenwind dem Horizont purpurrosen scheint. Zu seinen Füßen, auf dem Rande des Wagens, hat Thalia, leicht verhüllt von einem apollinischen Gewand, in der rechten Hand Maske und Lyra, in der linken Tuba und Tuba haltend. Melpomene, welche über einer weißen Tunika ein rotes Gewand geschlungen hat, ist ihr, Thalia gegenüber, auf dem Wagen gestiegen. Auf sie, auf ihren rechten Seite gewahrt weiße, mit einem blauen Gewebter belegte Pferd, auf dem der volle Sonnenglanz Apollo steht, legt eben den rechten Vorderfuß auf den Rand, während noch allen übrige schwebt. Im Vordergrunde, zu den Füßen des weißen Rosses, liegt ein alter Germane; er erblickt Sonnenlicht und Licht und Entfaltung auch, indem er seinen Sohn, einen kurzhaarigen Knaben mit gelben, lockigen Haaren, auf der linnigen Höhe emporzieht, sich das blonde Ehepaar seine Kinder. Das alte Deutschen sieht man einen Obelisk von grauem Gestein aufgerichtet, an dem das Medaillon des Königs Georg III. von Großbritannien sich befindet. Dieses ist, während am Sphinx mente die Deutschen Berge zu sehen sind:

„. . . dichtenne Helebier arten
Und Wissenschaft, nun glänzt neues Forex."

(„Treue Neigung der Künste verleinert die Sitte und verschwacht Barbei").

Im Hintergrunde sind viele Menschen mit Betrachtung eines antiken Theaters beschäftigt, auf das Apollos ausgeleuchtet liefer Nem breitet. Das Halbrund ist vollendet, indem zum Teil von Gebäuten und Bäumen verdeckt, und in seiner Mitte erhebt der Baumeister, dem ein Knabe mit einem die Bauriffe enthaltenen Buche folgt. Hinter dem Theater scheint sich ein von Bäumen umgebener Tempel zu erheben.

Der Künstler, dieser Meisterhand das vorstehend beschriebene Gemälde geschaffen, Johann Heinrich Nanberg, wurde am 22. Juli 1765 zu Hannover geboren. Er kam 1780 auf die Akademie daselbst nach London; in Flandern und Italien, wohin ihn König Georg III. später sandte, bildete er sich größig aus. Nebst dem Theaterentwurf hat er für das alte Opernhaus noch das Proscenium und einige Deckengemälde, ferner hat er ein Bildnis Georgs III. gemalt. Für der Prachtausgabe von Wilhelm Raabes „Die drei Federn" in Leipzig zeichnen, lieferte er die Zeichnungen. Der Hofgerichtspräsident von Spitzler urteilt über Nanberg: „Er malet und dgt; er erfindet mit lebendiger Einbildungskraft, und es führet mit Weitherzand aus. Seine Werke werden ihn beehren lehren, als ob der Feder einst Leiter thun kann." Nanberg ist zu Hannover am 6. April 1840 gestorben, eine Statute bedeutet ihn noch zum Andenken.

Der alte Stolz des Nambergischen Theaterverbandes von Kaiser Nikolaus II. gebrandte und von Professor Lehmann-Hannover in einer prunvolle Lunettenbild gemalte Parade, auf einer schimmernden Woge schwimmt, im Arm die Leier; um ihn gruppieren sich allegorische Gestalten, die Dichtkunst, die Tragödie und Komödie vertreten. Die Idee der Werke der Geschichte stehender antiker Krieger repräsentiert das historische Drama; ein Schäferpaar erinnert an das Schäferspiel; nur der Kampf verschiedener Gestalt der Tragödie kampf der Mars, dem Brückner den Spiegel des Lustspiels vorhaltend, in dem er seine Schwächen erkennen soll, und ihn und das Lyra des Epostes bekrönen. Der Wolff wird durch mythisierende Genien dargestellt, und im Vordergrunde schweben die Genien im Reigen. Am unteren Rande unter der Woge breitet sich die Stadt Hannover mit ihren Wahrzeichen, dem Marktkirchenturm, aus, und Genien streuen Blumen auf sie herab.

Hinter dem alten Nambergischen Vorhang bleibt der neue wohl parkt, indessen ist auch er ein hervorragendes Kunstwerk. Man hätte gern den alten Vorhang, der mehr als hundert Jahre hat Roge des künstlerischen Theaterbesitzers erlebt hatte, noch länger verwendet, indessen erwies sich eine Restaurierung als zu umfangreich und mangelhaft, daß auf einen Ersatz Bedacht genommen werden mußte. Man bringt daher auch allgemein der kaiserlichen Gabe Dankbarkeit entgegen. s.

Das Pariser Konservatorium.

Von
Eugen von Jagow.

Das berühmte Pariser „Konservatorium der Musik und der Deklamation" ist im Jahre 1784 aus dem ursprünglichen Gesang- und Deklamation" hervorgegangen. Sarrette, sein Gründer, hat seinem Zweck in trefflich gewählter, noch heute bestehenden Räumlichkeiten mit „Gesang und Deklamation" hervorgegangen. Sarrette, sein Gründer, hat seinem Zweck in trefflich gewählten

gleich und seiner Gründung. Als Antwort darauf beschließen die Anhänger Sarettes, diesen ein Denkmal zu errichten, was damals mehr besagen wollte als heute, wo jeder alle Gevie prostituirende Pfuiker bei seine hat. Man kam selber nicht über den Gutschuh hinaus, und Sarrette sein nur noch von seinem Werke, was freilich nicht alle von ihm behaupten können, die heute in Prunge vor Theatern prangen und über die man nur im Bädeker Aufschluß erlangen kann. Im Jahre 1849 waren die Angriffe beinahe völlig, wie Alexander Dumas sie nannte, „Leichen am Wege“ geworden. Sie wie gleichwol wen, einen beruhigenden Schlaftrunken über einen ehemaligen Lebendigen, ich will darauf einen Schauspieler machen, aber auf den Zöglingen des Konservatoriums habe ich es niemals vermocht.“ Der Verfasser des „Grafen von Monte Christo“ war an dem Tage, wo er zum wunderlichen Aufsprung kam, in der Laune, alle gewöhnlich von seinen Gästebüchern geplagt und daher schlechter Laune, somit wahre er sich erinnert haben, daß fast alle bezeichnen Schauspieler Frankreichs und von Revolvertheater hervorgegangen sind. Ich erinnere mit an Talma, Frédéric Lemaitre und die Rachel, an das Dorval und Augustine Brohan, an Rose Chéri und die Devrient, an Delauvau, Got, Taillade und Thiron, endlich an die heute so bedeutende Sarah Bernhardt. Auch damit, daß viele Namen trotz genug für das Konservatorium selbst gegen den alten Damon sprechen, beißen Damen man überhaupt nicht gern nahmen sollte. Ein Kern von Wahrheit liegt sich in in seinen Weltgroßen Gedanken. „Die graue Theorie wird manchmal zu sehr bearzyzt!“ Das ist freilich ein Vorwurf, der in allen Ländern der Welt Thema des deutschen Dichters jener Art erfüllt, sich erinnere nur an die Pariser Akademie, an die Breslauer Kunstakademie, an alle Vorlesungen in den Universitäten.

Man hat wiederholt gegen das Konservatorium, das Revolvertheater, daß, ich wiederhole es, sowol die Musik wie die Schauspielkunst liefert, bemerkenswerthes zu weisen, aber Thatsachen trifft es: „Mein Lieblingsbuch ist Bädeker“, und dabei bleibt es, trotz der Proteste der emig Ungeliebenen.

Zwei bedeutende verschiedene Kunstbestrebungen ringen mit den Jahrhundert auf den literarischen Gebiete miteinander, und dem sich nicht nur die Pariser Bühnen, sondern auch die Concerte der Großen Oper, der Komischen Oper sowie mehr der Conservatoire und Gesellschaften Concert, wie entweder viele hervorragende Kompositionen hervorgegangen sind. Jene beiden Richtungen sind so alt wie die literarische und Kunstgeschichte selbst und werden von dem Gegensatze der antiken Schule in seiner älteren schaffsinnigen und echt modernen literaren Schrift „Wege und Ziele deutscher Literatur und Kunst“ treffend so gekennzeichnet: „Es ist ein allgemeine Erfahrung unserer Kunst darf nicht nach den Muster der Antike vor sich gehen. Es gab nur zwei Wege, die beide neue Kunst einschlagen durfte, zum Ersten, daß entweder auf sich selber besinnen und die ihrer Zeitgenossen nationaler Entwicklung betrachten und auch ihnen lernen, aber man darf sich gleich am Anfange sagen, daß solche ihre eigene Zeit und Welt freilwol zu umspannen und durchzudringen.“ Wol der gemalte Verfasser des „Jungen Herzog“ hat einen einzigen Weg, den der Nachahmung, in Gutzkgelt, und so finden auch unser Moderaten, daß man an Konservatorium, wo nicht auf die Antike, als der eigene, die Natur, der Nachbildung der Natur als Ziel hinstellt, sich genug sei, und daß man dem Programm Sarrettes, der es als eine der Hauptaufgaben des Konservatoriums bezeichnet, den Namen der Schule zu geben, nicht gerecht geworden ist.

Ist dem den Verschieden dieser Auffassung nicht ganz unrecht gegeben. Zunächst ist es eine Lüftite, daß die Schüler, sobald sie in einer Kunst einigermaßen im Sattel sind aber zu rein glauben, sie seien in den Stande den Meistern Vorschriften und über Fort den jahrelangen Vorbereitungen und Umgetümmeln wohnen, wo völlige Freiheit diese Eitelkeit schmeichelte, sie verderben sich die bei Nachfolge ihrer Lehrer unumgänglich nöthigen. Dafür sind die Beispiele zahlreich, ihre Zöglinge auf ihren Kunstreisen durch die Provinz, wo wol es regelmäßig ein Concert zu geben, zu lassen. Und so hat man, um allen beiden Uebeln zu begegnen, neuerdings vorgeschlagen, das Konservatorium wieder, wie ehedem, in ein Mammut zu verwandeln, und freilich, wo Talent durch Vorzüglichkeit entdecken lieber, kann sie in Frankreich emig in beliebten „Internate“, welche die Familienerziehung durch eine Reformerziehung ersetzen und die jungen Leute gerade während der Jahre, wo sie sich ausbilden, sehr spitze die Mode auch in ergrichterlichen Fragen eine große Rolle. Aber ohne so gründliche Mittel zu gebrauchen, wird es doch wol angezeigt, den „Cursus der Mode“ sich bisher zu widersetzen. Sie sind sowol in den musikalischen wie in den dramatischen Studien allzu mächtig.

Es ist nicht meine Aufgabe, die künstlerische Bedeutung von Beethoven und Mozart gegen die Wagners aber Übergab abzuwägen, aber selbst diejenigen Dirigenten mit, glaube ich, zugeben, daß die Werke der alten deutschen Meister, deren Pflege wieder bei der gleichfalls deutschen Bach auch an der Pariser Hochschule lange Zeit ihrerseits vernachlässigt war, auch heute die Grundlage des musikalischen Studiums bilden sollten. Nun denn — das ist nicht mehr der Fall. Man versteht sich im Konservatorium mehr in Wagnerische als in Beethovensche Partituren, und bei den Prüfungen der Pianisten wird zum Vorbefehl seit immer eine Chopinsche Nummer gewählt. Wenn man erwägt, daß das moderne Orchesterleben den armen Nerven übrigen ohnehin übel mitspielt, so erscheint es als ein Verbrechen, jungen Leuten, die noch lebensfrisch und Leben bieten sollten, die genialst, aber überaus krankhafte Empfindsamkeit und Schwermut des polnischen Tonsetzers einzuimpfen. Wieder hinzuflechten.

In der schauspielerischen Ausbildung der Zöglinge des Konservatoriums macht sich ebenfalls ein übertriebener Nachahmungstrieb, eine Neigung zum Verzerren, sich auf Kosten der Wahrheit der Wirklichkeit, der Wahrheit bei, lehrt man sie, wie im gewöhnlichen Leben zu sprechen und zu gebärdieren, sprich zu sprechen, zu deklamiren, sie gebrauchen dafür Rede wie die Freie der modernen Umgangssprache zu behandeln und für die Gebärden einen Theaterpriesterton bei den Lehrbüchern zu nehmen, wenn Schauspielunterricht zum Muster zu nehmen. Ja, freilich sind die Theaterstoff das Abbild der Wirklichkeit sein, aber dies Abbild soll ein künstlerisches, nur bedeutendes Spiel zum Muster der Dichter entsprechenden sein. Der dramatische Dichter mag sich noch so sehr einen Realismus des wirklichen Lebens geben, er muß in echt poetischen Momenten, wenn die Leidenschaften, beispielsweise mit einem nach der Schicksalsreihe den ganz unnatürlich offenen Bühnenraum und mit Schauspielern arbeiten muß, die Sprache der Leidenschaft, ihren Ausdruck bei wirklichen geben kann, weil sonst die Ausführung nicht den Stunden, sondern tage- und wochenlang, bei breit ist lange vor die Hälfte der Vorstellung mißlingt, mit der sich die Handlung völlig beden und schließlich die Verwirrung über Kunst bedeuten würde. Der Dichter erlegt also die natürliche Wirklichkeit der Kunst, die Wahrheit Anspruch, das in den engen Spitzen von wenigen Stunden voll gedrängt und doch wirkende freiliche und gesetzige Erregungen zusammenstoßen, und so ist es auch, daß ein Lieber der Hall sein Kunst. Und in beraubt es auf einer völligen Verkennung der dramatischen Kunst, wenn der Schauspieler, um zum Beispiel eine Liebeserklärung, eine heftige zweifelhafte Erregung, den er ergreift. Und in selbst es nicht an zahlreichen andern realistischen Scheinalten und Mätzchen, die man im Konservatorium sich bei den Studirenden der Kunst ausbildet, mehrend sie doch nur zu bereu Fälschung dienen.

Wollen wir einen Blick auf die Schüler des Konservatoriums? Ich erinnere mich bei einer Prüfung der Konservatoristinnen, „Tempo“, sehr gut zu kennzeichnet: „In möglichst kurzer Zeit und mit möglichst wenig Bewegungen möglichst viel Gesten verbrauchen.“ Eine Zeitlang Klassiker, der bekannte Lehrer des ersten Theaters von Frankreich, daß sich sorgsam Théâtre Français über das Haus Molière, schreibt mich wieder treffend: „Gewiß ist das Theater eine Lustbahn geworden, wo Jeder sich produciren will.“ Oft die glänzendste und beliebteste. Man sieht Schauspielerinnen, wie man Kunstreiterinnen sieht. Man verlangt sich, daß sie den Temperamente des Rosses entsprechen und ihre Kunst sich in Stadtkunst, um ein Pferd zu erlangen. Man tritt in die Kunstlinie der Dekamation ein wie in die Kunstlinie des Natur.“ Die Bühnenkünstlerin gilt heute für ehrenvoll, um so mehr, als der Schauspieler sich durch Orden auszeichnet wird und im vornehmen Salon Bürgerrecht hat. Und so kommen selbst die Söhne und Töchter höherer Offiziere und hochgestellter Beamten auf das Konservatorium zurück. „Es verhält sich mit den Gesellen,“ bemerkt Glarette, „wie mit den Materialisten. Ein wahrer Eifrig von Neigungen und Leidenschaften. Wo stelle ich meinen Fuß? Wo ist der Boden, der mich tragen soll? Wo ist Meinungen und Tatsache auf ihren Beweis? Verhältnis im Theater. Es verwischt sich Schauspielerinnen, Monologisten und Schauspieler wohl. Als diese kleine Welt, Söhne und Töchter von Geschäftsleuten, Advokaten, Lehrern, Soldaten, all diese jungen Leute strömen, gierig nach Reichtum und Ruhmen, nach dem Romanzen und Ehe, sich unterscheidet sich ebenso, aber sich sie von dem heiligen Feuer der Kunst ebenso durchdrungen, oder ist ihr Feuer nur ein Strohfeuer?“

Ja, ist nur Strohfeuer, und noch dazu das Feuer von feuchtem Stroh, das gewöhnlich qualmt. In der That auch die Reklame die lebhafte Bezeichnung sind die arme Kunst erlegen, die freilich nicht gut möglichen nicht genannt ist, und für deren Darstellung ein gebildeterer, nach dem Höchsten strebender Kunstsinn vielleicht gar nicht einmal geeignet wäre. Ich ist dagegen verschiedenen Kennern des Konservatoriums aufgefallen, daß die Schüler auch in ihren Aeußern nicht mehr denen gleichen, aus denen Jahrgängen ein Talma oder eine Rachel hervorgingen. Sie sind kleiner von Figur, unansehnlicher gewachsen, und ihr Gesicht ist minder ausdrucksvoll. Liegt es daran, daß sie andere Gesichtsphysiken entstammen? Oder haben wir es hier mit Entartungserscheinungen zu thun, an denen es in dem vom Absolutismus verwöhnten, sich langsam entwickelnden Frankreich nicht fehlt? Oder endlich, verkümmern die Körpergestalten, wie die Akademien beweisen, nur deshalb im Konservatorium, weil die Plastischen Ueberanstrengung dort nicht gepflegt wird und niemand mehr wie zu den Zeiten des Alexandrinens maßstäblich dahinschreitenden Könige und Königinnen Racines oder Corneilles spielen mag? Wie dem auch sei, viele der jungen Mädchen, die sich zur Nachfolge einer Rachel, Dorval oder Sarah Bernhardt berufen fühlen, sind schmächtig und anfallend häßlich, ihre Züge erscheinen, trotzdem es bisweilen den ersten Blicke täuscht, alt, und die Flamme, die in den Augen strahlt, ist selten die der Kunstbegeisterung, sondern die der Neider, der Eifersucht, der Wut und Rache, wie mit Gift aufgespeicherter Rache. Charakteristisch für die wunderbare Anziehungskraft der theatralischen Laufbahn und ist auf Gesichtsaufsätzen ist es, daß die Zahl der Zöglinge eine Menge über es jungen Mädchen vermehrte, damit es das Kloster mit dem Tempel Thalias oder Melpomenen vertauschte! Aber, wie gesagt, die „Modelle“ sind nun einmal selten ausschlaggebend, wol der alte Gott, den man bisher zu Rate zieht: „Soll ich die Bühnenkünstler ergreifen?“ antwortet viel ehrlich Hamlet, „Verführe sie, Jungfrau, Verführe sie, Jungfrau, Gespräche sie Damenwohl!“

Die im Juli und Oktober stattfindenden großen Preisringen im Pompeji-Gebäude, wo man seiner berühmten Klangerinnen wegen einen Strohvorrat genannt hat, sind genau wie die großen Personen, wie auch „Arnolfen“ im Salon, die Rubriken, „Bilder“ und „Bilder von Rom“ aber der Preis und dem Langhaus, ein Parier Ereignis, und zwar ein langer Zeit. Schon unter Louis Philippe schreibt Zucker: „Ich bringt die Mutter hervorragende, die, ihre Tochter nach, den Preis hätte erhalten sollen, mit Kommentaren Auge und schimmernden Blumbe an der Tage der Jury und bruhig, schmeichelnd, vermittelt, die nicht bei, nachher im Theaterfoyer unterlegt, von seinen Komeraden im Triumph durch den Hof des Konservatoriums getragen; das ist der ehrliche der Preise.“ Welche Ehre werden die Väter damals beschäftigt als hatte, denn berühmte Fortier eilert: „Was soll man von einem Mäder denken, der mit einem Namen in der Tasche kommt und sich, in einem bürgerlichen Gegenbesuch, auf den Stimmzettel überredt, um ihm einen Preis zu sichern?“ Auch heute empfinden sind die durch Ehrgeiz Geblendeten und deren Familien gegen den Mann der Vorteilhaften der Richter, während diese umgekehrt bespannen, sie erteilen — aus Mitleid — nur zu oft Nahegereiste oder ehrenwerthe Persönlichkeiten (accusation). Sie hellen es bei, daß damit gestiftet werden sollen, freilich durchaus nicht immer auf. Wer noch gar nicht langer Zeit erhitzte beispielsweise ein Physiker Baba, daß mit seiner Arie und der „Jeanette“ einen ersten Preis verdient zu haben glaubte, den verblüfften Richtern: „Meine Herren, Sie können Ihren Irrtum beseitigen!“ Dennoch entstanden in so mutmaßen Fällen, daß Mäder den Prüfenden — ganz wie in der Kammer! — nun mit Mühe die Ordnung herstellen konnte, und daß mit der Stimmung des Saales gewöhnlich wechselte. Der langmütige Herr Direktor Auber hatte es nicht leicht erspart, während Ehrenbeim in einem ähnlichen Fall den Missetäter mit Ordnungsstrafe zu belegen ein volles Vermögen. Als einer der mit seinem Beruf Beschäftigten sich über Ungerechtigkeit beklagte, meinte er nicht zere, Cocquelin, erwiderte er mit seinem lachenden Gesicht: „Lassen sie, Sie haben Talent genommen Sie sich daran. Sie werden noch ganz andere Dinge erleben. Ich, mein lieber, junger Mann, ich eine Reihe der Ungerechtigkeit!“

Vorwerfungen, wie die Väter gerecht werden, ist der Saal bedenke leer, aber nachmittags, wo Sänger und Schauspieler auftreten und bei in der Nacht kommen nur der geringere Jury vorübergehen, kann kein Kabel zur Ordre kaufen, und nun eine Konzertsäle Enzyklopädie man vor Gerichten und Examer mit der leichte der Parteilosen. Die Zöglinge aber werden noch nur ihrem ersten Erscheinen vor Zeuz-Paris von den Reporters interviewt und so viel zu früh — in den Zeitschrift der Reklame verzeyt, jener modernen Sirene, die, grausamer als Atlante oder Mokoch, die Zukunft zahlloser Künstlinginnen vernichtet.

Digitized by Google

Nach einer photographischen Aufnahme von Georg Eduard in Hannover.

Der alte Kambergsche Vorhang im Königlichen Theater zu Hannover.

Digitized by Google

Der neue Lietzen-Mayersche Vorhang im Königlichen Theater zu Hannover.

Nach einer photographischen Aufnahme von Georg Eland jr. in Hannover.

Die Equipage der Familie Rodanelli.

Von

Friedrich Fürst Wrede.

Die Marchesa Agathe Rodanelli hatte die Tafel aufgehoben und war aus dem Speisesaal, dessen Wände von Gold und einem niederen runden Tischchen bereits die silberne Kaffeekanne und die krystallene Blauerflasche unserer harrten. Der Salon war ein helles, lichtdurchflutetes Gemach, das trotz seiner großen, räumlichen Dimensionen durch die abgetönte gelbe Damastbekleidung der Wände und den zahlreichen weißen Hausrat einen traulichen und wohnenlichen Eindruck hervorrief.

Ein üppiger Blumenflor trug nicht wenig dazu bei, die Wohnlichkeit des Zimmers zu erhöhen und die kalten, unheimlichen Geister, die sonst so gern in fürstlichen Bauten nisten, zu bannen. Duftende Blüten füllten nicht nur die vornehmeren Vasen und geschliffenen Gläser, sondern auch die gähnende Oeffnung des monumentalen Kamines, dessen Feuerplatz mit buchstabenartigen Azulien und bunten Chrysanthemen behellt war.

Man wähnte sich weit eher im Gartensaale einer jener koketten, das blaue Gestade der sonnigen Riviera oder die grünen Ufer der grauen Themse einsäumenden Villen, als in einem der düsteren und abweisenden Paläste der noblanischen Hauptstadt.

Die Frau, die es verstanden hatte, in einem so mächtigen Rahmen, ohne darbarisch gegen die Schönheit zu sündigen, ein trautes Heim zu schaffen, wußte in sich zwei seltene Eigenschaften vereinen: guten Geschmack und durchdringen Willen. Auch Sinobo — ein nie beferunbene Schriftsteller — hatte wahrhaftig nicht übertrieben, als er, mich bei der Marchesa Rodanelli einführend, versprochen, ich würde eine gar seltsame und wunderliche Dame kennen lernen.

Seltsam und wunderlich — ja, das war die kleine schmächtige Frau von Wesen bis zur Zehe. Eine erschreckende Magerkeit ließ das feine, ausdrucksvolle Gesichtchen über Gebühr gealtert und welk erscheinen. Man glaubte sich einem hagren, hartäsen Knaben, der einen Weiberrock angelegt und eine große, graue Haarschaft aufgesteckt, gegenüberzustehen, ein Eindruck, der durch das anzugnunge, freie Benehmen der Marchesa wesentlich gefördert wurde.

Nicht daß sie sich in jenem burschikosen, unweiblichen Ton, den emanzipierte Damen oft anschlagen, gefallen hätte! Jeden Akt, jede Bewegung unserer Wirtin war schicke und natürlich, ihre Kleidung gewählt und einfach. Aber man merkte es ihr leicht an, wie unendlich gleichgültig es ihr war, welchen Eindruck sie hervorrief. Es mangelte ihr völlig das weibliche Bestreben, zu gefallen, und das war das große Geheimnis ihrer natürlichen Anmut, durch die sie bezauberte.

Die wohlthuende, lebhafte Liebenswürdigkeit eines Kameraden strahlte aus ihren dunklen Augen, die sie hatte man die gleich in der ersten halben Stunde alle seine Leiden anvertraut. Mir wenigstens ergieng es so.

Da sie am vorhergehenden Tage unsern Besuch verfehlt, hatte sie Rein Sinobo und mich heute zu Tisch geladen. Und ich fühlte mich bei ihr gleich wie zu Hause, obgleich es das erste Mal war, daß ich sie sah.

Nein — nur streng bei der Wahrheit zu bleiben — das erste Mal war es eigentlich nicht. Schon einige Wochen früher — gleich an Tage meiner Ankunft in Florenz — war ich ihr begegnet. Allerdings standen wir uns damals auf sehr weitaltem und gleichgültigen Boden gegenüber, auf dem man sich gewöhnlich seine sonderliche Beachtung zu schenken pflegt.

Es war in der Boeschenschen Buchhandlung in der Via Tornadnani. Zufällig kamen wir nebeneinander am Ladentische zu stehen, und ich hörte, wie sie ein Werk von Gregorovius verlangte. Das erregte meine Aufmerksamkeit.

Während der Angestellte das Buch aus dem Magazin herbeiholte, griff die Fremde auf das Geratewohl in einen Stoß der Empfehlungsbriefe, der vor ihr aufgeschlagen lag. Gleichgültig, zerstreut las sie die Aufschrift des roten Umschlages, und rasch, als habe sie eine Enttäuschung erlebt, legte sie den Band auf seinen Platz zurück. Ich glaubte zu bemerken, wie sich ihre, den Fürstentitel eines Fürsten nun die Mundwinkel, die so bereit Geringschätzung ausdrückt, in ihrem Gesichte eingrub.

Unzweifelhaft hatte der Verfasser mit dem gewünschten gelehrten Werke zurück. Die Dame begahlte den gesorderten Preis und verließ den Laden. Ich aber griff nun wenigstens nach dem roten Bandchen, das sie so mogwerfend beiseitelegt hatte. Es war eine neuere Arbeit von Richard Voß: „Die Villa Falconieri", ein Roman, den der Dichter „Die Geschichte einer Lebensschuld" benennt.

Diese Aufschrift schien das Mißfallen der Fremden erregt zu haben. Aber war es nicht seltsam, daß gerade eine Frau, zu deren Ehren die deutschen Poeten ja unermüdlich Liebesgeschichten ersinnen, den neuen Roman auf den allen Bücherbrett haben wollte? Allerdings — sie las Gregorovius. Andnahmen bestätigen ja schließlich die Regel.

Während ich mich noch mit derartigen Betrachtungen trug, waren die Rechnungen geöffnet und die „Ausnahme" ihres Geschlechtes erschien wieder auf der Schwelle. Ohne zu zögern — wie ein Mensch, der einen wohlüberlegte Handlung ausführt — trat sie an den Verkaufstisch, ergriff das nochein verachtete Bändchen, übergezahlte sich durch einen flüchtigen Blick, daß es das richtige, und bloß es den Buchhändler mit der Frage nach dem Preis hin. Sie wußte sich die Sache auf der Straße überdacht haben. Das alte Zauberwort auf dem Umschlage hatte seine magnetische Kraft bewährt.

Obgleich mich die kleine Szene damals sehr ergötzt, hatte ich sie doch in der Fülle der Eindrücke der letzten Tage gänzlich vergessen. Erst als ich der Marchesa Rodanelli vorgestellt war, und sie mich sah und grüßte, wo ich denn ihr schmales, klugen Gesichtchen schon gesehen, fiel mir der Vorfall wieder ein.

Die Mahlzeit war in der heitersten Stimmung und durch gute Getränke gewürzt verlaufen. Unser Gastgeberin hatte sich als eine ebenso beiesene wie feinsinnige Kennerin der italienischen Geschichte entpuppt. In den verschiedensten Epochen derselben war sie so gründlich bewandert, daß hätte sie all diese Ereignisse selbst miterlebt. Dabei glich ihr Wissen nicht der toten, aus Büchern und Zahlen zusammengetragenen Gelehrsamkeit, sondern war von einem blühenden Gewebe intimer Details und kleiner Anekdoten umrankt und belebt. Sie war in den Geist der einzelnen Decennien eingedrungen — eine unbewußte Arbeit, die unsichtbare Kommilfe auf dem Gebiete der Volkswirtschaft, der Kunst, der Politik und hauptsächlich der Memoirenlitteratur voraussetzt.

Dazu besaß sie in hohem Grade das Talent, anregend zu plaudern, nur eine Fragde, ihr anzuhören. Leider hatte unser Gespräch beim Kaffetisch in leichtere Bahnen eingelenkt, ja, während wir im Salon den Kaffee schlürften, war es auf das Niveau des besten Familienklatsches herabgesunken. Wir besprachen die Eigentümlichkeiten der italienischen Gesellschaft, und die Fremde der Südländer an pruntenden Gruppen und endosen Knickefiguren lieferte mir Stoff zu billigem Spotte.

„Nur Sie, Marchesa," schloß ich meine Philippika, „scheinen diese Torheite Ihrer Landsleute nicht zu teilen. Ich habe Sie wenigstens nie in den Hallen oder auf dem Lungarno daherreiten gesehen."

„Nein," entgegnete sie, „ich besitze keine Equipage." Die Worte klangen so bezeichnend bitter von ihren Lippen, daß ich erstaunt aufblickte.

Aber die Sprecherin hatte den Kopf vorgeneigt und machte sich augelegentlich an einer Dose, die sich scheinbar hartnäckig weigerte, sich zu öffnen, so daß ich den Ausdruck ihres Gesichtes nicht wahrnehmen konnte. Gleichzeitig erhielt ich von Rein Sinobo unter dem Tisch einen wohlgezielten Fußtritt, daß ich fast nicht anders als eine zarte Aufforderung, den Gesprächsstoff zu wechseln, zu deuten vermochte.

Sollte der Mangel eines eigenen Fuhrwerkes wirklich im Leben meiner geistreichen Wirtin eine empfindliche Lücke bilden? Das vermochte ich nicht zu glauben. Anderdem wußte ich, daß die Marchesa über einen großen Wohlstand verfügte, der ihr sehr wohl diesen besonderen Luxus gestattet hätte.

Der leichte Wortton, den meine Frage erregt, lenkte indessen unser verstocktes Gespräch wieder in ernstere Bahnen, in denen der originelle Geist der Hausfrau von neuem Gelegenheit fand, zu glänzen.

Als ich eine Stunde später mit Rein Sinobo die breite Marmortreppe des Palastes hinunterstieg, nahm ich die begründete Ueberzeugung mit mit, einer der kenntnisreichsten Frauen des modernen Italien gegenübergestanden zu sein. Die kaunen Abstandsverschieden, die hinter Bilde zu erhaschen, waren sicherlich nur das unschädliche Unkraut, das nun einmal jedes Menschenleben umwuchert, auf dem ein dunkler, falter Schatten ruht.

Denn daß die Vergangenheit dieser Frau einen Schatten aufwies, darüber hegte ich keinen Augenblick einen Zweifel. Welcher Art freilich dieses Unfreundliche im Dasein der Marchesa gewesen, darüber war ich mir nicht klar. Da ich aber gesehen hatte, daß sie zu jungen Jahren einen regen Anteil an den Einigungsbestrebungen ihres Vaterlandes genommen, gestel ich mir dorin, an einen schmerzlichen Liebesroman mit einem der großen Männer jener Zeit zu glauben. Eine Seelentragödie schwebte mir vor, von einlacher, erschütternder Größe, wie sie nur zwischen zwei geistreichen, vornehmen Menschen möglich ist.

Ungefähr solche sollte ich in das Geheimnis eingeweiht werden, und das kam so.

Rein Sinobo hatte mich entdeckt, daß man den Tag unbedingt auf den lieblichen Hohen Fiesoles beschlossen müsse. Die elektrische Bahn solle zur Hinfahrt benutzt werden, und in den kühlen Abendstunden, nachdem sich der Menschheit, mürbe matt zu Fuß über St. Domenico nach Florenz zurückwandern.

Wir schlugen daher die Richtung nach dem Marktplatze ein, auf welchen die Bahn mündet. Auf dem Wege hierhin erregte eine kleine Stockung im Schauspieler einer der zahlreichen Kunsthandlungen meine Aufmerksamkeit, und ich trat trog des Widerstrebens meines Begleiters in den Laden, um nach dem Preis zu fragen.

Das Verkaufsgewölbe war ein tiefer, hallenartiger Raum, dem die zahlreichen Steinbilder, die ihn wie ein weißer Wald durchstehen, ein feierliches Gepräge verliehen. Alle plastischen Kunstwerke des überreichen Florenz waren hier vertreten. Die Venus von Medici, der Schleifer, die Knaben, der berühmte Bacchus des Sansovin, Napoleon hielten gute Nachbarschaft mit pausbäckigen Engeln und modernen, koketten Frauenbildern. Zwischen den Büsten des Dantes und des Königs neigte ein mächtiger Amazonas sein gekröntes Haupt und mahm sich mit seiner trümmenden Schwermut seltsam genug zwischen Tatar und ordentlichen Waffenrock auch.

Um all diese Bildnisse auch mageren Geistes zugänglich zu machen, waren sie in so mäßer Vergrößert gleich in verschiedener Größe und von verschiedener Güte des Stoffes geformt. Die Schönheit war hier eben für den Hausgebrauch bestimmt. Nichtsdestoweniger schienen sich unter der Menge der Fabrikware auch einige ganz vortrefflicke Kopien der Antiken, denen nur die Schönen, matten Töne des Alters fehlten, um ganz dem Steine zu gleichen, den der Meißel eines Phidiasjunge oder Skopo entlockte.

Bei unserem Eintritt tauchte der Besitzer dieser Herrlichkeiten hinter dem breiten Rücken der Ringergruppe auf, an der er in einem Winkel, dessenen Lebhaftigkeit seine Siesta gehalten. Auf einem daneben liebenden Tischchen soh man noch die Reste seines Mahles und eine halbgeleerte, langhälsige Weinflasche.

Er war ein hochgewachsener, sorgfältig gekleideter Mann. Ueber das Alter — seine Schätzen zeigten bereits graue Haare — ging ein behäbiger Anflug zur Fettleibigkeit hatten den Adel seiner regelmäßigen Gesichtszüge zu verwischen vermocht. Seine Bewegungen waren langsam und feierlich, seine Sprache gemessen und gewählt.

Während er seinen Anwalt wartete, glich er weit eher einem Mäcen, der sich herbeiläßt, seine Sammlung einem Fremden zu zeigen, als einem Handelsmann, der ein Geschäft abzuschließen trachtet.

Wie waren bald handelseinig. Er gab und bis

Digitized by Google

zur Schnelle das Geleit und verschierte mit verbindlichem Lächeln, in einer Stunde würde die gekaufte Statuette in meinem Gasthof sein.

Rain Simoba hatte sich mit seinem Wort an dem Gespräch beteiligt. Er schien über die Maßen verdrießlich. Kaum war die Thüre hinter uns in das Schloß gefallen, so stieß er unwillig hervor: „Der alte Geck!“

„Du bist hart!“ rief ich lachend. „Der Mann verstieht einen sein Geschäft.“

„Ich kann nun einmal diese Aleererein nicht leiden!“ erwiderte Rain, sichtlich erbost.

„Wie lernt ich aber für meinen würdevollen Italiener eine Lanze ein. Seine vornehme Zurückhaltung sei jedenfalls des hartigen Kleinhandelsthums anderer Berufsart vorzuziehen. Es ist ja bekannt, des Händlers müsse sich naturgemäß nach der Gattung der Ware richten. Eine Buchhandlung erhebe bessere Umgangsformen als ein Krämladen, und eine feine Zofe sei in diesem Sinne dem nicht zu vergleichen, der mit Schuhwerk handle.

„Mit Schuhwerk handeln!“ lachte Rain Simoba höhnisch auf. „Da hast du als blinde Henne einmal ein Korn gefunden!“

Die zur Schau getragene Feindseligkeit des Freundes wurde mir denn doch zu toll, und ich belachte ihren Grund vorläufig zu erforschen.

Inzwischen hatten wir unser Ziel erreicht und von dem Weichenwärter erfahren, daß wir uns noch eine gute Weile bis zum Abgang des nächsten Zuges nach Florenz würden gedulden müssen. Wir setzten uns daher auf einer besonnten Bank in den die Mitte des Wartesaales zweien Anlagen ziehen, und ich knüpfte den unterbrochenen Faden unseres früheren Gespräches wieder an.

„Du hast etwas gegen meinen Marmorhändler auf dem Herzen!“ meinte ich scherzend. „Beichte es nur. Er hat doch wohl einmal tüchtig über das Ohr gehauen, und du, Knauser, kannst es ihm nicht vergeben!“

Rain Simoba ging auf den leichterlegen Ton, den ich angeschlagen, nicht ein. „Nein,“ erwiderte er ernst, „solchen von Aeußern! Ich mache keinen daraus, daß ich gegen jenen Mann eine tiefe Abneigung hege. Aber dazu habe ich einen guten und triftigen Grund. Der ganze Wohlstand jener Menschen ist auf einem schweren sittlichen Vergehen aufgebaut.“

„Auf einem Vergehen?“ forschte ich erstaunt.

„Auf einem Verbrechen, wirst du sagen, wenn ich nicht die grobem Worte verabscheute!“ entgegnete der Freund.

Natürlich brang ich in Rain, mich in das Geheimnis einzuweihen, und da er zum Glück gerade in Erzählerlaune war, ließ er sich nicht allzulange bitten.

„Es ist schon lange her,“ hub er an, „da lebten in einem hiesigen Palaste ein alter, griesgrämiger Marquis und dessen blutjunges Töchterlein das traurige, bittere Dasein der verschämten Armut. Die beiden unglücklichen Menschen waren die letzten Sprossen einer edeln und einst sehr mächtigen Familie, die in der Florentiner Geschichte mehr als einmal ein gewichtiges Wort gesprochen hat.

„Den alten Herrn traf seine Schuld an dem unerschwinglichen Niedergang seiner Geschlechtes. Er hatte das Schiff bereits mit einem klaffenden Leck erreicht. Daß er trotzdem bei der Wahl seiner Gattin weder auf die Stimme seines Herzens noch die Forderungen seines Hauses gehört, als auf eine reiche Mitgift geachtet — das kann ihm in meinen Augen nur zur Ehre gereichen. Kurz nach dem frühen Tode der Hausherrin brach der Plan vollends herein.

„Zur Zeit, wo meine Erzählung spielt, war von dem schimmernden Glanze, der einst die Familie umstrahlte, schon längst nichts mehr übrig als der hilfsreiche ehrliche Name und der ist an Flammbergschwebte und daher unverkäuflich Palast, hinter dessen massigen Quadern der Marquis sein Elend nicht minder stolz verbarg als seine Ahnen einst ihren Glanz und ihre Schätze.

„Den ganzen Haushalt bildeten eine alte Magd und ein nicht minder alter Diener, der das Amt einen Koche, einen Tafeldeckers und eines Kutschers in sich vereinte. Ja — auch das eines Kutschers. Denn obgleich die Ställeschränke oft ebenso leer waren wie die Geldkasse, beherbergten die geräumlichen Stallungen noch immer ein Roß und die Remise zwei altmodische Kaleschen.

„Nun seiner Equipage — so bescheiden und ärmlich sie auch war — vermochte sich der Marquis nicht zu trennen. Den ganzen Tag über saß er in seinem Zimmer und verlieste sich in die ruhmvolle Geschichte seines Hauses. Aber gegen Abend klopfte er sich sorgfältig an und fuhr in die Cassinen, wo er am Arme seines Töchterleins bei den Klängen der Musik ein halbes Stündchen in den schattigen Alleen spazierte.

„Wenn er auf der Hin- und Rückfahrt durch die Straßen rollte — im eignen Gefährt — dann verzog er die herbe Kläglichkeit seiner Lage. Mochte der Gott auch abgetrieben und unsichön, der Wagen allmächtig und schäbig sein — wenn nur die breite Borte am Rocke des Kutschers sein Wappen trug, das einst in Florenz nicht weniger bekannt und geachtet war als die drei Kugeln der Medici.

„Solange seine Equipage noch in der langen Wagenkette fehlte, die sich jeden Abend vom Ponte S. Trinita bis zur heutigen Piazzale del Re hinzieht, fühlte sich der Marquis, obgleich er längst seinen geistigen Horizont verloren hatte, einmal die einzige Lebensfremde den ehrlichen und rechtschaffenen alten Mannes, und er strich dieses Bewußtsein durch die höflichen Entbeugungen auf andern Gesichter erfuhr.

„Sein Töchterlein stellte an das Dasein ander Anforderungen. Sie war ein munteres sechzehnjähriges Ding, dem vom Vater der Hang zur Romantik, als Erbteil mit geworden war, aber ein gutes Stück hausbackenen Sinnes im Blute steckte. Die Rolle der großen Dame, die man sie zwei Stunden des Tages in der Gestenge spielen ließ, während sie die übrige Zeit das weiblichen mußte, konnte sie nicht genügen. Da war es nun kein sonderliches Wunder, daß sie, als das Liebesleben in ihrer jungen Brust zu erwachen begann, die sehnsüchtigen Herz an einen Menschen warfen, dem die Natur den glänzendsten Adelsbrief der siegreichen Schönheit gleichreichen.

„Dieser Mensch war Giovanni Beppe — des Statuenhändler. Damals war er noch nicht ein wohlbestallter Geschäftsmann, sondern nur Bedienter in einer der großen Kunsthandlungen der Via Tornabuoni. Was, du hast ihn ja gesehen und wirst wohl begreifen, daß dieser ergraute Apollo vor dreißig Jahren ganz dazu geeignet war, einen unerfahrenen jungen Mädchen den Kopf zu verdrehen.

„Jeden Abend um dieselbe Zeit, wo die Wagen und den Cassinen in die Stadt zurückrollten — lehnte der schöne Giovanni in seiner Livebutzhut. Wenn sich nun zwei Menschen alle Tage begegnen, so ist es ja die einfachste und natürlichste Sache der Welt, daß sie es schließlich gewahr werden, ob sie Gefallen aneinander gefunden. Allmählich entspann sich zwischen der feinen Marchese in der Gestenge und dem schönen Florentiner die verschiedigste der Liebesleien, in verstohlenen Blicken feinerseits, in verlegenem Erröten ihrerseits bestehenden.

„Das ging ein ganzes Jahr so fort, und es hätte wohl dabei auch sein Bewenden gehabt, wenn nicht der Zufall es gewollt, daß sich die alte Magd ein böses Fußleiden zugezogen. Wohl aber lief meine der Marquis seine Equipage, die kleinen Einkäufe des Haushaltes selbst und obendrein allein zu besorgen. Nun hatte sie ihm in die Hand versprechen müssen, die bekehren Plätze und großen Verkehrsadern zu meiden.

„Lange Zeit gehorchte die kleine Marchese auch gewissenhaft dem nötecilichen Verbote. Aber als sie eines Tages zur Mittagsstunde von einer Besorgung heimkehrte, ließ sie sich verleiten, dagegen zu sündigen.

„Die Sonne brannte glühend heiß. Jedermann pflegte der Siesta. Die Straßen waren wenige belebt als zur vorgerückten Nachtstunde. Das verleitete Fräulein meinte daher dem Gesetze ihres Versprechens ganz gerecht zu werden, wenn sie um diese Zeit auch ihren Weg durch die Via Tornabuoni nahm.

„Und das — das war ihr Verhängnis.

„Giovanni Beppe lehnte wie gewöhnlich unter der Ladenthüre und rauchte seine Zigarette. Die Marchesa fühlte, wie sein Blick auf ihr ruhte. Das Blut schoß ihr in die Wangen, sie senkte das Köpfchen und eilte rasch vorbei, ohne ihn auch nur anzusehen. Aber in einiger Entfernung faßte sie wieder Mut und konnte es nicht unterlassen, sich nach dem heimlich Geliebten umzuwenden.

„Nur einen Augenblick! Aber gerade in diesem Augenblick stürzte ihr schlanke Gestalt der Jünglings aus dem Thürrahmen los und schritt langsam die Straße herab.

„Es war kein Zweifel — es folgte ihr! Diese Erkenntnis machte der kleinen Marchesa vollends die Besinnung. Verwirrt, erschrocken, bog sie, ohne zu überlegen, was sie that, in die nächste Seitenstraße ein. Sie flüchte nur das Bewußtsein, daß seinen Blicken zu entgehen; sie wollte eilends davonfliehen.

„Sie beschleunigte die Schritte, sie lief fast. Aber plötzlich hörte eine Gartenmauer ihren Weg. Sie war in ein enges Sackgäßchen geraten. Nun wollte sie umkehren, aber schon hog Giovanni um die Ecke. Langsam, wie ein schönes, unerbittliches Verhängnis kam er auf sie zu.

„Ihm, der wohl wußte, daß diese Straße keinen Ausgang hatte, mußte die Flucht als eine Aufforderung, dem Mädchen zu folgen, erscheinen. Das verlieh ihm höheren Mut, daß er ihn sonst wahrscheinlich verlassen haben würde.

„Er ward die Zigarette weg. Dann strach er sie an — sanft, fast bemütig — mit schmeichelnden Lippen, wie konnen er wußte, wie gut sie ihn bitten. Und sie — sie fand vor ihm, am ganzen Leibe zitternd, unfähig, auch nur ein Wort zu stammeln. So wußte sie seine verführerische Stimme hören.

„Was sprach er zu ihr? Das Banalste und Alltäglichste. Um ihre Blöße bat er sie und beim kleinen Streifchen, der an ihrem Gürtel befestigt war. Aber gerade der Unsinn, daß er für wie eine Bekannte behandelte, ihre langvermeintliche Augensprache als etwas Selbstverständliches gar nicht erwähnte oder entschuldigte, erweckte die kleine Marchesa vollends.

„Ein Fenster klirrte über ihren Köpfen. Eine dicke Faun in weißer Nachtjacke lehnte sich aus der Brüstung. Das brachte unsere Heldin zur Besinnung. Sie fand die Kraft zu entfliehen, aber es war zu spät, daß sie nicht von dem Zauber verlassen.

„Als thörichtes junges Ding war sie in das Sackgäßchen eingedrungen — mit einer sinnverwirrenden Selbenfluth im Herzen verließ sie es wieder. Der wichtigste Wendepunkt im Leben eines Mädchens ist nun einmal der Sonntag, in der ihm zum erstenmal von Liebe gesprochen wird.

„Das Folgende ergab sich von selbst.

„Es blieb nicht bei dieser ersten Begegnung. Die Verliebten sprachen sich noch froh- oder fernerhin — immer in derselben schmalen, engen Gasse — immer nur wenige, flüchtige Minuten — immer in der heißen, süßen Mittagsglut.

„Aber diese kargen Augenblicke bildeten von nun an die Marksteine im Leben der kleinen Marchesa. Den ganzen übrigen Tag ging sie im Traum wie eine Nachtwandlerin umher.

„Der Anzeit war der alte Magd erkrankt, zur Anzeit wurde sie wieder gesund. Der Brand loderte gerade am heißten, als doch ihre Genesung den verschwiegenen Liebesleuten ein Ziel setzte mußte.

„Von Giovanni Beppe zu saisen, schien dem bethörten Mädchen ein Ding der Unmöglichkeit; die einzige Lösung brachte ihr die Ehe. Aber bemerkte vermutet war sie denn doch nicht, um zu glauben, daß der stolze Marquis ohne weiteres seine Zustimmung zu ihrem Bunde geben würde. Und da beschloß sie ganz einfach — zu fliehen.

„Der abenteuerliche Gedanke war ihr ausschließliches geistiges Eigentum. Giovanni erschrak sogar anfangs, als er die erste Wendung erkannte, die

Digitized by Google

Die Kaiserdecherche. Gruppenbild.

biese Liebelei zu nehmen drohte. Dann aber ging er eifrig auf den kühnen Plan ein. Die Erwägung, daß eine Ehe mit einem Mädchen, das so vornehm in der eignen Equipage daherfuhr, für einen armen Handlungsgehilfen immerhin einen unerwarteten Glücksfall bedeute, mochte für seinen männlichen Entschluß ausschlaggebend gewesen sein.

„Aber das Wie und Wo der Flucht war man sich bald einig. Am kommenden Sonntag sollte das Fräulein, während der Marquis seinen Spaziergang in den Laubgängen der Gassinen unternahm, Unwohlsein heucheln und im Wagen sitzen bleiben, dann aber — sowie der Diener außer Sehweite — die Equipage verlassen und zu Giovanni eilen, der an einem bestimmten Platze ihrer harren und sie in einem Mietsfuhrwerke nach dem nahen Dörfchen Asserbi entführen würde. Von dort aus wollten sie ungesäumt die Einwilligung des alten, wackeren Herrn erflehen.

„Der Plan war so einfach, daß ein Mißlingen schlechterdings unmöglich erschien. Alles spielte sich auch ab, wie die klugen jungen Leute es vorausgesehen. Selbst der Himmel, der doch von Rechts wegen dergleichen Eheverleiten nicht Vorschub leisten sollte, schien es gut mit den Verliebten zu meinen und zeigte an diesem Tage eine strahlende, lachende Helle.

„So saßen denn in einem armseligen Zimmer des bescheidenen Dorfwirtshauses zu Asserbi die kleine Marchesa und der schöne Giovanni traulich bei ihrer Mahlzeit und freuten sich des gelungenen Streiches, als ganz unerwartet die vornehme, hagere Gestalt des alten Marquis im Thürrahmen erschien.

„Ein glücklicher Zufall hatte ihm die Spuren der Flüchtlinge entdeckt, und ohne einen Augenblick zu verlieren, hatte er in seiner Equipage die Verfolgung aufgenommen. Der Tochter war das junge Liebesglück so sehr in das Köpfchen gestiegen, daß sie nicht anders meinte, als der Vater werde nun gleich seinen Segen erteilen. Auf einige harte Worte, die sie vorerst zu hören bekommen würde, war sie allerdings gefaßt, aber selbst diese blieben ungesprochen.

„Ernst, jedoch nicht unfreundlich wehrte der alte Herr ihre stürmische Umarmung ab und befahl sonst: „Geh in das Nebenzimmer, mein Kind! Ich habe mit diesem Herrn hier ein Wort unter vier Augen zu reden. In einer Viertelstunde bin ich bei dir — und wir fahren dann gemeinsam nach Hause."

„Einen Augenblick zauderte die Marchesa und blickte unschlüssig bald auf den Vater, bald auf den Geliebten, der in anmutiger Haltung neben dem Tisch lehnte. Eigentlich hatte sie sich das alles ganz anders gedacht. Sie war ein mutiges Mädchen und hätte ganz gern ein wenig für ihr Glück gekämpft. Einen anregenden, liebevollen Kampf, in welchem der Sieg sicher winkt. Aber dazu schien es gar nicht zu kommen, denn daß in der „gemeinsamen" Helmfahrt Giovanni inbegriffen, dünkte ihr selbstverständlich.

„Die geschäftliche Ruhe der beiden Männer wirkte lähmend auf ihre Seele. Statt der schönen, warmgefühlten Worte, die sie gern gesprochen hätte, flüsterte sie ein bescheidenes: „Ja, Papa!" und gehorchte dem väterlichen Befehl.

„Damit sie die Unterredung nicht hören sollte, schloß der Marquis sorgfältig hinter ihr die Thür. Aber seine Vorsicht war umsonst. Er, der sein ganzes Leben zwischen den mächtigen Mauern seines Palastes verträumt, rechnete in diesem erregten Augenblick nicht mit den dünnen Holzwänden einer elenden Trattoria.

Die Kaiserdecherche: Kochen und Backen.

„Das lauschende Mädchen vernahm jedes Wort ebenfogut, als ob sie im Zimmer anwesend gewesen wäre. Selbst der tiefe, schwere Atemzug, mit dem der Vater das Gespräch mit Giovanni eröffnete, klang wie eine Anklage zu der Lauschenden herüber.

Digitized by Google

Der Kalmückenhäuptling Tarei.

gebotener Summe zu gering, der Marquis erklärte, nicht mehr Geld flüssig machen zu können. Schließlich einigte man sich auf vierhundert Livre, zahlbar am nächsten Tage. Zeit und Ort wurden verabredet.

„Dann verließ einer der beiden Männer das Gemach. Wer es der Gefährte war oder der Bauer? Die arme kleine Marchesa im Nebenzimmer fragte nicht danach. Nur war es gleich. In diesen Augenblick erschienen ihr beide Männer gleich verschändlich, gleich hoffnungswert.

„Sie war auf das schmale, harte Ruhebett, das längs der Wand stand, gesunken und preßte beide Hände gegen die Ohren, nur um nichts mehr hören zu müssen.

„Wie lange sie so gelegen, wußte sie nicht, vielleicht waren es lange Stunden, vielleicht wenige Minuten. Als sie wieder zu sich kam, saß der Marquis neben ihr und kühlte ihr mit einem nassen Tuch die Schläfen. „Komm, fahren wir nach Hause!“ sagte er einfach.

„Willenlos nahm das Mädchen seinen Arm. Vor dem Gasthofe stieß die Equipage. Der Vater hob sein Kind in den Wagen. Dann rollte das

Der Kalmückenhäuptling Mitschka bei Jäll.

„Und jetzt zu Ihnen, mein Herr!“ hub der Marquis an. „Meine Tochter hat sich in einer romantischen Laune gerissen. Sie haben ihr dabei hilfreich die Hand geboten. Ich entsinne mich aller Vorwürfe — aber Sie werden begreifen, daß die Sache hiermit beendigt sein muß.“

„Ich bitte Ihre Tochter,“ sieß sich Chevanard nun vernehmen, „und bitte . . .“

„Aber der alte Herr gestattete ihm nicht, seinen Satz zu beenden. „Lassen Sie die Possen!“ unterbrach er ihn barsch. „Sind Sie etwa in der Lage, die soeben eines Hausfriedens zu bestreiten? Ich — darüber seien Sie sich klar — kann meiner Tochter keine andre Mitgift geben als einen tadellosen Namen.“

„Wir machen ja nicht viel Umstände,“ lerfte der Jüngling stockisch betroffen ein. „Nur eine kleine Summe, um ein eignes Geschäft zu gründen!“

„Ah ha, gänzlich verarmt,“ entgegnete der Marquis. „Mit dem wenigen Gelde, das ich im Notfall aufbringen könnte, würde es Ihnen ältere allenfalls gelingen, sich selbständig zu stellen, nie aber, eine Familie zu ernähren.“

„Die unerwarteten Sie das, Herr Marquis?“

„Ich will Sie für Ihre gestäuschten Hoffnungen entschädigen. Nehmen Sie das Geld hin das Beispielen, wie mehr mit meinem Kinde in Berührung zu treten.“

„Die kleine Mädchen erhebt hinter der Thür. Das wagte ihr Vater ihrem schönen Helden zu bieten! Sie wollte nach vorn, als das sich ihr Entsetzen in den Beleidiger stürzen und die Schmach auf der Stelle rächen würde. Schon wollte sie die Thür aufreißen, um sich schützend zwischen die beiden Männer zu werfen, aber da klang die einschmeichelnde Stimme des Gefährten an ihr Ohr.

„Ist es auch wahr, daß Sie gar keine Mittel haben?“ forschte er vorsichtig als kluger Geschäftsmann.

„Ich habe nie gelogen,“ entgegnete der Marquis, „sehen Sie auf meinen Rock hin, ja oder nein?“

„Ah — sehr distinguiert!“ rief der Jüngling in jenem den Adligen eigentümlichen Tone, lebhaften Tor, der ohne laute Zusage enthält. Eine kleine Pause entstand. Hierauf wurden Sie geben?“ fragte er dann unsicherlich.

„Und nun entspann sich ein widerwärtiger, kleinlicher Handel. Dem Entsetzten erschien die ganze Szene wie ein Traum. Sie hörte, wie der Marquis erklärte, nicht mehr Geld flüssig machen zu können. Schließlich einigte man sich auf vierhundert Livre, zahlbar am nächsten Tage. Zeit und Ort wurden verabredet.

„Dann verließ einer der beiden Männer das Gemach. War es der Gefährte? War es der Bauer? Die arme kleine Marchesa im Nebenzimmer fragte nicht danach. Nur war es gleich. In diesen Augenblick erschienen ihr beide Männer gleich verschändlich, gleich hoffnungswert.

„Sie war auf das schmale, harte Ruhebett, das längs der Wand stand, gesunken und preßte beide Hände gegen die Ohren, nur um nichts mehr hören zu müssen.

„Wie lange sie so gelegen, wußte sie nicht, vielleicht waren es lange Stunden, vielleicht wenige Minuten. Als sie wieder zu sich kam, saß der Marquis neben ihr und kühlte ihr mit einem nassen Tuch die Schläfen. „Komm, fahren wir nach Hause!“ sagte er einfach.

„Willenlos nahm das Mädchen seinen Arm. Vor dem Gasthofe stieß die Equipage. Der Vater hob sein Kind in den Wagen. Dann rollte das allmodische, unschöne Gefährt davon, nach Florenz zurück.

„Es war eine helle, lauschige Sommernacht. Stumm und ernst saßen die beiden Menschen nebeneinander, jeder auf seiner Seite in die schlafende Landschaft starrend. Nur als die Straße durch ein dunkles, verschwiegenes Gehölz führte, löste sich der unheimliche Bann von dem Mädchen. Hart und thränenlos aufschluchzend, lehnte sie sich in die weichen zurück.

„Da beugte sich der Marquis über sie, zog sie fest an sich und raunte ihr mit bebender Stimme leise, ganz leise zu: „Ja, ja, mein armes Kind, die Menschen sind Bestien — nichts als Bestien!“

„Sie verstand sehr wohl, was er damit sagen wollte. Plötzlich ahnte sie, daß er bei jenem schmachvollen Handel nicht weniger gelitten hatte als sie selbst, und daß er die Scene, ihn in kaltblütig zu führen, und einer langen Reihe stumm und stolz ertragener Demütigungen geschaudert. Sie lehnte nach seiner Rühren, weiten Hand und preßte mitleidig und dankbar ihre bebenden Lippen darauf. Dann saßen sie wieder stumm und ernst nebeneinander, jeder auf seiner Seite in die schlafende Landschaft starrend.

Die Kalmückenhäuptlinge Mitschka und Wolodjetzkoi.

Digitized by Google

„Die nächsten Tage verbrachte die kleine Maredscha auf ihrem Zimmer. Eine volle Woche verging, ehe sie sich wieder mit der Führung des Haushaltes befaßte. Da fiel es ihr auf, daß der Vater seine tägliche Fahrt in die Cassinen aufgegeben hatte, und als sie daselbst den Diener befragte, erfuhr sie, Pferd und Wagen seien schon am Tage nach jenem Ausfluge nach Alfredi verkauft worden. An die Nachbarleute, um ein Geringes.

„Brennende Schamröte auf den Wangen, eilte die kleine Maredscha in die Kämmerlein zurück. Keinen betrachte ihr zu sagen, wofür der Vater das Geld benöthigt hatte.

„Niemals wurde dieses Ereignisses zwischen dem alten Herrn und seinem kleinen Erwählten gedacht. Der Maronis war besorgt, das gebrochene Opfer in den Augen seiner Tochter durch heitere Fröhlichkeit zu bemänteln, und diese wieder konnte kein anderes Ziel, als die legten Jahre des Vaters zu versüßen und ihm durch Liebe seine Einsamkeit zu erleichtern. Und das ist ihr ehrlich gelungen . . .“

Kain Simoda schwieg. Er hatte erregt und leidenschaftlich gesprochen. Jetzt blickte er sinnend vor sich hieher.

„Hat die die Marcheia Robanelli diese Geschichte selbst gebeichtet?“ fragte ich teilnehmend.

Der Freund lahe empört auf; wobei ich denn wisse, daß es sich um diese Dame handele? Er habe doch seinen Namen genannt. Den kleinen Zwischenfall und den wohlgezielten Fußtritt im Salon der Marchesa hatte Kain in seiner Zerstreutheit gänzlich vergessen.

Als er nun erfuhr, wie es mich auf die richtige Fährte gelegt, schien der gute Junge auf das äußerste betrübt, daß er das Geheimniß verraten. Stammelte so schiefe gebildet habe. Nur mit Mühe gelang es mir, seine heftigen Selbstanklagen zu beschwichtigen.

„Zum Teufel auch!“ meinte er schließlich trotzig, „es ist kein tröstiger Gedanke vorhanden, daß diese räßliche Geschichte verborgen bleiben müßte. Einmal im Leben ist wohl ein jeder von uns in ein gesellschaftliches Fettnapf gerathen. Es kommt nur darauf an, daß man nicht Schiffbruch leidet, sondern besonnen wieder mutig den rechten Kurs einschlägt. Und das hat die Marchesa redlich getan. Du hast ja drate Gelegenheit gehabt, dich davon zu überzeugen. Sie ist klug und tug. Die kleine Episode ist spurlos an ihr vorübergegangen. Nur eine eigene Empfange hat sie wie mehr besitzen wollen; selbst dann nicht, als sie bald nach dem Tode des Vaters ging unermeßlich reiche Erbschaft machte.

Ich wußte jenes ersten Begegnung im Bücherladen gedenken, und da ich diesen dann doch bedeutsche Zweifel in mir auf, da diese Abneigung gegen ein eignes Geschlecht für einen Menschen, der sich, wie jene traurige Erfahrung an unsere geistreichen Wiener zuweilen.

Es war ja vielleicht nur ein Zufall, aber obgleich wir bei Tische sehr aufgeräumt und heiter gewesen, ein so recht herzlich Lachen hatte ich von der Marcheia nicht zu hören bekommen.

Ich machte Kain Simoda auf diesen Umstand aufmerksam. Er nickte und erwiderte nachdenklich:

„Siehst du, da hat du heute schon zum zweitenmal als blinde Henne ein Korn gefunden. Ich kenne die Marcheia Agathe nun doch schon über zehn Jahre, aber in dieser ganzen Zeit lachen — so recht von Herzen lachen — habe ich sie eine gesehen!“

In unsern Bildern.

Aus den Festtagen, die zu Ehren des Präsidenten Faure in St. Petersburg veranstaltet wurden, geben wir die Einweihung der neuen Leipzig-Brücke am Ufer der Newa wieder, und zwar den Moment, da der Metropolit Sakkadi unter Gebet die Weihe vollzog. Zweifach sind auf unserem Bilde die Hauptpersönlichkeiten zu unterscheiden. Inmitten Rad als hervorragendsten Vertreter der religiösen Malerei bewährt Ehren in Gebärde und in dem von und wiedergegebenen Gemälde „Christus heilt den Gichtbrüchigen“. Dem Beispiel anderer folgend, verzichtet er den Vorgang in der neuen Zeit, und von dem Überlaute der heiligen Schrift weicht er in dem Aufbau der Szenerie ab. Mit hoher Freude aber kann man sich durchaus anerkennenden erfahren, wenn der Künstler genauen auf diese Weise die Möglichkeit zur Verbindung ungemein wirkungsvoller Gruppen, und trog der „Modernsterung“ trägt das Gemälde den Dank religiöser Weihe.

Die Kalmückenherde, die gegenwärtig unter Führung des Managers Gehring Deutschland durchzieht und vor kurzem von Berlin nach Frankfurt a. M. übergesiedelt ist, bietet sehr seltsame Darbietungen dar. Die Kunststücken der von der unteren Wolga stammenden Herde sind Buchstäblich, die ihr Gebieter gestissiert Oberhaupt in dem Talai-Lama zu Tibet erblicken. Unter diesen Titeln prägt, was die heiligen Priester den Gläubigen das gewesene Wasser reichen, während zur Seite ein Mann mit einer Bibel die Gebetsmühle drehen, auf deren Dache die Gebetsschriften sind. Weiter sehen wir Mitglieder der Horde beim Bereiten der Mahlzeit und beim Melken einer Stute. Aus der Steppenwelt noch bekanntlich wird der Kumyß, der hier berauschende Edel genommen. Ein drittes Bild hebt den Zug der Kamelen gar, begleitet von dem einheimischen Gehring der Jagdhunde und den Kalmücken, einer Art Windhunde. Zwei weitere Bildungen veranschaulichen das Abbrechen der Zelte und das Wechseln des Weideplatzes.

Harems-Erinnerungen.

Den Mitteilungen einer Ehrzieherin nacherzählt von

M. Lebius.

Nachdem es im Orient Mode ist, europäische Lehrerinnen in den Familienkreis der Mohammedaner sehr erweitert. Nachfolgend mögen die Erinnerungen einer jungen Schweizerin, die im Jahre 1896 als Erzieherin am Harem zu Kairo wirkte, wiedergegeben werden. Die anspruchslose, knappe Erzählung wird vollkommener als manche lange, gefeilte Abhandlung über die orientalischen Frauen. Am besten lassen mir die Erinnerungen in der Form folgen, in der sie die junge Dame dem Schreiber dieser Zeilen mitteilte:

„Ich wohnte dann drei Jahre lang bei meinen Verwandten in Kairo, ohne daß es mir gelungen wäre, eine Stelle als Erzieherin zu erhalten. Da brachte mir eines Tages mein Cousin, ein griechischer Kaufmann, die Nachricht, daß einer seiner Patienten, ein hoher Beamter — nennen wir ihn Hama Paicha — eine Lehrerin für seine Kinder suche und mich dafür empfohlen habe. Ich ging. Es war den nächsten Tagen weite er und besahen, um mich zu sehen und zu sprechen. Wer war leider alt ich! Natürlich interessierte ich mich für die Familie des Hama Paicha. Mein Chem konnte meine Neugierde aber nur in bedächtlichen Maße befriedigen. Er wußte von den Leuten auch wenig, und das wenige, was Hama Paicha betrifft, war eine Gattin und zwei Töchter und seine beiden Kinder. Mit Bedauern erfreute er sich keines seiner Vorgesetzen großer Verschätzung und daß er mehr als ein einfacher Arbeiter, sondern auch als ein Kenner europäischer Verhältnisse galt. Er hatte mehrere Jahre in England gelebt und sprach das Englische geläufig, das Französische ziemlich flüssend. Auch manche der andern Staaten Europas hatte er auf Reisen kennen gelernt. Vor wenigen Jahren war ihm das Mißgeschick zugestoßen, daß seine Frau, die nach jener alter orientalischen Frauen erlaubt zu werden. Dieser Vorfall hatte zwischen seiner ausschließlichen Landsleuten sein übles Gerücht bereitet, seine Vorgesetzten sahen ihn seitdem scheu, ihm in eine andere Abteilung des Ministeriums zu versetzen.

Etwa acht Tage mochten vergangen sein, da meldete mir einer Dienstmann seine Ankunft, der Paicha erwarte mich im Beaufsichtigung, und ich eile, ihn zu begrüßen. Bei meinem Eintritt erhob sich der arabische Herr ritterlich, um mich meiner Lage zu nähern, machte mich mich gnädig hinte. Er erkundigte sich nach meinem Studiengang, sah meine Zeugnisse durch, die ihn zu befriedigen schienen, und bot mir denn meiner Aufenthalt bereits Jahren den Monat. Ich willigte ein, und so war meiner Angelegenheit geregelt.

Meinem unserer Unterhaltung hatte ich Gelegenheit, ihn zu studieren. Er stand Anfangs der vierziger Jahre, war groß, dick, schmeichelnd und etwas beleibt. Die Kleidung war europäisch, nur auf dem Kopfe trug er den roten Fez mit der Quaste.

Ich war völlig frei, und so konnte ich, seinen Wunsche entsprechend, auch die bereiten Tage die Stelle antreten. Der Mohammedanische Paicha lag, wie er mitteilte, nicht in Kairo, sondern in Matarieh, einer Oase am Rande der Wüste. Die arabischen Herren ziehen ihre Villen an Meeresstrand oder auch den Bergen vorziehen, zu denen die reichen Kopoter ihre Villen an der Küste. Das ungeheure, zwischen Matarieh und Kairo liegende Land. Man bemerkte dort die prächtigen Hammelstränungen des Sommerauftrags und -Untergangs, die tuntelrote Sternenpracht während der dunklen Nächte und die laue Luft, die auf die gereizten Nerven der Bewohner von Kairo wohlthätig wirkt.

Bald erschien Hama Paicha wieder, mich abzuholen. Da er mich nun bereits zu meinen Pferdedienern zählte, so durfte ich mich in dem offenen Wiesenbahnwagen fahren, sondern wurde in die Abteilung im Innern gebracht, was mir nicht gerade angenehm war. Das Tier unseres Fuhrt war bald erreicht. Mein zukünftiger Herr, bot in der Nähe der Bahn lag, gab uns meinen einen Gruß. Eine hohe gerade Mauer umschloß das ganze Besitztum. Mein Begleiter zog einen Schlüssel aus der Tasche und öffnete die kleine, mit Eisenbändern beschlagene Thür, die knarrend aufging und sich knarrend wieder schloß. Während meinen wohlmannschaften Reisenschritt in der Familie Hama Paichas trennte mich dieses Pförtchen von der Außenwelt, und den Baumkreis der hohen Mauer durfte ich nicht überschreiten.

Innerhalb der Mauerumfang befand sich ein mehrstöckiger Doppler Garten, und in der Mitte desselben stand das Wohnhaus, der Harem. Ebenend lands ich es, daß der zahlreiche Garten durch hohe Cypressenbäume in zwei Teile getrennt war. Die Bewirtschaftung hatte, wie ich später erfuhr, den Zweck, Gärtner und Arbeiter von den Haremsdamen zu trennen. Über die Hälfte des Gartens, die mir zugewiesen wurde, war mit den Beschäftigungen, das einzige europäisch eingerichtet Gemach des Harems. Die Möblierung war höchst einfach, ein Bett, zwei Stühle, ein Tisch und der freien Fensters Vorhänge. Und doch war diese Einrichtung gewissermaßen luxuriös gegen diejenige der Frauengemächer, in denen sich außer Bett und Tisch nichts befand. Die einen tatsächlich Frauen ihren nämlich auf dem Boden, der allerdings mit Teppichen belegt ist. Die erste Folge hierer Art war Eigenst war für mich das, daß ich mein Kostüm ablegen mußte, weil es mich bei der gebräuchten Hockstellung zu sehr behinderte.

Doch war zurück in das Beschäftigungszimmer, wo ich auf einem Seidel Platz nahm. Hama Paicha hatte Frau und Kinder, um sie mir vorzustellen. Bald erschienen auch die einzelnen Familienmitglieder, einer nach dem andern.

Auf Kapperndem Pantoffeln näherte sich zuerst die Frau des Hauses, die Mutter von acht Kindern, wie sie mir bald verriet, die drei ältesten Mädchen, deren Ich ebenfalls das Leben gerichtet hatte, sprach niemand. Madame Hama Paicha war eine kleine, dicke, eingerissen ausschauende Frau, deren Gesicht in einem Gemisch von Gelb und Rot Hellgrün. Ihr Gewand bestand aus weiten Hemdes, das mit weiten Ärmeln bekannt. Da ich an jenem Tage recht warm war, hatte dieses Hemd die riesigen Dimensionen angenommen, daß es mir vorkam, als wäre ich in zwei langen Säcken mit Löchern wiederholende Haar hatte sie ein Tuch als Stirnband getragen. Sie nahm sich nun mit Behagen auf dem Sopha nieder, bereitete mir gegenüber, kaum ihre Füßen und bot mir den arabischen Gruß: „Nahaarac said in arabi.“

In meinem Unterrichtszimmer arabischer Gebräuche beging ich eine Unglücksschicksal. Als sie nämlich über meine Nase mit der rechten Hand, deckte ich, sie wollte mir die Hand geben. Ich reichte ihr meine Hand, und sie schüttelte sie recht kräftig. Sie machte ein verwundertes Gesicht; offenbar wußte sie nicht, was das zu bedeuten habe.

Da bot Hama Paicha mir seine Hand, so kam trog der Toleranzlehrerinnen Hama Paichad die Unterhaltung nicht recht in Fluß. Die Dame nahm mit dem Sofa Platz, aber abwechselnd war der europäischen Sitte. Sie zog während der Beine auf das Sofa, so daß die Kniee dem Kinn berührten.

Endlich erschien die Kinderschar, und das brachte etwas Leben in das Zimmer. Da war zuerst die älteste Tochter, ein verzogenes, launisches Mädchen, aber liebenswürdig Gesicht. Sie trug ein kleidsames Kostüm, das aus einem Kopftuch, das nach orientalischer Weise in gefaltet war, und die Thren ihre bieten. Sie plapperte allerlei französisch — was sie bei meinem Eintritt gesprochen hatte — und hatte sich beim ganzen Harem gewonnen. Der älteste Sohn war bereits zehn Jahre alt. Er besuchte eine von Europäern geleitete Schule, und das hatte auch auf ihn einen günstigen Einfluß ausgeübt. Seine Jungen, der sich kaum von dem einer französischen Schuljungen unterschied, zeigte wer bildungsfähig gewesen. Einen Gymnasiasten brauchte er allerdings nicht. Das übrige kleine Volk war zwar sehr lebhaft und beweglich, mag aber die Reinlichkeit anbetrifft, so machte es der Mutter alle Ehre. Die Gesichter waren ungewaschen, die Kleider voll Löcher und schmierig. Die Jüngsten liefen barfuß einher. Eine Kuriosität machte die entzündete Augen. Es hatte nämlich der zerstörten Krämpfen beschleunigten Fliege in die Augen, ausgebeinten und ausgetrennten Mangenschleife seines Vaters gesteckt, worin sie sich natürlich sehr verletzte.

Nachdem mich Hama Paicha bergestellt in seinen Harem eingeführt hatte, entfernte er sich, um zu speisen. Das Mittagsmahl wurde mir auf einem offenen Gange serviert, nur kein elterlicher Genuß sein sollte, da ich ihn nicht gemeinsam setzte zu dürfen. Den Essen, das aus einer guten Mittagsmahl bestand, wurde gegen meinen Freunden. Das Bedienung besorgten der zwei- und dreijährige Sohn mit großer Unbeholfenheit. Sie setzen ohne Unterbrechung zwischen der Küche und dem Speisezimmer hin und her.

Als der Hausherr gesättigt war, durften mir übrigen Hausgenossen und an den Tisch setzen. Dieses erste arabische Mittagessen mag mich eine besondere Überwindung meines Ekels gekostet haben. Wie verschmutzten und um einen langen Tisch, auf beiden Seite eine große, dampfende Schüssel mit Hammelfleisch und Reis stammte. Ich aßen hatte Löffel, Messer und Gabel. Jeder der übrigen erhielt statt des Tellers eine große Scheibe des weißen, schweren ägyptischen Brotes. Die Hausfrau hatte mir mit beiden Händen in die Schüssel, suchte einzelne Fleischstücke heraus und verteilte sie. Waren die Stücke zu groß, so wurden sie mit den Händen zerrissen. Da das Hammelfleisch in einer Sauce

Digitized by Google

schwamm, so trappte seltene beim Vorteilen um Essen reichlich auf Tisch und Kleider. Mit den Händen in die Schüssel fassen zu dürfen, war übrigens nicht bloß das Vorrecht der Dauphins. Kamen hatten die Kinder ihre Fleischstücke und den Reis verschnitt, so langten auch sie in die Schüssel und stärken sich nach etwas heraus. Die Geschirr der jüngsten Kinder waren voll auf das genäßliche beschmiert, wenn sie Hände gar nicht zu reden. Die Sauce lief an den Handgelenken und Armen abwärts und wurde dann gen den Ellenbogen. Zu verwehren hielt noch, daß jedes Kinder auf dem Tisch selbst Platz genommen hatten. Der Junge, der die alten Pantoffeln seines Vaters an den Füßen unbeschädigte, hatte, bevor er sich auf den Tisch setzung, sich bereits mit Speise und bedeckt, daß er nicht mehr nur für sich bestimmt, daß andre für die süßt kleinsten der Kinder, zwei Mädchen und drei Knaben. Wie sich nun erhoben waren, pflegen die Mutter sich zur Tafel und mit aufzugießen. Sie legen sich in ihren Zugeschleiden wieder, ohne auch nur einen Knopf aufzuknöpfen. Man weiß es dabei wenig, mit welchem Vergnügen auch die Väter betrachteten, als ich mich zu entfernen begann. Da ihnen meine Handlungsweise nicht ganz gehören wollen, so klagte sie mich Mindern an, ich sei ein Verächter der Sitte, die europäische Lebensart ziehe ihre Kleider vom Körper!"

Die Dauphins war eine erfahrene und duldsame Dame. Sie beherrschte wohl die Kinder, doch sie war nicht Tyrann; wir wollen sie nicht hindern. Vielleicht ist es ihre Heimat so Sitte!"

Man braucht also über den Anstandsbesuch nicht, sich dadurch gegeben, ein Auge zu und sieh mich gewähren.

Jedes Bett besteht aus Matratzen zum Schutz gegen die spitzigen Bodenbretter. Es war dies eine Art Strohsack, der über die vier Ecksäulen des Bettes gehängt wurde. Die herabhängenden Enden des leinwandigen Stoffes zog man, wenn man gläubig im Bette lag, über sich. Als ich des nächsten Morgen brachte ich das seltsame Gerichtswerk der Haremsdamen noch einmal mit Schaudern, als ich mich aus dem Bruder mit Seite und Füßen zu entfernen und mit dann mit einer Jahrhörte die Jahre putze — alles Landungen, die einem Europäer selbstverständlich sind, die aber dem einem ausländischen Gaste nicht ohne Gewissen und Verachtung betrachtet wurden. Bei ihnen ging die Morgenmühle etwas rascher vor sich. Sie standen Zahne und Gesicht mit Wasser, und das Geschäft des Anziehens war vorüber.

Als Frühe für diese mangelhafte tägliche Säuberung kann man alle acht oder mehrere Tage eine große Wasserreinigung statt. Der Badetag brachte jedesmal viel Unruhe und Hast. Die verwechselten Matratzen bewegten nämlich nur einen Theil des Bettes, und so war es nöthig, daß man von den Kindern in Kleinen, vorsten Kinder und dem Badeinnen gelehrigere wurde. Da das Baden der Familie bei der sehr ermüdlichen Umständlichkeit des ganzen Hauses mittag währte, so hatten die Kinder richtig hin und her zu laufen.

Die Badevorgänge ging so vor sich: Der Badende nahm in einer Kachen, runden Wanne Platz und wurde nun etwa eine halbe Stunde lang von einer alten blinden Frau, die neben ihm kniete, mit Seifen Bürste und Schwamm tüchtig durchrieben. Währenddessen war die ganze Familie im Zimmer anwesend. Ich vermochte es natürlich nicht über mich zu bringen, auf so nahen Augen meine Blöße zu entfernen. Erst als die Letzterschieden ausgeschlossen war, verbreite ich mich der Badevaus an.

Doch der Letzte trug der drückenden Hitze, bei der man kaum erzogen schwitzt, sich so wenig wohlen und baden, mag der Waßerarmut des Landes zugeschrieben werden. Am Rande der Wüste ist das Trinken von Wasser ein Luxus, den man zum Kaufpreis muß. Das Wasser für unsern Haushalt lieferte ein mit vielen Reisen bespülter Dromedarmann. Trotzdem an dem Schöpfbrunnen Arab eingeladen waren und den ganzen Tag arbeitete, hatten wir kaum zu viel Wasser, um auch noch den Garten hinreichend zu versorgen.

Bald nahm ich gänzlig die arabischen Lebensgewohnheiten an. Ich trug die luftigen Beinkleidungen, lernte auf den Fersen Platz zu nehmen, Hockstellungen und mich an Appetit an der Mahlzeiten. Meine Leichtfertigkeit war meiner anerkannt. Die Eltern hielten mich viel und die Kinder sehr wenig zum Lernen, und da ihr Lehrern ihre mahomedanischen Feiertage einhielten wie ich meine christlichen, so gab es ziemlich viele Ruhetage. Aber je weiter Zeuge sprachen bald einige der Kinder allerlei Brauchbares.

Aber weiß, wie lange ich noch in den Einerlei des Haremslebens dahingetrauert hätte, wenn nicht etwas eingetreten wäre, was mich meine Stellung aufgeregt machte.

Hana Pascha, der mich von Anfang an mit großer Aufmerksamkeit behandelt hatte, wurde von Tag zu Tag liebenswürdiger. Seine Besuchen war schließlich derart aufällig, daß es auch seiner Gattin nicht entging. Mit echt orientalischer Heftigkeit begann diese nun mich ihre Eifersucht fühlen zu lassen. Wenn wich es mir nahezutreten, daß mein Aufenthalt sich infolgedessen recht unerquicklich gestaltete. Wer aufwerden das Haremsleben näher kennt, weiß auch, daß Aeußerungen gern ihre Nebenbuhlerinnen durch Gift und Dolch aus dem Weg zu räumen. Wer Unrecht — ob begann für mein Leben zu fürchten. Ich ließ den mir dargereichten Mokka öfters unberührt stehen und wurde schließlich ganz vorsich und aufgeregt.

Zu vorsichte rief ein Verfall, der meinem Schwanken ein Ende machte. Hana Pascha erlaubte seiner Gattin, ihre Eltern zu besuchen. Sie reiste Hassan Bey reiste ab, und nun wurde der Haushalt mehr als deutlich. Am Tage nach der Abreise wurde ich auf das Zimmer des Paschas beschieden. Ich war nicht Willens abgeht, so nahm ich als Schutz einen der Kinder mit mir, aber er schickte es retzet weg. Leber das Folgende kann ich nicht bewegen. Nur so viel: Ich entfernte das Bedenk in Aufbewahrlichkeit übergang, gab es einen Auftritt, aus dem der Kinder schließlich mit Leber gerungen hat, daß europäische Damen mit Achtung zu behandeln sind.

Der Pascha reiste am Nachmittag, war gewohnt, nach Hause. Ich erzählte nun im Hause, wie mit packte meinen Sachen, die Dienstboten waren, um für als Arbeitsgeleitet zu dienen. Ich packte meinen Koffer, ließ mir durch den Gärtner einen Eselstreiber besorgen, nahm von den Kindern herzlich Abschied, und verließ heute stürmisch das Haus. Natürlich ging ich nicht zu den Schwiegereltern Hana Paschas, sondern in das damals meinem Thiring, wo ich mich allerdings nicht sehr wohl befand. Nach einigen Tagen landte mir der Pascha mein rückständiges Gehalt; über meine plötzliche Abreise sich zu beschweren, wagte er nicht.

Die Schiffahrt unter Wasser.

Von

Dr. Arenschman.

Der Mensch ist vermöge seiner Organisation an die feste Oberfläche des Erdball gebunden; es ist ihm versagt, wie Vogel die Luft zu durchfliegen, wie Fische im Wasser sich dahin zu bewegen, in das er sich nur mit Hülfe künstlichen Apparates und unter nicht unbedeutender Gefahr auf längere Zeit eindringen kann. Die tiefe Wahrheit der Sage von Ikarus, dem die Sonnenwahl das Wachs der von seinem Vater Dädalus verfertigten künstlichen Flügel schmolz, so daß er ins Meer stürzte, scheint Vater entzog, besteht immer noch zu Recht, wenn wir daran denken, wie in unsrer Zeit zwei deutsche Erfinder auf den Gedanken der Unterschiffahrt, die sie nach großen Hoffnungen gefaßt hatte, bei ihren kühnen Versuchen ein gewaltsames Ende fanden. Aber auch in der Reich Neptuns ist uns das Streben Erfindungen verwehrt, die spielenden Perlenfischer des indischen Meeres können Jahrhund zwei bis drei Minuten unter Wasser bleiben und sollen ihnen ausgezeichnete Gehör, intuitive Kenntniß der Gewohnheiten der Seethiere nicht aber auch es ist an eine beschränkte Oertlichkeit gebunden und würde dem bad Meeres bejunderdenen und die luftgefüllten Taucherglocken, die in neuerer Zeit vielfach bei Bergungsarbeiten unterliegen, wenn es es ergendwo, längere Zeit in großeren Tiefen über 30 bis 40 Meter sich aufzuhalten. Der allgemeinen Menschen Erfindungsgeist scheint das Feld zwar, in einem den Körper des Fisches nachahmenden, unter leichten Boote mit großer Geschwindigkeit die Tiefe der Ozeane zu durchsehren, so die wie ein Schwimmer bei Sonnenlichte gebrungen ist, und von allen den mit wissenschaftlichen Beweis gekrönten Phantasiegebilden Jules Verne's, der trug ihre Ueberlegenheit auch der Gefährlichkeit nicht ohne Interesse sieht, ist vielleicht seine spannendste als jene, worin der Gegäher den entsetzlichen Kapitän Nemo sein Gefolge „Nautilus" durch die Wunder und der Tiefe des Ozeans führen läßt; denn gerade die Schiffahrt unter Wasser gehört bekanntlich nicht zu den theoretischen Unmöglichkeiten, sondern zu den Aufgaben der praktischen Mechanikern, wonach sich bedeutende Techniker mit vielen Problem beschäftigen, und im Prinzip heute als gelöst erscheint und nur noch einer technischen Vervollkommnung bedarf, um sie bei jeder großen Gründung notwendig sind, um dieselbe praktisch verwendbar zu machen.

Das Motiv, das zu gewaltig technisch gehörtem Opfer schon seit mehr als 120 Jahren dazu anreizte, immer wieder sich mit dem Bau submariner Boote zu beschäftigen, liegt in der ungeheuren Bedeutung, die ein derartiges, wirklich brauchbares Fahrzeug für den modernen Seekrieg haben würde. Heute kann die großen Staaten ganze Flotten von Panzerschiffen, deren Kosten sich bis gegen 20 Millionen Mark pro Stück belaufen, bemaffnen dieselben mit den verwüstendsten Riesengeschützen, Schnellwerfkanonen und Torpedorohren ist Torpedoboot und unterwaffen Mundern

von Torpedobooten, die, einem Harmonikaschwarme vergleichbar, den Wegner nicht zur Ruhe kommen lassen sollen, sowie er sich anschickt, in fremden Küstengewässern zu ankern. Solche Umwälzungen nun die Erfindung eines solchen Unterseeboots in der angegebenen Weise, so würde Bedeutung ihrer Wichtigkeit, ist grundlose unbeschreiblich. Die Blockade eines feindlichen Hafens, einer Flußmündung oder ist unmöglich, da die von einem einzigen Unterseeboote der blockierenden Flotte drohende Gefahr dieselbe zum sofortigen Rückzuge zwingen würde.

Ebenso wie die Erbauung des ersten Panzerschiffes im amerikanischen Secessionskriege ist auch die Konstruktion des ersten Unterseeboots ein Verdienst der Amerikaner. Während des großen Unabhängigkeitskrieges, den die englischen Kolonien in Nordamerika in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gegen das mächtige Mutterland führten, baute der amerikanische Kapitän Bushnell das erste bewaffnete Boot, um mit diesem Hilfe die englischen Kriegsschiffe in die Luft zu sprengen. Trotz der in der Vergleich der Hauptmittel sehr Standes der damaligen Technik wendete dasselbe mit Ruderkraft vorbewegte Boot in ganz zufriedenstellender Weise und brachte es auch zu Taube, unter dem Linienschiff „Eagle" eine Mine zu legen, deren wiellame Entzündung jedoch am Nichtzustimmen der Zündvorrichtung scheiterte.

In den darauf folgenden 90 Jahren kam die Erfindung nicht über die Form von Projekten hinaus, und erst in amerikanischen Secessionskriege bewirkte wieder ein Unterseeboot eine Rolle, mit dem es der Kapitän der Südstaaten gelang, den den Nordstaaten gehörigen Schiff zu vernichten, wobei jedoch auch das Unterseeboot samt seiner Bemannung auf immer in den Wellen verschwand. Zahlreiche praktische Versuche mit submarinen Booten fanden in den siebziger und achtziger Jahren unsres Jahrhunderts statt; die Konstruktionen waren mannigfaltig, aber nicht einfach, und es allen diesen Booten an der passenden Triebkraft, denn die dazu verwendete Dampfkraft setzt Feuerungsanlagen voraus, und es fand sich als unmöglich, diesen den unterseeischen Fahrt Luft in genügender Menge zuzuführen. An diesen Punkte scheiterte auch die Braunschweig des damals vielgefeierten Erfinders Bauer. Dieses Boot, das in den Einzelheiten auf der Kopenhagener Ausstellung 1885 bewiesen, mit Lichtglück tauchte und emporstieg. Bei unbeständigem warm die Besatzung mit dem Boote in den See. Das gebaute Unterseeboot „Hyrmone" dieselben führten jedoch zu der Erkenntnis, daß die organischen zu hoher Verwollkommnung gebrachte Schiffahrt nur einzige brauchbare Triebkraft sei, und die Ingenieure Gustave Zédé und Romazzotte unternahmen nun den Bau eines neuen, nach ersteren benannten Bootes, das nach trompetenden Versuchen zwar von allgemeinem bemerkt haben soll, aber doch die Bewegung großer Verbesserungen als wünschenswert erscheinen ließ. Die Hoffnung auf ein solches Boot hat inzwischen verbrechen Zédé jüngst die französische Regierung im März 1896 eine Konkurrenz aus, in der unter nicht weniger als 40 eingesandten Projekten das Tauchboot „Gymnote" des Ingenieurs Carpa Lindbau der erste Preis zuerkannt wurde, wobei aber auch der eben genannte Romazzotti und der Marineleutnant Krebs einen Preis zugesprochen wurden.

Inzwischen sind aber den Franzosen die niemals ruhenden Amerikaner um einen Schritt vorausgeeilt, die bereits 1895 eine Probefahrt unternommen hatten. Der prämiierte Entwurf des ständigen Ingenieurs Holland wurde zur Ausführung bestimmt, und das auf den Werften der Gasconagne Cramp in Philadelphia erbaute Boot, das Schiff Holland, das den Namen „Plunger" erhalten hat, ist am 7. August dieses Jahres von Staat gelassen worden. Probet nach dem Gutachten und amtlichen Berichte der Kommission vollkommene aller bisherigen Unterseeboote hat äußlich wie die Fischtorpedos die Form einer Zigarre, doch liegt die Schwerlinie, beziehungsweise die Schwerpunkt, nicht in der Längsachse des Fahrzeuges, sondern etwas unterhalb derselben, da andernfalls deutliche leicht einer verhängnisvollen Rotation um die eigne Achse unterworfen sein könnte. Vorne einen und der oberen Fläche befindlichen angebrachten Turm, in den der Kopfer Platz nimmt, und einem Schraubem, der gleichfalls den Tiefenregulierung dient, liegt das Boot in seiner Vorwortsgangen. Der Turm ist durch gehärtete Nickelstahlplatten gebildet. Um nun beliebig unterzutauchen, ist das Schiff mit einer Vorrichtung versehen, die augenblicklich eine Neubelastung mit der Lastlinie der Fische hat, nämlich mit einem von dem übrigen Hohlraume des Schiffes sorgfältig abgeschlossenen, mehrere Tonnen fassenden Behälter, der das Fahrt auf dem Wasserspiegel Luft enthält, jedoch mit Wasser gefüllt wird, sobald das Schiff tauchen soll. Es taucht also nicht durch Verminderung seiner Ladung, sondern gerade umgekehrt durch Vermehrung seiner Ladung, und zu diesem Zwecke sind zwei Pumpen vorhanden, die das Wasser aus dem Behälter nach außen befördern. Sobald das Schiff hinlänglich unter Wasser, wird das Wasser aus dem Behälter nach außen befördert

Am unteren Ende befinden sich zwei Schleusen, die bei Fahrt über Wasser durch eine mit Petroleum gespeiste Dampfmaschine, bei unterseeischer Fahrt jedoch durch Accumulatoren in Bewegung gesetzt werden, deren Ladung während der Fahrt über Wasser durch die Dampfmaschine bewirkt wird. Das 25 Meter lange Schiff vermag ohne Gefahr einen Ueberdruck von reichlich vier Atmosphären auszuhalten und somit demnach bis zu einer Tiefe von mindestens 40 Metern unter den Meeresspiegel unterzutauchen. Die Sicherheit beider ist aber nur Tiefe von 22 Metern auch überschritten werden, und dieser Maximaltiefe entsprechen die Abmessungen des oben geschilderten, zur Aufnahme des Taucharbeiters bestimmten Schachtrohres. Bei geringeren Tiefen als 40 Meter würde natürlich die Belastung des Schiffes durch den kolossalen Wasserdruck eingedrückt werden. Unter verschiedenen Atmosphärendrucken komprimierte Luft, die auf diesen Schritte eine große Rolle spielt, dient zum Zweck der Atemgesetz bei längerer unterseeischer Fahrt und zum Emporschleppen auch zur Speisung der Feuerung, wenn am Ende der Unterseefahrt behufs Heizung wieder in Thätigkeit treten soll. Schwimmeinlass kann auch während des Meeresstandes unter Wasser dem Boote durch einen mittels eines Schwimmers mit dem freien Ende über Wasser gehaltenen Schlauch durch einen luftabsaugenden Apparat Luft zugeführt werden. Ist große Tiefe 10 nun, ob dieses Schiff — was die offen bedingungen recht gefährlich werden ist — die anfänglichen Zitterstellung auch beibehalten wird, wenn es auf längerer Zeit in die Tiefe hinabbringt. Zur beider konstruierten Boote tauchten auch schon zu mehr oder minder zweckmäßiger Tiefe, brachten jedoch ein heutiges Maß, bringen erfahrenen, daß die Sicherheit der Fahrtrichtung verloren ging, sobald der Führer durch das Unterwasserfahren den freien Ueberblick verlor. Der Erfinder behauptet jedoch, diese Schwierigkeit durch Anbringung eines Spiegelapparates überwunden zu haben, der den Führer auch bei unterseeischer Fahrt einen Ueberblick über die Umgebung auf der Oberfläche gestattet. Ueberdies hat man Ursache, gespannt zu sein auf den Ausgang der nun bald zu erwartenden Versuche mit diesem Boote, bei dem alle Vervollkommnungen der Technik zu Hilfe genommen worden sind.

Ein unheimliches Zaubergau wird aber der „Plunger“, selbst wenn er alle auf ihn gesetzten Hoffnungen rechtfertigt, nicht nur für den Angegriffenen, sondern auch für seine eigne Mannschaft sein, die durch einen einzigen so Schuß erreichenden Treffer rettungslos dem Tode des Ertrinkens verfallen muß.

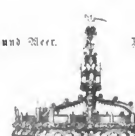
In diesen Tagen, wo jeder mit Spannung eine Nachricht vom Ausfalle der Amerikaner Ballonfahrt erwartet, hat ein Preisrichtercomité der Benutzung eines lufmarinen Bootes auch zur Erreichung des Nordpols nachgedrungen. Der Gedanke, unter meilenlangen Eisfeldern durchzufahren, ist nicht neu, aber voll gewagt, wie mancher in einem Roman à la Jules Verne verweilt zu werden.

Für den praktischen Verkehr in Friedenszeiten werden derartige Boote kaum jemals Bedeutung erlangen, weil für sie das nötwendigste Bedürfnis fehlt. Im Ernstfalle aber können auch werden sie sich vielleicht zu einer zuverlässigen Waffe entwickeln.

Aus dem Ratsschatzkammer der Stadt Köln.

Als seit Kaiser Wilhelm I. Köln besuchte, wurde ihm der Ehrentrunk in einem gehegten Pokale dargebracht; eine Prunk- und Zaubergrade, wie im vorigjahren und hundertjährigen Jahrhundert, heißt die Stadt nicht mehr. Von solchen Pokalen war sie durch die Ungunst der Zeiten, verschwene „Belcher“ und „Becher“ gründlich beraubt. Als der Tenor patzte diese Worte sang ich an dem heutigen Glanze der heutigen Metropole Westdeutschlands; deshalb wurden dem ersten Besuche des jetzigen Kaiserpaares, 1871, neben zwei Prunkbechern, gefchenkt und dem Tombrunen, der zur Jahrhundertfeier bemacht das alte, glanzvolle Köln hatte vergehen und langsam wiedererstehen sehen, zwei Pokale beschafft, wenig in diesen Jahre der Jahrhundertfeier, und ein goldenes Buch gekommen sind. Beide Kunstwerke, wenig einzig in ihrer Art, auch ausgezeichnet Silber und reich emailliert, in spätgotischem Stile, nur er sich gegen 1500 entwickelt hatte, sind nach Entwurf und Modellierung altstädtischen Arbeiten, hervorgegangen und der Werkstatt des Hofgoldschmiedes Gabriel Hermeling, dessen Stammvater schon um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts Ratsgoldschmied von Köln war. Von letzteren ist das Geschick bis jetzo Generationen vom Vater auf den Sohn vererbt.

Der Tafelaufsatz, 46 Centimeter breit bei 55 Centimeter Höhe, bildet einen Springbrunnen für Kölnisches Wasser,



Tafelaufsatz.

Goldenes Buch.
Aus dem Ratsschatzschatze der Stadt Köln.

getrieben durch einen kleinen Tischtummler im Innern. Auf dem hochstehigen Fuße, der auf je drei Löwen und Greifen, den Kölner Wappenhalter, ruht, erheben sich um den Schaft drei Muscheln mit den Statuetten der Kölner Freiheit, der I. Mark I. und Karl V., die im Mittelalter Götter der Stadt waren; Pagen halten deren Wappenschilder. Auf der reichen Kapellenbedeckung ruht die hochgotische Brunnenschale, deren Boden in durchbrochenem Zellenschmelz je drei altdeutsche Rechtsbücher und drei Kölner Wappen zeigt. Hierüber munten an 20000 Zellen mit Email in Form zusammengehängten werden, wohl die schwierigste Arbeit am Stücke. Die Reliefs der Schale entgegen nach außen in reich getriebenen Buckeln, die in einer Hohlkehle einen Zirkel mit Früchten- und Jagdszenen, entsprechend der Rhein- und Landschaft der Stadt, tragen. Darauf steht die zinnengekrönte, von Thürmchen und Türmen unterbrochene mittelalterliche Stadtmauer. Acht Kölner Bürgertypen mit entsprechender Sprenghogen stützen die Mittelschale, aus deren Kapitol sechs Löwenköpfe Rheinisches Wasser speien. Ueber dem Kapitol befinden sich drei Kapellen mit den Figuren der Königen. Die Kapellenbedeckung endigt in einen Helm, über dem der viereckige Reichsadler und die Kölner Hansakoggen, wie auf dem Rathausturme, den Wetterhahn bilden.

Das goldene Buch, 25 Centimeter breit, 23 Centimeter hoch und 4 Centimeter dick, zeigt auf der Vorderseite ein fein ziseliertes Relief, die Begrüßung des Kaisers Max I. vor dem Rheinthore durch den Bürgermeister von Köln darstellend. Darunter steht das Wappen der Stadt von Gold und Löwen gehalten, Ringsum läuft ein reicher Zwerg und Rankenmuster mit Blumen und Fruchtschnüren, auf denen Vögel sitzen, während die Ecken unter Akanthusblattlappen die goldenen streuen des Kölner Wappens mit roten Emaileinlagen zeigen. Der Rücken hat die gleiche Einteilung, aber in einfacherer Ausführung, im Mittelfelde den Reichsadler und zu den Kölner Pfauen (= bauer, freier Bürger) im Herzschilde. Der Rücken ist mit drei Akanten und dem Vermerk „Anno 1895“ versehen, die Ecken tragen auf roten und weißen Grunde die Jahrzahl 1446 Kölln (doch Köln). Das Innere hat die Form eines lehrreichen Pappe. Auf der ersteiten Seite wird je ein besonderes Ereignis aus Kölns Geschichte gekrönt, den kurz auf leben Blättern die Unterschriften der hervorragenden Freiheitskämpfer folgen. Als erste haben am 18. Juni 1897 sich eingetragen: Auguste Viktoria R. J.“ und „Wilhelm II. R. J.“

J. C. Bigenwillen.

Für müßige Stunden.

Schach.

(Bearbeitet von C. Schallopp).

Aufgabe Nr. 41.
Von Josef Jaeger in Prag.
(„Leipz. Presse.“)
(Schwarz).

Weiß.

Weiß zieht am und liefert mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe Nr. 39. Nr. 2782:

1. Sb5—a3 | Kd4—e4
2. L: Lg6—d3 | Ke4—f5
3. Ld3—e2 matt.

A.
1. L e7(Sd4)g6—g5d
2. Ld3(Sc4)e2—c4
3. Le2—f3 matt.

B.
1. Kd4—c3 | Ke4—f5
2. Lg6—f5 | Kc3—d4
3. Lf5—e6 matt.

Partie Nr. 83.

Zu Kraken von einigen Jahren gespielt.

Russische Partie.

Weiß: Dr. J. Dawid (Breslau). — Schwarz: J. Dawruk.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	e7—e5	14. Sf3—e5	Dd8—e7
2. Sg1—f3	Sg8—f6	15. Te1—e3	Kg8—h8
3. Lf1—c4	Sf6(b8)—d7	16. Df3—g3	Kf7—g8
4. 0—0	Sc6—e7	17. Dg3—g4	Kg8—f7
5. d2(c3)—d3	d7—d6	18. Dg4—g3	Kf7—g8
6. c2(d2)—c3	Lc8—e6	19. Le1—e2	Kg8—h8
7. Lc4(e2)—b3	Le6—c8	20. Se5—g4	
8. d3—d4	Se7(c6)—e6	(mit Sieg in zwei Zügen.	

1) Zug 18 scheint gut zu sein, doch scheitert 3. Sf3—e5 einer Anzahl von Gewinn, besonders empfehlenswert 3. d2—d4.
2) Um besser 18. Sf6—e4 3. L: e4—d5 Dd8—e7.
3) Weiß scheint empfehlen 6. Sd2—d3, der Zeitzug dürfte jedoch zweifelhaft sein.
4) Auf Dc8—f5 folgt 10. Te1—e3 Kd8—d7 11. Lf1—e1 Kd7(e8)—c8 12. Le2—f3 Le6—f5 13. Df3—d3! Lf5—e6 14. Le1—e2 15. Te1—e3 16. Df3—e4 Sd8—e6 17. Df3—e4 Sc6—e7 18. L: e7(Se7)—e7 19. Te1—e4.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift nicht strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Erich Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Bestellungen und Zeitungen nur An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Auflösungen der Bilderaufgaben Seite 824:
Das Litteraten-Dächerrätsel:

Drei Worträtsel: Mimosen.

Auflösungen der Bilderaufgaben Seite 840:
Des Rätsels: Nelken — Nest.
Des Umstellrätsels: Tee Kopf — Kopfort.
Der Rebus-Aufgabe:

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 04642 9059

GENERAL LIBRARY,
UNIV. OF MICH.
JUN 27 1899

Digitized by Google

Digitized by Google